MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80401-2

*AUTHOR:*

STEINHAUSEN, GEORG

*TITLE:*

GESCHICHTE DER
DEUTSCHEN KULTUR

*PLACE:*

LEIPZIG

*DATE:*

1913

Master Negative #

91-80401-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

## BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



**Steinhausen, Georg**, 1866-1933.

Geschichte der deutschen kultur. Von prof. dr. Georg Steinhausen ... 2., neubearb. und verm. aufl. ... Leipzig und Wien, Bibliographisches institut, 1913

2 v. illus., plates (part col., part double) 26cm.

Fourth edition has title: Die deutsche kulturgeschichte.

 Copy in Barnard. 1913. 2 v.

1. Germany—Civilization—Hist.

Library of Congress DD61.S81 1913 13-23218

Copyright A—Foreign 8367

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

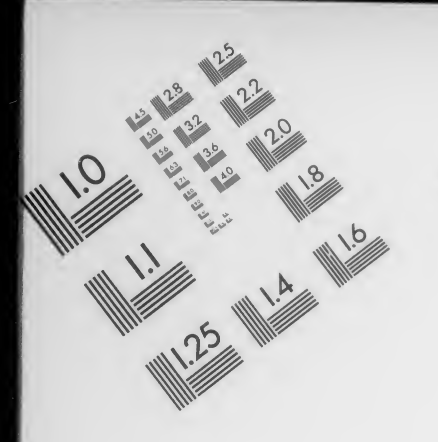
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 12X

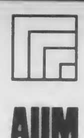
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: INITIALS F.C.

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

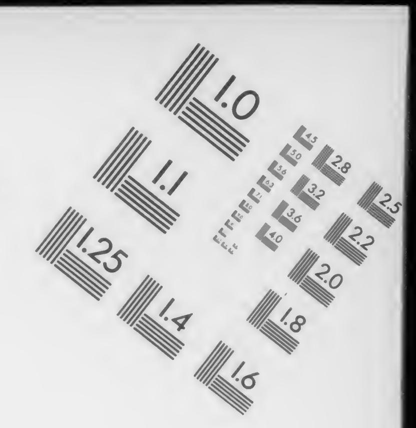
VOLUME 1



AIIM

**Association for Information and Image Management**
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202



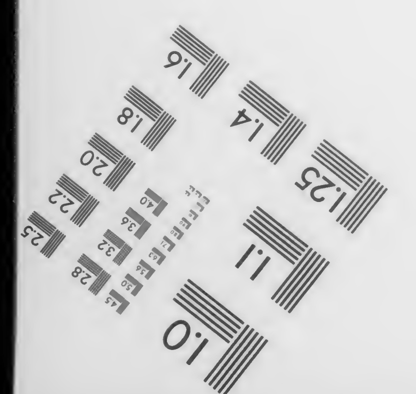

Centimeter

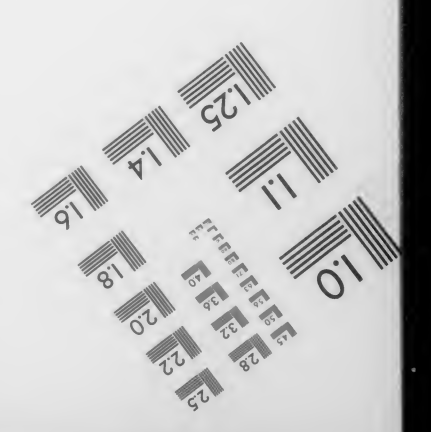
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1

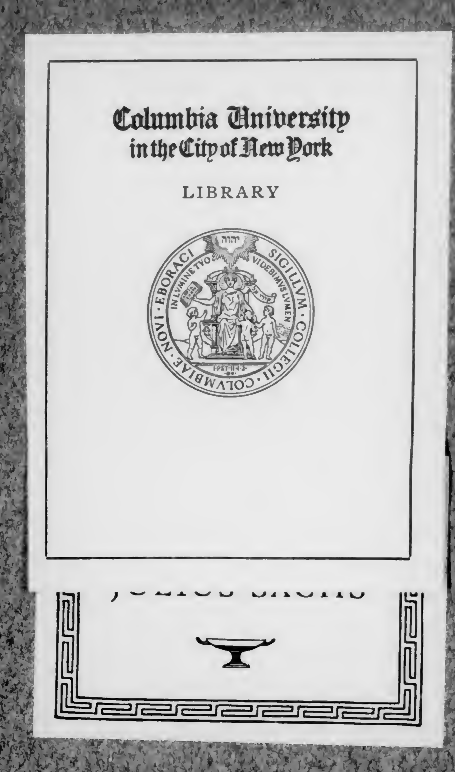



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

...hausen,

Geschichte der Deutschen Kultur



10 —

# Geschichte
der
# Deutschen Kultur.

Erster Band.

# Geschichte
der
# Deutschen Kultur.



Von
Prof. Dr. Georg Steinhausen,
Bibliotheksdirektor in Cassel.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit 86 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung.

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1913.

# Vorwort zur ersten Auflage.

Ein Ergebnis langjähriger Arbeit und ernsthaften Strebens lege ich in diesem Buche vor, aber ich bin mir bewußt, daß es nur ein bescheidener Versuch bleibt, der nach dem beurteilt werden muß, was bei der Größe der Aufgabe einem Einzelnen zu leisten vergönnt ist. Anderseits darf man nicht vom Standpunkt spezialistischer Wissenschaft die Möglichkeit tüchtiger Durchführung eines solchen Werkes — von bloßen Kompilationen, wie sie mehrfach geliefert worden sind, sei hier natürlich abgesehen — überhaupt leugnen.

Die Aufgabe des vorliegenden Buches war eine systematische, auf wissenschaftlicher Grundlage und eigener Forschung aufgebaute, dabei den Ergebnissen anderer Forscher gerecht werdende, organisch zusammenhängende Gesamtdarstellung der Entwickelung der deutschen Kultur, die zugleich den Bedürfnissen weiter Leserkreise genügen, sie belehren und anregen sollte. Diesen Lesern wird ja das Buch auch stofflich viel Neues bringen: ganze Gebiete, die hier in den Vordergrund gerückt werden, sind bisher selbst in besseren kulturgeschichtlichen Darstellungen flüchtig oder gar nicht behandelt worden. Aber auch dem Gelehrten mag das Buch manches bieten. Der große Zusammenhang, in dem hier die Ergebnisse eines Spezialfaches, etwa der Kunstgeschichte, erscheinen, wird vielleicht dem Vertreter eines solchen durch die versuchte Aufdeckung der Gesamtströmungen oder der Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen der Entwickelung förderlich sein. Dazu kommt gerade für dieses Buch ein eigenartiges Moment: der Mangel an wissenschaftlichen Spezialarbeiten für manche Gebiete der Kulturgeschichte hat zum Teil ergeben, daß ganze Partieen erst aus den Quellen aufgebaut werden mußten und nur auf der Arbeit des Verfassers beruhen. Anderseits mußte, eben weil es ein erster systematischer Versuch ist, weit mehr als in Gesamtdarstellungen anderer Fächer die Spezialliteratur herangezogen, überhaupt erst gesammelt und kritisch geprüft werden, vor allem die reichhaltige, aber gerade auf diesem Felde wenig ausgenutzte Zeitschriftenliteratur. Daß im übrigen überall die neuesten Forschungen und ebenso die anerkannten Darstellungen einzelner Gebiete oder Zeiten benutzt wurden, ist selbstverständlich. Erwähnt sei dabei, daß der neueste Band von Haucks Kirchengeschichte nicht mehr herangezogen werden konnte. Es war überall das Streben, das gesicherte Material — auf die Unsicherheit vieler Annahmen wurde unter anderm namentlich für die Frühzeit hingewiesen — vorzulegen, und wenn aus Raumrücksichten ein Literaturnachweis am Schluß fortbleiben muß, so bedauert das niemand lebhafter als der Verfasser, der von seinen sehr speziellen Studien dadurch auch äußerlich hätte Rechenschaft geben können. Daß ein Einzelner trotzdem auf den mannigfachen heranzuziehenden Gebieten, unter denen aber die Zweige der eigentlichen Kulturgeschichte, die Bildungs-, Wirtschafts-, Sitten- und Gemütsgeschichte durchaus im Vordergrund stehen, nicht jedem Fachmann gerecht werden kann, ist klar. Um ihrer selbst willen wurden jene Spezialfächer überhaupt nicht behandelt.

Denn die zweite große Aufgabe war die geistige Durchdringung und Gestaltung des Ganzen. Eine bloße Zusammenschweißung von Sitten-, Kunst-, Literatur-, Religions-, Wirtschaftsgeschichte u. s. w. war nicht das Ziel. In den Zusammenhängen und den großen Strömungen liegt der Kern. Sie sind auch allein für die Periodisierung im Gegensatz zu der üblichen Anklammerung an die Perioden der äußeren, politischen Geschichte — die doch z. B. niemand für Kunst- oder Literaturgeschichte anwenden wird — maßgebend gewesen. Die konstitutiven Elemente der Kultur, ihr Entstehen und Wachsen mußten aber im einzelnen aufgedeckt und besonders der große Anteil der fremden Nationen an der Bildung des deutschen Menschen hervorgehoben werden. Die fremden Kultureinflüsse, die römischen, die byzantinischen, arabischen, französischen, italienischen, englischen u. s. w., sind bisher in keiner anderen Darstellung deutscher Geschichte so eingehend und systematisch behandelt worden. Aber auch bei dem die Kulturentwickelung bestimmenden Verhalten des deutschen Volkes zur Kultur mußte wohl unterschieden werden zwischen den getrennten Gruppen, unter denen einzelne als Kulturträger, als Träger bestimmter Lebens- und Bildungsideale, eine maßgebende Rolle spielen und wechselweise hervortreten, ebenso wie die Interessen dieser Gruppen abwechselnd den Ausschlag geben. Es wurde überhaupt eine irreführende Verallgemeinerung zu vermeiden gesucht: die inneren und äußeren Zustände, von denen letztere doch immer durch ihre Wichtigkeit für den inneren Menschen ihren eigentlichen Wert erhalten, sind in jedem Stadium verschieden nach den einzelnen sozialen Schichten geschildert, und nicht minder sind die außerordentlich wichtigen landschaftlichen Verschiedenheiten möglichst berücksichtigt. Gleichwohl blieb das Ziel immer die Darstellung des Typischen. Tritt im ganzen der unklare und etwas chaotische Begriff „Volk" vor seinen Gruppen zurück, so ist der Begriff des „Volkstums" stark betont. Bei der Entwickelung des deutschen Menschen, seiner Umwandlung und Erziehung ist das Verhältnis von Volkstum und Kultur von größter Wichtigkeit, und das Hervortreten oder das Zurückweichen des Volkstums, das an sich naturgemäß auch der Veränderung unterliegt, aber doch ein starker Faktor des Beharrens ist und gewisse uralte Züge bewahrt, spielt in dem vorliegenden Buch eine große Rolle. Eine gesetzmäßige Entwickelung nachzuweisen, war nicht die Absicht. Dieser Forderung stehe ich skeptisch gegenüber, und nur ein Gesetz ist mir in der Geschichte der deutschen Kultur durch die Erfahrung klar geworden, das der Reaktion, das ich in der Darstellung übrigens nicht besonders unterstrichen habe, dessen Wirkung sich aber aus dieser durchaus ergibt. An anderer Stelle gehe ich vielleicht näher auf dieses Gesetz ein. Eine Konstruktion liegt mir überhaupt fern. Ich finde an dem Wort Nietzsches, daß „der Wille zum System einen Mangel an Rechtschaffenheit beweise", viel Richtiges.

Zu bemerken ist noch, daß das erste Kapitel, das noch nicht den eigentlich deutschen Menschen zum Gegenstand hat, die Dinge kürzer zusammenfaßt, im übrigen aber auf den gleichen eingehenden Studien beruht, wie denn der ursprüngliche Umfang des Kapitels das Fünffache betrug. Die Illustrationen wurden von mir meist nach den Originalen ausgewählt und bringen zum großen Teil nicht bekanntes Material. Um ihre Beschaffung und Wiedergabe hat sich die Redaktion des Bibliographischen Instituts sehr verdient gemacht, wie ich ihr überhaupt für ihre Sorgfalt und Umsicht bei der Drucklegung zu Dank verpflichtet bin.

Cassel, im Oktober 1904.

**Georg Steinhausen.**

# Vorwort zur zweiten Auflage.

Den Dank für die große Anerkennung, die das vorliegende Werk gefunden hat, glaube ich am besten dadurch abzustatten, daß ich an die Bearbeitung der jetzt notwendig gewordenen zweiten Auflage die möglichste Mühe und Sorgfalt gewandt, nicht nur die Hinweise der Kritiker benutzt, sondern auch mit scharfer eigener Kritik das Werk durchgearbeitet, es aber weiter den von mir neu gewonnenen Anschauungen und Ergebnissen angepaßt und es vor allem in jeder Beziehung auf der Höhe der Forschung zu halten gesucht habe. Gerade auf geistes- und wirtschaftsgeschichtlichem Gebiet ist die wissenschaftliche Einzelarbeit in den letzten Jahren besonders rege gewesen, und ihr gerecht zu werden, hat bei dem umfassenden Stoffbereich des Werkes wahrlich Arbeit genug gekostet. Oft wird sie nur dem Fachmann erkennbar in einer kleinen Änderung, einem geringen Zusatz hervortreten. Selbst während der Drucklegung hat diese Arbeit nicht geruht. So habe ich z. B. noch den ersten Teil des Werkes von Dopsch über die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit einigermaßen verwertet, und es gereicht mir zur Befriedigung, daß schon manche Anschauung der ersten Auflage wenigstens in der Richtung dieses Werkes lag, wie denn die Nichtverwendbarkeit der Krongüterordnung Karls des Großen für deutsche Verhältnisse bereits nachdrücklich von mir betont wurde.

Mit dieser Neubearbeitung ist eine bedeutende Erweiterung des Umfanges verbunden gewesen, so daß das Werk jetzt in zwei Bänden vorgelegt werden muß. Ganz neu hinzugefügt worden ist als Einleitung zu jedem Bande eine Geschichte der deutschen Landschaft in dem betreffenden Zeitraum. Das jetzige zweite Kapitel (Der germanische Mensch usw.) ist zwar noch stärker als die anderen Kapitel umgearbeitet worden, es blieb aber bei der kürzeren Zusammenfassung der Dinge in ihm, da die ausführliche Darstellung erst mit dem Hervortreten eines eigentlich deutschen Menschen beginnt. Ein Register für beide Bände wird dem zweiten Bande beigegeben werden. Diesem ist die Neubearbeitung ebenso zugute gekommen wie dem ersten — es sei nur an die neugeschriebene Darstellung der künstlerischen Entwickelung im 15. und 16. Jahrhundert erinnert, an die eingehendere Würdigung der Wirkungen des Renaissancegeistes auf das deutsche Volk usw.

In der neuen Auflage ist auch auf die stilistische Seite erneute Sorgfalt gewandt und manches gebessert worden. Die wissenschaftliche Grundlage soll überhaupt in keiner Weise die Lesbarkeit des Werkes beeinträchtigen. So sehr ich es von Anfang an für richtig hielt, den nichtfachmännischen Leser an vielen Punkten auf das Strittige der Anschauungen hinzuweisen, ihm häufig einen Einblick in die Probleme der historischen Forschung zu geben, so sehr soll das Ganze doch ein Werk auch der Geschichtsschreibung sein und als solches wirken.

Noch ein Wort über den Charakter allgemeingeschichtlicher Darstellungen an sich. Das Mißtrauen, das man ihnen in unserer spezialistischen Zeit vielfach entgegenbringt,

ist entschieden im Schwinden begriffen. Charakteristisch ist auch, daß sich in Frankreich, wie die Auslassungen G. Monods kürzlich gezeigt haben, eine sichtliche Wendung zu der synthetischen Richtung vollzieht. Freilich ist meines Erachtens die Vorbedingung der Anerkennung allgemeiner Darstellungen ihre solide Grundlage. Und eine solche hat mein Buch von Anfang an besessen. Keine leeren Allgemeinheiten will es geben, nicht die heute so beliebten Begriffskonstruktionen kultivieren, die von dem nächsten Erzeugnis modischer Ismensucht wieder entthront werden. In die Fülle wirklichen historischen Lebens mit allen Einzelheiten soll der Leser blicken, aber er soll sie immer in großem Zusammenhang sehen. Diese Gewinnung der großen Linien der Entwickelung ist nichts Willkürliches, sondern ebenso ein Resultat der Forschung, freilich einer anders gerichteten Forschung, wie eine Arbeit über irgendein ganz spezielles Gebiet.

*Eine* Seite ist in den Besprechungen gar nicht hervorgehoben worden, die nämlich, daß das vorliegende Werk auch insofern mit dem Begriff der Kulturgeschichte Ernst gemacht hat, als es die politische Geschichte als solche beiseite läßt und wirklich einmal „*nichtpolitische Geschichte*“ gibt. Soweit politische Ereignisse herangezogen werden, werden sie immer nur in ihrer kulturellen Wirkung gewürdigt, wie etwa die Romzüge oder der Dreißigjährige Krieg. Gerade nach der uns heute vor allem am Herzen liegenden *nationalen Seite* bedarf die Bildung weiter, besonders auch höherstehender Kreise nicht nur einer besseren Kenntnis unserer politischen Geschichte, wie sie neuerdings mehrere größere nationalpolitisch gerichtete Werke zu verbreiten suchen, sondern auch einer viel tieferen Einsicht in die kulturelle Entwickelung unseres Volkes, über die vielfach nur geringe Kenntnisse oder ganz veraltete Anschauungen bestehen. In den Besprechungen der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, soweit sie nicht von Fachmännern herrühren, wird zuweilen dem Erstaunen über das viele Neue, das das Werk biete, Ausdruck gegeben. Dieses Neue besteht aber zum Teil in Anschauungen und Erkenntnissen, die uns Historikern schon längere oder kürzere Zeit geläufig, in die gebildete Welt aber noch kaum gedrungen sind. Es ist das auch ein Zeichen, wie wenig die innere Entwickelung unseres Volkes dem einzelnen Deutschen vertraut ist. Hier Wandel schaffen zu helfen, ist eine wesentliche Aufgabe dieses Buches. So sehr ich die fremden Kultureinflüsse betont habe, so sehr stehen in dem Werke doch die eigenen schöpferischen Leistungen der Deutschen im Vordergrund, die Eigenart der deutschen Seele und ihr Verhältnis zur Kultur, die inneren Kräfte der Deutschen und ihre kulturelle Bewährung. Eine größere Vertrautheit mit dieser Entwickelung mag zu der *inneren Wiedergeburt* unseres Volkes, die in unserem äußerlichen Zeitalter sich bereits deutlich ankündigt, mit beitragen helfen. Diese innere Wiedergeburt ist nicht minder notwendig als die Sicherung unserer politischen Macht und unseres wirtschaftlichen Wohlstandes.

Cassel, April 1913.

**Georg Steinhausen.**

Erster Band.

# Von der germanischen Frühzeit bis zum 14. Jahrhundert.

# Inhalts-Verzeichnis.



# Verzeichnis der Abbildungen.

## Farbendrucktafeln.



## Tafeln in Kupferätzung.



## Abbildungen im Text.

# I. Geschichte der deutschen Landschaft bis zum 14. Jahrhundert.

Das Bild der Landschaft ist stetem Wandel unterworfen: Kräfte der Natur und Tätigkeit des Menschen modeln es bald stärker, bald in geringerem Umfang ständig um. Jene haben in langen Zeiträumen das Antlitz der Erde mehrfach völlig umgestaltet: in historischer Zeit ist ihr Wirken, etwa in der Veränderung der Gebirge, nur leise zu spüren, von großen Katastrophen wie Erdbeben oder jenen Sturmfluten, die im Mittelalter unsere Nordseeküste mit gewaltigem Landverlust getroffen haben, abgesehen. Man merkt das ständige Walten solcher elementaren Kräfte deutlicher an der Hebung und Senkung der Küsten oder etwa an dem Schwinden der Binnenseen: noch in den letzten Jahrhunderten sind z. B. in Südbayern allein 43 Seen und Weiher verschwunden. Im ganzen handelt es sich aber für die historische Zeit mehr um eine immer stärkere Beeinflussung der Landschaft durch die bewußte Kulturarbeit der Menschen.

Die Geschichte der Landschaft eines von einem Kulturvolk bewohnten Gebietes deckt sich zu einem guten Teil mit der äußeren Kulturgeschichte dieses Volkes überhaupt: sie stellt den allmählichen Sieg der Kultur über die Natur augenfällig dar. Der Prozeß besteht einmal in dem Zurückdrängen des unbebauten Wildlandes durch den kultivierten Boden, wobei zuzeiten freilich ein Stillstand, zuzeiten eine Rückeroberung verlorener Teile durch das Wildland stattfindet. Aber auch der wichtige Hauptteil des Wildlandes, dessen nicht zu Kulturland verwandelter Rest uns leicht als natürliche Landschaft erscheint, das Waldland, ist durch Waldwirtschaft und Waldpflege mannigfach umgestaltet worden und hat öfter einen vollständigen Wechsel der Holzarten erfahren. Mit fortschreitender Kultur werden ferner gewisse die Landschaft mit charakterisierende oder belebende Tiere vernichtet, ältere Bestände an Pflanzen verdrängt. Neue Kulturpflanzen beeinflussen das Bild des bebauten Landes; oft breiten sich erst spät eingeführte über weite Bodenflächen aus — es sei an die bezeichnenden Kartoffelfelder erinnert. Neben der Veränderung der Vegetation, die nach Humboldt das Landschaftsbild in erster Linie bestimmt, kommt der Wandel und die immer reichere Mannigfaltigkeit der menschlichen Siedelungen in Betracht. Aus einem Fischerdorf wird schließlich eine Weltstadt, aus einem Lande mit primitiven bäuerlichen Siedelungen ein von Kunststraßen und Eisenbahnen durchschnittenes, mit schlotreichen Fabriken und Industrieanlagen und mit eng aneinandergerückten Steinbauten bedecktes, rauch- und lärmerfülltes Kulturgebiet. Andere Teile wieder bewahren einen natürlicheren Landschaftscharakter.

Die Geschichte der Landschaft steht auch mit dem inneren Leben eines Volkes in engem Zusammenhang. Das Heimatsgefühl haftet in erster Linie an der Landschaft, nicht an den Menschen, und zwar sowohl an den natürlichen wie an den Kulturelementen der Landschaft: beide wirken durch die Macht der Gewöhnung und werden zu einem Stück Seele des Menschen. Wichtiger als die unzweifelhaft vorhandenen großen Grundzüge der Landschaft eines

ganzen Volksgebietes sind aber, insbesondere für das mannigfaltig gestaltete Deutschland, die landschaftlichen Züge der engeren, geographisch und geschichtlich in besonderer Eigenart entwickelten Gebiete. Nicht nur die Ungleichheit der Erdoberfläche unterscheidet das Gebirgsland von der Tiefebene: auch Luft und Licht sind anders, und das Maß wie die Formen der Wasserverteilung sind von Bedeutung. Ebenso haben sich aber auch die Kulturelemente der Landschaft, die Siedelungen und Wohnstätten vor allem, hier anders als dort entwickelt. Alles dies macht die Geschichte gerade der deutschen Landschaft zu einer verwickelten, aber auch vielseitig interessanten Aufgabe.

Auf die *Urperioden der Erd- und Landschaftsentwickelung*, in denen jene elementaren Ursachen eine viel gründlichere Umgestaltung der Landschaft bewirkten, als Menschenhand es jemals vermag, ist hier *nicht* einzugehen. Nur das durch die große Feuchtigkeit nach der Eiszeit geförderte *Wiedervordringen* der in jener Periode zurückgedrängten tertiären *Waldbäume* auf die nunmehrige Steppe des nördlichen Mitteleuropas, das einst von ihnen besetzt war, ist insofern zu berühren, als es sich noch in historischer Zeit fortsetzt. Für die nordischen Lande unterscheidet man eine Birken-Kiefernzeit, der eine eigentliche Kiefernperiode folgt, weiter eine Eichen- und endlich eine Fichten- und Buchenperiode. Für Mitteleuropa, von dem ganze Teile niemals vergletschert waren, ist kein so einheitliches Bild zu entwerfen. In Norddeutschland scheint bis zum Schlusse der prähistorischen Zeit die Eiche noch überwogen und die Buche ihre heute in großen Teilen bestehende Vorherrschaft erst in historischer Zeit erlangt zu haben. Wichtig ist aber vor allem, daß am Ende der vorgeschichtlichen Zeit große Strecken unseres heutigen Deutschland noch gar nicht oder nur spärlich von Wald bedeckt waren. Gewisse Teile haben den *Steppencharakter* aus natürlichen Gründen gegenüber dem sich ausbreitenden Walde bewahrt. Nach Gradmanns auch von anderen geteilter Meinung liegt indes die Waldfreiheit dieser Strecken daran, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa einzogen, als der Wald noch im Vordringen war, und durch ihren niederen Ackerbau und das Weiden ihres Viehes die Wiederbewaldung der noch waldfreien Strecken hinderten.

Die aus der Antike stammende, auf falsche Verallgemeinerung zurückzuführende, fast durchweg verbreitete Vorstellung, daß unser Vaterland in vorgeschichtlicher und germanischer Zeit fast ausschließlich von starrendem Urwald, daneben noch von breiten Wasserflächen in den Stromtälern bedeckt gewesen sei, ist also durch die neuere Forschung — die Arbeiten von R. Gradmann und Hoops seien besonders hervorgehoben — wesentlich modifiziert worden. *Die deutsche Landschaft vor Beginn der historischen Zeit* haben wir uns vielmehr so vorzustellen: Die Hauptfläche war mit *Wald* bedeckt; weiter gab es große, durchaus ursprüngliche *Heideflächen*; andere Steppengegenden hatten sich bei vorhandenem Wasserreichtum mit natürlichem *Gras* bedeckt; nicht geringe Teile aber waren, was meist zu wenig betont, aber unter anderem noch für spätere Zeiten durch die Benennungen solcher Stellen bestätigt wird, von *Wasser* überflutet oder bildeten Moore oder Brüche und Sümpfe. Man darf eben nicht an unsere in geregelte Bahnen gelenkten Flüsse denken, sondern an eine „Stromwildnis“, wie sie heute nur noch die Oberläufe mancher Flüsse zeigen. Mit Recht wird diese Tatsache von Gradmann deshalb betont, „weil sie mit der vielverbreiteten Anschauung, als ob gerade die Sohlen der Stromtäler in alter Zeit eine besonders günstige Stätte für Wanderung und Ansiedelung geboten hätten, in unvereinbarem Widerspruch steht“.



Die Ausgangspunkte menschlicher Siedelung und Kultur waren vielmehr jene ein wenig höher gelegenen, mehr oder weniger *steppenartigen Striche*, die teilweise größeren Raum einnahmen, teilweise mit Wald abwechselten oder mehr oder weniger schmale Streifen in Waldgegenden bildeten, und (an der Nordseeküste) Marschen und Heideflächen. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens war das erste Motiv für die Siedelung, sondern die Waldfreiheit. Diese waldlosen Teile sind auch nicht etwa durch Rodung entstanden. Man konnte sich wohl, wie gesagt, schon des vordringenden Waldes erwehren, aber zu Rodungsarbeiten in dem erforderlichen großen Umfange waren die damaligen Werkzeuge noch gar nicht geeignet. Auch vom Waldbrennen, das meist ganz falsch beurteilt wird, kann wenig die Rede sein. Jene Striche nun waren die Urstätten für die Siedelung, die Viehzucht und den sehr alten Ackerbau, sie verband der primitive Handel, ihnen folgten die Wanderzüge. Denn wo bei der großen Fruchtbarkeit der Menschen die Sitze zu eng wurden, blieb nichts übrig als Auswanderung in neue waldarme Stätten oder Eroberungszüge in bereits bewohnte Gebiete. Die Punkte, die wir auf Grund der Funde als prähistorische Siedelungen ansehen können, finden sich nicht in einstigen Wald-, sondern in ursprünglichen, als solche nachweisbaren Steppenbezirken, wie Gradmann zuerst hervorgehoben und Hoops ebenfalls betont hat. Auf diese Striche war auch die, früher nur weniger dichte, Besiedelung von der neolithischen bis in die historische Zeit hinein beschränkt. Erst später dehnte sie sich auf das Waldland aus. Als günstige Siedelungsstätten erschienen freilich weniger die reinen Steppenbezirke, die es ja auch spärlich gab, als die dem Walde benachbarten, als die „Waldsteppen“. Denn bot die Steppe „für die niederen Kulturstufen“ „die geeigneten Lebensbedingungen“, so bot der Wald, d. h. immer seine Randbezirke, auch Weide für das Vieh, weiter aber unerschöpfliche Hilfsmittel für die menschliche Nahrung von den Beeren bis zum Wild, dessen Felle zugleich der Kleidung dienten, sowie Holz als in kälteren Ländern besonders wichtigen Brennstoff und als Material für die Wohnung und die Waffen. Eben die uneinheitliche Natur des Landes beförderte die früh gemachten kulturellen Fortschritte.

So dürfen wir uns denn das vorgeschichtliche Deutschland so *wenig* als ein *ausschließliches Waldgebiet* denken wie seine neolithischen Bewohner als Waldmenschen. An sich gibt es solche, z. B. in Afrika. Die Weddas in Ceylon ferner sind ein richtiges Waldvolk. „Alle Fähigkeiten der Weddas sind auf das Leben in unergründlichen Urwäldern eingerichtet; außerhalb des Waldes verlieren sie alle Lebenskraft und allen Lebensmut.“ (Moszkowski.) Aber diese Völker suchten den ungastlichen Urwald als Schutz; sie sind scheue, schwächliche Wesen und leben unter den kümmerlichsten Bedingungen: im allgemeinen ist der wirkliche Urwald für die menschliche Besiedelung durchaus ungeeignet. Romantische, aus unseren in Wahrheit wohlbewirtschafteten Hochwäldern hergeleitete Anschauungen dürfen da nicht irre machen. Man hat treffend auf die Schilderungen undurchdringlicher wirklicher Urwälder durch neuere Reisende verwiesen, die neben der Unzugänglichkeit auch die Wildarmut derselben betonen: ähnlich abwehrenden und abweisenden Charakter hatte die Waldlandschaft unserer Gebiete in jenen Zeiten. Nach dieser Richtung sind auch die bekannten, zum Teil urteilslos übernommenen und übertriebenen Berichte der römischen Autoren von den Schrecken der germanischen Wälder zu verwerten, die einen ungeheuren Eindruck auf sie machten — die Hauptmasse fassen sie in dem Begriff der Hercynia silva zusammen. Aber auch noch einzelne Schilderungen mittelalterlicher Quellen zeigen die Furcht vor dem Walde, nicht weil er schreckhaft und gespenstisch war, sondern wegen seiner

unendlichen Verlassenheit. Seine Unwirtlichkeit erhöhte der häufig sumpfige Charakter. Diese Waldmasse dürfen wir nun trotz jener waldarmen Steppen in ihrer Mächtigkeit nicht unterschätzen. Wie es in den Küstengebieten aussah, kann schon die Schilderung des Posidonius von den Kimmeriern zutreffend veranschaulichen: „Am Ende der Welt, am äußeren Meere angesessen, bewohnen sie ein Land, schattig und waldreich und der Sonne überall wenig zugänglich wegen der Tiefe und der Dichtigkeit der Wälder, die sich einwärts, d. h. südwärts, bis zu den Herkynischen erstrecken.“ So starrte auch noch nach Adam von Bremen (11. Jahrhundert) Jütland von Wald. Die Waldmasse des inneren Deutschland aber erscheint noch in den Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts ungeheuer. Der Urwald war nun nicht nur der Siedelung und damit der Kultur feindlich, er ist, wo er sich weit ausdehnte, in allen Erdteilen auch immer Grenze der Völker gewesen. So bildete er eine erst spät überwundene Schranke zwischen den einzelnen Teilen des Volkes, das man nachher die Germanen nannte, ein Grund mit, daß sich bei ihnen die Stammescharaktere später so scharf gegeneinander ausprägen sollten. Der Wald trennte sie nicht minder von anderen großen Völkern, wie lange von den Kelten südlich des Mains, wie später von den Römern, deren Vordringen er auch hemmte, wie von den Slawen; und noch später bildete er den besten Schutz gegen Hunnen und Ungarn.

Für den Charakter der Landschaft ist es nun wichtig, wie sich diese mächtigen Waldgebiete zusammensetzten, welche Baumarten ihre Bestände bildeten. Auf Grund der Untersuchungen von Hoops, der sich zum Teil älteren Forschern anschließt, kann man folgendes zusammenfassend sagen. In frühgeschichtlicher Zeit überwog das Nadelholz im Schwarzwald (besonders Edeltannen), auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, in dem großen fränkischen Kieferngebiet, im Bayerischen und Böhmerwald, im Fichtel- und Erzgebirge (Fichten), in weiten Teilen der ostelbischen Gebiete mit ihren uralten reinen Kiefernbeständen, also in Teilen Brandenburgs und Schlesiens, in Posen, West- und Ostpreußen. Harz und Thüringer Wald trugen teils Nadel-, teils Laubholz. In den übrigen Gegenden herrschte der Laubwald vor, insbesondere im Odenwald und Spessart, in der Rheinebene, im Taunus, im hessischen Bergland und in Nordwestdeutschland. Zu betonen ist aber der Mangel an reinen Beständen, wie wir sie kennen: es handelte sich im ganzen immer um Mischwald. Immerhin treten doch auch bestimmte Baumarten besonders hervor. So darf als der verbreitetste Laubbaum jener Zeiten die Eiche gelten, namentlich in den Mittelgebirgen Westdeutschlands und im westlichen Niederdeutschland[1]; doch machte ihr bereits damals die Buche den Rang streitig, die besonders die Schwäbische Alb, die Buchonia (um Fulda) und die westliche Ostseeküste beherrschte, und zwar wohl ziemlich ausschließlich; daneben kommt die Erle stärker in Betracht. Sonst waren in den Laubwäldern noch Esche, Birke, Ulme u. a. vertreten, nur wenig aber die Linde, die später vielmehr als einzelstehender Baum, bei dem die Versammlungsstätte in den Siedelungen war, von Bedeutung wurde. Unter den Nadelhölzern traten damals neben Kiefer, Fichte und der nach Norden kaum so weit wie heute vorgedrungenen Tanne, deren Hauptgebiete bei der Angabe der Nadelholzverbreitung in den einzelnen Gegenden bereits angedeutet wurden, noch die (nach Caesar de bello Gallico 6, 31) in Germanien häufige Eibe, auch der Wacholder als waldbildender Baum auf. Im Nordwesten sind übrigens Kiefer und Fichte, die in den dortigen Küstenlanden überhaupt fehlten, teils infolge klimatischer

[1] Charakteristisch sind die Schilderungen des Plinius von den gewaltigen Eichen in den Landen an der Emsmündung und von den kolossalen Wurzeln gestürzter Eichen im Herkynischen Walde.



Verhältnisse, teils später infolge raubmäßiger Abholzung durch die Menschen (Sachsen) zurückgedrängt worden.

Im ganzen scheint, wie noch im eigentlichen Mittelalter, der Laubwald überwogen zu haben. Dafür spricht unter anderem, daß in den Ortsnamen, wie schon v. Berg festgestellt hat, die Laubbäume eine weit bedeutendere Rolle spielen als die Nadelbäume. Auch für die Wirtschaft waren jene ungleich wichtiger, obwohl z. B. die Eibe das Holz zu Bogen, ebenso zu Geräten besonders häufig hergeben mußte. Hoops weist darauf hin, daß „die älteren menschlichen Kulturzentren fast durchweg in Laubwaldbezirken gelegen seien, weil die Laubhölzer ähnlich hohe Anforderungen an den Boden stellen wie der ackerbauende Mensch, und weil der Nadelwald dem Jäger und Viehzüchter weniger Wild und nicht die gleiche Weidegelegenheit und Mastnutzung bietet“.

Die große Waldmasse ist nun auch klimatisch von Bedeutung gewesen. Wenn den Römern das ihrem Naturgefühl so wenig entsprechende Land äußerst unwirtlich erschien, so lag das neben den Schrecken des Waldes nicht nur an der Rauheit des Nordens, sondern vor allem an der Feuchtigkeit, die namentlich im Westen sehr groß war und nicht nur von den ozeanischen Winden oder den Sumpfnebeln, sondern eben von der ungeheuren Bewaldung herrührte. Über ewigen Regen klagen wiederum noch die Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts.

Zur Vervollständigung des Bildes der frühgeschichtlichen deutschen Landschaft bedarf es noch einer Skizzierung des Aussehens jener zu Kulturland gewordenen oder werdenden waldarmen und waldlosen Striche. Die unverhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung, die wir nach den antiken Quellen trotz deren Übertreibung für die Germanen annehmen müssen, darf mit als Beweis gegen die ausschließliche Bedeckung des Bodens mit unwirtlichem Urwald dienen; sie spricht aber auch dafür, daß die immerhin beschränkten kulturfähigen Landstriche, auf denen jene die Römer oft in Schrecken setzenden Menschenmassen doch ihre Nahrung fanden, schon in frühgeschichtlicher Zeit in etwas fortgeschrittenerer Weise kultiviert gewesen sein müssen. In der Tat wird der Ackerbau der Germanen der Urzeit in der Regel viel zu niedrig eingeschätzt. Später (S. 39) wird darüber das Nähere zu sagen sein. Jedenfalls ist das Alter des Ackerbaues in der Geschichte der Menschheit überhaupt ein viel höheres, als gemeinhin geglaubt wird. Selbst bei fast nomadischen Zuständen werden Getreide und Gemüse in primitiver Weise gebaut. Der Anbau von Weizen und Gerste sowie der Hirse ist gleich uralt (der der Hirse auch nicht etwa älter). Für unsere Gegenden beweisen die archäologischen Funde wie die Ergebnisse der Sprachwissenschaft folgendes: Weizen, Hirse und Gerste wurden bereits zur Steinzeit lebhaft angebaut; erst in der Bronzezeit verbreitete sich nach Hoops der Hafer nach Norden, der Dinkel (Spelz) blieb noch auf die Alpenländer beschränkt, ebenso auch die Gemüse, während der Flachs noch in der Bronzezeit nördlich vordrang. Das geschah in der Eisenzeit dann auch mit den Gemüsen, d. h. mit Erbse, Linse, Bohne. Der Roggen kann aus sprachlichen Gründen (Lautverschiebung) erst nach 400 v. Chr. zu uns gekommen sein. Gradmann hingegen hält den Roggen ebenso wie den Hafer für ursprünglich nordisches Gut, auch den Dinkel. Alle diese Getreide und Gemüse sind jedenfalls, bevor die Römer ins Land drangen, von den Germanen angebaut worden, ebenso noch Zwiebel und Rübe, Hanf, Waid und Mohn und, als einzige Obstart, der Kulturapfel. Der Spelz hatte sein Gebiet in einer ganz bestimmten, auch später geschlossenen Region, im nachmals alemannischen Südwesten; der Roggen scheint früh in Schlesien ein Hauptgebiet, das

auch später hervortritt, gehabt zu haben. Plinius sieht den Hafer als von den Germanen zur Nahrung bevorzugtes Getreide an. Indessen war das wichtigste Getreide in Wahrheit die Gerste. Über die Siedelungen der Menschen läßt sich erst für spätere Zeiten, als die Germanen mehr ins Licht der Geschichte getreten waren, Näheres sagen.

Zum Landschaftsbild gehören endlich die die Landschaft belebenden *Tiere*, d. h. vor allem die durch ihre Größe und die durch ihre Zahl auffallenden Tiere. Zu den ersteren zählten in frühgeschichtlicher Zeit der von Cäsar fast dem Elefanten an Größe gleichgestellte Ur und der zottige Wisent sowie der Elch, das Tier des Waldsumpfes, und der Bär. Die Masse repräsentiert das Vieh der Bewohner, deren Viehreichtum die Römer wiederholt betont haben, das kleine Rind, das Schwein, das früh den Menschen versorgende Schaf, das Pferd. Dazu kommt das Geflügel, Huhn und Gans. Durch die Masse brachte auch allerlei Wasser-geflügel, die Reiher, Schwäne, Wildgänse, Enten usw., an Flüssen und Seen Leben in die Land-schaft. Im übrigen belebten die Waldflächen neben den erwähnten großen Tieren der Luchs, der Wolf, das Rot- und Schwarzwild usw. Ein uralter Begleiter der Menschen ist der Hund.

---

Dies war also im großen und ganzen die Landschaft unserer Gebiete vor Beginn der eigentlich geschichtlichen Zeit: das eine viel spätere Periode beherrschende charakteristische Moment, das durch die Raumbeschränkung gebotene *Zurückdrängen des Waldes* zum Zweck der Ausdehnung des Kulturlandes, spielt in dieser Zeit *noch keine Rolle*. Das für die Gestaltung der Landschaft so wichtige Eingreifen des Menschen beschränkt sich auf die freilich immer stärkere Bebauung und die immer dichtere Besiedelung der waldfreien Strecken.

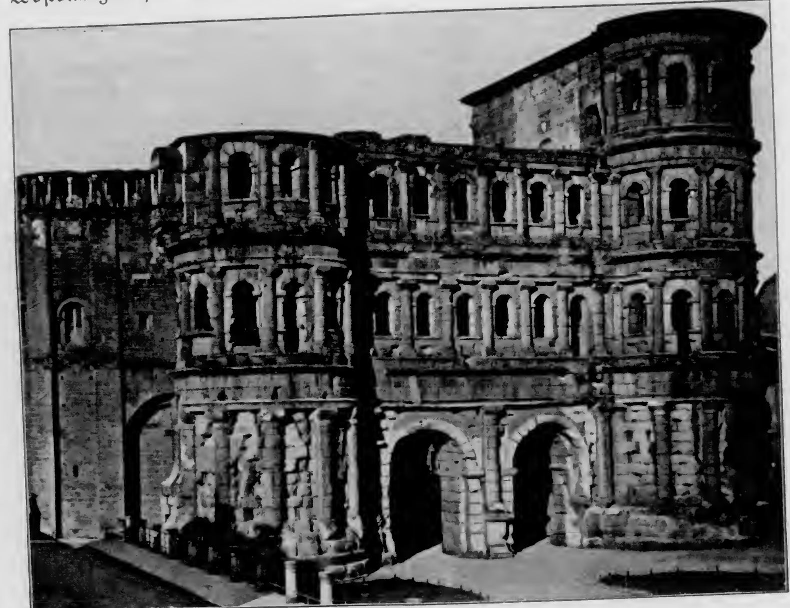
Wenn nun für die ganze Entwickelung der deutschen Kultur, wie in diesem Buche wieder und wieder betont ist, ständig große *Unterschiede* zwischen dem Kulturgrad *der einzelnen Landschaftsgebiete* festzuhalten sind, so schreibt sich diese Ungleichheit, insbesondere die dauernde Überlegenheit des Westens, in der Hauptsache bereits aus den Verhältnissen der germanischen Zeit her. Die westlichen und südlichen Germanen, die sich mit den Kelten berührten und mischten und sie gleichzeitig weiter und weiter zurückdrängten, waren eben von der höheren keltischen Kultur beeinflußt und standen auf einer höheren Stufe als die Stämme des inneren Germaniens. Noch größer wurde der Unterschied und damit auch die verschiedene Gestaltung der Landschaft mit dem Beginn römischer Einflüsse und der römischen Okkupation von Teilen des späteren Deutschlands (vgl. S. 63f.). Bereits vor dieser Zeit konnte man aber von dem *rheinischen Westen* und dem *Südwesten* den Eindruck einer Landschaft mit lebhafter bäuerlicher Kultur gewinnen, d. h. eben von jenen offenen Kulturstreifen innerhalb des Waldgebietes. Man kann freilich nicht ohne weiteres die Zustände, die das keltische Gallien aufwies, auf diese halbgermanischen Gebiete übertragen. Aber in der Hauptsache wird die Besiedelung und Bodenkultur dieselbe gewesen sein; vor allem ist an einer völligen Seßhaftigkeit nicht zu zweifeln. Ob wir an der von Meitzen für die keltischen Lande angenommenen Hauptsiedelungsform der Einzelhöfe festhalten dürfen, sei hier nicht weiter erörtert; sicherlich haben aber zusammenhängende Ortschaften nicht gefehlt. Als die *Römer* diese Lande in Besitz nahmen, waren namentlich das heutige Bayern, das östliche Baden und östliche Württemberg, also Teile der Provinzen Noricum und Rätien, noch wesentlich keltisch, das südwestdeutsche Gebiet wesentlich germanisch, freilich zum Teil durch abermalige Auswanderungen entleert und zum Teil, so das Dekumatenland, wieder von Kelten besiedelt, die linksrheinische Germania superior in der



Hauptsache von Germanen eingenommen, die auch bereits auf dem linken Ufer des Niederrheins zwischen den Kelten saßen. In alle diese Lande kamen nun die römischen Soldaten als Träger einer überlegenen rein städtischen Kultur, die hier an der Grenze stark vergröbert war, den Eingeborenen auch ziemlich fremd blieb. Anders weiter zurück in der eigentlichen Provinz, wo eine römisch-gallische Mischkultur entstand (vgl. S. 64).

Die größere oder geringere *Romanisierung dieser Lande* hat nun natürlich das *landschaftliche Bild mehr oder minder beeinflußt*. Zwar die Kulturflächen selbst haben auch die Römer *nicht wesentlich* erweitert — von den für römischen Ursprungs gehaltenen „Hochäckern“, deren Rätsel noch kaum gelöst sind, sei hier abgesehen. Ausgedehnte Rodungen seitens der Römer, wie manche sie annehmen, haben allgemein kaum stattgefunden. Freilich haben die Römer strategisch gebotene Straßen selbst durch abschreckende Waldgebiete gezogen und dann auch für die nötigen Militärstationen kräftig gerodet. Diese *Straßen*, welche die Römer in neuokkupierten Gebieten sofort zur Verbindung wichtiger, oft weit entfernter Punkte und zum Anschluß des Ganzen an das große Reichsstraßensystem planmäßig und immer so geradlinig als möglich zogen, waren auch landschaftlich etwas Neues, wenngleich es schon alte Verkehrswege gab, die die Römer, wo es ging, benutzten. Die alten wie die neuen Straßen liefen aber auf den Höhen; denn die Flußtäler waren, wie oben gesagt, durchaus unwegsam und verwildert. Das gilt z. B. von der heute so lachenden Rheinebene den Schwarz- und Odenwald entlang. Wo es aber möglich war, da zeigte sich jetzt eine *reich angebaute Landschaft*. Keltische und germanische Hof- und Fluranlagen wechselten ab mit römischen, öfter auch von Nichtrömern nachgeahmten Villen (vgl. S. 64) und mit Feldern in „echt römischer Schachbrettanlage mit limitierten Wegen und Rainen“ (Wimmer). Insbesondere im Dekumatenland herrschte anscheinend eine lebhafte Wirtschaftstätigkeit, ebenso in dem nördlich daranstoßenden Gebiet, ferner in der Wetterau; von der Moselgegend werden wir noch hören. In bezug auf den Anbau der Getreidearten haben die Römer den Einheimischen keine Bereicherung gebracht, vielleicht daß in den stärker romanisierten Gegenden mehr Weizen gebaut wurde. Denn später wurde deutsches Getreide in größerem Umfang nach Italien geliefert, und das wird wohl der den Romanen allein behagende Weizen gewesen sein. Der Getreideanbau muß demnach auch schon besonders stark gewesen sein und das Bild der Landschaft lebhafter beeinflußt haben. Römisches Geschenk aber waren, abgesehen von der den Germanen bereits bekannten Kultur des Apfels, die *Obstkultur* (vgl. S. 68) und die des *Weines* (vgl. S. 67). Namentlich die letztere eroberte sich an Mosel und Rhein größere Flächen, veranlaßte auch wohl Rodung an geeigneten Hängen, brachte also einen *neuen Zug* in die Landschaft. Die Anfänge der Wiesenkultur wurden wohl ebenfalls den Römern verdankt. Sonst diente auch diesen der Laubwald als Weide, der Eichenwald insbesondere der Schweinemast. Der eigentümliche Verlauf des römisch-germanischen Limes (vgl. S. 63) erklärt sich aus dem Vermeiden des Nadelwaldes, an dessen Grenze er sich hinzog. Eine besondere kulturelle Färbung brachten in die junge Landschaft die Befestigungen und Kastelle, vor allem aber die *Städte*, die sich aus den Lagerdörfern, und zwar meist wohl an seit Urzeiten besiedelten Sitzen der Bevölkerung, entwickelten (vgl. S. 64). Es gab eine nicht geringe Anzahl solcher in germanischen Landen ganz unerhörten Gebilde. Bedeutender und zahlreicher als die rechtsrheinischen waren die linksrheinischen Orte, vor allem Köln, die erste eigentliche Stadt in diesem Gebiet, und Mainz. Zum späteren Deutschland gehört aber als seine älteste Stadt auch das gallische glänzende

Trier, dessen römische Reste wir noch heute anstaunen (s. die untenstehende Abbildung). Diese Bauten entstanden freilich meist erst in der spätrömischen Blütezeit Triers. Trier, die Hauptstadt des Mosellandes, führt uns auf dieses weitaus am meisten der römischen Kultur sich erschließende, aber doch mehr eine Mischkultur aufweisende Gebiet. Ausonius hat es im 4. Jahrhundert n. Chr. in seiner „Mosella" besungen. Seine dichterischen Schilderungen können uns einen Begriff von der Landschaft des romanisierten deutschen Westens geben, von den Rebenhügeln und den Wiesen am Ufer, den Schiffen mit ihrer



Die Porta nigra (Tor der spätrömischen Mauer) in Trier. Nach Photographie.

Ladung von Weinfässern, von der Pracht der Häuser, den Villen und Latifundien, von den älteren Vesten und den neuen Städten.

So sah es nun in dem freien Germanien nicht aus, so wenig wir uns, wie betont, für dieses allzu primitive Zustände vorstellen dürfen. Sind schon die Kulturverhältnisse, wie wir sie oben für den Beginn der geschichtlichen Zeit angedeutet haben, keineswegs niedrig, erklärt sich die den Schilderungen Cäsars und Strabos entsprechende, oft betonte „halbnomadische" Haltung, die große Beweglichkeit vielleicht aus ganz anderen Gründen (vgl. S. 38), ist vielmehr, trotzdem die Viehzucht die Hauptsache blieb, für einen großen Teil der Germanen bereits Seßhaftigkeit anzunehmen (vgl. S. 39): so müssen die Zustände um das Jahr 100 n. Chr. im Einklang mit den Taciteischen Berichten erst recht einen keineswegs unentwickelten Eindruck gemacht haben. Und nicht nur bei den Westgermanen, obwohl wir von den Ostgermanen, die von jenen durch eine von der Ostsee bis zu den Karpathen reichende Ödzone



getrennt waren, wenig wissen. Wir müssen, wenn wir nicht an eine auf solcher Stufe kaum wahrscheinliche rapide Entwickelung der Westgermanen glauben wollen, die Zustände der späteren Zeit in beschränktem Grade doch wohl bereits für die frühere gelten lassen. Schon die Gräberfunde lassen eine kontinuierliche Seßhaftigkeit der Bevölkerung, also auch die Bebauung der Scholle, bis in die graue Vorzeit zurück wahrscheinlich erscheinen. So werden wir uns die Landschaft Innergermaniens zur Zeit, als die Römer sich durch den Limes gegen dieses sicherten, etwa so vorstellen dürfen: Auf jenen mehrerwähnten waldarmen Streifen nahmen die Weiden mit zahlreichem Vieh große Flächen ein — Plinius rühmt später die germanischen Weiden —; ein Teil des Weidelandes, immer nach längerer Pause dazu benutzt — denn der Wechsel der Ackerflächen ist uralt —, dient dem Getreidebau; der vorherrschende Laub-



Germanische Wohnbauten. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 10.

wald dient wiederum der Viehweide, namentlich der Eichenwald der Mast der Schweine. Überhaupt wurde schon (S. 3) vor den Darlegungen über die Unwirtlichkeit des Waldes betont, daß der Wald in seinen lichteren Randteilen in dem Leben der Menschen doch eine wichtige Rolle gespielt hat. Darauf ist im zweiten Kapitel noch näher einzugehen.

Aus dem Holz des Waldes wurden auch die Wohnstätten gezimmert. Sie sind landschaftlich als ein das räumliche Bild immer stärker beeinflussendes Kulturelement besonders wichtig. Sie waren keineswegs primitiv, obwohl für die ältere Zeit von überdachten Wohngruben später (S. 58) zu reden sein wird. Inmitten der von jeher umzäunten echt germanischen

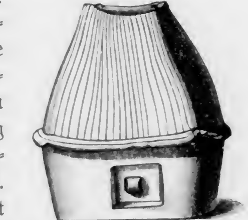
Hofstatt — der Zaun diente weniger der Sicherung als der Absonderung, und die Hofstatt blieb immer das Beharrende, während das bebaute Land wechselte — erhob sich der viereckige Holzbau, der bei den principes, den angesehenen Volksgenossen, auch schon geräumiger und stattlicher war und im Süden ein zuweilen auf Pfählen ruhendes Blockhaus, im Norden ein Fachwerkbau gewesen zu sein scheint, bei dem die Zwischenräume durch Flechtwerk, mit Lehm beworfen, ausgefüllt waren. Die runden Formen der Wohnbauten, die auf der Markussäule abgebildet sind — wenig beweiskräftig übrigens durch ihre Kuppeln und hohen Türen (s. die Abbildung S. 9) — entsprechen nur den geflochtenen zeltartigen Hütten, die für die Kriegszüge und die Ausbreitungszeit charakteristisch sind, und deren Material mitgeführt wurde. Ähnlich mögen noch die Hütten niederer Leute sowie die Vorratshäuser und dergleichen gewesen sein. Übrigens waren auch das Fachwerk- und das Blockhaus noch lange nicht allzufest, z. B. noch nach dem bayerischen Volksrecht „auseinanderzuwerfen" und rasch wieder errichtet. Um einigermaßen ein Bild von dem damaligen Hause zu gewinnen, könnte man, was aber sehr bedenklich ist, wenigstens an eine der späteren Bauernhausformen erinnern, an diejenige des immer germanisch gewesenen und von der Fremde wenig berührten altniedersächsischen Landes. Hier bieten die viereckige Form, die Einräumigkeit, der freistehende offene Herd, das hohe Sparrendach, mit Pferdeköpfen geziert, die Fachwerkwände, die Bemalung der Ständer wirklich alte Merkmale, die auf die Urzeit passen. Ganz lehrreich sind die sogenannten Hausurnen, die auf ein hohes Dach deuten (s. die Abbildung S. 11).

Je nach den Bodenverhältnissen und sonstigen natürlichen Bedingungen, von denen die entscheidendste früher und später regelmäßig die Nähe einer Wasserstelle ist, lagen die Höfe entweder als Einzelhöfe, die jedenfalls nicht nur eine keltische Eigenheit (vgl. S. 6) sind, verstreut umher, oder sie bildeten sippenmäßig ein Dorf, lagen dann aber auch nicht in geschlossenem Zusammenhang nebeneinander mit gemeinsamen Fronten, sondern unregelmäßig und durch Zwischenräume voneinander gesondert. Keineswegs darf die Einzelsiedelung an den Anfang der Entwickelung gerückt werden, obwohl sie am meisten der Natur der Umgebung angepaßt erscheint: gerade diesen, schon von Tacitus betonten Zug weist auch die zerstreute Form des germanischen Dorfes auf, bei dem immerhin der Natur schon mehr Gewalt angetan ist. Erscheint in früher Urzeit das *Dorf* einerseits als Hauptschauplatz germanischen Lebens, als erster kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt und Ausgangspunkt politisch-sozialer, nachbarlicher Beziehungen und Verknüpfungen, so ist es auch *landschaftlich*, wie ja schon die über den Boden ragenden Wohnstätten an sich, *diejenige große räumliche Erscheinung, mit der die Kultur ihre Beherrschung der natürlichen Landschaft zuerst kundgibt.* Das germanische Dorf war übrigens zum Teil ebenso wie die Höfe selbst meist durch Verbindung jener einzelnen Hofzäune mit einer Absperrung umgeben, über die man, außer durch einen befahrbaren Haupteingang, durch Bretterübergänge ins Dorf kam. Der eigentlichen Sicherung dienten aber die *Fluchtburgen* (vgl. S. 57). Sie sind, da sie wohl in der Regel im Walde lagen, für das Bild der Landschaft nicht so charakteristisch wie die Wohnstätten. Ihre aus Erde und Holz hergestellten Befestigungen darf man nicht zu niedrig einschätzen. Endlich hoben sich in der Landschaft noch die häufig sehr imposanten *Grabhügel* hervor, anscheinend wohlbefestigte Anlagen, viereckig in der Steinzeit, rund in der Bronzezeit. Sie bargen im Inneren Steinkammern für die Unterbringung der Leichen der Vornehmen, daneben die Leichen niedriger stehender Genossen.

Landschaftlich auffallend war noch die eigenartige *Fluranlage*, wenn man diese in so frühe Zeiten zurückverlegen darf. Es ist die dem Zusammenwohnen gleichberechtigter



Genossen im Dorf entsprechende „Gemengelage". Außer an dem gemeinsamen Besitz soll jeder an der in Einzelteile zerlegten Ackerfläche das gleiche Recht haben. Daher wurde diese in verschieden gute Teile (Gewanne) geschieden und jeder Teil wieder für sich unter alle Dorfgenossen in langen rechteckigen Streifen verteilt. Die Gemengelage kann freilich auch mit der späteren Rodung und Inangriffnahme immer neuer Ackerflächen, die dann jedesmal gleichmäßig verteilt wurden, zusammenhängen. Aber auch wenn man sie in eine frühere Periode verlegt, kann diese Verteilung immer nur bei der Inbesitznahme des Gebietes, niemals nachträglich vorgenommen worden sein. Außer dieser einförmig gestreiften Gewannflur gehörte dann die gemeinsame Weide- und Nutzungsfläche (Allmende) zum Dorf. Aus der Bewirtschaftung der Ackerfläche ergab sich ferner die Anlage primitiver *Wege*. Sie wie die alten Verkehrspfade zwischen den Siedelungen, die gelegentlich wohl, ursprünglich nichts als Fährten großen Wildes, durch Wald führten, sich zum kleinen Teil aber auch zu längeren Wegen zwischen den Völkern durch natürliche Pforten u. dgl. hindurch zusammenfügten, sind naturgemäß landschaftlich nicht ohne Bedeutung.



Hausurne. Nach K. Woermann, „Geschichte der Kunst", Bd. I (Leipzig 1900). Vgl. Text S. 10.

Das so gezeichnete Landschaftsbild hat am wenigsten Geltung für die *friesischen und sächsischen Küstenlande*. Wie es da anfangs aussah, zeigt zwar nicht getreulich, aber doch annähernd die Schilderung des Plinius von den auf künstlichen Erdhügeln in ärmlichen Hütten wohnenden, vom Fischfang lebenden Chauken. Man muß bei dieser Schilderung aber beachten, daß sie vom Standpunkt südlicher Kultur entworfen ist.

Anderseits beschränkt sich alles für Germanien überhaupt Gesagte auf das immerhin spärliche Kulturland. Wald und Sumpf waren nach Tacitus für Germanien charakteristisch, und dessen landschaftlicher und wirtschaftlicher Eindruck war für ihn, den kultivierten Römer, ein trister (tristis cultu aspectuque). Aber das *äußerliche Charakteristikum der Kulturlandschaft* ist auch jetzt bereits deutlich geworden: das *Hineintragen überlegter Regelmäßigkeit* in die Natur. Das viereckige Fachwerk- oder Blockhaus zeigt diese regelmäßige Form so gut wie die Streifen der Fluranlage.

Für die binnenländischen Gebiete war übrigens die Rolle des *Wassers* in dem seen- und flußreichen Osten mit seinen großen Überschwemmungsflächen eine viel bedeutendere als im Westen. Der *Osten* tritt erst in eine klarere Beleuchtung, als er nicht mehr von Germanen bewohnt war. Bald nach der Völkerwanderung haben ihn — ein für uns in seiner Art und seinen Einzelheiten nicht mehr verfolgbarer Vorgang — die Slawen besetzt. Auf diese ostdeutsche wald- und wasserreiche Landschaft kommen wir später zurück.

Ging der germanische Osten infolge der *Völkerwanderung* den Germanen verloren, so hatten sie in dieser Zeit, abgesehen von ihren Reichsgründungen außerhalb des späteren Deutschlands, ihre Gebiete im Süden und Westen auf dem anstoßenden römischen Reichsboden erweitert. Bayern, Alemannen und Franken saßen nun in dieser *Kulturlandschaft*, die in den Stürmen der Wanderungszeit nicht nur stark entvölkert, sondern auch *verwildert und teilweise verwüstet* war, ebenso wie die Germanen selbst wirtschaftlich durch die Wanderungen in ziemlich primitive Zustände vorübergehend zurückfielen. Vor allem die Städte waren rechts des Rheins in Trümmer gesunken, und wo in den linksrheinischen die Reste früherer Einwohner, vermischt mit den fränkischen Eindringlingen, saßen — die Alemannen

errichteten statt der römischen Wohnstätten, die sie zum Teil zertrümmerten, ihre eigenen Wohnbauten fern von diesen —, da war doch von städtischem Leben nicht mehr die Rede, vielmehr standen alle diese Gebiete, auch Ostfranken, von nun an im Zeichen einer sich langsam weiter entwickelnden agrarischen Anfangskultur, die natürlich auch das frühere landschaftliche Bild wandelte und dem des inneren Deutschlands annäherte. Der Wald machte an vielen Stellen wieder Fortschritte und bedeckte einst bebautes und bewohntes Land. So überwucherte er am Bodensee die Zeugen einstiger römischer Kultur. Denn das entvölkerte Land bot Kulturland für die selbst nicht mehr allzu zahlreichen Eindringlinge, die sich in Sippen anzusiedeln pflegten, genug. Die römische Fluranlage mußte dabei naturgemäß weichen. Einzelhöfe herrschten hier, Dorfsiedelungen dort vor; dazu kamen die Weiler, Gruppen einzelner Höfe mit wenig umfangreichen, daher für die Gewannanlage ungeeigneten Fluren. Von Rodung war zunächst noch keine Rede, der angrenzende Laubwald diente vor allem der Weide.

---

Mit den wieder fest gewordenen, immer dichter besiedelten, teilweise nur von älteren Bewohnern überkommenen Sitzen, mit der Zeit der Ruhe, mit der zunehmenden Bevölkerung kam nun aber ein großer, langsam einsetzender Wandel für die deutschen Landschaften, die seit der Völkerwanderung keine gleichgroße Störung mehr erlebt haben. Es beginnt zunächst eine *Periode des Ausbaues* der Gebiete der deutschen Stämme, bei aller Verschiedenheit des Umfanges und der Zeiten charakterisiert vor allem durch *gewaltige Rodungen*, durch die Umwandlung von Wald- in Kulturland, d. h. durch einen auf höheren Kulturstufen notwendig eintretenden Prozeß, zunächst eine Folge der Landnot. Man griff jetzt also auch das Land an, das nicht von Natur schon sich zum Anbau und zur Siedelung darbot. Die Stämme, zunächst die am meisten höherer Kultur genäherten Franken, wurden zu richtigen Bauern; die Bodenbearbeitung machte Fortschritte und ward wichtiger als die Viehzucht, die auf den Wanderzügen wieder in den Vordergrund getreten war. Wenn aber bei den Franken, weniger allerdings bei den Ostfranken, also den späteren deutschen Franken, bereits größere soziale und Besitzunterschiede sich bemerkbar machten (vgl. S. 81), überwog bei den von ihnen unterworfenen Alemannen, Bayern und Thüringern der bäuerliche Kleinbesitz (vgl. S. 86). In der Wirtschaft schritten neben den Franken die Alemannen noch am schnellsten vor, im übrigen blieb die Signatur der Wirtschaftsweise große Einfachheit; am weitesten zurück waren die Friesen und die am längsten außerhalb des Frankenreiches stehenden Sachsen im eigentlichen deutschen „Volksland", die im Westen vorzugsweise auf Einzelhöfen saßen. Die *Periode der Rodungen* beginnt mit dem 6. Jahrhundert n. Chr., setzt stärker erst zu den Zeiten Karls des Großen ein, der schon auf systematische Rodung in großem Umfang hinwirkt, schreitet in karolingischer Zeit langsam fort, um dann in sächsischer Zeit etwa um das Jahr 1000 im Westen auf ihren Höhepunkt zu kommen, so daß die Herrschaft nunmehr schon den Wald zu schützen beginnt. Im 11. Jahrhundert tritt dann ein Rückgang der Rodung ein: bald aber macht sie neue Fortschritte, jetzt östlich der Elbe und Saale, wo das alte, von den Slawen nicht geminderte Wald- und Sumpfland noch bedeutend überwog. Dadurch kommt sie im 12. und 13. Jahrhundert abermals auf einen Höhepunkt, um dann etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts im großen und ganzen aufzuhören. Die ständig zunehmende Bevölkerung, deren Überschuß nicht mehr in andere Länder abgeleitet werden konnte, war die Hauptursache der Rodung. Die jüngeren Söhne mußten



untergebracht werden. *Neuland*, die Quelle des Wohlstandes oder der Macht, war die *allgemeine* Parole. Eine planmäßige Rodung in größerem Maßstabe hat man — von dem Vorgehen einzelner bäuerlicher Siedler abgesehen — vor allem den auf die Kolonisation bei der Gründung angewiesenen und gerade wegen der Erschließung des Landes von den Fürsten mit ausgedehntem Wildland beschenkten Klöstern, den Benediktinern vor allem, später den Prämonstratensern und Zisterziensern, ebenso aber der an besserer Ausnutzung und Erweiterung des Landbesitzes interessierten weltlichen Grundherrschaft zugeschrieben (vgl. S. 104). Man hat anderseits eine stärkere Rodungstätigkeit der Klöster erst für die östliche Kolonisation gelten lassen wollen: aber auch die Benediktiner haben ihrer Regel nach von Anfang an selbst gerodet. Im allgemeinen wird indessen der geistlichen wie der weltlichen Grundherrschaft weniger jene planvolle Durchführung als die Initiative zum Ausbau verdankt: sie gewannen ärmere Freie durch Verleihung von Land für die Rodung, diese taten die eigentliche Arbeit selbständig. Die zahlreichen Orts- und Flurnamen, die mit Wald und Busch und mit Roden zusammenhängen, zeigen dauernd die Bedeutung dieser gewaltigen Rodungstätigkeit: diese Namen deuten auch die Art der Rodung durch Brennen, Niederschlagen und Ausheben der Bäume an (vgl. S. 99). Naturgemäß erstreckte sich die Rodung auf die Gebirge meist viel später als auf die Täler und die Ebene. Anderseits haben die Siedler im ersten Ansturm auch viel ungünstiges und für den Anbau ungeeignetes Land in Angriff genommen, das nachher wieder aufgegeben wurde. Die Wichtigkeit der damaligen Rodungstätigkeit und ihr Umfang sind schon den damaligen Menschen zum Bewußtsein gekommen. Cäsarius von Prüm weist im Jahre 1222 darauf hin, wie „in so langer Zeit" (vom 9. Jahrhundert bis zu seiner Zeit) „viele Wälder gerodet", „viele Gehöfte (villae) erbaut" und „unendliche Gebiete kultiviert" worden seien. Im übrigen erstreckte sich der Ausbau des Landes auch auf noch herrenloses sonstiges Wildland, die Heide wie die Bruchlandschaft. Weite Gebiete wandelten so ihr Aussehen. Es vollzieht sich, wie Gradmann es treffend ausdrückt, „die *großartigste Umwälzung*, welche das *mitteleuropäische Landschaftsbild* seit der Eiszeit *je erlebt* hat".

Beachtenswert ist aber noch ein anderer, ebenfalls in dieser Periode abgeschlossener Vorgang, der ein starkes Eingreifen des Menschen zugunsten der Gewinnung von Kulturland gegenüber zerstörenden Naturkräften bedeutet: die *Eindeichung des Marschlandes* an der Nordsee. In diesen in jeder Beziehung durch das Wasser charakterisierten Gebieten hat die anfänglich niedrig stehende Fischer- und Schifferbevölkerung im Laufe der Zeiten immer mehr Kulturland dem fressenden Meere abgerungen, indem sie schrittweise Wattenland durch Deiche gegen die regelmäßige Flut schützte. Die Friesen erlangten in der Eindeichung und nachmaligen Melioration der gewonnenen Flächen bald eine besondere Meisterschaft; ihre Erfolge verdankten sie zum Teil auch der früh erkennbaren Organisation der Gesamtheit für diese Deicharbeit. Namentlich wurden später die Westfriesen, die Holländer, durch ihre Entwässerungstechnik berühmt und bei der beginnenden Kolonisation des Ostens gesuchte Kolonisatoren. Zuerst hatten sie mit Erlaubnis des Bremer Erzbischofs ihre Kunst an der Weser bewährt und gaben den Anstoß zur Entstehung der weiten Wesermarschen; sie dehnten dann ihre Tätigkeit auch auf die Elbniederungen aus, und wesentlich dieser Tätigkeit und ihrem Beispiel werden die fruchtbaren Marschen links und rechts der Elbe verdankt. Freilich, das Meer, der „blanke Hans", ließ die mühselige Arbeit der Menschen nicht ungestört. In furchtbaren *Sturmfluten* nahm es das ihm entrissene Land

und mehr noch zurück; aus dem 11., 12. und besonders dem 13. Jahrhundert haben wir Kunde von diesen gewaltig schädigenden elementaren Ereignissen. Wo heute der Dollart und der Jadebusen, die Buchten der Weser und Elbe und die von Husum sich erstrecken, da war einst bevölkertes Kulturland, Helgoland auch sicherlich eine größere Insel. Von den nordfriesischen Inseln, deren Entstehung schon im 12. Jahrhundert durch Zertrümmerung des Landes abgeschlossen war, wurde weiter z. B. die Insel Nordstrand zum größten Teile vom Meere verschlungen oder in kleinere Inseln zerrissen. Man kann an der deutschen Nordsee gegen 150 Orte nachweisen, die seit jener Zeit verloren sind. Freilich sind alle diese Landverluste und Bildungen von Meeresbuchten nicht mit einem Male durch die gewaltigen Fluten jener Jahrhunderte, sondern durch eine schon lange währende Minierarbeit des Meeres herbeigeführt worden. Auch später ist noch viel verloren gegangen, Dollart und Jadebusen z. B. haben sich in dem jetzigen Umfang völlig erst im 16. Jahrhundert gebildet, der Dollart überhaupt erst seit dem 15. Jahrhundert. Ebenso wie an der holländischen Küste hat aber jedenfalls das Land vielfach eine gänzlich veränderte Abgrenzung gegen das Meer in geschichtlicher Zeit erfahren.

*Das Bild der deutschen Gesamtlandschaft* nun in diesen Jahrhunderten — seit dem 9. hat sich aus dem ostfränkischen auch ein eigentliches Deutsches Reich gebildet, dessen Gebiete sich seit dem 12. Jahrhundert durch die Kolonisation des Ostens mächtig erweiterten — ist etwa das folgende. Zunächst zeigt das in den Quellen anfänglich ganz nach Art des Tacitus geschilderte feuchte *Klima*, wie groß noch lange der Waldreichtum war. Wir erwähnten schon (S. 5) die Klagen der Quellen über ewigen Regen, der wieder ausgedehnte Überschwemmungen veranlaßte und sehr oft in gewaltigen Wolkenbrüchen mit heftigen Gewittern niederging; sie klagen ebenso über die Häufigkeit und Gewalt der Stürme. Diese Erscheinungen traten damals außerordentlich verheerend auf. Wir hören von Wolkenbrüchen, die ganze Ortschaften mit Hunderten von Menschen vernichteten, so 889 in Thüringen, oder von Stürmen, die alles auf ihrem Wege zerstörten. Allgemein wird auch die Rauheit des Klimas hervorgehoben: von ungewöhnlicher Winterkälte wird oft berichtet, außerordentlich schneereiche Winter sind bei der herrschenden Feuchtigkeit natürlich. Als gefährliche elementare Ereignisse traten ferner oft Erdbeben infolge der damals noch stärker wirksamen vulkanischen Kräfte auf, wie es die Quellen namentlich für den Westen berichten, gegen Ende des 10. Jahrhunderts auch einmal für Sachsen.

Die Quellen belehren uns nun weiter über die *Stärke der Waldmasse*, die zudem nach wie vor gewaltige Waldsümpfe, so am Lech, an der Elbe, im sächsischen Nordwesten, in Ostfriesland in sich schloß. Nach dem schon angeführten Adam von Bremen (11. Jahrhundert) starrte Deutschland noch von tiefen Wäldern, so damals z. B. das Land der Sachsen. Den mächtigen Buchenwald um Fulda schildern die Lebensbeschreibungen der Heiligen Sturm und Eigil in schreckenerregender Weise. Allmählich *verliert die Waldmasse jedoch bedeutend an Umfang*. Der Kampf gegen den Wald, der für die große Rodungsperiode charakteristisch ist, äußert sich nun aber auch in der übertriebenen Ausnutzung desselben wie in dem Mangel an Bewirtschaftung und Pflege. Der unerschöpflich scheinende Holzvorrat wurde in der unbekümmertsten Weise ausgebeutet, zum Bau der Holzhäuser und Wirtschaftsbauten, zu den Geräten und als Brennholz. Aber die für seine Wertschätzung ausschlaggebende Hauptbestimmung des Waldes als Weide — der Laubwald überwog, wie gesagt, noch immer, und die fruchttragenden Bäume wurden in erster Linie geschätzt —



machte den *Wald zu einer unerfreulich aussehenden Stätte*. Nicht nur die Schweine nährten sich von Eicheln und Bucheckern, das junge Laub weideten auch Pferde und Rinder ab, und das Holz wurde benagt und geknickt. Nur spärlich beginnt ein Abschluß des Waldes durch Bannrechte seitens der Herren. Manchenorts trieb auch der einsetzende Holzmangel zur Waldschonung. Wenig kulturmäßig sahen weiter noch im 9. und 10. Jahrhundert die *Flußtäler* aus. Das Flußbett wechselte auch jetzt öfter, der Strom zerstörte die Ufer und riß ganze Strecken fort, da man jene noch nicht zu befestigen suchte. Die erwähnten Überschwemmungen der Flüsse nahmen ganz außerordentliche Dimensionen an und schädigten auch das Kulturland, das zum Teil noch immer wie früher von der Bruchlandschaft der Flußtäler fern blieb. Wiesen, über deren erst später in größerem Umfang beginnende Kultur wir alsbald hören werden, mochten hier und da bereits in den Flußtälern, wie ja schon seit langem an der Mosel, vorkommen.

Bedeutete gegenüber der Betätigung des Hirten der *Ackerbau an sich* durch die mit ihm verbundene Einteilung des Bodens in regelmäßige Streifen und Flächen, durch die äußere, ständig wiederkehrende Umgestaltung des Bodens infolge des Pflügens, Eggens, des Abschneidens der Früchte, des Aufstellens der Garben, dann wieder des Düngens (Bedeckung mit Mist), aber auch ebenso durch das Heranwachsen der grünenden und reifenden Getreidearten, die größere Flächen gleichmäßig färben, *eine künstliche Veränderung der natürlichen Landschaft* durch den Menschen, so nahm diese, früher nur auf jene offenen Teile beschränkte Umwandlung des Bodens jetzt mit dem steigenden Fortschritt der Rodung einen viel auffallenderen Charakter an. Allmählich hielten sich Wildland und Kulturland etwa die Wage. Stellenweise gewann das erstere freilich wieder an Terrain, manche Siedelungen verschwanden, sei es infolge der Erschöpfung des Bodens durch längeren Raubbau, sei es infolge elementarer Ereignisse oder von Kriegsnöten, sei es durch den Abzug in die später entstehenden Städte. Aber das Gesamtresultat ist doch eben eine *mächtige Vermehrung des bebauten Bodens*.

Seine äußere Gestaltung wirkte nun auch in mancher Hinsicht in einer für die Entwickelung der Landschaft bedeutsamen Weise. Nicht allzusehr kommt dafür eine *Veränderung des Flursystems* in Betracht. Gegenüber der zerstreuten Menge kleiner Gewannflächen kam man bei Neuanlagen zu größeren Gewannen, die rationeller und freier zu wirtschaften erlaubten, vor allem aber richtete man auf Rodeland die neuartigen Wald- oder Hagenhufen ein, die für die Kolonisationsgebiete besonders bezeichnend waren; die Gehöfte lagen dabei reihenförmig rechts und links der Straße, jedes hatte hinter sich seinen Ackerstreifen, die also nach beiden Seiten parallel zueinander von der Straße wegliefen, jedesmal aber die ganze Hufe des Betreffenden darstellten. Eine besonders geartete Erweiterung der Feldflur sind die sogenannten „Beunden“ („Bifang“): es sind von Einzelnen, zumeist planmäßig von den Grundherren, auf dem gemeinen Wildland in Besitz genommene und eingefriedigte Ackerstücke. Dieser Vorgang war nur zu den Zeiten möglich, als es noch Wildland in Fülle gab. Von Einfluß auf die Landschaft ist auch die *Form der Wirtschaft*. Hier kommt in Betracht, daß mit der Zunahme der großen Grundherrschaften sich die Dreifelderwirtschaft, die übrigens keineswegs erst jetzt aufkam, allgemeiner einbürgerte. Für das Aussehen der Landschaft ist weiter nicht ohne Interesse, *was auf dem Ackerland angebaut* wurde. Da scheint es nun, als ob der im Westen heimische Weizenbau (vgl. Kap. III) — Weizenbrot galt als Herrenspeise — nicht besonders zugenommen habe, ebenso nicht der der

Gerste. Vielmehr überwog der Anbau des von den Südländern und den Westfranken verachteten Roggens, der ja noch heute oft als „das Korn“ gilt; ihn übertraf anfangs noch der des Hafers. Ziemlich stark angebaut wurde sodann die Hirse. Es bedeckten damals auch die Felderbse, weiter aber der blaublühende Flachs, insbesondere im Westen, wo überhaupt der Ackerbau lebhafter betrieben wurde, größere Flächen. Dazu kamen dann die mehr auf „Garten“land (über den Begriff desselben vgl. Kap. III) angebauten Früchte, die Bohne und Linse, die Gemüse (Kohl und Rüben), der allmählich sich ausbreitende Hopfen und lokal eine Farbpflanze, der Waid. Man sprach nicht nur von Kohlgärten, sondern auch von Hopfengärten und ebenso von Weingärten.

Der Weinbau, der in karolingischer Zeit sich weiter nach Osten, nach Nordwesten, später selbst in die östlichen Koloniallande bis nach dem Ordensland oft auf ganz ungeeignete Stellen ausdehnte und vor allem wegen des notwendigen Bedarfs an Abendmahlwein von den Klöstern gepflegt und überallhin verbreitet wurde, brachte mit seinen gleichmäßigen Anlagen einen neuen Zug in die Landschaft. Wo Hügel waren, trugen sie meist Wein, aber man baute ihn, z. B. in Franken, auch in der Ebene; später gab es zuweilen terrassenförmige Anlagen an steilen Hängen. Neben den größeren grundherrschaftlichen Anlagen breiteten sich auch Kleinbetriebe, freilich mehr als Spezialbetriebe von Weinbauern, aus. Wenn wir nun hören, wie sogar aus der Mark Brandenburg die Produkte des Weinbaues in starkem Umfang ausgeführt wurden, so werden wir uns von der damaligen Rolle der Weinberge in der deutschen Landschaft die rechte Vorstellung machen. Ein besonders ansprechendes Bild bieten sie übrigens bekanntlich nicht; nur im Herbst verleihen sie durch die Farben der sich länger haltenden Blätter und der Trauben der Natur einen sonst schon geschwundenen Anstrich des Lebens und der Frische. Frühzeitig gab es besondere Weinländer, neben dem Moselland und dem Rheingau das Elsaß und die Pfalz. In der letzteren bestimmte der Weinbau durchaus das Aussehen der Landschaft; im 16. Jahrhundert ging man gegen die übermäßige Ausdehnung desselben vor. Landschaftlich auffallend waren sodann nun auch für Innerdeutschland die zunächst von der Grundherrschaft (vgl. S. 109) und stärker auch erst seit dem 12. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Stallfütterung angelegten eingehegten Wiesen. Das alte Weideland (vgl. Kap. III), das neben dem Waldland das Terrain dazu hergab, genügte nicht mehr, aber es bestand natürlich noch in großem Umfang, und mit der Weide war eine gemütliche Volksvorstellung verbunden, wie die althochdeutsche Bezeichnung wunnja andeutet. Neu in der Landschaft waren sodann die künstlichen Teiche für Fischzucht, römischer Anregung entsprossen, notwendig wegen der Fastennahrung und daher häufig bei Klöstern angelegt.

Endlich ist noch die sich verbreitende Gartenkultur im engeren Sinne, d. h. eine bestimmte Art des obenerwähnten Gartenlandes im Anschluß an das Haus, landschaftlich von Interesse. Näheres über die Entwickelung des mittelalterlichen Gartens wird in anderem Rahmen später (Kap. III) zu geben sein. Das, was wir unter Garten verstehen, repräsentiert am frühesten der Baumgarten, ein Grasplatz mit nicht allzu zahlreichen Obstbäumen darin. Seit der Karolingerzeit findet er sich bei den Herrenhöfen und vor allem bei den Klöstern, aber auch, wenigstens im Westen, schon früher (vgl. S. 75) als einfacher Bauerngarten. Er dient also zunächst der von den Römern überkommenen und besonders wieder durch die Klöster gepflegten Obstkultur. Zum Kulturapfel, der auch jetzt der eigentliche Repräsentant der Obstkultur blieb — seine Sorten hatten sich aber vermehrt —, kamen nun auch ins innere Deutschland neue, wie die Obstkultur selbst sich namentlich von Südwesten her verbreitende



Früchte: die Birne, die Quitte, die Pflaume, die süße Kirsche, der Pfirsich, ferner die Aprikose, die Walnuß; nur in bevorzugten südlicheren Strichen gediehen die Mandel und die Edelkastanie. Eine Rolle spielten damals als Frucht auch die Mispel und die schwarze Maulbeere (Wimmer). Neben dem Obstgarten ist nur von Anfängen des „Ziergartens“ zu reden. Die Klöster, die ja die römischen Traditionen pflegten, aber auch durch ihre Beziehungen zum Süden und Westen ständig eine höhere Kultur vermittelten, sind die eigentlichen Begründer des mittelalterlichen Gartens. Die Anlage des Gartens war jedenfalls von Anfang an regelmäßig. Das ursprünglich römische Beet war schon im Kräutergarten vorhanden, denn ein Heilkräutergarten mit Wolfsmilch, Mohn, Haselwurz, Althee, Mutterkraut usw., oft zugleich für feinere Gemüse und Würzkräuter bestimmt, ist der spätere Ziergarten zunächst gewesen. Die rote (Zucker-)Rose und die weiße wie die blaue (Schwert-)Lilie, die darin bald vorkommen, galten noch als Heilkräuter, wenn auch Farbe und Duft besonders erfreuten. Diese beiden Blumen stehen auch später, als namentlich infolge der Kreuzzüge über Italien und Frankreich die Gartenflora mancherlei Bereicherung erfuhr, immer in erster Linie. Das zeigen die mittelhochdeutschen Dichtungen. Und heute noch sind diese den Römern verdankten Blumen altvertraute Hauptzierde der Bauerngärten.

Der Garten führt zu den menschlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten, in deren Nähe er ja angelegt wurde. Zu der Feldflur gehören das Dorf oder der Einzelhof als etwas davon Untrennbares. Sie repräsentieren, wie schon betont, in erster Linie das Kulturelement in der damaligen Landschaft. Aber diese verliert trotz dieser künstlichen Schöpfungen damals noch nicht ihren natürlichen Charakter, so wenig wie das gesamte Dasein der Menschen jener Zeit, das noch von dem organischen Leben der Natur, von dem Gedeihen und Vergehen der Pflanzen beherrscht ist. Auch die Wohnstätten erwachsen aus den natürlichen Verhältnissen und Bedingungen. Deutschland ist damals ein Land bäuerlicher Kultur. Ist damit jene Natürlichkeit der Landschaft gewahrt, so ist mit dem durchgängig agrarischen Charakter des Lebens für längere Zeit auch eine starke Einheitlichkeit der Landschaft, wie sie Lauffer hervorgehoben hat, gegeben. Man kann für die Charakterisierung der damaligen Landschaft zwei gelegentlich von Riehl gebrauchte Ausdrücke anwenden. Der „Gegensatz von Feld und Wald“, der schon mit den Anfängen der Seßhaftigkeit einsetzt, ist nunmehr scharf ausgebildet, aber der „Gegensatz von Stadt und Land“, der immer einen großen Wandel der Kulturentwickelung bedeutet, ist noch nicht da. Das Dorf oder der Einzelhof mit den dazu gehörigen Fluren beherrschen die Landschaft. Die Siedelungen hatten in der Epoche stärkeren Ausbaues des Landes immer zugenommen: die Zahl der Dörfer und Einzelhöfe wird die heutige schon ziemlich früh erreicht haben. Die letztere Siedelungsform, nicht überall von gleichem Alter, ist noch heute namentlich im niederdeutschen Nordwesten, aber auch in den Alpenländern, daneben noch in anderen Landschaften, z. B. im Odenwald, verbreitet. Aus einer Gruppe von Höfen, die zerstreut beieinanderliegen, bestehend, bewahrt auch das Haufendorf eine unregelmäßige Anlage der Wohnstätten. Und wie trotz der bereits im 8. Jahrhundert einsetzenden sozialen Differenzierung und Ungleichheit des Besitzes überall die Höfe eines Dorfes sich annähernd gleichen, so ist auch die Einheitlichkeit durch die immer häufigeren Höfe der Grundherrschaften, die weltlichen Herrenhöfe wie die Höfe der Klöster, nicht wesentlich gestört, auch nicht durch die Königshöfe. Wenigstens nicht im Anfang unserer Periode: später, besonders mit der Verbreitung des Steinbaues, ändert sich freilich das Bild.

Neben und in den Dörfern erhoben sich nunmehr auffälliger die festen Höfe der Herren, bis diese, wie wir noch (S. 23 f.) hören werden, immer häufiger, zum Teil freilich schon seit dem 10. Jahrhundert, völlig abgesondert in befestigten Burgen zu wohnen beginnen. Anderseits werden noch im 13. Jahrhundert dorfbewohnende Ritter mehrfach erwähnt, die allerdings auch ihr Haus befestigt, den Zaun erhöht, einen Graben herumgezogen haben. Indessen wird in dieser späteren Zeit die Einheitlichkeit des Dorfbildes nicht nur durch jene bevorzugten Höfe beeinträchtigt, nicht nur durch den Hof des Grundherrn, sondern auch durch der Herrschaft gehörige Höfe, auf denen der Verwalter, der Meier, saß, Fronhöfe, Meierhöfe und anders genannt. Sie lagen an dem sich meist durch die Kreuzung der Wege ergebenden Dorfplatz und waren oft einigermaßen befestigt. Wo eine Kirche war, die dann ebenfalls an diesem Platze lag, war auch der geistliche Hof stattlicher. Weiter machten sich aber die Besitzunterschiede der Bauern selbst in Bild und Anlage des Dorfes mehr als früher geltend. Auch die kleineren Anwesen der Ärmeren stuften sich oft noch ab, entsprechend dem Sonderbesitz draußen an Feld und Acker. Im weiteren Verlauf gewinnen nun aber mit jenem sich anbahnenden Auszug des Herrenstandes aus den Dörfern sowie mit der Entwickelung städtischen Wesens das Dorf wie die ländlichen Wohnstätten überhaupt immer mehr einen gleichmäßig rückständigen und insofern wieder einheitlichen Charakter. Einfachheit und Schlichtheit, oft auch wenig solide Ausführung der Bauten bleiben jetzt für das Dorf die Regel, wie ihre Enge und Beschränktheit die geringe Entwickelung der Lebenshaltung im Gegensatz zum Herrenstande widerspiegeln. Der Steinbau ist noch lange unerhört, Holz und Lehm bilden das Material. Häufig wurden die technisch sehr einfachen Bauten gewiß noch mit eigenen Händen errichtet oder wenigstens nur mit Unterstützung der Nachbarn. Keineswegs brauchen aber diese Häuser ein unfreundliches Aussehen gehabt zu haben, wie denn auch mancher in Ausübung alter Fertigkeiten einfache Ornamente am Holzbalken, ebenso vielleicht noch den alten lebhaften Farbenschmuck an der Außenseite anbringen mochte. Und wenn auch die Wohnhütten ganz kleiner Leute zuweilen recht primitiv gewesen sind und selbst Reisig verwendet haben, so war doch das *Bauernhaus* nicht mehr unscheinbar, sondern oft als stattlicher Holzbau oder als Fachwerkhaus mit hochragendem Dach namentlich in der Ebene eine in der Silhouette der Landschaft auffallende Erscheinung. Immer lag es zunächst inmitten einer Hofanlage, deren Umzäunung auch später noch, z. B. in St. Gallen, nur aus Weidenruten geflochten oder eine einfache Dornhecke war, dann aber fester wurde.

Dieses Haus hat sich nun früh zum Teil nach den natürlichen Bedingungen der einzelnen Gebiete *landschaftlich* sehr *mannigfaltig gestaltet*; nur die alte, nahezu quadratische Form blieb gewahrt. Die noch heute bestehenden, an sich gewiß alten, verschiedenen Bauernhaustypen darf man freilich nicht in eine zu ferne Zeit hinaufrücken. Aber die Anfänge der Differenzierung machen sich doch früh bemerkbar. Das etwa nach Ulfilas zu rekonstruierende gotische einräumige Fachwerkhaus mit danebenliegenden Wirtschaftsbauten weist bereits Unterschiede von dem aus Plinius und Strabo zu erschließenden Friesenhaus auf. Bei jenem liegt der Eingang an der Giebelseite, bei diesem an der Längsseite. In die Anfänge der Stammeszeit reicht der Unterschied des fortgeschrittenen fränkischen von dem niederdeutschen uralten Einheitshaus mit seinen teilweise entwickelteren Abarten, bei dem nicht, wie bei jenem, Wohn- und Wirtschaftsbauten auseinandergezogen, sondern unter einem Dach vereinigt sind. Etwa seit dem 10./11. Jahrhundert bilden sich dann jene mit konservativer Zähigkeit festgehaltenen, höchst bunten und mannigfaltigen Typen des Bauernhauses aus,



die hier nicht im einzelnen charakterisiert werden sollen. Die entwickeltste Bauform, die des fränkischen viereckigen Wirtschaftshofes mit mehrgeschossigen Wohn- und angegliederten Wirtschaftsgebäuden, mit hoher Umfriedigung und auffallendem Toreingang, hat sich völlig erst im späteren Mittelalter ausgebildet.

Hat man sich übrigens gegen die Benennung der verschiedenen Haustypen nach Stämmen gewandt, so wird neuerdings doch wieder in erster Linie eine stammheitliche Bedingtheit dieser Typen angenommen. Aber man verkennt daneben doch nicht die geographischen Einflüsse. Hier, wo es sich um die Gestaltung des Landschaftsbildes handelt, müssen gerade diese Zusammenhänge unser Interesse beanspruchen, während auf jene ethnographischen Verhältnisse, ferner auch auf die etwa in Frage kommenden fremden Einflüsse an einer späteren Stelle dieses Buches (vgl. Kap. III) eingegangen werden soll. Wirtschaftliche Verhältnisse spielen im übrigen sicherlich eine erhebliche Rolle, so die größere oder geringere Bedeutung der Viehzucht, die Gestaltung der Besitzformen. Wesentlich von den wirtschaftlichen Zuständen hängt auch das gegenseitige Verhältnis von Wohn- und Wirtschaftsräumen ab. Diese wirtschaftlichen Zustände können wieder durch die Entwickelung und die Zustände des Stammes bedingt, aber auch durch die Natur und Beschaffenheit des Bodens und des Klimas beeinflußt sein. Und schließlich ist durch diese doch auch wieder die innere Eigenart eines Stammes stärker bedingt, als man gemeinhin glaubt.



Dachhütte, Urform des Sachsenhauses. Alte Scheune in Gudendorf. Strohdach mit Heidewulst und Giebelspitze aus Rasenstück. Nach W. Peßler, „Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe“ („Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte“, Nr. 1; Hamburg 1909).

So darf man, ohne einseitig zu werden, den *Zusammenhang jener verschiedenen Typen des Bauernhauses mit der umgebenden Landschaft* immerhin näher berücksichtigen.[1] In der niederdeutschen Ebene entstehen andere Wohnstätten als im Hochgebirge oder im mitteldeutschen Waldgebirgsland: immer aber zeigt sich zweckmäßige Anpassung an Boden und Wetter, immer wird auch das von der Natur gebotene Material verwandt. In *Niederdeutschland*, im Lande der Winde und der unbeengten Weite, ist das Haus gleichsam dem Boden angeschmiegt, breit hingelagert, niedrig, einstöckig, mit bis zur Erde reichendem, festverstrebtem Dach, wie um nicht losgerissen zu werden. Ursprünglich ist es nur Dachhütte (s. die obenstehende Abbildung). Aber auch in entwickelterer Form verschwindet es unter diesem, fast allein in die Erscheinung tretenden, ragenden, Menschen, Vieh und Vorräte zugleich schützenden Strohdach, das völlig zur Landschaft paßt. Schon Plinius erwähnt das hohe Rohrdach der Chauken. Das Streben, sich gegen Wind und Wetter zu schützen, zeigt insbesondere das niedrige friesische Haus, das sein Gesicht nach Süden richtet,

die Wandfläche auch nur durch wenige Fensterchen unterbricht. Schon in der Urzeit (vgl. S. 11) errichtete man an der Küste sein Haus auf jenen mit Graben umgebenen, erhöhten Warfen. Im Kolonialgebiet des Ostens haben die Einwanderer aus Niedersachsen usw. zumeist ihren in die Ebene passenden Haustypus bewahrt; öfter wird er freilich auch variiert oder etwa durch das kassubische Langhaus oder durch den nordosteuropäischen Blockbau verdrängt (Mielke). In den Waldgegenden der Mark wird mehr Holz zum Bau verwendet als im Westen. Im übrigen bleiben auch die ganz niedrigen strohgedeckten Lehmkaten vielfach charakteristisch.

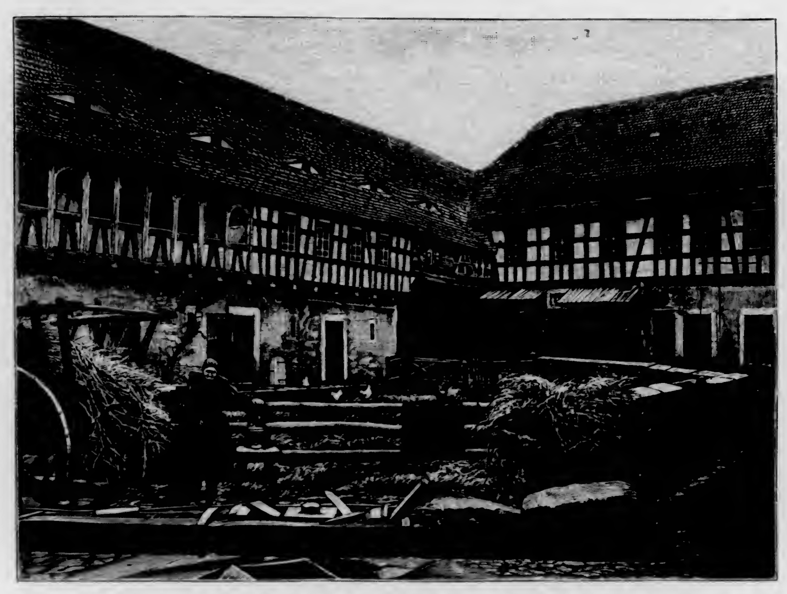
Das Haus des mitteldeutschen Gebirges paßt sich dem beschränkteren Raume an. Man kann nicht so in die Breite gehen wie in der Ebene. Dem Wohnhaus schließen sich die an sich streng gesonderten Wirtschaftsbauten eng an und bilden das (fränkische) Gehöft (s. die Abbildung S. 21); beide streben in die Höhe und sind, wie hervorgehoben, mehrgeschossig. Bezeichnend ist z. B. der Wandel des Sachsenhauses, wo es in das Hügelland des südlichen Westfalens und Hessens dringt. „Es hat sich dabei in die Höhe gereckt und seinen dachhausartigen Charakter verloren, der sich so schön der Heide anschmiegte. Schon bei Minden bereitet sich die Vertikalrichtung des Sachsenhauses vor, die in mitteldeutschen Gebirgen den Dorfbildern einen bestimmten städtischen Zug verleiht, der aber erst zur vollen Entfaltung bei den fränkischen Gehöften kommt“ (Mielke).

Der landschaftlichen Umgebung ist endlich auch das oberdeutsche Haus, insbesondere das massige und doch malerische Blockhaus, durchaus angepaßt. In den ragenden Bauten des Schwarzwaldes, der Schweiz wie der Bayerischen Alpen spiegelt sich etwas von den großen Verhältnissen der Bergnatur. Es sind hohe und breite Geschoßbauten, das an die Hänge des Tals angeschmiegte Ständerhaus des Schwarzwaldes und des bernischen Mittellandes mit mächtigem, oft weit hinabreichendem, vor Feuchtigkeit und Kälte schützendem Dach, das bayerisch-tirolische Blockhaus und das des Berner Oberlandes mit flachem Schindeldach, das mit Steinen gegen den Föhn gesichert ist. Anderseits ist dieses Dach stark gebaut und ragt, auf vorgekragte Balken gestützt, über die Wände hervor, zum Schutz gegen Regen und Steinschlag. Im Gegensatz zum fränkischen Gehöft vereinigt das oberdeutsche Gebirgshaus, vor allem wegen der Wetterunbilden, so des starken Schneefalls, wieder schützend Menschen, Vorräte und das so wichtige Vieh unter einem Dach. Im Schwarzwald liegt der Stall dabei unter, der Speicher über der Wohnung. Als Baumaterial bieten die Berge neben dem Holz der Wälder Steine, und so hat sich früh ein steinernes Untergeschoß des Hauses verbreitet. Die bekannte Ausstattung des Gebirgshauses durch Malerei und Schnitzwerk — vor allem erlaubt der wirkliche Holzbau, der im alemannischen Gebiet überwiegt, eine reichere Außengestaltung durch Galerien, Altane usw. — bildet einen Gegensatz zu dem in sich gekehrten, ernsten niederdeutschen Haus, das die schon von Tacitus angedeutete Farbverzierung zwar auch, aber nur in spärlichem Maße, an den Balken z. B., zeigt, während Mitteldeutschland wieder Übergänge darstellt. Entspricht diese Skala des Farbensinnes nicht wieder der Landschaft, von der grauen Stimmung des nebeligen Nordens bis zum farbenreichen, sonnigen Süden?

Noch in anderer Beziehung ist ein Gegensatz zwischen dem niederdeutschen (dem sächsischen und friesischen) Hause und den mittel- und oberdeutschen Hausformen erkennbar. In Niederdeutschland schließt man sich mehr gegen die Außenwelt ab — die Fenster liegen meist nicht nach der Straße hinaus —; das Haus vereinigt Wohn- und Wirtschaftsräume, so daß hier ein wirkliches „Binnenleben“, entsprechend niederdeutscher Art, entsteht. Dagegen ist



man in Mittel- und Oberdeutschland dem Außenleben weit zugänglicher: die Häuser hängen mehr mit der Straße zusammen, indem sie die Fenster an der breiten Straßenseite haben. Die Wohn- und Wirtschaftsräume sind immer getrennt, mindestens durch eine Wand, und bilden beim fränkischen Gehöft sogar besondere, freilich angeschlossene Gebäude. Führten wir diese Trennung schon oben auf die Einwirkungen entwickelterer Kultur zurück, so mag sich überhaupt die große Mannigfaltigkeit der mittel- und oberdeutschen Formen zum Teil aus der Geschichte der Stämme erklären. Die Franken und Alemannen wurden viel mehr umhergeworfen und



Fränkischer Bauernhof. Nach dem Werke „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“, herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine (Dresden 1906). Vgl. Text S. 20.

sind zersplitterter als die niederdeutschen Stämme. Keineswegs sind überhaupt, wie betont, die einzelnen Haustypen lediglich aus den landschaftlichen Verhältnissen, aus den Bedingungen des Bodens zu erklären, so wenig wie lediglich aus der Stammesart oder aus der vorherrschenden Wirtschaftsweise oder der verschiedenen sozialen Lage des Bauern der einzelnen Gebiete. Aber niemand wird doch einen starken Einfluß der landschaftlichen Umgebung auf das Haus leugnen wollen.

Umgekehrt drückt natürlich auch die Wohnstätte, dieses sichtbarste Zeichen der Beeinflussung der Natur durch den Menschen, infolge ihrer verschiedenen Gestaltung der Landschaft ihren Stempel auf. Hier kommt nun nicht nur die Verschiedenartigkeit des Baues der einzelnen Häuser, sondern auch die verschiedenartige Gruppierung derselben, sobald sie nicht als Einzelhöfe zerstreut sind, sondern ein Dorf bilden, in Betracht. Gewisse gleichartige Grundzüge, wie etwa die früher erwähnte Umzäunung, der Dorfplatz und dergleichen, sind

ja überall vorhanden. Die Umzäunung, die sich (vgl. S. 10) in der Hauptsache aus dem Zusammenhang der einzelnen Hofzäune ergab, wozu dann Vorrichtungen für Absperrung der Haupteingänge und später noch ein Graben traten, ist das eigentliche Kennzeichen des Dorfes. Schon nach den großen Zonen der deutschen Landschaft lassen sich nun aber *Unterschiede der Dorfanlage* erkennen. In Niederdeutschland hat man Platz: auch das Dorf, soweit es Haufendorf ist, lagert sich breit und zerstreut hin. In Mitteldeutschland ist man, weil das Gebirge nur zuweilen auf ebenem Rücken, sonst nur in Tälern, Einschnitten und an sanfteren Hängen Ackerland gewährt, mit dem Raum, wie wir schon beim Hause sahen, überhaupt sparsamer; die Wohnstätten des Dorfes sind häufig enger zusammengerückt, wie es später in der Stadt vollends notwendig wird. Noch mehr ist dies dann in Oberdeutschland der Fall, außer auf der Hochebene, wo das Haufendorf wieder auftritt. Ähnliche Beobachtungen kann man an dem grünen Anger, dem Versammlungs-, Gerichts- und Festplatz machen, dem Heimgarten, wie er in Oberdeutschland heißt. Auf ihm steht die Dorf(gerichts)linde; bei ihm liegt der meist von Bäumen umgebene Dorfteich. Ist dieser Anger im Dorfe der Ebene geräumig, so wird er in Mitteldeutschland kleiner, ist aber häufig überhaupt nicht vorhanden. In Oberdeutschland fehlt meist der Dorfteich und ebensooft der Anger, oder dieser ist „als etwas Fremdes in die Flur verlegt" (Mielke). Zu solchen landschaftlich bedingten Unterschieden der Dorfanlage kommen nun andere. Als mit Zunahme der Rodungstätigkeit namentlich im 9. und 10. Jahrhundert zahlreiche neue Dörfer entstanden, blieb die alte, *unregelmäßige Form des Haufendorfes* in der Regel gewahrt. Immerhin ist, wie Lauffer ausgeführt hat, schon in karolingischer Zeit ein gewisses Schema erkennbar. Die früher nicht übliche ungefähre Form eines Vierecks wird innegehalten, zwei Wege durchschneiden das Dorf, oft nach den Himmelsrichtungen, an ihrem Kreuzungspunkt liegt der Dorfplatz. Neben das ursprüngliche und echt germanische Haufendorf mit der Gewannflur, das geschlossen in Teilen von Schleswig-Holstein, Osthannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, im südlichen Westfalen, Rheinland, ebenso aber in Südwest- und Süddeutschland vorkommt, zwischen Rhein und Elbe auch im Gebiet der Einzelhöfe sich findet, tritt nun mit der *planmäßigen Dorfgründung* durch die Grundherren das *regelmäßige Reihendorf*, von dem schon (S. 15) bei der Veränderung des Flurbildes durch die Hagenhufen die Rede war. Neben der straßenförmigen Reihenlage der Gehöfte ist ferner die Lage „in doppelter Zeile" um den Anger herum hervorzuheben. Auch lokale Gründe, die Lage im engen Flußtal, veranlassen z. B. an der Mosel die Anlage als Reihendorf. Kommt diese Form schon im Westen nicht selten, so besonders in den Marschen, vor, so trat sie mit der Kolonisation des Ostens für die *östlichen* Gebiete in den Vordergrund und ist dort zur Regel geworden. Hier handelt es sich um ganz schematische Gründungen, gleichmäßig in Umfang und Anlage. Im ostelbischen Gebiet blieben freilich auch die als slawisch angesehenen *Runddörfer* neben den neuen deutschen Dörfern bestehen. Bei jenen ist der Dorfplatz rund, daher Ring genannt; ihn umschließen die Häuser, deren Eingang an der Giebelseite liegt.

Ein für die Gestaltung vieler Dörfer wichtiges Moment, das sie von den Dörfern der Frühzeit in charakteristischer Weise unterscheidet und durch die Christianisierung der Deutschen hineingekommen ist, ist der schon gestreifte Charakter als *Kirchdorf*. Zuweilen hatte sich eine Siedelung erst an eine vereinzelt liegende Betkirche oder Taufkapelle angegliedert. Gegen Ende der Periode des Ausbaues sind immer mehr Dörfer zu Kirchdörfern geworden oder, bei Neugründungen, von vornherein als solche angelegt worden. Anfangs mochte das Kirchlein, wie



etwa das von Bonifatius zu Fritzlar erbaute, nur unscheinbar sein; in karolingischer Zeit und auch später war es meist aus Holz. Ein *Turm*, der anfangs ebenfalls von Holz war und häufig gesondert stand, war durchaus nicht die Regel. Der Kirchturm, gesondert oder dem Bau eingegliedert, hat sich seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts von Italien her ausgebreitet und diente dem neu eingeführten Glockengeläut. Wie jede Hausstätte, hatte auch die Kirche ihren Hof, der vom Dorfplatz abgesondert war und früh als die gegebene Friedensstätte ein Versammlungsplatz, bald auch die Zufluchtsstätte wurde. Denn infolge der Verwendung zu Begräbnissen erhöhte sich der Boden des Kirchhofes allmählich, und indem man ihn durch einen Erdwall oder primitive Steinmauern sicherte, bot er sich von selbst als befestigter Platz dar. Mit der größeren Häufigkeit des Turmes, seiner organischen Einfügung in den Bau, mit der Höherentwickelung dieses letzteren und seines Daches, endlich mit der in den Dörfern freilich sehr langsamen Zunahme des Steinbaues, im Osten des Backsteinbaues, wurde die Kirche immer mehr zum äußerlich hervortretenden Mittelpunkt des Dorfes. Das Dorfbild erhielt etwas Geschlossenes und gruppierte sich um sie. Die Kirche selbst ist aber durch ihre im Dorf immer bescheidene Höhe von dem Bilde nicht losgerissen und krönt es in natürlicher Weise.

Kirche und Turm leiten uns zu den in unserer Periode zahlreich gegründeten, als abgesonderte Bauten ganz neu in die bisherige Entwickelung des Landschaftsbildes tretenden *Klöstern*. Auch sie sind anfangs meist von Holz errichtet, namentlich in Sachsen. Immerhin waren gerade die Mönche die Träger der römischen Traditionen und unter französischem und italienischem Einfluß die Verbreiter des anfangs vielbewunderten Steinbaues (vgl. Kap. III). Die Klöster wurden zugleich zu mehr oder weniger umfangreichen Anlagen, die außer der Kirche und dem ursprünglich bescheidenen Zellenbau vielerlei Wirtschaftsbauten umfassen. Häufig gliederten sich an günstig gelegenen Punkten auch sonstige Siedelungen dem Kloster an. Mit dem Steinbau kamen ferner künstliche Anlagen, wie die aus Portiken entstandenen Kreuzgänge nach dem viereckigen Hofe zu, die nachmals, von Efeu und wilden Rosen bewachsen, oft wunderbar wirkten. Die später meist runden Türme, anfangs wiederum aus Holz und an der Seite der Kirche stehend, wachsen bald in die Höhe, kommen früh auch gerade in Deutschland schon als Doppeltürme vor. Wie stattlich die Klosteranlagen bereits frühzeitig werden konnten, vermag der allerdings nie ausgeführte und wohl von Italien beeinflußte Plan des Klosters St. Gallen von etwa 820, der an einer späteren Stelle (Kap. IV) besprochen werden wird, wenigstens anzudeuten. Im übrigen machte gerade der Steinbau — außer bei den Klöstern kam er zuerst besonders bei den königlichen Pfalzen vor —, vor allem die Anlage von meist einfachen Steinmauern, die Klöster gelegentlich zum Zufluchtsort in den unsicheren Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts, obwohl eine Befestigung des Klosters auch noch im 10. Jahrhundert im allgemeinen selten ist und dem Geist der Insassen nicht entspricht.

Das Moment der Sicherung ist überhaupt von größter Wichtigkeit. Es bedingte auch jene Sicherungsanlagen in den Dörfern wie die Befestigung des Kirchhofes. Es gibt sogar ganze befestigte Dörfer mit Graben und Verhau. Leiten sie uns oft unmittelbar zu den größeren zukunftsreichen Neubildungen, den Städten, so führt doch der Weg zu diesen, die Entwickelung der Landschaft zur Kulturlandschaft gewissermaßen krönenden Gebilden in der Regel erst über die *Burg*. Burgen im Sinne der germanischen „Fluchtburgen" (vgl. S. 10) gab es seit langem; in ihrer Nähe lagen ebenfalls seit alter Zeit die Höfe der Führer derjenigen Bevölkerungsgruppen, die in der Burg ihre Zuflucht fanden. Das Neue ist nun, daß die Herren seit dem 10. Jahrhundert, auch schon seit dem 9., bei der äußeren Unsicherheit und

kriegerischen Bewegtheit der Zeit immer öfter zeitweiligen Aufenthalt in den Burgen nehmen, schließlich ganz in diese übersiedeln (vgl. S. 18). Nach Schuchhardts Meinung sind diese Burgen, wenigstens im Sachsenlande, anfangs eben die alten, wenig zahlreichen Fluchtburgen. Mancher blieb aber auf seinem Hof, den er nunmehr durch Befestigungen sicherte und burgartig gestaltete. Weiter gelangte man indes eben seit der angegebenen Zeit und insbesondere im deutschen Nordwesten nach dem Muster jener Fluchtburgen immer häufiger zur Neuanlegung von Burgen auf erhöhten Punkten, d. h. von zunächst primitiven Befestigungen, die man durch eine Wehrmannschaft sicherte. Allmählich baute man sie dann aus und verlegte den eigenen Wohnsitz ebenso dorthin wie jene Herren den ihrigen in die alten Fluchtburgen. In der Ebene errichtete man solche Burgen auf künstlichen Erdhügeln mit Wall und Graben, namentlich aber gern auf schmalen Landstreifen, von Wasser umgeben, oder auf einem höheren Punkt im Sumpf, so daß man ringsum geschützt war. Burgen des Adels — die Anlegung einer Burg war zunächst ein Vorrecht des Königs oder des Herzogs zur Sicherung des Landes und sonst anfangs nicht ohne weiteres zulässig — gab es zunächst nicht allzu zahlreich. Seit dem 11. Jahrhundert wurden sie immer häufiger. Sie bildeten, da sie neben der Unzugänglichkeit vor allem die beherrschende Lage suchten, in der Landschaft eine neue Erscheinung. Der Kern der Burg, der Turm, d. h. der Wachtturm, wirkte nicht nur als Krönung einer Anhöhe, sondern auch in der Ebene mit den Befestigungen umher als energische Silhouette in der Landschaft, sich über sie heraushebend, gerade wie die Burgbewohner über die sonstige Bevölkerung.

Die Porta Praetoria in Regensburg. Nach Photographie von Laisle u. Co. in Regensburg. Vgl. Text S. 25.

Lange überwog auch bei den Burgen noch der Holzbau, namentlich in Sachsen, wie denn häufig Burgen, z. B. die kaiserliche zu Pölde, in Feuer aufgingen oder eingenommene Burgen niedergebrannt wurden. Erst die Einflüsse der Römerzüge, welche die Kenntnis der italienischen Bauten und Befestigungen vermittelten, sowie diejenigen der Kreuzzüge, die namentlich die auf die Antike zurückgehende byzantinische Technik kennen lehrten, schufen



darin Wandel. Neben trefflichen Quadermauern blieben aber ungefüge Mauern aus Sammelsteinen noch immer bestehen: der festeste Teil war immer der ragende Hauptturm. In dieser Zeit, dem 12. und 13. Jahrhundert, wurde dann auch die Errichtung von Burgen seitens des Adels allgemein, beinahe zu einer modischen Pflicht. Für die Gestaltung der Landschaft namentlich zu den Seiten der Flußtäler und der Straßen, in deren Nähe sie mit Vorliebe angelegt wurden, bildeten die Burgen vor allem in Mittel- und Süddeutschland ein besonders charakteristisches Moment. Sie fügten sich aber dadurch besonders der Landschaft ein, daß sie in ihrer Anlage sich nach dem natürlichen Umriß des Bauplatzes richten mußten.

Schon bevor diese Massenentwickelung der Burgen eintrat, hatte sich an die Burg, ebenso wie sonst bei indogermanischen und semitischen Völkern, auch jene andere Bildung angeschlossen, die den Keim der Stadt in sich trug, zumal im deutschen Nordwesten, wo es keine Römerstädte gab. An die schützenden Burgen zogen sich aus dem Umkreise andere Siedler heran; der Hof erhielt Nachbarn; Gewerbe und Handel kehrten ein, Märkte wurden eingerichtet, wurden ständig; schließlich wird die Siedelung so groß, daß sie sich selbst zu sichern suchte: die (zunächst immer einem Herrn gehörigen) Orte werden zu Städten, heißen aber auch in dieser Gestalt bezeichnenderweise „Burg“ (vgl. Kap. III). Die Erhebung zur Stadt vollzog sich freilich erst formell durch Verleihung von Stadtrecht oder durch Gründung einer Stadt neben der alten Siedelung. Keineswegs ist aber, wie schon gesagt, die Angliederung an eine Herrenburg die absolute Regel. Dieselbe Angliederung ist an ein Kloster, an eine Kirche, an einen Bischofssitz, selten an eine Pfalz möglich, immer zunächst als Dorf, das dann als Marktort Bedeutung gewann und bei der Unsicherheit der Zeit befestigt wurde. Auch für Handel und Verkehr belangreiche geographische Momente und das Vorkommen von Bodenschätzen machten Siedelungen wichtig und begünstigten ihre Entwickelung zur Stadt oder vielmehr, wie es die Regel war, die Stadtgründung auf Herrenland oder der Allmende außerhalb der bestehenden Siedelung. Nun gab es im Donaugebiet und am Rhein aber auch noch die alten Römerstädte, und diese lange vernachlässigten Römerstädte, die immerhin Marktorte geblieben waren, waren zuerst zu neuer Geltung gekommen. Als Bischofssitze namentlich hatten sie besondere Bedeutung und Anziehungskraft (vgl. Kap. III, wo überhaupt über die Entstehung der Städte noch näher gehandelt wird).

Landschaftlich nicht unwichtig ist der regelmäßige Stadtplan der Römerstädte, d. h. die Castrums- (Heerlager-) Form, die dann in anderen Städten bei der Gliederung in Viertel, so wenig dabei von einer regelmäßigen Anlage die Rede ist, nachwirkt. Diese mehr oder weniger rechteckige Form mit rechtwinkelig sich schneidenden Straßenzügen und den ursprünglichen vier Toren (s. die Abbildung S. 24) nach den vier Himmelsgegenden läßt sich freilich nur in wenigen alten Römerstädten, z. B. in Straßburg, noch später nachweisen, da die Veränderungen der Folgezeit und der geringe Sinn der Deutschen für Regelmäßigkeit das Bild verwischt haben. Es scheint nun aber weiter oder es ist wenigstens nicht unmöglich, daß der Plan der Römerstädte auf die neugegründeten Städte, die eine geometrisch regelmäßige Anlage erkennen lassen, gewirkt hat. Eine solche findet sich, wie P. J. Meier hervorgehoben hat, keineswegs nur bei den im Osten gegründeten Kolonialstädten, sondern zahlreich auch im Westen. Eben die Regelmäßigkeit des Grundrisses, vor allem aber des Umrisses erweist viele westliche Städte als planmäßige Gründungen, die insbesondere im 12. und 13. Jahrhundert erfolgten. Von den verschiedenen Typen mit geraden, auch gebogenen Linien und rechten Winkeln deutet einer mit rechteckigem, geradlinigem Umriß

besonders auf das römische Muster. Bei der gleichzeitigen, vielleicht oft durch dieselben „Fachleute“ ausgeführten Gründung von Städten im Osten wie im Westen brauchen die östlichen nicht erst der Anlage westlicher Städte gefolgt zu sein. Immerhin kann z. B. eine Stadt wie Magdeburg, die für den kolonialen Osten eine vorbildliche Bedeutung hatte, auf die Anlage der im Osten gegründeten Städte von Einfluß gewesen sein. Diese weisen bekanntlich überwiegend besonders regelmäßige Schemata auf. In der Mitte des ganzen, meist runden oder länglichrunden Stadtraumes oder an zwei, auch drei Punkten der geraden Mittelstraße wurden viereckige große Plätze für den Markt, der in Schlesien besonders groß war und Ring hieß, bestimmt. Vom Markt aus laufen die Straßen in regelmäßiger Weise gewöhnlich nach den Himmelsrichtungen. Es ergaben sich meist vier Tore durch die Hauptstraßen.

Anderseits ist nun zu bedenken, daß der vielleicht in letzter Linie durch die Römerstädte vermittelte Geist des Regelmäßig-Mathematischen deutscher individualistischer Art nicht entspricht. So finden wir auch im Westen in *vielen älteren Städten nicht den regelmäßigen Kern*, den die Römerstädte einst gehabt haben, sondern ein Gewirr krummliniger Straßen um einen Mittelpunkt, etwa die Bischofskirche, herum. Auch in den Römerstädten selbst hat der geringe Sinn der Deutschen für Regelmäßigkeit das ursprüngliche Bild meist wieder verwischt. Und das gilt nun auch von den Gründungsstädten namentlich des Westens. Neben die Regelmäßigkeit der Grundanlage setzt sich alsbald die Willkür. So ist letzthin die Unregelmäßigkeit der dörflichen Wohnweise fast überall wieder zu erkennen. „Man bebaue“, sagt Johannes Fritz treffend, „doch nur in Gedanken die krummen Straßenzüge irgendeines süddeutschen oder westdeutschen Dorfes mit den geschlossenen Reihen hoher städtischer Gebäude, und man hat das getreue Abbild irgendeines kleinen Reichsstädtchens, oder umgekehrt, man umsäume die gewundenen Gäßchen eines solchen Städtchens mit locker stehenden, niedrigen bäuerlichen Behausungen und ihren Nebengebäuden, und nichts bleibt übrig, was städtische Anlage, städtischen Grundplan verrät.“ Daher die vielen Sackgassen in alten Städten, daher die unregelmäßige Vergrößerung.

Der Mittelpunkt der Stadt ist immer der *Marktplatz* bzw. die Marktplätze. Nach außen charakterisiert die Stadt die *Mauer*. Ähnlich der Befestigung der Burg, hatte die der Stadt doch durch ihren größeren Umfang wie durch die topographische Lage, die sich nicht an steile Höhen binden konnte, anderen Charakter. Auch die Städte sind, von den Römerstädten abgesehen, zunächst freilich nicht von Steinmauern, sondern von sehr unvollkommenen Befestigungen umgeben (vgl. Kap. III). Noch viel länger aber bleiben die Häuser, von den Kirchen selbst nicht immer abgesehen, Holz- oder Fachwerkbauten.

Seit dem 10. Jahrhundert mehrten sich also diese neuen Mittelpunkte der Bevölkerung, die freilich noch lange dürftig genug aussahen; es hatte bald eine Zeit der Städtegründungen durch Fürsten und Herren für die Lande zwischen Rhein und Elbe eingesetzt, die dann mit der Kolonisation des Ostens bis zur Weichsel eine gewaltige Fortsetzung erfuhr. In vier Jahrhunderten ist so eine *sehr große Anzahl von Städten neu entstanden*. Diese Städte übten auch bald eine immer stärkere Anziehung aus und wuchsen an Umfang und Bevölkerung bedeutend, bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, wie Püschel nachgewiesen hat, in der räumlichen Erweiterung ein Stillstand eintrat, der bis ins 19. Jahrhundert hinein andauerte. Die letzte Ummauerung der Stadt umschloß meist so viel unbebautes Land, daß es für die Entwickelung der Bevölkerung im 15. und 16. Jahrhundert genügte. Freilich repräsentierten sich die neuen Gebilde anfangs wie später in recht verschiedener Form nach



Anlage, Umfang und Größe. Oft gab es noch verschiedene Teile, die zuweilen auch äußerlich abgegrenzt waren. Auch das Baumaterial bestimmt das Aussehen der Städte. Wo sich Sandstein bietet, wie im Südwesten oder in Franken, gewinnen die Bauten eine schönere Gestaltung als da, wo Haustein überhaupt fehlt. Aber charakteristische Eigenart haben auch die Backsteinbauten des Nordens oder der bayerischen Hochebene. Selbstverständlich ändert sich das Bild auch sonst nach den Bedingungen des Bodens. Im allgemeinen ist aber eine erhöhte Lage, wo nicht etwa eine Stadt gleichsam zu der ursprünglichen Burg heraufgewachsen ist, selten und keineswegs so bevorzugt wie in romanischen Ländern. Lag anfangs in den dörflich gebauten, mit Erde und Holz befestigten Städten kein die bisherige agrarische Landschaft wesentlich störendes Moment, so entsteht schließlich jener Gegensatz zwischen Stadt und Land, der später bedeutsam wird.

Ein für das Aussehen der Landschaft nicht unwichtiges Moment ist die für die Städte absolut notwendige, zum Teil mit ihrer Entstehung eng zusammenhängende leichte Zugänglichkeit, d. h. ihre Eigenschaft als Einlaufs- und Ausgangspunkt von *Straßen*. An eigentlichen Straßen gab es zunächst in den ehemals okkupiert gewesenen Teilen nur die trefflichen Römerstraßen, die ihren einstigen Zweck als Verbindung weit entfernter wichtiger Punkte nur zum kleinsten Teil bewahren konnten und daher, soweit sie nicht einen geringen Verkehr vermittelten, mehr und mehr vernachlässigt wurden. Auch im Inneren bildeten sich einzelne große Heerstraßen. In karolingischer Zeit wurde dem Wegebau schon größere Sorge zugewendet (vgl. S. 94); so entstand damals wohl die Handelsstraße von Thüringen nach Mainz. Die Heerstraßen waren öffentliche Königsstraßen und sollten 16 Fuß breit sein; meist aber waren sie Landwege rohester Natur und unergründlich. Die Anwohner taten zur Besserung nur, was ihnen beliebte. Für die Sonderentwickelung des Südens und des Nordens ist übrigens gerade die mangelhafte Verbindung zwischen dem Meere und dem deutschen Süden von Bedeutung gewesen, während dieser mit Italien durch alte, schon als Römerstraßen wichtige Alpenpässe, wie den Großen St. Bernhard, den Septimer und Brenner, verbunden war. Mit dem Aufkommen zahlreicher Marktorte, mit der Gründung von Städten im Inneren wird nun das anfangs spärliche Straßennetz immer dichter. Gerade die Vorteile aus den Zöllen, Geleiten, Stapeln führten, wie zu Marktgründungen, so zur Einrichtung *neuer Straßen*, insbesondere im staufischen Zeitalter, und mit allen Mitteln versuchten die Herren, den Verkehr auf die neuen Straßen zu zwingen. Bald mußten Kaiser und Reichstag gegen die Ablenkung des Verkehrs von den alten und gerechten Straßen protestieren. Am Ende aber hinderten die mächtig werdenden Landesherren selbst das Aufkommen neuer Straßen und beschränkten sogar den Kaiser in dieser Richtung. So entsteht ein monopolartiges Straßensystem, und damit tritt ein völliger Stillstand in der Ausbildung des Straßennetzes ein. Für unsere Epoche ist also anfangs — und das ist landschaftlich von Wichtigkeit — ein starkes Anwachsen der Straßen charakteristisch. Bemerkenswert ist dabei, daß das Prinzip der Römer, die Straßen auf der Höhe der Wasserscheiden zu führen, auch später zu beobachten ist. Die alte Königsstraße ist gleichfalls eine Hochstraße. Läuft sie nicht auf den Kämmen, was ja öfter unzweckmäßig gewesen wäre, so läuft sie doch am Rande der Berge, aber in der Regel nicht auf der Talsohle, worauf anfangs jedenfalls jener wilde Charakter der Flußtäler von Einfluß war. Das Auf und Nieder des Terrains wird bei den Römerstraßen ebenso nach Möglichkeit vermieden wie unnötige Windungen. Die gerade Linie ist überhaupt das Charakteristische für eine Kulturstraße, wie es die Römerstraße war. Die

einheimische Art der *Straßenführung* ist dagegen *unsystematisch* und ganz von der allmählichen Entwickelung abhängig. Sie scheut auch nicht das Herauf und Hinab und die Krümmungen. Bequemlichkeit und Schnelligkeit sind nicht Sache des Mittelalters. Allzu gute und gerade Verbindungen hätte man meist auch, wie sehr richtig betont worden ist, schon aus Furcht vor den immer drohenden Feinden nicht gewünscht. Im ganzen handelt es sich überhaupt nicht um künstliche Straßen, sondern um immer wieder eingeschlagene und durch Wagenspuren deutliche Fahrrichtungen. Mit dem Ausbau des Landes nahm auch die Anlage von Feldwegen zu. Der Zustand der Straßen und Wege war im übrigen noch lange ein sehr schlimmer, wie ja bekanntlich ebenso derjenige der Straßen in den Städten. Man benutzte daher gern die *Wasserstraßen*. Allmählich wurden die *Flüsse*, die mit ihren Stromschnellen, den schwimmenden Baumstämmen, den Felsen und Steinen unter der Wasseroberfläche aber auch oft recht schwierige Wege waren, wenigstens an Übergangsstellen primitiv gefestigt, und namentlich die Anlage oder der Ausbau von Städten wurde darauf von Einfluß. Derselbe Umstand rief zahlreiche neue feste *Brücken* hervor. Ursprünglich überschritt man nämlich die Flüsse nur bei Furtstellen, außerdem auf Fähren. Dagegen haben die Römer in den von ihnen okkupierten Gebieten zahlreiche Brücken, anfangs aus Holz, dann aus Stein erbaut. Von denen über die Mosel erhielten sich die bei Trier und Koblenz bis in die Neuzeit. Das Mittelalter baute Brücken zunächst natürlich wiederum aus Holz: sie galten anfangs als Wunderwerke. Später wurden sie eben mit dem Städtebau allgemein. Eine große hölzerne Brücke über den Oberrhein wurde 1285 gebaut, eine große steinerne über die Donau bei Regensburg schon 1135—46.

Bei der Schilderung der landschaftlichen Entwickelung Deutschlands in der eben behandelten Periode, d. h. etwa bis zum Jahre 1400, ist wiederholt der großen *östlichen Gebiete* Erwähnung getan worden, die seit dem 12. Jahrhundert durch die Kolonisation des Nordostens (vgl. Kap. VII), nachdem eine solche im Süden vorhergegangen war, neu gewonnen wurden. Diese Gebiete, die für das bis dahin doch nicht allzu große Deutsche Reich eine außerordentliche Erweiterung bedeuteten, bedürfen noch einer kurzen Sonderbetrachtung. Einst Sitze der Ostgermanen, seit oder mit der Völkerwanderung von den Slawen besetzt, waren diese nordöstlichen Gebiete, auf welche die Taciteische Charakterisierung Germaniens als Wald- und Sumpfland, wie gesagt, noch lange zutraf, in ihrem überwiegend ebenen Charakter den Slawen besonders heimisch; der Reichtum an Wasser, namentlich an Seen, begünstigte das echt slawische Fischerleben. Ackerbau wurde nur oberflächlich betrieben und nur auf leichtem Boden; von Waldrodungen und Entwässerung der großen Sümpfe war keine Rede. Vieh ließ man natürlich auf Waldblößen oder im Walde weiden; gern nutzte man den Wald auch als Zeidler (Bienenzüchter); gern jagte man. Mit der Kolonisation kam, wie wir schon (S. 12) sahen, für die gewaltigen östlichen Waldgebiete — eine Urwaldbeschreibung findet sich z. B. in der Biographie Ottos von Bamberg von Herbord — ebenfalls die Zeit der planmäßigen Rodung. Die slawischen Runddörfer und Reihendörfer wurden zum Teil durch deutsche Dörfer mit der Gewannflur verdrängt, blieben aber größtenteils, wie wir gleichfalls sahen (S. 22), weiter bestehen und maßgebend. Dagegen trat im Gegensatz zum Mutterlande mit seinem bäuerlichen Kleinbesitz im Osten infolge der überwiegenden Rolle der großen Gutsherrschaft der *Gutshof* bald als charakteristisch hervor. Dieser ist größer als die Bauernhöfe, vor allem durch ein festeres und herrenmäßigeres, aber immer noch einfaches Wohnhaus ausgezeichnet. Die adligen wie die geistlichen Besitze, aber ebenso die Bauernhöfe, konnten also im Osten ins



Große gehen, und das ist auch landschaftlich von Bedeutung geworden. „In Ostelbien herrschte die Monotonie des weitgedehnten, mit gleichmäßiger Frucht bebauten Saatfeldes, im Nordwesten und Süden dagegen das differenzierte Kulturareal und seine mannigfaltige Vegetation, ein landschaftlicher Kontrast, der immer noch fortbesteht" (Wimmer).

Osten und Westen unterscheidet landschaftlich sodann die schon betonte verschiedene Rolle des *Wassers*. Thüringen z. B. ist geradezu durch seine Wasserarmut, die, wenn wir nicht irren, schon Fürst Pückler-Muskau als landschaftlich schädigend hinstellte, charakterisiert. Von der Pfalz sagt Riehl: „Die relative Wasserarmut der pfälzischen Berge ist schon von gar vielen Landschaftsschilderern als der merklichste Mangel in den herrlichen Naturbildern dieser Gegend hervorgehoben worden." Dagegen nehme man nun das Seengebiet der Havel, die Niederlausitz mit ihrem Wasserreichtum, die holsteinisch-mecklenburgischen, die uckermärkischen, die hinterpommerschen, die ostpreußischen Seen, von den Flüssen und ihren großen Bruchlandschaften — es ist der völlige Gegensatz zu den in Enge sich windenden, raschen mitteldeutschen Flußläufen oder den oberdeutschen rauschenden Gebirgswässern — zu schweigen. Die von Wimmer angeführten Worte einer Chronik über Teile Mecklenburgs und Vorpommerns: „äußerst wasserreich, voll von Sümpfen" passen auf viele andere Gebiete des Nordostens. An das Wasser, in den „Kietz" mancher Orte, retteten sich auch überall die Slawen vor den deutschen Siedlern, im großen z. B. in den Spreewald. Dieser Wasserreichtum, diese Fülle blauer Seen ist neben dem Wald freilich auch die Entschädigung für die landschaftliche Einförmigkeit der Ebene, zumal des Sandbodens, das sie belebende Element. Noch reizvoller wirken die Seen in der Hügellandschaft, die große Teile des Nordostens einnimmt: gerade die sogenannte baltische Seenplatte, die von Preußen bis Holstein reicht, ist ja ein langer Höhenzug.

Dagegen ist naturgemäß der Unterschied, den die *Ebene* bedingt, kein solcher zwischen Osten und Westen, sondern zwischen Norden und Süden. Auch der deutsche Nordwesten mit seinen Ackerflächen, mit seiner stimmungsvollen Heide, mit den reichen Marschen und der dürren Geest zeigt die Reize der Ebene, die dem Gebirgsbewohner immer fremd bleiben werden.

Auch für diese Periode sei noch einiges über die *Tiere*, welche die Landschaft beleben, gesagt. Es ist dabei sowohl von neu eingeführten wie von allmählich aussterbenden alten Tierformen zu berichten. Die von den Römern vermittelten neuen Tierformen verbreiten sich in dieser Zeit langsam von den einst okkupierten Gebieten des späteren Deutschlands aus, bleiben aber zum Teil auf die wärmeren Gegenden beschränkt. Es sind der Esel, der im Mittelalter als Lasttier häufiger verwandt worden ist als heute und als Reittier den Geistlichen diente, ebenso wie das zum Reiten und sonst verwandte Maultier, ferner, als frühzeitig von Italien eingedrungenes neues Jagdtier, der Damhirsch. Von Italien kam auch vermutlich die Katze als Rattenvertilgerin; doch nehmen andere eine Übertragung des Tieres von den Germanen auf die Römer an. Von den Römern kam aber sicher der Pfau, der im Mittelalter sowohl wegen seiner Federn wie wegen seines Fleisches sehr beliebt war, und früh die Taube, die zunächst im Süden und Westen gehalten wurde. Aus dem Osten kam wahrscheinlich der Falke, vielleicht gleich zu Anfang der Völkerwanderung: die Rolle der Falkenbeize im Mittelalter ist bekannt. Erst gegen Ende unserer Periode kam aus den slawischen Steppen die Trappe (Großtrappe). Schon vor dieser Zeit sind anderseits manche jener gewaltigen Tierformen der Urzeit seltener geworden, so der Auerochs und der Wisent, die im Nordwesten bereits im 13. Jahrhundert ausgestorben zu sein scheinen, in Bayern noch im 15. Jahrhundert nachweisbar sind und im Nordosten sich am längsten

gehalten haben (Wimmer), sowie der Elch, der schon zu karolingischer Zeit höchst selten war. Dagegen waren in unserer Periode der gefürchtete Bär, den das Volk aber doch mit einem gewissen Humor betrachtete, und der Luchs noch häufig, und die Wölfe waren so zahlreich, daß sie geradezu eine schon von Karl dem Großen bekämpfte Landplage und Gegenstand eifrigster Jagd waren. Sie drangen gegen Ende des 10. Jahrhunderts sogar in die Städte, wie nach Worms. In Massen kam das Wildschwein vor, der Vernichter der Saaten. Neben diesem begehrten Jagdtier steht der ebenfalls noch überaus zahlreich in den Laubwäldern lebende Hirsch, dessen Jagd die Herren mit Leidenschaft pflegten, den anderseits der Bauer als seinen mit allen Mitteln zu vernichtenden Feind ansah. Noch gab es auch zahlreiche Biber am Rande der Flüsse, die aber bald durch allzu große Nachstellung stark gemindert werden sollten.

Wenig ist über die Haustiere zu bemerken. Ein Bild, das man heute nicht mehr kennt, boten die, wie erwähnt, im Walde weidenden Tiere, vor allem die Mengen der dort an Eicheln und Bucheckern bis in den Herbst sich mästenden Schweine. Bis ins 13. Jahrhundert sind uns sehr hohe Zahlen über den Umfang der Herden bekannt. Die Schweinezucht bildete den Kern der Viehzucht, auf die hier nur bezüglich der Belebung der Landschaft, sonst an anderen Stellen eingegangen wird. Stärker als heute war damals auch die Masse der Rinder, schon wegen der altbevorzugten Milch- und Käsenahrung; das Fleisch kam weniger in Betracht. Weiter aber war das Rind noch lange das eigentliche Zugtier für den Pflug wie für den Wagen. An Menge standen die Rinderherden indes gegen jene großen Herden von Schweinen, auch von Schafen, immerhin zurück. Die Schafzucht war nicht in allen Gegenden gleich bedeutend. Seit dem 12. Jahrhundert nahm die große Grundherrschaft die Schafzucht fast allein in die Hand; denn die Wolle war jetzt infolge der zunehmenden einheimischen Wollindustrie ein begehrter Artikel. So wurde die Schafzucht besonders im rheinischen Westen wie in Franken und Schwaben immer stärker, ebenso aber auch im kolonialen Osten eifrig gepflegt. Bedeutend, in karolingischer Zeit freilich schon eingeschränkt, war auch die früh besonders von den Sachsen gepflegte Pferdezucht, wurde jedoch bald fast nur Sache der großen Grundherrschaft. Bei den immer mehr zu Reiterheeren werdenden Kriegsheeren sowie bei den meist zu Roß, auch von Frauen, ausgeführten Reisen war der Bedarf an Pferden, die fast nur Reittiere oder Saumtiere waren, groß. „Roßgärten", später in der Sprache oft zu Rosengärten gewandelt, gab es zahlreich (vgl. Kap. III). Unter dem Hausgeflügel traten, wie schon früher, vor allem Huhn und Gans, die jeden Bauernhof bevölkerten und belebten, stärker in die Erscheinung.

Mit dem bisher Gesagten ist die eigentliche Geschichte der mittelalterlichen Landschaft im wesentlichen abgeschlossen, so wenig wir chronologisch bereits an das Ende des Mittelalters in hergebrachtem Sinn und noch weniger des Mittelalters in neuerer Abgrenzung gelangt sind. Indessen gehören die letzten Zeiten desselben schon zu einer landschaftlichen Periode, die bis ins 18. Jahrhundert reicht. Mit ihr und der Entwickelung der deutschen Landschaft bis zur Gegenwart werden wir uns zu Beginn des zweiten Bandes beschäftigen.

---

# II. Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur.

Zwiefach steht der Germane unter dem Banne der großen, ursprünglichen Natur: das Element der See und die Masse des ihn näher oder ferner umgebenden Waldes üben auf ihn bestimmend ihren Einfluß, beide den gleichmäßigen, dem Wechsel der Szenerie unzugänglichen Charakter der Urlandschaft tragend, eintönig und doch das Gemüt vertiefend, ungemessen frei und ausgedehnt, bald ernst und schweigend, bald von der mächtigen Gewalt des Sturmes im Getöse der Brandung wie im wilden Rauschen der Wipfel laut bewegt, beide von der Poesie der Völker heilig genannt. In frühester Zeit stand die See im Vordergrund. Anthropologen, Archäologen und Sprachforscher haben sich neuerdings mehr und mehr dahin geeinigt, die Küstengebiete der westlichen Ostsee und deren Hinterland als wahrscheinlich älteste Heimat der Germanen anzusehen; in der Begrenzung dieses Gebietes bestehen freilich Meinungsverschiedenheiten, auch die Frage einer Einwanderung von Skandinavien oder einer Ausbreitung dorthin ist noch nicht sicher gelöst. Es gibt anderseits Forscher, die als Ausstrahlungsgebiet die Weichsel annehmen und auch an einer vorhergehenden slawo-germanischen Einheit, etwa am mittleren Dnjepr, festhalten. Das hängt aber zum Teil schon mit der Indogermanenfrage zusammen, die wir im Gegensatze zu früheren so sicheren Darstellungen des Völkerstammbaums und der Einwanderung hier ganz beiseite lassen.

Wenn sich nun aber bezüglich der Urheimat der Germanen immerhin einige Skepsis empfiehlt, so darf man doch als vermutlich erste Stufe germanischer Entwickelung ein Küstenleben an der westlichen Ostsee, auch wohl an der östlichen Nordsee, annehmen. An der See entdeckte der griechische Kaufmann Pytheas aus Massilia um 345 v. Chr. die Teutonen; nach Posidonius, der als erster Schilderer Germaniens gelten kann, wohnten die Kimbern ursprünglich am Ozean. Auch die Sprache ist Zeugin. In allen altgermanischen Sprachen finden sich ziemlich viel gemeinsame Wörter, die sich auf das Meer, die Fischerei und die Schiffahrt beziehen, wie See, Haff, Flut, Woge, Klippe, Strand, Hafen, Sturm, Möwe, Wal und andere Fischnamen, Angel, Netz, Wate (Zugnetz), Schiff, Kiel, Bord, Steuer, Mast und Segel. Daß ferner die Germanen so früh als Seevolk auftreten, spricht auch für die Seeküste als uralte Heimat. Auf die See wurden die Germanen hinausgedrängt als auf die bequemste Straße, denn der Wald und die versumpften Flüsse boten keine dar, nur jene waldarmen Striche (vgl. S. 3). Auf die See mit ihrem Fischreichtum trieb sie schon die Unwirtlichkeit des Landes, das wenig Nahrung bot. Zunächst auf den jetzt wieder hier und da aufgefundenen Einbäumen, von denen auch der ältere Plinius spricht, mögen sie in Buchten und Inseln ihre erste Schule durchgemacht, bald auch, obgleich Tacitus den Suionen die Segel abspricht, solche aus Tierfellen, wie sie Cäsar bei den

Küstenbewohnern der Bretagne fand, gebraucht und dann andere, weitere Küsten aufgesucht haben. Da sie dem Fischfang nachgingen, mochte sie z. B. der Hering früh nach dem von ihm bevorzugten Skandinavien gelockt haben, dem sie vielleicht auch den Namen gaben, wenn dieser wirklich als Heringsaue zu deuten ist. Weiter lockte an die belgischen Küsten der früh betriebene Seeraub, der ja später noch bei den Gallien plündernden Chauken, den seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die gleichen Küsten schreckenden Sachsen und auch den Normannen hervorgehoben wird. Sonst ist gerade in frühen Zeiten eine wesentlich vom Fischfang lebende Küstenbevölkerung am wenigsten von Nahrungssorgen bedrängt und daher nicht so sehr zum Auswandern im ganzen oder in Teilen gezwungen. Das Meer bot, wie betont, noch Fische in Fülle.

Dieses Seeleben hat sich nur langsam zu der reicheren Entwickelung gehoben, wie sie in Nachklängene twa die „Gudrun" zeigt: das anfänglich ziemlich elende Dasein an der Nordsee veranschaulicht einigermaßen die Schilderung des Plinius von der chaukischen Fischerbevölkerung. Dagegen gewannen diese Meere, Nord- wie Ostsee, früh eine Weltbedeutung durch den dort gefundenen Bernstein. Der uns in Resten bei Strabo, Plinius und anderen erhaltene Bericht jenes Pytheas erregte vor allem deshalb Aufsehen, weil Pytheas die Bernsteinküste des „Skythenlandes" befahren haben wollte; aber der Schleier, der dieses Land noch deckte, ließ den kühnen Reisenden bei seinen Zeitgenossen wenig Glauben finden. Pytheas ist übrigens nur bis zur Nordsee vorgedrungen, an deren Küsten ja noch heute Bernstein gefunden wird; der von den Inseln in Masse bezogene Bernstein wurde, wie er berichtet, durch die Teutonen weiter nach Süden verhandelt.

Aber je mehr sich nun die Germanen im Laufe der Zeit nach Osten und vor allem nach Westen und Süden ausbreiteten, um so mehr wurde der Wald, der ja auch ihre ersten Sitze an der Küste zum großen Teil bedeckte, für sie von Bedeutung. Die Siedelungsstätten waren zwar immer die waldarmen Steppenstriche, aber der Wald ist doch ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor trotz der geschilderten Unwirtlichkeit (vgl. S. 3) gewesen. Freilich konnten sich seinetwegen Ackerbau und Viehzucht, auf jene Striche beschränkt, nicht ausdehnen, und die Rodung ist die Kulturaufgabe späterer Jahrhunderte (vgl. S. 12 f.) gewesen. Aber seine an die Siedelungen grenzenden lichteren Teile boten dem Menschen doch außerordentliche Hilfen und Vorteile. Die Waldnutzung war von Anfang an (vgl. S. 3) eine ausgedehnte und rücksichtslose. Der Wald lieferte das Holz zum Haus, zu Geräten und Gefäßen, zum Herdfeuer und zum Kienspan, zu den Waffen, Speer (Esche), Schild, Bogen (Eibe) und Pfeilen, zum Schiff (Einbaum), zur letzten Behausung (Totenbaum). Sein Laub (vgl. S. 5), seine Rinden, Schwämme, Früchte (Eicheln) und Beeren dienten allen möglichen Zwecken, vor allem der menschlichen Nahrung wie der Mast und der Weide des Viehes; seine Bienen gaben Honig. Der Wildreichtum in den lichteren Teilen machte den Germanen zum Jäger und stählte zugleich seine Tatkraft, wie der Wald überhaupt auf den inneren Menschen wirkte. Seine Einsamkeit und sein Schweigen, sein leises Rauschen weckte Sinn und Gemüt, sein Brausen im Sturme ließ tiefe Schauer durch die Seele gehen. Nur hier konnte sich der Germane die höheren und niederen göttlichen Wesen weilend und waltend denken, nur hier sie verehren. In den Namen Heiligenloh, Heiliger Forst usw. leben die heiligen Wälder, die wir aus dem Tacitus kennen, und die noch Adam von Bremen erwähnt, fort. So ist denn auch dem Deutschen eine tiefe Liebe zum Walde, den er in mannigfachster Weise benennt, den seine Dichter bis heute besingen, seine Maler ständig schildern, als

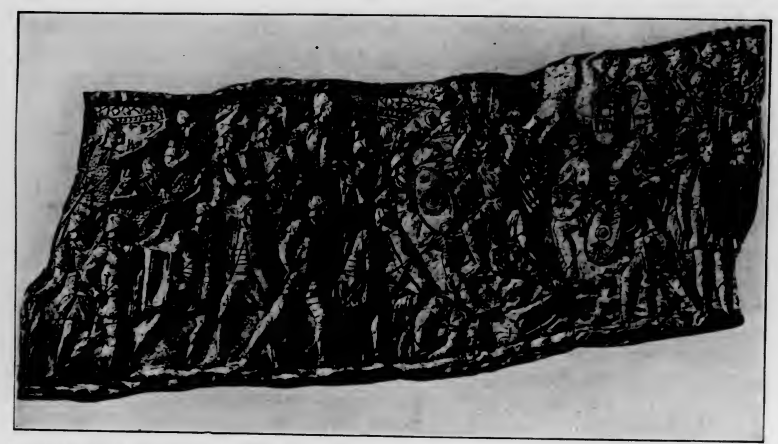


wichtiger Zug geblieben, der sich ähnlich nur bei dem ihm auch sonst verwandten Slawen findet. Hier liegt ein Gegensatz zum antiken Menschen, zum Südländer vor, der diese Liebe nicht nachempfinden kann, der den Wald nur als kühlen Zufluchtsort vor der Hitze schätzt.

Mit der Ausbreitung der Germanen erweiterte sich nun freilich der Abstand von der See. In ihrem Bereich blieb nur ein Teil der Germanen, der mehr und mehr ein Sonderleben führte und unkultivierter erscheint. Die anderen wurden zu Binnenländern, auf sie ging später auch die Vorherrschaft im deutschen Leben über. Zur Abwendung von der See trug dann weiterhin noch die Völkerwanderung bei, da sie das Aufgeben der Ostsee mit sich brachte; der Schwerpunkt deutschen Lebens zur Kaiserzeit liegt ganz im Binnenlande. Die Art jener frühesten Ausbreitung nun mag das, was wieder Posidonius über die Keltoskythen sagt, richtig veranschaulichen: „auswandernd, nicht auf einmal und in einem Ruck und nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern bei guter Zeit in jedem Jahr immer weiter vorwärts schreitend, hätten sie mit Krieg in langen Zeiten das Festland durchzogen". Was die einzelnen Stämme, in der Regel aber größere Teile von Stämmen, vorwärts trieb, war oft Übervölkerung und Nahrungsmangel (vgl. S. 3), da man jene waldarmen Siedelungsstriche noch nicht durch Rodung zu erweitern verstand. Sturmfluten mögen zum Teil auch, wie bei den Kimbern, zum Verlassen der Sitze gezwungen haben, innere Streitigkeiten hinzugekommen sein. Daß immer entweder ganze Stämme oder größere Teile eines Stammes abwanderten, erklärt sich aus der damals allein möglichen Form der gemeinsamen Bewirtschaftung des Bodens. Anderseits mochte der Anreiz der reichen südlichen Kultur, der die Kelten nach Süden und Südosten lenkte, auch auf die nachdrängenden Germanen, freilich in schwächerem Grade, wirken. Nach den Kelten erschienen schon um 200 v. Chr. in den pontischen Gegenden Bastarnen und Skiren, die Polybius ganz wie richtige Germanen schildert. Im Jahre 122 v. Chr. fanden die Kimbern und Teutonen den Weg zum Süden, ein Schrecken der antiken Kulturwelt. Sonst lockte die Germanen zunächst der Westen: im 1. Jahrhundert v. Chr. hatten sie die Kelten schon bis über den Rhein zurückgedrängt. Da stellte sich ihnen Cäsar entgegen und leitete eine lange Periode der Abwehr der Germanen ein. Nun erst traten sie aus dem „skythischen" Chaos klar in den Gesichtskreis der Alten. Cäsar unterschied sie zuerst von den Kelten, im einzelnen schwerlich immer richtig; von den Slawen (Veneti) findet sich eine Sonderung erst bei Plinius. Mit den Kelten konstatiert aber noch Strabo die größte Ähnlichkeit: die Germanen seien wilder, größer und blonder, „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich". Tatsächlich sind beide Völker auch nahe verwandt, und schon daraus erklärt sich ihre kulturelle Ähnlichkeit, die sich z. B. in der Namengebung äußert; jedoch beruht diese Ähnlichkeit später immer mehr auf der Kulturabhängigkeit der Germanen von den Kelten, je mehr sich diese kulturell über sie erhoben. Die Kelten, bei denen seit dem 4. Jahrhundert ein starker Mangel an Widerstandskraft hervortrat, auf deren Kosten sich die Germanen daher ausbreiteten, sind, in immer engerer Berührung mit der südlichen Kultur, vor den Römern die größten Lehrmeister ihrer Bedränger gewesen.

Fremde Kultureinflüsse, in der deutschen Geschichte so wichtig wie in irgendeiner anderen, damals freilich wesentlich solche äußerer Natur, haben überhaupt auf die Germanen seit grauer Urzeit gewirkt: uralter Völkerverkehr und zentrale Lage sind hierauf von Einfluß gewesen. Dazu kam die Bedeutung Germaniens für den Welthandel wegen seines Bernsteins, der sich bereits in den Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit wie in dem mykenischen Kulturkreis findet, und der, wie schon Homer bezeugt, ein Hauptartikel des großen

phönikischen Handelsvolkes war. Dieses holte ihn aber kaum unmittelbar von den germanischen Küsten, wie das zur Bronze notwendige Zinn von den Kassiteriden, vielmehr vom ligurischen Süden, wohin er von der Nordsee über Land den Rhein hinauf, die Rhone herab kam. Die Phöniker verhandelten den Bernstein an die Griechen, bis diese sich selbst im Westen festsetzten. Der Überlandverkehr vom Pontus nach der Ostsee, dem man aber auch kein allzu niedriges Alter zusprechen darf, kam für die Griechen, denen diese Gebiete unbekannt blieben, nur wenig in Betracht. Wohl aber holten sie den Bernstein gern von der Adria her, wohin er von der Nordsee auch auf einem zweiten Landweg, der eigentlichen „Bernsteinstraße", nämlich die Elbe hinauf, die March hinunter zur Donau über die Steiermark kam. Er gelangte nach Oberitalien durch die Etrusker, die rege mit den Alpenvölkern — der Handel ging aber



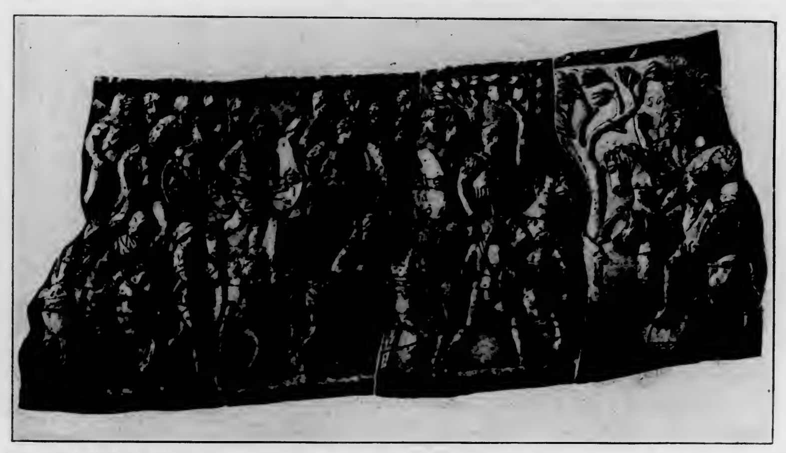
Szene aus der Belagerung einer dakischen Stadt durch die Römer: Ausfallgefecht der Daker. Auf römischer Seite (links) in der Mitte des Bildes zwei „Barbaren" (Germanen?) mit nacktem Oberleib. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 36.

meist um die Alpen herum — verkehrten, in solcher Masse, daß die Griechen den Po trotz einer vorhandenen besseren Kunde für den Fundort des Bernsteins hielten. Von der Ostsee her scheint der Bernstein erst um das Jahr 50 v. Chr. lebhafter ausgeführt worden zu sein; die Ästier waren nach Tacitus höchst erstaunt, daß sie für ihren ruhig liegengelassenen Bernstein Geld erhielten. Erst in der Kaiserzeit hatte das Luxusbedürfnis einen großen unmittelbaren Import von dorther zur Folge. Die Gegengabe der Kulturwelt, auf dem Tauschwege von Stamm zu Stamm oder durch fahrende Händler vermittelt, war manch äußeres Gut, vor allem aber, wie immer für solche Völker, glänzender Tand, Metallschmuck und -waffen, kurz: die Bronze. Keineswegs sind aber die kulturellen Einflüsse des Südens auf die Germanen zu überschätzen, vor allem nicht für die Westgermanen.

Die **Bronzekultur** — die Germanen zur Steinzeit in Beziehung zu setzen, möge vorläufig noch den Prähistorikern überlassen bleiben — ist eine sich ursprünglich wohl vom mykenischen Kulturkreis, dann vor allem von Italien nach dem westlichen Mitteleuropa und nach Nordeuropa erstreckende Kultur ziemlich einheitlicher und überall Schönheitsgefühl und



höheren Geschmack verratender Art. Es scheint aber, daß im skandinavischen Norden der Import sich bald nur auf die rohe Bronze wie auch Gold und Silber beschränkte, während durch selbständigen Guß eigenartige Waffen, Schmucksachen und Geräte hergestellt wurden; es entsteht eine, ursprünglich vielleicht südöstlichen Einflüssen verdankte, nationale Kultur von einer gewissen Höhe, die sich dann in der jüngeren nordischen Bronzezeit fortsetzt, freilich jetzt allzu sehr den Einflüssen der Eisenkultur widerstrebt, während sich die früher weniger entwickelte südgermanische Welt dieser schneller erschließt. Bis zu einem gewissen Grade äußerte sich aber der südliche Einfluß überhaupt auch im Norden. Jene Anfänge der Eisenkultur nun stellt die nach den Funden bei Hallstatt im Salzkammergut benannte Hallstatt-



Eilmarsch leichter römischer Truppen mit Kaiser Trajan an der Spitze. Die vordere Infanteriegruppe besteht aus „Barbaren", meist mit nacktem Oberkörper (Germanen?). Auch in der zweiten Infanteriegruppe können die vier mit Tierfellen bekleideten Soldaten reguläre germanische Hilfstruppen darstellen. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 36.

kultur dar, die das Eisen neben die Bronze setzt, vor allem für die Waffen. Ihren Ausgangspunkt sucht man in Norditalien, von wo geradezu als Exporterzeugnisse hergestellte Bronzefabrikate nach Norden gelangen. Stärker als den germanischen Nordwesten beeinflußte die Hallstattkultur übrigens den deutschen Osten (Schlesien und Preußen). Die Bronzegefäße sind aber zum Teil einheimische Erzeugnisse. Diese nach neuerer Ansicht sogar überwiegende einheimische Produktion beweisen die Funde von Rohmaterial wie von Gußzapfen, aber der Import bleibt „für technisch und künstlerisch höherstehende Typen" bei der sonstigen Unentwickeltheit der Kultur das Wahrscheinliche.

Für das fremde Gut, das übrigens weniger aus dem Süden unmittelbar als aus dem Westen, wo Massilia (Marseille) ein wichtiges Verkehrszentrum war, und vor allem aus dem Südosten kam, wie für die Beziehungen zur höheren Kulturwelt überhaupt war nun in den letzten Jahrhunderten vor Christus eben der **Kelte** der Vermittler für den Germanen. Die La Tène-Kultur, nach den Funden von La Tène bei Neufchâtel so genannt, die für die schon von Cato als militärisch charakterisierten Kelten als bezeichnend gilt und eine entwickelte Eisentechnik

in der Herstellung von Waffen, vor allem von Schwertern, aber auch von Schmuck und Geräten aufweist, mag als Höhepunkt des keltischen Einflusses auf die Germanen gelten; die germanischen Eisenfunde und der keltische Ursprung des Wortes Eisen sind Zeugen dieses Einflusses. Auch ihrerseits wieder unter der Einwirkung südlicher Erzeugnisse stehend, durchdringt diese Kultur allmählich das germanische Gebiet und drängt die jüngeren Bronzeformen zurück; doch zeigt sich in rheinischen Landen immer noch ein fortdauernder italischer Einfluß in Bronzegefäßen, Schnabelkannen und Goldschmuck. Die am Rhein und in Gallien sitzenden Kelten, die aufnahmefähig sich den Wirkungen namentlich der massiliotischen Kultur rasch hingaben und ein Volk mit entwickelter Industrie, mit Städten und Geldwirtschaft im Gegensatz zu den in Wallburgen wohnenden östlichen Kelten wurden, haben die ihnen äußerlich überlegenen Germanen zum Teil ihrerseits beeinflußt, wohl auch früh durch Händler.

Indessen war dem keltischen Händler schon bald nach den Kimbernkriegen mehr und mehr der römische zur Seite getreten. Das Hauptfeld dieser kühnen Pioniere war wohl der Menschenhandel; Menschen handelten sie für das begehrte Berauschungsmittel, den Wein ein. Die germanische Handelsterminologie entwickelte sich, wie richtig betont worden ist, im wesentlichen aus den römischen Bezeichnungen caupo (Weinhöker, Art Marketender; davon die Wörter „kaufen“ und „Kaufmann“) und mango (Menschen- und Pferdehändler). Der Menschenhandel beförderte dann den Menschenraub. Die Sueven erkannten das Verderbliche dieses ganzen Verkehrs und duldeten den Händler nur als Käufer ihrer Beute, nicht als Bringer des Weines. Die linksrheinischen Nervier schlossen sich vor ihm als dem Träger einer verweichlichenden Kultur überhaupt ab. Seit den Feldzügen Cäsars wurde aber eine häufige und stärkere Berührung mit den Römern unvermeidlich; sie bewirkte endlich den unmittelbaren Anschluß an die antike Kultur. Dieser wird uns indessen erst später beschäftigen.

Jedenfalls ergibt sich für uns als Hauptvorteil der fortschreitenden römisch-germanischen Beziehungen eine Fülle von Berichten der damaligen Kulturmenschen über den germanischen „Barbaren“, also eine reiche Belehrung über die Frühzeit unseres Volkes. Erst diese schriftlichen Quellen gewähren den neueren, Gewinn bringenden Untersuchungen der Linguistik, der Archäologie, der Sagenforschung und der Volkskunde wie dem aus den späteren Volksrechten mit Vorsicht herauszuschälenden ältesten Rechtsmaterial den wahren Rückhalt, bedürfen freilich ihrerseits jener kritischen Betrachtung, wie sie philologischer Scharfsinn reichlich geübt hat. Ein unmittelbares Anschauungsmaterial gewähren neben den Bodenfunden noch erhaltene bildliche Darstellungen, die allerdings im Bann einer einmal übernommenen Tradition stehen: die Markussäule mit ihren Markomannenszenen, die ihr als Vorbild dienende Trajanssäule, die vereinzelte Germanen als Hilfstruppen der Römer zeigt (siehe die Abbildungen S. 34 und 35), Bruchstücke von Mark Aurels Triumphbogen, Sarkophage mit germanischen Kampfszenen, Statuen und Büsten. So können wir ein verhältnismäßig reiches Bild von dem germanischen Menschen und seinem Leben gewinnen.

---

Zunächst darf die Kulturstufe, auf der er bei seinem Eintritt in die historische Welt stand, nicht zu niedrig eingeschätzt werden. Einst stellte man sich die Germanen wohl indianerähnlich vor, am längsten geschah das in Frankreich. Aber anderseits hat schon im 18. Jahrhundert Justus Möser die Germanen weit höher gestellt und bei ihnen rein bäuerliche Zustände vorausgesetzt. Das geht immerhin zu weit, und ebenso könnte Gustav Freytags Vergleich mit den griechischen Zuständen der epischen Zeit zu Auffassungen



führen, die weder griechischer noch germanischer Eigenart gerecht werden würden. Im ganzen scheint doch die Taciteische Schilderung ziemlich das Richtige zu treffen. Die Germanen waren den ihnen einst nahestehenden slawischen Nachbarn bereits sehr vorangeeilt, aber sie waren auf der anderen Seite doch noch weit von der agrarischen Stufe, wie sie etwa das 9. Jahrhundert n. Chr. darstellt, entfernt. Idyllische Menschen freilich, wie sie Tacitus zum Teil schildert, der damit spätere ideale Auffassungen verschuldet hat, waren die Germanen nicht.

Wichtig ist nun, daß die Germanen keineswegs überall die gleiche Kultur besessen haben. Zwischen West- und Ostgermanen, zwischen See- und Binnengermanen bestehen große Unterschiede. Von politischer Einheit ist ebensowenig die Rede. Anderseits haben die Germanen auch in ihrem Äußeren nicht ein besonderes Ganze gegenüber anderen Völkern in dem Grade gebildet, wie man meist glaubt. Schon Aristoteles erkannte das rötliche Haar, die weiße Haut und die hellen Augen als nördliche Art überhaupt. Von anderen angeblichen Merkmalen wird noch (S. 42) die Rede sein. Am meisten scheint schließlich die Langschädeligkeit charakteristisch zu sein. Der von Cäsar auf eine gewisse Völkergruppe angewendete Name „Germanen“, von Zeuß einst als „Nachbarn“ erklärt, war ihnen wohl von den Kelten beigelegt worden; sie selbst führten einen gemeinsamen Namen nicht. Im Kult überwog trotz einiger gemeinsamer Grundlagen des religiösen Lebens, trotz der Kultgemeinschaften größerer Gruppen das Lokale. Politisch führten die Stämme durchaus ein Sonderleben, schlossen sich, wo nicht schon, wie meist, die Waldmasse sie trennte (vgl. S. 4), auch künstlich voneinander ab, und nichts war bei den Germanen ausgeprägter als der bewußte Gegensatz der Stämme zueinander, deren Hader die Römer wohl zu benutzen wußten. Der auf solcher Stufe übrigens nicht auffällige Mangel eines Volksgefühls erklärt auch das massenhafte Einströmen der Germanen in römische Dienste wie die Empfänglichkeit mancher Stämme für Beeinflussung durch fremde Kulturen überhaupt. Scharf fielen in ihrer Entwickelung wie in der Sprache vor allem, wie schon betont, die westgermanischen Gruppen, der späteren Deutschen Grundstock, und die in ihrem Tieflande sich einheitlicher darstellenden Ostgermanen auseinander. Eben die Sprache bleibt sonst allein als bedeutendstes gemeinsames Kennzeichen übrig, und eine Tradition älterer Zusammengehörigkeit zeigt sich in der von Tacitus bewahrten Sage von Tuisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen, den Stammvätern der Ingävonen (See-), Istävonen (Rhein-) und Herminonen (Binnengermanen). Schon wegen der großen Stammesunterschiede dürfte man kein einheitliches schematisches Schlagwort auf die Kulturstufe der Germanen anwenden. Aber die Annahme solcher generellen Stufen ist auch an sich zu verwerfen: insbesondere gilt das von jenen äußerlichen, seit dem 18. Jahrhundert beliebten wirtschaftlichen Stufen des Jäger-, Hirten- und Ackerbauerlebens.

Auf die Germanen könnten alle drei Bezeichnungen zugleich passen. Einmal hat bei ihnen die Viehzucht eine bedeutende Rolle gespielt; noch heute zeigt altes Gut ihre wichtige Stelle in der Volksseele. Jene waldarmen Striche (vgl. S. 3) dienten zum größten Teil als Weide, denn das Land wurde immer erst nach einiger Zeit wieder bebaut. Plinius rühmt, wie erwähnt, das gute Grasland, Cäsar und Tacitus sprechen von dem geringwertigen, aber zahlreichen Vieh, das als beweglicher Besitz das Geld vertritt (siehe die Abbildung S. 38). Seine Unansehnlichkeit ergibt sich aus der unvollkommenen Art der freien Viehweide. Neben vielem Rindvieh hielt man vor allem im Norden Schafe, die Nahrung und Kleidung gaben, und überall im Walde Schweine. Große Schätzung genoß, wie aus der Menge seiner Bezeichnungen erhellt, das Roß, schon weil es als Reittier dem Besitzer im Kriege Vorzug

verlieh. Auf die germanische Pferdezucht, in der einzelne Gebiete hervorragten, scheint die bessere keltische von Einfluß gewesen zu sein.

Viehzucht in größerem Umfange schließt nun den *Ackerbau* in keiner Weise aus. Aber auch aus anderem Grunde sind die Germanen nicht als Nomaden und auch nicht als Halbnomaden, wie man behauptet hat, anzusehen, wenngleich z. B. Strabo die Sueven nomadenähnlich schildert. Ganz richtig legt er diesen — und dasselbe gilt von allen Germanen — die Leichtigkeit der Wohnsitzänderung bei; ganz richtig spricht er davon, daß sie wesentlich von ihren Tieren sich nähren und ihre Holzhütten auf ihren Wagen mitschleppen. Aber solche Schilderung ist nicht für die normalen Verhältnisse, sondern für die Zeiten kriegerischer Ausbreitung zutreffend. Das gilt auch von den eigenartigen Angaben Cäsars, nach denen die Häupter des Volkes jährlich einen Wechsel des Ackerlandes und der Wohnsitze der Sippen innerhalb eines Gaues herbeiführten. Das geschah, wenn Cäsar nicht etwa die Sache mit dem normalen, überall zu findenden jährlichen Wechsel der Ackerflächen zusammenwirft, aber wohl, um das Volk kriegerisch zu erhalten und nicht dauernd seßhaft werden zu lassen. Es waren *außergewöhnliche Zustände*, die sich aus dem unruhigen Beute- und Kriegsgeist der Ausbreitungszeit erklären, die überdies für Nordwestdeutschland vermutlich überhaupt nicht anzunehmen sind.



*Gefangene Germanen und das ihnen weggeführte Vieh.* Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 37.

Die Schilderung des Tacitus zeigt nun ein anderes Bild. Nach ihr saßen die Germanen in festen Siedelungen, trieben Ackerbau und Viehzucht, bauten in einem gewissen Turnus von der allen gemeinsamen Bodenfläche jährlich immer andere Teile an, während die übrigen bis zu ihrer Bebauung als Weideland dienten (entwickeltere Feldgraswirtschaft). Dabei regelten die Häupter des Siedelungsverbandes den Anbau, indem sie den einzelnen Familien bestimmte Flächen zuwiesen. Aber diese Zustände bedeuten der Zeit Cäsars gegenüber nicht einen inzwischen gemachten Fortschritt zur Seßhaftigkeit, sondern die Rückkehr in bereits früher vorhanden gewesene ruhige und seßhafte Verhältnisse: die Römer hatten eben die weitere kriegerische Ausbreitung fürs erste abgeschnitten. Uralte Seßhaftigkeit beweist zunächst das *hohe Alter* eben des *Ackerbaues*, den ja auch Cäsar für die Germanen nicht leugnet, sondern nur lässig betrieben sein läßt („sie befleißigen sich nicht gerade des Ackerbaues"). Das würde eben mit jener kriegerischen Übergangszeit zusammenhängen. Wenn Strabo den Ackerbau den Germanen ganz abspricht, so hat er Cäsars Äußerungen vielleicht nur mißverstanden oder übertrieben. Jedenfalls gab es bei den Germanen Ackerbau bereits lange Zeit vor Cäsar. Die keineswegs kleinen, freilich auch nicht den übertriebenen Angaben der Römer (vgl. S. 5) entsprechenden Menschenmengen, die auf jene waldarmen Siedelungsgebiete beschränkt waren — im Walde haben sie nicht gewohnt (vgl. S. 3) —, können sich nicht durch Viehzucht allein ernährt haben: vielmehr müssen jene Flächen sehr früh stärker bebaut gewesen sein. Nimmt man ein hohes Alter des Bierkonsums an — und dem steht nichts im Wege —, so ist damit ebenfalls ein hohes Alter des Ackerbaues gegeben. Wenn ferner die Römer ihre Züge gern in die Erntezeit legten, um ihre Truppen besser unterhalten zu können, so setzt das wieder keinen geringen Anbau voraus. Dazu kommen positive Angaben, wie die, daß die Kimbern bereits um Ackerland und Saatkorn gebeten hätten. Vor allem aber ist der Anbau der wichtigsten Getreidearten und von Gemüsen durch Funde wie durch die linguistische Forschung als vorrömisch festgestellt, wie bereits oben (S. 5) des Näheren dargelegt wurde. Uralt sind endlich auch die Ackergeräte; der Pflug mit breiter Schar ist germanisch, nicht erst von den Römern übernommen. Man hatte die Egge, die Sichel und drosch das Getreide in Tennen (Pytheas).

Das Alter des Ackerbaues wird nun weiter durch die Spuren früher *Seßhaftigkeit* bestätigt, wie sie sich in den archäologischen Funden zeigen. Wie wir (S. 3) sahen, lassen sich immer dieselben Siedelungsstätten, eben jene waldarmen Striche, von der neolithischen bis zur historischen Zeit verfolgen. Als durch die Römer der Ausbreitungslust der Westgermanen Schranken gesetzt wurden, machte daher die Rückkehr zu völlig seßhaften Zuständen, die nur zum Teil unterbrochen waren — so im Nordwesten kaum — wenig Schwierigkeit. Freilich ergaben sich aus den nunmehr kontinuierlicheren Verhältnissen auch Fortschritte der Entwickelung.

Allmählich wurde so das *Gesamteigentum durchbrochen*. Von dem primitiven Haus, das zur frühesten Habe gehörte wie die Werkzeuge und Waffen, die dem Einzelnen schließlich ins Grab mitgegeben wurden, ging der Eigentumsbegriff auf den Boden, auf dem es stand, und das Bauland ringsumher über. Letzteres nahm wohl früh eine andere Stellung ein als die gemeinsame Ackerfläche. Ein Eigen an diesem Gesamtland trat erst viel später ein. Durch die Sippenältesten wurde es mehr zur Regelung des Anbaues unter die Einzelnen verteilt, und zwar, um in bezug auf die Qualität des Bodens gerecht zu verfahren, in Bruchteilen verschieden gelegener größerer Stücke (Gewanne; vgl. S. 11). Zu dieser „Hufe", wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf (vgl. S. 105), gehörte ein Anteil an der Nutzung des gemeinsamen Weide- und Waldlandes. Früh mag den Führern ein größerer Besitz zugewiesen worden sein.

Mit dem Eintritt ruhigerer Verhältnisse steht nun auch eine mindere Bedeutung der *Jagd*, die bei weniger eifrigem Ackerbau eine gegebene Nahrungsquelle war, in Verbindung.

Gegenüber den jagdfreudigen Sueven des Cäsar läßt Tacitus die Germanen nicht allzuviel auf der Jagd sein; indessen berichtet er selbst von dem Wildbret als wichtigem Teil der Nahrung. Freilich scheint dies schon damals eine Speise der Vornehmen gewesen zu sein. Überhaupt beherbergten ja, wie (S. 3) betont, nur die lichteren Randteile des Waldes Wild in größerer Menge. Der Hauptreiz der Jagd, die zur Sicherung der Herden und Siedelungen gegen großes Getier und kleines Raubzeug nötig war, aber neben der Nahrung auch Kleidung und Handelsgut (Pelze) bot, war die Freude am Kampf, zu der der „wilde Blick“ der Germanen (oculi truces) wohl paßt. Ihnen wohnt aber eine wahrhafte Lust am frischen, fröhlichen Jagen inne, sie namentlich haben das edle Weidwerk zu einer geregelten Kunst gemacht. Und die leidenschaftliche Jagdfreude späterer Zeiten spricht für ihre altbegründete Tiefe. Die bei der Namengebung beliebten Tiere, Eber, Wolf und Bär, ferner der Elch, der Ur und der Wisent (vgl. S. 6), der Hirsch, das wilde Pferd, das aber nur in den waldarmen Teilen denkbar ist, Luchs und Fuchs, Dachs und Otter, allerlei Vögel waren die Beute, und schon damals war der Hund der Gehilfe des Jägers. Die Falkenbeize (vgl. S. 29) drang erst später ein: die Germanen haben sie den Romanen weitergegeben.



Unglücklich kämpfende Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule“, München 1896. Vgl. Text S. 41.

Ging die allgemeinere Bedeutung der Jagd immerhin allmählich zurück, so blieb der mit ihr zusammenhängende kriegerische Zug, der in der Ausbreitungszeit recht ausgebildet war, dauernd charakteristisch. Auf der von allen Völkern durchlebten kriegerischen Entwickelungsstufe, deren Grundlage wirtschaftliche Nöte und barbarische Raub- und Beutelust sind



— der Krieg als Erwerb von Vieh, Menschen und Schätzen wird zur Arbeit des Mannes —, befinden sich die Germanen auch noch in historischer Zeit. In den mit jener Ausbreitung einhergehenden Kämpfen, in dem zunächst gegenüber den Kelten empfundenen Kraftgefühl war die innewohnende Neigung zur Leidenschaft geworden. Die Kriegstüchtigkeit, die allein junge Völker Macht gewinnen läßt, bewährten die Germanen nun in einer Weise, daß sie der auch auf seiner Kulturhöhe noch militärisch hervorragende Römer bewundern mußte. Der Krieg wurde für sie zum höchsten, ihrem Wesen innerlichst entsprechenden Ideal. Neben der Beutelust reizte schon die bloße Möglichkeit des Kriegsruhmes zum Kampf, die Schlacht wurde zum festlichen, zum religiösen Akt, für den man sich schmückte. Man muß von wirklicher Kampfesfreude sprechen. Meist ungerüstet und halbnackt kämpfend, das Terrain nicht benutzend, Draufgänger ohne Überlegung, rauflustig und auf die physische Kraft vertrauend, brachten sich die Germanen oft um den Erfolg (siehe die Abbildung S. 40). Ihre Stärke lag immer im Angriff, den sie in Keilform ausführten. Nachhaltig waren sie aber nicht: sie wurden bei Anstrengungen sogar „schlapp“. Das individuelle Fürsichkämpfen war ihnen oft gefährlich. Aber solche Tapferkeit schätzten sie selbst hoch, wie sich die Friesen in Rom als die Tapfersten der Welt rühmten. Die Freude der Germanen am Kampf zeigen vor allem auch ihre kriegerischen Namen, die mit hilt, gunt, hadu, wîc oder balt, muot, grim oder helm, ger, widu oder sigu usw. zusammengesetzt waren. Auch der reiche Schatz der Frauennamen verrät den gleichen Geist. Dem entsprach der Frauen Gesinnung; wie sie beim Raufen der Männer daheim gelegentlich mitwirken mochten, so zuweilen auch in der Schlacht; sie haben dort sogar zum Staunen der Römer feige Männer erschlagen. Auf den Krieg war die Erziehung der Knaben gerichtet: physisch abgehärtet, als Neugeborene schon in kaltes Flußwasser getaucht (anscheinend eine zeremonielle Handlung im Zusammenhang mit dem anerkennenden Aufnehmen des Kindes vom Boden), wuchsen sie in körperlichen und Waffenübungen heran, bis sie Schild und Speer feierlich in der Volksversammlung erhielten. Als Mann galt aber erst, wer einen Feind erschlagen hatte: bis dahin mußten sich z. B. die chattischen Jungmänner Haar und Bart wachsen lassen. Kampf ist das Leben germanischer Götter, deren Häupter alle zu Kriegsgottheiten geworden sind; der Tod im Kampf beglückt, er führt zu neuem Heldendasein, und die Waffen, der Germanen ständige Begleiter, folgen ihnen, wie freilich immer bei Menschen auf ähnlicher Kulturstufe, auch ins Grab.

---

Solche Züge führen uns bereits zur Schilderung des inneren Menschen, dem Wesentlichen aller kulturgeschichtlichen Betrachtung. Für das Innenleben besonders, aber auch für die äußeren und die sozialen Zustände ist vor der Annahme einer zu großen Eigenart der Germanen zu warnen. Sie teilen in allen diesen Beziehungen sehr viel mit anderen mehr oder weniger primitiven Völkern. Deutsche Art ist nicht mit der Aneinanderreihung angeblich „echt germanischer Züge“, etwa der vielgerühmten Treue, erschöpft; aber den Begriff eines Volkscharakters überhaupt zu bezweifeln, wäre töricht. Durch alle fremden Einflüsse, durch alle erlangte Kultur bricht er immer wieder hindurch und hat sich vor allem bei dem Landvolk bis heute erhalten. Zum guten Teil ist er freilich Stammescharakter, und der Stammesgegensatz ist auch auf diesem Gebiete groß genug. Aber ohne überschwengliche Begeisterung, ohne Überschätzung des Alters mancher Züge und ohne irgendwelche sonstige Illusion wird man eine gewisse germanische Eigenart von Anfang an feststellen können. Nur darf man dabei, wie betont, nicht das, was überall auf solchen Stufen wiederkehrt, für

„germanisch" halten. Man muß auch bedenken, daß die spätere Kultur viele Züge gemildert oder ausgerottet hat. Ein auch für den nachmaligen Deutschen charakteristischer Zug tritt uns schon bei den Germanen entgegen, die wunderbare Kompliziertheit, die Zwiespältigkeit des Charakters, die Doppelseele. Zu den wilden Eigenschaften stehen weiche, zarte in Gegensatz: der Fremde sah nur die ersten, und diesen entsprach auch das schreckhafte Äußere der Germanen, das die Römer, ohne zwischen den Stämmen unterscheiden zu können, oft schildern. Die den südlichen Völkern so auffällige Größe, die Cäsar bei den Sueven findet, Vellejus bei den Chauken hervorhebt, wird zwar auch später noch für die verschiedenen Stämme, Goten, Franken, Alemannen und Burgunder, ausdrücklich bezeugt: indessen zeigen die Gräberfunde, daß auch viel Mittelwuchs vorhanden war, und manche Gegenden haben heute noch gewaltige Leute. Ebenso ist die physische Stärke noch hier und da im Volk anzutreffen, und der wilde Blick findet sich immer bei frischen Völkern. Das sonstige nördliche Aussehen der Germanen gefiel den Römern wie noch heute, die blauen Augen, die weiße Haut, das rötlich-gelbliche volle Haar, alles auch keltische Merkmale. Die germanischen Frauen (siehe die nebenstehende Abbildung und die auf S. 44) galten in Rom für schön, und später bemühten sich die vornehmen römischen Damen, durch falsche Haare oder durch Färben der Haare jenen zu gleichen. Aber auch der Germane selbst schätzte seine körperlichen Merkmale und gilbte mit einer nach Plinius von den Galliern erfundenen Lauge gern seine Haare, was aber vielleicht eher zum Schrecken der Feinde nur vor dem Kampfe geschah. Das Ungefüge, Schreckhafte überwog überhaupt für den Fremden, und der furor teutonicus, die wilde Kampflust, ließ ihn auch auf das Innere schließen; das barbarische Kriegsgeschrei verstärkte den Eindruck. Daß die Germanen wirklich „rabiate Kerle" waren, mag noch das heutige bajuvarische Raufleben zeigen.



Germanin (Bruchstück eines Marmorstandbildes im Britischen Museum zu London), wiedergegeben in P. Bienkowski, „De simulacris barbararum gentium apud Romanos", Krakau 1901.

Derartige Züge ergeben sich aber, wie gesagt, schon aus der Kulturstufe. Der Egoismus kennt noch keine Grenzen: weder der Raub noch der Mord eines persönlichen Feindes sind entehrende Verbrechen. Das Töten von Greisen, Aussetzen von Kindern, Martern von Gefangenen (Augenausstechen, Händeabschlagen, Zungenausreißen nach der Varusschlacht z. B.), Todesverachtung im Unglück, auch Menschenopfer finden sich fast überall. Das Hinopfern von Gefangenen könnte freilich als Gelübde aufgefaßt werden. Bei den Nordgermanen sind Menschenopfer noch im tiefen Mittelalter üblich gewesen, bei den übrigen werden solche bald selten geworden sein. Manche entsetzliche Todesstrafen haben sich lange erhalten.

Höchst abstoßend wirkte auf den Südländer, wie noch heute, die germanische, von Tacitus gebührend hervorgehobene und später für die einzelnen Stämme bezeugte Trinkfreude, die aber mehr Lust am Gelage ist und sich ja auch wohl nur bei besonderen Gelegenheiten (Opfergelagen usw.) äußern konnte. Auch sie fällt den nördlichen Völkern (Kelten, Thrakern,

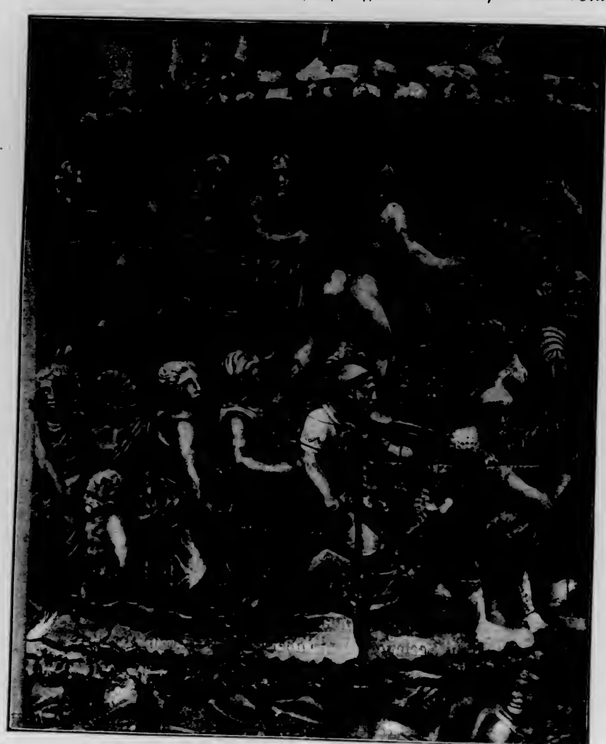


alten Preußen) gemeinsam zur Last, ist aber, wie unsere Geschichte lehrt, in ihrer ganzen Art ein nationales Charakteristikum der Germanen. Das Zutrinken wird sehr alt sein, ebenso das Minnetrinken zum Gedächtnis von Verstorbenen, zu Ehren von Göttern. Die Schilderung des Trinklebens im „Beowulf" wird für viel frühere Zeiten zutreffen. Aber wenn dort vom Helden gerühmt wird, daß er nicht beim Gelage die Herdgenossen erschlug, so deutet das auf die brutalen und blutigen Szenen, die sich im trunkenen Lärm der Zechereien gelegentlich abspielten. Die gleiche Zügellosigkeit zeigte der Germane beim Spiel, wo er im blinden Drauflos selbst Weib, Freiheit und Leben einsetzte.

Und nun die betonten, übrigens von den Germanen selbst nie empfundenen Kontraste. Einer, den schon Tacitus bemerkte, der der leidenschaftlichen Bewegtheit zur Trägheit und Ruheliebe, ist nicht auffällig und findet sich auch sonst bei jugendlichen Völkern. Jagd und Krieg waren, wie oben gesagt, männliche Arbeit: die Untätigkeit (inertia) war nur die Folge davon, daß man solche Arbeit bisweilen nicht hatte. In friedlicher Beschäftigung aufzugehen, würde eben unwürdiges „Verliegen", wie es in höfischer Zeit hieß, bedeuten. Als eigentliche Kontraste dürfen aber gewisse Züge der Weichheit, der Mäßigkeit, tieferen innerlichen Lebens gelten. Mit der Heldenhärte oder dem brutalen Dreinschlagen kontrastiert, wie häufig, eine große, oft schädliche Vertrauensseligkeit und Gutmütigkeit. Die milde Behandlung der Unfreien erklärt sich freilich auch aus dem unterschiedslosen Zusammenhausen in jener primitiven Zeit und entspricht der Behandlung der vom Familienoberhaupt ebenso abhängigen Frau und Kinder. Dem Jähzorn stehen die Gemütlichkeit und der Humor gegenüber, der sich gerade auch beim Trunk geäußert haben wird und ferner in der uralten Neckluft, z. B. der Stämme untereinander, zum Vorschein kam. Aber der wichtigste und für alle Zukunft bedeutsame Zug des Germanen ist nun doch eine früh hervortretende Innerlichkeit.

Sie zeigt sich zunächst in dem, was man Gemüt nennt, eine Anlage, die gewiß auch anderen Nationen eignet, aber in besonders hohem Grade dem Germanen. Zu allen Dingen seiner Umgebung hat dieser ein innerliches Verhältnis, der Seegermane zum Schiff, der Krieger zu seinem Pferd, zu den Waffen: sie gewinnen für ihn Persönlichkeit, wie er auch die Tiere als seine Lebensgefährten betrachtet. Ebenso nimmt er an allen Naturschöpfungen und -vorgängen gemütlichen Anteil. Die Belebung von Bäumen, die menschliche Auffassung mancher Tiere entspringt freilich dem Seelenglauben; aber gerade das zum Teil in diesem wurzelnde religiöse Leben ist in seiner Naturfärbung stark gemütlich bestimmt. Das innige Naturgefühl zeigen ferner die deutsche Märchenwelt, soweit diese für frühe Zeiten zu verwerten ist, und manch bildlicher Ausdruck der Rechtssprache. Auch das mystische Element in der Naturreligion deutet auf starke innerliche Kräfte: das Geheimnisvolle der Natur wird von dem Germanen tief erfaßt, es wird ihm aber zur Wirklichkeit. Auf die Erweckung innerlichen Lebens ist die Umgebung, die Waldmasse, wie wir sahen, von Einfluß gewesen, ebenso der Charakter der nordischen Meere. Ein Hang zum Träumen mag früh aufgetreten sein, die folgenreichere Neigung zum Grübeln gleichermaßen. Früh mag das Innenleben aber auch in Gefühlsseligkeit ausgebrochen sein, wohl vor allem beim Trunk. Innerlichkeit verrät weiter der freilich klimatisch bedingte Sinn für Häuslichkeit, für die Familie und ebenso die Achtung vor der den Frauen eigenen inneren Überlegenheit. Eine nach Tacitus von den Germanen wohlerkannte merkwürdige Divinationsgabe der Frauen brachte ihren Ratschlägen große Geltung ein, obgleich sie wirtschaftlich Arbeitstiere — insofern Wertgegenstand — und rechtlich völlig unselbständig waren, oft wohl auch, wie noch im Mittelalter,

geprügelt wurden. Anderseits waren sie in ihrem Gebaren, ihren Kraftäußerungen usw. den Männern ähnlicher als später, waren auch kriegerisch wie sie (vgl. S. 41). Die Achtung vor den Frauen hatte gewiß auf die Reinheit der meist spät geschlossenen Ehe Einfluß, die aber Tacitus, als Gegenwirkung gegen das sittenlose Treiben in Rom, ebenso idealisiert wie die Keuschheit der Germanen überhaupt: spätere Quellen, die einen Rückschluß erlauben, und das ländliche Leben vom Mittelalter bis zur Gegenwart lassen sie doch anders erscheinen. Unverheiratete hatten ziemlich große Freiheit, führten aber wohl die Erprobte meist auch heim; Ehebruch wurde nur bei der Frau streng bestraft; Vornehme hatten damals wie noch später Konkubinen. Immerhin bestand eine gewisse spröde Haltung auch beim Manne, und das innere Band zwischen Mann und Weib war ein höheres Moment, welches das charakteristische deutsche Familienleben auch weiterhin mit bedingt hat.



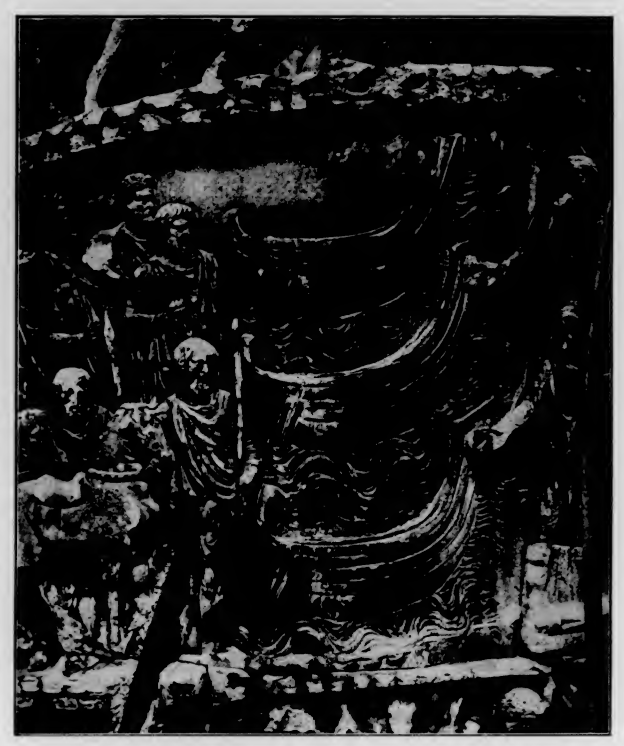
Germanische Frauen mit Kind, in die Gefangenschaft geführt. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 42.

Viel zu sehr hat man von jeher, wieder unter dem Einfluß des Tacitus, einen anderen germanischen Zug gerühmt, die Treue. Es ist auch hier die innerliche Auffassung, die das Verhältnis von Person zu Person zu einem so festen macht, nicht die sittliche Pflicht. Dem einmal erwählten Herrn, selbst dem römischen, hält der Einzelne in Glück und Unglück die Treue; vor allem baute sich auf der Macht dieses persönlichen Verhältnisses die Gefolgschaft auf, die aber auch den Herrn zur Treue gegen die Mannen verband. Gemütvoll-phantastisch war auch das, was nach Tacitus ebenfalls Treue hieß, daß sich einer ruhig gefangen gab, wenn er die Freiheit verspielt hatte, die „Hartnäckigkeit selbst beim Laster". Aber treu im



Sinne von zuverlässig aus sittlichem Pflichtgefühl waren die Germanen nicht, vielmehr gelegentlich eine gens perfida, der es auf den Bruch von Verträgen (siehe die untenstehende Abbildung) nicht ankam. Vellejus Paterculus nannte sie verschlagene, lügenhafte Gesellen; berüchtigt wegen ihrer Treulosigkeit waren nachmals die Franken, unter denen ein Charietto selbst die eigenen Volksgenossen im römischen Solde nachts überfiel, und die spätere deutsche Geschichte weist noch manches Beispiel auf. Aber auch jene Treue der einzelnen Person gegenüber kann einen unschönen Nebenzug gewinnen: sie wird, freilich mehr ein Zug späterer Deutscher, zuweilen zur Unterwürfigkeit.

Der Germane zeigt jedoch auch den entgegengesetzten Zug, der wieder mit seiner wilden Maßlosigkeit zusammenhängt, nämlich einen völligen Mangel an Disziplin, die z. B. beim Slawen sehr ausgeprägt ist: er gehorcht nicht leicht. Der treue Mann, so uneigennützig und opferbereit er dem Herrn dient, besitzt gleichwohl einen kräftigen Unabhängigkeitssinn, hohen Stolz und den Trotz der Selbständigkeit; der Germane, auch wenn er im römischen Sold steht, verleugnet sein Freiheitsgefühl nicht. Sehr treffend läßt Tacitus den Tutor sagen: „Germanen gehorchen keinem Befehl, keiner Leitung, sondern handeln durchaus nach ihrer Willkür." Diese Selbstherrlichkeit des Einzelnen schließt große Empfindlichkeit in sich, damit Zank und Hader in Sippe und Stamm, und kann sogar zum Volksverrat führen; sie bedingt den demokratischen Charakter des öffentlichen Lebens und hat im persönlichen Verkehr Eigenliebe, Überhebung und Verspottung anderer Eigenart zur Folge, im äußeren Benehmen völliges Sichgehenlassen.



Bündnisschluß zwischen Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896.

Es sind das alles Zeichen des so oft hervorgehobenen Individualismus, der wie die Innerlichkeit den Hauptzug auch der späteren Deutschen bildet. Soweit er in persönlichem Drang ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit hohen, selbstgesetzten Zielen nachgeht, kann er als ideale Seite der germanischen Willkür gelten, politisch aber hat er häufig genug verderblich gewirkt. Überall ist dieser wieder im Gemüt wurzelnde individualistische Zug bemerkbar, obgleich bei dem instinktiven Massendasein der Einzelne kaum recht in die Erscheinung tritt, im Staate nichts gilt und die Sippe ihn scheinbar überall bindet. Der Individualismus wird uns die Lockerheit der sozialen Zustände erklären, und auch das starre Rechtsgefühl der Germanen geht auf ihn zurück, so oft dieses gerade in der Praxis wieder den Individualismus unterdrücken kann.

Wesen und Art des Germanen spiegeln seine Anschauungen und Zustände wider, insbesondere sein religiöses und sein politisch-soziales Leben. Eine Mythologie soll aber hier so wenig gegeben werden wie eine Verfassungsgeschichte. Auf beiden Gebieten befindet man sich überdies auf viel unsichererem Boden, als manche trotz der bereits eingetretenen schärferen Kritik, die namentlich für die Mythologie nötig war, einsehen wollen. Auf beiden ist überdies viel zu sehr generalisiert und systematisiert worden, und auch die Verwertung des bei anderen Völkern Überlieferten ist besonders wieder auf mythologischem Gebiet sehr skeptisch zu betrachten. Zunächst freilich zeigt sich gerade hier eine Eigentümlichkeit fast aller Völker auch bei den Germanen: die Anfänge des religiösen Gedankenlebens wurzeln in dem Rätsel des Todes. Der Glaube an das Fortleben der Seelen der Verstorbenen äußert sich in dem Ahnenkult, dem Ursprung vielleicht allen Kultes, den Totenopfern, der Ausstattung der Gräber mit Schmuck und Gerät usw. Diesen Seelenglauben entwickelt nun die Naturkindschaft des ursprünglichen Menschen weiter. Die Seelen leben in den Tieren — daher auch später die eigenartigen Tierprozesse —, sie leben in den vom Winde bewegten Bäumen und machen sie heilig, in Quellen und Flüssen, über deren Wasser der Wind streicht, in Bergen, woher er kommt, und wo sie bei Windstille ruhen, in der Luft, wo sie im leise steigenden Waldnebel schweben oder im Wehen des Sturmes einherfahren. Wind und Seele sind überhaupt früh zusammengebracht worden. So entstehen, zugleich Personifikationen von Naturerscheinungen, die elfischen Wesen, Wald- und Wassergeister, Kobolde, Nixen usw. Seelen von Verstorbenen können aber auch als Gespenster schrecken.

Ebenso alt ist weiter der Glaube an Dämonen, d. h. personifizierte Naturgewalten, z. B. an die namentlich in der nordischen Mythologie vorkommenden Riesen. Dämonen haben sich hier und da zu Göttern entwickelt, der Glaube an sie leitet überhaupt zu dem höheren an die großen Gottheiten, die den Eindruck des Himmels, der Sonne, des Mondes, der segenbringenden Erde auf den Menschen widerspiegeln. So nennt Cäsar Sonne, Vulkan und Mond als germanische Gottheiten, und in Ziu steckt ohne Zweifel der von allen Indogermanen verehrte Himmels- und Lichtgott wie in der Nerthus schon nach Tacitus' Bericht die Mutter Erde. Aber der uns in seiner Vorherrschaft schon nicht mehr bezeugte Ziu wird durch einen aus der germanischen Landesnatur herausgewachsenen, ursprünglich in Niederdeutschland heimischen Gott langsam zurückgedrängt, den Wodan, der den im Walde oder über der Heide brausend dahinfahrenden Sturm darstellt, und der, hauptsächlich von den Franken verehrt, zum Himmelsgott wird. Auch seine Gemahlin Frija mag ursprünglich eine Windgöttin gewesen sein. Aus der Macht des bei dem damaligen Klima so furchtbaren Gewitters ist der Donar erwachsen, der spezifische Gott des Nordens, dessen Kult auch dem Eindringen des Wodankultes



gegenüber standhielt. Aber wie sich der Germane die elfischen Wesen nur in nebelhaften Umrissen, entsprechend den Wald- und Sumpfdünsten seiner Heimat, denken kann, so wird auch das Walten der großen Naturmächte nur unklar gefühlt und geahnt. Die Götter wohnen im Walde: von den heiligen Hainen, deren schon gedacht wurde, kennt Tacitus einen des „Herkules“ und einen der Mutter Erde; er berichtet Merkwürdiges über den Waldkult der Semnonen. Als Kultstätten heben auch die späteren Quellen immer Wald, Fels und Quell hervor.

Eben das Lockere der religiösen Anschauung läßt nun aber bei innerem Fortschreiten der Germanen die sie beherrschenden großen Züge ihres Innenlebens auch in der Religion sich ausdrücken, und so sehen wir denn den so scharf ausgeprägten kriegerischen Zug wohl in jener Periode der Ausbreitung auch die ursprüngliche Naturgrundlage der Götter überwuchern. Auch deren Leben beherrscht nun der Kampf; Wodan, Ziu, Donar, alle werden Kriegsgötter, den nordischen Walküren könnten die südgermanischen „Idisi“ entsprechen. Die Ausgestaltung der Götter zu Hütern geordneten Daseins, zu Pflegern der Heilkunst, Förderern des Ackerbaues, entstammt erst einer fortgeschritteneren Periode und römischen Einflüssen.

Priester, die wir noch später bei den Sachsen nicht finden, spricht Cäsar den Germanen überhaupt ab. Zunächst lagen jedenfalls kultische Handlungen dem Hausvater ob, und weiter hatte sich aus den priesterlichen Funktionen des Geschlechtsältesten auch ein öffentlicher Kult entwickelt. Die Tradition der Opferhandlungen, der Weissagungen mögen die „Ältesten“ bewahrt und fortgepflanzt haben, und der Führer, der bei königslosen Stämmen diese Kulthandlungen leitete und den Frieden hütete — dessen Bruch während der Versammlung war eine Verletzung der Gottheit —, hatte in der Tat ein priesterliches Amt. Allmählich bildete sich aber ein Priestertum neben den Stammesführern aus. Später, sicherlich seit dem 5. Jahrhundert n. Chr., haben die Germanen auch besondere Tempel errichtet — die Nordgermanen, die ja überhaupt alles erst später, aber auch reicher entwickeln, folgen darin erst seit dem Ausgang des 9. Jahrhunderts. Neben den öffentlichen Tempeln gab es dann auch Eigentempel, die aus jenem von Tacitus bezeugten Hauspriestertum durch Errichtung eines besonderen primitiven Kultbaues auf eigenem Grund und Boden entstanden. Freilich sind sie unmittelbar nur nachmals für die Nordgermanen bezeugt, aber daß es sie auch bei den Südgermanen gegeben hat, ist rückwärts aus dem späteren christlichen Eigenkirchenwesen, von dem wir noch (S. 126) hören werden, zu schließen. Die mit Massengesang und -tanz begangenen kultischen Feste, bei denen wohl rohe Göttersymbole herumgeführt wurden, bei denen aber eine Hauptrolle das Feuer spielte, sind zugleich wohl Naturfeste gewesen. Den Mittelpunkt bildeten die Opfer, d. h. im Grunde große Festschmäuse, da für die Gottheit nur gewisse Teile des Opfertieres bestimmt waren.

Wie bei vielen Völkern war der Hauptzweck alles Kultes der, die gefürchteten geheimnisvollen höheren Gewalten dem Schicksal der Menschen günstig zu stimmen: die Opfer sollten der Götter Hilfe erwirken oder ihren Zorn abwenden. Aber wie andere Völker wollten die Germanen auch die unsichere Zukunft erforschen: man glaubte in dem Blut oder den Eingeweiden der Opfertiere Zeichen dafür zu erkennen, ebenso wie im Vogelflug oder dem Wiehern der Pferde. Man weissagte auch, indem man auf ein weißes Tuch Stäbchen mit altüberlieferten Zeichen schüttete, aus denen dann drei feierlich zur Deutung herausgenommen wurden. Der Gegenstand der Weissagung war meist das germanische Hauptinteresse, der Krieg und was mit ihm zusammenhing. Eine große Rolle als Weissagerinnen spielten die „weisen“ Frauen, entsprechend dem schon erwähnten Glauben der Germanen an eine rätselhafte Ahnungsgabe

der Frauen. Der *Schicksalsglaube*, der für den grüblerischen Germanen besonders charakteristisch ist, setzt im Grunde eine Macht voraus, der selbst die Götter untertan sind. Zu der Anschauung der nordischen Mythologie von dem großen Weltbrand, in dem auch die Götterwelt zugrunde geht, läßt sich nach dem sicherlich heidnischen Titel „Muspilli“ eines Gedichtes aus dem 9. Jahrhundert (vgl. S. 112) eine gewisse Analogie annehmen. Mit der Erforschung oder Beeinflussung des Schicksals hängt weiter die *Zauberei* zusammen: wie man im Grunde, wenn man aus dem Quellengemurmel oder dem Blätterrauschen weissagte, die in Wasser und Wald hausenden Seelen befragte, so suchte man diese auch durch Zauberlieder zu beherrschen und zur Gunst zu zwingen. Unter den elfischen Geistern gab es ferner zum Teil übelwirkende: man mußte sie bannen. Als Schädigung böser Geister sah man vor allem die Krankheiten von Mensch und Tier an: den abwehrenden Bann gewährte das Segensprechen, es wurde wieder namentlich von weisen Frauen geübt. Die Frauen sind freilich zugleich die Trägerinnen der einfachen empirischen Heilkunst. Aber bei unvermutetem Unglück, bei Lähmungen etwa, konnte man leicht einen Mißbrauch der Macht der Zauberkundigen selbst vermuten, weshalb sich früh eine feindliche Scheu vor solchem Zauberwesen verbreitete.

In diesem hat nun auch die *Rune*, die wohl ursprünglich nur Zauberspruch (Zauberlied) bedeutete, eine Rolle gespielt. Vielleicht ging der Name schon auf jene von Tacitus erwähnten Zeichen (notae) über (vgl. S. 47), von diesen aber wieder auf die späteren, eigentlichen Runen. Diese erst in historischer Zeit, wohl unter keltischer Vermittelung, zu den Germanen gelangten Zeichen der jüngeren Form des lateinischen Alphabets, die man, um sie bequemer in Holz einschneiden zu können, eckig gestaltete, wurden auch wie jene notae als Zauberzeichen verwendet, und als Zauberzeichen hat sie dann später die Kirche bekämpft. Aber die Hauptverwendung *dieser* Zeichen war doch wohl von Anfang an die Schrift (Inschriften). Das war natürlich erst möglich, nachdem man überhaupt die Kenntnis der Schrift von den Römern überkommen hatte; die Goten mögen da vorangegangen sein.

Damit kommen wir zu dem *geistigen* Leben der Germanen. Auf dichterisches Gut weisen schon jene Zaubersprüche. Wir wissen außerdem von Schlachtliedern, die aber ebenso sakral waren wie die mit feierlichem Schreiten oder Tanz verbundenen hymnischen Chorgesänge bei Opfern, d. h. also auch bei Gelagen, oder bei festlichen Feuern, bei Heimführung der Braut, bei der Bestattung. Wir kennen sie auch bei anderen Völkern. Alt sind ferner wohl Wettgesänge oder Spottlieder von Einzelnen. Wir wissen aber weiter von episch-historischen, vermutlich balladenmäßigen Gesängen, die wohl aus den Totenklagen eines Vorsängers um einen Verstorbenen entsprungen, aber früh in die Tradition von Sängern übergegangen sein mögen. Episch eingeleitet waren auch die Rätsel, ebenso wie jene Zaubersprüche. Das gern geübte Rätselraten spielte sich oft in Form eines Wettkampfes ab. Die Sprache erhielt überhaupt durch die vielangewandte poetische Form der Alliteration (der Übereinstimmung des Anlautes der betonten Worte in der Zeile), die man wieder mit den Runen zusammenbringt, sowie durch die bei Völkern solcher Stufe immer zu findende Formenfülle etwas Feierliches. Für die Römer freilich, denen auch der Gesang der Germanen wie Krächzen vorkam, hatte sie, nach Pomponius Mela, etwas Unangenehmes.

Von einem *künstlerischen* Leben der Germanen läßt sich kaum sprechen. Es ist zwar von einigen Forschern der „ausgesprochen künstlerische Charakter aller Produkte“ von Zeit habenden Naturvölkern betont worden, und wenn man bei den Papuas „die Vielgestaltigkeit und den Abwechselungsreichtum der Muster“ hervorhebt, wird man ihn bei den Germanen



auch vermuten dürfen. Aber dieses Kunstgefühl — von einem solchen ist nach anderer Meinung bei den Germanen überhaupt nicht die Rede — zeigt sich nur im Ornament. Manche Elemente dieser sehr einfachen Ornamentik beruhen vielleicht auf einer Nachahmung bestimmter Gegenstände, also nicht auf Phantasie. Vor allem treibt doch aber das natürliche Schmuckbedürfnis zur Verzierung der Töpfe, der Holzbalken und Ständer wie der Metallgeräte. Insbesondere das Holzschnitzwerk ist das eigentliche Betätigungsfeld der Germanen.

---

Nicht allzuviel Eigenart zeigt das *soziale Leben*. Es sind Zustände und Verhältnisse, die sich vielfach ähnlich auch bei anderen Völkern finden. Das Eigenartige liegt oft mehr darin, daß sie dem germanischen Wesen entsprechend einen schwankenden Charakter tragen, daß das soziale Gefüge nur ein lockeres, freies ist und einer systematischen Darstellung von vornherein widerstrebt. Der Eindruck des Unsystematischen ergibt sich freilich zum Teil auch daraus, daß in den sozialen Verhältnissen alte, absterbende Züge neben jüngeren bewahrt sind.

Das zeigen z. B. teilweise die *Familienzustände*. Nicht zwar in den angeblichen Spuren des „Mutterrechts“, dessen Existenz bei den Germanen mit gutem Grunde abzulehnen ist: die germanische Familie beruht vielmehr auf der überall die Regel bildenden festen Herrschaft des Vaters, die allerdings in historischer Zeit schon gemildert ist. Wohl aber muß die von Tacitus für die Vornehmen bestätigte und nachmals für den merowingischen Adel, sehr viel später noch für die Nordgermanen allgemeiner bezeugte, neben der Einzelehe vorkommende Polygamie als Überbleibsel aus älteren Zuständen gelten. Sie ist ja bei Naturvölkern Regel. Man könnte als ein solches Residuum auch die *Raubehe* ansehen; aber es fragt sich, ob diese wirklich eine allgemeine Form der Ehe und die Vorstufe der Kaufehe war. Der genugsam bezeugte und dichterisch oft verwandte, bei vielen Völkern wiederkehrende Frauenraub gilt immer als Rechtsbruch und ist im übrigen aus der ungebändigten Raublust der Zeit und aus zeitweiligem Mangel an Frauen im eigenen Stamm erklärlich. Meist führte er wie auch anderswo zu langwierigen Fehden. Man hat ferner die bei der eigentlichen (Kauf-) Eheform zu erlegende Summe als Sühne angesehen, die mehr und mehr in den Vordergrund trat und die Sache als Kauf erscheinen ließ, während der Raub nur als bloße Form bestehen blieb, wie es gewisse Hochzeitsbräuche (Wettlauf von Braut und Bräutigam, Fangen der Braut; brûtlauf) zeigen. Indessen wird diese Auffassung mit Recht bestritten. Dagegen hat sich die tatsächliche Rechtsform, die *Kaufehe*, von einem Stadium wirklichen Kaufes der Frau als einer dem Manne gehörigen Sache, die er wieder verkaufen oder verschenken kann, die ihm auch bei einigen Stämmen (Nordgermanen, Herulern) gleich dem Pferde in den Tod folgen muß, zu einem Stadium der *Muntehe* entwickelt, wobei der Mann durch den Mahlschatz nicht die Braut als Sache, sondern die Schutzgewalt über sie von ihrer Sippe erwirbt. Es ist ein vorher lange beredeter Vertrag beider Sippen, für den erst später die Zustimmung des Mädchens nötig ist; auf ihn folgt die rechtlich bindende Verlobung und die noch nicht als besonderer Akt geltende Heimführung. Natürlich war eine Ehe damals nur zwischen Freien möglich. Wie die Eheform — es kam anderseits zuweilen ganz formloses Miteinanderleben vor —, so ist auch die Stellung der Frau selbst noch ziemlich schwankend. Jene Milderung der unumschränkten Herrschaft des Hausvaters wird durch den stärkeren Schutz seitens der Sippe der Frau bewirkt, der dem Manne nicht mehr erlaubt, diese zu töten. Aber sie kann unter Umständen noch verkauft werden; sie stand auch nicht „unter dem

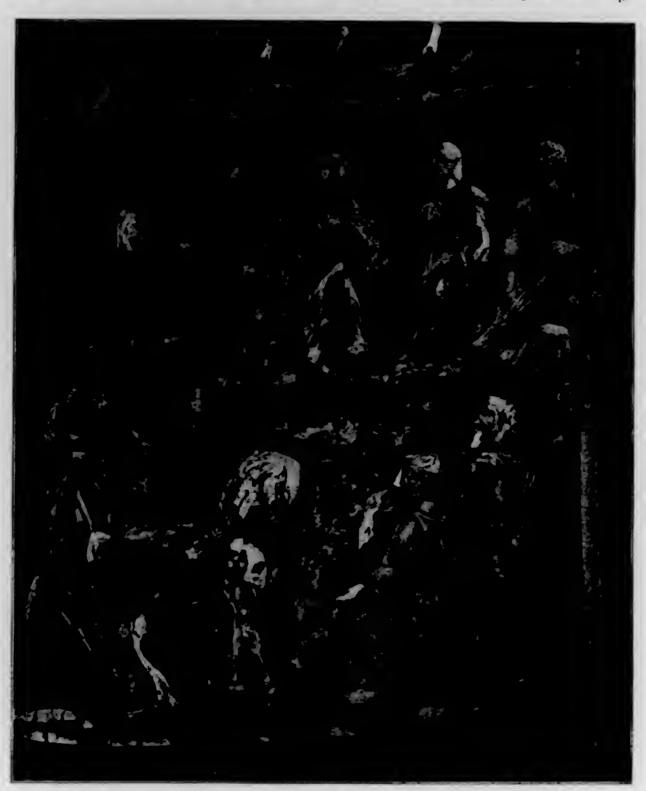
Gesetz" (Tacitus): aus der Munt des Vaters kam sie nur in die des Mannes und mußte immer rechtlich vertreten werden. Daneben genoß sie doch wieder jene scheue Achtung (vgl. S. 43) und wird praktisch sich auch oft durchgesetzt haben. Aber daß ein enges Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht das ursprüngliche war, zeigt die spätere Spur, daß Geschwisterliebe zuweilen der Gattenliebe vorangeht.

Altes und Neues mischt sich nun auch im größeren Verbande des öffentlichen Lebens. Mit den Anfängen einer lockeren staatlichen Macht konkurriert noch die Macht der Geschlechterverfassung, der Sippe, die ja den Einzelnen scheinbar zu einem Nichts machte. Sie schrieb seine Ehe, seine Freund- und Feindschaft vor, sie besaß den gemeinsamen Boden, bestellte ihn als Wirtschaftsgemeinschaft, siedelte überhaupt gemeinsam. Dorfnamen zeigen noch in späterer Zeit den ursprünglichen Charakter der Dörfer als Sippensiedelungen, wofür auch die häufige Vorherrschaft einzelner Geschlechtsnamen spricht. Die Sippe war weiter Heeres- und Rechtsverband. Auf dem Gebiete des Rechts namentlich stand sie noch ganz voran. Als früheste Friedensgemeinschaft (sibja bedeutet auch „Friede") verfolgte sie jede Friedensstörung, vor allem den in unentwickelten Zeiten oft vorkommenden Totschlag, aber auch Schändung usw. Die Blutrache, die sich in einigen Gebieten bis ins Mittelalter hielt, war wie bei vielen Völkern allgemein übliche Form und brachte wie überall langdauernde, durch die notwendige Wiedervergeltung immer neu erzeugte Fehden hervor. Nicht eine höhere, staatliche Gewalt, sondern eine früh hervortretende kühle Überlegung, die wieder mit jenen idealen Zügen in Widerstreit steht, hat aber schon in der germanischen Urzeit die Vergeltung zunächst auf einen engeren Verwandtenkreis oder den Totschläger allein beschränkt und schließlich eine Sühne durch Darbringung einer Buße in Gestalt von Vieh herbeigeführt. Zuerst mag sich diese Buße bei geringeren, eine Fehde nicht lohnenden Verbrechen, etwa Diebstahl, ergeben haben, dann vom Täter selbst bei schwereren gelegentlich angeboten worden sein. Empfänger war die ganze Sippe des Geschädigten, wie für die Bezahlung die ganze, von der Rache befreite Sippe des Täters eintreten mußte. Die mancherlei nicht sogleich durch Blutrache zu erledigenden Verbrechen, aber auch Streitigkeiten aller Art haben naturgemäß zu einem unvollkommenen, jedoch streng formalistischen Gerichtsverfahren geführt. Der Geschädigte sucht eine Instanz, er klagt, er stellt vor Gericht bestimmte Fragen und bittet um das Urteil. Auch hier aber tritt die öffentliche Gewalt der Gesamtheit gegenüber der Sippe zurück. Sippe stand gegen Sippe: der Richter legte, wenn der Beklagte leugnete, nur einer Partei, meist der des Beklagten, den Eid auf. Die Sippe stellte dann die Eideshelfer, deren Zahl der Richter nach der Wichtigkeit der Klage bestimmte. Diese beschworen weniger, was zu beweisen war, als daß der Genosse ein glaubhafter Mann sei, und danach ergab sich das Urteil. Gegen die Gewalt einer mächtigen Sippe half wieder nur die ursprüngliche Selbsthilfe, die in der Form des Zweikampfes das rein formalistische Verfahren durchbrechen konnte. Freilich eben dieser, meist poetische, Formalismus war schon ein Erzeugnis des Volksgeistes; seine Unerbittlichkeit stand schon über der Sippe, ihn hütete die Gesamtheit.

Diese gewährte nun weiter doch auch das Organ für die primitive Rechtspflege: es bot sich die übliche größere oder kleinere Versammlung von Volksgenossen, die vielleicht ursprünglich Kultversammlung war, dafür naturgemäß dar. Aber diese souveräne Volksgemeinde, die bereits bei aller sonstigen Verschiedenheit des öffentlichen Lebens der einzelnen Stämme überall dessen Grundlage bildete, die auch nicht mehr aus einzelnen Familienhäuptern, sondern aus allen wehrfähigen, durch die Dingpflicht gebundenen Freien bestand, hat sich überhaupt



schon als den Sippen übergeordnete Friedensgemeinschaft festgesetzt. Sie zog von sich aus zunächst die Frevel gegen die Gottheit („firina", „Neidingswerke"), die meist zugleich Verbrechen gegen die Gesamtheit waren und mit schweren sakralen Todesstrafen geahndet wurden, vor ihr Forum, stand aber auch für die sonst durch Selbsthilfe verfolgten Friedensbrüche zur Verfügung und sprach jene ursprünglich durch Sippenvertrag sich ergebende Buße zu. Sie bildete ferner wegen der Friedensstörung neben der an den Geschädigten zu zahlenden Buße öffentliche Bußen aus, die man aber auch als Entgelt für Bewirkung des Sühnevertrages angesehen hat. Gültigkeit erlangte das vom Richter vorgeschlagene Urteil erst durch die Beistimmung des Volkes. Anderseits vermag ein jeder das Urteil zu „schelten": man hat noch kein fertiges Recht. Diese immer nur auf das Einzelne gehende, örtlich verschiedene Rechtsschöpfung ist ganz Volkes-, d. h. Stammessache. Aber das Volk ist auch Bewahrer der älteren Tradition und Praxis, also einer über etwaigen Machtgelüsten der Sippen stehenden Rechtskunde. Praktisch konnte diese Gerichtstätigkeit der Gesamtheit nur in kleinen Versammlungen gepflegt werden: die große allgemeine urteilte nur über jene schweren Friedensbrüche, Verrat und ähnliches.



Germanische Ratsversammlung. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text S. 52.

Die Volksgruppen, die sich in jenen kleineren Versammlungen zusammenfinden, sind nun wieder anscheinend schon staatliche Gliederungen. Es sind die im Heerwesen

über den noch festgehaltenen Sippenverbänden stehenden „*Hundertschaften*“, deren nicht notwendig mit Hundert sich deckende Menge am besten das Wort „Haufen“ bezeichnen mag, und die dann auch Volksabteilungen für das immer mit dem Gerichtsleben verbundene öffentliche Leben sind. Freilich ist die von englischen und skandinavischen Forschern nachgewiesene Bedeutung der Hundertschaft als Verband von 100 Hufen nicht ohne weiteres für die Urzeit abzulehnen. Örtliche Verbände sind jedenfalls die *Gaue*, d. h. die natürlich gegebenen Siedelungsbezirke. Diese Gaue, ein keineswegs fester Begriff, können klein und groß sein und stehen unter einem Führer (princeps), der auch die Gerichtsversammlungen der verschiedenen Hundertschaften an deren Thingstätten leitet. Solche Gaue sind aber die festesten Verbände des öffentlichen Lebens, sie können sich von der Völkerschaft lösen, auch einander befehden: die größeren staatlichen Volksverbände sind viel lockerer und am meisten durch den Kult zusammengehalten. Größere staatliche Gebilde entstehen bei den Germanen oft leicht und fast zufällig, sie teilen sich oder zerfahren wieder wie Wolken am Himmel.

Auch im Inneren zeigt das öffentliche Leben kein festes Gefüge. Die *Volks*-, d. h. vor allem *Heeresversammlung*, die meist bei Voll- oder Neumond stattfand, „ungeboten“ wohl nur einmal im Jahre, mußte schon wegen der Entfernungen lange auf ihre Vollzähligkeit warten. Zwar wurde sie durch die „Hegung“ feierlich unter den göttlichen Frieden gestellt, verlief aber anfangs durchaus ungeordnet: jedem war das Reden unbenommen, wenn auch früh die Angesehensten zuerst das Wort ergriffen, vor allem bestimmte Dinge zur Beratung gestellt haben werden. Die Äußerungen der Menge beschränkten sich auf beifälliges Waffenzusammenschlagen oder Murren. Politische Fragen, Krieg, Verträge, Königs- und Herzogswahl, erregten in der sich mit ihnen befassenden großen Volksversammlung kaum Debatten. Die wirkliche Leitung hatte, freilich nicht als eigentliche Obrigkeit, wohl eine Art vorbereitenden „Rates der Großen“, der principes, Richter, Hundertschaftsführer (s. die Abbildung S. 51). Es ergibt sich so eine durchaus *demokratische* Grundlage des öffentlichen Lebens, die aber durch eine Art *oligarchischer* Herrschaft wesentlich beschränkt ist.

Bestimmter Qualitäten brauchte es für die principes, d. h. insbesondere die Gauführer, auch nicht: sie ergänzten sich aus den wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem altberühmten Geschlecht, wegen eines großen Gefolges oder Viehbesitzes sowie persönlicher Tapferkeit Angesehensten; denn einen Adel als Geburtsstand gab es nicht. Allein für den Krieg wurden wirklich unbeschränkte Leiter, Herzöge, gewählt, deren Gewalt sich bei der Häufigkeit der Kriege auch im Frieden geltend machen mochte. Indessen scheint die Nebenbuhlerschaft großer Häuptlinge oder eine für den Stamm besonders kritische Zeit das Bedürfnis nach einer einheitlichen Spitze öfter wachgerufen zu haben. Es kommen namentlich im Osten *Könige* vor, die aber auch wieder verschwinden. Dieses umstrittene ältere Königtum, vielleicht der Rest eines uralten Geschlechtskönigtums sakralen Charakters, ist im Gegensatz zu dem später zu erwähnenden im wesentlichen Ehrenstellung: entscheidend bleibt die Gesamtheit des Volkes, wenn sich auch eine überragende Persönlichkeit genugsam zur Geltung gebracht haben wird.

Das *Schwankende des äußeren wie des inneren staatlichen Lebens* erklärt sich wirtschaftlich wie psychologisch. Die geschilderten wirtschaftlichen Zustände lassen nur lockere Gebilde zu; die geringe Konzentration, das leichte Zerfallen ist wieder zum Teil durch die trennende Waldmasse (vgl. S. 4) bedingt. Dazu kommt aber jene starke individualistische Anlage der Germanen, die jeder festeren und einheitlichen Organisation widerstrebt: auch der Einzelne ließ sich durch die Rücksicht auf das Ganze nicht binden. So erklärt sich die Absplitterung



einzelner Stammesteile nicht nur aus Landnot (vgl. S. 33). Beutelust oder Streitigkeiten ließen sie leicht von dannen ziehen. Daher auch die römischen Dienste Einzelner wie ganzer Haufen. Der Mangel an Gesamtgefühl erklärt auch die Eheschließung mit Stammesfremden und den Kampf gegen Stammesgenossen. Durch die ganze deutsche Geschichte zieht sich die Auflehnung des Freiheitsgefühls der Einzelnen gegen staatliche Zusammenfassung. Aber derselbe Drang lockerte sogar das anscheinend festeste Band, die Sippe. Im Kreise nächster Verwandten erhob sich, nach einem treffenden Worte des Tacitus, der größte Hader, der bis zum Mord und zum Anschluß an den Feind führte, wie es die Geschichte des Armin lehrt. Selbst die Gemeinschaft der Hausfamilie hielt den Einzelnen oft nicht: das feierliche Losschwören von der Familie, wie es das salische Gesetzbuch kennt, ist vielleicht schon in sehr früher Zeit vorgekommen. Freilich der seiner Sippe Entfremdete brauchte noch nicht, wie der Friedlose, ins Elend zu gehen, wenn er auch häufig zu fremden Stämmen oder zu den Römern ziehen mochte: er fand ebensooft inneren Halt durch neuen Anschluß innerhalb des Stammes. Dieser bot sich in einer Einrichtung, die sich ganz ähnlich bei den Kelten findet, aber auch nicht ohne sonstige Parallelen ist: in dem zunächst auf Verwandtschaft gegründeten, weiter aus sonstigen sich angliedernden Stammesgenossen gebildeten *Gefolge* der Großen. In erster Linie nahmen diese aber wehrhaft gewordene Jünglinge aus ihren Kreisen auf, für die der Gefolgsdienst eine Schule sein sollte. Es war ein in Gemüt und Empfindung wurzelndes Treueverhältnis, bindend für den Mann wie für den Herrn. Dieser lohnte vor allem mit der erlangten Beute die Kriegsdienste, unterhielt aber auch im Frieden seine Getreuen, die schon eine Art Beamte, wie die späteren Kämmerer, Marschälle usw., darstellten, und unter denen es schon verschiedene Rangstufen („gradus“) gab.

Hier zeigen sich Ansätze zu dem späteren Dienstadel, für die „principes“ aber war das Gefolge das hauptsächlichste Machtmittel. Die Herren größerer Gefolge waren der Kern jener faktischen, aber nicht rechtlichen Aristokratie, deren Umfang bei den östlichen und westlichen Stämmen sehr verschieden gewesen zu sein scheint, und die sich auf das durch mannigfache Umstände (vgl. S. 52) erworbene Ansehen beim Volke („dignitas“) gründete. Man kann so von den *Anfängen einer Standessonderung* sprechen. Man hat nun weiter auch in wirtschaftlicher Beziehung ein bedeutendes Übergewicht weniger Grundherren gegenüber einer zahlreichen, Zinsland bebauenden, abhängigen Bevölkerung schon für jene Zeiten angenommen. Das ist nicht der richtige Gegensatz: es gab zwar, wie immer auf solchen Stufen, eine große Menge von Sklaven, die sich aus Unterworfenen und Gefangenen, Schuldknechten oder gekauften Stammesfremden ergänzten und, als Hörige teils der Gesamtheit, teils einzelnen Herren untertan, entweder als Haussklaven oder als für sich wohnende Landbauer ihren Herren dienen mußten. Aber diese Menge von Unfreien ist nicht wenigen Herren gegenüberzustellen, obwohl sie vorzugsweise diesen zu eigen waren, sondern der keineswegs geringen Gesamtheit der Freien, unter denen es allerdings beträchtliche Besitz- und Machtunterschiede gab. Aus den Unfreien hatte sich auch eine Klasse von Freigelassenen herausgehoben, die in der Regel noch unter der „Munt“ ihrer ehemaligen Herren blieben. Ganz feste Begriffe sind auch hier nicht anwendbar.

---

Jedenfalls bestanden aber größere soziale Unterschiede schon damals: allzuoft werden sie bei der Beurteilung der *äußeren Lebenshaltung* übersehen, die sich überdies auch nach Stämmen und Landschaften sehr verschieden gestaltete. Die *Nahrung* zunächst ergab

sich aus den oben geschilderten wirtschaftlichen Zuständen. Die Viehzucht lieferte Fleisch und Milch. Letztere war fast wichtiger. Herdentiere werden von Hirten nur selten geschlachtet, das Rind war in erster Linie Milchtier, ebenso die Ziege. Die Milchwirtschaft war ziemlich hoch entwickelt. Man genoß auch viel saure Milch. Die Butter, deren Bereitung Plinius ausführlich beschreibt, blieb noch lange Herrenspeise. Der Käse, d. h. eine ungeformte Quarkmasse — die bessere Käsebereitung lernte man erst von den Römern, von denen man dann auch den Namen entlehnte —, wurde allgemein genossen. Fleisch gaben das Schaf und das Schwein, anfangs auch das Pferd, seltener, wie gesagt, das Rind (Kalb), daneben das Hausgeflügel, das aber vor allem Eier (und Federn) lieferte. Pomponius Melas Schilderung von dem roh verschlungenen oder durch Kneten mürbe gemachten Fleisch mag für den Notfall zugetroffen haben, man dünstete es aber viel häufiger zwischen heißen Steinen und kochte es auch; der Herren Wildbret — Cäsar und Tacitus stellen freilich das Wildbret als allgemeine Speise hin — wurde wohl schon gebraten. Von jeher übte man das Räuchern. Möglicherweise hat Pomponius überhaupt Rauchfleisch im Auge gehabt. „Westfälische“ Schinken wurden schon nach Rom ausgeführt. Fische sind früh eine Hauptnahrung gewesen, an der Küste vor allem, und dort neben den Eiern der Strandvögel; sie wurden auch früh gedörrt.



Rock einer Moorleiche (etwa 4. Jahrh.). Nach Engelhardt bei Moritz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer“, Bd. III, Leipzig 1903. Vgl. Text S. 55.

Weiter hat dann für die Nahrung der Ackerbau seine natürliche Bedeutung (vgl. S. 39). An Stelle des im wesentlichen nur für die Vornehmen bestimmten, aus Mehl und Wasser angemachten und zwischen heißen Steinen gebackenen Brotes, dessen Säuerung vielleicht erst vom Süden gelernt wurde, genoß man meist einen mit Milch bereiteten Brei aus Gerste, Hafer oder Hirse. Erst später tritt das Roggenbrot als spezifisch germanische Alltagskost mehr hervor. Gerste und Hafer wurden im übrigen hauptsächlich zur Herstellung des Bieres verwandt, das keineswegs, wie Hehn will, keltischen Ursprungs, anderseits freilich allen nicht Wein trinkenden Völkern eigentümlich ist; jedenfalls war es ein noch sehr unvollkommenes Produkt. Der große Konsum von Bier, z. B. als Opfertrank, nahm für seine Herstellung oft den ganzen Ertrag des Anbaues in Anspruch, hat aber doch dessen Zunahme gefördert. Daß man seit alters auch andere Kulturpflanzen (Hülsenfrüchte vor allem) zur Nahrung anbaute, sahen wir schon (S. 5). Die Natur bot ferner ohne besondere Kultur die Beeren des Waldes, den Holzapfel und die Schlehe dar; aus letzteren bereitete man auch gegorene Getränke, namentlich im Süden, wie noch später in Bayern. Der Wein, der auf solche Völker eine besonders berauschende Wirkung übt, wurde importiert (vgl. S. 36). Aus dem Honig bereitete man durch Mischung mit Wasser sowie nach Sud und Gärung den Met, der, später verfeinert, sich auch bei Vornehmen lange hielt. Noch länger blieb er Volkstrank, obgleich ihn im 16. Jahrhundert Aventin nur noch von den Slawen



getrunken sein läßt. Für die Würze der Nahrung war das Salz, neben dem Lauch, sehr wichtig: um Salzquellen wurde häufig gekämpft.

Für die Zwecke der **Kleidung** baute man seit der Urzeit Hanf und Flachs; Wolle gewann man durch die Schafzucht, Leder vom Rindvieh; die Jagd aber gewährte das Pelzwerk. Die Kleidung durfte schon wegen des Klimas nicht spärlich sein: im Sommer, wo ja die Römer die Germanen am meisten sahen, war sie freilich spärlicher, wie denn Cäsar von notdürftiger Fell-(Leder-)Bekleidung spricht. Die Darstellungen der bildlichen Denkmäler: nackter Oberleib, Hosen und Mantel, können nicht für alle Schichten, auch nicht für alle Stämme maßgebend sein. Den Oberleib trug man auch nur während des Kampfes entblößt. Schon vorgeschichtliche Funde aus Jütland und Schleswig (siehe die Abbildung S. 54) ergeben für die obere Schicht ein vollständiges Gewand aus Wolle: Mantel, Rock, meist ohne Ärmel, Hosen, Mütze, für Frauen Unterkleid, Jacke ohne Ärmel. Das wichtigste Kleidungsstück war für Männer und Frauen der Mantel, d. h. ein großes, meist farbiges Wollentuch, das man mittels Spangen an der Schulter befestigte (siehe die nebenstehende Abbildung). Darin vor allem liegt die Ähnlichkeit der Tracht beider Geschlechter, die Tacitus hervorhebt, und die ja noch lange besteht. Freilich zeigt ein erhaltenes Relief auch eine auffallende weitergehende Ähnlichkeit der Männer- und Frauentracht (siehe die Abbildung S. 56). Mit der Angabe, daß daneben „Fellkleidung“ getragen wurde, hat Tacitus ebenfalls recht, namentlich für den Osten. Das später als spezifisch germanisch angesehene Pelzwams trug man im Winter, ebenso das ärmellose Wams aus Rindshaut.



Germane im Mantel. Römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum zu Rom. Nach Moritz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer“, Bd. III, Leipzig 1903.

Ein bei Vornehmen oft wollenes Rumpfkleid trugen wieder Männer wie Frauen; bei letzteren war es jedoch meist mit Ärmeln versehen und sehr lang. Die langen Frauengewänder waren aber, wie Tacitus, Strabo und Plinius bestätigen, vor allem aus Leinen, das man wie die Wolle mittels Farbpflanzen bunt (rot) verzierte. Später werden Leinenkleider auch für die Männer bei Goten, Franken und Langobarden besonders erwähnt, und die mit dem nordischen Sinn für Reinlichkeit zusammenhängende Leinentracht eroberte schließlich über Gallien auch die südlichen Länder. Männern und Frauen gemeinsam war der Ledergürtel oder ein wollenes Gürtelband. Jene auf den Denkmälern dargestellten Hosen (siehe die Abbildungen S. 56—59) sodann sind schwerlich aus dem bloßen Lendenschurz hervorgegangen; man

trug zwar die noch heute von den Gebirgsbewohnern bewahrte kurze „Bruch" aus Leder, dazu vielleicht auch wollene Wadenstrümpfe — das sind ursprünglich die „Hosen" — bei nackten Knien, aber die langen Hosen aus Leinen oder Wolle sind am frühesten bezeugt. Unvollkommene Schuhe gab es aus Leder (aus einem Stück). Mützen trugen wohl nur Vornehme, doch könnte die Kopfbedeckung aus geflochtenem Stroh alt sein. Das Haar ließ der freie Mann als Standeszeichen frei herabfallen, indes ist bei einer Reihe von Stämmen (z. B. den Chatten) ein Kürzen der Haare sicherlich üblich gewesen. Bei den Frauen waren diese in der Mitte gescheitelt. Haarnadelfunde sprechen ferner für geflochtene und aufgesteckte Haare. Bei den Sueven und anderswo knoteten auch die Männer das Haar (wohl vorn an der Seite) zusammen. Eine Haarpflege beweisen die Funde von Kämmen und Haarscheren, Körperpflege die Lust am Baden in den kalten Flüssen, auch wohl schon an warmen Bädern (Abwaschungen).



Gefangene Germanin mit langem gescheitelten Haar, enganliegendem Rock und ebenso enger Hose (gemustert), also männlicher Tracht, dazu schleierartigem Umhängetuch. Relief aus der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55.

Allgemein auf solcher Kulturstufe ist eine starke Schmuckliebe, die zum Teil Einfuhr oder Raub befriedigen. Am Körper trugen Frauen und Männer metallene Halskragen, Hals-, vor allem Arm- und Fingerringe in verschiedenen Formen, die Frauen auch Halsschnüre aus Metallringen, Ton-, Bernstein- und eingeführten Glasperlen. Die Ohrringe sind wohl erst von Fremden übernommen worden. Weiter konnten die ursprünglich primitiven Mantel- und Gewandfibeln, die Schnallen, der Beschlag, das Anhängsel des Gürtels zu Schmuckstücken werden, die allmählich zu größerer Feinheit fortschritten.

Keineswegs einheitlich waren die Waffen, auch aus sehr verschiedenwertigem Material. Holz, Stein, Knochen und Horn waren von dem namentlich im Westen und Süden verbreiteten Eisen noch immer nicht verdrängt. Das gilt z. B. von den Spitzen der Pfeile wie des Speeres, dieser allgemeinen Waffe, die wie die Keule als Naturwaffe dem Walde entnommen und im Feuer gehärtet war. Doch bezeugt Tacitus für diese framea schon kurze Eisenspitzen. Eine Steinwaffe war auch zunächst die Axt gewesen. Speer, Keule und Axt — daneben waren Schleuder und Bogen (aus Eibenholz) uralte Waffen — dienten dem Nahkampf durch Stoß oder Schlag wie zum Wurf aus der Entfernung. Aus Stein war auch anfangs das an der Küste und im Norden früh vorkommende Messer oder Kurzschwert (Sax), das dann als einschneidige Bronze- und Eisenwaffe in verschiedener Länge in Gebrauch war (siehe die Abbildung S. 57). Es ist aber von dem erhandelten oder erbeuteten, besonders geschätzten zweischneidigen Langschwert, das später, noch mehr verlängert, gerade für die großen Deutschen



als bezeichnend galt, zu unterscheiden. Um berühmte Schwerter hat sich später die Sage gerankt. Wie das anfangs seltene Schwert („Schwertmagen" hießen die Verwandten männlicherseits), so war auch die Schutzwaffe, der aus zähem (Linden-) Holz oder Weidengeflecht gefertigte, lederüberzogene, zuweilen schon metallbeschlagene, verschieden bemalte, viereckige, im Osten runde Schild (siehe die Abbildung S. 59) ein Symbol des Mannes, wie der Speer vom Manne unzertrennlich. Er durfte nie preisgegeben werden. Helm und gepanzerte Rüstungsteile können als Beutestücke von einzelnen Häuptlingen benutzt worden sein. Früh hatte man des Zusammenhaltes wegen Kriegszeichen, Stangen mit Tierköpfen, auch Fahnen aus Tuch. Sehr einfach (ohne Sattel und Bügel) war die Ausrüstung der Reiter, die indessen bei einzelnen nordwestlichen Stämmen gut ausgebildet waren. Häufig fochten gemischte Trupps von Reitern und Fußvolk. Die Hauptmasse war aber zu Fuß, nur die Führer waren beritten. Zeit und Ort eines Kampfes wurden meist verabredet: ebenso primitiv ist der Beginn des Kampfes mit dem (S. 42) erwähnten Kriegsgesang. Natürlich gab es auch bei den Germanen Sicherungen der Wohnstätten gegen den Feind, wobei man aber ganze Landstriche schützte, einmal durch öde Strecken, dann durch Hecken und Palisaden mit Gräben, auf die man sogar den römischen Limes hat zurückführen wollen. Von den Fluchtburgen war schon früher (S. 10) die Rede. Sie waren Zufluchtsorte für die Bevölkerung eines Gaues im Kriege: hier sammelte sich wohl auch der Heerbann. Nach den in sächsischen Gebieten noch lange herrschenden Verhältnissen zu schließen, war der princeps des Gaues gewissermaßen der Herr der Burg; sein Hof lag wohl häufig unterhalb oder in der Nähe der Burg. Sie wird auch planmäßig von einem Gauführer angelegt sein, wie es wahrscheinlich noch in den Kriegen mit den Franken seitens der Sachsen geschah, und in keineswegs ganz primitiver Befestigungsweise.



Germane (am Boden) mit auf dem Scheitel zusammengebundenen Haaren, nacktem Oberkörper, anliegenden, bis zu den Knöcheln reichenden Hosen und einem Krummesser in der rechten Hand. Grabstein (vor 82 n. Chr.) im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55 und 56.

Die Siedelungen, deren Träger, wie erwähnt, die Sippen waren, stellten nie geschlossen zusammenhängende Komplexe dar (vgl. S. 10). Sind schon die Höfe des

„Haufendorfs“ ohne engen Zusammenhang, so zeigen den zerstreuten Charakter noch stärker die Einzelhöfe (vgl. S. 10). Der Individualismus, der sich jedenfalls in dieser Wohnweise mit ausspricht, gibt sich ebenso in dem früh Haus und Hofstatt umschließenden, zugleich sichernden und absondernden Zaun kund. Über die Wohngruben früherer Zeit mit ihrem gleich am Erdboden ansetzenden spitzen Dach — an diese Hütten erinnern noch gewisse Formen von Grabsteinen aus den Nordvogesen zur römischen Zeit — war man hinausgekommen, wenngleich eine Verbindung von gegrabenen (wärmeren) Aufenthalts- und Arbeitsräumen, die auch die antiken Autoren als Winterzuflucht, Vorratsstätten, Weberäume erwähnen, mit über dem Boden errichteten Räumen zu einem Hause noch bestanden zu haben scheint. Die meisten Freien hatten jedenfalls Wohnstätten, die nicht mehr als ganz unvollkommen anzusehen sind. Im Walde bot sich das Material zu festerem Holzbau, wie schon erwähnt, doch allzu leicht: mit der materia informis meint Tacitus auch nur den Mangel an Ziegeln und Mörtel und insbesondere wohl das lehmbeworfene Flechtwerk, das die Zwischenräume des norddeutschen Fachwerkbaues ausfüllte.

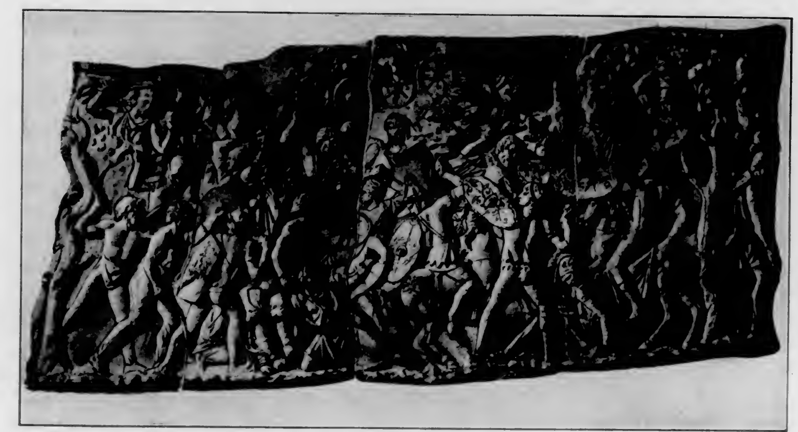


Germane (am Boden) mit langen Haaren, nacktem Oberkörper und (leinenen?) Hosen, die durch einen breiten Gürtel festgehalten werden. Bruchstück eines Grabsteins (Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Nach Photographie. Vgl. Text S. 55.

Über die Häuser selbst ist schon früher (S. 10) gehandelt worden (s. auch die Abbildung S. 61). Was die einzelnen Hausteile anlangt, so ruhte das hohe Stroh-, Rohr- oder Schindeldach in der Mitte auf einem besonders langen Balken. In den Wänden waren nur oben kleine Luken; die Goten nannten das Fenster daher „Augentür“ (Augadauro). Das Fachwerk war nach Tacitus mit glänzender Erdfarbe bemalt, die Pfosten und Balken werden auch mit Schnitzornament verziert gewesen sein, die Giebelbretter liefen früh in primitiv geschnitzte Tierköpfe aus (heute noch hier Pferdeköpfe, dort Ochsenhörner, dort Schwanenhälse), was sich vielleicht daraus erklärt, daß am Giebel wirkliche Schädel als Schutzmittel gegen feindliche Dämonen befestigt wurden. Im ganzen waren die Wohnungen nach der Kultur der Stämme wie dem Besitz und Ansehen der Einzelnen sehr verschieden, und das gleiche gilt von dem an sich sehr einfachen Hausrat. Rohe Bänke, ein Stuhl für den Hausvater, tragbare Tische (d. h. Platten auf Gestellen), hier und da ein erhöhtes Lagergestell, hölzerne Gefäße und Löffel, Urhörner, Tongefäße, bei den Reicheren auch Bronzegefäße und importiertes Glasgerät, das war, von den Arbeitsgeräten (vgl. S. 59) abgesehen, alles. Vielleicht sind noch die Federkissen sehr alt.



Mit der Fürsorge für das äußere Leben war notwendig Arbeit verbunden, zu der anfangs nur der Mangel nötigte, und die auch, da alles von jedem Haushalt selbst beschafft wurde, lange schwerfällig und unvollkommen blieb. Wie die Frau in grauer Urzeit Früchte sammelt, der Mann Fleisch und anderes durch Jagd und Raub beschafft, so waren nunmehr der Anbau und der Haushalt Sache der Frau, Jagd und Viehzucht die des Mannes; danach ist zum Teil auch die Fertigung der nötigen Geräte verteilt. Die eigentliche Arbeit fiel der Frau zu (vgl. S. 43). Beim Pflügen, beim Dreschen mit rohen Knütteln, auch bei der Wollbereitung mochten männliche Hände helfen, Hörige und im kleineren Haushalt die Söhne und der Mann, aber das Stampfen des Getreides und das Mahlen mit der steinernen Handmühle lag der Frau ganz allein ob, ebenso die Bereitung der Nahrung und der Kleidung. Spinnen



Nächtlicher Kampf der Römer mit Dakern. Links auf seiten der Römer zwei Barbaren (Germanen?) mit Hosen, Rundschild und Keule. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule“, Berlin 1896. Vgl. Text S. 55 und 57.

und Weben waren von je Frauenarbeit; die Spindel, ein uraltes Gerät wie der Webstuhl, war Symbol des Weibes. Daß man das Nähen verstand, beweisen die Funde von Knochen-, später Bronze- und Eisennadeln und auch von Scheren, die die Frauen ins Grab begleiteten. Auch die mit der Hand mannigfaltig, aber gleichmäßig geformten, gefärbten und einfach ornamentierten Tongefäße waren, nach Finger- und Nägeleindrücken zu schließen, oft Produkt weiblicher Arbeit. Dem Manne fiel außer der Fertigung der Jagd- und Kriegswaffen naturgemäß alle stärkere Kraft erfordernde Arbeit zu, also der Bau des Wohnhauses, die Herstellung der größeren Geräte, des zweiräderigen Karrens, des vierräderigen großen Wagens, der früh vorkommt, und des bald entwickelteren Pfluges.

Wie bei anderen Völkern gleicher Kulturstufe erfreute sich aber vor allem das mit dem Eisengraben, dem Schmelzen und Gießen wohl von den Kelten überkommene Schmiedewerk besonderer Pflege und Schätzung, die sich in metallarmer, aber kriegerischer Zeit leicht erklärt. Zunächst mochten sich ihm nur Freie mit körperlichen Gebrechen (Hephästos und Wieland sind beide lahm) widmen. Man leitete das Schmiedewerk von den Göttern her, die Phantasie beschäftigte sich mit ihm, wie der Sagenkreis von Wieland zeigt, und das Wunderbare, das

ihm anhaftet und zu dem Glauben an seine Handhabung durch kluge Zwerge führt, läßt den Schmied als geheimer Dinge kundig erscheinen; daher steht er auch im Rufe, Krankheiten heilen, d. h. bannen zu können. Des Schmiedens kundige Unfreie werden bevorzugt. Wenn das Schmieden von Freien wie von Hörigen sicherlich zum Teil hauswirtschaftlich betrieben wurde, so hat sich gerade für Waffen, für Metallbeschläge, die Einfassung der Trinkhörner usw. doch bald ein mit der Eisengewinnung zusammenhängender gewerblicher Betrieb, meist im Walde, entwickelt, zumal besondere Vorrichtungen dazu gehörten. Unter fremdem Einfluß werden dann feinere Arbeiten, die aber selbständige Eigenart nicht verleugnen, ausgeführt. Das gilt auch von der Töpferei, für die zunächst das Vorhandensein guter Tonerde Bedingung ist, und die an entsprechenden Stellen gewerbsmäßig betrieben werden mochte, übrigens eine gewisse Höhe schon vor den späteren römischen Einflüssen erreicht hat und ein Hauptfeld allgemeiner primitiver Kunstfertigkeit war. Auch die nur in der Nähe von Salzquellen mögliche Zubereitung des Salzes hatte wohl gewerbliche Formen. Lokal, in den friesischen Ländern der Schafzucht, konnte ferner die sonst hauswirtschaftliche Weberei zu einer Art von gewerblicher Produktion kommen. Als Zimmerer ferner, vor allem als Böttcher, deren Arbeit der Süden nicht kannte, und die unter anderem große Holzgefäße für das Bier, sogar Fässer verfertigten, mochten einzelne eine Art Gewerbe treiben. Immerhin ist doch die häusliche Herstellung der Geräte die Regel, und die mannigfaltige Bewährung in solchen Arbeiten förderte die allgemeine Geschicklichkeit. Der Vertrieb jener Produkte wie der des Salzes bedingt die Annahme eines einfachen Austauschhandels auch über den gelegentlichen Tausch bei großen Kultversammlungen usw. hinaus. Schon die Feuersteinwerkzeuge, später der Bernstein sind weithin verhandelt worden. Von der Einführung der Bronze war bereits die Rede. Auch die fremden Erzeugnisse, die zunächst die keltischen und römischen, z. B. bei den Markomannen und Batavern bezeugten Händler hereinbrachten, werden nach den inneren Stämmen hin zum Teil durch Germanen, die auch mit Slawen und Skandinaviern verkehrten, weiter verhandelt worden sein. Germanen brachten umgekehrt, zum Teil durch Handel von Stamm zu Stamm, die von den Römern gewünschten Waren (Menschen, Vieh, Bernstein, Pelze, Federn, Flußperlen) herbei. Geld diente noch nicht als Verkehrsmittel; auch die geldgierigen Grenzgermanen begehrten es meist als Schmuck, als Schatzstück. Immerhin wurde Metallgeld in Form von Barrengeld benutzt, also nur in Ansehung seines Gewichts, wie auch sonst formlose oder geformte Metallstücke (Ringe).

Ganz kurz sei noch einiges über Tod und Bestattung gesagt. Die Germanen führten ein natürliches Dasein, das bei schwindenden physischen Kräften nur als Last erschien. Der Seelenglaube ließ aber überhaupt keine Furcht vor dem Sterben aufkommen, und er erzeugte zugleich jene verehrungsvolle Behandlung der Toten, denen man ihre persönliche Zubehör (Gewänder, Schmuck, Waffen, Geräte) sowie Speise und Trank mitgab. Anderseits fürchtete man aber auch die Toten, und man hat daraus den Leichenbrand, dem wie bei den klassischen Völkern die Beerdigung vermutlich vorausging, zu erklären gesucht. Doch hat man zum Teil schon in neolithischer Zeit die Leichen zu verbrennen begonnen. Diesen von Tacitus zu Unrecht als allgemein üblich angesehenen Brand, der im Osten z. B. noch in historischer Zeit nicht durchgedrungen war, haben dann aber später die Alemannen, Franken und andere wieder aufgegeben und ihre Toten begraben. Doch bleibt das Verhältnis von Brand und Beerdigung unklar. Ein christlicher Einfluß zugunsten des Begrabens läßt sich erst später für Sachsen und Friesen nachweisen, deren zäh festgehaltene Brandsitte den Christenpriestern als



heidnisch erschien. Die unverbrannten Leichen wie die Brandreste (diese später in Urnen) wurden beide in ähnlichen Formen beigesetzt (vgl. S. 10). Mit der beginnenden Eisenzeit traten die Hügelgräber vor den Urnenfriedhöfen zurück. Auf Einzelheiten sei hier nicht eingegangen.

Das ganze Dasein der Germanen hatten längst mancherlei äußere Einflüsse insbesondere durch den Handel berührt: aber weit folgenreicher war doch die unmittelbare Einwirkung der römischen Kultur. Eine feine und reiche Kultur hat im Norden nie von selbst entstehen können, daher drängten Erobervölker wie die freilich auch von Landnot (vgl. S. 33) getriebenen Germanen nach dem Süden und Westen, zunächst nach dem reichen Gallien. Aber dessen Herren waren inzwischen die Römer geworden, und diese hemmten nun das weitere Vordringen der Germanen. Es entstanden römische Grenzprovinzen mit teilweise germanischer Bevölkerung, der nun die italische Kultur unmittelbar nahekam. Damit wuchs aber ihr Anreiz auf die freien Germanen, ebenso auch von der Donau her: es folgte eine immer stärkere friedliche Invasion der Germanen in das große Gesamtreich und endlich eine gewaltsame Eroberung, die die mehr oder weniger romanisierte Kultur eines romanisch-germanischen Völkerkreises schuf. Aber der Abstand der Germanen von der römischen Kultur war zu groß, als daß neben dem Gewinn für sie sich nicht ungeheure Verluste für die Entwickelung der bisherigen Weltkultur ergeben sollten. Allerdings trat keineswegs eine völlige Unterbrechung ein, vielmehr nur eine Fortsetzung des ohnehin äußerlich und innerlich lange schon deutlichen Verfalls der antiken Kultur wie ihrer Träger, den die Verjüngung



Überfallene Germanen mit Vieh und Hütte. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule“, München 1896. Vgl. Text S. 58.

durch frische Elemente so wenig aufhalten wie die äußere Zerstörung besonders fördern konnte; aber doch ergab sich zunächst eine Barbarisierung des Abendlandes, d. h. die höher entwickelte römische Welt näherte sich fast mehr den germanischen Zuständen als die Germanen der antiken Kultur, deren Elemente sie erst in einem sehr langsamen Prozeß und natürlich nur zu einem Teil übernahmen. Dieser Prozeß hat Jahrhunderte erfordert, und vieles unverstanden Bewahrte ist erst seit dem 15. Jahrhundert zu größerer Geltung gelangt. Daß mit der einsetzenden Romanisierung auch unsere eigentliche Volksentwickelung unterbunden, teilweise vergiftet wurde, ist richtig: aber die Geschichte ist nicht sentimental; der Anschluß der Germanen an die Weltkultur war notwendig.

---

Ein wundersamer Glanz hoher, vom Orient und Hellas mehr als von Rom selbst stammender Kultur strahlte von dem römischen Weltreich aus. Hatten die Römer der hellenischen geistigen und künstlerischen Kultur nichts Ähnliches gegenüberstellen können und eigene Bedeutung nur in der technischen Praxis und in der Jurisprudenz entwickelt, so hatte sich in ihrer gewaltigen Reichsorganisation doch eine Durchdringung aller der verschiedenen Kulturelemente vollzogen. Aber die Entwickelung hatte schnell zu einer Überreife geführt. Es war eine *verfallende Kultur* in geistiger, sittlicher, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung. Auch physisch sank die Bevölkerung beständig. „Jene wachsen täglich“, sagte Salvian von den germanischen Eindringlingen, „und wir nehmen ab.“ Es war auch, wie eben betont, keine nationale, sondern eine *kosmopolitische* Kultur. Und diesen *internationalen* Zug hat das römische Weltreich auch *auf die spätere mittelalterliche Welt vererbt*, deren Mittelpunkt immer Rom blieb. Ja die Zeit des Mittelalters muß nicht nur, wie wir eben sahen, für den Anfang, sondern noch lange bis zu den Karolingern als die Fortsetzung jenes Verfalls erscheinen, der sich in dem kultivierter gebliebenen, aber allmählich erstarrten und entarteten Byzanz schließlich ebenso deutlich zeigt. Dieses immanente Verfallselement ist viel charakteristischer als die gar nicht so große tatsächliche Zerstörung durch die Germanen. Namentlich in den späteren Jahrhunderten, da die lateinische Sprache verwildert, sich in Volksdialekte auflöst, da das Land verödet, Gewerbe und Handel zurückgehen, die Kunst nichts mehr schöpferisch hervorbringen kann, das literarische Leben stillsteht und selbst die christliche Literatur, die Theologie nicht mehr fortschreitet, schließlich auch die Rechtswissenschaft von ihrer Höhe sinkt, alles Erscheinungen, die mit der Germanisierung, der Barbarisierung des Reiches Hand in Hand gehen, wird man vom Standpunkte der allgemeinen abendländischen, der Weltkultur immer nur den Verfall sehen. Keines der germanischen Reiche auf römischem Boden konnte sich am Leben halten außer dem fränkischen, noch weniger diesen Verfall verhindern, und weder die fränkischen Zeiten noch selbst die kulturellen Erneuerungsversuche Karls des Großen scheinen neues Leben zu verbürgen, während der Islam eine eigenartige, freilich wenig Neues schaffende Weiterentwickelung der Kultur ins Werk setzt. Aber selbst die verfallende Kultur war doch so gewaltig, daß sie die mächtige, die größte *Lehrmeisterin und Bildnerin der germanischen Völker* werden mußte. Der *Romanismus ist es, der das ganze Mittelalter in seinen Bann zieht*: mit seinen Anfängen haben wir uns zunächst zu beschäftigen.

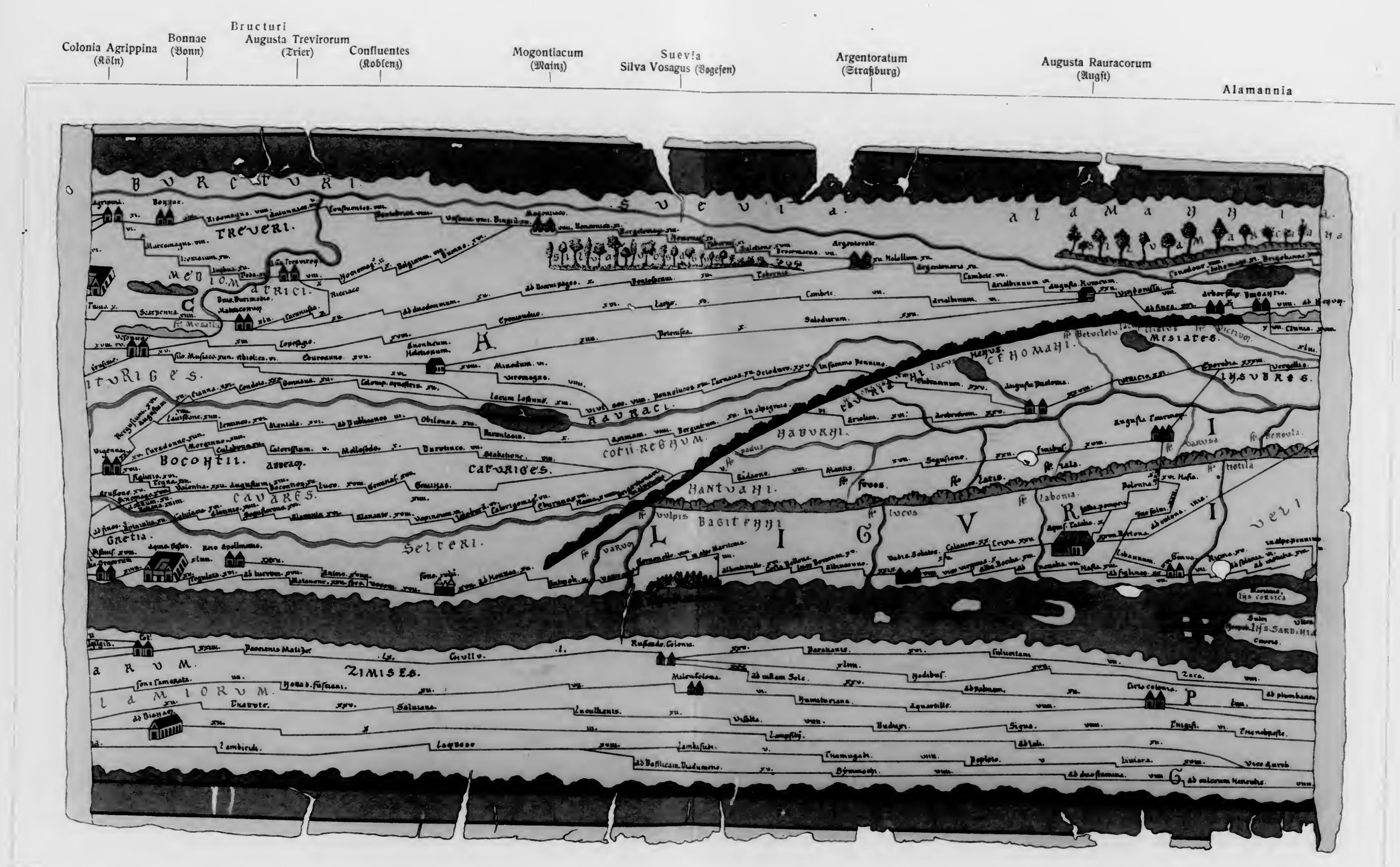
Freilich darf man in dieser Beziehung *die ersten Zeiten nicht überschätzen*. Es handelt sich da auch nur um sehr äußerliche Einflüsse. Von den römisch gewordenen Grenzgermanen der Rheinlande abgesehen, sind auch die Westgermanen nicht die vorgeschrittensten gewesen.

## Erklärung der umstehenden Tafel.

---

Die Karte fällt durch die Nichtberücksichtigung der wirklichen Gestalt der Länder und des wirklichen Laufes der Gewässer wie der geographischen Lage der Länder und Orte nach Breite und Länge auf: die Länder sind auf einem langen, westöstlich gerichteten Bande fortlaufend aneinandergereiht. Diese Eigenart erklärt sich aus dem Zwecke der Karte: es war eine auf einen langen Streifen gebrachte Straßenkarte des römischen Reiches, die zu Rom in einem Portikus aufgehängt war und schon um der Lesbarkeit willen nicht allzu hoch sein durfte. Ihr Hauptzweck war Angabe der Entfernungen zwischen den einzelnen Orten wie der Richtung der diese verbindenden Straßen. Die überlieferte Fassung der Karte ist ins 3. Jahrhundert zu setzen, doch geht sie wohl auf die Karte Agrippas im Porticus Pollae zurück. Das erhaltene Pergamentoriginal (in der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien) ist nur eine Kopie aus dem 13. Jahrhundert, bei der auch die Teilung in 12 Tafeln vorgenommen wurde. Der Westen ist nicht mehr vollständig erhalten. — Auf unserer Reproduktion sind am oberen und am rechten Rande die für das vorliegende Werk wichtigsten Orte sowohl in der den Römern geläufigen als auch in der heutigen Benennung angegeben.

---




Teile des römischen Germaniens (oberstes Stück der Karte) auf der Peutingerschen Tafel.

Nach E. Desjardins, „La table de Peutinger“, Segment II, Westen (Paris 1869—76).

Jenes stille Wirken östlicher Einflüsse (vgl. S. 34) hat die Ostgermanen, deren Empfänglichkeit und Begabung auch die Völkerwanderung deutlich zeigt, vielfach schon gemodelt, als im Westen der Fortschritt noch sehr langsam war. Erst seit der Völkerwanderung verläuft der Prozeß in schnellerer und umfassenderer Weise. Von Anfang an wird man aber die verschiedenen Teile Deutschlands sehr scharf auseinanderhalten müssen. Das innere, namentlich nordwestliche Deutschland, der Kern, hat römische Einflüsse erst spät und nur spärlich erfahren. Freilich sind die Römer seit dem Jahre 12 v. Chr. fast drei Jahrzehnte lang über den Rhein selbst in das innere Germanien vorgedrungen, auch von der Nordseeküste her, haben im heutigen Westfalen zahlreiche Lager gehabt und sich zum Teil ziemlich häuslich eingerichtet, wie das große Lager von Haltern zeigt, sich auch nach der großen Varuskatastrophe später von neuem an das Werk der Eroberung gemacht, bis Tiberius den Germanicus abberief: aber diese ganze Episode hat Nordwestdeutschland kulturell gar nicht beeinflußt. Diese späteren Hauptträger eigentlich deutschen Wesens sind tieferen Einflüssen noch sehr lange unzugänglich geblieben.

Anders stand es naturgemäß mit den okkupierten Rheinlanden, dem späteren „Herd der Gesittung", d. h. vor allem den linksrheinischen Gebieten. Diese Rheinlande waren als Ober- und Untergermanien zunächst römische, zu Gallia Belgica gehörige Militärdistrikte und wurden erst kurz vor Trajans Zeit eigentliche Provinzen (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Teile des römischen Germaniens auf der Peutingerschen Tafel"). Diese Neuorganisation hing wohl mit einer abermaligen, diesmal nachhaltigeren Ausdehnung des römischen Gebietes über die Rheingrenze hinaus zusammen. Seit Vespasian suchten die Römer die notwendige Verbindung zwischen Donau-Oberrhein und Mittelrhein herzustellen und den einspringenden germanischen Winkel unter ihre Herrschaft zu bringen. Ganz allmählich okkupierten sie dieses Gebiet durch Anlegung von Heerstraßen und von Grenzsicherungen, die man dann vorschob oder verlängerte. Um 150 n. Chr. schob man noch einmal eine vollkommener befestigte östliche Linie vor. Diese große systematische Grenzbefestigung der Römer, der Limes Romanus, der vor allem auch der Verhinderung unkontrollierter Grenzüberschreitungen gedient haben mag, war eine gesicherte Verbindungsstraße zwischen den die heranführenden Wege kontrollierenden Wachttürmen und Kastellen, auf der auch der Handel entlang (nie aber über die Grenze hinüber) zog. Den ursprünglichen Holzzaun ersetzte später eine Palisade, die Holztürme wurden zu Steintürmen, die kleinen Erdkastelle zu Steinkastellen mit fester Besatzung. Wall und Graben kamen aber erst im 3. Jahrhundert hinzu. An den Limes transrhenanus schloß sich der Limes rhaeticus an. Der Limes ist bekanntlich das Objekt einer ausgedehnten Sonderforschung geworden: die Ausgrabungen haben auch eine Fülle von Gegenständen der äußeren Kultur zutage gefördert (siehe die Abbildungen S. 64 und 65 sowie die Tafel „Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken" bei S. 66). Die Kultur im rechtsrheinischen Obergermanien, zu dem das Neckargebiet, das Dekumatenland, gehörte, war der der linksrheinischen Gebiete ähnlich, soweit es sich bei diesen um das militärisch gesicherte Grenzgebiet am Rhein handelt, weniger der Kultur der weiter westlich liegenden germanisch-gallischen Provinzteile. Und auch die linksrheinischen Grenzgebiete sind ja viel eher und viel länger römisch gewesen als das unruhige rechtsrheinische Gebiet, das schon im 3. Jahrhundert wieder aufgegeben wurde. Aber sonst herrschte hier wie dort rein militärische Luft, wie etwa die Grabsteine und die Weihungen in den Tempeln zeigen; die einheimische Bevölkerung stand abseits. Die Kultur war eine nicht

gerade die höheren Elemente mitbringende Importkultur aus Italien, ihr Träger war der römische Legionssoldat, der bald hierhin, bald dorthin in dem weiten Reiche kam. Bei seinen selbsterrichteten Lagerbauten (siehe die Abbildungen S. 68 und S. 69) erhoben sich bald für die Befriedigung der gewohnten Genüsse und die Unterkunft der Händler, Wirte, Schauspieler, Dirnen usw. Lagerdörfer (cannabae; vgl. S. 7), die dann durch die Niederlassung von Veteranen, größeren Kaufleuten usw. zu geschlossenen Siedelungen wurden. So sind die Römerstädte am linken Rheinufer entstanden, zum Teil, wie Mainz, aus mehreren Siedelungen; so sind dann später auch im Limesgebiet rechts des Rheins Städte entstanden, weniger zahlreich zwar und weniger bedeutend als jene. Außer Köln, der von Claudius an Stelle des Militärlagers gegründeten Colonia, (und nachmals Xanten) sind die Orte alle rechtlich erst spät eigentliche Städte geworden, aber städtisch geartete Siedelungen, für die Einheimischen ganz neuartig und fremd, waren sie früh, mit Mauern umgeben, mit Forum, Tempeln, Thermen, Theatern, Fabriken (Töpfereien) usw. im Inneren.



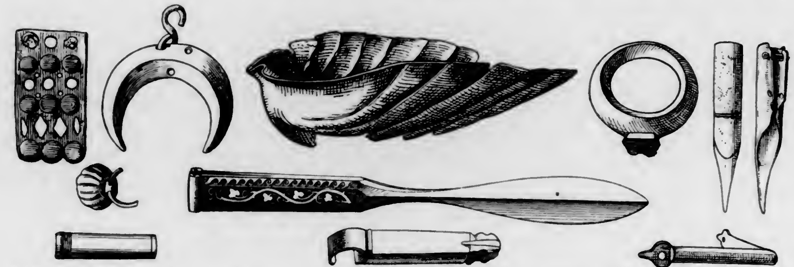
Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text S. 63.

Erheblich mehr ging von der römischen Kultur auf die gallischen und germanischen Bewohner weiter im Westen, in der eigentlichen Provinz, über. Die Romanisierung dieser Teile entsprach mehr oder weniger der völlig durchgeführten Romanisierung des inneren Galliens, das eine glänzende äußere Kultur erlangt hatte und an Bildung bald Italien überragte. Die Hauptblüte erlebte es im 2. Jahrhundert. Der Nordosten stand anfangs freilich zurück. Gallia Belgica war damals mit seiner Bauern- und Fischerbevölkerung zum Teil sogar weniger romanisiert als die germanischen Provinzen. Das gilt aber nicht von dem glänzenden Trier und dem Moselland mit seiner reichen Kultur (vgl. S. 8). Die Blütezeit Triers fällt freilich erst ins 3. und 4. Jahrhundert, wo es zur Hauptstadt ganz Galliens und eine Zeitlang Kaiserstadt wurde. Jedenfalls entwickelte sich im Inneren eine Kultur, die nicht nur auf die Fremden, Soldaten, Offiziere, Beamten, Kaufleute, beschränkt blieb, sondern von den Städten aus auch auf das Land strahlte und die einheimische Bevölkerung überhaupt stark ergriff. Aus römischen und gallischen Elementen entstand eine Mischkultur von hohem Niveau. Es erblühte westlich des Rheins und in Belgien, an römischem Muster geschult, aber bald eigenartig gerichtet, eine hervorragende Keramik, Metallindustrie und Glasfabrikation. Auf dem Lande entstanden neben den kleinen einfachen Gutshöfen (Villae rusticae) der Veteranen, die dann auch Muster für Einheimische wurden und ebenso in den Grenzgebieten vorkamen, üppig ausgestattete Landhäuser der Oberschicht (Villae urbanae). In das während der langen Friedenszeit ungestört entwickelte Kulturleben, in die Lebenshaltung und das Dasein der Kaufleute und reichen Grundbesitzer, der Bauern, Winzer und Schiffer mit ihren Weinschiffen usw. gewähren Genrebilder und Alltagsszenen auf den Grabdenkmälern, wie sie die dortige Kunst liebte, einen Einblick.

Wie weit waren nun den Einwirkungen der römischen Kultur in den Rheinlanden germanische Elemente ausgesetzt? In dem neubesiedelten Dekumatenland waren diese



ganz gering. Im linksrheinischen Obergermanien hatten schon im 1. Jahrhundert v. Chr. Triboker, Nemeter und Vangionen gesessen: sie gehörten gleichsam zu den Kelten und waren erheblich romanisiert. Rechts des Mittelrheines saßen in der chattischen Mainebene die von Drusus angesiedelten Mattiaker; die römische Herrschaft soll sich außer über sie auch weiter nach Osten erstreckt haben über Usiper, Tubanten, Chasuarier und andere. Besetzt hielt man nur ganz wenige Punkte rechts des Mittelrheines. In Untergermanien waren die Ubier wie ein Teil der Sugambrer linksrheinisch transloziert: die ersteren mit ihrem Hauptort Köln fühlten sich ganz als Römer und hörten sich am liebsten Agrippinenser nennen. Aber es scheint auch früh eine starke germanische Einwanderung in linksrheinisches Gebiet stattgefunden zu haben. Die Treverer, in deren Gebiet Trier lag, hielten sich nach Cäsar für Abkömmlinge von Germanen, waren aber jedenfalls stark mit Kelten gemischt. Rechts des Niederrheines hatte man zur Sicherung Ödland, in dem noch ein Teil der Sugambrer saß, den Römern botmäßig wie andere kleine, aus diesem Gebiet nicht herausgeworfene germanische Reste. Am untersten Laufe des



Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text S. 63.

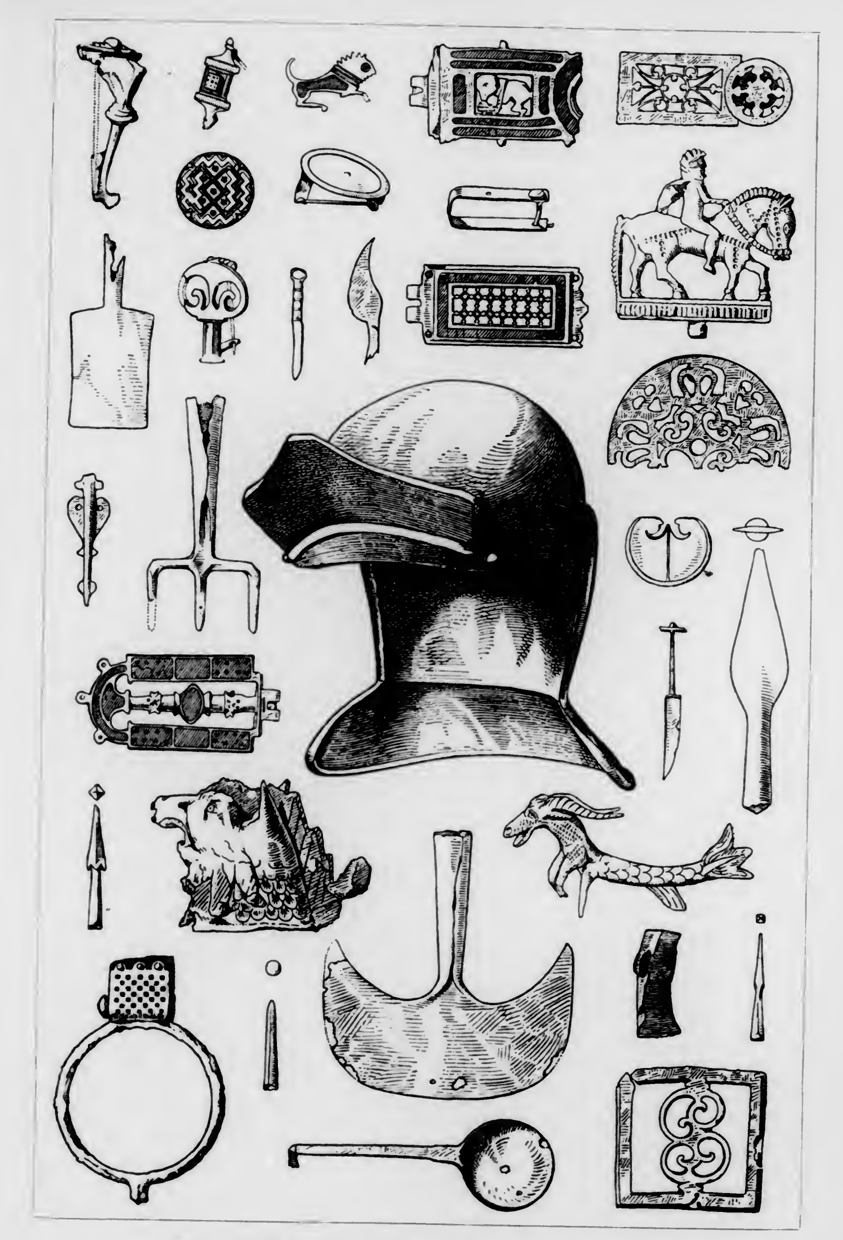
Stromes brauchte man gar keine Sicherung. Dort sind die von Drusus friedlich gewonnenen Cannenefaten, Teile der Friesen und die Bataver, letztere trotz ihres großen Aufstandes, den Römern dauernd treu geblieben. Die Bataver, die erst die salischen Franken befreiten, haben in ihrer Lebenshaltung sehr viel Römisches angenommen, sogar in der Namengebung.

Man darf nun selbst in jenem am meisten romanisierten gallisch-germanischen Provinzgebiet die Romanisierung nicht überschätzen. Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts setzt zudem ein Niedergang der übertragenen fremden Kultur im Zusammenhang mit einer zunehmenden Nationalisierung derselben in Gallien ein. Je weitere Kreise sich eben dieser Kultur bei der naturgemäß immer steigenden Romanisierung hingaben, um so mehr mußte die nationale Eigenart der Volkskreise zur Geltung kommen. Das gilt nicht nur von den Galliern, sondern auch von Germanen. Besonders bezeichnend ist, wie die nationale Götterwelt sich auf den Denkmälern entweder in das römische Gewand kleidet oder auch unverhüllt neben der römischen und orientalischen auftritt. Für die Germanen kommt da die Gleichsetzung des Wotan, Ziu und Donar mit Merkur, Mars und Herkules sowie der Kult weiblicher, mütterlicher Gottheiten (Familienkult von Stammüttern), wie ihn die „Matronensteine" zeigen, in Betracht. Jedenfalls sind die germanischen und nordgallischen Provinzialen keineswegs zu Römern geworden, und auch die Herrschaft der lateinischen Sprache konnte hier nicht so fest wurzeln wie im westlichen und südlichen Gallien. Es hatten ja

auch die Germanen westlich vom Rhein und erst recht die Gallier eine keineswegs geringe heimische Kultur, so daß sie die fremden Kulturelemente, wie wir (S. 64) für Handwerk und Industrie sahen, bald eigenartig zu verarbeiten verstanden und in der Kunst wenigstens stofflich einen eigenen Geschmack zeigten. Auch das rechtsrheinische Okkupationsgebiet war ein nicht ganz unkultiviertes Land, und die Römer haben sich danach in vieler Beziehung eingerichtet. Ein Ausgleich fand hier allerdings, wie (S. 63 f.) gesagt, nicht statt. Immerhin mochten die Bewohner manches Äußere den Soldaten in den Lagern, wohin sie Rohprodukte lieferten, absehen, ebenso wie dem Betriebe auf jenen Villae rusticae. Noch mehr gilt das von den Germanen in der linksrheinischen Grenzgegend. Der in der Nähe der Städte wohnende Teil mochte allmählich doch Stücke der Tracht, des Schmuckes, der Wohnungseinrichtung, neue Genüsse, ein wenig vom römischen Kult annehmen und einiges von der lateinischen Verwaltungs- und Verkehrssprache erlernen. Doch überwog z. B. noch im 3. und 4. Jahrhundert in der Umgegend von Köln und Mainz die germanische Sprache durchaus.

Schwierig ist es, die römischen Übertragungen dieser eigentlichen Römerzeit im einzelnen von denen der späteren Periode zu scheiden. Zahlreich sind sie uns durch die Lehnwörter der deutschen Sprache noch heute erkennbar, aber trotz des fremden Namens handelt es sich oft nur um Übernahme einer Modifikation, einer Vervollkommnung einer schon bekannten Sache. Für die annähernde Altersbestimmung der Entlehnung bietet die Sprache zwar einige Kriterien. Man darf aus dem Umstand, daß manche Fremdwörter die sogenannte zweite Lautverschiebung ganz oder zum Teil mitgemacht haben, auf ihre Übernahme vor oder während der Zeit derselben, also bis spätestens zum 6. Jahrhundert, schließen, wobei allerdings aus hier nicht auszuführenden Gründen nur die Verschiebung von t zu z (oder ss), p zu pf (oder f) und von inlautendem k zu ch und h in Betracht zu ziehen ist. Andere Wörter zeigen durch ihre Gestaltung, daß sie zu einer Zeit übernommen sind, wo lateinisch c noch wie k gesprochen wurde (z. B. Kicher[erbse] aus cicer), was aber auch für die Entlehnung einen weiten Spielraum bis zum 6. Jahrhundert läßt. Wenn sich endlich angelsächsische Lehnwörter mit althochdeutschen unter Berücksichtigung der beiderseitigen Lautgesetze decken, so werden sie noch aus der kontinentalen Zeit der Angelsachsen, also der Zeit vor 450, stammen, könnten allerdings von den Angelsachsen auch später aus Gallien entlehnt oder durch die Normannen ihnen gebracht worden sein. Dazu kommen, allerdings nicht für die Westgermanen, die für eine Entlehnung vor dem 4. Jahrhundert beweiskräftigen Lehnwörter in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas in Betracht. Auch der Umstand, daß einige Entlehnungen noch den lautlichen Charakter des Hochlateinischen, nicht des Vulgärlateins, tragen, spricht für frühe Entlehnung.

Aber alle diese Kriterien genügen nicht, uns etwa über die Einzelheiten des römischen Einflusses bis zum 3. Jahrhundert aufzuklären. Sachliche Erwägungen können auch nur zu einiger Wahrscheinlichkeit führen, die Funde geben zwar sicheren, aber doch nur auf bestimmte Dinge beschränkten Aufschluß. Jedenfalls war das Hauptaufnahmegebiet solcher Entlehnungen das niederrheinische, d. h. linksrheinische Gebiet, das dann auch manches weiter nach Osten abgegeben haben mag. Die entlehnte Bezeichnung für Sonnabend, die wir als Saterdag am Niederrhein im Mittelalter und ebenso späterhin finden, also Saturni dies, ist auf dieses nordwestliche Gebiet beschränkt und ist heute auch noch bei den Engländern in Gebrauch (saturday): die Angelsachsen haben das Lehnwort neben

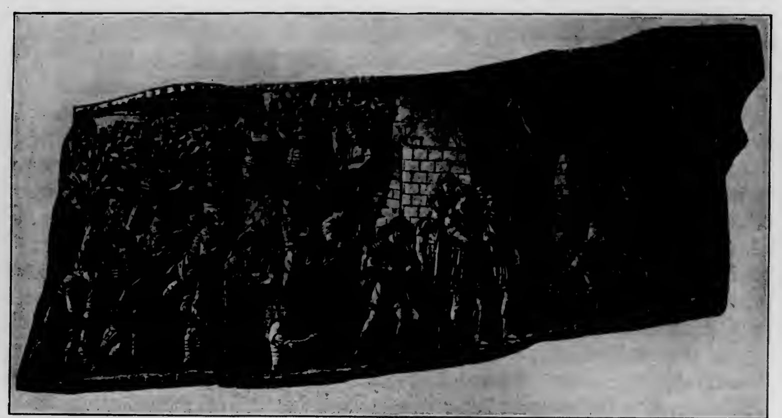


Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken.
Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes“, Lieferung 2, Heidelberg 1895.

anderen also vom Kontinent mitgebracht. Überhaupt gehört die Übernahme der römischen Woche wie der römischen Zeitrechnung, die nicht wie die der Germanen nach Nächten, sondern nach Tagen zählt, an Stelle eines germanischen, im einzelnen freilich unsicheren Mondjahres das Sonnenjahr setzt, anscheinend zu den frühesten Entlehnungen. Die Wochentage wurden, abgesehen von jenem unmittelbar übernommenen Saterdag und der einfachen Übersetzung von Solis dies (Sonntag) und Lunae dies (Mon[d]tag), nach den Namen derjenigen heimischen Götter benannt, die den römischen entsprachen, wie ja auch die Römer die (eigentlich babylonischen) Bezeichnungen entsprechend umgestaltet hatten. So wurde der Tag des Mars zum Ziustag (alemannisch Zistag), im Nordwesten zum Dingstag (Dienstag; Tag des auf Votivsteinen vorkommenden Thingsus), im bayerischen Gebiet zum Ertag (vielleicht Tag des Ares, infolge griechischer Einflüsse auf die Goten und durch diese vermittelt?), so der Tag des Merkur im Nordwesten und Norden zum Wodanstag, der Tag des Jupiter zum Tag des Donner (Thor), der der Venus zum Frei(Frija-)tag.

Von den niederrheinischen Landen aus werden sich ferner zum Teil manche Lehnwörter aus dem Bereich der Schiffahrt verbreitet haben, wie Anker (ancora), Riemen (remus); in diesen Gebieten werden auch fremde Obstsorten früh bezeugt, wie die Kirschen (durch Plinius), feinere Äpfel für Belgien (siehe unten). In den Moselgegenden bürgerte sich zuerst die Weinkultur ein, die, nach Funden zu urteilen, schon im 2. und 3. Jahrhundert bedeutend ist, aber die rheinischen Lande außerhalb der Umgebung der Römerstationen nur allmählich erobert. Saalburgfunde (aus der Zeit vor Ende des 3. Jahrhunderts) zeigen sie bereits rechts des Rheines. Das Wort Wein (vinum) gehört, wie wahrscheinlich auch Most (mustum) und Essig (acetum), zu den frühesten Lehnwörtern: man lernte ihn im Inneren zunächst freilich nur als Handelsartikel kennen. Mit dem Weinhandel, den wir mit als Grundlage des Handels überhaupt angesehen haben (vgl. S. 36), hängt mancherlei fremdes Gut zusammen, etwa die Sitte des Mischens (miscere), gewisse Gefäße, wie der Lägel (lagena) und der Kelch (calicem, von calix), ferner Kelter, Presse und anderes. Die häufigsten römischen Funde sind auch Gefäße (Bronzeeimer, Kasserollen, Tongefäße, Gläser usw.), die mit dem Weinhandel und -verbrauch zusammenhängen. Wie sich manche Fachausdrücke des Handels an den caupo knüpften, sahen wir schon (S. 36). Auf den Handel überhaupt gehen vielleicht auch schon Entlehnungen wie Esel und Maultier, Kiste (angelsächsisch ciste) und Korb zurück, ebenso die Arche (got. arka) als Geldkiste; weiter das Geld selbst, das ja freilich noch lange nicht wirkliches Tauschmittel wurde (Münze aus moneta, angels. mynet; althochd. silihha [Münzbezeichnung] aus siliqua). Der Fellhandel mag das Wort Decher (decuria), die Kaufeinheit für Felle, gebracht haben. Um diese Zeit mögen ferner die Gewichtsbezeichnungen Pfund (pondo, got. und angels. pund) und Unze (uncia, got. unkja) eingedrungen sein; ebenso wohl die Bezeichnung für Kupfer (cuprum, angels. copor). Auch jene Übernahme der lateinischen Buchstaben (vgl. S. 48) fällt in die ersten Jahrhunderte. Weiter machte man früh Bekanntschaft mit dem römischen Steinbau (siehe die Abbildungen S. 68, 69, 71), der aber selten genug blieb. Bei ihm konnte man sich nur nach südlichem Muster richten und sich nur römischer Arbeiter, Ziegelbrenner, Maurer usw., bedienen. Ein großer Teil der später bei Betrachtung der fränkischen Kulturentlehnungen aufzuführenden Dinge, Kalk (calcem, von calx, angels. cealc), Ziegel (tegula, angels. tigol), Mauer (murus, angels. mur), Pfosten (angels. post), auch Söller (angels. solor), mag schon früher entlehnt sein. Sehr dafür spricht die Stelle des Ammianus Marcellinus, wonach Kaiser Julian 357 bei Mainz die Wohnsitze

von Alemannen „ziemlich sorgfältig nach römischem Brauch ausgeführt“ fand. Wie wenig dies aber für eine allgemeinere Verbreitung des Steinbaues besagen will, werden wir noch sehen. Die **Obstkultur** sodann (vgl. S. 67) muß schon in den ersten Jahrhunderten nicht an den Niederrhein allein verpflanzt worden sein. Die Funde auf der Saalburg beweisen, daß Kirschen, Zwetschen, Pflaumen (angels. plûme), Pfirsiche (angels. persoc), Aprikosen, Walnüsse, Haselnüsse vor Ende des 3. Jahrhunderts von den Römern im Taunus gezogen wurden. Birnenkerne — der Name Birne kann aus sprachlichen Gründen schwerlich vor dem 9. Jahrhundert entlehnt sein — mögen sich wegen ihrer Vergänglichkeit nicht erhalten haben; auch Kerne des bereits heimischen Kulturapfels kommen ja nicht vor. Kastanien haben sich in römischen Resten zu Mainz gefunden. Ferner wurde der Kürbis vielleicht früh angebaut.



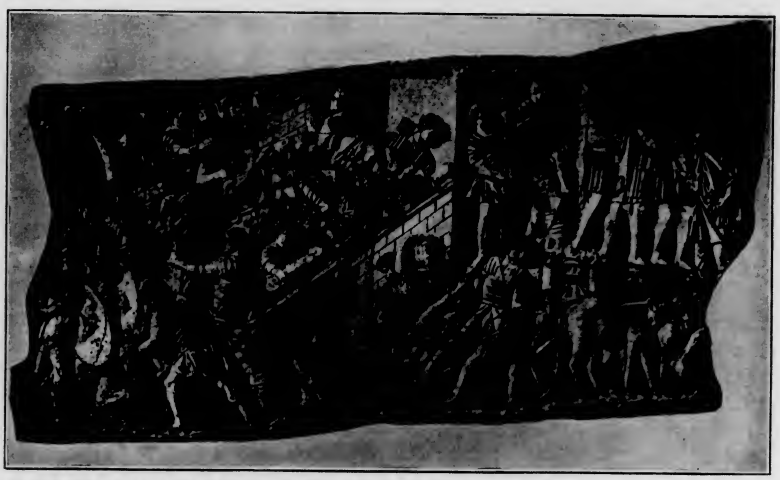
**Römisches Lager.** Davor Empfang eines dakischen Gesandten durch Trajan. Rechts eine eintreffende römische Legion mit Legat, Bläsern, Fahnenträgern an der Spitze. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule“, Berlin 1896. Vgl. Text S. 64.

Die rasche weitere Verbreitung einzelner fremder Obstsorten scheinen Funde in einem Fuldaer Pfahlbau aus vermutlich spätrömischer Zeit (Zwetschen- und Pfirsichkerne) zu beweisen. Es fanden sich dort auch Traubenkerne. Man hat sodann Gründe, den Speicher (wegen der Länge des i im althochd. spîchari) und den Weiher für früh entlehnt zu halten, ebenso Ackergeräte, z. B. Sichel (secula, angels. sicol) und Flegel (angels. fligel), wie überhaupt das Vorbild des hochstehenden römischen Ackerbaues allmählich zu einem geregelteren Betrieb führte. Für frühe Einflüsse der römischen Kochkunst sprechen die angelsächsischen Worte cycene (Küche), coc (Koch), cytel (Kessel), für größeren Luxus das angelsächsische pyle (Pfühl). Verwaltungsdinge mögen früh übernommen worden sein, so, nach dem Angelsächsischen zu schließen, Zoll (davon auch Zöllner), ebenso wohl die Bezeichnungen für Meile, Straße und anderes.

Immer ist nun daran festzuhalten, daß alle **diese Einflüsse**, wie betont, **keineswegs auf das eigentliche Innergermanien**, insbesondere nicht auf den stets eine besondere Eigenart bewahrenden, sehr spröden deutschen Nordwesten, **ausgedehnt werden** dürfen, wenigstens nicht für die ersten zwei Jahrhunderte. Freilich haben auch die freien Germanen östlich vom Unterrhein, z. B. die Brukterer, Cherusker, Langobarden, Semnonen,



zum Teil nähere Beziehungen zu den Römern unterhalten, gerade die Cherusker, die anderseits, wie bekannt, unter Arminius sich in einem großen Volkskriege gegen die Römer siegreich erhoben. Zu den Germanen bestanden aber auch in anderen Gebieten meist freundliche Beziehungen. An das Dekumatenland grenzten z. B. die Hermunduren, die sehr gute Freundschaft mit den Römern hielten und einen ausgedehnten Handel nach Augsburg betrieben. Sie konnten zu Trajans Zeiten ganz frei die Grenze überschreiten. Zu der reicheren römischen Lebenshaltung werden sich manche Stämme früh hingezogen gefühlt haben: immer wieder strebten sie in die römischen Grenzen hinein. Das wollte aber die römische Politik gerade verhindern. Der Sicherheit halber unterwarf man vielmehr den Verkehr



**Römischer Festungsbau.** Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule“, Berlin 1896. Vgl. Text S. 64.

jener strengen Kontrolle, von der eben die Hermunduren befreit waren. Nur unter gewissen Bedingungen und an gewissen Orten durften fremde Germanen im römischen Gebiet erscheinen. Die Germanen, die unmittelbar an den Limes und an den Rhein stießen, sind in der Regel die am wenigsten beeinflußten, was aber schwerlich an ihrer Abneigung, sondern an der Unterbindung des Verkehrs, des Handels (vgl. S. 63) lag.

So **wirkte** auf diese Innergermanen der **Handel** größtenteils nur auf Umwegen, von der Küste oder von Süden und Südosten her, immer aber nur in äußerlicher Beziehung. Dieser Verkehr steigerte sich jetzt indes. Der früher mehr von Stamm zu Stamm sich vollziehende Bernsteinhandel (vgl. S. 34) wurde in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu einem direkten lebhaften Überlandhandel. Jetzt rief namentlich der Ostseebernstein auf der alten Handelsstraße von der Oder und Weichsel zur Donau einen Verkehr hervor. Dafür sprechen die zahlreichen Funde von Kaisermünzen und römischen Industrieerzeugnissen im Weichselgebiet, in Posen und Schlesien. Römer selbst werden im Osten nur selten gewesen sein. Indessen berichtet Plinius, daß unter Nero ein römischer Ritter aus Pannonien

diese Bernsteinküste eingehend erforscht habe. Die germanischen Fürsten und Führer brachten in ihren Schatz jedenfalls manch schönes Erzeugnis südlicher Kunst, das freilich in der sonstigen Umgebung oft sonderbar wirken mochte. Immerhin beweisen die im Norden gefundenen Bronzegeräte von zum Teil vortrefflicher Arbeit, daß man dergleichen dort richtig zu bewerten wußte. Auch hier zeigt sich also wieder, daß der Kulturzustand der Germanen keineswegs niedrig war. Die Funde sind es überhaupt, die uns über den Umfang solchen äußeren Kulturimports belehren können. Es sind vor allem jene mit dem Weingenuß zusammenhängenden Gefäße (vgl. S. 67), später auch Fibeln, allerlei Zierat und Beschläge. Die Münzfunde beweisen aber, daß dieser römische Handel im Westen erst nach Nero über die Ems vordrang und erst gegen 200 n. Chr. auch für Innerdeutschland bedeutender wird. Eher als die Nordwestdeutschen im Binnenlande haben die Küstengermanen allerlei auf dem Seewege durch den Handel überkommen. So sind jene Bronzeeimer vom Hemmoor-Typus, die man neuerdings als von der römisch-gallischen Industrie am Niederrhein stammend erkannt hat, dorthin und selbst nach Skandinavien gelangt, ebenso aber auch italische Bronzeeimer und Kasserollen (aus Capua), ferner Glasgefäße und Terrasigillata-Produkte vom Niederrhein. Diese Dinge kamen dann von der See her auch die Weser oder Elbe hinauf. Aber jene Nordwestdeutschen blieben gleichwohl von diesem Handel am meisten unberührt. Sie bilden einen vollen Gegensatz zu den südlichen und westlichen Germanen an den Grenzen des Römerreiches, die immer lüsterner nach den Schätzen der römischen Zivilisation wurden, und die eben nur die Grenze zurückhielt, wie der Damm die Flut.

Diese Grenze war aber in anderer Beziehung ein Erziehungsmittel. Die langdauernde Hemmung des weiteren Vordringens gewöhnte die Germanen wieder an die alten Zustände der Seßhaftigkeit, die (vgl. S. 39) zum Teil längere Zeit unterbrochen gewesen waren. Aber immer blieb der Blick auf die Römer gerichtet, wie deren Blick auf die Germanen. Hier und da wurden Einbrüche versucht, die Römer schlugen sie zurück; lagen die Stämme einander in den Haaren, so erbat der eine wohl Hilfe von den römischen Truppen; zuweilen griffen die Römer auch sonst in die inneren Verhältnisse ein, setzten Könige ein, beaufsichtigten die Versammlungen und so fort. Man beruhigte auch durch „Geschenke", nötigenfalls durch Waffengewalt. Im ganzen gab es zwei Jahrhunderte Ruhe, gewiß eine Zeit langsamer kultureller Fortschritte der Innergermanen.

Weiter mußte nun aber die friedliche Invasion der Germanen in das römische Reich, die schon Cäsar durch Annahme germanischer Reiter eingeleitet hatte, eine Rückwirkung daheim ausüben. Die Reisläuferei immer stärkerer germanischer Söldnerscharen unter heimischen Führern, das Dienen vornehmer Germanen, wie schon des Arminius, seines Bruders Flavus und seines Gegners Marbod, wie des Claudius Civilis usw., in der römischen Kavallerie, die Verwendung der Germanen zu Leibwachen, schließlich bei der wachsenden Germanisierung des Heeres zu Kommandostellen und zu hohen Verwaltungsposten, sind auch von Einfluß auf das Germanentum überhaupt gewesen, ebenso der Aufenthalt von Verbannten und Gefangenen im Süden sowie die aus Rücksichten der Heeresergänzung und der notwendigen Hebung des Landbaues erfolgte Ansiedelung ganzer Stämme im Römerreich. Viele mochten wieder zurückkehren, andere behielten wenigstens Beziehungen zu den Leuten daheim. Am wichtigsten war aber die spätere Ansiedelung von Stammesteilen in den Grenzlanden selbst: sie blieben naturgemäß inniger mit den Stämmen weiter im Inneren verbunden. Auch durch eigenmächtige Einwanderung setzten sich immer mehr Franken in Gallien



und den Rheinlanden fest, so daß die Landbevölkerung schon im 4. Jahrhundert völlig germanisch wurde. In den Franken, die wie die Alemannen auch besonders eifrige Reisläufer waren, tritt nun der wichtigste der seit dem 3. Jahrhundert auftauchenden scheinbar neugebildeten großen Stämme auf, deren umstrittene Entstehung, deren Verhältnis zu älteren, ihren Grundstock ausmachenden Stämmen hier nicht erörtert werden soll. Es sind neben den Franken, deren Name als Frangones schon bei Cicero vorkommt, die Alemannen, Bayern, Thüringer, die Sachsen und im Osten die unter den alten Namen auftretenden Goten, Heruler, Vandalen, Burgunder, Langobarden.

Sie sind in ihrer Mehrzahl nun auch die Träger der gewaltsamen Invasion, für die sich der mißverständliche Name Völkerwanderung eingebürgert hat, und die durch



Brücken- und Festungsbau römischer Legionare. In der Mitte oben Trajan, in die Ferne blickend. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text S. 67.

den alten Anreiz der südlichen Kultur, die bei dichter Bevölkerung, extensiver Wirtschaft und beschränkter Ausdehnung immer empfindlichere Landnot, auch wohl durch Drängen der Slawen im Osten hervorgerufen worden ist. Zuerst hatten sich die östlichen Gruppen bewegt, langsam und stetig, in voller Abwanderung der geschlossenen Stämme nach Südosten, von den Römern mühsam an der Grenze zurückgehalten. Im Westen waren die Stämme seit dem 3. Jahrhundert in immer neuen Einfällen und bei fortwährenden Hemmungen etappenweise vorgedrungen, zuerst die Alemannen, die schließlich das Dekumatenland und das rechtsrheinische Gebiet ganz innehatten und den Rheinlanden als wilde Zerstörer galten, aber doch in steter Berührung vielseitig beeinflußt waren. Auch die aus Hader mit ihnen zu römischen Verbündeten (foederati) gewordenen Burgunder, die links des Rheines angesiedelt waren, räumten ihnen die dortige Ebene. Mit Erfolg hemmten ihr weiteres Vordringen aber nicht die Römer, sondern später die Franken. Auch diese waren längst in Bewegung. Gegen ihre ripuarische und oberfränkische, wesentlich chattische Gruppe war trotz weitreichender Einfälle die mittlere Rheingrenze bis etwa 350 gehalten worden, die zunächst als

Kolonisten eingedrungenen salischen (See-) Franken saßen um diese Zeit bis südlich der Maas und rückten jetzt weniger gewaltsam als Föderati weiter nach Südwesten vor.

Diese Zeiten sahen auch die friedliche Ansiedelung gerade von Franken und Goten in allen Teilen des römischen Reiches auf ihrem Höhepunkt, ebenso die zu Ende des 4. Jahrhunderts fast ganz durchgeführte Germanisierung des Heeres, besonders durch Alemannen und Franken. Die Besetzung der Beamtenstellen mit ihnen war jetzt so weit gediehen, daß der Franke Arbogast der mächtigste Mann im Reiche war. Auch in der Kultur hatten diese Zeiten manche Fortschritte gebracht, vor allem bei den Goten, die freilich schon Jordanis in dieser Beziehung überschätzte. Ihre Zustände können zum Teil aus des Ulfilas Bibelübersetzung erschlossen werden. Aber auch bei den Franken und Alemannen besserte sich die Wohnung, verfeinerten sich Geräte und Lebenszutaten; Waffen und Werkzeuge waren nun durchweg aus Eisen, ein heimisches Gewerbe entwickelte sich stärker, und in den neuen Sitzen wurden die Germanen wieder völlig zu Ackerbauern, die vielleicht schon eine rohe Dreifelderwirtschaft hatten. Die eigentliche Wirtschaftsform dieser Art (Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache innerhalb dreier Jahre) setzt eine stärkere Düngung voraus, die erst später bei der Stallfütterung leichter möglich war. Dagegen blieben die zum Teil mit den Franken die Küsten Galliens plündernden Sachsen am weitesten zurück; immerhin finden sich auch im inneren Deutschland Glasperlen und römische Fabrikate sowie Eisenwerkzeuge, Hammer, Meißel und anderes.

Seit dem Einfall der Hunnen, der die Westgoten über die Grenzen des Römerreiches drängte, begann nun die eigentliche Periode der gewaltsamen Invasion. Das dem ganzen Abendland Gefahr drohende Element der Hunnen wurde zwar von Aëtius durch die entscheidende Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden (451) in seinem weiteren Vordringen gehemmt und verschwand schließlich aus dem Westen. Aëtius war aber auch der letzte große Schützer des Reiches gegen die Germanen gewesen, die ja schon weite Teile des Reiches innehatten (s. die Abbildung S. 73). Die Züge des 5. Jahrhunderts waren überhaupt gewaltige Eroberungsfahrten mit politischen Zielen und straffer Konzentration der Stämme: es entstanden große Reiche auf römischem Boden, vor allem solche der Ostgermanen, der Vandalen, der Ost- und Westgoten, der als letztes Wandervolk kommenden Langobarden, der Burgunder, weiter das der Franken. Nur das letztere hatte dauernden Bestand, von dem auf ganz andere Weise entstandenen angelsächsischen Reich in Britannien abgesehen. Und so wenig mit der raschen Vergiftung und dem frühzeitigen Untergang jener Stämme die eigentliche Wirkung dieser germanischen Elemente auf den Süden wie ihre Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte abgetan ist, so hat sich eine Geschichte deutscher Kultur doch nur mit den Franken zu beschäftigen und mit diesen auch nur insofern, als ihr Reich eine wichtige kulturelle Vermittelungsrolle für das spätere Deutschland hatte, das es sich auch politisch unterwarf und zum ersten Male zusammenfaßte.

Episodenhaft hat eine ähnliche Rolle der große Ostgote Theodorich gespielt, der Beziehungen zum alten Stammlande pflegte, auch wohl pangermanische Gedanken hatte, ein bewußter Förderer des Anschlusses der Germanen an die antike Kultur war und doch die heimische Art hochhielt. Er ist zur Lieblingsgestalt der Sage geworden, die sein Heldentum freilich echt deutsch hart mit dem Schicksal ringen läßt. Sein Reich ist, wie die spätere Bedeutung des Cassiodor und des Boëthius zeigt, ein wirkliches Bindeglied zwischen Antike und Barbarentum gewesen: erst nach seinem Untergang konnten die Franken ihre Rolle spielen. Sie, die Träger frischer Volkskraft, legten den Grund zur Wiederaufrichtung des



Abendlandes, auf sie ging das der allgemeinen Anschauung nach immer noch lebendige römische Imperium, nun freilich barbarisiert, über, auf sie stützte sich die Hüterin der kulturellen Traditionen des Römischen Reiches, die Kirche. Die fränkischen Zustände sind anderseits die Grundlage der deutschen Kultur des Mittelalters geworden, der Ausgangspunkt des Deutschen Reiches. Staatswesen, Kirche, Bildung, Wirtschaft, soziale Gliederung der mittelalterlichen Deutschen knüpfen an das Reich der Franken an.

Die Franken, deren führender Teil die salischen Franken geworden waren, hatten sich in der Völkerwanderungszeit doch gewandelt. Weniger umhergeworfen als die Goten, hatten sie sich schon vor der Reichsgründung erheblich von den Zuständen der Urzeit entfernt, im religiösen Leben viel verloren, im geistigen sich ganz und gar fremden Einflüssen geöffnet. Politisch hatte sich wie bei den übrigen großen Stämmen eine festere Zentralisierung, namentlich die Ausbildung eines strafferen Königtums ergeben. Kulturell brachte die Wanderzeit vielfach große Rückschritte mit sich, wie schon jene ältere Ausbreitungsperiode (vgl. S. 38). Wirtschaftlich waren die Wirkungen der vorher bereits vorhandenen größeren Seßhaftigkeit zum Teil wieder verloren gegangen: auf den Wanderungen tritt wieder die Viehzucht stärker hervor, die Intensität des Ackerbaues wird wieder ganz gering. Durch Beute oder Kriegstaten entwickelt sich rascher eine soziale Ungleichheit. Zum Teil gilt das alles auch von den innerdeutschen Stämmen. Aber wie bei diesen gerade wie bei den Franken von einem fortwährenden Weiterstürmen keine Rede ist, wie nicht wenig Menschen überhaupt ruhig sitzen geblieben sind, so haben sich auch die alten Siedelungen vielfach erhalten oder sind an andere Germanen in altem Zustand übergegangen. Immerhin wurde nunmehr erst mit der Reichsgründung und der Unterwerfung der Alemannen, Thüringer, Bayern und schließlich der Sachsen durch die Franken für diese wie für jene der Grund zu einer dauernden festen Entwickelung gelegt, mit der Innehaltung ständiger Sitze das stark entvölkerte Land neu besiedelt; es begann der eigentliche Ausbau der deutschen Lande (vgl. S. 12), das wirtschaftliche und das politische Leben wurden neu gestaltet. Verloren gegangen war der Osten — freilich haben, den Funden nach zu schließen, die Germanen diese Gebiete nie völlig verlassen, ihre Reste gingen aber in den Slawen auf —, der Schwerpunkt ist ganz nach Westen und Süden gelegt. Die führenden Stämme haben ferner ganz binnenländischen Charakter erhalten: die an den Küsten sitzenden Friesen entwickelten ein völliges Sonderleben.



Gefangene Germanen der Völkerwanderungszeit (von Aëtius gefangen?). Der eine der Männer nackt (auf einem anderen Streifen ist derselbe Mann, ungefesselt, bekleidet), der andere mit Leibrock und Hose bekleidet. Die Frauen mit langwallenden, durch Reifen oder Band zusammengehaltenen Haaren, in langen, ärmellosen Gewändern. Im Hintergrunde sechseckiger Schild, Schwert (Scramaiax) und Köcher mit Pfeilen. Bildstreifen aus einer Tafel eines Konsulardiptychons aus Elfenbein im Domschatz zu Hildesheim. Nach Photographie im Besitz des Römisch-Germanischen Central-Museums in Mainz. Vgl. Text S. 72.

Um den erzieherischen Einfluß der am meisten romanisierten Franken auf die Innerdeutschen zu würdigen, bedarf es einer Erkenntnis des *Grades der Romanisierung und Kultivierung der Franken* selbst. Keineswegs berührt uns dabei die Kulturgeschichte des merowingischen Reiches überhaupt; aber zu ihm gehörten doch nicht nur die völlig romanisierten Teile des eroberten Galliens und Burgunds, sondern auch die für die spätere deutsche Entwickelung maßgebend gewordenen Rheinlande: im Osten und Norden war es wesentlich germanisches Land mit Bauernkultur ohne bedeutende Reste römischer Bevölkerung. Diesen weniger kultivierten Gebieten haben sich die von den Franken unterworfenen deutschen Stämme in ihrem Kulturgrade mehr oder weniger genähert. Aber vieles ist doch auch aus den ganz romanisierten westlichen Teilen auf den Osten dauernd übergegangen, das *ganze* Reich hat dadurch ein Staatsleben, die Ansätze zu neuer Bildung, die definitive Erkenntnis der Bedeutung der Arbeit gewonnen und der damals wichtigsten Erzieherin zu höherer Kultur, der christlichen Kirche, sich geöffnet. Trotz der anfänglichen starken Abneigung der „Römer" — Römer bedeutete einen Kulturbegriff — gegen die „Barbaren" und trotz der im eigentlichen Gallien bald unmöglichen sozialen Minderschätzung des Römers seitens des selbstbewußten Franken war allmählich eine äußere und innere Assimilierung eingetreten und hatte die in Gallien eigenartig gefärbte römische Kultur im Westen sehr rasch auf die Eroberer wirken lassen, so daß später der Geschichtschreiber Agathias die Franken in vielen Dingen den Römern gleich fand. Die Mischung der Franken mit Kelten und Römern hatte auch schon seit längerer Zeit einen dunkleren Volkstypus hervorgebracht. Gleichwohl ist die Merowingerkultur so wenig eine völlig romanische Kultur, wie man in ihr etwa nur eine Fortbildung aus germanischen Elementen sehen darf. Der ausgeprägte Charakter der Mischkultur, bei deren Durcheinanderwogen auch völlige Neubildungen sich ergeben, die Germanisches und Römisches nebeneinander oder verschmolzen oder in leiser Berührung zeigen, soll in keiner Weise verkannt werden, wenn hier im einzelnen klarzulegen versucht wird, *was der Franke dem Römer zu danken hat.*

Die gallisch-römische Kultur war eine städtische, und an den *Städten* hatten die Barbaren zunächst ihre Zerstörungswut geübt. Rechts des Rheines waren jene mit der Preisgabe des Limes (vgl. S. 63) in der Hauptsache alsbald geschwunden, die linksrheinischen Städte dagegen wurden seit dem neuen Anstürmen der Germanen, also seit dem 3. Jahrhundert (vgl. S. 71), stark befestigt. Längst waren sie über die erste Umwallung hinausgewachsen, nicht nur die am Rhein, sondern auch die im Inneren, Trier usw. Sie wurden jetzt ferner die Zufluchtsorte der fliehenden Landbewohner und erst recht Sammelpunkte der römischen Kultur; die größten waren nun auch als Sitze von Bischöfen wichtig geworden. So gingen sie denn bei der schließlichen Einnahme durch die Franken keineswegs völlig unter, wenngleich bei der alten „Scheu vor den Städten" nur vornehme Franken und einige kleine Leute neben den Resten der älteren Einwohner dort wohnen mochten, überdies zum Teil in neuerrichteten Holzbauten vor und auch in der Stadt. Aber die städtischen *Steinbauten* und diejenigen der Großgrundbesitzer auf dem Lande, die zum größten Teil wohl allerdings zerstört waren und nur weiter im Inneren von vornehmen Franken benutzt wurden, brachten den Eindringlingen die im Donau- und Rheingebiete schon früher (vgl. S. 67) von Germanen zum Teil nachgeahmte römische Bauweise näher. Neben steinernen Kirchen, Kastellen, Brückenbauten wurde schließlich auch der Wohnbau der Großen nach dem Muster der Pfalz der Herrscher (phalinza) immer häufiger in Stein ausgeführt, ohne daß aber das Übergewicht des nationalen



Holzbaues dadurch schwand. Deutsch benannt bleibt alles, was mit dem Holz zusammenhängt (Balken, Brett, Tür, Zimmer). Dagegen zeigen die zum Teil schon früher (vgl. S. 67) anzusetzenden Lehnwörter auf dem Gebiete des Steinbauwesens: Mauer, Turm, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Fenster, Keller, Kamin, Kammer, Kemenate, Söller, Ziegel, Mörtel, Kalk, Pflaster, Estrich und andere, die völlige Abhängigkeit vom Römer auf diesem Gebiet.

Dem Römer wurde auch viel *Hausgerät* und allerlei, was das Leben behaglicher machte, verdankt: Kerze und Öllampe, der gewöhnliche Stuhl wie der Klappstuhl, Tafeltuch und vielleicht (vgl. S. 58) Federkissen, Pfühl und Bettüberzug (Zieche), Sack, Korb, Schrein (als runder Behälter), Flasche, Kelch, Becher, überhaupt glänzendes Geschirr, Metallteller, Pfannen, Becken und Schale, silberne Löffel, Metallspiegel, Schlüssel und anderes. In die im Grunde germanisch bleibende *Tracht* kamen das Hemd, weiter manch römischer Kleinkram, der kostbare Metallbeschlag, die verzierte Schnalle, gewisse Formen der Gewandnadeln, der Siegelring, Einzelheiten des Frauenschmucks, besonders der Kopfputz. Auch die Haar- und Bartpflege wird mehr ausgebildet. An teilweise übernommenes Schuhwerk erinnern die Lehnwörter Socke, Sohle, Schuster. Man adoptierte zum Teil die erbeuteten römischen *Waffen*, die Hakenlanze geht auf das Pilum zurück, das Langschwert, der Buckel des Schildes sind römisch. Römisch sind die feinere *Kochkunst*, zum Teil schon früher übernommen (vgl. S. 68), im eigentlichen Deutschland erst später durch die Klöster verbreitet, und die feinere *Backkunst* (Semmel und Pfister sind Lehnwörter). Man erhielt neue *Gewürze* (Pfeffer), *neue Gemüse und Früchte*, außer den schon erwähnten noch Kohl, Spargel, die früh eingeführte Kichererbse (vgl. S. 66), feineren Rettich, Pastinake, Gurke, Melone, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Anis, Fenchel, Senf sowie allerlei Zwiebelgewächse. Daß die, vom Apfel abgesehen, völlig römische Obstkultur im Westen vielfach schon in den ersten Jahrhunderten des römischen Einflusses eingeführt wurde, sahen wir bereits (S. 68). Danach dürfen wir den im salischen Volksrecht erwähnten Garten auch schon als einfachen Obst- (und Gemüse-) Garten, meist aber wohl mit Apfelbäumen, ansehen. Ähnlich verbreitete sich der Wein. Die Weinkultur ist im 6. Jahrhundert ins Elsaß gedrungen, im siebenten rechts des Rheines in die Pfalz und an den Neckar. Man lernte ferner *neue Musikinstrumente*, Pfeife und wohl auch Fiedel, kennen, ebenso *neue Spiele*, wie das Brettspiel. Trotz der schon von Tacitus erwähnten warmen Bäder geht der besser ausgestattete Baderaum, erst recht das luxuriösere Bad auf die Römer zurück. Vornehme profitierten von der *höheren ärztlichen Kunst* (Arzt = archiater, was ursprünglich nur den Leibarzt bedeutet; Pflaster = plastrum dringt wohl erst später ein). In der *Bestattung* zeigen die von den nördlichen Römerprovinzen übertragenen Holzsärge, die monolithischen Sarkophage, die Steindenkmale bei Gräbern, die Bettung der Leichen von Westen nach Osten, die Lage der Grabstätten bei Kirchen römischen und christlichen Einfluß. Bedeutend wuchs die bereits früher einsetzende Einwirkung des hochausgebildeten *Wirtschaftslebens* der Römer. Die in Deutschland freilich erst viel später durchdringende entwickeltere Technik des Ackerbaues, z. B. die Düngung, die Wiesenkultur, der Gartenbau mit Okulieren und Pelzen, geht auf die Römer zurück. Man baute auch weit mehr Getreide als früher, die Futterwicke kam hinzu. Von der Zunahme der Obst- und Gemüsesorten war oben die Rede, die Mehlbereitung machte durch allmähliche Übernahme der Wassermühle Fortschritte, ebenso hob sich die Butter- und Käsebereitung wie das Brauen. Statt des Raufens der Wolle kam die Wollschur, die Weinkultur brachte Kelter, Presse, Trichter, den Küfer, das Pech und anderes.

Alles das erhielt das eigentliche Deutschland meist erst später durch die Vermittelung der Klöster. Sonst war solcher *Fortschritt* zunächst nur bei den *größeren Grundbesitzern* zu finden, die es infolge Okkupierung der in den römischen Teilen Galliens häufigen römischen Latifundien bald auch bei den Franken unter den Großen sowie unter den hohen Beamten gab. Die Form der Latifundienwirtschaft war für sie freilich nicht geeignet: sie bedurften der Bewirtschaftung von Zinsgütern durch abhängige kleine Leute; auch dafür gab die römische Domänenwirtschaft ein Muster. Bestätigt auch Tacitus das Austun von Land an Abhängige schon für die Germanen (vgl. S. 53), so war für die jetzigen Besitzformen doch die *Ausbildung ganz neuer Abhängigkeitsverhältnisse* nötig. Voraussetzung war die stärker gewordene Ungleichheit des Besitzes, der Mangel an Knechten und der Überfluß an ärmeren Freien, anderseits die Möglichkeit der den Germanen fremden Übertragung des Grundbesitzes, die sich aus dem römischen Eigentumsbegriff ergab. Nach römischem Rechte lebte vor allem die Kirche, die auch für ihren wachsenden Grundbesitz in der römischen *Precarei*, welches Institut sich aus fester Übertragung in eine zeitliche gegen Abgaben gewandelt hatte, eine entsprechende Form der Landleihe fand. Kam so eine sachliche Abhängigkeit zustande, so wurde eine persönliche durch die ursprünglich gallische, römisch entwickelte *Kommendation*, den Eintritt in den Schutz eines Großen, begründet, die sich in Austrasien im 6. Jahrhundert schon verbreitet zeigt (vgl. S. 107). Der römische Kolonat hat als Übertragungsform von Grundbesitz in späterer Zeit kaum Wirkungen auf die Franken geübt. Dagegen wurde die römische *Immunität*, die ursprüngliche Grundsteuerfreiheit fiskalischen Gutes, durch ihre Verleihung zunächst an geistliche Gebiete, dann an weltliche Große seitens des Königs der Keim zu einer Entwickelung, die die Beliehenen nicht nur steuerfrei, sondern überhaupt von Eingriffen des Staates in ihr Gebiet unabhängig, dessen freie Insassen aber zu ihren Untertanen, also zu minderwertigen Freien machte.

Wenn nun die fränkische große Grundherrschaft im Osten ganz auf naturalwirtschaftlichem Boden blieb, so hat auch das römische *Geldwesen* auf das Leben überhaupt noch keinen starken Einfluß geübt: ganz nach römischem Vorbilde kam zwar der fränkische Staat zu einem keineswegs niedrigen eigenen Münzwesen, aber von einer Geldwirtschaft ist nicht die Rede. Der römische *Handel* früherer Zeit vegetierte nur noch in Resten, blieb aber meist in römisch-gallischen und jüdischen Händen. Preis (pretium) sowie einige Maß- und Gewichtsbezeichnungen sind römisch. Das *Gewerbe* hob sich durch das römische Muster bedeutend, Schlosser und Glaser, Maurer und Tüncher sind römischen Ursprungs, das Wort Ulner zeigt die römische Beeinflussung der heimischen Töpferei, und auch die weiter deutsch benannten Gewerbe erfahren starke Anregung: aber die entwickelte römische Industrie ist doch dahin.

Man übernahm im übrigen das Geldwesen, weil man sich im *öffentlichen* Leben ganz den vorgeschrittenen römischen Einrichtungen anpassen mußte. Man übernahm ebenso das Finanzwesen, das man freilich nicht in Ordnung halten konnte, das bald verfallende Steuersystem, das Zollwesen, das Gefängniswesen (Kerker und Kette sind Lehnwörter). Durch den öffentlichen Gebrauch gewöhnte man sich ferner wohl an die römischen Monatsbezeichnungen. Man übernahm mit einigem Durcheinander und unter Zusammenwerfen mit gleichartigen germanischen Dienstverrichtungen, wie der des Marschalls, den römischen *Beamtenapparat*, bildete dabei auch einiges um, vereinigte z. B. in dem so wichtigen *Grafen* den militärischen wie den später vorkommenden zivilen comes der Römer, schuf neue Ämter, wie das des Pfalzgrafen. Vor allem ist auch das *Königtum* dem römischen Kaisertum ähnlich geworden. Es



hatte sich trotz äußerer Bewahrung alter Formen schon vorher straffer entwickelt — das früheste Beispiel gibt der römisch gebildete Marbod —, namentlich durch das sich bei den Kämpfen mit Rom herausstellende Bedürfnis nach einheitlicher Leitung: das früher meist temporäre Institut war dauernd geworden. Weniger straff und einheitlich als bei den östlichen Germanen erscheint es aber bei den unter mehreren Königen auftretenden Franken und Alemannen, die sich ja mehr allmählich ausbreiteten. Erst durch die Eroberungen im römischen Gallien, die der persönliche Besitz des Königs sind, durch die Kriegsbeute, die Zahlungen der Unterworfenen, die Einnahmen des Königs aus der Finanzverwaltung bildet sich eine ganz andere Machtfülle aus, die dann wieder den mächtigsten der Könige sich über die anderen erheben läßt. Dazu kam nun der besondere römische Einfluß. Die Auffassung der romanischen Provinzbewohner, die in dem König nur den absoluten Herrscher wie im Kaiser sahen, auch die der Kirche ging auf die Franken über. Der König regierte bald mit römischen Mitteln, königlichen, aus Königsland entlohnten Beamten, auf Grund römischer Einrichtungen. Der Königsbann, seine Befehlsgewalt, erscheint nach Chlodwig wie die des Imperators, königliche Verordnungen gelten praktisch wie Gesetze; namentlich unter Chilperich zeigt sich dieser absolute Charakter, dem freilich die wirkliche Ausübung einer Gesetzgebung fehlte. Römisch ist die strenge Bestrafung der Majestätsverbrechen. Äußere Dinge, wie Salbung, Zepter, Krone, werden erst viel später aus Byzanz übernommen (vgl. S. 91). Wesentlich durch die vermehrte Königs- und Beamtengewalt wird sodann das in der Grundlage germanisch bleibende *Recht* in Einzelheiten, z. B. im Übergewicht des Richters, beeinflußt. Römisch ist die Folter. Die Kodifikation der Volksrechte erfolgte auch nicht ohne römischen Einfluß, ihr lateinisches Gewand aber zeigte die lateinische Färbung des gesamten Schriftwesens.

Wie das ebenfalls in das Rechtsleben sich eindrängende, aber noch lange mißtrauisch angesehene Urkundenwesen war dieses ganze *Schriftwesen*, überhaupt das *Bildungswesen*, das ja in Gallien in höchster Blüte gestanden hatte, durchaus römisch. Auf die größere oder geringere Vorliebe speziell der vornehmen merowingischen Franken für dasselbe, auf das merowingische Schulwesen — auch die Hofschule scheint sich schon am römischen Kaiserhof ausgebildet zu haben — ist hier so wenig einzugehen wie etwa auf die erschreckenden sittlichen Zustände des Königshauses oder die fast orientalisch gefärbte Immoralität vieler Großen: es handelt sich für uns nur um Dinge, die für die spätere deutsche Geschichte wichtig sind, also auch nur um die fränkische Vermittelung römischen Gutes an die späteren *Deutschen*. Festzustellen ist nur der bereits damals erfolgende *Übergang des Bildungswesens in die Hände der Kirche* und ein zum Teil damit verbundener *starker Verfall* desselben, der sich auch schon unter den Pippiniden in dem völligen Rückgang der Hofschule zeigt, anderseits die Festsetzung der *lateinischen* Sprache als *Bildungs-*, *Geschäfts-* und *Kirchensprache*, die dann auch verwilderte und immer mehr Elemente der Verkehrssprache in sich aufnahm. Dagegen blieb das innere geistige Leben der Franken ziemlich unberührt, und ebenso war es auf dem Gebiet des freilich nur sehr unvollkommen im germanischen Herzen lebenden *künstlerischen* Empfindens. Was von höherer Kunst, was von Plastik und Architektur uns bei germanischen Völkern begegnet, war römische Tradition und gerade in Gallien gut bewahrte römische Technik; und wenn auch der häufige Anblick antiker Kunstdenkmäler, namentlich der Bauten, nicht ohne eine gewisse Wirkung auf das Innere bleiben konnte, so war doch von einer innerlichen Aufnahme der fremden Kunst keine Rede. Immerhin haben die Germanen auf dem Gebiet der Kleinkunst wenigstens ihre Eigenart, wie wir sehen werden,

auf ihre Weise künstlerisch betätigt, auch mit römischen Traditionen eigene, germanische Elemente gemischt. Und dieses Nebeneinander, diese immer nur äußerliche Annahme römischer Kultur zeigt sich nun ebenso bei dem wichtigsten übernommenen Gut, dem Christentum.

Wie der Steinbau oder das Schriftwesen, ist dieses zum Teil schon vor der fränkischen Zeit zu den Germanen gekommen, auch schon bevor es die Hof- und Staatsreligion des Römischen Reiches war, z. B. durch christliche Gefangene der Germanen, durch den Verkehr, durch Germanen, die in die Heimat aus römischem Dienst zurückkehrten. Namentlich war das im Osten der Fall, wo katholische Goten nachweisbar sind, während die Masse der Goten, vor allem auch durch Ulfilas (4. Jahrhundert), zum arianischen Christentum überging (vgl. S. 87). Auch im Westen mögen von den Rhein- und Donaustädten, wo es schon im 2. Jahrhundert Christen, und zwar wesentlich aus dem Orient dorthin gekommene, gab, Einflüsse in geringem Maße ausgegangen sein: das Landvolk begann in diesen Provinzen indes erst gegen 400 bekehrt zu werden. Die erobernden Franken haben dann mit den Städten viele christliche Gemeinden zerstört, aber je mehr sie zu Herren des christlichen westlichen und südlichen Galliens wurden, mußten sie auch in dieser Beziehung von den Einflüssen der wichtigsten Institution Galliens, der Kirche, gewonnen werden. Freilich geschah es langsam, während sich die Burgunder ziemlich rasch der christlichen Majorität der von ihnen eroberten Gebiete beugten. Solcher Übergang blieb aber nur ein Teil der äußeren Romanisierung. Äußere Motive, die Einsicht in die Nützlichkeit der Annahme eines Glaubens, dessen Gott sich als stark erwiesen hatte, bestimmten Chlodwig dazu, wie er schon eine christliche Burgunderin geheiratet hatte, weil das seine Absichten auf Burgund förderte. Aus politischen Gründen nahm er die katholische Form des Glaubens an, um in der katholischen Kirche und den Romanen eine Stütze gegen die arianischen Burgunder zu haben. Bezeichnend ist aber die Rolle, die der Eifer seiner Gattin dabei spielt, wie überhaupt schon jetzt der Einfluß der Kirche gerade auf die Frauen auch sonst öfter hervortritt. Eine innere Änderung ging trotz aller Kirchlichkeit mit Chlodwig so wenig vor wie mit dem nach seinem Beispiel übergetretenen Hauptteil des Stammes. Zunächst nicht in sittlicher Beziehung. Die entsetzlichen Zustände der Gewalttätigkeit und wilden Herrschaft aller Gelüste sind indessen vor allem ein Produkt der Mischung von Barbarei und überreifer Kultur und für die Franken wie für die „Römer" gleich bezeichnend. Auch in religiöser Beziehung ist von einem veredelnden Einfluß keine Rede. Gerade die äußerliche Gestaltung des damaligen Christentums erleichterte aber dem Germanentum die Annäherung.

Bald fand der Franke an dem äußeren Kirchenwerk, Kreuzschlagen, Taufe, Gebet und Abendmahl, Gefallen, weil er darin nichts anderes sah als in seinen Opfern, nämlich kräftige Mittel, übersinnliche Gewalten zu beeinflussen. Der gerade von der gallischen Kirche sehr ausgebildete Heiligenkult wuchs mit dem Glauben an die Wunder Christi und der Heiligen nun zu einer neuen Form des alten Wunder- und Dämonenglaubens aus und wurde bei seiner besseren Organisation schnell volkstümlich. Anderseits wurde die Kirche, die ja durch den Übertritt des mächtigen Herrschers auch ihrerseits gestärkt war und nur ihm den Sieg der Orthodoxie über den Arianismus verdankte, selbst barbarisiert: mit den Geistlichen fränkischer Herkunft stieg die Anpassung des Kultes an die germanische Auffassung, erstarrte das geistige, literarische, kirchliche Leben. Gegenüber der Verweltlichung und sittlichen Korruption der Kirche hatte freilich das allmählich das Abendland erobernde, von den Bischöfen anfangs bekämpfte, später beherrschte Mönchswesen längst eine schwärmerisch-asketische Reaktion vertreten, die gerade bei solchen Zuständen guten



Boden fand; aber zu größerer Bedeutung gelangte dieses von der Laienwelt bald respektierte Klosterwesen erst durch die Auffrischung seitens der hochstehenden iro-schottischen Mönche, die als zuweilen etwas sonderbare Apostel des asketischen Ideals das Frankenreich durchzogen, aber auch höhere geistige und künstlerische Strömungen verbreiteten. Die selbst in Ostfranken immer häufigeren neuen Klöster — im 7. Jahrhundert sind sie schon zahlreich im linksrheinischen Gebiet nachweisbar — wurden aber weiter, namentlich seit die strengere Regel Columbas sehr schnell durch die verständigere Benedikts von Nursia verdrängt worden war, Träger der wirtschaftlichen Kultur und Bewahrer höherer römischer Traditionen.

Überhaupt stellte sich schon in fränkischer Zeit die Kirche, sei es als Bischofsbereich, sei es als Kloster, mehr und mehr nicht nur infolge ihres großen Grundbesitzes als wirtschaftliche Führerin, sondern in jeder Beziehung als der eigentliche Hort der gesunkenen antiken Kultur heraus, wie sie auch als Trägerin einer neuen humanitären Tätigkeit durch Bekämpfung der Todesstrafe wie des Fehderechts erziehend wirkte, wie wir das alles noch näher sehen werden. Sie wurde durch jene Traditionen, durch ihre Sprache, durch ihre Verfassung vor allem der Hauptfaktor der weiteren Romanisierung. Schon damals ergab sich eine Monopolstellung des Klerus (vgl. Kap. IV). Auf ihn, der schon im 6. Jahrhundert fast allein die Bildung pflegte, ging die Achtung vor der geistigen Überlegenheit der römischen Kultur über; als Träger des Kultes profitierte er von der geheimen Furcht, die das Volk vor der Zauberkraft überirdischer Mächte hatte. Von Anfang an wurde er auch rechtlich bevorzugt, genoß z. B. im allgemeinen ein höheres Wergeld. Die weltliche Macht war in äußerer Beziehung freilich durchaus Herrin über die Kirche, das Herrenbewußtsein des Germanen beugte sich auch nicht vor ihr. Das neuerdings in seiner Bedeutung erkannte Eigenkirchenwesen (vgl. S. 126) ist hierfür besonders bezeichnend. Ganz entsprechend ist die Stellung des Königs gegenüber der Kirche überhaupt, im besonderen gegenüber den Bistümern. Auch die Benutzung der Bischöfe als weltliche Organe des Königs bereitet sich früh vor.

Selbst dem äußeren Christentum, unter dessen Deckmantel sich noch lange viel Heidnisches erhielt (vgl. S. 114), ist nun aber das fränkische Volk in den unteren Schichten im Osten nur langsam gewonnen worden, rechts des Rheines bis zum 7. Jahrhundert so gut wie gar nicht. Auch der Staat war lange tolerant, und erst unter Childebert I. sah er unter dem Einfluß der gestärkten Kirche die Heidenbekehrung als seine Pflicht an (vgl. S. 87f.). Entsprechend war die ganze Romanisierung bei den östlichen Franken, insbesondere den niederen Schichten, viel geringer: dem kleinen Bauer fehlten schon die Mittel zu höherer Lebenshaltung und Wirtschaft. Was aber die Franken vor allem vor der sonst unausbleiblichen völligen Romanisierung bewahrt hat, das ist die stete Verbindung mit der Heimat, aus der immer frischer Nachwuchs kam, das ist ferner die notgedrungene Eroberung im Osten, also von rein germanischen Gebieten, notgedrungen, weil Gallien selbst bald kein zu eroberndes Land mehr hergab.

---

Überhaupt haben die Franken, wie betont, der römischen Kultur gegenüber keineswegs nur eine passive Rolle gespielt; ihre Aktivität vermehrt sich vielmehr mit der wachsenden Durchdringung römischen und germanischen Wesens; namentlich die Könige haben das Volk jetzt wirklich geführt. So ist auch das fränkische Wesen natürlich keine Summierung von jenem älteren Germanentum und den aufgezählten römischen Elementen: es ist für die spätere Kulturgeschichte wesentlich, zu erkennen, was die Franken als solche

für Menschen waren, nach welchen Hauptrichtungen die Entwickelung ihrer inneren Zustände, an die doch diejenigen im späteren Deutschland stark anknüpften, ging.

Wie sie, nach den Gräberfunden und den schriftlichen Quellen zu urteilen, physisch Germanen geblieben waren, so hatten sie trotz aller Wandlungen auch sonst äußerlich wie innerlich viel von der alten Art bewahrt; sie haben aber auch schon viel von ihr verloren — von dem Mischtypus war schon (S. 74) die Rede — und sind innerlich weiter gelangt. Im ganzen sind sie noch halbe Barbaren, den Römern unreinlich vorkommend und durch ihren Geruch unangenehm, durch ihre Roheit, Unmäßigkeit und Disziplinlosigkeit ärgerlich. Diese unerfreulichen Züge scheinen auf den ersten Blick gegenüber der Urzeit noch krasser zu sein, wie anderseits die sympathischen Züge der letzteren mehr zurücktreten. Das liegt freilich zum Teil an einer Überschätzung der Urzeit, und die nunmehr in den Quellen im einzelnen geschilderten Freveltaten haben früher wohl auch nicht gefehlt. Jene Verwilderung durch die chaotische Mischung von Barbarei und überreifer Kultur ist aber unleugbar. Nicht sie jedoch ist das Wichtige, sondern das Gegenteil. Die Franken sind in ihrer Masse richtige Bauern geworden, die nach Gregor von Tours in ihren Holz- und Lehmbauten sitzen und die antike Kultur verachten. Mit diesem Bauerntum, mit der definitiven Fixierung der Siedelungen, die größere Gruppen oder gar die ganze Volksmasse jetzt unter der festen Gesamtherrschaft nicht mehr wechseln konnten, mit der Sicherung der Besitzverhältnisse, die, sehr differenziert, doch alle in gleichem Schutz standen, mit der Ausbildung des Privateigentums über Haus und Hof hinaus am Ackerland, wie wir es in naiver Form schon vor Einfluß des römischen, auch später nicht in seiner ganzen Strenge übernommenen Eigentumsbegriffs bei den salischen Franken in ihrer Heimat annehmen können, mit dem stärkeren Interesse an der rasche Fortschritte machenden Bodennutzung, endlich mit der Wichtigkeit der agrarischen Arbeit auch für den Mann, kurz mit dem agrarischen Dasein als Lebensinhalt ist der Franke in der Masse friedlicher geworden, obgleich die Waffen noch zur Kleidung gehören und der Kleinbauer die ihn plündernden Marodeure gelegentlich totschlägt, im Heerbann aber voll Kampfesfreude seinen Mann steht.

Das wirtschaftliche Leben hatte zum Teil neue Formen angenommen. Zwar die Stufe des Anbaues ist trotz der schon im salischen Volksrecht erkennbaren Fortschritte (Obst- und Gemüsebau [vgl. S. 75], Wiesen, Weinberge, umzäunte Felder) noch nicht allzu hoch. Aber die bereits in der Zeit der „Wanderung“ durch größeren Viehbesitz, Beute, Schatz verschärften sozialen Unterschiede hatten sich, ganz abgesehen von Königen und Herzögen, auch bei Verteilung des besetzten Landes und bei der im Osten häufigen Neubesiedelung desselben geltend gemacht: selbst innerhalb der Dorfgenossenschaft gab es immer größere Besitzunterschiede, auch bezüglich des Maßes der Nutzung des gemeinsamen Weide- und Waldlandes (Allmende). Die Sippen waren meist auseinandergesprengt, und äußere Umstände fügten in der Regel die Siedler trotz weiteren Vorkommens von Sippensiedelungen zusammen. Aber der Geist dieser natürlichen Genossenschaft wirkte in der Markgenossenschaft, die für Viehzucht und andere wirtschaftliche Bedürfnisse in der gemeinen Mark die Grundlage der Nutzung gab, doch nach, wenn auch von eigentlich sozialer Bedeutung der Markgenossenschaft keine Rede ist. Ihren Zusammenhalt schufen nur die örtliche Nachbarschaft und gemeinsame wirtschaftliche Interessen. Die gemeine Mark stellt nicht einen Rest des einstigen Gemeineigentums am Boden dar, sondern sie erwächst als natürliches Produkt des Ausbaues des Landes aus der Okkupierung von Wildland. Es waren bestimmte, aus diesem ausgesonderte Bezirke



von Wald- und Weideland, das ungeteilt blieb, an dem aber der Einzelne einen zum Sonderbesitz seiner Hufe gehörenden Nutzungs- (nicht Besitz-) Anteil hatte. An einer gemeinen Mark konnten mehrere Dörfer teilhaben, die sie dann von verschiedenen Seiten her in Anspruch nahmen, meist aber gehörte sie zu einem Dorfe oder einer Gruppe von Einzelhöfen. Ein genossenschaftlicher Zusammenschluß von Nutzungsberechtigten ergab sich schon aus der gemeinsamen Okkupierung einer Mark wie aus der späteren Regelung der Nutzung. Eine immer stärkere Mehrung des Besitzes Einzelner entwickelte sich nun aus privater, auch die Familiengemeinschaft störender Neurodung, aus Neuerwerb und Verleihung von Königsland. Im Osten überwog indes noch das kleinbäuerliche Element. Die Gesamthaltung der fränkischen Wirtschaft blieb überall rein naturalwirtschaftlich; trotz des Münzwesens ist das Geld wesentlich Gegenstand des Schatzes, der auch ungemünztes Metall, Schmuck und Geräte umfaßte, jenes oft bei der Invasion erworbenen und oft sehr großen Besitzes der Vornehmen, der die naive Freude an Prunk und Glanz befriedigte, wie er die Mittel gab, Leute an sich zu fesseln. Geschäftig umwob ihn die Phantasie des Volkes.



Moderne Statue eines Franken im Römisch-Germanischen Central-Museum zu Mainz. Nach Photographie aus dessen Besitz.

Nach der Ungleichheit richtete sich nun aber auch die Lebenshaltung. Wenn die sich zu Großgrundbesitzern aufschwingenden Franken darin mit den reichen Römern wetteifern konnten, so mußte sich der Kleinbauer mit dem Erwerb von nützlichen oder verschönernden Kleinigkeiten begnügen. Wie sollte er sich ein Steinhaus erbauen lassen, wie orientalische Stoffe, Panzer und Helm, Gold- und Edelsteinschmuck erwerben? Sein Holzhaus, dessen Herstellung und Ausstattung indes von selbst Fortschritte gemacht hatte, war ihm viel behaglicher, und ebenso hielt er an der Tracht und anderem fest. Die Tracht bleibt trotz vollerer Ausgestaltung und römischer Zutaten auch in der Zier noch lange germanisch. Wir besitzen Quellenschilderungen, die uns eine ziemlich sichere Anschauung der fränkischen Tracht vermitteln können (siehe die obenstehende Abbildung). Sie besteht im allgemeinen aus einem neu auftretenden, aber nie ganz durchgedrungenen leinenen Hemd, ledernen oder leinenen Hosen, wollenem oder leinenem, am unteren Rande besetztem oder verziertem Rock, der allmählich weniger eng wird, und dem althergebrachten bunten Wollmantel. Im Winter wird das Oberkleid durch das von den Vornehmen später mißachtete Pelzwams (Rheno) ersetzt. Um die Unterschenkel laufen kreuzweise bunte Bänder, die an den Schuhen befestigt sind. Die Schuhe sind aus

einem Stück Leder, oft gefärbt, zuweilen goldverziert. Rock und Hose umschließt der breite, mehr oder weniger buntdurchflochtene und verzierte Gürtel (Wehrgehäng). Für die sonst nur nach der Seite der Kleinzier veränderte Frauentracht wird die Stirnbinde charakteristisch. Bei den Männern ist — beinahe wie ein Zeichen der arg beschnittenen Volksgewalt — das lange Haar und der lange Bart geschwunden und nur noch den Königen eigen: die Freien lassen das Haar weniger lang hängen und tragen einen schmalen Lippenbart. Ganz kurz geschoren waren die Knechte. Man ging in der Regel noch barhaupt, bei den Männern kommt auch der Strohhut vor. Der Wandel liegt sonst nur in der Verfeinerung der vornehmen Tracht durch schmückende Zutaten. Die Mantelspange, der Gürtelschmuck mit Buckeln, Beschlägen, Zierketten und Schnallen (siehe die Abbildung S. 83), die Fingerringe bei den Männern, die Gewandnadeln, Armbänder, Halsschmuckstücke, Finger- und Ohrringe (siehe die Abbildung S. 85), Haarnadeln bei den Frauen sind die Hauptgegenstände. Vom Orient die Perlen und Edelsteine, denen man auch geheime Kräfte zuschrieb, erscheinen nun immer begehrenswerter, Goldschmuck nicht minder, der aber hinter Erz und Silber zurücktritt. Ähnlicher Luxus wird bei den Hausgeräten getrieben, ebenso bei den Waffen. Diese bleiben im ganzen auch die alten oder werden, soweit sie römisch sind, nach eigenem Geschmack umgeformt. So wird die einst von den Römern für die Hilfstruppen adoptierte lange keltisch-germanische Spatha (Schwert) bei Übernahme durch die Franken gleich wieder breiter und länger und so zur späteren ungefügen Lieblingswaffe, zunächst nur der Vornehmen. Sonst bleiben neben den uralten Keulen, Bogen und Schleudern der Speer (siehe die Abbildung S. 87; die spezifisch fränkische Hakenlanze ist römisch beeinflußt) und als Nationalwaffe (Francisca) die Streit- und Wurfaxt, die aber von dem Kurzschwert (Scramasax; siehe die Abbildung S. 89) schon verdrängt wird. Der Schild, zum Teil mit römischen Zutaten, viereckig oder oval, genoß die alte Wertschätzung (vgl. S. 57). Römische Helme, deren einer gelegentlich soviel wie ein Pferd galt, Panzer und Beinschienen waren allenfalls Erwerbsstücke der Vornehmen. Dagegen zeigte sich jene Verfeinerung der Ausstattung bei den Schildbeschlägen und -buckeln, beim Griff, beim Mundstück und Ortband des Schwertes immer stärker.

In alledem haben wir es aber mit einer spezifisch fränkischen Produktion zu tun. Ein selbständiges Kunstgewerbe formt namentlich die vielgebrauchten, auch als Schmuckstücke dienenden Fibeln, die Schnallen (den Schnallendorn) mannigfaltig um: es entwickelt sich bei den Ansprüchen des Hofes und der Großen eine einheimische Goldschmiedekunst. Sie führt vor allem die aus dem Osten seit dem 5. Jahrhundert importierte Zellenemailtechnik weiter, wobei man wie die Ostgermanen die Einlage von bunten Glasstücken oder geschliffenen Halbedelsteinen der Schmelzmasse vorzog. Eigentlich germanischen Geist zeigt aber auf dem ganzen Gebiet die Verzierungsweise. Nur im Ornament konnte sich auch jetzt noch der Germane künstlerisch bewähren, und eben dies ist neben der Zellengoldschmiedekunst das Wesentlichste des „Völkerwanderungsstiles". Ganz im Gegensatz zu dem antiken Stil- und Formengefühl steht das Flecht- und Verschlingungswerk, das sich wohl von Holzschnitzereien und Stickereien auf die Verzierung der metallenen Geräte, Waffen und Schmuckstücke übertrug. Mag man in dem verschlungenen Flechtwerk mit verrenkten Tierleibern und Tierköpfen (ein Vierfüßler, ein Vogel mit Schopf und später eine Schlange sind die wenigen Typen) eine Ableitung aus ursprünglichen Bändern sehen, deren ösenartige Schleifen wegen der Ähnlichkeit zu Tierköpfen an den Enden führten, mag man die Verwendung von Tierfiguren, die man nicht lebensgetreu nachahmen konnte, sondern nur ornamental in freier



Phantasie verwertete, für das Ursprüngliche halten: jedenfalls spielt hier die römische Anregung gegenüber altnationalem Gut eine ganz geringe Rolle; erst in der karolingischen Renaissance kam durch das klassische Pflanzenornament eine klarere Strömung hinein. Die in merowingischer Zeit übrigens noch unvollkommene Verzierungsweise erlangt ihre Vollendung, freilich auch ihre höchste Gekünsteltheit, erst in dem wundersamen Durcheinander der irischen Miniaturen.

Auch im geistigen Leben der Franken ist noch der alte Grundzug wohl erkennbar. Wie die germanische Lust am Gelage, am Spiel, an der Jagd lebendig blieb, so lebte auch die Freude an alter Poesie, an den Hochzeitsgesängen, an Tanzliedern, an Zauberliedern und -sprüchen fort. Man sang die hergebrachten Totenklagen, wogegen noch Burchard von Worms kämpft, wie man noch bis ins 9. Jahrhundert den Toten Speisen, Geräte usw. ins Grab mitgab. Und die alten epischen Gesänge auf die Großen des Volkes, auf die auch Züge des alten Heroenmythus übergehen, erfahren nun sogar einen mächtigen Aufschwung, wie sich erst jetzt ein fester Träger dieses Sanges in den Sängern bildete. Es ist der Heldensang, der, obwohl er seinen Stoff keineswegs in der Völkerwanderung sucht, weder Rom als Gegner kennt noch die Hauptereignisse beachtet und nur typische Helden vorführt, doch eben als inneres Ergebnis dieser ereignisreichen Zeit bei allen Stämmen, zunächst wohl bei den Goten, erblühte. Von Theodorich erbat sich auch Chlodwig solche Sänger, die uns dann bei den Franken weiter bezeugt sind. Daß der Stand, den der Sänger besang, ihn vor allem begehrte, daß der Heldensang Hofkunst war, zeugt von dem tiefgermanischen Charakter auch der mit der neuen Bildung am meisten in Berührung gekommenen Kreise. Am alten Lebensideal, nun zum Heldenideal verfeinert, hing noch der Große wie das Volk: an das Gefühl vor allem appellierte dieser lebendige Geschichte darstellende Sang, dessen Art wir uns allenfalls aus dem angelsächsischen „Beowulf" klarmachen können. Aber doch mochte gerade der niedere Hörer wehmütig empfinden, daß die Heldenzeit für ihn dahin war: die Wirklichkeit war weniger nach seinem Sinn.



Gürtelschnalle, mittels besonderen Beschlages in das Tragband befestigt. Aus den fränkischen Gräbern von Dietersheim, gegenwärtig im Museum zu Mainz. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde", Teil 1, Braunschweig 1880—1889. Vgl. Text S. 82.

Gerade das Volk war in seinem agrarischen Dasein dem Geist der Väter entfremdet, und auch da, wo es sich sonst, meist kräftig, öffentlich betätigt hatte, war ihm vieles genommen. Mochte die Familie noch der letzte Zufluchtsort des alten Geistes sein, mochte das Rechtsleben noch germanisch und mit altem poetischen Gut durchsetzt sein, an ihm auch der freie Bauer wenigstens in seinem Hundertschaftsgericht mit wesentlich wirtschaftlichem Interessenkreis noch teilnehmen, mochte die Heerespflicht auch ihn rufen: allzuviel war ihm doch auf diesen Gebieten schon verloren gegangen. Während in der engeren, von den Wandlungen wenig berührten Familie die alte Straffheit des Gefüges, die hohe väterliche Gewalt, die mindere Stellung der Frauen und Kinder, die Unselbständigkeit der Witwe und anderes sich erhielt und nur die wirtschaftlichen Fortschritte auf Weiterentwickelung im ehelichen Güterrecht und Erbrecht drängten, lockerte sich der Sippenverband, räumlich und sozial schon durch die äußeren Ereignisse oft gesprengt, als Siedelungsgemeinschaft ganz zurückgetreten, immer mehr: immer

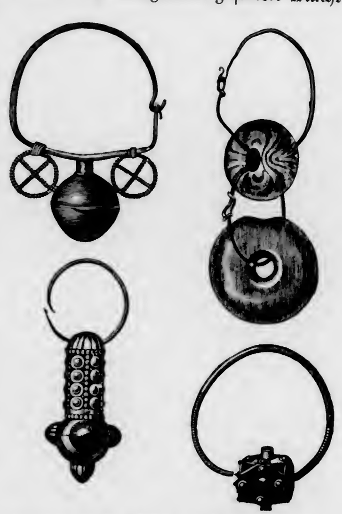
häufiger trat der Einzelne aus der Sippe aus, die Eideshilfe war an sie nicht mehr gebunden, die Buße brachte sie nicht mehr auf.

Noch mehr war das *staatliche* Gemeinleben beeinträchtigt. Zwar blieb trotz jener Übernahme römischer Einrichtungen der Franke vom antiken Staatsgedanken weit entfernt und seine Grundauffassung vom Staate germanisch: aber *das Volk war aus seiner ausschlaggebenden Stellung verdrängt*. Die Steigerung der Macht des Königs (vgl. S. 77), der einst nur von Volkes Gnaden war, ist das am meisten charakteristische Merkmal der Entwickelung: trotz äußerer nationaler Abzeichen, des Speeres, des Umherziehens auf Wagen, ist seine Gewalt des Volkstümlichen entkleidet; er, allein noch im Besitz des langwallenden Haares, ist auch allein im Besitz der Macht, die er durch seine Beamten ausübt; ihm gehören Besitz und Einnahmen des Staates. Wie das Volk bei seiner Erhebung entbehrlich ist — Mitwirkung des Volkes ist zuletzt bei der Anerkennung Chlodwigs durch die Ripuarier bezeugt —, so ist die souveräne Volksversammlung, schon wegen der räumlichen Entfernung und der Mangelhaftigkeit der Verkehrsverhältnisse als Versammlung des ganzen Volkes unmöglich, verschwunden und wird nur noch durch die Heerschau im März, das Märzfeld, repräsentiert, die auch bald verfällt; nur gelegentlich hat die Heeresversammlung noch unter Chlodwig und Chlotar I. ihren Willen geltend gemacht. Mehr und mehr finden sich neben den Aufgebotenen nur die Großen, die Begüterten ein, und daran knüpft die spätere Reichsversammlung, auf die aber ebenso kirchliche wie römische Institute von Einfluß waren.

Die Königsgewalt hat nun auch das im Kern germanisch gebliebene *Rechtsleben*, soweit das Volk mitwirkte, beeinträchtigt. Der König, nicht mehr die Volksversammlung, ist der höchste Träger der Gerichtsgewalt. Das auf römische Wurzeln zurückgehende Königsgericht ist, abgesehen von seinen eigentlichen Kompetenzen, überhaupt letzte Instanz, kann aber schließlich überall eingreifen und hat im Sinne der Billigkeit das nationale formalistische Verfahren beeinflußt, wie es das Recht selbst weiter entwickelte; der Königsbann hat sich an den Rahmen des Volksrechtes, das er ja an sich ergänzen konnte, nicht gehalten und namentlich das Strafrecht gewandelt; die strenger aufgefaßte Friedensaufgabe des Königs hat dieses überhaupt verschärft, vor allem das Fehderecht durch völlige Ausbildung der Bußtaxen beschränkt. Ein königlicher Beamter, der Graf, leitete nun auch das Volksgericht, das Hundertschaftsgericht, und der noch in der lex salica bezeugte gewählte Volksbeamte (Thunginus) verschwindet. Es vermehrt sich damit der Einfluß des leitenden Richters zu ungunsten der eigentlichen Urteilsfinder, der Rachimburgen; die maßgebende Bedeutung der Parteien im Verfahren wird wesentlich eingeschränkt. Schild und Speer bei der Gerichtsversammlung zu führen, wird schließlich auch verboten. Auf einen gesetzgebenden Akt des Königs geht dann auch die vom römischen Vorbild angeregte und der neuen Kulturstufe entsprechende *Kodifikation des Volksrechts* zurück, das aber noch durchaus Stammesrecht und unter Beistand rechtskundiger Volksgenossen fixiert ist. Je nach ihrer Entwickelung sind die germanischen Stämme dazu gekommen, zuerst die romanisierten Westgoten und Burgunder, dann salische, dann ripuarische Franken und, von der öffentlichen Gewalt im Frankenreich beeinflußt, die Alemannen, später die Bayern, Thüringer, Sachsen, Friesen. In diesen Volksrechten spielte die genaue Fixierung jener die Selbsthilfe immer mehr ersetzenden Bußen eine große Rolle, vor allem des Wergeldes für Erschlagene. Selbst im *Heerwesen* tritt das Volk zurück, deutlicher allerdings erst in karolingischer Zeit. Neben dem aufgebotenen Volksheer werden dem König schon die leistungsfähigen Sonderheere einzelner Großherren wichtig.



Diese Privatverbände, Symptome einer mächtigen Aristokratie, leiten uns zu dem *sozialen und wirtschaftlichen Wandel*, der zu der äußeren Machtminderung des Volkes auch die innere Auflösung, den Rückgang des Bestandes fügte. Auch diesen förderte das Königtum durch seine Züchtung von Großgrundbesitzern infolge der Verleihung von Königsland, zunächst an Beamte. Es entstand so ein Dienstadel, der sich mit der schon in den Zeiten der Invasion aufkommenden, über großen Grundbesitz verfügenden vornehmen Schicht zu einem *neuen Adel* zusammenschloß, der seine, zumal bei inneren Streitigkeiten gestärkte Macht bald sogar gegen den König wendete. Dieser Adel suchte nun auch mehr und mehr Freie in Abhängigkeit zu bringen, die als Zinsbauern ihm seine Höfe bewirtschaften sollten. Der Herr bewirtschaftete selbst nur den Herrenhof (Salhof). Nach dem Vorgange der Kirche bildeten sich jene oben (S. 76) berührten *Abhängigkeitsverhältnisse* aus, die indes, wie der große Besitz überhaupt, zunächst namentlich im Westen vorkamen. Von einer eigentlichen Organisation der Grundherrschaft ist aber nicht die Rede, auch nicht von einer scharfen ständischen Sonderung. Die durch das ganze Mittelalter gehende Sucht, den Grundbesitz zu mehren, ließ nun den Mächtigen nicht nur Neuland und Königsland erwerben, sondern auch freie Bauern oft gewaltsam schädigen, die amtliche Gewalt mißbrauchen, um jene zu ruinieren und aus dem Besitz zu drängen. Die namentlich durch Kriegslasten gedrückten Freien mochten, zumal da bei der eben geschilderten Entwickelung das Selbstgefühl und das Interesse an der Freiheit schwand, leicht in der persönlichen Abhängigkeit einen Schutz erblicken. So ließen sich viele eine solche gefallen, wie sie in eine dingliche Abhängigkeit durch jene namentlich von der Kirche geübte Form der Landleihe kamen. Auch hier mochten sie, obgleich sie freie Hintersassen blieben, früh in ein engeres Verhältnis zur Herrschaft kommen als zur Volksgesamtheit.



*Ohrringe* aus Erz, Silber und Gold (die beiden unteren), zum Teil mit eingehängten Perlen aus Glasfluß oder Ziergehängen, die mit farbigen Glasstücken besetzt sind. Aus fränkischen Gräbern. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde“, Teil 1, Braunschweig 1880—1889. Vgl. Text S. 82.

---

Was hier in Kürze über Leben und Wesen der *Franken* gesagt wurde, ist nun keineswegs ebenso gültig für die von den Franken unterworfenen, in viel geringerem Maße mit der römischen Kultur in Berührung gekommenen *übrigen später deutschen Stämme*, für die *Alemannen, Bayern* und *Thüringer*, noch weniger für die frankenfeindlichen Sachsen und Friesen. Schon die in den letzten Merowingerzeiten ziemlich sich selbst überlassenen Ostfranken, namentlich die in den salischen Stammlanden, nahmen an den westlichen Errungenschaften nur wenig teil. Erst recht bewahrten jene innerdeutschen Stämme große Eigenart. Diese bis heute nachwirkende Sonderart ist nunmehr besonders scharf ausgeprägt.

Die Stämme führten auch politisch als eigene, freilich nicht dauernd sich haltende Herzogtümer trotz ihrer Unterwerfung ein Sonderleben. Das Eindringen von Elementen höherer Kultur ist daher auch kein gleichmäßiges: man kann eine *Abstufung* der Stämme vornehmen, die etwa der Reihenfolge der Aufzeichnung ihrer Volksrechte entspricht, wie sie der fränkischen lex salica später folgten (vgl. S. 84). Am weitesten fortgeschritten waren die ja gleichzeitig mit den Franken in das Römerreich gedrungenen, später ihnen unterworfenen *Alemannen*, in deren Gebiet alte, wenn auch zerstörte Kultur schon an sich, freilich nicht allgemein, nachwirkte. Solch vorfränkischer Einfluß römischer Kultur hielt sich auch zum Teil bei den *Bayern*, die in Noricum und Rätien von der zurückgebliebenen „römischen“ Bevölkerung manches äußere Kulturgut, so im Bergbau, im Salinenwesen, in der Landwirtschaft, insbesondere in der Almwirtschaft im Gebirge, überkommen und, wie z. B. die Regensburger Waffenindustrie zeigt, in fränkischer Zeit weiterentwickelt haben. Einst romanische Orte sind die Walchenorte. Walch (Wälsch) geht ursprünglich freilich auf die keltischen Volcae. Anderseits ist später trotz der Entwickelung des südöstlichen Handels sogar eine gewisse kulturelle Rückständigkeit wie eine ausgesprochen am Alten hängende Sinnesart für die Bayern charakteristisch. Die stark unter fränkischem Einfluß stehenden, im Maingebiet von den kolonisierenden Franken sogar verdrängten *Thüringer* sodann waren gleichwohl am wenigsten von höherer Kultur berührt.

Im einzelnen läßt sich über die Zustände dieser Stämme wenig Sicheres sagen: sie alle waren aber in festen Sitzen in eine einfache bäuerliche Kultur hineingewachsen, hatten das ziemlich entleerte Land langsam stärker bevölkert und den Wald, der jetzt sogar einst von Römern kultivierte Strecken teilweise bedeckte (vgl. S. 12), durch Rodung allmählich zu beschränken begonnen (vgl. S. 12). Die Viehzucht scheint aber nach den Wanderungen anfangs wieder gegenüber dem Ackerbau überwogen zu haben. Dieser selbst war noch immer sehr extensiv, meist herrschte noch die Feldgraswirtschaft: der Körner- und Fruchtbau trat beim Wechsel mit Grasnutzung vor dieser zurück; der Dreesch genügte noch völlig für das Futter. Immerhin waren Wirtschaft wie äußere Lebenshaltung landschaftlich sehr verschieden; im Hausbau hat sich z. B. die Sonderart früh gezeigt, freilich namentlich gegenüber den außerhalb des Frankenreiches stehenden Sachsen (vgl. S. 18). Man schritt den Sachsen gegenüber auch wirtschaftlich schneller fort, und jedenfalls war das Sondereigen an Kulturland immer mehr verbreitet. Trotz größerer Besitzmassen der Herzöge und einzelner Bevorzugter überwog aber der bäuerliche Kleinbesitz. Die alten sozialen Verhältnisse waren besser bewahrt als bei den Franken: die Menge der Freien ist noch ausschlaggebend, und die Stammesversammlungen haben noch wirkliches Leben. Die Dörfer sind noch meist, wie z. B. in Bayern nachweisbar ist, Siedelungen der Sippe, die außer bei der Eideshilfe auch sonst ihre Bedeutung behalten hatte. Eine nicht geringe Gewalttätigkeit beweisen jene genauen, oben (S. 84) in anderem Sinne verwerteten Bestimmungen der Volksrechte über die Körperverletzungen. Die alte Unbändigkeit ist noch nicht geschwunden. Hierin unterscheiden sich auch die Franken von diesen inneren Stämmen nicht. Handel und Verkehr sind noch immer gering, der Osten war aber für die neustrischen Kaufleute sicher ein gutes Absatzgebiet; er selbst bot Rohprodukte und Vieh, wie alemannische Rinder, sächsische Pferde. Der fränkische Goldsolidus diente nur als Rechnungswert.

In welchem Grade auf diese Lande die neuen, durch das Frankenreich vermittelten Einflüsse allmählich gewirkt haben, darüber sind wir nur auf einem Gebiete besser unterrichtet, auf dem ihrer *Christianisierung*. Wie aber manches Römergut schon aus vorfränkischer Zeit stammt, so ist auch das Christentum durch alte südliche und südöstliche Verbindungen zum



Teil früher eingedrungen: die Vermählung einer Nichte Theodorichs des Großen mit Hermanfried brachte z. B. in die Thüringer Herrscherfamilie den Arianismus. Auch von der unteren Donau her haben gotisch-arianische Einflüsse gewirkt, weshalb später die Vita Salabergae die Bayern als arianisch hinstellen konnte. Aus der Einwurzelung ferner der griechischen Lehnwörter Kirche, Pfaffe, Samstag (andere sind Teufel, Engel, Pfingsten) gegenüber lateinisch ecclesia, clericus, sabbatum ist auf eine allgemeinere Verbreitung jener Form des Christentums geschlossen worden, ebenso wie aus der Übernahme der gerade von den Goten eingesetzten Wörter Heide und taufen. Indessen hat man nicht ganz abzuweisende Bedenken dagegen geäußert, daß die griechischen Wörter auf dem Donauwege von den arianischen Goten her eingedrungen seien. Stutz weist auf jene schon (S. 78) erwähnten, früh bezeugten christlichen Gemeinden in Trier, an der Mosel und am Rhein, besonders am Niederrhein, hin, die, wie wir sahen, starke östliche Elemente in sich schlossen. Es gab, wie vor allem auch Funde und Denkmäler erweisen, unter diesen römischen Bischöfen und Gemeinden nicht wenig Griechen und Griechisch sprechende Orientalen. Auf die Wichtigkeit der Orientalen im Westen werden wir auch noch später bei der sogenannten „byzantinischen“ Frage zurückkommen. Jedenfalls ist es nicht ausgeschlossen, daß sich hier, wie Stutz will, eine Art Mischchristentum gebildet und jene griechischen Ausdrücke hier, also an den frühesten Stätten des Christentums im späteren Deutschland, den Deutschen vermittelt hat. Das würde auch erklären, wie jene Lehnwörter zum Teil zu den Angelsachsen haben kommen können. In den früher römischen Teilen, am Rhein usw. und namentlich in dem einst ganz christlich-romanischen Noricum, hat im übrigen das katholische Christentum und seine Verfassung in einzelnen spärlichen Positionen — die römischen Bistümer bestanden kümmerlich fort — die Völkerwanderungsstürme überdauert, was jedoch ohne größere Bedeutung für die heidnische Bevölkerung blieb.



*Speereisen* aus einem spätgermanischen Gräberfelde um 500 n. Chr. (Kittendorf bei Stavenhagen), im Museum zu Schwerin. Nach der „Prähistorischen Zeitschrift“, Bd. II (1910). Vgl. Text S. 82.

Im ganzen war die *Christianisierung* Deutschlands vielmehr *durchaus ein Werk der fränkischen Reichskirche*, hervorgegangen aus jenem religiösen Aufschwung, aus jenem regenerierten Mönchstum (vgl. S. 79), das auch zur Heidenbekehrung trieb. Deren Träger waren freilich nicht fränkische Mönche, sondern zunächst jene Iren („Schotten“), dann wirksamer Angelsachsen, vor allem Winfrith (Bonifatius); aber die Anregung und Förderung kam von fränkischen Herrschern mit politischem Weitblick, von Theudebert bis zu den Pippiniden. In der irischen Periode gelang eine um 700 deutliche oberflächliche Christianisierung der Alemannen, Bayern und thüringischer Teile, bei der im Volk, wie für die Alemannen die Schrift des Bischofs Pirmin zeigt, altes Heidentum (Baumkult, Weissagungen, heidnische Tänze) ruhig weiter bestand und selbst von Geistlichen, etwa als Leitern von Opferfesten, mitgemacht wurde. Tiefer ging das Werk des Bonifatius, der zunächst Willibrord bei der an Rückfällen reichen Arbeit unter den Friesen zur Seite gestanden hatte, dann in Thüringen, Hessen und Bayern sein erfolgreiches Arbeitsfeld fand. Die große Masse kam auch durch ihn nicht aus dem äußeren Christentum heraus — von den Thüringern meinte Gregor II., daß sie „unter dem Mantel des Christentums ihrem Götzenkult dienten“, und ein Kapitular des 8. Jahrhunderts beweist z. B. das Fortbestehen der Weissagebräuche —, aber seine Klostergründungen, seine kirchlichen

Organisationen hatten hier in Innerdeutschland ein so kräftiges kirchliches Leben hervorgerufen, daß nach diesem Muster, wieder unter seiner Führung, auch die verfallene westfränkische Kirche reformiert wurde. Die deutsche Kirche war auch in viel engerer Verbindung mit Rom, zu dem Bonifatius in alter angelsächsischer Tradition in innigem Verhältnis stand, und dem er ein höchst brauchbares Werkzeug war, obwohl er stets im Einverständnis mit den Frankenherrschern handelte. Für die Anbahnung der kirchlichen Einheit des Abendlandes ist dies von größter Bedeutung gewesen. Der Einfluß des stark romanisierten und antiker Bildung ergebenen Angelsachsentums hat dann auch zur stärkeren Romanisierung der Geistlichen im Frankenreich wesentlich beigetragen.

Staat, Kirche und Kultur der Franken haben sich nun endlich auch an die letzten widerstrebenden Teile des inneren Germaniens gemacht, an Friesen und Sachsen. Die Friesen, der konservativste deutsche Stamm, dauernde Seßhaftigkeit zeigend, seit Römerzeiten in denselben Sitzen, unvermischt, durch ihre Schafzucht früh zu einer über den Hausbedarf hinausgehenden Wollindustrie gelangt, durch die Lage ihres Gebietes zu Fahrten über See wie rheinaufwärts früh angeregt und zu Vermittlern fremder Produkte und Vertreibern eigener Tuche geworden, Seeleute ersten Ranges, wie die Nordsee nach ihnen Friesisches Meer hieß, waren trotz allen Verkehrs und vieler Berührung wie schon mit den Römern, so mit den Franken aller höheren Kultur feindlich, auch roh, genußsüchtig und sinnlich, ewig unruhige Nachbarn. Sie waren aus politischen Gründen schon unter den Merowingern, dann namentlich unter Pippin von Heristal Objekt einer schließlich äußerlich erfolgreichen Bekehrungsarbeit geworden; auch politisch wurden West- und Mittelfriesen durch Pippin und Karl Martell endgültig unterworfen. Die östlichen Teile bis zur Weser verleibte aber erst Karl der Große dem fränkischen Reiche ein. Erst diesem Herrscher gelang dann auch die letzte Aufgabe, Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen. Diese, früh Seeräuber wie die Friesen, ein Schrecken der zum Teil von ihnen zeitweise besetzten gallischen Küsten und Eroberer Britanniens, anfangs auch Bedränger der Franken, vor denen sie indes seit dem 6. Jahrhundert zurückwichen, waren im ganzen auf ihren alten Boden beschränkt, durch die Friesen aber von den Küsten mehr und mehr abgedrängt worden. Sie waren, soweit nicht Seefahrer und Kaufleute — 710 werden sie neben den Friesen in Saint-Denis bezeugt —, ausgesprochene kriegerische Bauern geworden, die zäh am Alten festhielten. Die spröde Zurückhaltung dieser nordwestlichen Deutschen ist auch schon für die früheren Zeiten oben mehrfach (S. 63, 68) betont worden. Ihr Körperbau wie ihre wallenden Haare fielen nunmehr den Franken auf. Sie wohnten besonders in Einzelhöfen, trugen noch im 10. Jahrhundert nicht die enge fränkische, sondern eine weite und lange leinene Tracht, Strohhüte auf dem Haupt, auch noch Bernsteinschmuck und brauchten als Waffe neben dem Speer namentlich das Kurzschwert. Den ausgeprägt kriegerischen Zug haben die Sachsen noch lange bewährt. Das Haupterbe war das Heergerät, das auf den ältesten Sohn überging. Die sächsischen Fluchtburgen zeigen einen eigenartigen Typus. Es sind meist starke, hohe Rundwälle, auf einem höher gelegenen Punkt aufgeführt, in der Mitte ein freier Platz, rings um diesen eine Reihe hölzerner Wohnbauten. Eigenartig, aber kaum ursprünglich und vielleicht aus dem Bedarf an Führern bei Raubfahrten erwachsen ist die schroff getrennte, über den Freien stehende Aristokratie der Edelinge, die auch den Mangel eines Königtums erklärt. Der Volkszusammenhang der Sachsen war locker wie in der Urzeit, Stämme und Stammesteile handelten für sich, nur der Kult hielt sie zusammen; die Einzelnen waren unbändig und unbeugsam. Sitte und Recht waren die alten, die



Bande der Ehe streng geschützt, die Strafen überhaupt hart. Die Sachsen glaubten, wie es ein Taufgelöbnis feindlich ausdrückt, an „Donar, Wuotan und Saxnot und alle die Unholden, die ihre Genossen sind", und hielten fest am alten Zauberglauben. Der schroffe, alle folgenden Zeiten durchziehende Gegensatz zur fränkischen, zur oberdeutschen, zur feineren Kultur — im Norden ist z. B. später die höfische Bildung der Ritterzeit nie recht aufgegangen — ist jetzt auch in einer sprachlichen Sonderung ausgedrückt, da die Sachsen, ebenso wie Friesen und Niederfranken, jene doch wohl irgendwie mit der Romanisierung zusammenhängende Lautverschiebung nicht mitmachten.



Krieger ungefähr des 8. Jahrhunderts mit Scramasax; in der rechten Hand anscheinend ein Kamm, vor ihm eine Feldflasche. Grabstein, gefunden bei Niederollendorf, im Provinzialmuseum zu Bonn. Nach Photographie aus dessen Besitz. Vgl. Text S. 82.

Zur Bewahrung reineren Germanentums trug auch der engere Zusammenhang der Sachsen mit den Nordgermanen bei. Diese und die später deutschen Südgermanen bildeten überhaupt bis in die Zeiten Karls des Großen hinein noch nicht zwei völlig getrennte Gruppen: die kulturellen Berührungen, der Verkehr miteinander waren noch ebenso stark wie die gemeinsamen nationalen Grundlagen. Die späteren Handelsfahrten der sächsischen und niederrheinischen Kaufleute nach Skandinavien erklären sich eben vor allem aus solchen Traditionen. Hatte sich aber bei den Franken, Thüringern usw. durch die Völkerwanderung und die weitere Entwickelung schon eine Abwendung von diesem süd-nordgermanischen Kreise vollzogen, so hatten die Sachsen die alte Verbindung mit dem Norden, insbesondere mit den Dänen, bewahrt. Die Angliederung der Sachsen an das fränkische Reich durch Karl den Großen hat dann eine Kluft geschaffen: es bildete sich seit dem 9. Jahrhundert ein immer schärferer Gegensatz zwischen Süd- und Nordgermanen aus. Charakteristisch ist z. B., daß von nun an der Gebrauch der Runen bei den Südgermanen völlig aufhört. Bei den Skandinaviern kam er dagegen erst recht in Flor, wie diese überhaupt nunmehr eine höhere Kultur entwickelten, ohne altgermanische Art irgendwie aufzugeben. Diese Wikingerkultur berührt die Deutschen nicht mehr.

---

Die Gewinnung der Sachsen, dieses deutschesten Volkes, für den von den Franken geleiteten Kulturkreis war eine wichtige Aufgabe: die Einfügung dieses Stammes und damit die Begründung eines einheitlichen, freilich landschaftlich verschiedenen Kulturlebens der Südgermanen ist das Verdienst Karls des Großen (siehe die Abbildung S. 91). Sein Motiv

war freilich ein politisches, es kam ihm, dem in den Sachsenkämpfen schon Karl Martell und Pippin vorangegangen waren, auf die nur durch völlige Niederwerfung der Sachsen zu bewirkende Sicherung des Reiches an, und er erreichte diese erst nach langem harten und grausamen Ringen und durch schlimmste Mittel, Blutbäder und gewaltsame Entvölkerung; auf die Ansiedelung von Sachsen in anderen Reichsteilen weisen unter anderem die mit Sachsen (Sassen) anfangenden oder endigenden Ortsnamen hin. Rasch und vollständig wurden nun auf die Sachsen die Einrichtungen des Reiches und der Kirche übertragen, und überraschend schnell haben sie, die so zäh ihr Heidentum und Germanentum verteidigt hatten, sich darin eingelebt, wenn auch eine Sprödigkeit gegen höhere Kultur blieb. So hat Karl in der zunächst von den Franken eingeschlagenen Richtung die grundlegende Angliederung von Halbbarbaren an die bisherige höhere Kultur vollendet, wenn auch der Betrachter der allgemeinen Geschichte in Karls Streben nur einen letzten Versuch, den seit langem eingetretenen und im Frankenreich mit seiner steigenden Barbarisierung verstärkten Verfall der antiken Kultur aufzuhalten, erblicken mag. Karl hat bewußt auf diese höhere Kultur hingearbeitet, und ein besonderes Verdienst war es, daß er auf ihre reineren Quellen zurückgriff.

Ihn trieb die Erkenntnis, daß er und sein Volk rückständig seien; denn durch die austrasische Herkunft der pippinidischen Hausmeier, welche die romanisierten Merowinger vom Thron gedrängt hatten, war der Schwerpunkt des Reiches nach Osten gelegt; mit dem Übergewicht Austrasiens ergab sich aber eine größere Rolle der barbarischer gebliebenen, mehr den Innerdeutschen ähnlichen östlichen Franken. Aus ihrer und seiner eigenen, von ihm erkannten Bildungsbedürftigkeit heraus kam Karl zu seinen Renaissancebestrebungen, die aber im Grunde als letzte Wirkungen der noch lebendigen Antike zu fassen sind, und zwar als unmittelbare Wirkungen. Denn Karls Berührung mit Italien hat ihn auch zu den eigentlichen Sitzen der römischen Kultur geführt. Bei seinem wiederholten Aufenthalt in Italien gingen ihm erst die Augen über den gewaltigen Abstand der Franken auf. Er hatte sich das Langobardenreich unterworfen, an dessen Höfen in Pavia und Benevent sich die gealterte römische humanitas noch eine Pflegestätte trotz der germanischen Herkunft der Herrscher erhalten hatte: sein Hof sollte eine gleiche Stätte werden. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien gewann er die wichtigsten Männer, die ihm zur Begründung eines neuen geistigen Lebens dienen sollten, Paulus Diaconus, Petrus von Pisa, vor allem den damals in Italien weilenden Angelsachsen Alkuin. Letzterer ist die Seele der ganzen Bildungsbestrebungen Karls geworden. Er vertrat die gerade bei den Angelsachsen eben in alter Verbindung mit Rom (vgl. S. 88) gepflegte höhere Kultur. Beda war es gewesen, der recht eigentlich den Grund legte für die Angliederung der nordischen Menschen an die höhere christlich-lateinische Bildung. Ohne diese angelsächsische, namentlich von den Klöstern getragene Strömung ist die karolingische Renaissance nicht denkbar: sie hatte schon vor Karl auf das Frankenreich gewirkt. Alkuin übertrug aber vor allem auch die innige Verknüpfung der lateinischen Bildungselemente mit christlich-kirchlichen Zielen, von der wir noch hören werden. Auf dem Gebiete der Kunst holte Karl ebenfalls unmittelbar aus Italien seine Muster, freilich späte Ausläufer. Die ravennatische Kunst wollte er gewaltsam in Aachen reproduzieren, durch Nachahmung der Bauten wie durch Überführung antiker Bildwerke, antiken Materials. Die Antike gab ferner das Muster für die prächtige, bereits von den Angelsachsen gepflegte Ausstattung der Handschriften. Karls Anknüpfung an reinere Vorbilder führte dann auch gegenüber der romanischen Verwilderung zur Pflege einer korrekteren lateinischen Sprache, wie er sie den



Gliedern der Kirche ans Herz legte, und wie sie seine Umgebung in später nicht wieder erreichter Höhe handhabte. Sie führte zu einer von Alkuin organisierten Herstellung korrekter Abschriften antiker Autoren. Ebenso hat Alkuin eine schöne und gleichmäßige, klare und lesbare Schrift, die fränkische Minuskel, eingeführt, eine wesentliche Grundlage für die Verbreitung besserer Bildung. Daß es sich um eine bewußte Renaissance handelte, war allen Zeitgenossen klar. „Die Erneuerung", „die Wiedergeburt" der Alten wurde von den damaligen Dichtern gefeiert.



Reiterstatuette, angeblich Karl der Große (vielleicht Renaissance-Werk von 1507 nach einem Bild Karls des Kahlen, den man verkannte). Nach dem Original im Museum Carnavalet zu Paris. Vgl. Text S. 89.

Das Eigenartige bei dieser mit rührendem Eifer erstrebten Renaissance ist, daß Karl im Inneren doch immer Germane blieb. Er war kein nationaler Herrscher, politisch-nationale Bestrebungen lagen ihm ganz fern. Er regierte ein großes Universalreich, dessen romanische wie germanische Teile er gleichermaßen gegen die bedrängenden Gewalten von Osten und Süden gesichert hat. Das Symbol dieser Weltstellung war das von der Kirche geförderte Kaisertum, zugleich der „politische Ausdruck" jener Renaissancebestrebungen. Auch äußerlich tat Karl die Wiederbelebung des römischen Universalreiches durch die Insignien, die Byzanz entlehnt wurden, dar, durch Zepterstab und Krone, durch den Thron, durch die Salbung. Das Ganze hatte einen romanischen, zentralisierten Grundzug. In den Sachsen hat Karl ferner nie verwandte Stämme gesehen und hat die slawischen Abotriten gegen sie benutzt. Er hat nie pangermanische, nie eine damals gar nicht mögliche nationale, sondern christliche Kulturpolitik getrieben, bei der im Grunde doch immer Westfranken den Ton angab. Aber persönlich war er Franke, lebte am liebsten in der deutschen Mitte des Reiches, hing an seinem Volkstum und suchte es zu erhalten, auch physisch durchaus Germane, in allen körperlichen Künsten geübt und ein leidenschaftlicher Jäger. So liebte er auch seine Volkstracht und haßte das feine Kleid des Luxus. Auch in weniger ansprechenden Seiten seines Wesens verleugnete Karl sein Volkstum nicht. Die Tradition sieht an ihm nur die edlen, hohen und weisen Züge. In Wahrheit war er ein unbändiger, sinnlicher, leidenschaftlicher, rücksichtsloser und bis zur Grausamkeit harter Germane, dessen naturfrisches Halbbarbarentum nur durch einen ebenfalls germanischen Zug, seine naive

Kulturbegeisterung, in höherem Lichte erscheint. Dieser Idealismus ist die tiefste deutsche Seite seines Wesens. Das Volk hat im übrigen die volkstümliche Ader in ihm wohl erkannt und geschätzt: das zeigen die Anekdoten des Sankt Galler Mönches. Alledem entspricht sein Interesse für die Muttersprache, für die er die erlangte Bildung durch Inangriffnahme einer deutschen Grammatik auszunutzen suchte, ebenso seine deutsche Bezeichnung der Monats- und Windnamen, auch eine naive Anwendung künstlich-gelehrten Geistes, und seine zum Unglück verlorene Sammlung alter heimischer, von Einhard „barbarisch" genannter Heldensänge, wieder freilich vor allem eine gelehrte Tat, da Karl das Ende derartigen Sanges gekommen glaubte. Das war es überhaupt: *er liebte seine Franken, aber sie sollten geistig weiterkommen.* Daher seine unnationale Mäßigkeit im Trinken und seine Maßregeln gegen die Trunksucht, insbesondere das Zutrinken, daher sein Wunsch, daß auch seine Familie, seine Hofleute so eifrig lernen sollten wie er, daher seine Unterhaltung bei und nach Tische, für die nicht mehr der Sänger sorgte, sondern der Gelehrte, der aus antiken Autoren oder Augustins „Gottesstaat" oder wie Theodulf aus eigenen Gedichten vorlas, worüber wie über den „ganzen Krempel" dann ein Recke vom alten Schlage wie der trunkfeste Vibod heftig ergrimmte.

Übrigens scheint es, als ob in der ganzen Periode ein Studieneifer, dessen Grundlage natürlich die Antike war, auch durch die übrige Welt ging. Man hat an den Hof der Abassiden in Bagdad, an den Omajaden Hakem in Spanien, an Basilius I. und Konstantin Porphyrogenitus in Byzanz, vor allem an Alfred den Großen von England erinnert. Den im arabischen Orient üblichen Zirkeln ähnlich war auch die Organisation an Karls Hofe. Aus der an ältere gleichartige Einrichtungen knüpfenden, für den Nachwuchs der höheren Beamten und Geistlichen bestimmten Hofschule erwuchs die bekannte Bildungsakademie und Disputiergesellschaft mit Alkuin als führendem Geist. Ein wichtiges Charakteristikum der karolingischen Renaissance, überhaupt von Karls Bildungspolitik, war aber vor dem höfischen *der christlich-kirchliche Grundzug.* Karl fühlte sich ganz im Dienst der Kirche, war jedoch noch vollkommen ihr Herr. Sie war zwar schon längst innerlich gewachsen, insbesondere durch den von den Pippiniden angebahnten, durch Bonifatius vorbereiteten, aus der Kirchenreform hervorgehenden Anschluß der fränkischen Kirche an Rom, ein Bund, der mit der Krönung Pippins durch den Papst formell zum Ausdruck kam. Aber diese Kirche, die den Frankenherrschern schon ihren Sieg über den Arianismus, ihre Rettung vor dem Islam und nun ihre Einheitlichkeit mit römischer Spitze verdankte, blieb doch nur die Schutzbefohlene Pippins und ganz in seiner Hand, wie ihr Gut schon unter Karl Martell dem Staate diente. Wie in diese Entwickelung das eigenartige, bereits (S. 79) erwähnte Institut der Eigenkirche hineinspielt, werden wir später (S. 126 f.) im Zusammenhang sehen. Noch mehr blieb Karl der Große trotz der ihn verletzenden Krönung durch den Papst Beherrscher der Kirche, ernannte die Bischöfe, die wie die Grafen seine Organe waren, hielt den Papst von jedem inneren Einfluß fern und zog selbst das Dogma und den Ritus in den Bereich seiner Entscheidungen. Dafür färbte er aber auch den Staat ganz theokratisch, Staat und Kirche durchdrangen einander, Karl war in allem christlicher Herrscher. Der ursprünglich augustinische Gedanke eines theokratischen Universalreiches hat dann dauernd dem Mittelalter als Ideal vorgeschwebt.

Als christlicher Herrscher hat Karl die Kirche und den Klerus religiös, sittlich und geistig ständig gehoben und wirtschaftlich durch Schenkungen gestärkt, die die früheren Verluste wettmachten. Er sah in der Kirche die gegebene Trägerin seiner Kulturideen: er hat ihr eigentlich erst ihre spätere kulturelle, erzieherische Rolle zudiktiert. Erst durch ihn wurde



überhaupt ein wissenschaftlich-theologisches Leben innerhalb der fränkischen Kirche geschaffen, worin man die früher weit voranstehenden Angelsachsen schließlich überholte. So konnte er auch in der Wiederbelebung der Antike nur ein Mittel zu höherem Zwecke sehen. Das war eben die von Karl adoptierte Anschauung Alkuins, daß die weltlichen Wissenschaften dem Verständnis der himmlischen Wissenschaft dienen sollten und um deswillen eifrig gepflegt werden müßten, eine Anschauung, die dann das ganze Mittelalter beherrscht. Auch seiner Hofakademie legte Karl die Arbeit im Dienste der Kirche als erstes auf. Die Textverbesserung war eigentlich auf kirchliche Handschriften beschränkt. Soweit Karl unter der Mithilfe Alkuins, der in Tours eine Pflanzstätte schuf und eine Reihe von Lehrbüchern über Grammatik, Rhetorik, Dialektik nach Cicero, Boëthius, Isidor von Sevilla und anderen schrieb, auf Schulen bei Klöstern und Bistümern hinwirkte, sollten diese nur der Erziehung des der Hebung recht bedürftigen Klerus dienen. Was man von Volksbildungsbestrebungen bei ihm hat finden wollen, läuft auf christliche Unterweisung durch primitive deutsche Predigt und Christenlehre hinaus. Alle Untertanen sollten den Glauben und das Vaterunser lernen, deshalb sollten die Laien die Söhne in die „Schule" schicken. Daß die Laien jene ihnen erklärten Formeln lateinisch lernen mußten, ergibt sich aus dem Übergewicht des Romanischen in Karls Reich wie aus dem engen Zusammenhang des ganzen Kirchentums mit der lateinischen Sprache. So war in gewissem Sinne der die Kirche beherrschende Kaiser wieder ausführendes Organ der Kirche. Ihre Ideen und Ideale vertrat er; sie wollte das Kaisertum, das Universalreich; auf Geistliche stützten sich doch wieder seine Bildungsbestrebungen wie seine Kulturpolitik.

Die auf Förderung des christlichen Geistes gerichteten Bestrebungen haben auch viel mehr nachgewirkt als Karls Renaissancebemühen. Der durch dieses eingetretene glänzende literarische Aufschwung, bei dem es aber, wie Alkuin, Einhard, Angilbert zeigen, genau so wie schon im westgotischen und angelsächsischen Bildungswesen auf bloße formale, schulmäßige Nachahmung römischer Vorbilder und Zusammenraffen antiken Stoffes unter christlicher Verbrämung hinauslief, schwand mit dem Aufhören des Bildungsstrebens am Hofe bald; das Schulleben dauerte, aber ging zurück. Die ganze Art der Bildungsübermittelung, wie sie Alkuin vertritt, ist freilich die typische für das ganze Mittelalter geblieben (vgl. auch S. 96), ebenso wie die Betonung des formalen Elements. Die Handschriftenmalerei sodann, weit über die nur im Ornament sich betätigenden Leistungen der Merowingerzeit entwickelt, anderseits im Ornament selbst durch klassische Einflüsse gehoben und von ihrem Zentrum, der Hofschule, aus rasch verbreitet, wurde auch später weiter gepflegt, namentlich im Westen; Karls Bauten konnten überhaupt nicht nachwirken.

Der große Schulmeister, als welcher Karl uns erscheinen muß, hat nun aber nicht nur in Christentum und Bildung, sondern *in jeder Beziehung sein Reich auf eine höhere Stufe zu bringen gesucht:* auf ihn gehen noch andere Seiten der späteren, auch der deutschen Entwickelung zurück, obgleich er zunächst wenig Dauerndes erreichte. Seine gepriesenen *wirtschaftlichen* Musterorganisationen freilich, die einen Anschluß an die höheren Traditionen Italiens und Galliens zeigen, sind, soweit sie kritische Quellenbetrachtung überhaupt bestehen lassen darf, nicht für Deutschland beweiskräftig. Als ein glänzendes Zeugnis der organisatorischen Tätigkeit Karls hat man von jeher insbesondere seine Landgüterordnung (capitulare de villis) angesehen. Immer wieder verwendet man sie auch als Quelle für die Organisation des königl chen Grundbesitzes in Deutschland, überhaupt für deutsche Wirtschaftsverhältnisse, so für einen entwickelten Obst-, Gemüse-, Weinbau, höhere

Wiesen- und Waldwirtschaft und spezialisierte gewerbliche Betriebe, obwohl längst festgestellt ist, daß sie für Westfranken, für Neustrien mit seiner höheren Kultur gilt. Dopsch hat sie sogar als gar nicht von Karl herrührend zu erweisen gesucht. Es sei eine Wirtschaftsordnung, die Ludwig der Fromme etwa 794 oder 795 für Aquitanien zur Ordnung der auf Karls Befehl von den Großen wieder zurückgestellten königlichen Güter erlassen habe. Karl selbst habe ähnliche Verfügungen, insbesondere in dem Aachener Kapitular (ca. 801—813), getroffen, aber auch dieses komme schon nach Boretius nicht für Deutschland in Betracht. Nicht viel mehr helfen uns die nach allgemeiner Ansicht für Karls Sendboten (Missi) als Muster bestimmten Inventurformulare (brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales). Die für den deutschen Westen erhaltenen betreffen überhaupt Kirchengüter (Staphinseie [Staffelsee] und Kloster Weißenburg). Asnapium, worauf sich eines bezieht, scheint schwerlich mit Gennep zu identifizieren zu sein. Nach Dopsch sollten die brevia nicht eine Aufnahme des Besitzes von seiten des Königs erst herbeiführen — denn man übte dergleichen schon seit langem —, sondern es waren privatim in einem Kloster nach einem wirklichen Inventar angefertigte Muster, die eintretendenfalls als Vorlage dienen sollten. Wenn man eine Nachahmung der Verfassung der Krongüter durch die Kirche für ihre Güter angenommen hat, so geht die ähnlich organisierte geistliche Grundherrschaft in Westfranken auch ohne solchen Einfluß auf gallisch-römische Grundlagen zurück, ebenso wie Karls Krongüterordnung selbst, und wenn wir im späteren Deutschland, wie das Register von Prüm, die Grundbücher von Werden und Bleidenstat zeigen, verwandte Organisationen finden, so wirkten da nur die regen Beziehungen zu den westfränkischen Klöstern. Der für Korvei angenommene entwickelte gewerbliche Betrieb gilt übrigens nicht für diese Abtei, sondern für Corbie (Westfranken). Die anscheinenden Bemühungen Karls sodann, den damals wesentlich vom Orient abhängigen Handel zu fördern, hatten naturgemäß keinen tieferen Erfolg. Für die Bedürfnisse des Verkehrs hat er ein offenes Auge gehabt, z. B. den so wichtigen Straßen Aufmerksamkeit zugewandt, ja sogar planvoll Heerstraßen durch weite Gebiete gezogen, auch hierin noch einmal die Traditionen der Römer (vgl. S. 7) aufnehmend. Freilich bevorzugte man damals bei der Unvollkommenheit der gewöhnlichen Straßen (von den Römerstraßen abgesehen) die Wasserstraßen (vgl. S. 28), und so erklärt sich auch Karls allerdings gescheiterter Versuch, einen Donau-Main-Kanal anzulegen (Fossa Carolina).

Wenig einheitlich und trotz allen Reformeifers wenig erfolgreich blieb die *gesetzgeberische Tätigkeit* Karls. Zwar die persönliche Herrschaft war unter ihm äußerst gesteigert, das dem Volke gnädig seinen Schutz gewährende Königtum galt nun als gottverliehen; das neue Kaisertum vermehrte den Nimbus; Karls persönliche Bedeutung war so gewaltig, daß ihn schon die Zeitgenossen den „Großen" nannten. Man kann freilich zweifeln, ob denn wirklich, wie es die damaligen Quellen kritiklos schildern, die persönliche Initiative, die eigenen Leistungen Karls so außerordentlich groß gewesen sind, ob man nicht stärker die Strömungen, von denen auch er getragen wurde, hervorheben müßte. Aber wenn er auch gern Rat hörte, wenn die aus der Maiversammlung des Volkes herauswachsenden Versammlungen der Aristokratie, die noch in ihren Formen schwankenden Reichstage in ihren Ausschüssen bei der Beratung der Gesetze mitwirkten, so waren doch die Kapitularien (nach der Einteilung in Kapitel so genannt) immer Erlasse des Königs und kamen als seine Beschlüsse zum Vorschein. Diese Kapitularien sind indes ganz unsystematisch geblieben, von Fall zu Fall entstanden. Den Gedanken eines neuen großen Rechtsbuches hat Karl trotz seiner zentralistischen Neigungen nicht



gefaßt. Hätte er ihn gehabt — nicht lange nach seinem Hingang vertrat Agobard von Lyon die Idee der Beseitigung der Stammesrechte durch ein einheitliches Recht, und Karl selbst suchte die anderen Stammesrechte durch das fränkische zurückzudrängen —, seine Absicht wäre doch an dem Übergewicht und dem kräftigen Leben dieser Stammesrechte gescheitert. Der germanische Individualismus in seiner Form als Stammes- wie als genossenschaftlicher Sondergeist widersprach überhaupt durchaus jener Idee des karolingischen Universalreiches und machte die Fortdauer des eigentlich antiken zentralistischen Allherrschertums unmöglich. Gerade bei dem zentralistisch angelegten Karl zeigt sich schon die Unmöglichkeit systematischer Regelung wie durchgreifenden Zwanges in der *Verwaltung*. Und nicht nur der germanische Individualismus, schon die damaligen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse machten eine einheitliche Gestaltung der Verwaltung, der Heer- und Steuerverhältnisse, überhaupt eine wirkliche Zentralregierung unmöglich. Die Zentralstelle der Kanzlei war nur ein rein geschäftliches Organ. Persönlich griff Karl zwar überall ein, oft despotisch: sein Hauptmittel war eine fortwährende Kontrolle. Seine militärisch-richterlich-zivil befugten Beamten, die Grafen, über deren Gewalttätigkeit und Bestechlichkeit so viel geklagt wurde, kontrollierte er durch die Königsboten. Aber diese, selbst aus Grafen oder dem Klerus hervorgegangen, auch mit allzuviel Aufgaben für ihren Sprengel betraut, genügten doch nicht zur Abstellung der großen Mißbräuche. Namentlich auf dem Gebiete der *Rechtspflege* blieb im ganzen alles beim alten, obgleich Karl überall die alte Selbsthilfe weiter zu beschränken suchte, überall als Schützer der Bedrängten auftrat und das Volk ihm auch als Schützer des Rechts dauerndes Andenken bewahrte, obgleich ferner hierauf die Sendboten ihr besonderes Augenmerk richten sollten und er selbst für gute Rechtsprechung durch das Institut ständiger Schöffen sorgen wollte.

Die Verhältnisse waren mächtiger als selbst dieser Herrscher: es ist die stetig gewachsene *Macht der Aristokratie*, die auch er nicht zurückdämmen konnte. Gelang es etwa, eigenmächtig auferlegte Zölle und Abgaben wieder abzuschaffen, überhaupt offene Übergriffe zu bestrafen, so war jene bereits früher (vgl. S. 85) einsetzende *Herabdrückung von Freien in Abhängigkeit* nur wenig zu hemmen. Gerade die Dingpflicht des Freien, sein Vorzug, begünstigte diese Entwickelung, die sich aus der geminderten öffentlichen Stellung der Freien (vgl. S. 84) und dem wirtschaftlichen Rückgang vieler von ihnen von selbst ergab, die aber durch die Machtgier der Großen noch gefördert wurde. Der Freie, dessen geringeren Rechten nur größere Lasten entsprachen, trug diese nur schwer, insbesondere die bei den häufigen Kriegen gesteigerte Heeresdienstpflicht, die eine bei der Vermehrung der Reiter immer kostspieligere Ausrüstung erforderte. Dazu kamen der gerade jetzt als Zwangsabgabe fixierte Zehnte an die Kirche, die hohen Gerichtsbußen, die Verpflichtung der Grundbesitzer zur Einquartierung der Großen des Reiches oder der Königsboten, die schwere Heerbannbuße bei der gern versuchten Entziehung vom Heerdienst. Manche gingen, um die Leistungen aufzubringen, harte Schuldverträge ein, manche wurden ruiniert. Schlimm wirkte dann der berechnete Druck der Großen, den die Kapitularien geradezu als Ursache dafür bezeichnen, daß so manche arme Freie zu Bettlern und Räubern wurden. Die Stellung als Graf erlaubte namentlich bei Ausübung der Heerbanngewalt viele Mißbräuche, so immer neues Aufbieten derselben schon verarmten Leute, während Willfährige geschont wurden, ungerechte Einschätzung für die Beisteuer, harte Einziehung der Heerbannbuße. Die Verbote Karls, die positiven Milderungsversuche, wie Beschränkung der Heerbannbuße nur auf die Fahrhabe, Verteilung der Ausrüstungskosten und der Heerespflicht selbst auf

mehrere, halfen wenig. Auch freiwillig übertrugen, nach dem lockenden Beispiel der günstiger gestellten abhängig gewordenen Freien und bei der immer geringeren Schätzung der alten Freiheit selbst, immer mehr Freie ihren Besitz der Kirche oder einem Großen, um dadurch, trotz Abhängigkeit und Abgaben, persönliche und soziale Sicherung und wirtschaftliche Existenzmöglichkeit zu erlangen. Landlos gewordene Freie begaben sich in Abhängigkeit, weil an sie dann Landstücke ausgetan wurden. Weiter lockte die Möglichkeit, im Dienste eines Großen heraufzukommen. Am häufigsten wurde man freilich geistlicher Zinsmann, zumal hiervon noch Nutzen für das Seelenheil erwartet wurde. Im allgemeinen aber darf man weder diese Traditionen an die Kirche noch die durch die Mächtigen bewirkten Herabdrückungen in ihrer Ausdehnung übertrieben einschätzen, auch nicht etwas Tragisches in die Entwickelung hineinlegen. Überhaupt war dieser ganze, ohnehin vielfach falsch beurteilte Prozeß damals noch in den Anfängen, ebenso wie die Ausbildung des öffentlichen, wirtschaftlichen und militärischen Übergewichts der Aristokratie, auf deren Aufgeboten aber schon das Heer wesentlich beruhte: der spätere Übergang der Verwaltung in ihre Hände wurde eben noch durch die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen aufgehalten. Freilich war auch er darauf angewiesen, die Grafen aus den großen Herren des betreffenden Gebietes zu nehmen oder sie mit Königsland zu entlohnen und so die Verbindung von Grundbesitz und Amtsgewalt zu fördern. Aber im Grunde handelte es sich um einen notwendigen Prozeß, weil in einer naturalwirtschaftlichen Zeit und bei den unvollkommenen Verkehrsmitteln die straffe Zentralverwaltung eines so großen Reiches gar nicht möglich war.

So entwickelte sich unter Karl das System weiter, auf dem das ganze öffentliche Leben des Mittelalters beruhte. Die Verwaltungsorganisation mit den Grafen an der Spitze bleibt auch später die Grundlage. Ebenso erhielt unter ihm aber die mittelalterliche geistige Kultur ihre maßgebenden Züge. Die erwähnte christliche Färbung des Geisteslebens wie die kulturelle Führerrolle der Kirche selbst, die Neufestsetzung des Lateinischen als internationaler Bildungs-, Amts- und Kirchensprache, für die deutschen Stämme gegenüber den nur als Mundart gesprochenen Volkssprachen doch wieder ein einigendes Band, die formalistische Pflege des überkommenen Bildungsstoffes, der eben nur formal bewältigt werden konnte, das System der sieben freien Künste, das wieder Alkuin aus dem verfallenden Altertum übernahm, wenn es auch erst sein Schüler Hrabanus Maurus systematisch durchführte, dies und anderes sind dafür Zeugen. So bildet Karls Regierung zugleich den Abschluß jener älteren Entwickelung, der Angliederung an die antik-christliche, an die Weltkultur, und den Ausgangspunkt einer neuen. Karl hat in gewisser Beziehung vorbildlich vertreten, was erst die ganzen folgenden Zeiten des Mittelalters mühsam durchgeführt haben.

Charakteristisch aber für den kulturellen Fortschritt, den jetzt auch die Gesamtheit machte, ist die Auffassung des Volkes von Karl, das Bild, das von ihm im Volke fortlebte. Es ist nicht mehr allein der strahlende Held, der Wunder von Tapferkeit vollbringt und glänzende Beute davonträgt, der das Volk begeistert. Dieser Zug fehlt nicht im volkstümlichen Bilde des großen, von seinen Paladinen umgebenen, gegen die Ungläubigen kämpfenden Kaisers. Aber daneben ist er der Kulturbringer, der für das Recht, für die Ordnung sorgt. Indem der Kaiser in idealisierter Gestalt, als Greis und fast mit dem Nimbus des Heiligen, als Typus des mächtigen weisen Herrschers fortlebte, zeigt das Volk, daß in seinem Bewußtsein die grundlegende kulturelle Bedeutung, die Karl für das Mittelalter gehabt hat, dauernd haften geblieben ist.

---

# III. Das Hervortreten des deutschen Menschen.

## 1. Die äußere Abgrenzung eines nationalen Kulturkreises. — Die Ausbildung des sozialen Aufbaues des Mittelalters. — Die Konsolidierung der führenden mittelalterlichen Macht, der Kirche.

Der Anschluß an eine höhere Kultur war für die späteren Deutschen gewonnen: er war für sie gewonnen, weil sie Glieder des großen fränkischen Mischreiches geworden waren, das sich zu einer abendländischen, innerlich und kulturell durch die gemeinsame christliche Kirche zusammengehaltenen Universalmonarchie ausgewachsen hatte. Wenn nun die Zeit kam, da dies Reich zerfiel und die deutschen Stämme in einem östlichen Teilreiche lebten, so bildete sich damit nicht ohne weiteres ein Reich mit neuen selbständigen Einrichtungen, mit neuem selbständigen Kulturleben: die fränkische Kultur, das fränkische Reich waren vielmehr die Grundlage der ganzen weiteren Entwickelung. Die fränkische Zeit ist für die deutsche Geschichte keine Episode, sondern wirkliche Vorgeschichte. Für die Abtrennung jenes Teilreiches von dem großen Mischreiche war nun auch keineswegs der nationale Gedanke irgendwie bestimmend. Was das mächtige Reich, den Träger der damaligen Kultur, zertrümmerte, das war ein privatrechtlicher Vorgang, das überkommene Prinzip, das Reich als Besitz der Herrscher unter die Erben zu teilen, das waren ferner Neid, Eifersucht und Habgier der einzelnen Brüder, die in eigensüchtigem Triebe sich bekämpften. So wenig ihre Völker dabei eine Rolle spielten, so wenig kam das Volkstum der Teilreiche in Frage. Bei dem Vertrage von Verdun vom Jahre 843, der die Trennung markiert, wirkten für die Abgrenzung gegebene äußere, nicht nationale Gesichtspunkte, und bei dem Vertrage von Mersen vom Jahre 870, von dem andere die Geburt des deutschen Reiches datieren, ist auf romanisches oder deutsches Volkstum ebenfalls nicht bewußt Rücksicht genommen worden. Tatsächlich hat ja Ludwig der Deutsche nach Zerfall des Mittelreiches die deutschsprechenden Stämme in der Hauptsache vereinigt, nach der kurzen Wiedervereinigung des Gesamtreiches unter Karl dem Dicken schied sich das ostfränkische Reich auch schon als gewohnte Einheit wieder ab, und die Beschränkung auf deutsche Gebiete wurde noch durch die gezwungene Abwendung von Italien unter Arnulf gefördert. Aber ein wirklich deutsches Reich ist das ostfränkische doch erst allmählich geworden. Eine deutsche Volkseinheit gibt es noch lange nicht: im Mittelalter bleiben die Stammesgegensätze in großer Schärfe bestehen; vor allem bleibt noch lange die Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland, die eigentlich erst durch die neuhochdeutsche Schriftsprache überwunden ist.

Ein tiefer, notwendig zur Trennung treibender kultureller Gegensatz hat freilich, wie oben wiederholt (S. 85, 90) betont wurde, zwischen dem östlichen und westlichen Teile des Frankenreiches von jeher bestanden. Neustrien war Austrasien immer überlegen, und unter den Merowingern waren die verknüpfenden Bande auch äußerlich sehr lose geworden. Karls des

Großen Bemühungen, die kulturellen Unterschiede auszugleichen, machten zwar in der Tat die Verhältnisse des Ostens in vieler, ein wenig wohl auch in wirtschaftlicher Beziehung den neustrischen ähnlich, aber eine Kluft blieb doch bestehen. Natürlich machten sich auch die *Unterschiede der Sprache* schon geltend: bekanntlich leisteten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche 842 ihren Vertragseid zu Straßburg in verschiedenen Sprachen, jener deutsch, um von den ostfränkischen, dieser romanisch, um von den westfränkischen Kriegern verstanden zu werden; aber man muß bedenken, daß beide Teile auch wieder durch die Schriftsprache, die lateinische, geeinigt waren, während die Deutschen ihrerseits sich sprachlich nach den Stämmen, also mundartlich, ebenso sonderten wie in Recht und Sitte; vor allem standen sich Franken und Sachsen gegenüber. Immerhin hat doch eben die Bildung des im Grunde national zusammengesetzten ostfränkischen Reiches das Gefühl der sprachlichen Unterschiede von anderen Ländern erst hervorgerufen; zu größerer Berücksichtigung der Volkssprache aber innerhalb des Reiches führte der noch zu schildernde kulturelle Rückgang, das Stocken der lateinischen Gesetzgebung.

Es hat sich damals auch schon das Wort verbreitet, das den Deutschen wenigstens *sprachlich* von anderen Menschen unterscheidet und zugleich für ein bewußtes Betonen der volkstümlichen Eigenart im Gegensatz zur fremden Kultur spricht, *das Wort Deutsch* (thiudisc, teutiscus, teutonicus). Das Wort „germanisch" („Germanen") ist nur ein vorzugsweise gelehrtes geblieben. Aber das Wort „deutsch" ist noch nicht ein Beweis dafür, daß sich in jener Zeit die Stämme als durch eine *allgemeine* Volkssprache verwandt fühlten. Zunächst nichts als „volkstümlich" oder, wie andere wollen, „volksverständlich" bedeutend, wird das Wort für die *Stammesmundart* angewandt im Gegensatz zum Romanischen, also z. B. „fränkisch" abwechselnd mit „deutsch" gebraucht. Zum erstenmal wird das Wort im Gegensatz zum Lateinischen im Jahre 786 in einem Bericht des Kardinalbischofs von Ostia an Papst Hadrian I. über die Verlesung von Kapitularien auf einer Synode auch in der Volkssprache verwendet; 788 wird in den Lorscher Annalen die theodisca lingua genannt usw. Daneben kommt dann allerdings schon eine Anwendung in mehr gesamtsprachlichem Sinne vor. So heißt es von jenem Straßburger Eid, daß Karl in der teudisca lingua geschworen habe. Hrabanus Maurus spricht von den Markomannen als den Vorfahren derjenigen, welche die deutsche Sprache reden (qui theudiscam loquuntur linguam). Aus dieser Bezugnahme auf die die Volkssprache redenden Menschen — auch der Prolog des „Heliand" erwähnt das Volk theutisca loquens lingua — ergibt sich dann die Anwendung des Wortes Deutsche *als Eigenname eines Volkes*. 840 wird in solchem Sinne theotisci von Walahfried Strabo gebraucht. Eine Zusammenfassung deutschsprechender Menschen als Teutisci konnte aber am leichtesten von Fremden geschehen. So unterscheidet eine Trienter Gerichtsurkunde von 845 von den romanisierten Langobarden die Teutisci. 909 kommt die Bezeichnung Teutonici in Italien vor — theutonica lingua findet sich übrigens zuerst in den Fuldaer Annalen zum Jahre 876. Von einer Anwendung eines Gesamtnamens für die Bewohner des ostfränkischen Reiches seitens dieser selbst ist aber noch bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts keine Rede (vgl. S. 117), geschweige denn von einem politischen Nationalbewußtsein. Gleichwohl war *in der äußeren politischen Zusammenfassung der einander verwandten Stämme die Vorbedingung für ein nationales Leben* gegeben, und bald traten auch die Spuren eines solchen hervor.

Der *Umfang* des Reiches war keineswegs sehr groß und bedeutend kleiner als der des späteren Deutschen Reiches, nachdem es sich die gewaltigen Gebiete im Osten einverleibt



hatte. Anderseits hat es an der Küste andere Umrisse, größeren Umfang gezeigt als heute (vgl. S. 13f.). Mit dem 6. Jahrhundert hatte eine Periode des *Ausbaues* der Stammesgebiete begonnen (vgl. S. 12f.); die Siedelungen und das Kulturland nahmen außerordentlich zu. Im ganzen war eine stärkere Rodung aber erst, wie erwähnt, zu den Zeiten Karls des Großen eingetreten; seitdem schritt allmählich die Umwandlung des Landes fort: gerade das 9. Jahrhundert mochte davon viel, so in der Eifelgegend, sehen. Ist früher (S. 12f.) die tiefgreifende landschaftliche Wirkung der Rodung und der Ausbautätigkeit dargestellt worden, so mag hier mit einigen Worten auf die Art eingegangen werden, *wie* die Rodung geschah. Man hat mit Recht einen viel späteren Bericht des Konrad von Scheyern, der um 1240 die Besiedelung der Gegend von Bayerisch-Zell durch einen Grafen von Kastel schildert, öfter dafür herangezogen: denn die Form wird dort ausdrücklich als hergebracht bezeichnet. Man hieb einzelne Bäume an, machte Feuer an und errichtete Hütten; nachdem man drei Tage dort geblieben war, galt der Boden als ersessen. Nun ging die eigentliche Rodung vor sich, d. h. man brannte oder schlug die Bäume auf einem bestimmten Stück nieder. Jenes ist das ältere Verfahren (Brennkultur). Die Asche düngte den Boden: er wurde nun anbaufähig. Auch bei der eigentlichen Rodung mit der Axt wurden Wurzeln usw. verbrannt, um Asche als Düngung zu gewinnen. Der erst in späterer Zeit auftretende Zisterzienserorden unterschied für die Rodungsarbeit drei Abteilungen der arbeitenden Mönche, die incisores (Baumfäller), exstirpatores (Ausheber der Wurzeln) und incensores (die Wurzeln und Strauchwerk verbrannten). Die harte Rodungszeit hat im übrigen die Deutschen besonders zur Arbeit erzogen.

Vorbedingung für den ganzen Prozeß der mit Eifer betriebenen Rodung war die *Zunahme der Bevölkerung* in den Gebieten, die in der Wanderungszeit so viel Menschenmaterial abgegeben hatten. Man muß sich aber die *Bevölkerungsdichtigkeit* noch lange *gering* denken. Eine stärkere Zunahme trat auch erst im späteren 10. Jahrhundert ein (vgl. weiter unten). Denn im 9. Jahrhundert haben die Normanneneinfälle im Westen wie auch in dem ohnehin schon durch Karl den Großen verheerten und systematisch entvölkerten Sachsen viele Menschenleben vernichtet; zu Anfang des 10. Jahrhunderts aber wirkten die Ungarneinfälle, bei denen nicht nur Menschen in Masse getötet, sondern auch gewaltsam fortgeführt wurden, noch verheerender. Dazu kamen wie früher und später als bevölkerungsvernichtende Momente die massenhaften Kriegszüge, die zahlreichen inneren Fehden, die das ganze Mittelalter hindurch auftretenden, immer mit riesiger Sterblichkeit verbundenen Epidemien, die für das Mittelalter ebenso charakteristischen Hungersnöte und auch verderbenbringende elementare Ereignisse (Winterkälte, Überschwemmungen, Erdbeben; vgl. S. 14). Die nicht minder häufigen Viehseuchen wirkten in Zeiten der Not verschärfend. Oft traten diese Ereignisse in einem gewissen Zusammenhang zugleich ein, was den Menschenverlust unendlich erhöhte. Ein solches Vernichtungsjahr soll das Jahr 874 gewesen sein. Indessen ist anscheinend auch in dieser Beziehung eine Besserung im 10. Jahrhundert zu bemerken.

Die äußeren Schicksale des ostfränkischen Reiches, der Vorstufe des deutschen, sind hier nicht zu erzählen. Noch herrscht das Durcheinander und Auseinander, wenn auch das Gefüge des neuen Reiches fest bleibt. Auch die seinen Bestand und damit die weitere Entwickelung bedrohenden Gefahren von außen hat es abgeschlagen oder überstanden, wie jene Raubzüge der Normannen, die ja stärker allerdings das Westfrankenreich heimsuchten. Weniger war das Vordringen der Slawen aufzuhalten, die das deutsche Gebiet zu überfluten drohten. Doch fügte es sich, daß das mächtige mährische Reich an neuen östlichen Bedrängern, den

Ungarn, zugrunde ging. Die Ungarneinfälle suchten dann seit dem 10. Jahrhundert auch Deutschland heim und schlugen ihm tiefe Wunden, aber schließlich gelang es doch, das Reich, nun schon das deutsche, gegen Osten zu schirmen. Die Landesgrenzen bedurften überall der *Sicherung* durch Befestigungslinien und Burgen. Die einzelnen großen Grenzbezirke, die *Marken*, waren immer exponierte Landschaften. Aber auch im Inneren des Landes dienten Burgen und Pfalzen dem Sicherheitsbedürfnis.

Denn auch im Inneren herrschten keine friedlichen Zustände. Düstere Bilder entwerfen die Quellen von den inneren Wirrnissen. Ein allgemeines Aus- und Gegeneinander, selbst in den Kreisen der Verwandten; Raub, Mord, überhaupt Nichtachtung der Gesetze überall; dazu die Machtgelüste und der Druck der Großen, die sich an niemand kehrten. Nur die Kirche suchte die Unterdrückten zu trösten und den Mächtigen zu wehren. Der Hauptgrund der Unsicherheit war eben der Mangel an einer kräftigen Staatsgewalt. *Die innere Festigkeit des Reiches* war dauernd *in Frage gestellt*. Jene unaufhaltsam aufsteigende Macht der großen Herren, die auch das Grafenamt erblich zu machen wußten, also die Bildung einer die Verwaltung beherrschenden Aristokratie, verbunden mit der Schwächung der Gewalt des Herrschers, weiter aber die unruhvollen Zeiten, die oft die einzelnen Stämme sich selbst zu helfen zwangen, dazu endlich die alte Sonderexistenz dieser Stämme, ihre sprachliche, rechtliche, überhaupt kulturelle Verschiedenheit ließen aus den ersten Geschlechtern derselben führende, aber auch durch die Autorität des Grafenamts gestärkte Gewalten hervorgehen, in denen jene *Stammesherzogtümer*, welche die kräftige Hand Karls beseitigt hatte, zu frischem Leben wieder erwachten. Sie bildeten sich, wie das Herzogtum der Konradiner in Franken oder wie das in Schwaben, zum Teil nicht ohne Kämpfe innerhalb der Stämme; die Gefahr von Osten ließ das bayerische leichter entstehen; das glänzendste war aber das der Sachsen, das sich ebenfalls aus Kämpfen nach außen, nach Norden wie nach Osten, herausbildete: gerade dieser deutscheste Stamm trat in die frischeste Entwickelung. Überhaupt ist es durchaus möglich, daß, wie man neuerdings gewollt hat, eben die *Unsicherheit der Zeit* durch die Einfälle der Ungarn, Normannen usw. einen festeren Zusammenschluß der Stämme und die Erhebung einheimischer angesehener Männer zu Führern begünstigt hat, da die Macht des fränkischen Königs zur Abwehr überraschender Einfälle allzu langsam hätte eingesetzt werden können. Ganz richtig hat man mit dieser Unsicherheit ja auch die gesteigerte Neigung der Bauern, sich in ein schützendes Abhängigkeitsverhältnis zu begeben, zusammengebracht (vgl. S. 106). Unter dem nicht mehr karolingischen, gewählten König aus fränkischem Stamme, König Konrad, zeigte sich die Macht der Stammesherzogtümer schon unüberwindlich: auch die Kirche vermochte die Zentralgewalt nicht mehr zu kräftigen. Die Rettung der Einheit, die eigentliche Gründung des Deutschen Reiches gelang erst durch die von Konrad selbstlos gewünschte Übertragung der Königswürde an den mächtigen sächsischen Herzog: nun erst konnte wirklich neues Leben entstehen.

Diesen *vorläufigen, unsicheren, zum Teil sinkenden Charakter* trägt nun *auch die kulturelle Entwickelung des ostfränkischen Reiches*. Vor allem tritt mit der beginnenden Sonderentwickelung der Reiche *der kulturelle Gegensatz zwischen West- und Ostfranken immer schärfer* in die Erscheinung. Für den Osten macht es sich geltend, daß der wesentlich gebende Teil von ihm gelöst ist; der Westen dagegen entwickelt sich weiter aufwärts, bis wir dann einige Jahrhunderte später jene kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa erblühen sehen, die aufs neue den deutschen Osten nachhaltig beeinflußte.



Zunächst aber zehrte dieser von der *überkommenen Erbschaft*. Noch lag der Schwerpunkt des Reiches in den älteren Teilen: das andere galt noch als kulturelles Neuland. Nach Sachsen sind die Herrscher kaum gekommen, auch wenig nach dem Niederrhein. Neben den rheinischen Pfalzen und Städten (Worms, Mainz, Straßburg) war Bayern (Regensburg) bevorzugt. Der *Herrscher* regierte äußerlich nach Art des großen Karl, sein Hof entsprach der Organisation des kaiserlichen Hofes. Die Zentralstätte der Verwaltung, die Kanzlei, hatte unter Ludwig dem Frommen das Urkundenwesen weiter ausgebildet: man richtete sich im ostfränkischen Reiche ganz danach, wenn sich auch langsam naturgemäß einige Neuerungen vollzogen. In der *gesetzgeberischen* Tätigkeit zeigt sich aber bald jener Gegensatz zum Westen. Dort, wie in Italien, übten die Herrscher diese Tätigkeit in der vom großen Karl überlieferten Weise durch geschriebene Gesetze, durch Kapitularien aus; die mindere Kultur des Ostens mochte davon bald nichts mehr wissen: wie in der Frühzeit entschied das Herkommen.

---

Im *wirtschaftlichen* Leben setzte sich die Entwickelung fort, die einst im Westen begonnen hatte und auch für die *sozialen* Verhältnisse so folgenreich wurde: die Zurückdrängung des unabhängigen Besitzes der Freien durch die Grundherrschaft. Die Momente, welche wir bereits früher (vgl. S. 85, 95 f.) als den alten Stand der Freien teilweise zersetzend erkannten, wirkten in gleicher Weise weiter. Die drückende Heerespflicht zwang manchen, zumal da die Großen die Heerbanngewalt nach Willkür übten und die Lasten nach wie vor ungleich verteilten, zum Aufgeben seiner Freiheit, um so mehr, als die Kriege zunahmen und die Heere nun fast vollständig zu Reiterheeren geworden waren. Dazu kam dann jene Verheerung und Verwüstung, welche die deutschen Lande durch die Thronstreitigkeiten, durch Einfälle der Normannen an der Nordsee und am Rhein, der Dänen im Norden, der Slawen in Thüringen, dann der Ungarn in Thüringen, Bayern und Schwaben zu erdulden hatten. Weiter trat oft Mißwachs und Hungersnot (vgl. S. 99) ein, wie etwa 850, 868, 873 und 874, 895—897. Im Jahre 896 soll man bis zur Menschenfresserei gekommen sein. So setzte sich gerade unter den Nachfolgern des großen Karl die schon im Merowingerreich angebahnte Veränderung der Träger des wirtschaftlichen und vor allem des sozialen und gesamten öffentlichen Lebens fort. Mehr und mehr tritt die *Grundherrschaft* als der *bedeutsame Faktor* hervor, als welchen sie sich erst recht in den folgenden Jahrhunderten bis zum Ausgang des zwölften zeigte, wenn man auch ihre Rolle *sehr erheblich überschätzt* hat. Die Festsetzung in dieser Rolle ist auch keineswegs erst das eigentliche Resultat der karolingischen Zeit, wie anderseits die Entwickelung in Deutschland durchaus nicht schon jetzt zum Abschluß kommt. Die Vorbedingung war eine immer mehr erleichterte *Mobilisierung* des Grundbesitzes, und in der Tat nimmt bei der nunmehrigen Übertragbarkeit und dem Schwinden erbrechtlicher und sonstiger Bindung des Grundbesitzes der Übergang durch Kauf und Tausch wie vor allem durch Tradition andauernd zu, ohne daß man die letztere gerade für diese Periode als besonders charakteristisch hinstellen darf. Das Resultat ist freilich, wie wir noch sehen werden, keineswegs ein Verschwinden des kleinen Besitzes, aber es wurde doch diejenige Vermehrung von Grundbesitz in einzelnen Händen erreicht, die in jener der Geldwirtschaft entbehrenden und für sie noch nicht reifen Zeit allein den wirtschaftlichen Fortschritt ermöglichte. In solcher Zeit verlieh allein der Grundbesitz Geltung und Stellung, weshalb man auch lieber die persönliche Freiheit als ihn verlor; das Aufsteigen zu weiterem Ansehen wie zu größerem

Einkommen konnte nur durch Vergrößerung dieses Besitzes geschehen. Auch der Inhaber eines Amtes war damals nicht „ohne Ar und Halm" denkbar: die Entlohnung für seine Dienste bestand eben, wie wir (S. 96) sahen, in der Verleihung von Grundbesitz, und ebenso war die Möglichkeit der geistigen Macht, der Kirche, sich wirtschaftlich zu halten und sozial zu gelten, an den Grundbesitz und seine Vergrößerung gebunden. Grundbesitz ohne Arbeitskräfte war aber wertlos: mit dem größeren Bodenbesitz hängt daher immer die vermehrte Verfügung über Arbeitskräfte, die man nicht wie heute für Geld haben konnte, zusammen. Die Grundlage der Entwickelung der Grundherrschaft war also einmal eine gewisse Zahl persönlich unfreier, abhängiger Leute für den Herrenhof selbst, weiter aber die Vermehrung jener verschiedenartig abhängigen, zu Arbeitsdiensten und Naturallieferungen verpflichteten Zinsbauern. Erst diese Verfügung über genügende Arbeitskräfte konnte die großen wirtschaftlichen Aufgaben der Grundherrschaft, bei denen aber, wie schon für die Rodung in größerem Maßstabe, zumeist die kleinen, abhängigen Bauern die eigentlich Ausführenden waren, erfüllen lassen. Die Umgestaltung der Besitzverhältnisse kam den Anforderungen der Zeit entgegen, nur sie konnte damals die gesteigerten und vermehrten Bedürfnisse befriedigen wie den wirtschaftlichen Fortschritt bringen.

Wir haben (S. 85 und 95) die beginnende Entwickelung der Grundherrschaft dargelegt. Als Typus der Grundherrschaft zu karolingischer Zeit und zugleich als Hauptgrundlage der übertriebenen Einschätzung ihrer Bedeutung galt früher und gilt zum Teil heute noch die geschlossene zentralisierte Villenverfassung mit Haupt- und Nebenhöfen, die man zunächst für die Krongüter (fisci) vor allem aus jenem (dafür nur eine sehr schwache Stütze bietenden) capitulare de villis (vgl. S. 93 f.) ableitete. Diese Organisation der Krongüter sei dann wieder das Vorbild für die große geistliche und weltliche Grundherrschaft gewesen. Dieser schematisch verallgemeinernden, schon von anderen Forschern erschütterten Anschauung gegenüber hat nun Dopsch neuerdings eine ganz andere Grundbesitzverteilung zu erweisen gesucht und als Regel einen weithin verteilten *Streubesitz*, für die Mehrzahl sowohl der Krongüter wie der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften, hingestellt. Auf das capitulare könne man sich nur für die wenigen unmittelbar dem Unterhalt des Herrschers dienenden Krongüter beziehen. Es gab freilich im Westen eine Anzahl geschlossener königlicher Grundherrschaften. Die meisten stellten aber selbständig verwaltete Höfe von ganz verschiedener Größe dar; in ihrem Bezirk konnte auch anderer Besitz gelegentlich vorkommen, wie wieder königlicher Besitz in demselben Dorf neben geistlichem und weltlichem. — Die Streulage des geistlichen Besitzes ist auch bereits von anderen behauptet worden. Sie geht schon daraus hervor, daß die Traditionen an die Kirche (vgl. S. 103) doch sehr verschieden gelegenen Besitz umfassen konnten, vor allem aber oft nur ein Stück von dem Besitze des Gebers darstellten. Wo der Besitz sich freilich einigermaßen zusammenfügte, ganze Dörfer bildete, muß man für die geistliche Grundherrschaft auch einen geschlossenen Betrieb mit einem Fronhof als Mittelpunkt annehmen. Hier hat vielleicht im Westen die geistliche Grundherrschaft Frankreichs vorbildlich gewirkt (vgl. S. 94). Man darf allerdings die Größe der Fronhöfe nicht überschätzen und nicht auf die große Produktion derselben allerlei Hypothesen aufbauen, anderseits auch nicht überall eine gleichmäßige Organisation annehmen. Später, nach der karolingischen Periode, hat übrigens die Kirche wohl auch allgemeiner danach gestrebt, den damals erworbenen Streubesitz durch Kauf, Tausch oder Rodung geschlossener zu gestalten. — Auch die großen weltlichen Grundherrschaften, deren Bildung sich ja (vgl. S. 85, 95 f.) seit langem vollzog, waren in der Regel Streubesitz in verschiedenen Dörfern. Doch scheint bei ihnen weit häufiger als bei den geistlichen



Grundherrschaften ein geschlossener Betrieb vorzukommen, der, wie Dopsch hervorhebt, in der engen Verbindung der Eigenwirtschaft des Fronhofes mit den Diensten abhängiger Hufenbesitzer schon den Charakter der späteren „Gutswirtschaft" trägt. Natürlich ist daneben auch für die weltliche Grundherrschaft der Besitz an abhängigen Zinsgütern nicht zu übersehen.

Kein Zweifel besteht über die *Zunahme des grundherrlichen Besitzes* an sich. Der *königliche Grundbesitz* zunächst ist nun auch im späteren Deutschland im 9. Jahrhundert außerordentlich gewachsen. Die Inanspruchnahme herrenlosen Wildlandes führte gerade hier, namentlich in Mitteldeutschland und Sachsen, dem König viel Land zu; insbesondere ist sehr viel Waldland zu königlichen Forsten geworden. Durch Konfiskation der Güter von Hochverrätern in eroberten Landen wuchs auch hier der Besitz, so in Bayern, dessen Herzogtum Karl der Große niederwarf. Ferner nahm der König, der ja theoretisch das Obereigentumsrecht an dem Gut der Kirche hatte, dieses auch oft faktisch in Anspruch (vgl. jedoch unten). Freilich benutzte er es dann sofort zugunsten anderer, wie denn überhaupt die Verleihung des Königsgutes an Grafen oder andere bei der schon damals einsetzenden Behandlung der Lehen als Eigentum sehr am Bestande desselben zehrte, um so mehr, als gegen Ausgang der Karolingerperiode die alten Quellen der Vermehrung immer spärlicher flossen.

Umgekehrt nahm der *geistliche Grundbesitz* trotz jahrhundertelanger Eingriffe nicht nur der Herrscher, sondern auch habgieriger Großer dauernd zu, in unserer Periode besonders stark. Zunächst haben die Könige selbst ihre Verfügungen über Kirchengut durch sehr große Schenkungen, namentlich von ungerodetem Waldland, bei den immer zunehmenden Neugründungen von Bistümern, Kirchen und Klöstern mehr als wettgemacht; ebenso statteten wegen der Verdienstlichkeit guter Werke auch die Großen Stifter und Klöster mit Besitz aus. Aber dem Adel war es dabei wie dem König oder den Herzögen oft mehr um die Kultivierung des Landes zu tun, wie denn die Schenkungen meist in Wald- oder Sumpfland bestanden. Im ganzen war es überhaupt Sache der Insassen kirchlicher Sprengel, auch für den nötigen Grundbesitz der Kirche mit zu sorgen. Bei deren wachsendem äußeren und inneren Einfluß nahm aber der Schenkungseifer großer wie kleiner Besitzer, der sich besonders bei Überführung eines Heiligen und Gründung eines ihm geweihten Gotteshauses äußerte, zu. Bei der Gründung von Kirchen und Klöstern mochte man meist bedingungslos schenken: sonst aber findet man schon seit der Mitte des 8. Jahrhunderts überwiegend *bedingte Schenkungen*, mit Vorbehalten usw., was der Kirche keineswegs willkommen war. Der häufigste Vorbehalt bei den sogenannten Traditionen kleinerer freier Besitzer war die Nutznießung auf Lebensdauer. Das war für die Kirche vorteilhafter als andere Vorbehalte, und so ist denn, wie neuerdings von Dopsch stärker betont worden ist, die Tradition überaus häufig mit einer Rückverleihung zu Nießbrauch in der Form der precaria (vgl. S. 76) verbunden gewesen. Die Kirche reizte zu Traditionen auch dadurch an, daß sie größeren Besitz zu Nießbrauch zurückgab, als sie erhalten hatte (precaria remuneratoria), was übrigens, wie Dopsch hervorhebt, schließlich doch gelegentlich zu dauernder Verminderung des Kirchenbesitzes führte. Die Traditionen geschahen also nicht nur zum Nutzen des eigenen Seelenheiles, sondern auch aus anderen egoistischen Motiven. Man gewann eine Versorgung, was namentlich Kranke zur Tradition bewegen mochte. Vor einer Pilgerfahrt gab man den Besitz dahin, um Weib und Kind die Nahrung zu sichern. Andere spekulierten, wie gesagt, auf ein Mehr der Rückverleihung usw. Die von der Kirche abhängigen Zinsbauern, die ihren früheren oder neuen Besitz also in Form einer Landleihe gegen Zins von der Kirche erhalten hatten,

waren sodann meist viel günstiger daran als die der weltlichen Herren, und in den kriegerischen, räuberischen Zeiten war im Schoße der Kirche noch der beste Schutz. Dessen teilhaftig zu werden, gaben sich auch sonst unabhängige Besitzer zu den Verpflichtungen kleiner Leistungen her. Bei den häufigen unmittelbaren Beziehungen etwa des Abtes zu den Zinsleuten wie zu den wirklichen Hörigen herrschte im Gegensatz zu späteren Zeiten oft ein gutes patriarchalisches Verhältnis. Im übrigen erfolgte eine Vermehrung des geistlichen Besitzes auch schon damals gelegentlich doch durch Kauf und Tausch. Denn die Kirche war in einem für jene Zeit recht bedeutenden und ungewöhnlichen Besitz von Geld, der ihr überhaupt die besten wirtschaftlichen Einrichtungen zu treffen verstattete.

Stark zugenommen hat nun auch in Deutschland der *weltliche Großgrundbesitz*, während wir zunächst (vgl. S. 81, 86) im Osten doch ein bedeutendes Übergewicht der kleineren Besitzer gefunden hatten. Je näher an Westfranken, wo die Grundherrschaft ihre eigentliche Ausbildung und Verbreitung gefunden hatte, um so eher kam im 9. Jahrhundert die neue Form auf, also vor allem in den linksrheinischen alemannischen und ostfränkischen Gebieten, weiter aber auch rechts des Rheines in Schwaben und Bayern, während in Sachsen die schon vorhandene Herrschaft der Aristokratie sich in ihrer Weise weiterentwickelte. Freilich sind wir über den weltlichen Grundbesitz bei dem Mangel an Quellen nur schlecht unterrichtet. Die Bildung weltlicher Grundherrschaften ging zunächst vor allem durch Erwerb von umfangreichem Wald- und Wildland vor sich, wie denn, nach ihren Namen zu urteilen, die Herrensitze vorzugsweise in solcher Gegend entstanden sind. Dies Land war wesentlich Kronland und kam, außer durch einfache, gar nicht so seltene Schenkung, als Königsleihe, als königliches Benefizium — dieser Ausdruck galt vor allem für die Landverleihung als Entlohnung für Dienst und Amt — in andere Hände. Oft mochte auch eine einfache Okkupierung herrenlosen Landes stattfinden. Dazu kam dann früh der Erwerb von Kirchengut, abgesehen von der Belehnung aus diesem durch den König (vgl. S. 103). Man beanspruchte solches auch als Graf oder Vogt für seine Dienste oder eignete es sich mit Gewalt oder durch allerlei Mittel an. Nicht überschätzen darf man hingegen den für den Westen schon (S. 95 f.) geschilderten Übergang von Besitz kleiner Freier in die Hände der Großen, bald durch Zwang, bald freiwillig aus den angeführten Gründen, namentlich dem Schutzbedürfnis, vollzogen. Von Wichtigkeit ist dabei vor allem die Auseinandersetzung mit der Markgenossenschaft (vgl. S. 80), aus deren Verband der Grundherr meist keineswegs austrat. Es war natürlich, daß das wirtschaftliche Übergewicht des Einzelnen diesem einerseits die soziale und wirtschaftliche Führung der Markgenossen, anderseits die Schutzherrschaft nicht nur über die sich ihm ergebenden, sondern über alle Genossen verschaffte. Die gemeinsamen Nutzungsrechte ferner kamen ihm am meisten zugute: je größer sein Eigentum an Ackerland, vermehrt durch verliehenen oder errodeten Besitz außerhalb der Mark, war, um so ausschließlicher verfügte er auch über Weide und Wald, bis endlich in vielen Fällen die Markgenossenschaft sein „Herrschaftsbereich" war. Man ließ dann den Genossen ein wenig Waldnutzung, die jetzt mehr als Servitut für den Grundherrn denn als Recht der Bauern erschien, man verfügte über ihre Arbeitskraft, man leitete sie wirtschaftlich, man zerstörte zum Teil das alte Flursystem, die allerdings sehr unpraktische Gemenglage der Äcker. Durch die Immunität (vgl. S. 76 und 108) der geistlichen Herrschaften und weltlichen Herren entwickelten sich dann auch Hoheits- und Gerichtsrechte, es bildeten sich hofrechtliche genossenschaftliche Verbände: jetzt war es der Grundherr, der „seinen" Bauern „eine gemeine Mark bestimmte" und alle ihre Rechte festsetzte. Besonders



aus dem vom König verliehenen Gerichtsbann entwickelte sich eine Reihe von Bannrechten, so der Wald- und Wildbann, der dem Grundherrn die Jagd und die Nutzung, freilich auch den Schutz des Waldes überantwortete. *In der hier behandelten Zeit beginnt aber erst*, wie gesagt, *dieser ganze Prozeß*. Ferner ist festzuhalten, daß die eigentliche Grundherrschaft sich wesentlich auf das kultiviertere südliche und westliche Deutschland beschränkt hat.

Man hat auch das numerische Übergewicht der eigentlichen Grundherrschaft zu groß angenommen. Es ist bei weitem nicht die Hauptmasse des Grundbesitzes von jener aufgesaugt oder in ihren Rahmen eingefügt worden. Zwar das wirklich freie Gut kleiner Besitzer ist im ganzen doch wohl zurückgegangen, aber der *bäuerliche Besitz* selbst, der Kleinbetrieb, bleibt bis zum Schluß der Epoche, in der die Grundherrschaft eine größere Rolle spielt, gegenüber den Herrenhöfen wie den mittelbar durch den Herrn bewirtschafteten Meiereien *in großer Überzahl*, d. h. der abhängige Besitz, also die eigentlichen *Zinsgüter* wie die in leichteren und freieren Formen pflichtigen Besitze. Gerade der von der Grundherrschaft gewünschte Ausbau des Wildlandes führte häufig zum Austun von Zinsland auch seitens der weltlichen Grundherrschaft. Bei diesen Hintersassengütern mag die strittige Frage der *Hufenverfassung* wenigstens gestreift werden. Gegenüber der älteren Ansicht, daß die Hufe der alte Normalbesitz des Freien sei und auf den von dem Freien zu beanspruchenden Anteil an neuzubesiedelndem Boden zurückgehe, hat man neuerdings mit größerer oder geringerer Bestimmtheit oder auch zunächst nur für gewisse Gebiete einen späteren grundherrlichen Ursprung der Hufenverfassung behauptet und die Hufe als typische Form des abhängigen Gutes im Verbande der Grundherrschaft angesehen, und diese Anschauung findet immer mehr Zustimmung. Indessen ist die Hufe — d. h. Haus und Hof und Ackerland mit einem Nutzungsanteil an der Allmende — doch ebenso für den Besitz des Freien nachweisbar; sie wird auch bei Verleihungen aus königlichem und herzoglichem Besitz angewendet. Die Form der „Königshufe" ist freilich nicht die normale geworden, sondern eine kleinere Form. Gerade diese wurde nun von der Grundherrschaft, zumal bei dem von ihr geförderten Ausbau des Landes, allgemein angewandt — von dem Einfluß der fränkischen Verfassung auf die größere Verbreitung der bei den Innerdeutschen ohnehin bereits bekannten Hufenform sei hier abgesehen. Jedenfalls wird die Hufe nunmehr zur allgemein üblichen Normalform des Zinsgutes und zur Grundlage der grundherrlichen Organisation. In dieser Klasse der Zinsbauern ebenso wie in der Schicht der freien Bauern lag nun aber auch die eigentliche agrarische Betätigung, die *eigentliche Arbeitsleistung* der Epoche, nicht in der Arbeit der Hörigen der Herrenhöfe. Der Unterschied gegen die frühere Epoche besteht nur — und deshalb bleibt der Satz, daß die Grundherrschaft den Fortschritt bedeute, gültig — darin, daß die Grundherrschaft diese Arbeit beeinflußt, an ihrer Organisation teilnimmt, daß sie die Zinsbauern wirtschaftlich erzieht und sie auf bestimmte Produkte hinweist, während diese durch ihre persönlichen Arbeitsleistungen (Frondienste) der Grundherrschaft eine Wirtschaft, die über den von den unmittelbaren Hörigen zu bewältigenden Betrieb hinausging, erst ermöglichen.

Anderseits blieb der wirklich *freie Besitzer* in seiner wirtschaftlichen Isolierung und bei dem Übergewicht der Grundherren im öffentlichen Leben wirtschaftlich oft rückständiger, soweit nicht auch er sich nach den benachbarten Grundherrschaften richtete; sozial war er jedenfalls ohne große Bedeutung. Geschwunden ist aber diese Klasse der Freien, die einst als Volk das gesamte staatliche Dasein getragen und bestimmt hatte, durchaus nicht. Nach unten hin durch die wiederholt berührten Abhängigkeitsverhältnisse, nach oben hin durch das

Übergewicht Einzelner an Besitz und Geltung, durch die Verleihung königlicher Benefizien usw. war dieser einstige Volkskern freilich abgebröckelt. Unter Karl dem Großen hatten sich der Entwickelung gegenüber, die ja überhaupt in erster Linie auf der zunehmenden Ungleichheit des Besitzes basierte, die besser situierten Freien, auf denen noch der Kriegsdienst ruhte, aus denen sich die Schöffen rekrutierten, ziemlich gehalten. Jetzt sind sie stärker gemindert (von gewissen Gegenden, wo sie in größerem Umfang und geschlossener saßen, den schweizerischen und bayerischen Alpengebieten, den Marschländern, einzelnen Strichen in Westfalen und anderwärts [Rheinfranken] abgesehen) und *dem* Teile der früheren Freien ähnlich, der wegen seiner wirtschaftlichen Schwäche in Abhängigkeit gedrängt war. Freilich hören wir durch die Urkunden gerade von den freien Bauern fast nichts, so daß ihre wirkliche Bedeutung nicht sichtbar wird. Keineswegs stellen sie auch eine leicht zu knechtende Schicht dar: noch lebt in ihnen trotziges Freiheitsgefühl und der Drang zu genossenschaftlicher Selbsthilfe. Überhaupt hat man, zunächst für ein bestimmtes, das alemannische Gebiet, das Schwinden der freien Grundbesitzer in der Karolingerzeit bestritten und vom 10. bis 13. Jahrhundert ziemlich denselben Bestand von freien Bauern, die allerdings Lasten, aber nicht solche „grundherrlichen Ursprungs" trugen, behauptet. Neuerdings nimmt man das gleiche auch für andere Gebiete an. Schon der Umstand, daß die massenhaften Traditionen zum Teil (vgl. S. 102) doch nur ein Stück des Besitzes betrafen, deutet auf das Vorhandensein zahlreicher nicht ungünstig situierter Freier. Es verwischte sich freilich mehr und mehr der Unterschied zwischen öffentlichen und privaten Lasten. Das Mittel zur Heranziehung auch der Nichtabhängigen gab vor allem die Gerichtsbarkeit der Grundherren. Es ist ferner die Klasse der Abhängigen, wie sie aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt war — die alte Schicht der Freigelassenen, die schon früh keinen wesentlichen Zuwachs mehr erhielt, war z. B. jetzt ganz darin aufgegangen —, sehr mannigfaltig gestuft, und viele der früheren Gemeinfreien behielten einen kleineren oder größeren Teil von Unabhängigkeit. Eine gewisse Anzahl der Freien geht jedenfalls in den unteren abhängigen Massen auf und gleicht hier und da sogar den Hörigen, andere ziehen allerdings aus der Abhängigkeit die Möglichkeit besserer Existenz als zuvor.

Man muß jene Bindung überhaupt nicht immer nur als schädigendes Moment hinstellen, sondern die vielfach günstigen *sozialen Folgen* namentlich jener mit Prekarienleihe verbundenen Traditionen (vgl. S. 103) bedenken. Durch die Rückverleihung wurde eine mittlere bäuerliche Schicht in gesichertem Dasein und ertragreicher Tätigkeit gehalten. Noch mehr wirkte in dieser Beziehung die Verleihung von Kirchenbesitz, namentlich wohl wieder von Wildland, an landlose Freie gegen Zins. Man kann ferner vielleicht mit Dopsch schon für die karolingische Zeit und nicht erst für das 11. und 12. Jahrhundert die vor allem durch den notwendigen Ausbau des Landes herbeigeführte Existenz der für die spätere Zeit als so einflußreich hingestellten freieren Leihe- und Nutzungsformen (Teilbau, Erbpacht, Meiergut) annehmen. Im ganzen bedeutete der Verlust der doch nicht viel geltenden Freiheit nicht nur die Rettung einer landbauenden Mittelschicht vor dem Ruin, sondern auch die Möglichkeit besseren Vorwärtskommens, das Abhängigkeitsverhältnis begründete ferner Leistungen von der anderen Seite, Schutz vor allem in der Unsicherheit der Zeit (vgl. S. 100). Aber solche Erwägung erstreckt sich nun auch auf das *öffentliche Leben*. Wenn der Übergang von Verwaltungsfunktionen, von Hoheitsrechten an die Großen schon früh sich anbahnte und von den letzten Karolingern notgedrungen immer weitgehender zugelassen werden mußte, so



bedeutete das zwar vollkommene Schwächung der Zentralgewalt, aber diese war, wie schon gesagt, ohnehin nicht fähig, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die großen Grundherrschaften waren schließlich auch ihr das willkommene Mittel, die notwendigen Verwaltungsaufgaben überhaupt erfüllt zu sehen — schon bei Karl dem Großen zeigte sich das (vgl. S. 96) —, und wenn jene solche öffentlichen Leistungen übernahmen, so war ein sich alsbald ergebender äußerer Machtzuwachs nur der natürliche Lohn dafür. Freilich waren an diesen Leistungen auch die Grundherren selbst interessiert. Der allgemeine Nutzen mußte aber für die großen Grundherren auch ohne unmittelbaren Vorteil wegen der moralischen Sicherung ihrer Herrschaft maßgebend sein. Anderseits hat man nun für das öffentliche Leben wie für die wirtschaftliche Entwickelung, z. B. von Handel und Gewerbe, die Bedeutung der Grundherrschaft vor derjenigen der staatlichen Gewalt und vor der allmählich doch stärker hervortretenden Wirksamkeit der Gemeinden allzusehr in den Vordergrund gerückt. Die Rolle des Staates ist auch in der nachfränkischen Zeit keineswegs gleich Null. Aber es ist doch nicht gleichgültig, daß die Aristokratie das Volk aus seinen früheren Funktionen verdrängt und ein wesentliches Stück des öffentlichen Lebens übernommen hat. An dem Staat, an der Gesamtheit, am staatlichen Leben überhaupt hat das Volk, selbst die noch vorhandene Zahl der Freien, fast keinen Anteil und damit auch kein Interesse mehr.

Insbesondere ist nun aber weiter das *Heer*, das Volk in Waffen, ein anderes geworden. Äußerlich hatte sich aus Gründen, die besonders schon unter Karl Martell beim Ansturm des arabischen Reitervolkes in die Erscheinung getreten waren, allmählich die Umwandlung des Heeres, das auch sonst in seinem alten Charakter den Ansprüchen eines großen Reiches nicht genügte, in ein *Reiterheer* vollzogen, namentlich während des 9. Jahrhunderts; nur in dem deutschesten Stamme, bei den Sachsen, überwog noch das alte Fußheer. Eben die kostspieligere Ausrüstung des Reiters hatte wieder zum Verfall der Freien beigetragen.

Die Schaffung eines solchen Heeres hing nun aber anderseits mit der Entstehung des *Lehnswesens* eng zusammen. In diesem vereinigte sich eine persönliche und eine sachliche Bindung. Jene Ergebung in den Schutz eines anderen, die gallische Kommendation, hat sich früh nicht nur auf unfreie Leute, die sich gegen Schutz- und Unterhaltgewährung einem reichen Grundherrn zu Dienst verpflichteten, beschränkt: auch freie Leute ohne Land traten auf solche Weise in ein Dienstverhältnis, vornehmlich zu kriegerischen Zwecken, und zweifellos ist in der weiteren Entwickelung die Nachwirkung der germanischen Gefolgschaft zu spüren. Die solchergestalt sich seit alters bildende kriegerische Umgebung des Herrn, das gasindi, nannte man seit dem 8. Jahrhundert *Vasallen* (vassi), auch wieder ein keltisches Wort. Diese Vasallen, die sich dem Herrn (Senior) durch Kommendation (Hineinlegen der gefalteten Hände in die des Herrn und seit Mitte des 8. Jahrhunderts Treueid) verpflichteten, sind also als Gefolge des Grundherrn alt, sie vermehrten sich in den unruhigen Zeiten des 7. Jahrhunderts aus besitzlosen Freien und nahmen in karolingischer Zeit auch die Stelle der Antrustionen (Gefolgsleute) der merowingischen Könige ein: es ist ein militärisches Gefolge, das aber als Ganzes nicht ständig den Herrscher umgibt, sondern zum Teil nur im Bedarfsfall an den Hof kommt, insbesondere zum Kriegsdienst. Wie der König und die Großen band auch die Kirche Vasallen an sich, um den auf ihrem Gute lastenden Heeresdienst leisten zu können.

Die Vasallität nun, die die Freiheit der Vassen nicht minderte, hatte sich durch das Königtum in nachmerowingischer Zeit mit dem *Benefiziat* verbunden. Dieses war die zeitgemäße Form für den der einstigen Gefolgschaft im Hause oder am Hofe gewährten

Unterhalt und Beuteanteil, es war die jetzt natürlich gewordene Art der Dienstbelohnung durch Landnutzung, die wohl auch Große schon zur Entlohnung ihrer vassi angewendet hatten. Ursprünglich hatte Karl Martell aus politischen Gründen, um die Großen mit der Staatsgewalt fester zu verknüpfen, wie vor allem zur Reorganisation des Heeres (in adjutorium exercitus) solche Verleihungen vorgenommen, und zwar bei Erschöpfung des älteren Krongutes aus Kirchengut in der allein möglichen kirchlichen Form der precaria (vgl. S. 76). Allmählich erschien solche Begabung, da kein Zins gegeben wurde und die Dauer der Verleihung nicht von der Kirche, sondern vom Herrscher abhängig war, als Guttat (beneficium), die zunächst eben die persönlichen Mannen und die Vasallen, die sich zum Heeresdienst verpflichteten, für ihre Dienste entschädigte. Mehr und mehr nahm das Benefizium, das nun auch aus dem bald wieder wachsenden Königsgut verliehen wurde, übrigens zum Teil in Einkünften anderer Art, aus Zöllen z. B., bestand, einen dauernden Charakter an. Eigentlich war es wirklich nur zur Nutzung gegeben: beim Tode des Beliehenen fiel es so gut zurück wie beim Tode des Herrn (Mannfall und Herrenfall); aber früh wurde es Brauch, in jenem Falle den Sohn zu belehnen und in diesem das Benefizium dem Beliehenen zu belassen. Immer häufiger wurden nun auch Freie Vasallen, um ein Benefizium zu erhalten. Umgekehrt ergab sich die Verknüpfung von Benefizium und Vasallität, die sich schließlich etwa seit der Mitte des 9. Jahrhunderts ganz durchgesetzt hatte, beständig aus den kriegerischen Zeiten, die bei dem andauernden Verfall der Heeresmasse der Freien leistungsfähige Reitertruppen erforderten. Die mit dem königlichen Benefizium Beliehenen verliehen wieder an ihre Vasallen und an freie Hintersassen, die nun ihre Vasallen wurden, Benefizien, damit diese die Kosten der Ausrüstung zu Pferde bestreiten und persönlich zum Heeresdienst erscheinen konnten. Es ergab sich eine mit dem Reiterdienst verknüpfte Stufenfolge der Vasallität: der König wandte sich an die Großen, diese wieder an ihre Vasallen. Mit der Vasallität, auf der nun das Heer, das nunmehrige Reiterheer, beruhte, war dieses in die Hand der Großen gegeben: ein wichtiges Mittel zur Steigerung ihrer Macht.

Die Macht vermehrte nun noch jenes schon (S. 76) als ursprünglich römisch erwähnte Institut der *Immunität*. Diese bedeutete Freiheit von öffentlichen Abgaben und Lasten und betraf, wie wir sahen, zunächst nur das Königs-, das fiskalische Gut und dann das ähnlich angesehene Reichskirchengut. Mit der Verleihung königlicher Benefizien ging aber das diesem Besitz anhaftende Privileg immer mehr auch auf die damit beliehenen weltlichen Herren über. Dazu bildete sich ein positiver Anspruch der Herren an öffentliche Abgaben der Insassen des Immunitätsbezirkes aus, insbesondere an die Gerichtsbußen; daraus entwickelte sich wieder der Übergang der Gerichtsbarkeit an die Immunitätsherren, überhaupt das Bestreben, jede Einwirkung des Staates auf das Gebiet auszuschließen, also die Anmaßung von Hoheitsrechten überhaupt. Durch die Entwickelung des Benefiziums und der Vasallität wurde aber weiter jenes Moment beeinflußt, das neben dem Grundbesitz, der damals allein möglichen Form des Reichtums, und der steigenden Abhängigkeit weiter Volksteile die Macht der Herren besonders stärkte, die Innehaltung von *Ämtern*. Schon früh hatte sich eine Erblichkeit der amtlichen Gewalt, zumal da auch sie mit Grundbesitz entlohnt wurde, ergeben. Jetzt wurde die darin liegende Gefahr einigermaßen, wenigstens dem Scheine nach, abgeschwächt durch die vasallitische Gestaltung der Verwaltung, die bei Untreue den Widerruf zuließ und beim Tode den Heimfall sicherte. Aber die weitere Entwickelung war doch nur die, daß man auch auf Erblichkeit des Amtslehens und damit wieder des Amtes hinarbeitete,



eine Entwickelung, die gegen Ende der karolingischen Zeit sich ziemlich durchgesetzt hatte und die Verwaltung zum größten Teile den Vasallen dauernd auslieferte. Auch der Amtsträger ist jetzt nur durch seine vasallitische Treue gebunden. Das Lehnswesen verdrängt allmählich im Volksbewußtsein die Bedeutung der altgermanischen Gefolgschaft, die im angelsächsischen „Beowulf" und auch noch in der Epik der Spielleute ihre wichtige Rolle behalten hat, im späteren Epos aber verliert. Die für das ganze Mittelalter charakteristische Organisation des Lehnswesens ist für das staatliche Leben nun völlig durchgedrungen. Für die von den großen Vasallen belehnten Lehnsmannen kommt vor allem ihr Herr für ihre Pflichten in Betracht: man ist zunächst Vasall und dann erst Untertan. Die Erblichkeit dieser Lehen führte schließlich zu einem privilegierten geschlossenen Stand. Aus der Erblichkeit der großen Ämter aber, insbesondere der Grafschaften, obgleich sie erst später rechtlich anerkannt wurde, ergaben sich in Verbindung mit sonstigem Besitz Territorialherrschaften, förmliche Staaten, wieder erstanden vor allem (vgl. S. 100) die Herzöge, die Hauptträger der Opposition gegen jeden Versuch, eine festere Zentralgewalt aufs neue durchzusetzen. Immerhin ist doch das ganze System von einem Gegenseitigkeitsgefühl durchdrungen, das überhaupt alle mittelalterlichen Verhältnisse, auch das zur Kirche, charakterisiert. Das Lehen verlangt von seinem Träger die Treue: sie hielt trotz aller Eigensucht den mittelalterlichen Staat zusammen.

Eins ist immer zu betonen: *diese Klasse der Herren war diejenige*, die, allerdings neben oder vielmehr nach der Kirche, unter den damaligen Verhältnissen *allein die Deutschen zu höherer Lebenshaltung führen konnte*. Die großen Grundherrschaften — hier wieder die geistlichen voran — haben durch ihre Überlegenheit vor allem, wie betont, auf *wirtschaftlichem* Gebiete den Fortschritt ermöglicht. Einerseits schufen sie, zum Teil wenigstens, eine planmäßigere, einheitlichere Produktion und eine gewisse Organisation der Arbeit, anderseits gewann der Betrieb durch die größeren Mittel an Intensität wie an Vervollkommnung. Durch die Grundherrschaft kam man auf eine höhere wirtschaftliche Stufe. Der Fortschritt zur Dreifelderwirtschaft (vgl. S. 72), den diese ganze Entwickelung mit sich brachte, hat sich jedenfalls schon in der karolingischen Periode vollzogen, so wenig anderseits die unvollkommeneren Wirtschaftsformen ganz aufhörten: aber jene drang doch stärker durch. Im Zusammenhang damit wurde eine selbständige Wiesenkultur möglich, zumal da der Anbau unabhängiger von der Viehzucht wurde, diese aber durch den Bedarf an Arbeitsvieh wie an Düngung stieg und wieder mehr Futter erforderte. Es kommen auch schon Versuche vor, z. B. durch Wasserbauten, systematische Anlagen von Abzugsgräben und Schleusen, ferner durch Schöpfvorrichtungen die Wiesen ertragsfähiger zu machen. Das Düngen des Ackerlandes, längst bekannt, ist jetzt wohl erst allgemein geworden. Beim Anbau der Getreidearten macht sich eine stärkere Verbreitung des Weizens, nach westlichem Muster, geltend; ebenso wächst der Anbau der Gemüse und der altüberkommene des Hanfes und Flachses. Die Betriebsweise blieb dabei immer noch wenig entwickelt. Sehr nahm die seit Karl dem Großen außerordentlich gepflegte Weinkultur zu, wesentlich allerdings durch die Klöster, von deren wirtschaftlichen Leistungen noch ein besonderer Abschnitt (Kap. IV) sprechen wird: der Weinbau drang jetzt tief nach Deutschland (vgl. S. 16). Nun kam auch die vielleicht von den Slawen übernommene Hopfenkultur auf, die aber noch in den Anfängen stecken blieb. Der Wald wurde ebenfalls schon ein wenig bewirtschaftet, seine Nutzung geregelter. Die Viehzucht trat einerseits, wie gesagt, gegenüber dem Anbau in ihrer Bedeutung zum Teil zurück, anderseits bedingte die große Wirtschaft eine

Vermehrung des Arbeitsviehes; das Kleinvieh nahm dafür ab, wenn auch die Schweinezucht ihre Wichtigkeit behielt. Umgekehrt ging auf den kleinen Gütern die Pferdezucht zurück. Was aber an Fortschritten in dieser Periode gemacht wurde, war in Westfranken alles eher und besser durchgeführt. Der Osten hinkte nach.

---

Wird man wirtschaftlich Westfranken als das überlegene Land ansehen müssen, so ist das in geistiger und künstlerischer Beziehung erst recht der Fall. Von künstlerischem Leben kann im Osten noch kaum die Rede sein: was von Kunst da war, war kirchlich, Bauten und Schnitzerei, Musik und Malerei. In St. Gallen wie in anderen Klöstern erblühte, wie wir sehen werden, bald ein regeres Leben, aber zunächst stockte alles. Eine fortschreitende Entwickelung, wie sie Westfranken z. B. auf dem Gebiete der Miniaturmalerei sah, war im Osten noch nicht möglich, wenn auch die Tradition der karolingischen Schreib- und Malschule bei der wachsenden literarischen Betätigung der Geistlichen nicht nur im Westen, sondern auch in Fulda, St. Gallen usw. andauerte. Nicht anders im geistigen Leben. Die Hofschule z. B., die im Westen noch blühte, verschwand im Osten sogleich.

Der Hof blieb überhaupt nicht mehr Mittelpunkt des höheren Lebens, die Kirche trat an seine Stelle. Wir stehen am entscheidenden Punkte der Entwickelung der germanisch-deutschen Kultur. Mit dem Anschluß an die antik-christliche Kultur war die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen dieser und der deutschen Eigenart, dem individualistischen und innerlichen Wesen, gegeben. Noch war die Möglichkeit da, nicht nur im gewöhnlichen Leben und Treiben, nicht nur im triebhaften Fühlen und Streben und im naiven Gemütsleben dieser Eigenart getreu zu bleiben, sondern auch mit Hilfe der fremden Elemente, jedoch wesentlich auf Grund der eigenen Art, eine höhere Kultur, ein nationales höheres geistiges und künstlerisches Leben zu entwickeln. Jenes geschah im großen und ganzen, dieses konnte nur schwach gelingen. Dem deutschen Leben war dauernd eine die fremde Kultur verkörpernde Macht eingefügt, und diese Macht, eben die Kirche, suchte jene Kultur zum Siege zu führen gegen die volkstümliche, „barbarische“ und heidnische Art, ebenso wie die universalistischen Tendenzen der Kirche das volks- oder stammesmäßige Selbstbewußtsein und den staatlichen Individualismus, wie die gottesstaatlichen Ideale die heldischen Lebensideale und den Freiheitsdrang der Deutschen zu unterdrücken suchten. Freilich, wir werden sehen, daß auf der einen Seite die deutsche Eigenart doch kräftig genug war, sich auch kulturell in höherem Sinne durchzusetzen und einen Teil der fremden Kulturelemente so zu verarbeiten, daß in nicht allzu ferner Zeit Kulturschöpfungen in deutschem Geiste entstanden; denn die Kirche auf der anderen Seite konnte trotz ihres romanistischen und universalen Kulturcharakters und trotz ihrer jenseitigen Ideale doch wieder ihre Glieder nicht so weit entnationalisieren, daß diese ihre Eigenart völlig vergaßen. Von ihnen eben stammten jene höheren Kulturleistungen mehr nationalen Charakters. Aber im ganzen existierten zunächst zwei fremde Welten nebeneinander, die sich nur mühsam verstanden. Und die mächtigere war die Kirche durch ihre kulturelle Überlegenheit.

Gerade Karl der Große hatte diese letztere, aber auch die Kirche selbst gestärkt, so sehr er als ihr Herr auftrat. Schon unter Karls Nachfolger war dann die Kirche als Machtfaktor in den Vordergrund getreten. Bekanntlich war Ludwig der Fromme ganz in den Händen der Kirche, wenn er auch prinzipiell an ihrer Unterordnung unter den Staat festhielt. Das lag schon an der noch (S. 126 f.) zu erörternden germanischen Auffassung des



Kirchenrechtes. Aber seine Politik machte er ganz von seinen geistlichen Ratgebern abhängig. Und ferner wurde der Episkopat nicht nur in seinen Befugnissen gestärkt, sondern er emanzipierte sich auch mehr und mehr von dem Kaiser, indem er gleichzeitig das Interesse am Staat, zumal da dieser aus den Fugen ging, verlor und den Kaiser zu bestimmen suchte, nur von der Kirche und ihren Organen Heil und Besserung zu erwarten. Die Hoffnung des Klerus, die Herrschaft der Kirche über den Staat formell bestätigt zu sehen, hat Ludwig aber schließlich doch nicht erfüllt. Der alte augustinische Gedanke, daß die Kirche den Staat beherrschen solle, war dafür um so lebendiger in dem Herzen des Klerus, und bei dem Ruin und Zerfall des Reiches, bei dem wachsenden Elend schien der Staat auch seiner Aufgabe gar nicht gewachsen. Durch literarische Fälschungen kam man nun jenem Gedanken zu Hilfe, und ein energischer Papst, Nikolaus I., stabilierte das Dogma von dem geistlichen Haupte der christlichen Welt, von der Unterordnung des Staates. Der Papst sollte das Kaisertum verleihen. Solche Ansprüche haben zunächst keine tiefere Folge gehabt: die deutsche Kirche bewahrte eine gewisse Unabhängigkeit von Rom. Aber gleichwohl steigerte sie ihre Macht. Sie hatte den Herrscher in ihrer Hand, sie stützte durch ihre Weihe seine Macht, die bei dem Aufkommen der Partikulargewalten immer mehr erschlaffte. Auch die Verfolgung und Bestrafung schwerer Verbrechen ging zum Teil an die Kirche über; oder der Herrscher setzte auch seinerseits zuweilen Kirchenbußen fest. Die Kirche war es ferner, die, wie wir (S. 100) sahen, in den inneren Wirren noch am wirksamsten Ordnung und Ruhe durchzusetzen suchte. Auch sie litt unter der allgemeinen Unbotmäßigkeit: die Zehnten gingen nicht ein, ihre kirchlichen Mittel, insbesondere der Bann, wirkten wenig. In solchen Dingen schützte sie der König, so gut es ging, gewährte Vorteile, Freiheiten und Privilegien. Sie blieb dafür die Beraterin des Königs, sie hatte ferner das höchste unmittelbar mit ihm verkehrende Amt in Händen, das Erzkanzleramt, das mit dem Erzkaplanat verbunden war.

Nun aber kam hinzu, daß sie die Hüterin allen höheren Lebens wurde. Ludwigs des Frommen Bildung war schon rein theologisch, und auch bei seinem Sohne Ludwig dem Deutschen ist alles geistige Interesse gleichermaßen gefärbt. Aber der Hof gibt nicht nur keine Initiative mehr, der Bildungseifer verschwindet überhaupt, es kommt die Anschauung auf, daß die Bildung nur Sache der Geistlichen sei, und in der Tat wird die Kirche ihr einziger Hort. Die unter Karl dem Großen literarisch gerichtete Dichtung wird unter Ludwig dem Frommen schon ganz kirchlich: die Gelehrsamkeit verliert die gleichwohl doch vorhandenen grammatisch-philologischen Ziele immer mehr und wird rein theologisch, die Musik dient gleichfalls der Kirche. Diese theologische Gelehrsamkeit war noch immer nicht gering: ihr Hauptvertreter, der auch die grammatischen Studien, aber im Dienste der Bibelerklärung, eifrig pflegte, Hrabanus Maurus, hatte einen gewaltigen Ruf, den namentlich seine später zu erwähnende Lehrtätigkeit mit begründete. Aber sie war wesentlich enzyklopädisch und wurde mehr und mehr äußerlich, benutzte die Antike nur zur Verbrämung und war immer kirchlich. Wie die Kirche ferner allein in ihren Schulen eine geistige Erziehung vermittelte, so pflegte nur sie Literatur und Kunst; wir werden von alledem in einem besonderen Abschnitt (Kap. IV) handeln. Das war der Unterschied gegen die Zeit Karls des Großen: von jetzt ab wirkte nicht mehr die Größe der römischen Kultur an sich, sondern die Romanisierung schritt fort, weil der Klerus, der Träger der höheren Kultur, romanisiert war.

Und doch macht sich bereits in diesem von Geistlichen getragenen geistigen Leben jener (S. 110) betonte volkstümliche Zug geltend. Die geistliche Dichtung

beschränkt sich nicht mehr nur auf schulmäßige Versübungen in lateinischer Sprache, die im Grunde immer denselben Stoff ohne Geist und mit viel Künstlichkeit und Gewundenheit und einem Apparat von klassischen Phrasen behandeln, sondern sie steigt auch zur deutschen Sprache herab, und es entstehen deutsche Kunstdichtungen. Freilich, ihr Weg läuft fernab von dem nationalen Sang der Spielleute, die den wirklich heimischen Geist pflegen, dabei zugleich die Chroniqueure des Volkes sind, deren Sang aber niemand schriftlich fixierte: jene Dichtungen wollen im Gegenteil, wie der „Crist" des Mönches Otfried von Weißenburg, diesen „unzüchtigen oder mindestens eitlen Sang der Laien verdrängen". Otfried wandte auch nicht mehr die alte heimische Form der Poesie, die Alliteration, sondern den aus der lateinisch-romanischen Kirchenpoesie herübergenommenen Reim an, während „Muspilli" und der „Heliand" noch alliterieren. Aber das Wichtigste ist doch, daß sich der Romanismus dem Volkstum näherte und man für derartige theologische Lehrdichtungen — denn weiter sind sie nichts — sich der verachteten barbarischen Sprache bediente; freilich wollte man damit nur die Dichtung in dieser Sprache in den Dienst der Kirche stellen und die kirchliche Überlieferung den Laien wirksamer näher bringen. Ja, man meint, daß, um christliche Gesinnung zu verbreiten, Geistliche berufsmäßige Sänger zur Abfassung solcher Dichtungen in christlichem Geist veranlaßt und ihnen dabei geholfen haben; so seien das „Wessobrunner Gebet", der „Heliand", die altsächsische „Genesis" entstanden. Indessen haben die beiden letzteren wahrscheinlich einen sächsischen Geistlichen zum Verfasser. Für das oberdeutsche Gedicht „Muspilli" nehmen die einen einen christlich begeisterten Laien, die anderen einen Geistlichen als Verfasser an: das Weltende wird in deutlicher Anlehnung an heidnische Vorstellungen geschildert, das Letzte Gericht soll von der Sünde abschrecken. Das Leben Christi bildet den Gegenstand jenes niedersächsischen „Heliand" und des fränkischen „Crist", beides theologisch gefärbte Dichtungen, lehrhaft und erbaulich, jener aus der ersten, dieser aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammend. Aber gleichwohl klingt doch in diesen Dichtungen nicht nur heimische Sprache, deren Anwendung bei Otfried aus stolzem Stammesgefühl deutlich hervorgeht, sondern es weht in ihnen, namentlich im „Heliand", auch nationaler Geist, vor allem altdeutscher kriegerischer Geist.

Sie zeigen, wie sich das Christentum damals etwa in deutschen Köpfen ausnahm, wenn man auch selbst die dem inneren Geist des Christentums noch gar nicht näherkommende Auffassung des „Heliand" nicht etwa für die Masse charakteristisch finden darf, sondern allenfalls für eine höherstehende Minderzahl. Schon der Dichter des „Muspilli" rechnet deutlich mit dem kriegerischen Geist seiner Zuhörer; ganz in nationaler Färbung erscheinen aber Christus und die Jünger im „Heliand", er ein Volkskönig, reich und stark, die Jünger sein kriegerisches Gefolge, Bankgenossen in der Halle (Hochzeit zu Kana), tapfere Degen wie Petrus. Wie dieser des Malchus Ohr abhaut, wird liebevoll geschildert. Auch das germanische Recht und seine Pflege spiegeln sich in der Dichtung. Die Heiden werden nirgends angegriffen, um so mehr die Juden. Die dem deutschen Hörer unangenehme Flucht der Jünger bei der Gefangennahme Christi wird umständlich zu erklären gesucht. Man spürt in einzelnen Zügen, wie etwa die nicht erhaltenen Epen weltlicher Natur gewesen sein mögen: ihnen nähert der Dichter seinen Stoff an. Mühsam versucht er dagegen, das christliche Dulden und Leiden, das Zurücktreten des Selbst vor dem Willen Gottes plausibel zu machen. Die Belohnung des Guten malt er aus, als ob es sich um weltliche Schätze handle. Auch Otfried, der an Volkstümlichkeit und nationalen Elementen den



„Heliand" nicht erreicht, sucht wenigstens durch Worte für seinen Stoff heimische Sympathien zu wecken. Er arbeitet mit dem Selbstgefühl der Franken; sie sollen nicht zurückstehen hinter den Römern und Griechen, denen sie doch gleich wären: auch in ihrer Sprache müsse Christus besungen werden. Dafür zeigt Otfried gegenüber dem Nebeneinander germanischer Eigenart und christlicher Überlieferung im „Heliand" Ansätze, die letztere deutsch-innerlich zu erfassen. Die ursprünglichere realistische Kraft des Helianddichters ersetzt er durch größere Gefühlstiefe und Eindringen in das Seelische, wie es zum Teil schon die altsächsische Genesis stärker erkennen läßt. Man hat manche Szenen bei Otfried, z. B. die Verkündigung, mit Recht als die ersten, wenn auch nur in Einzelheiten zu spürenden Anfänge der innigen, gefühlsmäßigen Art der mittelalterlichen religiösen Dichtung bezeichnet. Kein Zweifel: mehr und mehr ging das Christentum, wenigstens in einer Reihe von Vorstellungen wie in dem stofflichen und persönlichen Apparat, in das innere Leben der Deutschen bereits über. Seit Karls des Großen Bestrebungen, Gebete und Glaubensbekenntnis für das Volk übersetzen zu lassen, waren christliche Lehren von kleineren Schichten einigermaßen erfaßt worden, die Personen Christi und der Heiligen aber gewannen in dem Vorstellungskreise der Menschen immer mehr Raum. Man blieb ruhig bei den alten Segensprüchen, aber ersetzte wohl heidnische Namen durch Christus und die Heiligen, man liebte alte Heldengeschichten wie früher, aber nun wurden oft Heiligenlegenden entsprechend zugeschnitten, und die von jeher rege Phantasie fand Gefallen an christlichen Wundergeschichten.

---

Indessen ist hier wohl der Ort, den großen Prozeß der Übertragung des Christentums in seiner Bedeutung für den deutschen Menschen im Zusammenhang zu würdigen, die sogenannte „deutsche" Färbung des Christentums auf ihren wahren Gehalt hin kurz zu untersuchen und vor allem zu prüfen, was der deutsche Mensch bei dem Prozeß verloren und gewonnen, wie er Eigenes mit Fremdem gemischt hat. Ganz abzuweisen ist der mystische Gedanke einer Art Prädestination des Deutschen für das Christentum. Unendlich fremd mußte der neue Glaube in seinem jüdischen starren, inbrünstigen Kern und dem hellenistischen greisenhaften, müden Gedankensystem, das ihn auf dem Grunde eines überreifen Geisteslebens ausgebaut hatte, dem naiven, rohen und jugendlichen Volke sein ganz ungewohnt mußte auch das disziplinierte, nach Macht und Herrschaft über die Geister strebende römische Priestertum, die Organisation der Kirche dem ungebundenen deutschen Menschen erscheinen. Aber eben die zielbewußte Machtpolitik dieser Kirche, die straffe Organisation hatte ihn äußerlich bezwungen, wie ihn innerlich die Festigkeit des Lehrgebäudes widerstandslos knebelte. Dieses Lehrgebäude zu begreifen, gelang ihm zunächst schwer, wie überhaupt das Dogma im Mittelalter bedeutend zurücktrat und durch die spätere Askese erst recht mit dem Frommsein den Zusammenhang verlor. Innerlich wurde er von der Kirche vielmehr zunächst nach der Seite der Sitte (vgl. Kap. IV) bearbeitet: die Kirchenzucht war das Mittel, durch das man sein ganzes Leben wandeln, aus dem Halbchristen, der sich jetzt der äußeren Macht des neuen Glaubens fügte, der zu allem, was ihm vorgesagt wurde, ja sagte, der Gebete sprach und gute Werke tat, weil solches Tun Zauber wirken konnte, allmählich einen anderen Menschen machen wollte. Eben der noch zu besprechende Glaube an die Zaubermacht der Kirche war für ihren gewaltigen Einfluß auf die naiven Menschen der Zeit von größter Bedeutung. Diesen Nimbus verstärkte der sich allmählich entwickelnde ungewohnte Pomp der Kirche, das Geheimnisvolle der lateinischen Kirchensprache wie des

gottesdienstlichen Ritus. Aber weiter kam die steigende wirtschaftliche Macht der Kirche hinzu und nicht zuletzt ihre den deutschen Barbaren ganz fremde, aber bald wohltuend empfundene humanitäre Fürsorge für Kranke, Arme, Unglückliche, von der wir noch näher hören werden.

Das Hauptmoment des allmählichen Überganges war gewesen, daß sich zunächst, obgleich sich das äußerlich und auch im großen Zusammenhang aus der Ferne so darstellt, eben doch kein Bruch mit der Vergangenheit in dem Deutschen vollzog. Den hatte die Politik der Kirche von Anfang an zu vermeiden gesucht. Es war gar nicht das Christentum des Apostels Paulus, was die Missionare den Deutschen predigten. Überaus schonend und vorsichtig ging man vor. Was einmal Gregor der Große einem Missionar der Angelsachsen schrieb, daß man die Götzenhäuser nicht zerstören, sondern durch Einführung der Altäre, der Reliquien die gewohnten Stätten heidnischer Verehrung zu solchen christlichen Gottesdienstes machen solle, daß man die Tieropfer und Opfermahle ruhig zulassen, aber sie zu christlichen Feiern umgestalten solle, das war in der Tat der Weg, den man einschlug. Nicht in Sprüngen, sondern Schritt vor Schritt kommt man zur Höhe, meinte Gregor. Man ließ den Neubekehrten die alten Feste, aber aus dem Wintersonnenwende-, dem Julfest wurde die christliche Weihnacht, wenn diese mit guten Gründen bekämpfte Anschauung überhaupt aufrechtzuerhalten ist, aus dem Mittsommerfest, das auch an Donar erinnernde Bräuche in sich aufnahm, das Fest des heiligen Johannes, und die Erntefeste — bei dem Erntesegen wird noch lange Wodan angeredet — wurden zu Kirchweihen. Anderseits nannte man das christliche Auferstehungsfest nach der Göttin Ostara, nach dem ihr geweihten Frühlingsfest, das nun mit jenem zusammenfiel. Wieviel Heidnisches sich sonst in zahlreichen Bräuchen erhielt, das lehrt uns noch heute mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit die Volkskunde. Alte Opferstätten auf Bergen wurden zu christlichen Kirchen. Wo heilige Quellen, heilige Bäume waren, erhoben sich nun christliche Kapellen, zu denen das Volk wie früher kam. So entstand an Stelle der Donarseiche in Geismar durch Bonifaz die Peterskirche, so entstanden die Maria-Buch, Maria-Linden u. a. Jetzt waren die Stätten nur für den christlichen Kult bestimmt; die alten Umzüge wurden zu christlichen Bittgängen, die Opfer zu Bild- und Kranzspenden des Wunsches oder des Dankes, statt der alten Götzenbilder trug man nun Heiligenbilder umher. Keineswegs wurden aber die alten Göttergestalten dem geistigen Inventar der Deutschen entrissen; das Volk hielt an ihrem ideellen Kern, ihrem Charakter auch als christliches Volk fest. Die vielen Heiligen boten dafür den nötigen Ersatz: statt eines Gottes trank man nun eines Heiligen Minne; der Erzengel Michael wie der heilige Martin erhielten mancherlei vom Wodan (wie etwa der Michaelsberg in Fronhofen eine Opferstätte Wodans gewesen sein soll), Petrus vom Donar humoristische Züge, der heilige Stephan vielleicht etwas vom Fro, auf Maria mochte alte Verehrung mütterlicher Gottheiten (vgl. S. 65) mit übergehen. Freilich handelt es sich bei solchen Annahmen fast durchweg nur um Möglichkeiten, und man darf dergleichen nur vorsichtig anführen, keineswegs ohne weiteres Verkleidungen alter Götter wittern, weder bei Heiligen noch bei unheiligen, dämonischen Gestalten. In den Wochentagen blieben anderseits zum Teil die alten Götternamen, die einst an Stelle der römischen getreten waren (vgl. S. 67), bewahrt. Überhaupt mischte sich beides durcheinander: nach Christus mochte in demselben Gebet Wodan angerufen werden, in die heidnischen Segen trug man, wie gesagt, Christi Namen hinein. Man mag vieles von altheidnischem Gut in den Kirchen selbst erhalten haben; draußen an den Wänden mochte irgendein zauberkräftiges Idol eingemauert sein.



Das Christentum trat zunächst dem Heidentum nur zur Seite, und damit begnügte sich einstweilen die Kirche. Freilich, so ganz nichtssagend war der Übergang nicht: er wurde nur erleichtert. Das Abschwören der alten Götter wurde vielmehr ausdrücklich verlangt. „Ich entsage allen Teufelswerken und -worten, dem Donar und dem Wodan und dem Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind", heißt es in dem schon (S. 89) erwähnten altsächsischen Taufgelöbnis. Die Götter wurden also, wenn sie auch, wie eben betont, zum Teil doch in den Gestalten der christlichen Kirche erhalten blieben, in ihrer Eigenschaft als heidnische Götter zu bösen, unholden Gestalten. Dem Deutschen mochten sie zunächst — und darin bestärkten ihn die Missionare — als die Besiegten, die Ohnmächtigen erscheinen, deren Macht vernichtet war, aber im stillen fühlte er sich doch bedrückt, und für die gebrochene Treue fürchtete man




Friesen bringen dem Bischof von Münster Geschenke (Naturalien) dar. Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert im Dom zu Münster. Nach H. Janitschek, „Geschichte der Malerei", Berlin 1890. Vgl. Text S. 116.

ihre Rache, vor der nur der Schutz des neuen Gottes und seiner Heiligen bewahren konnte. Jetzt sanken so auch die Götter zu der alten Klasse der schädigenden Dämonen herab, mit den Unholden verband sich wieder der kirchliche Begriff des Bösen, den die Germanen nicht kannten, die Götter wurden zu Teufeln, die Hölle wurde ihr Aufenthalt. Unzweifelhaft erhielt durch diese Wandlung das deutsche Gemütsleben einen düsteren Zug: die alte lebhafte Phantasie, noch stark an das Schreckhafte der Natur, an Waldesdunkel gewöhnt, wandte sich jetzt immer mehr dem Gebiete des Unheimlichen zu. Anderseits schwoll der alte Zauberglaube unendlich an. Den Schutz gegen die Unholden gab nun eben die Kirche; das Besprengen mit Weihwasser, das Zeichen des Kreuzes, es waren im Glauben des Volkes, wie schon (S. 78) erwähnt, zauberkräftige Mittel, genau wie später das Glockenläuten der Kirchen gegen die große Naturgewalt der Gewitter zauberkräftig wirken sollte. Das Weihen des Schwertes war ebenfalls Zauber. Wir kommen auf den zunehmenden Aberglauben im zweiten Abschnitt dieses Kapitels ausführlicher zurück. Den altheidnischen Zauberglauben, der bereits die unheilvollen, Menschen, Vieh und Ernte schädigenden Kräfte der elbischen Geister auf Menschen, insbesondere auch schon auf weibliche Wesen (Hexen), übertragen hatte,

ohne daß übrigens diese Wurzeln für den späteren Hexenglauben als wesentlich in Betracht kommen, erklärte die Kirche nun allerdings für Wahn; die kirchlich beeinflußten Kapitularbestimmungen Karls des Großen für Sachsen bedrohen den Hexenglauben der Heiden und das Verbrennen und Auffressen von Hexen mit dem Tode. Aber der Glaube, daß sie selbst im Besitz kräftigen Zaubers sei, wurde von der Kirche nach Kräften ausgenutzt. Der von ihr genährte massive Wunderglaube der Merowingerzeit blieb auch später bestehen. Die Kirche wollte jedoch diese Kraft nur sich und ihren Gliedern oder besonders Begnadeten vorbehalten wissen: andere Wundertaten galten als heidnische Übeltaten. Der Glaube an die Zauberkräfte des Christentums wurde gestärkt durch die Richtung der Wunder nur auf Segen und Wohltat, während jene Unholden immer die angeblichen Urheber des Bösen waren. Dieser Glaube, der im niederen Volke mancher Gegenden noch heute lebt, der anderseits schon von den Priestern des Altertums für ihre Religion klug genährt wurde, ist es im Verein mit der von der Kirche klüglich benutzten Furcht vor dem Jenseits gewesen, der die Kirche materiell stärkte durch Schenkungen und Darbietungen (siehe die allerdings aus viel späterer Zeit stammende Abbildung S. 115), der dem geistlichen Stand selbst, dem Stande der Zauberkräftigen gewissermaßen, eine höhere Stellung im Volke gab und ihn unverletzlich machte, der aber auch die geistige Wirkung des Christentums erst ermöglichte.

Und diese wird nun eben doch immer bedeutender: erst jetzt vollzieht sich allmählich, wenn auch nur zum Teil, der wirkliche Bruch mit der Vergangenheit, *eine stärkere geistige Umwandlung*. Zunächst schwand die alte Naturgrundlage des religiösen Glaubens fast völlig: das Menschliche tritt, wie das auch dem durch die Entwickelung gewonnenen geistigen Standpunkte entsprach, mehr in den Vordergrund. Die geschichtliche Überlieferung des Christentums gab in Christus und seinen Jüngern wie in den Heiligen Menschen, die etwas erlebten, handelten, sprachen; anstatt unbestimmter Vorstellungen kamen feste Gestalten in das Glaubensleben, zu denen der Einzelne ein persönliches Verhältnis gewinnen konnte. Den Volkskönig Christus oder die reckenhaften, kriegerischen Heiligen Michael und Georg sah man leibhaftig vor sich, und wenn man sich an Florian und Stephan wandte und ihren Schutz erflehte, so dachte man an bestimmte menschliche Gestalten, die auch irgendein Heiligenbild unvollkommen wiedergab, und Petrus, der Himmelspförtner mit dem Schlüssel, war ein ganz gemütlicher Geselle, kein ungewisser Schemen. Aber kam dem Deutschen so die Göttlichkeit durch den neuen Glauben menschlich und geistig näher, so hatte es doch zunächst arge Überwindung gekostet, sich mit diesen Wesen anzufreunden, ja sie zu verehren. Ihre ganze Art, ihre Geschichte entsprachen doch zu wenig den Überlieferungen der alten Götter. Wie charakteristisch ist schon die verächtliche Bemerkung Chlodwigs gegenüber seiner bekehrungseifrigen Gemahlin (vgl. S. 78), der neue Gott sei ja nicht einmal vom Geschlecht der Götter. Und wie unkriegerisch und ruhmlos war der Gott! Ebendaher stammte jene oben (S. 112) hervorgehobene Anpassung der evangelischen Geschichte an den kriegerischen Sinn. Aber auf die Dauer wurde diesem Sinne nicht mehr Rechnung getragen. Wenn früher ein alter Recke sich taufen lassen wollte und hörte dann wohl vom Priester, daß die alten Helden der Vorzeit als Heiden in die Hölle verdammt seien, dann verzichtete er wohl auf die Taufe und wollte lieber zu jenen in die Hölle. Jetzt gab es keinen solchen Verzicht mehr: einerseits war jene Furcht vor der Verdammnis schon klüglich genährt worden, anderseits war nun jeder selbstverständlich ein Christ, mochte er auch innerlich heidnisch gesinnt sein. Und so vollzog sich wenigstens theoretisch eine gewaltige Revolution der Anschauung.



Nicht mehr ein stolzer, hochfahrender Mann, sondern ein demütiger, die Rache verschmähender Mensch sollte man sein, wie ja auch Christus selbst, von niedriger Herkunft, Ruhm und Ehre verachtete, wehrlos sich schimpflicher Behandlung preisgab. Weiter aber gewann das Lebensziel, das Lebensideal schon eine ganz andere Gestalt. Sein Leben in Mühe und Arbeit hinzubringen, Zukünftiges sorgsam zu bedenken, dazu zwang die große Masse schon die wirtschaftliche Entwickelung. Die Kirche aber gab der Arbeit jetzt erst die sittliche Geltung. Sie wirkte weiter darauf hin, über die körperliche die geistige Arbeit zu stellen, sie überhaupt würdigen zu lernen.

Hier vollzog sich der schroffste Wandel: der vom spielerischen, kindlichen Geistesleben zur Aufnahme einer von hochstehenden Kulturmenschen ausgebildeten, ganz fremden Art, zu denken. Damit wurde — natürlich immer noch für eine kleine Schicht der Gesamtheit — wirklich der Faden der alten Entwickelung abgeschnitten. Daß die Träger des kirchlichen Lebens selbst, wie schon die Missionare, sich in jene Art hineinfinden konnten, das ermöglichte allein das feste Formen- und Formelngebäude, das ihnen Halt gab und Hilfe. Logisches Denken, Operieren mit Gründen und Beweisen nahm man also an. Aber der eifrige, grüblerische, leidenschaftliche Sinn der Germanen arbeitete sich bald auch weiter hinein in das Lehrsystem, und schließlich verstanden sie, weiterzubauen und auszubauen. Wenn jedoch Jahrhunderte später der Gefallen an solchem Denken zu immer gekünstelteren, immer verzwickteren und subtileren Gebäuden führte — freilich nicht in Deutschland allein —, so lag das zum Teil an der Einimpfung eben einer ganz fremden Denkart. Für die Masse aber bedeutete die Aufnahme der christlichen Lehre schon in den elementarsten Formen eine geistige Anstrengung, die ganz ungewohnt und unerhört war. Mit geistigen Mitteln konnte man dieser überlegenen Macht naturgemäß keinen Widerstand leisten. Man mußte sich gläubig fügen. Freilich handelte es sich ja für das Volk nur um ein geringes Maß von Glaubenssätzen und Formeln, weiter um die rohen Umrisse der Geschichte Jesu, überhaupt der biblischen Geschichte, und einige Sittengebote; von dogmatischen Auseinandersetzungen kann keine Rede sein. Aber selbst dieses geringe Maß erforderte eben eine geistige Umwälzung. Jetzt, da man noch nicht tiefer in die fremde Atmosphäre drang, wirkte diese geistige Arbeit, schon wegen der Erweiterung des Horizontes, doch vor allem als Fortschrittsmoment: schon in unserer Epoche ist dieser geistige Fortschritt zu spüren.

## 2. Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage.

Der Übergang der Königswürde an die Sachsenherzöge hatte die Umwandlung des ostfränkischen Reiches in ein *deutsches* Reich unzweifelhaft besiegelt, aber *der national zusammengefaßte Kreis der deutschen Stämme* fühlte sich doch *immer noch nicht als nationale Einheit im politischen Sinne*. Jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Sprache nach (vgl. S. 98) und die Unterscheidung des deutschen Typus seitens des Auslandes schreiten zwar weiter fort: in solchem Sinne kommt schon im Jahre 968 auch die Bezeichnung regnum Teutonicum vor. Auch der Deutsche selbst empfindet sein Volkstum dem Ausländer gegenüber schärfer, wie eine Urkunde Ottos I. aus dem Jahre 961 die Teutonici von den Slawen unterscheidet. Es war natürlich, daß innerhalb Deutschlands solche Bezeichnung sich zuerst in den Grenzgebieten verbreitete, wo die vorhandenen nationalen Gegensätze augenfällig waren. Jene Ottonischen Urkunden stammen aus den sächsischen Gebieten des Ostens, ebendorther die Chroniken, die den Namen gebrauchen. Ebenso bringen

die Züge der Herrscher nach Italien den Gegensatz zum Italiener zum Bewußtsein und führen zum Hervorheben des eigenen Volkstums; insofern fördert die „undeutsche“ Kaiserpolitik das Nationalgefühl. An der westlichen Grenze, in Lothringen, ist Entsprechendes zu beobachten. Überhaupt wird der Gegensatz zwischen West- und Ostfranken jetzt auch national gefaßt. Der aus etwas späterer Zeit stammende Bericht des Mönches Richer (Westfranken) über die Zusammenkunft des deutschen und des französischen Königs im Jahre 920 spricht von den Konflikten der jungen Deutschen und Franzosen, die, durch den Sprachengegensatz aufgeregt, sich gegenseitig schmähten und schließlich mit dem Schwert aufeinander losgingen.

So ergaben sich die *Anfänge eines nationalen Gesamtbewußtseins*, das in der Frühzeit gar nicht vorhanden ist. Der Fremde erkennt die annähernde Gleichartigkeit der an sich noch uneinigen und einander nicht verstehenden Volksgruppen, der Stämme, zuerst; und erst das Empfinden des Gegensatzes zu den Fremden erweckt wieder bei den Deutschen eine ähnliche Erkenntnis, wie es vor allem später während der Kreuzzüge der Fall war. Der Schritt von dem noch schwachen Bewußtsein der sprachlichen und zum Teil auch somatischen Zusammengehörigkeit zur Erfassung des nationalen deutschen Typus seitens der Deutschen selbst hat sich völlig aber erst im 11. Jahrhundert — seit dieser Zeit wird auch allgemeiner von Teutonia, partes Teutoniae gesprochen — vollzogen. Selbst dann aber rang sich noch nicht ein politisches Nationalbewußtsein durch: die *Stämme* sind es noch immer, die allein wahre Einheiten, aber Sondereinheiten bilden; nur äußerlich sind sie durch das deutsche Königtum zusammengefügt. Es ist charakteristisch, daß die westlichen Nachbarn die Deutschen als Alemannen (Allemands), die nördlichen sie wohl als Sachsen bezeichneten. Die Gesamtbezeichnung Alemannia wird freilich überhaupt im Ausland (in England z. B.) neben Teutonia üblich und verbreitet sich von Westen her zur Stauferzeit auch in Deutschland selbst. Das Stammesmoment ist nicht minder für die spätere deutsche Geschichte von Wichtigkeit und muß auch für die Kulturgeschichte viel mehr als bisher betont werden. Und doch haben wir es schon damals nicht mehr nur mit fränkischen, bayerischen und sächsischen Menschen zu tun: es tritt neben der äußeren Zusammenfassung doch schon ein tieferer *kultureller Zusammenhang* deutlich genug hervor. Wie der Ausländer in jener Zeit einen deutschen Typus erkannte, so dürfen auch wir als Beobachter aus zeitlicher Ferne vor der beim damaligen Menschen so wichtigen Stammesart das national Gemeinsame in kulturellem Sinne betonen. Dieses kulturelle Moment ist auch gegenüber dem obenerwähnten somatischen das entscheidende. Von somatischer Reinheit ist keine Rede: im Westen keltische Mischung und im Osten, je länger je mehr, slawische, die sich später nach der Kolonisation auch vielfach in der Psyche des Ostdeutschen zeigt. Wir haben es also mit einem *jetzt abgegrenzten nationalen Kulturkreis* zu tun, freilich mit *unendlich scharfen Besonderheiten der Stämme*.

Aber innerhalb dieses Kulturkreises hat sich mit dem 10. Jahrhundert eine höchst wichtige und folgenreiche *Verschiebung des Schwerpunktes* vollzogen, die zugleich den nunmehr eingeschlagenen nationalen Gang der deutschen Kulturgeschichte günstig beeinflußt. Das Reich war nicht mehr, wie es bis dahin hieß, ein Reich der Franken: es wurde jetzt zwar nur selten als Deutsches Reich (vgl. S. 117), wohl aber als „*Reich der Sachsen und Franken*“ bezeichnet. Das bedeutet kulturgeschichtlich sehr viel. Gewiß, die zuerst von römischer Kultur berührten, dann dem romanisierten Frankenreich angehörigen Teile Deutschlands, d. h. der mittlere und südliche Westen, bleiben noch lange, bis in die zweite Hälfte des Mittelalters, das kulturelle Zentrum. Die Franken, der Römer Besieger und Schüler



zugleich, bewahren auch im östlichen Teile des einstigen Gesamtreiches ihre kulturelle Überlegenheit: der im Prolog zum salischen Gesetzbuche hervortretende Frankenstolz leuchtet bei Otfried von Weißenburg (vgl. S. 113) unvermindert auf; er klingt sogar in der Gegenwart noch nach, wie etwa in den 1872 gesprochenen Worten des Zentrumsmannes Peter Reichensperger: „Wir Franken am Rhein, wo die erste christliche und staatliche Kultur gewurzelt hat . . .“ Die fränkischen Herrscher galten auch später immer als Vorgänger, Aachen blieb die Krönungsstadt. Aber die Franken hatten nun doch trotz Otfrieds Worten, daß sie sich nie einem König, der kein Frankenheld sei, unterwerfen würden, die Führung an jenen anderen mächtigen Stamm abgegeben, der in so vieler Beziehung ihr Antipode war, an die *Sachsen*, die nicht minder stolz waren als sie, wie sich das in den sächsischen Geschichten Widukinds, bei Thietmar von Merseburg oder in der älteren Lebensbeschreibung der Königin Mathilde zeigt, stolz insbesondere auf die jetzt von ihnen vollbrachten Taten, die das deutsche Volk zum ersten der Christenheit machten. Auch unter Führung dieses Stammes wurden keine nationalen politischen Ziele verfolgt, wieder ging der Zug nach dem Süden, nach dem Kaisertum, nach dem römischen Universalreich. Es lag darin eine Abwendung von den heimischen Traditionen, die nach Norden und Osten gerichtet waren, und eine Anpassung an den Südwesten, dessen Interessen und Ideale denen der Romanen ähnlicher waren.

Aber gleichwohl hat dieser Wechsel der Führung seine bedeutungsvolle national-kulturelle Seite. Die jetzt führenden Gruppen, die sogleich auch die Missionsarbeit für die weiter nördlich und östlich gelegenen Länder übernahmen, die dann wirtschaftlich den slawischen Osten eroberten und den unregelmäßigen Land- und Seehandel zu einem gewaltigen System von Kulturarbeit entwickelten, saßen in alten Stätten deutschen Wesens; was kulturell sich entwickelte, war hier weniger romanisch beeinflußt als dort im Westen und Süden, wo man sich auch später noch den Einwirkungen Frankreichs und in geringerem Maße Italiens oft eifrig unterwarf; Sachsen war gewiß noch auf den überlegenen Kulturwesten angewiesen, aber war nationaler, spröder, eigenständiger. Es war weiter außerordentlich wichtig, daß hier kulturelles Neuland war, daß Niedersachsen, also Niederdeutschland, eine bevorzugte Stellung erhielt und schnell eine frische Kultur erblühen sah, die ihrerseits nach Norden und Osten ausstrahlen konnte. Und wenn auch durch die Wiederaufnahme des universalen Kaisertums der Blick nach Welschland gerichtet wurde, wenn später die Salier den rheinischen Westen abermals zum Reichsschwerpunkt machten und das kulturelle Übergewicht des Südwestens überhaupt zunächst nicht beseitigt, ja mit dem Übergang des Königtums an süddeutsche Herrscher die tiefe Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland aufs neue besiegelt wurde, so bleibt doch der vorübergehend eingetretene Wechsel des Schwerpunktes ein für die Zukunft bedeutsames Moment.

Aber nun kam weiter hinzu, daß sich Dynasten zu Führern Deutschlands erhoben sahen, die als Stammesführer ihre militärischen, politischen und kulturellen Aufgaben im Osten erblickt hatten, und daß so die schon von Karl dem Großen begonnene *östliche Politik, die zugleich nationale Kulturpolitik* war, in energischer Weise wieder aufgenommen und gefördert wurde. Freilich war diese Politik durch äußere zwingende Gründe, durch die von den östlichen, nichtdeutschen Völkermassen drohende Gefahr eine absolute Notwendigkeit geworden, nicht nur an der Elbe, sondern auch im Südosten: sie wurde auch von den Königen zunächst in ihrer Eigenschaft als Sachsenfürsten weitergeführt. Gegen (Dänen und) Slawen wie gegen Ungarn rang Heinrich I. mit gutem Erfolge, aber durchaus

als Sachsenfürst; seine militärische Grenzsicherung, der „Burgenbau“, wodurch geschützte Zufluchtsorte, wie sie schon bisher in Sachsen üblich waren (vgl. S. 24), planmäßig und in großer Zahl in den gefährdeten Gebieten erstanden und mit immer kriegsbereiter Mannschaft drohten, war in erster Linie auf Schutz und Hebung des eigenen Landes gerichtet, das, wie überhaupt der Osten, schon unter Karl dem Großen, dann aber auch durch die Slawen- und Ungarneinfälle stark in seiner überhaupt nicht hohen Volkszahl zurückgegangen war. Mit der größeren Sicherung und den zahlreichen militärischen Ansiedelungen kamen geordnetere Zustände, die auch einen lebhafteren Verkehr und bessere Wirtschaft ermöglichten. Ein Eroberer slawischer Gegenden für das Deutschtum und ein wirklicher Kulturträger für diese östlichen Lande ist dann Otto der Große gewesen, bei dem im übrigen der spezifische Zug des Sachsenfürsten vor dem König und Kaiser zurücktrat. Zunächst wurde jetzt alles Land bis zur Elbe deutsch, dann aber ging die Unterwerfung rasch weiter in die ostelbischen Lande bis zur Oder: Ottos planmäßiges Vorgehen, seine großen Organisationen, die neuen Markgrafschaften, die Marken (d. h. Grenzdistrikte) Billungs und Geros — aus Geros Mark wurden später mehrere, zuletzt drei, Meißen, die Lausitzer und die Nordmark —, wie die neugestifteten Bistümer Schleswig, Brandenburg, Havelberg und das Erzbistum Magdeburg, waren die erste wichtige Stufe zur Rückeroberung des slawisch gewordenen Ostens, zur Kräftigung und Erweiterung des östlichen Deutschtums. Immerhin liegt doch das Schwergewicht der Kolonisation in dieser und der nächsten Zeit noch in den Gebieten westlich der Elbe. Jedenfalls entstand ein starkes Gegengewicht gegen den kulturälteren, aber allem Fremden mehr geneigten Westen und Süden. Und wenn auch die folgenden, den östlichen Aufgaben zunächst wieder abgewandten Zeiten die Anfänge wirklicher Kolonisation, in die wir freilich nicht klar sehen, vernichteten, wenn seit Otto II. ein mächtiger slawischer Rückstrom einsetzte und Otto I. wie seine Nachfolger die Eroberungen trotz aller Kämpfe nicht völlig halten konnten, die Haupterweiterung war doch nicht mehr rückgängig zu machen.

Eine nachhaltigere Kolonisation setzte ebenfalls bereits unter Otto I. im Südosten, in der eigentlichen Ostmark, ein. Es war die alte Karolingermark, die, nach der Zurückdrängung der Avaren, auf Grund umfassender Schenkungen aus Königsgut am stärksten unter Ludwig dem Deutschen, im ganzen jedoch spärlich und ohne System bis etwa 900 besiedelt war, in der Hauptsache von Bayern. Die Wirtschaftsweise war ganz extensiv, immerhin hatte man schon einige kulturelle Fortschritte gemacht, als durch den Sturm der Ungarn wieder alles verloren ging und bis auf wenige Reste verwilderte. So blieb es fast zwei Menschenalter. Dann aber griff man die Kolonisationsaufgaben von neuem an. Eben erst durch die endgültige Besiegung der Ungarn, die Ottos des Großen Werk ist, war hier neues Leben möglich, und in der Tat beginnt in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter planmäßiger Begünstigung seitens der Könige, die vor allem an die Kirche, an Klöster und Hochstifter, aber auch an weltliche Herren große Gebiete verliehen, eine lebhafte Kolonisationstätigkeit, die mit der Missionsarbeit der Kirche Hand in Hand ging, und deren Fortschritt uns später eingehend beschäftigen wird. Nachdem man um das Jahr 1000 die alte Karolingermark wieder besiedelt hatte, drang man weiter südöstlich zur Leitha und nordöstlich zur March vor. Zunächst freilich sind die Siedelungen auch jetzt nur spärlich in weiter Waldmasse verstreut, nur wenige hatten Kirchen, und die Klöster waren keineswegs zahlreich. Wo schon Slawen saßen, gingen die deutschen Siedler im Gegensatz zu den Slawen, die sich nur auf bequemen ebenen Böden, vor allem auf Waldblößen und in Flußtälern, am liebsten aber am Wasser ansiedelten (vgl. S. 28 f.), weit



energischer vor und dehnten das Kulturland bedeutend aus. Jedenfalls findet im Norden wie im Süden eine für die ganze Zukunft folgenreiche Wendung nach Osten statt; sie geschah aber auf Kosten des Volkes, das bisher die deutschen Grenzen bedrängt hatte, der Slawen.

Es war dies ein Volk, das, mag man nun eine vorgeschichtliche slawogermanische Gemeinperiode annehmen oder nicht, den Deutschen und ihrer Volksart jedenfalls von jeher sehr ähnlich war, ihnen auch ohne Zweifel verwandt ist, sich überdies vielfach mit ihnen gemischt haben wird. Von jeher haben die Slawen aber auch in den Deutschen, die wieder den Romanen als „Barbaren“ galten, die höheren Kulturträger gesehen, wofür zahlreiche charakteristische wirtschaftliche Lehnwörter sprechen, was sie freilich ebensowenig abhielt, in germanisches Gebiet zu dringen, wie die Germanen sich von dem der Römer ferngehalten haben. Manche Forscher haben ein sehr frühes Vorrücken der Slawen angenommen, die dadurch die Germanen zur Verdrängung der Kelten und später zur Völkerwanderung veranlaßt hätten. Trotz der weiten Ebene ist wegen des hemmenden Waldes kein schnelles Vordringen, am wenigsten ein solches in geschlossenen großen Massen anzunehmen. Jedenfalls haben die Slawen die von den Germanen verlassenen Gebiete früher oder später nach der Völkerwanderung ohne Lärm besetzt. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts sind sie, nach Jordanis zu schließen, noch nicht über die obere Weichsel gedrungen, dann muß die Überflutung sich rascher vollzogen haben. Aber weder die fremde noch die heimische Sage hat uns Spuren dieses Vorganges hinterlassen, der also sicherlich nicht als Vordringen eines eroberungslustigen, kräftigen Volkes aufzufassen ist. Nirgends hören wir von Kämpfen, obgleich doch diese östlichen Striche jedenfalls nicht ganz von Menschen verlassen waren. Solche germanischen Reste, die bis zum 6. Jahrhundert noch durch Funde nachweisbar sind, gingen widerstandslos in der slawischen Menge auf.

Lange von der Kulturwelt nicht bemerkt, treten die Slawen nun als drittes nordisches Volk nach Kelten und Germanen dieser inzwischen erweiterten Welt feindlich gegenüber. Die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen waren seit dem 6. und 7. Jahrhundert für sie günstig, wiederholt dehnten sie ihre Raubzüge über die Saale aus und setzten sich immer dichter jenseits derselben fest. Bis tief hinein nach Thüringen saßen sie, ebenso bis nach Franken und Bayern hinein. Der von Karl dem Großen im Jahre 805 festgestellte Limes sorabicus gab ihnen im Grunde den ganzen Osten preis. Dann wurden sie immer gefährlicher und verbündeten sich auch mit den Ungarn: erst die Sachsenherrscher eröffneten, wie erwähnt, eine wirkliche Gegenbewegung In den von ihnen besetzten Gebieten nun kehrten sich die Slawen nicht an die bisherige Siedelungsart der Deutschen, sondern legten ihre Gehöfte nach ihrer Art an, wie sie den Acker nach ihrer primitiveren Weise bebauten. Im übrigen darf man die Zustände der Slawen, die jetzt dem kultivierteren Deutschen verächtlich erschienen — wie dem Römer der „Gestank“ der Deutschen verhaßt war, so geht es dem Deutschen Sturmi, als er Slawen trifft, die in der Fulda baden —, in manchen Beziehungen nicht viel niedriger einschätzen als zum Teil die der Sachsen. Auf die dürftige Nahrung und die einfachen Lebensansprüche sah der Geschichtsschreiber Widukind freilich herab. An der Ostsee, die damals vielleicht noch gegliederter war und mehr Häfen bot, bewährten sich die dortigen Slawen, insbesondere die Pommern, als richtiges Seevolk, zugleich, wie einst die Sachsen, als gefährliche Seeräuber. Danzig (Gyddanize) an der Weichsel, Jumne bei der Seeräuberveste Jomsburg an der Odermündung (das sagenhafte Vineta), nicht identisch mit dem anscheinend erst nach Jumnes Zerstörung aufblühenden Julin (Wollin), das obotritische Buku an der

Travemündung waren Handelsplätze, an denen die Händler zusammenströmten. Diese Plätze vermittelten den Slawen, die sich übrigens früh verschwenderisch, aber auch gefällig und dienstbereit zeigten, manche angestaunte fremde Ware, erhielten infolgedessen allerdings auch in der Tradition eine größere Bedeutung, als sie wohl tatsächlich gehabt haben. Jumne nennt Adam von Bremen sogar die größte Stadt Europas. Wenn er von den dort auch wohnenden „Griechen" spricht, so deutet das auf den blühenden baltisch-byzantinischen bzw. baltisch-arabischen Handel durch Rußland, auf den hier nicht näher eingegangen sei. Das Heidentum dieser Slawen war dem „Christentum" vieler Sachsen nicht so ganz unähnlich, obgleich freilich Menschenopfer bei ihnen noch im Schwange waren. Gerade dieses Heidentum war aber das Moment, das sie besonders bekämpfenswert erscheinen ließ, und dessen Beseitigung als die wichtigste kulturelle Aufgabe galt, vor allem in einer Zeit, in der die Trägerin aller Kultur die Kirche war. Daraus erklärt sich das spätere Urteil des Chronisten Helmold, daß die Slawen „von Natur treulos und bösartig" seien. Überhaupt ist bei den Sachsen eine Überhebung gegenüber den Slawen ganz unverkennbar. Ehen zwischen Sachsen und Slawen galten als ungleich. Die ewigen Kämpfe an der Grenze bildeten eine wirkliche Rassenantipathie und bei beiden Völkern einen bitteren Haß aus, der auf beiden Seiten Grausamkeiten schlimmster Art hervorrief. Töteten jene alle Christen zuweilen in raffinierter Weise, so schworen diese, das schändliche Volk von der Erde zu vertilgen. Ähnlich wie es die Ungarn mit den Deutschen gemacht hatten, nahmen die Sachsen Slawen mit sich und setzten sie daheim als Hörige an, woher denn auch bei ihnen zuerst das bezeichnende Wort „Sklaven" aufgekommen sein wird; daneben wurde oft vernichtet, was vernichtet werden konnte. Durch die Überhebung der Deutschen fühlten sich die Slawen übrigens besonders tief gekränkt: sie wollten nicht wie „Hunde" behandelt werden. Dabei wurden sie von den Deutschen auch tüchtig ausgesogen. Die Erlangung von Abgaben war für die Deutschen das Wesentliche, und auch die Kirche ließ sich scharf zinsen. So war denn jener Rückschlag (vgl. S. 120) schließlich unvermeidlich. Aber der einmal eingetretene Gang der deutschen Kultur nach Osten bleibt jedenfalls eines der wichtigsten Merkmale dieser beginnenden nationalen Kulturepoche. Für die Ausbildung eines nationaleren Charakters der Kultur, die sich noch aus dem folgenden ergeben wird, ist diese Verschiebung höchst wichtig.

Sie verstärkte, da sie militärischen und Kolonisationscharakter zu gleicher Zeit trug, auch durchaus den Grundzug der damaligen, hinter dem vorgeschrittenen europäischen Westen und Süden bedeutend zurückgebliebenen Kultur, den agrarischen, der aber der kriegerischen Färbung noch nicht entbehrte. Von einer Bauernkultur kann man insofern nicht recht sprechen, als von einem eigentlichen Bauernstand vor dem 12. Jahrhundert nur die Elemente vorhanden sind und sich die Verbindung der verschiedenen Schichten der freien Bauern, die allenfalls dingliche Lasten zu tragen hatten, mit den persönlich Abhängigen usw. zu einer Klasse erst allmählich herausbildet. Aber agrarische Färbung durchdringt das ganze Dasein. Karl Wilhelm Nitzsch hat die Könige als die „größten Hofbesitzer dieses weltbeherrschenden Bauernvolkes" und für die Kirche „die Aufgaben der Gutsverwaltung" als wichtiger denn „die dogmatischen und politischen Debatten der benachbarten französischen Hierarchie" bezeichnet.

Die Bedeutung des Grundbesitzes für jeden Einzelnen wurde schon oben dargelegt: auf ihm basierte vor allem der Hauptträger der wirtschaftlichen Entwickelung, die Grundherrschaft (vgl. S. 101 ff.), die aber wieder auf die landbebauende Tätigkeit der großen verschiedenartigen Masse der Abhängigen angewiesen war. Innerhalb dieses agrarischen Daseins macht sich



nun aber als bemerkenswertes Moment ein Aufsteigen eben dieser unteren Schichten mehr und mehr geltend. Die vermehrte Zahl der Unfreien, mit denen auch die Minderfreien mehr oder weniger zusammengewachsen sind, ließ die ganze Klasse, die bei der doch erheblich geringeren Zahl der alten Vollfreien das eigentliche Volk ausmachte, allmählich in einem anderen Licht erscheinen als früher. Sie galten nicht als sozial minderwertig, insbesondere nicht die wirtschaftlich gehobenen Schichten unter ihnen. Denn innerhalb der Klasse entwickelten sich immer größere Unterschiede. Vor allem war auf die soziale Hebung der wirtschaftliche Aufschwung eines Teiles dieser Unfreien von Einfluß. Die freieren Zinsleute, die ihr Gut schließlich erblich innehatten, konnten durch selbständige Wirtschaft im Schutz ihrer Herrschaft gedeihen; die nähere Umgebung, die persönlichen Beamten und Diener in Hof- und Haushalt, der Kanzlei usw. (Ministerialen) konnten bei mächtigeren Herren äußere Karriere machen oder reich werden. Diese Schicht mischte sich auch mehr und mehr mit einem großen Teile der Freien, zumal da der Begriff der Freiheit jetzt weniger schroff aufgefaßt wurde, vielmehr auch Leute mit freieren Zins- oder Schutzverhältnissen weiterhin als Freie bezeichnet werden. Daher hieß denn bald gelegentlich jene höhere Schicht der Zinsleute schon frei. Aber selbst die unfreien Zinsbauern hoben sich wirtschaftlich, weil sie nun in gesichertem Besitz saßen (vgl. S. 106) und wirtschaftliches Gedeihen um so eher erwarten durften, als ihre Arbeit die eigentliche Grundlage der einsetzenden agrarischen Blütezeit war (vgl. S. 105) und ihnen das auch zum Bewußtsein kam. Im ganzen aber ist in unserer Epoche diese Hebung der unteren Klassen noch in den Anfängen und tritt erst später völlig deutlich hervor.

Ein nicht unwichtiges Merkmal dieser agrarischen Kultur ist nun endlich noch ihr binnenländischer Charakter, den wir als Resultat der Völkerwanderung schon oben (S. 73) feststellten. Politisch blieb dieser Charakter ja das ganze Mittelalter hindurch gewahrt: an eine Flotte hat das Reich nie gedacht, an die Möglichkeit, auch zur See seine Herrschaft zu stärken, deshalb nicht, weil die Zentralgewalt trotz der Sachsenkönige im Grunde immer in Süd- und Westdeutschland ihren Ursprung und Kern hatte. Kulturell ist freilich dieser Charakter später durchbrochen worden, und die Hansa ist auch zu einer politischen Macht geworden.

Die Quellen für die kulturgeschichtliche Betrachtung der Epoche fließen zunächst recht spärlich. Weder aus den poetischen Quellen, wie sie später reichlich vorhanden sind, von denen aber jetzt allenfalls nur das „Waltharilied" in Betracht kommt, noch aus den von Geistlichen verfaßten, ganz auf das kirchliche und politische Leben gerichteten geschichtlichen Darstellungen läßt sich für den Durchschnitt der Menschen, auf den es uns doch auch ankommt, überhaupt für die allgemeinen Lebensverhältnisse viel gewinnen. Nur aus einem Kloster, dem hervorragendsten dieser Zeit, aus Sankt Gallen, ist uns eine treffliche detaillierte Menschen- und Sittenschilderung in der Klosterchronik Ekkehards IV. erhalten, desselben Mönches, der vielleicht auch jenes „Waltharilied" umgearbeitet und so gerettet hat. Für das eigentliche Volksleben kommen sonst am meisten noch die Heiligenlegenden in Betracht. Wirtschaftsgeschichtliches Material bieten die Urkunden, aber für das 10. und einen Teil des 11. Jahrhunderts sind auch sie noch spärlich genug.

---

Die Epoche, in die wir jetzt treten, leitet eine erste nationale Blütezeit in Staat und Kultur ein. In politischer Beziehung wird insbesondere durch Otto I. unzweifelhaft eine Hegemonie Deutschlands begründet: das mächtige System des römischen Reiches deutscher Nation tritt ins Leben, die schönen Tage der deutschen

Kaiserzeit beginnen. In kultureller Beziehung aber ist gegenüber der ostfränkischen Periode, die völlig hinter dem Westen zurückstand, ein deutlicher Aufschwung bemerkbar, bei gleichzeitigem Erschlaffen der kulturellen Kräfte Italiens und Frankreichs, das zunächst ganz zurücktritt, freilich sehr bald eine neue Epoche seiner kulturellen Überlegenheit einleitet. Damals hatte Deutschland den Vorsprung nationaler Geschlossenheit, den die zerrütteten romanischen Länder politisch nicht einholen konnten, der aber auch ihre ältere Kultur trotz der namentlich in Frankreich fortgesetzten, nun von dem hohen Klerus getragenen Traditionen der karolingischen Renaissance bedeutend weniger auf Deutschland wirken ließ.

Überaus wichtig ist aber weiter, daß in politischer wie in kultureller Beziehung der eigentliche Träger des Aufschwungs die Kirche ist. Das war der gute Blick Ottos des Großen, daß er sein Reich auf die kirchliche Organisation, auf die Bischöfe gründete, weil er es auf den machtlüsternen hohen Adel nicht gründen konnte. An diesem System hielt die Folgezeit fest, nur daß Konrad II., der der Kirche kühl gegenüberstand, ebenfalls mit gutem Blick in dem niederen Adel, also in dem Laientum, eine Stütze suchte. Jenes System bewährte sich aber, weil die Kirche wieder völlig vom Herrscher abhängig war, und weil die Bischöfe ihren Einfluß und ihre Macht niemals, wie der hohe Adel, erblich machen konnten. Auch der große Karl beherrschte die Kirche (vgl. S. 92), aber sein Staat diente in letzter Linie ihren Zielen: jetzt diente die Kirche, die ja kulturell durchaus führte (vgl. S. 110 f.), eher dem Staate.

Das deutsche Königtum, über dessen Charakter als Wahl- oder Erbreich zu streiten müßig ist, war, wie ja überhaupt das Unsystematische das Bezeichnende des deutschen Verfassungslebens ist, kein in allen Einzelheiten rechtlich umgrenztes, etwa schriftlich fixiertes und fest gegründetes Institut. Das reine Erblichkeitsprinzip der früheren Zeit ist im deutschen Königtum nicht mehr direkt vorhanden, womit übrigens die Gefahr der Teilung des Reiches behoben war, aber das im wesentlichen ein Wahlkönigtum darstellende Königtum hat sich größere Zeiträume hindurch die Erblichkeit geradeso zu sichern verstanden, wie das die Großen in noch höherem Grade für ihre Lehen vermochten: der Umfang seiner Macht hing eben immer von der Tatkraft, von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Charakteristisch für das Königtum war schon seit den fränkischen Zeiten der ständige Wechsel des Hoflagers, die „Regierung im Umherziehen“. Bedingt war sie nach allgemeiner Annahme durch die naturalwirtschaftliche Grundlage des Lebens: die Naturaleinkünfte der Königsgüter mußten eben an Ort und Stelle in einer Pfalz, an die jene lieferten, verzehrt werden; man konnte sie nicht weit fort in eine ständige Residenz transportieren. Diese Ansicht hat Dopsch bestritten. Von einem gleichmäßigen Wechsel der Pfalzen ist nicht die Rede: bestimmte werden bevorzugt, und zwar, wie Dopsch wenigstens für die Karolinger erweist, diejenigen, die zum alten Hausgut gehören. In den Bischofsstädten lebte der Hof wohl vom Kirchengut. Sonst machten jedenfalls die politisch-kriegerischen Verhältnisse wie die Unsicherheit der Macht die zeitweilige persönliche Anwesenheit des Herrschers in den verschiedenen Gebieten des Reiches notwendig. Nur so konnte er auch dem Volk greifbar als höchster Schützer des Rechts erscheinen.

Die Organe eines persönlichen Regiments — denn von einer modernen Verwaltung ist andauernd keine Rede — fehlten nun freilich dem Königtum zum guten Teil. Der hohe Adel, im Grunde Amtsadel, sollte der Träger der Verwaltung sein. Aber die erreichte oder immer wieder erstrebte Erblichkeit der Ämter und Amtslehen, einfach die Folge der Naturalwirtschaft und der Gründung des Amtes auf den Grundbesitz (vgl. S. 108), hinderte jede sichere Funktionierung dieser Verwaltung. Das ganze System des Lehnswesens bedingt



von vornherein eine Schwäche der Verwaltung, eine Schwäche des Königtums selbst. Alles hängt mehr oder weniger von dem guten Willen des Einzelnen ab: die noch am meisten wirkende traditionelle und eine gewisse innerliche Bindung (vgl. S. 109) hielten öfter vor den egoistischen Gelüsten der Menschen nicht stand. Der auch in Frankreich und England sichtbare, diese ganzen Jahrhunderte beherrschende Kampf zwischen Königtum und Großen für und gegen eine straffere Staatseinheit ist das Hauptmoment.

Die eigentlichen hohen Verwaltungsbeamten, die Spitzen der alten Verwaltungssprengel, die Grafen, fühlten sich je länger je mehr nicht als Beamte, sondern vor allem als Herren. Sie sollten später das der Zentralmacht gefährlichste Element werden, da sich vorzugsweise aus ihnen das spätere Landesherrentum entwickelte. Die Grafschaften deckten sich zunächst nicht selten mit den alten Gauen, die ursprünglich nichts weiter sind als mehr oder weniger landschaftlich bestimmte Siedelungsbezirke kleinerer oder größerer Volksgruppen, aber als natürliche Bezirke doch über das rein Räumliche hinaus auch für das öffentliche Leben von grundlegender Bedeutung geworden sind. Ihre tief im Volke wurzelnden Bezeichnungen zeigen den Einfluß des natürlichen landschaftlichen Moments, auch des formal geographischen (Bezeichnung nach Himmelsrichtungen), weisen aber gelegentlich auch auf den Volksstamm hin, der einst den Gau innehatte. Schon die ganz verschiedene Größe der Gaue schloß freilich von Anfang an ein völliges Zusammenfallen mit den Grafschaften aus: später gehen Gau und Grafschaft erst recht auseinander. Ein Gau kann mehrere Grafschaften umfassen, eine Grafschaft in mehreren Gauen liegen. Allmählich tritt dann die Bedeutung der Gaue im öffentlichen Leben ganz zurück; ihre Namen hält das Volk freilich dauernd fest, während diese aus den Urkunden mit dem 13. Jahrhundert verschwinden. Die alte Gaugrafschaft setzte später nur der Landgraf fort infolge der Innehaltung der höheren Gerichtsbarkeit in einem ganzen Gau. Andere besondere Arten der Grafen waren die Hüter der gefährdeten Grenzbezirke, die namentlich militärischen und deshalb selbständigeren, bald an Machtfülle wachsenden Markgrafen, deren Bezeichnung auch auf Grafen an der Westgrenze und sonst überging und schließlich nur einen höheren Titel bedeutete, ferner die Pfalzgrafen, die auf den alten hofgerichtlichen Hofpfalzgrafen wie auf die wesentlich richterlichen Kammerboten zurückgingen, zugleich als eine Art Verwalter der Krongüter in den Stammesbezirken königliche Interessen gegenüber den Herzögen vertraten.

Diese höherstehende, aber nicht etwa irgendwie organisch zwischen Grafen und Königtum geschobene, in ihrem rechtlichen Wesen ebenfalls nicht fest definierbare Machtorganisation, das jüngere Herzogtum (vgl. S. 100), war zur Verwaltung nicht allein völlig ungeeignet, sondern als natürliche Spitze volkstümlicher gesonderter Stammesgebiete ein dem Königtum im höchsten Grade widerstrebendes und ihm unbequemes Element. In der Zeit der Schwäche der Zentralgewalt, um den Beginn des 10. Jahrhunderts herum, waren diese Herzöge der Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken als selbständige politische Herren emporgekommen, gestützt auf alten Besitz, gestärkt durch Amtslehen, Grafschaften usw. In diesen Herzogtümern verkörperte sich vor allem eben das so wichtige Sonderleben der Stämme, die auch kulturell noch immer große Unterschiede bewahrten. Lothringen freilich war kein Stammesgebiet, wenn auch im wesentlichen fränkisch, aber es war ein gesondertes Kulturgebiet, das mit dem französischen Westen in Verbindung stand, die höheren westlichen Einflüsse in sich aufnahm und ständig dem eigentlichen Deutschland vermittelte, insbesondere in geistiger Beziehung. Das deutsche Wesen wird am meisten von den Sachsen, aber auch von

den Bayern repräsentiert, die trotz jener frühen kulturellen Einflüsse (vgl. S. 86) und ihrer regen Handelsbeziehungen zum Südosten (auf der Donaustraße) im ganzen kulturell zurücktraten und in einfachen Verhältnissen ihre Stammesart pflegten, unter anderem auch altes poetisches Gut treu bewahrten. Neben den Franken spielten sie aber unter ihren Herzögen eine hervorragende Rolle, während später die Schwaben mehr hervortraten, nicht nur politisch, sondern vor allem auch kulturell. Die Kämpfe zwischen Königtum und Herzogtum — noch Heinrich I. war fast ganz in den Händen der Herzöge — schienen unter Otto dem Großen zunächst zur Angliederung an das Königtum durch Familienverbindung und damit zur Sicherung einer straffen Zentralgewalt zu führen, zumal da die Machtbefugnisse der Herzöge, die z. B. Grafen ernannten, stark beschnitten wurden. Aber doch erhob sich das Herzogtum, zunächst im Zusammenhange mit Familienzwist, als territoriale, partikulare, dem König stets widerstrebende Stammesmacht, die auch dem Volke teurer war als das Königtum, immer von neuem, ließ sich auch nicht als Zwischeninstanz verwenden.

In der Erkenntnis solcher prekären Lage hat also Otto der Große die Spitzen der kirchlichen Organisation des Reiches, die Bischöfe, die schon Karl der Große als seine Organe benutzt hat, zu eigentlichen Trägern seiner Verwaltung gemacht. Indessen hängt diese Möglichkeit doch mit der ganzen eigenartig-germanischen Gestaltung des Kirchenrechts, die wir schon mehrfach angedeutet haben, und die hier einmal näher erörtert werden muß, zusammen. Es war eine Auffassung, die etwa seit Karl Martell das zu merowingischen Zeiten noch völlig von römischer Tradition beherrschte Kirchenwesen zu durchdringen begonnen hatte. Ulrich Stutz hat nachgewiesen, daß sich in Anknüpfung an den heidnischen Eigentempel der Germanen (vgl. S. 47) bei den christlich gewordenen Stämmen das von ihm so genannte Institut der Eigenkirche herausbildete, zuerst bei den arianischen Goten, später langsam auch bei den nichtarianischen Langobarden und Franken, aber auch bei Angelsachsen und Nordgermanen. Von einem spezifisch arianischen Charakter des Instituts als einer Eigentümlichkeit der arianischen Germanen und einer späteren Übertragung auf die Nichtarianer (wie H. v. Schubert will) kann keine Rede sein. Es ist eine gemeingermanische Institution, indessen nicht dem germanischen Individualismus entsprungen, sondern dem Herrensinn und der Herrschaftsübung der Germanen, hervorgegangen aus dem Besitz- und Eigentumsrecht des Herrn und der erstrebten Ausnutzung des Eigentums. Wie der germanische Hausvater und der Fürst seinen Tempel auf seinem Grund und Boden besitzt, so gehört dem Grundherrn der christlichen Zeit, auch der geistlichen Grundherrschaft, nicht minder der Markgenossenschaft und vor allem dem König die auf dem eigenen Grund errichtete Kirche mit allem Drum und Dran; dem entspricht das völlige Verfügungsrecht über sie, über ihre Einkünfte wie die Anstellung der Geistlichen (daher auch anfangs von Unfreien). Weiter wurde die Entwickelung nun von dem alles durchsetzenden Benefizialwesen (vgl. S. 107 f.) ergriffen. Als Benefizium (wenn auch mit einigen formellen Abweichungen) wurde dem Geistlichen die Kirche nebst einer Pfründe (nach dem Kapitular von 818/19 mindestens einer Hufe) als Entgelt und Existenzgrundlage für die Versehung seines Amtes verliehen. Seit dem späteren 9. Jahrhundert erfolgte auch die Besetzung der Bistümer und Abteien nach den Grundsätzen des Benefizialrechts. Die Kathedralkirchen galten gewissermaßen als Eigenkirchen des Königs, wie diesem auch im Fall der Erledigung eines Bistums die Einkünfte zufielen. Dieses Spolienrecht des Königs hat noch lange bestanden, erst Friedrich II. hat darauf verzichtet. Freilich hatte ja schon seit Karl Martell (vgl. S. 92) der König über das Kirchengut verfügt, es hatte sich ferner



aus der Schutzherrschaft über die Kirche (vgl. S. 92) überhaupt ein gewisses Verfügungsrecht ergeben. Mit der Ausdehnung des Eigenkirchengedankens auf die Bistümer — freilich nur bis zu einem bestimmten Grade — und namentlich auf die Reichsabteien, die völlig als Reichsgut erschienen, wuchs der Einfluß des Königs außerordentlich, und wenn das Ganze überhaupt eine Beeinträchtigung insbesondere der Episkopalgewalt durch das germanische Herrenbewußtsein darstellt, so kam diese Entwickelung auf ihren Höhepunkt. Wenn auch die bischöfliche Macht ihrerseits zunahm, die Bischöfe zudem schon unter Karl dem Großen und seinem Nachfolger „ein Aufsichtsrecht“ über die Eigenkirchen erlangt hatten, so griff der König doch seinerseits selbst in die inneren Verhältnisse der Bistümer ein, gründete neue usw. So konnte jenes Wachsen des bischöflichen Einflusses nicht nur ungefährlich erscheinen, vielmehr empfahlen sich die vom Könige derart abhängigen Bischöfe als die geeignetsten Organe und Stützen seiner Machtausübung, seiner Verwaltung, während die weltlichen Herren infolge der Schattenseiten des Lehnswesens mehr und mehr versagten. Das Recht, die Bischöfe zu ernennen, gewährleistete dem König eine ihm genehme Auswahl der Personen, zumal dazu Geistliche, die in der Kanzlei oder der Kapelle ihm nahegetreten waren, genommen wurden. Daß die Kanzlei, die einzige reine Verwaltungsstelle, freilich nur technisch-bureaukratischen Charakters, lediglich mit Geistlichen besetzt wurde, sahen wir schon (S. 111) und müssen es bei deren alleiniger Befähigung zur Handhabung des Urkundenwesens natürlich finden. Die alte geographische Gliederung der bischöflichen Diözesen hinderte ein Zusammenfallen mit den partikularen Stammesinteressen; dazu kam die schon betonte Unmöglichkeit, die gewonnene Stellung erblich zu machen, ein Umstand, der bei den Machtgelüsten, in denen die geistlichen Herren den weltlichen kaum nachstanden, von wesentlicher Bedeutung war.



Thronender Abt mit Stab. Nach einer Miniatur des 13. Jahrhunderts (Min. 25) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

So wurden die Bischöfe und auch die Reichsäbte (vgl. Kap. IV; siehe die obenstehende Abbildung) zunächst die wirtschaftlichen Stützen des Königs. Ihnen wurden mit Vorliebe die öffentlichen Leistungen, zu denen wie überhaupt zur Erfüllung sozialer Aufgaben die Kirche ohnehin geneigt war, auferlegt gegen Verleihung von Krongut, Zöllen usw., überhaupt gegen eine reiche Ausstattung und Begabung. Ihre Kontingente ferner, die aus ihren und ihrer Vasallen Kriegsmannen zusammengesetzt waren, leisteten dem König die sicherste Heeresfolge und bildeten den Hauptteil der Heere. Die Bischöfe zogen auch selbst öfter mit zu Felde. In ihrem Verwaltungsbereich, der durch die Verleihung der Immunität und deren nunmehrige Entwickelung zu einer dem Grafenrecht entsprechenden Kompetenz zum

kleinen Staat, dem Herzogtum ähnlich, wurde, erfüllten sie ihre Aufgaben, zumal da die alte kirchliche Organisation und ihr Apparat ihnen zur Verfügung stand, trefflich; dabei fehlte die Gefahr einer Opposition gegen den König, so daß dieser auch den Bischöfen Grafschaften zur Wiederübertragung überließ. Endlich bildeten sie die wesentlich königliche Partei auf den Versammlungen der Großen, die an Stelle der alten Versammlung der Freien vom König zu seiner Beratung, zur Besprechung von Heerfahrten, größeren Verwaltungsakten, auch wohl zum Rechtsprechen bei Zwisten unter den Großen berufen wurden, die sich aber auch sonst bei wichtigen Anlässen, z. B. bei den hohen kirchlichen Festen, leicht beim König zusammenfanden. Denn die selbstsüchtigen Großen suchten den Hof häufig in eigenem Interesse auf. Namentlich aber waren es wieder die Bischöfe, die der König gern um sich sah, und die dann wohl zeitweise den Charakter von einflußreichen Beratern erhielten. Auf die Großen war im übrigen selbst ein Herrscher wie Otto immer angewiesen: sie blieben auch unter ihm ein Hauptfaktor.

Überhaupt ist ja zu bedenken, daß ein Zusammenhang zwischen dem Episkopat und den weltlichen Großen durchaus nicht fehlte: viele Bischöfe gehörten den aristokratischen Familien an und werden diesen verwandtschaftlichen Beziehungen nicht jeden Einfluß auf ihre Haltung haben nehmen können; in gewisser Weise waren ferner auch sie in den Händen ihrer Vasallen, die oft genug den Bischof wohl oder übel nach ihrem Willen zwangen. Aber gerade diese Übergriffe und ebenso die begehrlichen Gelüste der weltlichen Vögte, die ihr Amt ebenfalls erblich gemacht hatten, nach dem Besitz der Abteien und Klöster schufen doch nun wieder einen scharfen Gegensatz zu den weltlichen Großen. Auch das Wiedererstehen des Stammesherzogtums war mit einer Inanspruchnahme von Kirchengut verbunden. Das Herrenbewußtsein mächtiger Laien (vgl. S. 127) machte vor der Kirche durchaus nicht halt. Den Einfluß verwandtschaftlicher Beziehungen aber hat wenigstens Otto der Große insofern zum Teil beseitigt, als er die Bistümer möglichst nicht mit Einheimischen besetzte, Sachsen z. B. auf lothringische Bistumsstühle brachte. Ebenso hat Heinrich II. Bayern zu sächsischen Kirchenfürsten gemacht. Die Gunst ferner, die die Könige prinzipiell den Bischöfen zuwandten, konnte jenen Gegensatz wieder nur verschärfen. So hat denn auch die Verbindung des Herrschers mit der Kirche zu staatlichen Zwecken lange gedauert und sich durchaus bewährt: selbst nach dem Eindringen der strengkirchlichen Reformbewegung ist das Bistum zunächst noch seiner öffentlichen Aufgaben bewußt und dazu befähigt geblieben. Allerdings ist die Verbindung des Herrschers mit der Reformpartei, wie sie unter Heinrich III. eintrat, der Anfang vom Ende der bisherigen, auf die Kirche sich stützenden Politik gewesen: dadurch wurde die Ausbildung der Kirche als unabhängiges, nur seinen Zielen lebendes Institut mächtig gefördert. Eine selbständige Kirche aber war kein brauchbares Werkzeug mehr für die weltliche Macht. Das innere Leben der Kirche war überdies von dem Eingriff der Herrscher auch unter Otto im Gegensatz zu Karl dem Großen verschont geblieben: es kam auf ihre weltliche Benutzung an.

Diese Macht über die Kirche, die dem Staat dienen sollte, dauernd zu sichern, ist nun auch das Hauptmoment gewesen, das Otto den Großen nach dem Kaisertum hat streben lassen, also ein sehr realer Grund, keine mystische Idee. Denn mit dem Kaisertum war zugleich, wenigstens damals noch, die Herrschaft über die höchste Spitze der Kirche gegeben, die sonst außerhalb des Machtbereichs des deutschen Königs war. Anderseits ist es nun doch wohl wie einst (vgl. S. 91) gerade die Kirche gewesen, die zu dem folgenreichen Schritt Ottos die Anregung gegeben, jedenfalls an ihm das größte Interesse gehabt hat. In dem Kaisertum sah die Kirche den besten Halt für ihre eigene einheitliche Organisation und die beste Sicherung ihrer



Tätigkeit, und zweifellos wirkte in diesem Streben nach Wiedererrichtung des alten Imperiums das Fortleben römischer Traditionen innerhalb der Kirche ganz wesentlich mit. Zur Wiederaufnahme des abendländischen Kaisertums, die wohl in nachkarolingischen Zeiten kleine romanische Fürsten schon versucht hatten, erschien nun bei dem politischen Vorsprung Deutschlands nur der deutsche König befähigt, und so ist denn auch die spätere Theorie des Papsttums über seine Rechte zunächst undenkbar: die Mitwirkung des Papstes, die Krönung, war im Grunde Zeremonie, wie noch mehr die Mitwirkung des römischen Volkes, das dabei Bestätigung einiger Privilegien erhielt, rein dekorativ war. Otto hielt sich zum Kaisertum ohne Zweifel vor allem schon deshalb berechtigt, weil er sich trotz seines Sachsentums als König der Franken fühlte, als wirklichen Nachfolger Karls des Großen: dem Frankenherrscher aber gebührte, wie die Auffassung schon in Ottos Tagen sich heraushebt, das römische Kaisertum, dessen Bestand nach Augustinischer Idee mit dem Bestand der Welt zusammenfällt. Ein Moment bei der Wiederaufnahme des Kaisertums durch Otto I. ist schon oben (S. 119) betont worden: das ist der natürliche Zusammenhang der Kaiseridee mit dem deutschen Süden. Indem Otto sich dieser Idee zuwandte, verließ er die nach Norden und Osten gerichteten sächsischen Traditionen und unterwarf sich dem Einfluß der früher führenden Reichsteile. Es ist daher erklärlich, daß die unmittelbaren Nachfolger Ottos ihr Sachsentum völlig zurücktreten ließen, ebenso wie die Erfüllung ihrer sich aus diesem ergebenden Aufgaben, und daß dann später auch der Abkunft nach die Träger des Kaisertums nur noch Süddeutsche waren. Es war der auf natürlichen Verbindungen und uralten Beziehungen beruhende, im Laufe der Geschichte immer verstärkte Zug zum Mittelmeer, der, wie er gelegentlich Sonderfahrten süddeutscher Herren nach Italien hervorrief, so die Süddeutschen, vor allem die schwäbischen Herzöge, die auch die Wege nach Italien in Händen hatten, zu Anhängern der Kaiseridee, zu Trägern der Römerzüge machte. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß, wenn der Kaiser kein Schwabe war, er leicht mit den schwäbischen Herzögen in Konflikt geraten konnte, weil diese vor allem die eigentlich kaiserliche, die südliche Politik als ihr Sonderprivileg ansahen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat so immer ein nach Süden gerichtetes Antlitz gehabt. Unter den Nachfolgern der Sachsen, den salischen Herrschern, hat sich daher die angebahnte Verbindung der norddeutschen Lande mit Süd- und Westdeutschland wieder völlig gelockert: bevorzugten noch Konrad II. und Heinrich III. für ihren Aufenthalt auf den Pfalzen den Harz, so hielten sich Heinrich IV. und Heinrich V. lieber in den Rheingegenden auf. Fortan ist anderseits die wiederholt angedeutete Sonderentwickelung Niederdeutschlands eine unabänderliche Tatsache.

Gerade die salischen Herrscher haben aber auch, wie schon vorher Heinrich II., das gewaltige Gebilde des Reiches fester gegründet: gegenüber der ins Weite schweifenden, universalistisch gefärbten Reichsidee und idealistischen Auffassung der Ottonen greift eine nüchternere Auffassung Platz, die auf den Ausbau der Institutionen und die Kräftigung des Ganzen, auf ein festes Mittelreich mit Einschluß von Ober- und Mittelitalien wegen der damit gegebenen Herrschaft über das Papsttum, aber nicht auf ein Universalreich gerichtet ist. Das Reich war durchaus auf das Lehnswesen gegründet, dessen Entstehung schon (S. 107 f.) entwickelt wurde. Es war ein lebendiger Organismus, dessen stufenmäßiger Aufbau eine Auffrischung von unten durchaus gestattete und den alten schroffen Unterschied von Frei und Unfrei verwischte. Die Möglichkeit des Aufsteigens in die nächste Stufe war immer gegeben: die beiden führenden Schichten, die Geistlichen und die Ritter, welch letztere wir erst

später allmählich entstehen sehen werden, wurden von untenher beständig ergänzt. Auf das Lehnswesen war insbesondere auch die Seite des Reiches gegründet, die für die damalige Zeit so wesentlich war und seine Größe mit bedingte, die kriegerische. Die Umbildung des *Heeres* in ein ritterliches Lehnsheer, die wir schon (S. 107) einsetzen sahen, kam unter den sächsischen Herrschern zum Abschluß. Vor allem haben die Römerzüge auch die weitere Verwendung des alten, noch in Sachsen lebendigen Volksheeres, auf das sich Heinrich I. und anfangs auch Otto I. noch stützten, das als Landwehr an den Grenzen bestehen blieb, unmöglich gemacht. Der Kriegsdienst wird ein Sonderberuf, er beruht auf dem Lehnswesen, das die großen Vasallen nach unten hin weiter ausbilden; von ihm ist der landbebauende kleine Mann ausgeschlossen. Er wird der Beruf des Vasallen, der allein die Möglichkeit der Ausrüstung als schwerbewaffneter Reiter hat, der auch dazu durch ritterliche Übungen sich systematisch geeignet zu erhalten sucht. Unter den salischen Herrschern hat Deutschland zur Zeit Konrads II. und noch mehr Heinrichs III. den Höhepunkt kaiserlicher Macht erlebt, aber auch weiterhin blieb das *römische Reich deutscher Nation* das glanzvolle Zeugnis der führenden Stellung unseres Volkes bis zu den Tagen der Staufer. Das Bewußtsein dieser Größe ist auch in das Volk übergegangen. Gewiß ist die *Kaiseridee* international und kirchlich gefärbt, aber ihre Träger waren deutsche Herrscher, und von deutschem Idealismus ist sie trotz aller realpolitischen Grundlagen durchdrungen. In der deutschen Kaisersage liegt, mag sie auch aus ganz anderen als nationalen Quellen erstehen, die Personen verquicken und wechselnde Züge annehmen, doch die sehnsüchtige Erinnerung auch der Masse an eine Zeit deutschen Glanzes verborgen. Wenn man das Undeutsche der Kaiserpolitik beklagt hat, so zeigt eben diese Volkserinnerung, daß ein so stolzes und großartiges Gebilde wie das Reich, das gegenüber der damaligen Zersplitterung des übrigen Europas wirklich eine bedeutende Errungenschaft war, doch das Nationalgefühl, das die Römerzüge schon durch den Gegensatz zu den Italienern stärkten, ungemein anfeuern und wachhalten mußte. Gerade die Kaiserzeit hat die vorher im ostfränkischen Reich äußerlich geeinigten Stämme auch innerlich durch eine gewisse Gemeinschaft von politischen Anschauungen, von Einrichtungen und Sitten mehr zusammenwachsen lassen, obwohl die Fortdauer der Stammesgegensätze charakteristisch bleibt.

In kultureller Hinsicht ist als folgenreichste Seite der Kaiserpolitik ohne Zweifel die *Verbindung mit Italien* anzusehen. Italien, trotz damaliger Ermattung immer noch der wichtigste Teil der einstigen großen Kulturwelt, ist zunächst eben durch das deutsche Kaisertum vor dem Untergang durch den arabischen Ansturm und vor Erstarrung unter byzantinischer Herrschaft bewahrt worden. Es hat dann später seinerseits viel von romanischer Kultur in geistiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht an die Deutschen abgegeben, und zwar in reinerer und freierer Form als das Westfrankenreich, das bisher für die Deutschen vorbildlich gewesen war, und bei dessen Kultureinflüssen in der Regel eine allzu große Abhängigkeit der Deutschen zu beobachten ist. Im Verhältnis zu Italien zeigt sich vielmehr eine fruchtbare Wechselwirkung. Die Verbindung mit dem Süden ist es auch, die schon unter Otto dem Großen jene höhere Kulturströmung mit hervorbrachte, die man als *Ottonische Renaissance* zu bezeichnen liebt. Freilich mußte bereits betont werden, daß, wie des politischen, so auch dieses kulturellen Aufschwunges Trägerin durchaus die Kirche war. Gerade der jetzt außerordentlich gewachsene Einfluß des Klerus, der aus der Fremde zuerst neue Bildungsinteressen in sich aufnahm, hat den Romanismus, insbesondere die intensivere Pflege der lateinischen Sprache, auch in die Laienkreise getragen. Aber wir werden diese Ottonische Episode



kirchlicher Kulturtätigkeit am besten im Zusammenhang mit den Kulturleistungen der Kirche überhaupt, die für die ganze Zeit die Kulturträgerin genannt werden muß, behandeln (Kap. IV). Durch den Klerus hat Deutschland damals nicht nur politisch, sondern auch geistig auf den Westen, so auf Lothringen, gewirkt. Es bedeutet aber weiter die Ottonische Renaissance ein gewisses Heraustreten aus der bisherigen Haltung der Deutschen, die nach der Berührung mit der fremden Kultur zur Zeit der Verbindung mit dem Frankenreich schon während der ostfränkischen Zeit deutlicher ihre *Abneigung gegen die Aufnahme fremden Kulturgutes* gezeigt hatten. Immerhin hat noch die Zeit der sächsischen Kaiser die gleiche, nun auch mit einem kräftigeren Volksleben und einer stärkeren politischen Betätigung zusammenhängende Haltung doch in vielen Beziehungen bewahrt, und jene Renaissanceströmung, soweit sie über den Klerus hinausging, trug mehr einen exklusiven höfisch-aristokratischen Charakter. Man übernahm sonst antikes Gut, soweit es die Kirche übermittelte, aber mehr unbewußt und immer in Verbindung mit altheidnischen Gedanken und Gewohnheiten.

---

Im ganzen gilt jene Beschränkung auch von einer neuen fremden Strömung, die damals, wieder auf Grundlage der antiken Kultur, nur neuartig gefärbt und vor allem mit orientalischen Elementen versetzt, auftrat, einer Strömung, die man früher leicht geneigt war zu überschätzen, deren Vorhandensein aber, wenn auch nur mit sehr äußerlichen Wirkungen, doch nicht geleugnet werden darf. Man pflegt diesen Einfluß schlechthin an den Namen von *Byzanz*, seit Konstantin dem Großen Konstantinopel genannt, zu knüpfen. Diese handelsmächtige Hauptstadt von Ostrom hatte die eigentliche Erbschaft der antiken Kultur angetreten, die ganze Verwaltung, insbesondere die der Finanzen, das Heerwesen, das römische Recht, die antike Wissenschaft und die antike Kunst überkommen und weitergebildet. Eine Stadt der Griechen mit griechischer Verkehrssprache, aber auch schon orientalisch gefärbt, war diese römische Hauptstadt — Romäer hießen ihre Bewohner — für das Abendland vor allem die Vermittlerin der Schätze des Orients. Sie hatte zu einer Zeit, da die weströmische Kultur rettungslos verfiel, noch ein reiches, blühendes Kulturleben, und erst viel später ist das, was man früher mit dem Begriff des Byzantinischen verband, Verknöcherung, Erstarrung in äußeren Formen und Formeln und innere Unfruchtbarkeit, für sie charakteristisch geworden. Sehr groß ist der Einfluß dieser Kultur auf die Slawen gewesen. Wie weit sich aber *dieser Einfluß auf das in vielen Beziehungen durchaus niedriger stehende westliche Abendland* erstreckt hat, darüber ist man nicht einig. Auf die eigentlichen Schwierigkeiten dieser vielumstrittenen „byzantinischen Frage“, die sich erst durch Strzygowskis grundlegende Forschungen herausgestellt und zu klären wenigstens begonnen haben, können wir hier nicht näher eingehen. Das ist die Frage: was ist überhaupt byzantinisch? Nach Strzygowski ist nicht Byzanz der belebende Born der sogenannten byzantinischen Kultur, sondern *Kleinasien*, die blühenden Kulturstätten Syriens und Ägyptens, anfangs Alexandria, dann Antiochia und Jerusalem. Erst nach diesen spielt *Byzanz* seine Rolle, aber nur die der *Vermittelung*. Hat man früher in Byzanz die Vermittlerin der antiken, freilich gealterten Kultur für den Orient gesehen, so nimmt Strzygowski umgekehrt nach nicht allzu langer Befruchtung des Orients durch die griechische Kultur eine starke Einwirkung der lebendigen und schöpferischen kulturellen Kräfte des *Orients* auf Byzanz und weiterhin auf das Abendland an. So wird die byzantinische Frage zu dem Problem, wie weit die abendländische Kultur des früheren Mittelalters und vor allem die Kunst — denn dieses Gebiet steht bei der ganzen

Frage im Vordergrund — von der kleinasiatischen Kultur beeinflußt ist. Strzygowski geht in dieser Beziehung sehr weit und führt nicht nur die Entwickelung der Kleinkünste, sondern auch die des (romanischen) Kirchenbaues zum guten Teil auf solche Grundlagen zurück.

Es war schon gegenüber dem Einfluß Roms zu betonen, daß die höhere Kultur der Deutschen doch nicht allein auf fremden Elementen beruht: noch mehr gilt dies gegenüber den byzantinisch-orientalischen Einwirkungen. Aber ganz gering sind diese gleichwohl nicht gewesen, und sie sind sehr früh hervorgetreten. Wenn wir unter frühzeitlichen Funden im Westen jene Verzierungsweise durch das Einsetzen von Edelsteinen oder farbigen Glasstücken häufig finden (vgl. S. 82), so ist sie dem Osten zuzuschreiben und zeugt von dessen weitreichendem Handelsverkehr. „Byzantinisch" war auch die Filigranornamentik der importierten Schmuckgeräte. Der Import aus dem Orient nach Gallien, zum Teil durch syrische Kaufleute besorgt, war, namentlich für Seidenstoffe, überhaupt noch in den ersten Zeiten des Merowingerreichs bedeutend genug. Wir kommen damit auf *die unmittelbaren Verbindungen orientalischer Elemente mit dem Westen*, auch ohne die Vermittlerrolle von Byzanz. Die eben erwähnten *syrischen Kaufleute* scheinen doch eine größere Rolle gespielt zu haben. In Orleans schallten Gregor von Tours rechts syrische, links lateinische Laute entgegen. 589 sind syrische Kaufleute in Narbonne bezeugt. Wir hören von Waren, die aus Ägypten, von Gaza usw. in das Frankenreich kommen. Aber dieser direkte Handel mit dem südlichen Frankenreich wird durch die Sarazenen im 9. Jahrhundert unterbunden: Italien behält allein den Verkehr mit dem Orient. Unter den Geistlichen war gleichfalls das syrische Element stark vertreten (vgl. S. 87), und ebenso ist es unter den Päpsten zu finden. Auch im gottesdienstlichen Leben der Kirche weist manches nach Osten (Liturgie). Vor allem war aber, wie Sauer mit Recht betont, das Mönchswesen, das Produkt des Orients, der Kanal für unmittelbare Einflüsse Kleinasiens und Ägyptens auf Italien und das Frankenreich.

Bei alledem ist nun jedoch die *Handelsrolle von Byzanz* nicht zu unterschätzen. Von hier bezog später namentlich auch der aufblühende italienische Handel die Luxuswaren, die das Abendland begehrte. Byzanz war eben der große Weltjahrmarkt, der auch für die germanischen Länder seine Bedeutung hatte. Lange noch gab es dort germanische Söldner, und die unmittelbaren *Beziehungen zwischen Deutschland und Byzanz*, das allerdings mehr und mehr verfiel, werden immer stärker, freilich auch feindlicher. Als Karl der Große durch Leo III. zum Kaiser gekrönt wurde, mußte das als ein Eingriff in die Rechte der byzantinischen Herrscher erscheinen, und langer Verhandlungen bedurfte es, bis diese das westliche Kaisertum anerkannten oder anerkennen mußten. Unter Otto dem Großen wurden dann verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dem östlichen und dem westlichen Kaiserhause geknüpft, freilich rein als politische Aktion und um die Anerkennung des westlichen Kaisers zu erreichen: Ottos Sohn und Nachfolger führte die *Prinzessin Theophano* heim (972). Die Vorbereitungen zu diesem Ereignis und seine Folgen sind es, mit denen man ein Fortschreiten byzantinischer Kultureinflüsse besonders in Verbindung zu bringen pflegt. Zunächst scheint da der großartige Vorrang der byzantinischen Kultur, ihr ungeheurer Abstand von den „barbarischen" Zuständen in Deutschland erst recht deutlich hervorzutreten, wenigstens wenn man sich auf den Standpunkt der Byzantiner stellt. Diese behandelten die Gesandten jenes westlichen, nur durch seine Größe imponierenden Reiches völlig als untergeordnete, gemeine Menschen, allerdings in bewußt verletzender Absicht. Liutprand, der zwar aus langobardischem Geschlecht, aber völlig Italiener war und in seinem Haß gegen die Griechen sicher



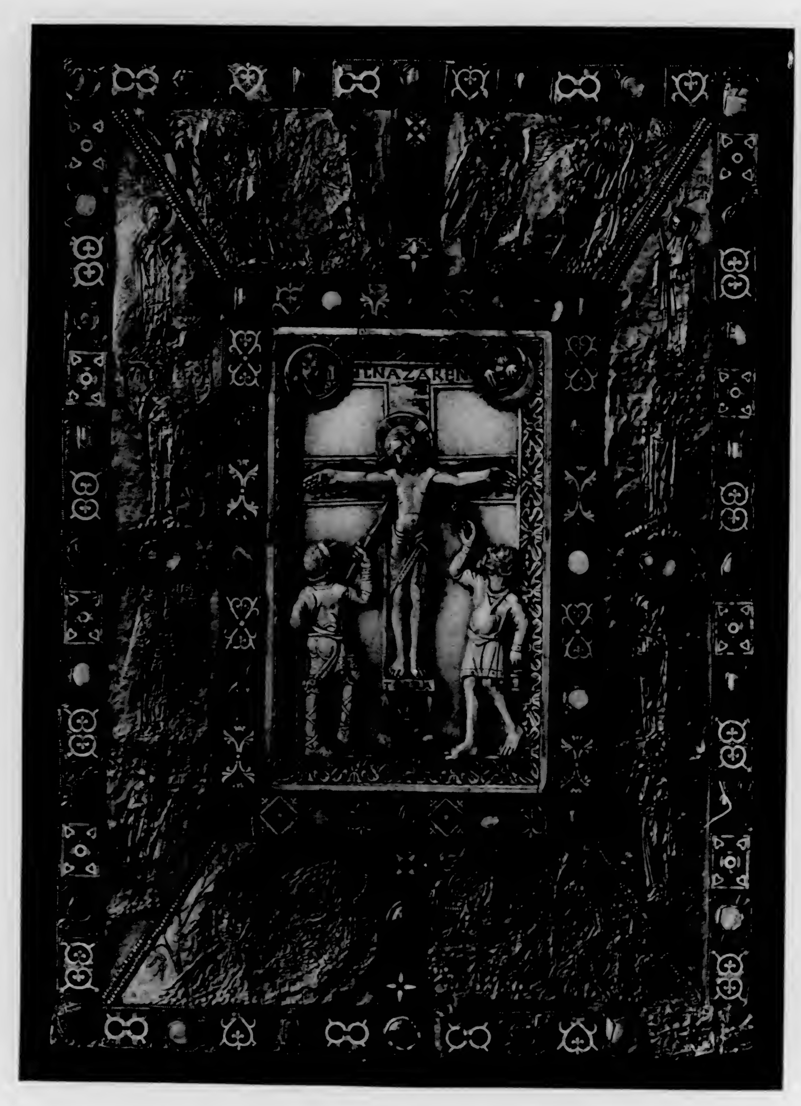
übertrieb, schildert, mit welchem Hochmut diese die Gesandten erniedrigten, wie sie sie in schmutzigen Wohnungen als Wilde, denen mit größter Vorsicht zu begegnen sei, wie in einem Käfig fütterten und bewachten. Liutprand war schon früher als Gesandter König Berengars in Konstantinopel gewesen und damals (949) sehr gut aufgenommen worden. Aber auch von jenem Aufenthalte weiß er Beispiele für „die unerhörte und wunderbare Weise" seines Empfanges beim Kaiser zu erzählen. Durch wie lächerliche Mittel suchte man ihm zu imponieren, ihn durch eitlen Glanz und zauberhaften Prunk in Staunen zu versetzen! Welche Mätzchen werden in der Audienz des Gesandten beim Kaiser veranstaltet: während jener in Verehrung auf dem Boden vor dem Throne liegt, wird unter dem Gesange künstlicher Vögel und dem Gebrüll künstlicher Löwen der „künstlich gebaute" Thron mit dem Herrscher bis an die Decke gehoben, und wie ein Gott sieht dieser, ohne ihn auch nur einer direkten Antwort zu würdigen, auf den armen Gesandten herab. Aber solches Gebaren hatte auf diesen damals doch keinen Eindruck gemacht. Voll Heftigkeit wendet sich Liutprand dann in dem Bericht über jene zunächst vergebliche Gesandtschafts- und Brautwerbungsreise im Auftrag Ottos gegen die eitlen Griechen und ihren jetzigen Kaiser, das „kriechende Ungeheuer". Liutprand weiß den Stolz der Griechen sehr treffend als Bettelstolz hinzustellen. Er sah wohl, daß die Prunkkleider der Hofleute zerrissen waren, und meint, „daß das Staatskleid eines der Großen seines Kaisers mehr wert ist als hundert und mehr solcher Anzüge". Er nennt Byzanz die „ehemals so reiche und blühende, jetzt aber verhungerte, meineidige, lügenhafte, treulose, räuberische, habsüchtige, geizige und eitel ruhmsüchtige Stadt".

So wird auch wohl in Deutschland selbst die junge glänzende Prinzessin aus Byzanz, die, nach jenem vergeblichen Werbungsversuch um eine andere Prinzessin, doch als Braut Ottos II. gewonnen wurde, nicht überall nur kritiklose Bewunderung und Nachahmung gefunden haben. Aber ganz gering wird man ihren persönlichen Einfluß gleichwohl nicht schätzen dürfen, zumal für die Gebiete nicht, für die eine Frau leicht tonangebend sein konnte, für *Luxus und Mode*. Während in einigen Quellen der Charakter und Lebenswandel der Theophano durchaus anerkannt wird, mißbilligte man die ihr zuzuschreibende Einführung größerer Üppigkeit am kaiserlichen Hofe. Sie mußte nach dem „liber visionum" des Otloh von St. Emmeram schwer im Fegefeuer leiden, weil sie „viele überflüssige und luxuriöse, in Griechenland gebräuchliche, aber in den Provinzen Deutschlands und Frankens unbekannte Frauenzier in Deutschland zuerst eingeführt" und andere Frauen zur Nachahmung solch verderblichen Schmuckes angeregt habe. „Zuerst" hat sie das aber sicherlich nicht getan; und nicht nur die weibliche, auch die Tracht der Männer hat hier und da, z. B. bei gewissen zeremoniellen Prunkkleidern, für die schon Karl der Kahle nach einigen Quellen eine besondere Vorliebe hatte, byzantinische Einflüsse lange vor ihr gespürt. Eingewirkt hat sie zudem wohl nur auf ihre Umgebung, sicher aber am meisten auf ihren prachtliebenden Sohn Otto III. Unter ihm verschwand nach Thietmars Schilderung die Mäßigkeit seiner Vorgänger vor „überflüssiger Verschiedenheit der Speisen und anderer Dinge". Als Verehrer und Kenner römischer, aber auch griechischer Kultur bezeichnet ihn Gerbert, der spätere Papst. Und während Otto der Große durchaus die „fränkische" Tracht trug und auch Otto II., von dem wir eine entsprechende Darstellung haben, nur seiner Gemahlin zuliebe gelegentlich sich griechisch kleidete, erschien Otto III. mit Vorliebe in griechischer Kleidung. Aber es ist bezeichnend, daß ein Bild ihn unter seinen Hofleuten allein in solcher zeigt. Immerhin nahm seitdem die *Verbreitung der byzantinischen langen und weiten Prunkkleider unter den vornehmen*

Leuten zu. Im 11. Jahrhundert finden sie sich wie bei Kaiser Heinrich II., dessen Rock, bis auf die Füße herabwallend, sich aber wieder von dem byzantinischen Gewand unterscheidet, auch bei seinen Männern, bei „purpurbekleideten Hofleuten“ usw., schon ganz allgemein, und die weibliche Tracht, die in der Form nicht mehr viel von Byzanz aufnehmen konnte, zeigt dessen Einfluß wenigstens in den Stoffen und in Einzelheiten des Schmuckes und der Verbrämung. Es kam schließlich auch eine der phrygischen Mütze ähnliche Kopfbedeckung auf.

Aber vermittelt wurden solche Einflüsse doch ungleich weniger durch den Hof als durch die freilich damals noch recht spärlichen Handelsbeziehungen zu Italien. Bei Karl dem Kahlen schon war die Neigung zu griechischen Prunkgewändern erst hervorgetreten, nachdem er in Italien gewesen war. Schon vor dem späteren Eindringen byzantinischer Moden hatte der Italiener Liutprand bei der erwähnten Gesandtschaftsreise sich byzantinische Purpurgewänder besorgt; und als man sie ihm wieder abnahm, weil des kostbaren Purpurs nur die Byzantiner würdig seien, erwiderte er: „Einzig in seiner Art kann ein solches Kleid unmöglich sein, da bei uns (in Italien) gemeine Weiber und Mandrogeronten, d. h. alte Mönche, diese Stoffe tragen“, und zwar bekämen sie diese „von den venezianischen und amalfitanischen Kaufleuten, welche uns dergleichen zuführen“. Hier sieht man deutlich, welche Rolle der schon seit dem 9. Jahrhundert blühende byzantinisch-italienische Handel bei solchen Einflüssen spielte, und selbst bei den anfangs geringen Handelsbeziehungen zwischen Italien und Deutschland konnten die „byzantinischen“ Seidenstoffe und Schmuckgegenstände auch hier begehrte Waren werden. Tief gingen aber alle diese Einflüsse nicht: sie haben auch in Deutschland immer ihre Gegner gefunden, und schon der innere Gegensatz des frischen, hier herrschenden bäuerlichen Lebens und der orientalisierten Kultur „herabgekommener Aristokraten“ muß uns abhalten, die damaligen Deutschen zu Nachäffern der Byzantiner zu degradieren.

Schwierig ist es zurzeit, bei der erst beginnenden Aufdeckung und Erforschung der orientalischen Denkmäler über die umstrittenen Einflüsse auf dem Gebiete der Kunst, insbesondere der großen Kunst, etwas zu sagen. Man darf aber schwerlich eine wirkliche Abhängigkeit der abendländischen Kunst von der orientalischen annehmen. Die Kunsttätigkeit des Orients ist doch eine so eigenartige, daß diese Kunst auf einen fremden, namentlich auch in der religiösen Geistesrichtung und den gesellschaftlichen Verhältnissen ganz anders gearteten Boden kaum übertragen werden konnte. Und was das vermittelnde Byzanz anlangt, so kommt zu dem inneren Gegensatz, der sich namentlich in einem völligen Zurücktreten des Griechischen im Abendlande seit dem 6. Jahrhundert äußert, eine immer schärfere äußere Reibung und Abstoßung zwischen den „Franken“ und dem griechischen Reich. Die kirchlichen Streitigkeiten, die, auch wieder aus einem inneren religiösen Gegensatz hervorgegangen, seit dem 6. und 7. Jahrhundert bestanden und 1054 zur völligen Trennung beider Kirchen führten, konnten die Entfremdung nur vergrößern. Wirklich geherrscht hat die „byzantinische“ Kunst nur in den Teilen Italiens, die zu Byzanz gehörten oder, wie Venedig, in engstem Verkehr mit ihm standen, aber, wie man bis jetzt sagen muß, ohne tiefere Nachwirkungen für die Folgezeit und ohne starke gleichzeitige Einwirkungen auf das sonstige Abendland, geschweige auf den Norden. Diese innere Selbständigkeit der abendländischen Kunst — wir sprechen von der deutschen Kunst dieser Zeit am Schlusse dieses Kapitels — schließt nun aber keineswegs gewisse äußere Einflüsse auf die Kunsttätigkeit, insbesondere auf das Gebiet der Kleinkünste, aus, die der Handel, dessen Rolle schon betont wurde, und ein oberflächlicher unmittelbarer oder mittelbarer Verkehr vermittelten. In Betracht kommen namentlich auch




Der Einband des Evangeliariums von Echternach.
Nach dem Original, im Herzoglichen Museum zu Gotha.



die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande, die schon vor den Kreuzzügen häufig genug waren, damals aber meist über Italien, erst später mehr über Byzanz gingen. Jene Einflüsse sind es denn auch, die man als „byzantinische“ für Deutschland anzuerkennen hat. Technische Fertigkeiten, aus den Zeiten des Altertums in Byzanz wohl bewahrt oder aus dem Orient überkommen, haben mit den entsprechenden, von Osten einströmenden Produkten des Kunsthandwerks selbst, soweit diese leicht zu transportieren waren und Gegenstände des Handels oder Geschenke von Fürsten und später der Kreuzfahrer namentlich an Kirchen sein konnten, in Deutschland Eingang gefunden. Und zwar, wie betont, sehr früh. In karolingischer und sächsischer Zeit werden dann solche Erzeugnisse, entsprechend der beginnenden Verbreitung der Prunkkleider, schon häufiger in Deutschland anzutreffen gewesen sein. Man hat allerdings, und nicht ganz mit Unrecht, darauf aufmerksam gemacht, daß der Handel diese Dinge nur wenig vermittelt hat, der Hauptteil vielmehr durch die Pilger hereingekommen sein muß, daß aber weiter die Pilgerzüge doch nicht allzu zahlreich waren und die deutschen Pilger selbst in der Mehrzahl kaum Mittel genug hatten, um regelmäßig jene immerhin kostbaren Dinge, die sie meist wohl in Italien kauften, zu erstehen. Diese und andere hindernde Momente lassen auch auf dem Gebiete der Kleinkünste das meist angenommene fortwährende Einströmen byzantinischen Gutes skeptischer ansehen. Die Hauptvermittelung war wohl überhaupt nicht Pilgern und Kaufleuten, sondern jenen weitreichenden Verbindungen der Klöster zu danken.

Es handelt sich namentlich um Elfenbeinschnitzereien (Kästchen, Diptychen, Triptychen), Emails und Goldschmiedearbeiten, Miniaturmalereien sowie kostbare Teppiche. Die Emailmalerei, sicher byzantinischen Ursprungs, soll erst in den Zeiten der Theophano eingeführt worden sein, und jedenfalls ist wenigstens damals am kaiserlichen Hofe eine Fülle kunstgewerblicher Erzeugnisse zusammengeströmt, die den Künstlern Anregung geben konnten. Und wenn es auch möglich ist, daß solche Emailplättchen, die bei Kirchengeräten und Handschriften (siehe die beigeheftete Tafel „Der Einband des Evangeliariums von Echternach“) als Verzierung verwandt wurden, zu den schon früher eingeführten Schmuckgegenständen der Frauen gehört haben, so könnte die Nachahmung der Technik der Emailmalerei allerdings mit einer unmittelbaren Einwirkung der Theophano zusammenhängen. Charakteristisch ist aber, daß die Deutschen in dieser aufgenommenen und von Goldschmieden geübten Emailtechnik bald eigenartige Verfahrungsweisen (Gruben-Email) anwandten. Überhaupt hob sich gerade die Goldschmiedekunst, an die die großen Herren für ihren Schatz wie die Kirche für ihre Geräte immer stärkere Ansprüche stellten, durch fremde Einflüsse bedeutend, aber mehr äußerlich angeregt, nicht im ganzen Charakter bestimmt. Sie war damals einer der bevorzugtesten Kunstzweige im Dienste der Kirche und blühte nicht nur in Byzanz, sondern seit langem in Deutschland selbst wie alle Metallarbeiten: eine Verfeinerung der Arbeit, namentlich der Filigranarbeit, mag durch byzantinische Vorbilder wie vielleicht durch fremde Künstler hervorgerufen worden sein. Goldschmiede und Erzkünstler — auch in diesem Zweige hat man byzantinische Einflüsse, namentlich für die ehernen Grabplatten des 11. und 12. Jahrhunderts, angenommen — haben noch in späterer Zeit vom Osten viel gelernt: manche bildeten sich im 11. und 12. Jahrhundert in Byzanz aus; vielleicht haben ferner die Beziehungen der Babenberger zu Byzanz „Griechen“ nach Österreich geführt. Immerhin sind griechische Künstler nur ganz vereinzelt in Deutschland wirklich nachweisbar, z. B. in Paderborn unter Meinwerk. Wir wissen auch von „griechischen“ Mönchen in St. Gallen um das Jahr 900.

Auch in der Elfenbeinplastik zeigt sich trotz byzantinischer Einwirkungen — man

behauptet eine dauernde starke Einfuhr gerade byzantinischer Elfenbeinschnitzereien, ist aber über den byzantinischen Charakter bei den einzelnen erhaltenen Stücken und Gruppen durchaus nicht immer einig — der deutsche Geist tätig und lebendig. Dieser Zweig wurde ja, natürlich auf der überall maßgebenden antik-christlichen Grundlage, die vielleicht manches Gemeinsame besser erklärt als Entlehnung aus dem Osten, seit langem in den Klöstern, zunächst am Niederrhein, weiter aber auch in Süddeutschland eifrig gepflegt. Schon zu Ende des 9. Jahrhunderts ragt St. Gallen und in ihm Tutilo hervor. So wurde auch jetzt am Rhein wie in Sachsen der germanische Charakter, z. B. in der realistischen Darstellung der derben Gesichter, nicht verleugnet. Uneinigkeit herrscht über etwaige byzantinische Einflüsse besonders auf dem Gebiete der Malerei. Zwar für die Mosaikmalerei, eine griechische „Spezialität", besteht ein solcher gewiß; sie nähert sich auch jenen Zweigen des Kunstgewerbes, von denen schon gesprochen wurde. Daß aber, wie lange behauptet wurde, auch der damals so wichtige Zweig der *Miniaturmalerei* byzantinisch beeinflußt sei, ist nachdrücklich bestritten worden. Die Traditionen der höfischen Schreib- und Malkunst, die namentlich in Westfranken fortdauerten und besonders zu einer Blüte der Kunst unter Karl dem Kahlen führten, waren doch auch in den deutschen Klöstern (vgl. S. 110) nicht verloren gegangen, und die Psalterillustration wie die Sakramentarien beweisen, daß die heimische, ununterbrochen mit den römisch-christlichen Traditionen in Zusammenhang stehende Entwickelung von der byzantinischen nicht besonders berührt worden ist. Anderseits hat man freilich schon für die Evangeliarien aus der Zeit Karls des Großen und der unmittelbaren Folgezeit solche Einflüsse behauptet, die aber, wenn sie auch vorhanden gewesen sein mögen, für die eigentliche Entwickelung ohne Bedeutung geblieben sind. Die allgemeinen Ausführungen, daß das Steife, Offiziell-Feierliche, Unveränderliche der Haltung und Gestalt der Figuren wie anderseits die Farbenpracht und der gern gezeigte Glanz, entsprechend der überall wiederkehrenden Ausstattung mit Gold und Edelsteinen, für byzantinische Einflüsse zeugen, treffen gerade für die Ottonische Zeit wenig zu, da die Figuren, obgleich sie durch ihre verstärkt ornamentale Behandlung unnatürlicher geworden sind, doch größere Belebtheit zeigen, die Farbenpracht aber sehr zurücktritt. Die in Süddeutschland, am Niederrhein (Köln), in Sachsen blühenden, vom Hofe kaum beeinflußten Schreib- und Malschulen zeichnen sich gerade durch immer stärkere Zusätze germanischen Geistes aus. Im ganzen ist jedenfalls die Luxusarbeit — und dazu gehört die prunkvolle Illustrierung der Handschriften — vom Osten hier mehr, dort weniger beeinflußt worden, namentlich aber war, wie gesagt, der *Hof* des Herrschers, der der Hauptkonsument solcher Erzeugnisse neben den weltlichen Großen und den Bischöfen und Äbten war, der Vermittler. Er nahm aber weiter nicht nur den Prunk, sondern auch manches von dem byzantinischen Hofzeremoniell, das das gegebene Muster bei dem Ausbau des Kaisertums sein mußte, an.

Vorbildlich wurde sodann Byzanz ohne Zweifel in *militärischer* Beziehung; denn das rein militärische Übergewicht der antiken Kultur ist doch in Byzanz gegen germanische, slawische und arabische Barbaren lange erhalten geblieben, insbesondere in bezug auf Kriegswissenschaft und Kriegstechnik. Wenn später in den Kreuzzügen die arabische Befestigungskunst, die arabischen Maschinen, Waffen usw. auf das Abendland wirkten, so beruhte das alles doch auf oströmischen Mustern. Aber schon vorher hat Byzanz in dieser Beziehung unmittelbar den Westen beeinflußt. Man hat die ganze ritterliche Seite des Kriegswesens, also die Entwickelung von Reiterheeren, das Übergewicht des Schwertes und den Gebrauch des Reiterspeeres, die Rüstung mit Helm, Panzer und Beinschienen, die ja in fränkischer Zeit höchst



selten sind (vgl. S. 82) und sich erst im 9. Jahrhundert ganz durchsetzen, für die Zeit nach der Völkerwanderung auf byzantinische Einflüsse zurückgeführt, von der Taktik ganz abgesehen. Von den byzantinischen berittenen Bogenschützen sollen auch (unter Karl dem Großen) Bogen und Pfeile für die Reiter, neben deren Spieß und Schwert, übernommen worden sein.

Unzweifelhaft hat dann endlich Byzanz als Hort einer starken kirchlichen Literatur sowohl die *Kirchenpoesie* als auch die *Kirchenmusik* des Abendlandes beeinflußt, überhaupt zu den eigentlich mittelalterlichen Formen der abendländischen Literatur zum Teil den Grund gelegt, z. B. zum Passionsspiel. Wesentlich ist aber nur die Übertragung von Legendenstoffen. Erst viel später ist von Byzanz eine Einwirkung ausgegangen, die außerordentliche Bedeutung für das literarische Leben gewann: als es zu Ausgang des Mittelalters die von ihm gehüteten, im Abendlande vergessenen Schätze der klassischen griechischen Literatur dem Westen vermittelte. Doch das gehört überhaupt nicht zu den eigentlich byzantinischen Einflüssen.

---

Alle die berührten Einwirkungen haben zur Färbung, zur Förderung der sich entwickelnden deutschen Kultur dieser Epoche mancherlei beigetragen, aber sie können noch viel weniger als die von der Kirche vermittelten Reste der römischen Tradition den *nationalen Charakter*, die Eigenart der Kultur dieser Jahrhunderte ändern. Deren *Grundlage ist das agrarische Dasein*; althergebrachte Interessen herrschen noch vor. Die Führung in Leben und Kultur hat eine noch immer kriegerisch gefärbte *aristokratische Schicht*. Sie fördert, um ihre Einkünfte, die Grundlage für eine jetzt stärker begehrte prächtigere Lebenshaltung, zu mehren, seit längerer Zeit den *Ausbau* des Landes. Die *Rodung* des Waldes (vgl. S. 12 f.), deren starke Zunahme wir bereits (S. 99) für die karolingische Zeit betonten, die man aber für jene Zeit nicht überschätzen darf, schreitet daher weiter fort. Für das innere Deutschland, insbesondere den Norden, setzt sie vielfach erst jetzt systematisch ein; die Orte, deren Namen schon auf Rodung hinweisen (vgl. S. 13), werden zum großen Teil in dieser Zeit entstanden sein. Auch die bereits (S. 99) erwähnte Zunahme der Bevölkerung wirkte auf starke Rodungen hin. Diese *Zunahme der Bevölkerung* muß vom 10. Jahrhundert ab eine ganz außerordentliche gewesen sein. Trotz jener durch die kriegerischen Zeiten wie durch die Ungarneinfälle usw. herbeigeführten massenhaften Vernichtung von Menschenleben war etwa in der Mitte des Jahrhunderts schon wieder ein reichliches Menschenmaterial da, das einerseits die Heere füllte und die großen Kriegszüge nach Süden erlaubte, anderseits in der im 10. und 11. Jahrhundert beginnenden Kolonisation des Ostens (vgl. S. 120) sich bemerkbar machte. Und wenn seit dem 12. Jahrhundert diese Kolonisation in großem Stile einsetzte, wozu noch die Anfüllung der Städte kam, so ist die Übervölkerung des Westens, insbesondere der fränkischen, aber auch schon der niedersächsischen Gebiete, aus der sich die Abwanderung zum Teil herleitet, doch nur erklärlich, wenn man das Anwachsen der Bevölkerung bereits in die unmittelbar vorhergehende Zeit verlegt. Doch hängt dieses auch mit der *allgemeinen wirtschaftlichen Hebung*, mit den geordneteren öffentlichen Zuständen seit dem 10. Jahrhundert zusammen.

Überhaupt zeigt das deutsche Leben dieser Epoche Gesundheit, Kraft und Frische, also einen Charakter, wie er zu einer *Periode der Bauernkultur*, die wir ja auch bei anderen Völkern kennen, paßt. Bei dieser Kultur war man auch der Natur noch gar nicht entfremdet. Ursprüngliches Naturgefühl und die Verbindung von Natur- und Menschenleben in gegenseitiger Durchdringung finden wir beim Bauern wieder, tief gewurzelt,

aber doch auch nach Beruf und Tätigkeit beschränkt. Die Bestellung des Bodens steht nun im Denken und Empfinden voran, wie sie den eigentlichen Hintergrund vieler Sitten bildet.

Das alte Nebeneinander von Acker- und Weidewirtschaft bleibt, aber der Anbau überwiegt, und es läßt sich auch ein gewisses Auseinanderstreben beider nicht verkennen. Es ist, als ob der echte Bauer auf den Hirten herabsieht wie auf einen barbarischeren Menschen. Das Hüten wird zur niederen Dienstleistung. Der Hirt gilt als „unehrlich“, und diese Anschauung ist vom Lande später auch auf die Städte übergegangen; nur in den Alpenländern hat sich die alte Wertschätzung des Hirten erhalten, ebenso in den Tälern, wo der Bauer zugleich noch Hirt ist. Aber der richtige Bauer der Ebene will auch von jener anderen, einst wichtigen Tätigkeit, der Jägerei, nicht mehr viel wissen, und wieder nur in den Alpentälern treibt er auch sie gern. Jene Bezeichnung „Bauernkultur“ muß übrigens, wie schon (S. 122) betont wurde, richtig verstanden werden, da ein wirklicher Bauernstand sich erst langsam bildete, ein großer Teil des Volkes in freilich sehr erträglicher Abhängigkeit lebte und der eigentlich leitende Faktor in der agrarischen Entwickelung der Grundherr war, der noch nicht den Zusammenhang mit der Wirtschaft verloren hatte. Freilich begann sich schon die Absonderung der Wohnsitze des Adels (vgl. S. 23 f.) und die Übertragung der Verwaltung an Meier usw. vorzubereiten, ebenso wie durch die beginnende Entwickelung der Städte, trotz ihrer durchaus agrarischen Färbung, nichtagrarische Interessen einen Mittelpunkt gewannen und sich infolgedessen allmählich ein besonderer gewerblicher Landwirtschaftsbetrieb entwickelte, der nur auf eine bestimmte, vorwiegend abhängige, numerisch immer noch stärkste Klasse der Bevölkerung, eben die Bauern, beschränkt blieb. Doch waren von alledem erst die Anfänge sichtbar.




Bäuerliches Arbeitsleben. Aus Johannes Boccaccio de Certaldo, „Libri de mulieribus claris“, Ulm 1473, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Im ganzen haben wir es noch mit einer ziemlich einheitlichen agrarischen Kultur zu tun. Sie bedingt die immer noch große Einfachheit der ganzen Lebensverhältnisse. Gerade infolge der Entwickelung der Grundherrschaft und insbesondere unter dem Einfluß der geistlichen Gutswirtschaft, deren große Verdienste am besten im Zusammenhang (vgl. Kap. IV) behandelt werden, hatten sich aber, wie wir schon (S. 109) sahen, die einfachen Formen des Betriebes bereits erheblich verändert. Der intensivere Anbau wie die Hebung der Viehzucht bedingten dann wieder ein allgemeines wirtschaftliches Gedeihen, wovon aber nicht nur der Grundherr den Vorteil hatte. Denn Naturalabgaben und Naturalleistungen haben eine natürliche Grenze, und so hatte auch der Bauer den Nutzen der besseren Wirtschaft, zumal, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Hufe, die eigentliche Form des bäuerlichen Grundbesitzes (vgl. S. 105), als Existenzgrundlage sehr geeignet war.

Im Betriebe wurde in dieser Zeit schon ungefähr die Stufe erreicht, die noch jahrhundertelang innegehalten wurde (siehe die obenstehende Abbildung). Freilich ist einerseits



sehr zwischen der Ackerwirtschaft der westlichen und der östlichen Teile und anderseits zwischen der maßgebenden Wirtschaft des herrschaftlichen bzw. geistlichen Eigenbetriebes und der der Zinsgüter usw. zu unterscheiden: jene Herrengüter hatten meist auch den besseren Boden, was wieder eine Pflege der feineren Getreidearten erlaubte. Der Körnerbau zunächst behielt seine alte Wichtigkeit. Noch überwiegt unter den Getreidearten (vgl. S. 16) fast überall der Hafer (Haferbrei, Haferbrot, Viehfutter, Malzbereitung), es folgt der Roggen (namentlich für Brot), man baut auch stärker und nicht nur im Westen, aber nicht in sehr großem Umfange, Weizen an, der das nun ebenfalls unter westlichem Einfluß Mode gewordene feinere Gebäck des Herrenhaushalts liefert. Überhaupt herrscht im Westen ein reger Anbau, wie eine Schilderung die Gegend von Mainz als getreidereich hinstellt. Von dem nur im alemannischen Süden üblichen Spelz abgesehen, tritt jetzt die Gerste, die aber für die Bierbereitung von Wichtigkeit bleibt, etwas zurück. Im allgemeinen ist auf den Zinsgütern Hafer und Roggen die Hauptsache; Hafer, neben der Gerste die Sommerfrucht, wurde vor allem auch auf neugerodetem Land angebaut. In dem Anbau der Hülsenfrüchte wie der sonstigen mehr eine gartenmäßige Kultur erfordernden Feldfrüchte, der Gemüse (des Kohls), des Hanfes und Flachses und auch wohl des Hopfens, dazu einer Reihe von Farbpflanzen — der Waid wird namentlich in Thüringen gebaut —, steht die Herrengutswirtschaft weit voran. Ölpflanzen wurden kaum stärker angebaut: Öl wurde noch lange importiert; später wird allerdings aus planmäßig kultiviertem Feldmohn Öl in ausgedehntem Maße gewonnen. Auch Rübenfelder gibt es erst später, am ehesten in Erfurt. Erbsen, Bohnen und Linsen hingegen haben frühzeitig zusammenhängende Flächen bedeckt. Auf solche Flächen wird dann auch der Begriff Garten angewandt, der keineswegs mit dem späteren ganz zusammenfällt und sich lange in gemischter Bedeutung erhält. Ein Rübenfeld heißt noch später „wîter garten“, ein Kohlfeld „Kohlgarten“. Das Hausland des kleinen Mannes, das eben für solche zuerst beim Hofe angebauten Früchte bestimmt und einfaches Nutzland ist, wird noch lange „Garten“ genannt. Auch der Hopfen wird in „Hopfengärten“ gezogen. Der Hopfen, dessen zunehmende Verwendung für das Bier dieses haltbarer und deshalb allmählich handelsfähig machte, ist in Westfranken, wo ihn die Klöster zuerst benutzt haben, schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts für Zinsabgaben bezeugt, wird aber erst später auch in Deutschland, und zwar in immer stärkerem Grade, angebaut, so daß sich dann auch der „Sachsen-“ wie der „Schwabenspiegel“ mit seiner Kultur beschäftigen. Im ganzen führte der Anbau der feineren Pflanzen zu größerer Anstrengung des Bodens, den man dann auch im Sommer düngte. Anderseits ist die schon längst angenommene Dreifelderwirtschaft (vgl. S. 109) noch immer nicht ganz durchgedrungen, ja man ließ das Land manchenorts mehrere Jahre wieder als Grasland ruhen. Die schon wegen der vielen Fasten allgemein erforderlichen Gemüse und Hülsenfrüchte müssen aber bald auch auf den Zinsgütern, daneben, wie schon vorzeiten, auf dem Hauslande gezogen worden sein, obgleich ihr geregelter feldmäßiger Anbau ebenso wie der des Hopfens, des Leins (der dann zu vermehrten Abgaben von Webeprodukten führte) erst mit der die Herrenwirtschaft später zurückdrängenden selbständigeren bäuerlichen Betriebsweise einsetzt.

Eine große Rolle in der Herrenwirtschaft, namentlich der geistlichen Grundherrschaft, die zuerst den Wein wegen seiner gottesdienstlichen Verwendung auch im inneren Deutschland zog, spielte sodann der Weinbau, der sich seit Karl dem Großen mächtig verbreitet hatte, und dessen Pflege zu umfangreichen Rodungen für Weinberge, oft auch an dafür gar nicht geeigneten Stellen, führte. Nur sehr langsam ist später die Weinkultur aus diesem herrschaftlichen

Eigenbetriebe, der für die Anlage und stärkere Düngung der Weinberge wie für die Einrichtungen zur Gewinnung des Weines große Kosten verursachte, auf bäuerliche Betriebe, und dann auch nur in besonderen Formen, übergegangen. Der überall ziemlich gleichförmig betriebene Weinbau erstreckte sich schon damals über Gegenden, aus denen er heute wieder verschwunden ist, wenn er auch vor allem im Westen und Süden gepflegt wurde (vgl. S. 16). Bei der geringen Ausbildung eines Weinhandels — Bozener Wein wird schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts eingeführt — war dieser große Umfang der Eigenproduktion erklärlich. In St. Gallen hatte man zuzeiten so viel Wein, daß man die Fässer nicht mehr in den Kellern bergen konnte. Gedichte jener Zeit belehren uns über die außerordentlich sorgfältige Art des immer noch an römische Vorschriften angelehnten Weinbaues, seine Überwachung und seinen Schutz, wie über die Lese, Kelterung usw. Dazu kommen bildliche Quellen, wie diejenigen im Codex Epternacensis.

**Wagen aus dem 10. oder 11. Jahrhundert.** Nach dem Codex 132 in Montecassino vom Jahre 1023 (enthaltend Hrabanus Maurus' Schrift „de originibus rerum"), wiedergegeben in Moriz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. 2, Leipzig 1901. Vgl. Text S. 141.

Der **Obstbau** (vgl. S. 16 f.) trat damals noch zurück, nur in dem höher kultivierten Westen, namentlich am Rhein, fand er längst gute Pflege; auch das Pfropfen war schon üblich. Der „**Baumgarten**" (vgl. S. 16, 75) mit Obstbäumen ist aber seit karolingischer Zeit bei den Herrenhöfen wie namentlich wieder bei den Klöstern weit verbreitet. Im bayerischen Volksrecht werden Gärten mit nur zwölf Bäumen erwähnt, was schon für einen Obstbau des kleinen Mannes spricht. Zu Karls des Großen Zeit hatte man bereits Apfelsorten, die man nach Herkunftsorten in Süddeutschland benannte; im übrigen ist der Apfelbaum (vgl. S. 16) auch noch jetzt der eigentliche Obstbaum. Jedenfalls war der grasbestandene Baumgarten der früheste unserem späteren Garten ähnliche Aufenthaltsort, der, ursprünglich lediglich zu Nutzungszwecken entstanden, doch auch bald, im Gegensatz zu dem dafür ungeeigneten Gemüsegarten, vornehmen Leuten zum Umherwandeln und zur Erholung diente, wie sich denn auch der Verfasser des „Heliand" den Garten Gethsemane als Baumgarten vorstellt. Abgesondert davon ist der Küchen- und Gemüsegarten. Auch die Blumenzucht dringt ein, und später entsteht daraus der eigentliche **Ziergarten**. Dieser Garten ist ursprünglich Heilkräutergarten, die Pflege solcher Kräuter römische Kulturüberlieferung und zuerst wohl in Klöstern heimisch. Der von dem Gemüsegarten getrennte Kräutergarten in dem idealen Grundriß von St. Gallen hat auch noch Rose und Lilie als Heilkräuter. Ebenso ist der Reichenauer Garten des Abtes Walahfried Strabo (gest. 849), den dieser mit sichtlicher Liebe in seinem Gedicht „de cultura hortorum" besingt, zunächst Heilkräutergarten. Daß man aber bald den Charakter als Ziergarten schätzte, deutet die Art an, mit der Purchard in einem Gedicht über die Taten des Abtes Witigowo von Reichenau den von diesem vor der neuen Kirche (991) angelegten Garten preist. Es läßt sich in dieser Zeit auch schon eine ästhetische Freude an den Blumen



— von dem Naturgefühl der Zeit später mehr — wahrnehmen, die man um ihres Duftes willen im Heilkräutergarten mitzog, zunächst an der Rose und der Lilie, deren Farben bald auch symbolische Bedeutung erhielten. Vom Rosengarten werden wir sogleich (S. 142) noch hören. Die „Ecbasis captivi" beschreibt schon einen königlichen Lustgarten (Baum-, Kräuter- und Blumengarten). Aus späterer Zeit, dem 12. Jahrhundert, wissen wir über die Entwickelung des Gartens einiges aus den Schriften der heiligen Hildegard von Bingen.

Die **Ackergeräte** sind in vieler Beziehung besser geworden, so der Pflug, der aber schon längst (vgl. S. 39) seine zweckmäßige Ausbildung erhalten hatte, wenn uns auch erst seit dem 8. und 9. Jahrhundert die Bezeichnungen für die Pflugteile bekannt werden. Meist werden Ochsen vor den Pflug gespannt, erst später Pferde. Die Beschaffenheit dieses deutschen Pfluges wie des roheren, von den Slawen übernommenen Hakens blieb seitdem lange Zeiträume hindurch fast unverändert, abgesehen von dem späteren Eisenbeschlag. Der für die Wirtschaft gebrauchte vierräderige Wagen (siehe die Abbildung S. 140) ist von den späteren sehr wenig verschieden gewesen; eiserne Reifen um die Räder kamen aber erst im 13. Jahrhundert auf. Das Erdreich wird noch aufgestochen, namentlich mittels der Haue, des Karstes. Das Getreide wird noch mit der Sichel geschnitten, die Sense dient der Heuernte. Getreide wird jetzt immer mehr mittels der Wassermühle gemahlen, die als römisches Gut sich vom Westen her verbreitet hat und im 12. Jahrhundert überall bekannt ist.

Die **Viehzucht** blieb in dieser Periode auf den Grundherrschaften ausgedehnt genug, ja war bei dem Wachsen des Besitzes und Betriebes wie der Nahrungserfordernisse sogar gegen früher vermehrt und besser ausgebildet. Für die Erweiterung der Viehzucht kam der Grundherrschaft vor allem die Mitbenutzung der Allmende zugute, auch stellte man Vieh bei den Meiern oder gar bei den Zinsleuten unter. Der Viehhof der Herrschaft selbst war oft überfüllt, der Stallbetrieb war seit fränkischer Zeit immer ausgedehnter geworden, jedenfalls war ein solcher überall vorhanden. Weniger als früher zwang der Futtermangel zu starken Schlachtungen im Herbst. Diese Viehwirtschaft im großen Stil ging auch am spätesten bei Minderung des Eigenbetriebes der Herren auf die Meier usw. über. Fast ganz auf die Grundherrschaft beschränkt war die **Pferdezucht**. Pferde gab es damals in Menge, man brauchte sie für das Heer, das ja immer mehr Reiterheer wurde, weiter als Reisetiere. Schon früh muß sich der den Germanen unbekannte Gebrauch des Pferdes als Packtier (mit Sattel, griechisch-latein. sagma, woraus unter gallischer Vermittelung die Bezeichnung soumâri, Saumtier, sich bildete) eingebürgert haben, wenigstens im Süden und Westen. Auch die jetzt überwiegende Anwendung des Wortes „Pferd" (von paraveredus, dem schon in fränkischer Zeit übernommenen Postreisepferd, das in bestimmten Fällen zu stellen war) zeigt die große Ausdehnung der Untertanenlast, zur Weiterbeförderung Rosse stellen zu müssen. Denn alles Reisen, auch von Frauen und Geistlichen, vollzog sich noch lange im Mittelalter, wenn nicht zu Fuß, nur zu Roß. Als Arbeits- und Zugtier wurde das Pferd viel weniger benutzt; dazu diente der Ochse (siehe die Abbildung S. 140). Die Pferde wurden jetzt allgemein beschlagen, namentlich die Hufe der Reisepferde geschützt. Gegenüber den unansehnlichen heimischen Pferdeschlägen wurde mehr und mehr Wert auf schöne, schlanke Tiere gelegt. Die Reitkunst fand der vielfachen Verwendung des Pferdes entsprechend weit größere Pflege als in neuerer Zeit, nicht nur bei den pferdereichen Sachsen, sondern auch sonst, wie denn z. B. die Bayern sich nach Liutprand als gute Reiter einmal Italienern gegenüber hinstellten. Sie wurde auch von geistlichen Herren geübt, wie vom Abt Burchard von St. Gallen, dem Herzogin Hadwig

gelegentlich einen Zelter schenkte. Zum Reiten wurde von Geistlichen wohl auch in Anknüpfung an den Zug Christi der Esel, ferner das Maultier, das sonst als Lasttier diente, benutzt: beide, aus Italien und Gallien eingeführt, sind aber in Deutschland ziemlich selten geblieben und erst im späteren Mittelalter etwas stärker verwendet worden, der Esel z. B. zum Tragen der Säcke nach und von der Mühle. Die Sättel, die schon in der fränkischen Zeit üblich waren, hatten fast die Form tiefer Stuhlsitze mit Lehne und waren mit weichen Decken belegt. Die Steigbügel wurden allgemein ebenfalls seit fränkischer Zeit verwandt, ebenso die Sporen, doch trug man zunächst nur einen (links). Für die Pferdezucht gab es die „Roßgärten" (gleichbedeutend ist stuotgarten), die später vielfach zu „Rosengärten" geworden sind. Bei der Bedeutung der wirklichen Rosengärten im deutschen Lied und Leben etwa seit 1200 — so heißen z. B. Turnier-, Fest- und Spielplätze, ferner oft die Friedhöfe; auch sonst dringt die Rose in die Namengebung (Häuser, Anger), vor allem in die Poesie ein, und „Rosengarten" als Stätte der Seligkeit, Ort der Sommerwonne, des Behagens, gewinnt schließlich einen sehr genußsüchtigen Beigeschmack („im Rosengarten sitzen") — bei solcher Bedeutung muß man allerdings in dieser Ableitung aus „Roßgarten" nicht zu weit gehen. Daß die Pferdezucht aber in der Viehzucht die bedeutendste Stelle einnahm, zeigt sich z. B. darin, daß man sich unter Hirten in erster Linie Roßhirten vorstellte; solche sind schon im „Heliand" die Christus anbetenden Hirten.

Die Rindviehzucht war jedoch nicht gering: als Milch- und (in weit schwächerem Maße) als Fleischtier wie als Arbeitstier mußte das Rind auf den Herrenhöfen in größerer Menge vorhanden sein, auch war man für die Düngung sehr darauf angewiesen. Unter Seuchen hatte es aber stark zu leiden. Auch beim kleinen Mann muß es wohl überall vorausgesetzt werden, aber nur für den Eigenbedarf, so daß die Herrschaft davon keinen Vorteil hatte. Dasselbe war bei der Schafzucht der Fall: das Schaf diente dem kleinen Manne zu Nahrungszwecken (Schaffleisch war ein Hauptnahrungsmittel) wie zur Kleidung (der Schafpelz war ein wichtiges Kleidungsstück) und Wollgewinnung. Doch kamen auch Abgaben an den Herrn vor. Mit der Minderung der Gemeindeweide durch den Grundherrn ging die Schafzucht der Zinsleute auch immer mehr zurück: um so größeren Aufschwung nahm sie auf den Großbetrieben, wo nun eigene Schäfereien entstanden. Es war so eine Wollproduktion in ausgedehnterem Maße möglich, was sich freilich erst später bei Entwickelung des städtischen Wesens und stärkeren Verkehrs geltend machte. Dieser Aufschwung der Wollproduktion war ebenso wie die spezialisierte Ausbildung eines bedeutenden Käsereibetriebes eine der Hauptfolgen der in größerem Maßstabe gepflegten Viehzucht der Grundherrschaft. Im Hochgebirge hat freilich der Käsereibetrieb ohne grundherrschaftlichen Einfluß als römische Erbschaft (vgl. S. 86) früh fortgeschrittene Formen angenommen. Das Tier der Kleinbesitzer war vor allem das Schwein, das überhaupt neben dem Schaf das eigentliche Fleischtier des Mittelalters und damit das Hauptvieh war; namentlich wurde auch Speck gegessen. Schweine wurden daher auch in erheblichen Mengen als Abgabe von den Zinsbauern geliefert. Schon in karolingischer Zeit erhielt Einhard aus Fritzlar allein dreißig Schweine im Jahre. Solche Ausdehnung der Leistungen erklärt sich aus den geringen Ansprüchen, welche die Schweinezucht stellte. Die Tiere mästeten sich im Herbst in den Eichen- und Buchenwäldern selbst; von Hirten wurden sie dorthin getrieben, wo es die meisten Eicheln gab. Auch Geflügel muß nach den Abgabenverzeichnissen auf den kleinen Gütern reichlich vorhanden gewesen sein, wenigstens Hühner. Hühner- und Eierzinse sind Regel. Auf den großen Eigenbetrieben ist die Geflügelzucht gegenüber Westfranken zur Zeit Karls des Großen nicht bedeutend. Eine weitere Abgabenkategorie,



Honig und Wachs, zeigt, daß die Bienenzucht meist auf der durch die Römer überkommenen hauswirtschaftlichen Zucht im Garten, wie sie schon das salische Gesetz kennt, weniger auf der ungeregelten urzeitlichen Waldbienenwirtschaft beruhte, wenn auch Beweise für eine herrschaftliche Waldbienenzucht mit eigenen Zeidlern vorhanden sind. Die Bienenzucht war später namentlich in den slawischen Kolonisationsgebieten heimisch. Eine besondere Pflege erfuhr auch schon, in Anknüpfung an römische Traditionen, die Fischzucht, wenigstens im rheinischen Westen und namentlich bei geistlichen Herrschaften; Teiche für Fischzucht gab es in der Nähe von Klöstern häufig. Im großen wurde aber der durch die Fastengebote der Kirche gegen die ältere Zeit noch gesteigerte Bedarf an Fischen durch den natürlichen Reichtum des Meeres, der Seen und Flüsse gedeckt, wobei der Betrieb der Fischerei selbst im wesentlichen der alte, nur zum Teil durch römische Einflüsse gehobene blieb. Man fing die Fische mit Angel und Netzen; auch Schleppnetze werden erwähnt. Alt ist ferner der Fang durch Anlegung von Wehren, etwa mittels Reusen.

Der Weideplatz des Viehes war einmal der Wald: hier war die eigentliche Heimstätte der Hirten, z. B. der Rinderhirten des Klosters St. Gallen, die auch an Sonn- und Festtagen meist im Walde blieben. Daneben gab es die alten Weideplätze in der Allmende, an der alle gleiches Nutzungsrecht hatten, und auch auf den Stoppeln. Jede Tierart hatte ihre besondere Weide und ihren besonderen Hirten. Im Sommer ließ man die Tiere ganz draußen, nachts in Pferchen, die Schafe in Hürden usw. Doch wurden die Weideplätze zum Teil noch, wie in der Urzeit, auch im Winter benutzt. So wurde das ohnehin harte Leben des kriegerischen, rauhen Hirten durch die Winterkälte noch verschärft. Auf geringe Nahrung angewiesen, in mangelhafter Behausung untergebracht, mußte er sein oft verwildertes Vieh in steter Wachsamkeit mühsam zusammenhalten, vor Dieben schützen oder gegen Raubtiere, namentlich Wölfe, mit seinem Bogen verteidigen, es auch bei Krankheiten pflegen und (zuweilen nur durch alte Segen) kurieren. Die Unterkunftsstellen für das Vieh, die Schwaige für die Rinder, der „stuot" für die Pferde, waren zum Teil auch mit den nötigen Wirtschaftseinrichtungen, z. B. für die Milchwirtschaft, versehen. Mit dem Bedarf an Winterfutter bei der zunehmenden Stallfütterung steigt der Wiesenbau, dessen Hebung wir schon (S. 109) beobachtet haben: die alte ungehegte weite Grasweide der gemeinen Mark genügte nicht mehr; man nahm schon aus ihr oder aus neugerodetem Waldland Wiesenstücke als Sonderbesitz zu eigener Nutzung. Namentlich die große Grundherrschaft legte Wiesen an. Die bäuerliche Wirtschaft kam allmählich wenigstens zur Nutzung gemeinsamer Wiesenstücke. Lange begnügte man sich noch mit einer Heuernte.

Schon oben wurde der Unterschied der gesamten Wirtschaftsformen je nach der Größe des Betriebes betont. Im Vordergrunde stand im ganzen die größere Grundherrschaft, aber mit der oben (S. 105) dargelegten Beschränkung. Ohne Zweifel hat sie, namentlich die geistliche, alles, was eine höhere Wirtschaftsform bedingt, zuerst und oft allein ausgebildet. Auch die beginnende planmäßige Waldwirtschaft hängt wesentlich mit dem Übergang großer Waldmassen in grundherrlichen Besitz zusammen. Doch muß für diese Epoche wie schon für das 9. Jahrhundert (vgl. S. 101) mit Nachdruck betont werden, daß man die Rolle der Grundherrschaft nicht überschätzen, insbesondere nicht alle wirtschaftlichen Vorgänge in der Hauptsache innerhalb der Grundherrschaft sich abspielen oder von ihr beeinflußt sein lassen darf, daß daher die in ihren Anfängen schon für die sächsische Zeit behauptete Abbröckelung der Grundherrschaft und Abgabe der wirtschaftlichen Führung an die Klasse der

Zinsbauern nicht im Lichte einer völligen Umwälzung, sondern in dem einer natürlichen Entwickelung aus den gar nicht so ungeheuer verschiedenen Zuständen der karolingischen Zeit erscheinen muß. Davon ist noch später zu handeln.

Die steigende Vergebung an Zinsträger wurde durch die starke Zunahme des grundherrlichen Besitzes begünstigt. Dieser Zuwachs ist jedenfalls für die weltlichen Grundherren in dieser Epoche sehr groß gewesen, während die bedeutende Vermehrung des geistlichen Besitzes infolge von Schenkungen und Übertragungen im Interesse des Seelenheils, namentlich auch infolge von reichen Stiftungen der sächsischen Herrscher, durch jene Übergriffe der weltlichen Herren (vgl. S. 103 f.), besonders durch die von den kirchlichen Quellen oft beklagten, aber wohl allzusehr in den Vordergrund gestellten Aneignungen der Vögte, auch durch die Vergabungen der Herrscher aus Reichskirchengut zum großen Teil wieder aufgehoben wurde. Dafür hielt die Kirche ihren Besitz, der ja dauernd in derselben Hand blieb, besser zusammen. Das Moment, das gleichzeitig den geistlichen Besitz minderte und den weltlichen vermehrte, war vor allem die Belehnung mit Kirchengut, um den Heeresdienst versehen lassen zu können. Solche Belehnungen waren oft recht bedeutend, wie z. B. ein Trierer Erzbischof im 11. Jahrhundert einen Grafen mit 600 Hufen belehnte. Zur Vermehrung des weltlichen Grundbesitzes, auch der Zahl der Besitzer, trugen vor allem die Verleihungen der Herrscher aus erobertem Slawenlande, zunächst freilich namentlich an die Markgrafen, bei; weiter die erwähnte Ausübung der Vogtei über kirchlichen Besitz, die schließlich zu einer Verfügung über diesen führte; endlich die früher (S. 104) geschilderte dominierende Rolle des Grundherrn in der Markgenossenschaft, die häufig die Allmende in seine Hand gab oder ihm als Markvogt große Rechte sicherte. Den grundherrlichen Besitz konnte ferner insbesondere das „Bifangrecht" (vgl. S. 15) vermehren. Die auf diese Weise aus dem noch reichlich vorhandenen gemeinsamen Wildland genommenen und eingefriedigten Ackerstücke („Beunden") fielen an sich an die Gemeinde zurück, sobald der Betreffende sie nicht mehr nutzte oder bebaute. Aber gerade der dauernde Anbau, worauf die größeren Besitzer immer planmäßiger hindrängten, führte die Stücke in ständiges Eigentum über. Solche Beunden wurden auch innerhalb der königlichen, herzoglichen usw. Marken angelegt. Die Ortsnamen auf point, beindt usw. stammen von diesen „Beunden".

Einen Rückgang hingegen erlebte aufs neue (vgl. S. 103) der königliche Grundbesitz durch die im Zusammenhange mit dem Lehnswesen notwendigen, jetzt sehr umfangreichen Vergabungen und durch die bereits erwähnte Tendenz zur Erblichkeit derselben. Allerdings hatten die sächsischen wie die salischen Herrscher durch ihr eigenes Gut den sehr geminderten Königsbesitz, von dem im wesentlichen nur die Pfalzen mit ihren großen Ländereien unangetastet geblieben waren, wieder aufgefrischt, und die sehr bedeutenden Eroberungen im slawischen Osten wie die öfter bei Aufruhr usw. eingetretenen Konfiskationen großer Güter, auch das alte Recht an herrenlosem und erbenlosem Land hatten ihn andauernd vermehrt. Die außerordentlichen Vergabungen der Herrscher — nach einer von Inama vorgenommenen Auszählung der Urkunden vergab Otto I. z. B. 41 Königshöfe oder größere Güter und 796 kleine — kamen zudem vorzugsweise der Kirche zugute. Aber wenn anfangs der Herrscher wie früher über das Kirchengut als Reichsgut verfügen konnte, so war dieses Recht später, nach dem Investiturstreit, viel schwerer durchzusetzen. Im übrigen haben die großen Schenkungen an die Kirche die Bedeutung der geistlichen Grundherrschaft für die Erhaltung und Entwickelung der von ihr am besten geschützten bäuerlichen Bevölkerung sehr erhöht und das spätere Aufsteigen dieser Schicht gefördert.

---



Das Element der Grundherren hat nun damals zum Teil auch die Siedelungsweise auffälliger umgestaltet. Das Überwiegen des Dorfes und natürlich auch der Einzelhöfe zeigt zwar in der Siedelungsform den agrarischen Grundcharakter der Epoche. Aber die alten Formen werden, von den Städten noch ganz abgesehen, nicht durchweg bewahrt und herrschen nicht mehr ausschließlich. Einerseits zerstören die Herrenhöfe innerhalb des Dorfes allmählich die Einheitlichkeit der Wohnweise (vgl. S. 18). Anderseits beginnt sich der Adel überhaupt abzusondern und in befestigten Burgen zu wohnen, worüber (S. 23 f.) bei der Geschichte der deutschen Landschaft gehandelt ist. Dort (S. 17 ff.) ist auch der äußere Charakter des Dorfes selbst dargestellt worden, ebenso die Entwickelung des Hauses und der Haustypen.

Indessen erfordert die letztere doch noch einige Worte nach der geschichtlichen Seite hin. Wir sahen (S. 19 ff.), daß man die verschiedene Ausbildung der Hausformen zu einem Teil mit natürlichen Bedingungen, mit den Einflüssen des Klimas, des Bodens, des gegebenen Materials, zusammenbringen kann. Aber es wurde auch betont, daß die Stammesart dafür ebenso und sogar vor allem in Betracht kommt. Eine völlig enge Bindung einer Hausform an einen bestimmten Stamm ist freilich abzulehnen. Einerseits kann sich eine Hausform aus diesem oder jenem Grunde, durch den Verkehr vor allem, auch über andere Stämme und Völker erstrecken, anderseits kann sie Einzelheiten einer fremden Hausform aufnehmen. Dagegen ist wieder die große Zähigkeit hervorzuheben, mit der die altvertrauten Hausformen weiter bewahrt werden, deshalb vor allem, weil, wie Meringer richtig betont, der Bauer sein eigener Baumeister war. Sie sind immerhin also wirklich ein Stück der Stammesart, deren Sonderpflege gerade für die hier behandelten Jahrhunderte sehr bezeichnend ist. Die Ausbildung der Bauernhaustypen allerdings schon in die eigentliche Stammeszeit zu verlegen, geht nicht an (vgl. S. 18). Anderseits sind natürlich je nach den Zuständen und Kultureinflüssen die Wohnbauten der einzelnen Stämme früh verschieden gewesen. Wenn ferner die ältesten erhaltenen Beispiele der Bauernhäuser, die aus dem ausgehenden Mittelalter stammen, vollkommen den uns bekannten Typen entsprechen, so weist diese Zähigkeit auf eine viel frühere Entstehungszeit der Typen (wohl das 10./11. Jahrhundert) hin. Sprachliche Gründe unterstützen diese Meinung. Man nimmt nun in der heutigen Hausforschung für Deutschland zwei große Grundtypen an, den des oberdeutschen und den des niederdeutschen Hauses, stellt übrigens für das Abendland sonst neben ihnen noch einen romanischen (Kamin-), einen nordischen und einen osteuropäischen (Herdofen-) Typus auf. Indessen hat man weiter einen spezifisch oberdeutschen (alemannischen, bajuvarischen usw.) und einen nicht damit zusammenzuwerfenden mitteldeutschen Typus unterschieden und ferner mit Recht darauf hingewiesen, daß von dem eigentlichen niederdeutschen der ganz eigenartige friesische Typus, wie das ja auch früher schon geschehen ist, scharf getrennt werden muß.

Eine besondere Frage ist noch, wie weit für diese Entwickelung fremder Einfluß von Wichtigkeit ist. Man ist in dieser Beziehung neuerdings ziemlich weit gegangen und hat das oberdeutsche Haus im wesentlichen als ein Produkt römischen Kultureinflusses hingestellt. Man könnte auch mit dem größeren oder geringeren Grade der römischen Beeinflussung die Haustypen der verschiedenen Stämme in Zusammenhang bringen. Mit dem sonstigen steten Fortschreiten der überlegenen fremden Kultur, z. B. des Steinbaues, könnte ferner der Eroberungscharakter des oberdeutschen Hauses, das gegenüber dem zähkonservativen niederdeutschen Hause ziemlich weit vorgedrungen ist und noch heute vordringt, übrigens auch über Deutschland hinaus im slawischen und magyarischen Osten verbreitet ist, wohl verglichen

werden. Die von Meringer verfochtene Ansicht von der römischen Beeinflussung des oberdeutschen Hauses stützt sich insbesondere darauf, daß das zweifellose Charakteristikum dieses Hauses, der Kachelofen und die durch ihn entstandene, von dem alten Einraum sich absondernde Stube, eine von den Römern ersonnene Anpassung an das rauhe deutsche Klima darstelle. Indessen ist gerade diese Grundlage noch durchaus zweifelhaft (vgl. S. 147). Am meisten romanisch beeinflußt wird jedenfalls der bayerisch-rätische Typus sein, schon durch die italienische Nachbarschaft. Hier hat wohl der romanische Steinbau am frühesten eingewirkt; auch die Vielräumigkeit des Hauses weist auf ein höheres Vorbild hin. Überhaupt wird man den unmittelbaren Einfluß der Römer für die Zeiten der Invasion für alle vorgeschrittenen Bauten ziemlich hoch anschlagen dürfen, um so geringer aber für die ländlichen Bauten der großen Masse. Immerhin mag später auch bei diesen durch den in Herrenhöfen und Klöstern nachwirkenden mittelbaren Einfluß die Gliederung wie manche technische Einzelheit mitbestimmt worden sein, namentlich die Einführung eines Obergeschosses. Auch die oberdeutsche Trennung der Wirtschaftsbauten vom Wohnhaus, an das sie aber wieder angegliedert sind (vgl. S. 21), setzt die Kenntnis vollkommenerer Gehöfte voraus. Wenn man indessen das Unbeeinflußte des Bauernhauses gegenüber späteren Epochen der höheren Baukunst, etwa der Gotik, bedenkt, wird man doch eine im ganzen selbständige Entwickelung desselben annehmen müssen.

Für die Gesamtentwickelung des Hauses ist nun aber noch ein Punkt zu berühren, der gerade für die Fortschritte in unserer Epoche wichtig sein mag. Für die Stammeszeit scheint im ganzen noch die uralte Einräumigkeit des Hauses zu überwiegen, seitdem aber hat eine *Gliederung in verschiedene Räume* eingesetzt, doch wohl entsprechend den Fortschritten der Lebenshaltung; die alte Einräumigkeit, die schon Justus Möser rühmte, war in ihrer übersichtlichen Geschlossenheit freilich auch nicht ohne wirtschaftliche Bedeutung gewesen. Bei ihrer jetzt beginnenden Beseitigung handelt es sich übrigens nur um den Wohnraum und auch nicht mehr nur um das Bauernhaus, sondern um das Haus überhaupt. Die Vielräumigkeit ist nun aber nach Meinung einzelner Forscher gar nicht durch Gliederung eines Einraumes entstanden. Heyne nahm an, daß zunächst das wachsende Bedürfnis an Wohnungen (z. B. für das Gesinde, die Gäste [Halle]) und die Anforderungen der Wirtschaft die Anlage besonderer Bauten hervorgerufen haben — je nach den Besitzverhältnissen gingen diese Bauten von wirklichen Holzgebäuden bis zu kleinen Notdächern und hüttenartigen Unterschlupfen —, daß dann in landschaftlich oder sonst verschiedener Weise die Vereinigung mehrerer Räume unter einem Dach erfolgte. Das Ursprüngliche wären also mehrere Einräume nebeneinander. Indessen könnte das im wesentlichen doch nur für die Begüterten gelten. Der kleine Mann hat von Anfang an innerhalb seines einen Raumes durch Absperrung besondere Teile für bestimmte wirtschaftliche oder sonstige Zwecke erzielt, und auch der Vornehmere hat, wie z. B. die Schilderung des Priscus lehrt, einen größeren Wohnraum durch Vorhänge (daher die Bezeichnung [Gewand] Wand) in zwei geteilt. Auch sonst mögen sich durch leichte Flechtwände früh Nebenräume ausgebildet haben. Heyne meint aber, daß im Gegensatz zu den Begüterten, die auch noch in karolingischer Zeit das alte Prinzip einer, nun stark vermehrten, Anzahl besonderer Wohn- und Wirtschaftsbauten festhalten (in dem übrigens nichtdeutschen Asnapium [vgl. S. 94] 17 außer dem Herrenhause), der geringe Mann nicht durch Absperrung, sondern wegen der Platzersparnis durch Zusammenlegung von Wohnraum, Stall und Scheune unter ein Dach, mit landschaftlich verschiedener Betonung der Scheune oder des Stalles, die einzelnen Bauernhausformen gebildet habe.



Dem sei nun, wie ihm wolle. Jedenfalls beginnt in unserer Epoche nicht eine Zusammenlegung mehrerer Räume, sondern eine Gliederung des im ganzen noch einräumigen Wohnraumes durch Trennung von innen heraus, wie wir es eben zum Teil auch für die ältere Zeit gesehen haben, sich stärker durchzusetzen. Sie mag früh in dem vornehmeren Hause begonnen haben: die Säulen, die im Inneren das Dach stützten, und die Ecksäulen mögen die gegebenen Ausgangspunkte der Gliederung gewesen sein. So entstehen, getrennt durch leichte Wände, Kammern, die über die früher nur abgesperrten Nebengelasse hinaus sich zu besonderen kleinen Schlaf- und Wohnräumen entwickeln. Den alten Charakter bewahrt nur die große Halle des vornehmen Hauses mit den das Dach tragenden Holzsäulen, der Festraum des späteren Pallas. Jene Gliederung zeigt jetzt aber auch allmählich das Bauernhaus. Das Hauptmoment ist dabei die Verdrängung des Herdes aus seiner zentralen Stelle. Er wird in die Ecke gerückt: es bildet sich die Küche, während dem Wärmebedürfnis des Wohnraumes der Ofen zu dienen beginnt. Daß der Kachelofen römisch sein muß, ist noch nicht erwiesen; anderseits ist es, worauf Lauffer hindeutet, gar nicht ausgeschlossen, daß ihm ein jedenfalls einheimischer, aus Steinen aufgemauerter (zunächst nicht zur Heizung, sondern zum Backen, Brennen von Töpfen usw. dienender) Ofen voranging und er nur eine sekundäre Form darstellt. Es entsteht die oberdeutsche heizbare große Stube (caminata), daneben die mannigfaltig geartete Kammer zum Schlafen. Andernfalls bleibt die alte große Diele mit dem Herd, z. B. als Eßraum, mit allerlei Einbauten (Kammern usw.) erhalten. Soweit ein Obergeschoß eindringt, gliedert sich das Haus naturgemäß noch weiter; die Treppe wird zunächst an der Seite angebracht, ist aber oft auch nur eine einfache Stiege, auf der man von der Stube durch eine Luke nach oben gelangt. Mehr und mehr sind nun auch überall die gegen früher (vgl. S. 58) niedriger gelegten und größeren Seitenfenster durchgedrungen. Doch bleiben die Fenster in der Regel bloße Luken, schon weil sie schwierig zu verschließen waren (Bretter, Tücher und dergleichen dienten dazu). Der Rauch mußte durch Luken im Dach abziehen, die gegen den Regen dann wieder mit kleinen Holzschirmen überdeckt wurden.

Im ganzen zeigt sich jetzt immer stärker jener durchgreifende Unterschied zwischen Bauernhaus und Herrenhof. Für den letzteren hat man freilich zu Unrecht (vgl. S. 146) auf das Beispiel des Königshofes in Asnapium mit seinem Herrenhaus und den siebzehn Holzhäusern hingewiesen, wozu noch ein Stall, eine besondere Küche, eine Mühle, drei Scheuern und zwei Speicher kamen: eine so ausgedehnte Anlage ist bei deutschen Herrenhöfen kaum ähnlich anzunehmen. Der Bauer behält anderseits auch später mehr das Streben nach Zusammendrängen. Wir werden ferner sogleich die früher schon (S. 18) erwähnte Tendenz beobachten, zunächst die Königshöfe, die übrigens durchaus reine Höfe bleiben, dann auch die Höfe geistlicher und weltlicher Herrschaften mit besserer Umfriedigung durch Wall und Graben, auch schon durch Mauern, zu sichern, sie also burgartiger zu gestalten. Indessen bedeutete auch für den Bauernhof der uralte Zaun (vgl. S. 10) eine gewisse Sicherung.

---

Stärkere Befestigung leitet uns zu einer anderen, bald wichtig werdenden Siedelungsform, der Burg, und diese wieder zu der noch wichtigeren, der Stadt. Stadt und Burg sind eigentlich, wie wir noch sehen werden, äußerlich gleichen Ursprungs. Sie entstehen aus dem Bedürfnis, in den unruhigen Zeiten besseren Schutz zu haben. Nur diente die *eigentliche Burg* lediglich den Herreninteressen. Ursprünglich war die Befestigung der freien Hofstätte ein Privileg der Herrscher, und in fränkischer Zeit hielten sie durchaus daran fest. Bei den

königlichen Pfalzen, so unter Karl dem Großen zu Ingelheim, Aachen usw. und ebenso unter seinen Nachfolgern, kam dabei der römische Steinbau mehr und mehr in Anwendung, unter Führung freilich der Geistlichen, die ihrerseits die größeren Kirchen, aber auch die Klöster, immer häufiger aus Stein bauten und letztere auch befestigten. Über die Verbreitung des Steinbaues selbst werden wir sogleich mehr hören. Für Befestigungsbauten weltlicher Herren bedurfte es anscheinend zunächst der Erlaubnis des Herrschers, der gelegentlich gegen eigenmächtige Befestigungsanlagen einschritt. Aber die Zeiten zwangen von selbst dazu — denn der Adlige hatte sich nicht nur da oder dort gegen die Raubzüge von Ungarn und Slawen zu wehren, sondern auch gegen die Anfeindungen mächtiger Nachbarn, oder er trotzte zuweilen auch einem Großen. Die wirtschaftliche Hebung des Herrenstandes gewährte anderseits die nötigen Mittel zu den Bauten. Wie sich die Herrenburgen, zum Teil im Anschluß an die alten Fluchtburgen, entwickelten, ist bereits im einleitenden Kapitel (S. 24) dargelegt worden. Dort (S. 18) wurde auch schon gesagt, daß Burgen teilweise aus den befestigten Herrenhöfen selbst hervorgingen. Das Verlassen der Höfe aber und das abgesonderte Wohnen erleichterte der Umstand, daß die grundherrliche Eigenwirtschaft mehr und mehr aufhörte. Die Herrenhöfe blieben nur noch der wirtschaftliche Mittelpunkt des Besitzes unter einem Verwalter. Freilich wurde der Rückgang der Eigenwirtschaft durch jene Absonderung zum Teil gefördert oder erst hervorgerufen. Jedenfalls entstanden im 11. und 12. Jahrhundert Burgen der Herren in großer Zahl und waren neben den königlichen — in sächsischer Zeit werden als solche die Burg Grona und die Dornburg öfter genannt — und denen der Herzöge, wie in Schwaben, Lothringen, Sachsen, überall zu sehen. Außer ihnen kommen die nur sichernden Grenzburgen insbesondere im Osten überaus zahlreich vor.

Von der Art und Anlage der damaligen Herrenburgen darf man sich nun keine übertriebenen Vorstellungen machen, zumal da für sie erst langsam die Wohnlichkeit in Frage kam und sie anfangs nur in der Not zum Aufenthalt des Herrn dienten. Man hat neuerdings — insbesondere hat hier Schuchhardt Grundlegendes geleistet — schärfer den eigentlich germanischen, uns durch die Sachsen vermittelten Typus herausgestellt. Schon bei Schilderung der sächsischen Zustände (S. 88) ist er erwähnt worden: ein hoher Wall (Mauer), nicht immer rund oder oval, sondern oft sich auch unregelmäßig dem Gelände anschmiegend, an der Innenseite die Bauten, in der Mitte ein freier Burgplatz. Ganz anders ist der römisch beeinflußte fränkische Typus, der aber in Deutschland nur wenig vorkommt: in der Mitte einer viereckigen Befestigung ein großer Wohnturm, der auf den römischen Wartturm zurückgeht. Doch übernimmt man im eigentlichen Deutschland allmählich von dem fränkischen Typus den auf dem freien Burgplatz stehenden Turm, der immer zunächst Wachtturm ist. Auch der neben den Kirchen oder als ihr Bestandteil sich erhebende Glockenturm diente in zweiter Linie diesem Zweck wie dem Schutz und der Verteidigung, weshalb er eben zum Steinturm wurde. Der Turm besteht aber, wie die Bauten sonst, zunächst aus Holz. Noch im späteren Mittelalter gibt es Warttürme in der Nähe von Städten aus Holz, und bei den städtischen Mauertürmen findet sich selbst damals öfter ein hölzernes Obergeschoß. Auch steinerne Mauern waren in unserer Epoche keineswegs überall zu finden: in der karolingischen Zeit hatte man sie noch bei Pfalzen, hervorragenden Klöstern usw. bewundert, ebenso den Steinbau überhaupt, wie denn im „Heliand“ der Tempel von Jerusalem mit dem Zusatz stênwerkô mêst besonders hervorgehoben wird. Nur langsam bildete sich das Baugewerbe aus, und häufig sind damals noch, z. B. zwischen den Klöstern, die Leute, die den Steinbau verstanden,



hin- und hergewandert. Gerade der Steinbau (siehe die freilich aus viel späterer Zeit stammende untenstehende Abbildung) machte manche Klöster zum begehrten Zufluchtsort für die ganze Umgegend in der Stunde der Gefahr. Aber auch für Kirchen und Klöster, wie für die Pfalzen, ist der Holzbau selbst späterhin nicht ganz zurückgetreten. In sächsischen Landen fallen Kirchen aus Stein noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts besonders auf und werden von den Chronisten, z. B. von Thietmar, ausdrücklich vermerkt. Auch Adam von Bremen berichtet von dem Erzbischof Alebrand (1035—45), daß er das bisher nur aus Holz gebaute Kloster in Bremen und ebenso die hölzerne Kirche in Hamburg aus Stein neu habe aufführen lassen. Für die Wohnbauten aber innerhalb der Burgmauern und ebenso noch lange für die Häuser der Stadt ist, wie wir noch sehen werden, der Holzbau durchaus die Regel. Der Steinbau dient eben zunächst vor allem der Befestigung, der Sicherung der Wohnstätten. So ist es klar, daß an eine feste Burg, die als Zufluchtsort dienen konnte, sich auch unterhalb derselben Wohnstätten angliederten.



Mönche beim Klosterbau. Nach einer Federzeichnung des 15. Jahrhunderts, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1861.

Damit kommen wir zu den Anfängen der Stadt. Ihr Vorstadium ist aber durchaus nicht immer lediglich die befestigte Burg, sondern auch, freilich seltener, das befestigte Dorf. Und selbst wo sich die Siedelung an eine Burg anschloß, bewahrt sie doch zunächst durchaus den Charakter des Dorfes, bald des befestigten Dorfes. Überhaupt hat ja die Stadt Jahrhunderte hindurch den agrarischen Grundcharakter des Daseins nicht verleugnet (vgl. S. 159). Auch die einstigen, im Mittelalter weiter bewohnten Römerstädte stoßen diesen Satz nicht um. Die Städte links des Rheins, zum Teil schon Bischofssitze geworden, hatten den germanischen Ansturm überdauert (vgl. S. 74) und waren dann im Frankenreiche

Sitze einer fortgeschritteneren Kultur bis zu einem gewissen Grade geblieben, ebenso die Städte des von den Bayern besetzten Rätiens. Aber in sie hatten die Germanen einfach ihre dörfliche Wohnweise verpflanzt. Oft siedelten sie sich auch nur außerhalb der Stadt an. Das Moment indes, das die Römerstädte zu einem trotzdem nicht einflußlosen Faktor macht, ist eben wieder die größere Sicherheit, die sie gewähren. Die zuerst verführerisch erscheinende und früh aufgestellte Theorie der generellen Ableitung des späteren Städtewesens aus den Römerstädten ist als einseitig mit Recht ohne allgemeine Anerkennung geblieben. Aber es ist doch natürlich, daß diese Steinorte, zugleich Kreuzungspunkte alter und trefflicher Straßen, auch in der fränkischen Zeit und in den folgenden Jahrhunderten wenig entwickelter Kultur, die ein eigentlich städtisches Leben überhaupt nicht fortdauern lassen konnten, als militärisch sichere Punkte, als gegebene Sitze der Kirchenoberen, der Bischöfe, als geeignete Stätten für Reichsversammlungen, als gelegentliche Aufenthaltsorte der Könige, auch als Anziehungspunkte eines geringen Verkehrs, dessen weitere Entwickelung an sie anknüpfen konnte, also als Marktorte eine Rolle spielten. Von den älteren Kulturgebieten Deutschlands gilt dasselbe wie vom Westfrankenreich oder Britannien: soweit Städte hervortreten, sind es alte Römerstädte wie Mainz und Köln, ihre Mauern alte Römermauern oder auf deren Fundament erbaut. Obgleich diese Städte keinerlei rechtliche Bevorzugung vor irgendwelchen anderen Siedelungen hatten, obgleich sich zwar die Befestigung, mancher Bau und manches äußere Gut, vielleicht auch einiges vom Gewerbebetrieb, aber nichts von römischen Verfassungseinrichtungen am Leben erhalten hatte, mußte an sie doch die spätere deutsche Städteentwickelung immerhin anknüpfen.

Man kann sogar *äußerlich* eine Nachwirkung des Grundplans der Römerstädte, der aber keineswegs immer deutlich auf die Form des römischen Lagers zurückgeht, bis zu einem gewissen Grade behaupten. Über den möglichen Zusammenhang der Anlage der Römerstädte mit dem regelmäßigen Plan der Gründungsstädte ist schon oben (S. 25f.) ausführlich gehandelt, freilich auch hervorgehoben worden, daß die meisten älteren Städte des Westens doch wieder die dem deutschen Individualismus entsprechende Unregelmäßigkeit der dörflichen Wohnweise zeigen. Im übrigen handelt es sich bei den neu entstehenden Städten ja weniger um die verhältnismäßig seltene unmittelbare Entwickelung eines Dorfes zur Stadt unter schließlicher Verleihung des Stadtrechts, als um Neugründung von Städten, d. h. Märkten, *neben* einer bestehenden, dazu geeigneten Dorfsiedelung. Anderseits sind auch mehrere Dörfer zu einer Stadt zusammengewachsen und bewahren häufig, sogar nach der äußerlichen Vereinigung, den Charakter selbständiger Gemeinwesen. Jedenfalls führt auch das äußere Moment der Anlage zum Teil auf das Dorf zurück. Freilich darf man nicht die Wichtigkeit der Römerstädte an sich, auch nicht jeden Einfluß derselben auf die zahlreichen Neugründungen von Städten leugnen.

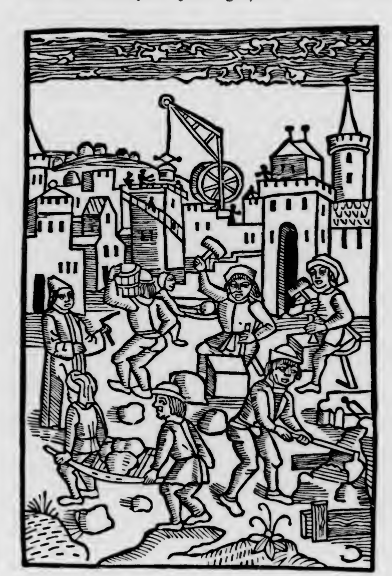
Was nun aber die spätere Stadt besonders vom Dorf unterschied, ist neben dem noch zu erörternden Marktcharakter und anderen Momenten eben das die Römerstädte auszeichnende Moment der *Befestigung*, also der Charakter der *Burg*. Das Schutzbedürfnis zwingt in kriegerischen Zeiten bei zunehmender Bevölkerung, größerer Bedeutung einer Siedelung und besseren wirtschaftlichen Bedingungen zur Neuanlage befestigter oder zu stärkerer Sicherung bestehender Plätze auch für größere Menschenmengen. Früh, schon im Gotischen, nahm das Wort Burg die Bedeutung befestigter Wohnplatz an, behielt aber ebenso den alten Sinn (Zufluchtsort), wie sich die Sache selbst hielt; z. B. richteten sich die St. Galler



Mönche 926 in der Zeit der Ungarngefahr eine solche Zuflucht her. Auf die Vorteile befestigter Wohnplätze war man aber trotz des städtefeindlichen Sinnes schon im Frankenreich aufmerksam geworden, und vielleicht sind schon in der Merowingerzeit neue Befestigungen für dauernde Wohnplätze angelegt worden, wenn auch nicht zahlreich und jedenfalls nicht rechts des Rheins. Ebenso wurden Karls des Großen Steinbefestigungen seiner Pfalzen zwar von seinen Nachfolgern zum Teil nachgeahmt, breiteten sich aber nur sehr langsam aus. Nach dem Mönch von St. Gallen ließ Ludwig der Fromme die Stadtmauern von Frankfurt und Regensburg sogar als Steinbrüche für Kirchenbauten benutzen. Jene altgermanische Fluchtburg (vgl. S. 57) aber war das Vorbild der Grenzfestungen, die sich vielleicht schon in karolingischer Zeit im Osten fanden, und die unter Heinrich I. (vgl. S. 120) systematisch erstanden. Aus ihnen wie aus den Herrenburgen wurden nunmehr zum Teil gewissermaßen Massenburgen. Burg und Stadt sind bis zu einem gewissen Grade identisch. Nicht nur bei den Germanen, auch bei den übrigen indogermanischen Völkern, ebenso bei den Babyloniern, sind die Städte aus Burganlagen herausgewachsen. Die ursprünglichen, nur zeitweilig benutzten Zufluchtsstätten der ungeschützten Landbewohner werden in kriegerischer Zeit dauernd besiedelt, oder man haust wenigstens in der Nähe der auf einer Anhöhe gelegenen eigentlichen Burg, bis man diese wachsende Siedelung ebenfalls durch Befestigungen schützt. Auch das griechische πόλις (Stadt) bedeutet ursprünglich Burg, Hochburg. Und so ist es auch in den germanischen Sprachen, wie es oben das Gotische zeigte. Die Übertragung der Bezeichnung auf feste Wohnplätze war gerade durch die Bekanntschaft mit den römischen Städten erfolgt, bei denen die Befestigung das Charakteristische zu sein schien. So übersetzt Ulfilas πόλις mit baurgs, und „*Burg*“ wird die gewöhnliche *Bezeichnung für Stadt*. Auch die ersten größeren Denkmale der deutschen christlichen Übersetzungsliteratur, der „Heliand“ wie der „Crist“ des Otfried, also nieder- wie oberdeutsche, drücken civitas (Stadt) regelmäßig durch „Burg“ aus. Otfried nennt auch Rom „Rûmuburg“, wie die Friesen Köln „Colnaburch“ nannten. Zahlreich sind die Zusammensetzungen mit -burg in den Namen der deutschen Städte: Straßburg, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Würzburg, Magdeburg, Merseburg, Quedlinburg, Hamburg usw. Schwerlich kann man aber anderseits alle mit -burg zusammengesetzten Ortsnamen als Beweis für die Gründung der betreffenden Orte, von den Römerstädten überhaupt abgesehen, in diesen (10. und 11.) Jahrhunderten anführen, sowenig man alle Ortsnamen mit -rode für die erste Zeit stärkerer Besiedelung verwerten kann. Charakteristisch ist endlich, daß die Stadtbewohner „Bürger“, das Stadtrecht „Burgrecht“ genannt werden.

Dieses manchmal allzu ausschließlich betonte, von anderen ganz zu Unrecht ignorierte Moment der Befestigung und Sicherung hat nun für jene Neugründungen (vgl. S. 157), neben Römerstädten und früheren Dörfern die dritte und zahlreichste Gruppe von Städten, naturgemäß auch die Lage bestimmt, während im allgemeinen allerdings für dörfliche und städtische Siedelungen dieselben geographischen Bedingungen und Einflüsse maßgebend sind. Nicht jede neue Befestigung wurde aber zu einer Stadt. Daß Heinrichs I. Grenzsicherungen und Zufluchtsstätten zum Teil zu Städten erwachsen sind, rechtfertigt nicht seine Bezeichnung als Städtegründer. Überhaupt bedeuten die Anlagen dieses Königs, die noch wesentlich Holz- und Erdbefestigungen darstellten, auch in ihrer späteren besseren Entwickelung im Grunde nur die Annäherung an die höheren Zustände des Westens und Südens, wie er eine solche anderseits durch die Bildung eines sächsischen Reiterheeres versuchte. Aus dem Westen und Süden kam auch die bessere Befestigung durch Mauern und Türme. Anfangs gehörte eine wirkliche

Mauer durchaus nicht zu den unbedingten Erfordernissen für eine Stadt. Jene primitiven Befestigungen, hölzerne Pfähle, Erdwälle usw., genügten, ebenso aber auch schon die bloße Lage der Siedelung bei einer Burg, d. h. einem befestigten Militärposten, Königs- oder Herrensitz. Mit zunehmender Bevölkerung wurde dann die untere Siedelung in die Befestigung hineingezogen; man denke z. B. an die Anlage von Quedlinburg. Noch lange aber gewährten selbst die älteren Städte nur ungenügenden Schutz, und sogar wo Mauern aus Römerzeiten wenigstens in Resten vorhanden waren, ließ man sie, wie in Mainz bis 882, ruhig liegen. Aus Worms berichtet zum Jahre 1000 der anonyme Biograph des Bischofs Burchard von Worms, dem allerdings daran liegt, die Zustände vor Burchard möglichst desolat zu schildern, daß die zerstörten Gräben und Mauern den Räubern und Tieren, d. h. den kaum zu vertreibenden Wölfen, einen leichten Eingang boten. Bei der Belagerung durch die Ungarn hatte Augsburg nur eine unansehnliche Mauer. Gerade die unsicheren Zeiten führten aber in den Römerstädten dazu, die frühere Vernachlässigung der alten römischen Steinmauern aufzugeben, ihre Reste wieder auszubauen, und bewirkten bei anderen Orten, Klöstern oder Herrensitzen, überhaupt die Errichtung von Steinmauern. Vorbildlich war dabei die Technik eben der alten römischen Mauerreste. Wie reiche Klöster zu wehrhaften Festungen wurden, St. Gallen z. B. 975 nach Fertigstellung seiner Bauten dreizehn Türme zählte, so gewannen nun auch die älteren Städte, Augsburg, Mainz usw., ein anderes Ansehen (siehe die nebenstehende, freilich aus viel späterer Zeit stammende Abbildung), und ebenso wiesen die Neugründungen, wie Hildesheim seit 993, Mauern und Türme auf. Merseburg und Meißen werden bei Thietmar als mit Mauern versehen hervorgehoben. Jede stärkere Befestigung, auch in primitiverer Form, machte also den betreffenden Ort zu einem gewissen Zentrum für die Schutz und Sicherheit suchende umwohnende Landbevölkerung, die für die Unterkunft in Zeiten der Gefahr wohl auch in friedlicheren Zeiten an den Befestigungen mitarbeiten mußte. So konnten jene neuerrichteten Grenzburgen, insbesondere die, wo der Graf wohnte, zu Vororten und zu Anziehungspunkten überhaupt werden.



Stadtbau. Aus der „Cronica von Cöllen", Cöln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Das gilt in viel stärkerem Maße von den älteren Siedelungen mit schon vorhandener oder jetzt neu errichteter Befestigung. Dahin gehören einmal, wie gesagt, natürlich die Römerstädte im älteren Kulturgebiet, die dort wie in Frankreich die gegebenen Grundlagen neuer städtischer Entwickelung (vgl. S. 150) waren. Diese älteren Städte, bald wieder Verkehrsmittelpunkte, also Metz, Trier, Xanten, Bonn, Köln, Koblenz, Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Basel, Konstanz, Chur, Zürich, Augsburg, Kempten, Regensburg usw., sind vor allem



Bischofssitze, zuweilen königliche Pfalzen und immer zugleich Burgen. Ihnen reihen sich dann die seit dem 9. Jahrhundert im inneren Deutschland aufkommenden Städte an, die zunächst wieder besonders als Bischofssitze, als befestigte Sitze der Herzöge und Grafen, auch von Herren, endlich als Klosterorte von Wichtigkeit waren. Am frühesten hatten neben jenen Römerstädten noch Frankfurt und Hamburg städtischen Charakter. Daß die königlichen Pfalzen früh einen größeren Verkehr angezogen hätten, durch den Zusammenfluß der Produkte aus dem Königsbesitz Mittelpunkte des Wirtschaftslebens geworden wären, den Handel wie das noch wenig entwickelte gewerbliche Leben angeregt und daher aus ihnen sich Städte entwickelt hätten, ist eine irrige Annahme. Sie könnte zunächst nur für eine Minderzahl von Pfalzen gelten, da die meisten mit späteren Städten überhaupt nicht zusammenzubringen sind. Aber auch bei dieser Minderzahl knüpft die Pfalz entweder an eine schon vorhandene Römerstadt (siehe oben) an, oder die betreffenden Orte haben sich aus anderen Gründen zur Stadt entwickelt (Dortmund). Nur für Aachen hat der Charakter als Pfalz größere Bedeutung, aber deshalb, weil es, wie Dopsch betont, schließlich Karls „ständige Residenz" wurde. Von ganz anderer Wichtigkeit sind die Kathedralorte. Bischofssitze befanden sich ebenfalls, wie gesagt, zunächst in alten Römerstädten; wo sie aber im Inneren des Landes neu entstanden, lehnten sie sich an schon vorhandene Verkehrsorte, also ältere Handelsansiedelungen, die sich an geeigneten Verkehrspunkten, an der Grenze usw. gebildet hatten, an. Sie stellten im Gegensatz zu dem wechselnden Aufenthaltsort des Königs einen dauernden Mittelpunkt und festen Versammlungsort dar. Als Bischofsstädte sind neben den Römerstädten Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Augsburg, Regensburg die Städte Bamberg, Paderborn, Hildesheim, Bremen, Hamburg, Magdeburg anzusehen. Bei Klöstern ferner entstanden häufig Städte, so St. Gallen, Fulda, Hersfeld, Quedlinburg, Gandersheim. Es haben aber vor allem auch natürliche Verkehrsbedingungen, Flußübergänge, Straßenkreuzungen usw., die eine Marktsiedelung oder eine Siedelung aus anderen wirtschaftlichen Gründen hervorriefen, ferner namentlich das Vorkommen von Salz und Mineralien, also Saline und Bergbau, zu Städten geführt; Lüneburg, Halle und andere wären hier zu nennen.

Für alle diese aus der bisherigen Entwickelung herausgewachsenen, mehr oder weniger wichtigen und dichten Siedelungen, die des Schutzes bedurften, ist also das Moment der Befestigung das am meisten charakteristische Merkmal: sie alle sind, wie die Zufluchtsorte an den Grenzen, Burgen. Aber an diesen wesentlichen Charakter knüpft nun — wir befinden uns hier und im folgenden namentlich mit Friedrich Keutgen in Übereinstimmung — ein zweites Moment, das erst die eigentlich städtische Entwickelung bedingt, an: es ist der Friede, der Königsfriede, den die Stadt in ihrer Eigenschaft als Burg hat, der Burgfriede. Die Schaffung von Schutzorten war früh Aufgabe der Führer und so auch Aufgabe des Königs geworden. Die primitiven Anlagen Heinrichs I. zeigen die Wichtigkeit der königlichen Initiative, nur dem König steht im Grunde das Recht der Befestigung zu. Innerhalb der ganzen Burg aber herrscht der Hausfriede, der in den Burgen des Königs also Königsfriede ist, und dessen Bruch mit dem Königsbann gebüßt wird. Diesen Königsfrieden hat nun auch die künftige Stadt in ihrer Eigenschaft als Landesburg, als Königsburg. Denn das bleibt sie, auch wenn für ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Entwickelung der ganzen Verhältnisse ein weltlicher oder geistlicher Herr maßgebender ist als der König, wie jenen denn auch Burgen häufig verliehen werden. Die königliche Aufgabe der Landesverteidigung, sowohl bezüglich der Errichtung wie der Besatzung der Burgen, wurde eben

früh wesentlich auch Sache der Grundherren. Die agrarii milites zwar, die Burgmannschaft Heinrichs I. — von neun Leuten hausen acht draußen und beschaffen aus ihren Höfen den Unterhalt des letzten, der in der Burg bleibt und in Gemeinschaft mit den übrigen dort Belassenen, also den eigentlichen Bürgern, für die Unterkunft der Gesamtheit in Kriegszeiten sorgt —, werden nicht nur königliche Mannen, sondern überhaupt heerbannpflichtiges Landvolk, aber wohl auch grundherrliche Leute gewesen sein. So ist denn auch später in den Städten, die nicht eigentliche Königsstädte sind, die ständige Burgmannschaft, die von nun an ein wesentliches Element der städtischen Bevölkerung ist, aus grundherrlichen Mannen gebildet. Aber gleichwohl bleibt jede Burg im Grunde Königsburg. Der Burgfriede nun, der in den rein militärischen Burgen für jene eigentliche Burgbewohnerschaft, die Besatzung, gilt, dehnt sich auf die Umgebung (die Bannmeile) und deren Bewohnerschaft aus, erstreckt sich aber in den älteren Städten natürlich von Anfang an auf die gesamte Bewohnerschaft, die sehr mannigfaltig zusammengesetzt war. Dieser Burgfriede ist es, der als höherer Friede die Stadt vom Lande scheidet, der dem damit behafteten Ort in wirtschaftlicher Beziehung, dem eigentlich treibenden Moment, das mit dem ursprünglichen der Befestigung in keinem Zusammenhang steht, bei wachsender Bevölkerung die Möglichkeit einer günstigen Entwickelung sichert oder diese fördert, wenn sie, wie in den älteren Städten, bereits einsetzte. Zunächst zieht sich der überschüssige Teil der nahewohnenden ackerbautreibenden Bevölkerung in die befestigten und befriedeten Orte, um in Bauernhäusern von dort aus zu wirtschaften, Viehzucht zu treiben usw.; vor allem aber findet die gewerbliche Arbeit hier einen günstigen Boden und ebenso der Handel, der des Friedens am ersten bedarf.

Der Handel wird nun überhaupt von besonderer Wichtigkeit; er ist es zweifellos, der den befestigten Ort erst eigentlich zur Stadt macht. Seine Rolle ergab sich zunächst aus der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung. Schon jener Gesichtspunkt der Wehrhaftigkeit zwang bei einer größeren Anlage der Befestigung zu stärkerer Belegung: oft mag von Anfang an der Zuzug nur durch den König oder Herrn erzwungen worden sein, und vielleicht kann man auch mit einigen Forschern die für die Zuwanderung so wichtige Anschauung „Stadtluft macht frei" mit diesem Besatzungsbedürfnis zusammenbringen, so daß jeder Unfreie, der im Königsfrieden der Stadt längere Zeit gelebt hatte, zunächst als Mann des Königs frei wurde. Später ergab sich aus dem bloßen Erwerb von Grundbesitz nach Stadtrecht die Freiheit. Der Friedensort wirkt als Asyl. Wo die Bevölkerung ganz spärlich blieb, wurde auch aus einem befestigten Ort keine Stadt. Eine dichtere Bevölkerung aber, die überhaupt die Vorbedingung für die Entfaltung materieller und geistiger Fortschritte ist, die Fähigkeiten des Einzelnen weckt und anspannt, vor allem die gleichförmige Art des Lebens und der Arbeit zerstört und zur Arbeits-, zur Berufsteilung führt, rief bei der wachsenden Schwierigkeit für den Einwohner, durch eigene Produktion für seine Nahrung, Kleidung usw. zu sorgen, überhaupt bei der Schwierigkeit, den gesamten Nahrungs- und Lebensbedarf durch die Einwohnerschaft zu decken, die Notwendigkeit einer Nahrungszufuhr aus der Umgebung wie eines Austausches von Nahrungsmitteln gegen gewerbliche Produkte usw. hervor: es entstehen mit anderen Worten Märkte, die Städte werden Marktorte.

Aber diese Entwickelung erhielt nun ihre eigentliche Bedeutung erst durch die Seßhaftwerdung des Handels. Schon von den älteren Forschern ist immer das Umherfahren des Kaufmanns für die Anfangszeit betont worden; auch ich habe anderswo den wandernden, den fahrenden Kaufmann als typisch hingestellt. Wir werden davon sogleich (S. 168 ff.) Näheres



hören. Wichtig ist aber, daß als solche Kaufleute auch die Handwerker, die ihre Produkte weithin durch die Lande vertreiben, anzusehen sind. Für Koblenz sind z. B. fremde Schuhmacher, die dort Schuhe verkaufen, 1104 bezeugt. Die fremden Kaufleute, die wie die Friesen früh in die älteren Städte am Rhein kamen, jedoch auch sonst bei allen Volksanhäufungen, Reichstagen usw. in den Pfalzen und Bischofssitzen erschienen, ferner wohl große Grundherrschaften gelegentlich aufsuchten, waren natürlich irgendwo zu Hause, trieben ihr Geschäft aber in der Fremde, und die Handwerker, die mit ihren Produkten umherzogen, mochten auf irgendeinem Dorfe daheim sein, das ihnen nicht genügend Absatz bot. An den Punkten, wo sich ein lebhafterer Verkehr entwickelte, ließen sie sich zum Teil dauernd nieder, zuerst auch in jenen älteren Städten. Es kam nun für die Herren, die einen Ort an Volkszahl heben und wirtschaftlich fördern und so Nutzen aus ihm ziehen wollten, darauf an, solche Ansiedelungen von Kaufleuten im weitesten Sinne, soweit sie nicht von selbst kamen, geradezu herbeizuführen. So wurden denn die Kaufleute auf alle Weise durch Privilegien angelockt und begünstigt. Natürlich waren in jenen agrarischen Zeiten alle seßhaften Leute Grundbesitzer, und so erwarben die sich ansiedelnden Kaufleute ebenfalls Grundbesitz und trieben auch Landwirtschaft. Aber das neue Element war doch für die Entwickelung der Siedelungen zu Städten besonders charakteristisch und stand zunächst etwas außerhalb des hergebrachten Gefüges des Lebens. Erst allmählich kam es zu einem Ausgleich mit der älteren Bevölkerung, zumal auch mancher Grundbesitzer seinerseits zu dem gewinnreichen Handel überging. Sieveking, der, ohne die häufig ausschlaggebende Rolle der einheimischen grundbesitzenden Bevölkerung zu leugnen, neuerdings diesem fremden kaufmännischen Element wieder besondere Wichtigkeit beigelegt hat, geht nun freilich zu weit, wenn er überhaupt „die städtischen Anfänge in den Händen eines berufsmäßig entwickelten Standes von Händlern gelegen sein" läßt, aber ein Hauptfaktor war die Ansiedelung von Kaufleuten für die Entstehung vieler Städte gewiß. Die Stadt lediglich aus dem Markt, das Stadtrecht aus dem Marktrecht herzuleiten, wie es mit großem Scharfsinn versucht worden ist, geht nicht an, wie überhaupt, was sich uns schon wiederholt ergeben hat, eine einseitige Theorie niemals zum Ziele führt.

Die Erlaubnis zur Abhaltung eines Marktes zu erteilen, war im fränkischen Reiche Sache des Königs; aber trotz dieses Marktregals werden früh grundherrliche Märkte aus eigener Machtvollkommenheit abgehalten worden sein oder sich oft aus natürlichen Gründen gebildet haben. Grundherren hatten besonders an den Marktzöllen Interesse, und wenn ihnen ein Markt nicht verliehen war, hielten sie doch Märkte ab, gerade wie sie sonstige Zölle eigenmächtig erhoben. Aber die weitere Entwickelung knüpft doch nicht an diese privaten Märkte: ein echter Markt, auch der berechtigte grundherrliche, bedurfte des wirksamsten Schutzes, des Königsfriedens, weil dieser allein alle Marktbesucher, nicht nur die vom Grundherrn abhängigen, vor körperlicher und materieller Schädigung durch Friedensbruch sicherte, vor allem die fremden Händler auch auf ihrem Zuge zum Markte schützte und sie auf diesem selbst rechtsfähig machte: der Markt ist ein Institut des öffentlichen Lebens, er ist nicht ein Produkt der grundherrlichen Entwickelung, obgleich der Grundherr, dem der Platz gehört, der Marktherr ist und die Benutzung des Marktes nach seinem Gutdünken ordnet. Die Verleihung des Königsbannes, also die Gewährung des königlichen Friedens, ist die Vorbedingung für den Markt; die in den Städten vorkommenden Symbole, Kreuz, Schwert, Schild, Fahne, Hut, Handschuh, sind als königliche Leibzeichen Wahrzeichen des Königsbannes, nicht eigentliche Marktsymbole: der Marktfriede basiert auf dem Königsfrieden, der ja in den Burgen als

Burgfriede bereits vorhanden war, der aber auch jenen natürlichen Verkehrsorten, an denen sich früh kaufmännische Ansiedelungen gebildet hatten, eben unter dem Gesichtspunkt des Schutzes der Kaufleute verliehen wurde, Orten, die dann ebenfalls bald befestigt wurden.

Knüpft man den Stadtfrieden nicht an den Burgfrieden, sondern an einen besonderen Marktfrieden, das Stadtrecht, das ursprünglich „purgrecht" ist, an das Marktrecht, so setzt man einen immerwährenden Marktzustand voraus: in Wahrheit aber waren alle Märkte periodisch. Zunächst unbestimmt wiederkehrend, wurden sie gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts Wochenmärkte — die Jahrmärkte, als Zusammenkünfte fremder Kaufleute an geeigneten Orten früh vorhanden, stehen außerhalb der für uns wichtigen Entwickelung und bedürfen besonderen Privilegs —; aber selbst wenn mehrmals in der Woche Markt stattfand, war er auf bestimmte Stunden beschränkt. Auch das Stadtgericht beruht nicht auf einem grundherrlichen Marktgericht, sondern resultiert aus der öffentlichen Gerichtsbarkeit: es beruht auf dem Stadtfrieden, dem höheren (Königs-) Frieden; dieser gilt jetzt als Sonderrecht des Stadtbezirks, der damit Gerichtsbezirk wird. Wenn nun ein Markt, d. h. das Recht der Ausnutzung desselben und seines Schutzes, vom König verliehen wird, so folgt daraus von selbst die Übertragung der Gerichtsbarkeit an den Marktherrn, ohne daß es sich dabei um ein besonderes Marktgericht handelt. Der besondere Stadtgerichtsbezirk — neben Befestigung und Markt ein weiteres wichtiges Charakteristikum der Stadt — ist nur im öffentlichen Interesse gebildet, ist allerdings die Quelle erheblicher Vorteile.

Die Bedeutung der Märkte für die Stadtentwickelung, basierend also auf dem Königsfrieden, dem Schutz in oder bei der Burg, der einen Ort zum Markt qualifizierte, darf man für den Anfang nicht überschätzen; von einigen, namentlich Grenzorten abgesehen, entwickelte sich zunächst nur ein beschränkter Verkehr, meist an Stätten, die ohnehin Mittelpunkte waren, an Bischofssitzen, bei großen Klöstern. Aber diese Bedeutung wuchs eben durch die Ansiedelung von Kaufleuten und verkaufenden Handwerkern. Market (forum), das also nicht auf einen immerwährenden Markt geht, wird zur Bezeichnung der Städte verwandt, wie früher und später „burg" (vgl. S. 151) oder „statt" (locus), das die gewöhnliche Bezeichnung für eine Stelle auf die darauf errichtete Anlage überträgt; man spricht von „koufstat", und die Bürger heißen nun mercatores, koufliute. Vor allem sind darunter aber, wie schon betont, nicht nur Kaufleute in unserem Verstande, sondern auch die für den Verkauf arbeitenden Handwerker — wir kommen darauf noch (S. 162 f.) zurück — begriffen. Man hat aber weiter mit Recht darauf hingewiesen, daß damals alle Leute so benannt wurden, die auf dem Markt etwas feilhielten, also auch die Bauern mit ihren Produkten, ja daß der Name sogar auf die „Einkaufleute" (Karl Bücher) ging, Verkäufer und Käufer bezeichnete. So haftete der Name überhaupt an den Stadtbewohnern, unter denen ja Kaufleute und Handwerker bald den Hauptteil ausmachten. Zahlreiche, von Nolte zusammengestellte Quellenbelege beweisen den Gebrauch auch der deutschen Bezeichnung koufliute neben mercatores für Stadtbewohner bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Häufig werden insbesondere Stadt- und Landbewohner als koufliute und bûliute (gebûren) gegenübergestellt. Jener Name ist für die ersteren ebenso bezeichnend wie der von der Befestigung (Burg) hergenommene Name Bürger, der dann später allein herrscht. Wichtig ist also, daß die Städte Orte sind, die Produkte der Landbewohner brauchten, sie ihnen abkauften, ihnen dafür Gelegenheit zum Einkauf von Gewerbeprodukten und fremden Waren boten, ferner aber doch, daß in ihnen auch eigentliche Kaufleute dauernd wohnten, die sich entweder von Anfang an oder als Zuzügler inner- oder außerhalb



einer Burg, eines Bischofssitzes, der Domfreiheit usw. niedergelassen hatten. Immerhin betont man als sehr bald wichtigstes Element der städtischen Bevölkerung mit Recht den Handwerker, d. h. den verkaufenden Handwerker, für den ständige, von ihm zu mietende Buden und Verkaufsstätten errichtet werden, und der die Stadt so auch zu einem dauernden Markt macht. Ob aber diese Schicht oder, was seltener ist, die Kaufleute, die mit fremden Waren handelten, überwiegen, hängt sehr von der Verkehrslage der Stadt ab. Ganz richtig scheint uns nun weiter Sieveking eine anfängliche Marktfreiheit zu betonen, die erst allmählich einer größeren Gebundenheit des Verkehrs, einer lokalen Beschränktheit desselben, wich. Dazu gehört vor allem die Förderung des unmittelbaren Austausches zwischen Stadt und Land, die Sicherung der Nahrung der einheimischen Handwerker und Kaufleute durch Fernhaltung und Erschwerung sowie egoistische Ausnutzung des fremden Handels, wovon wir später hören werden. Die Städte machten sich nun gegenseitig Konkurrenz, und jede wollte in ihrem Gebiet unbeeinträchtigt sein. So wurde auch ein großer Teil des Handels Lokalhandel.

Die Entwickelung von Markt und Stadt, namentlich im inneren Deutschland, ist also die, daß die großen Grundherren die Erlangung von Marktprivilegien aus egoistischem Interesse immer lebhafter und häufiger betrieben, nicht indem sie künstlich einen Markt gründeten, sondern indem sie sorgfältiger auf jede stärkere Ansiedelung von Gewerbtreibenden und Händlern bei Burgen, Klöstern, an Orten, die vielleicht schon alte Handelsplätze waren, oder die sich überhaupt dazu eigneten, achteten und nun durch Erlangung des Marktprivilegs die wirtschaftliche Entwickelung ausnutzten, sie aber gleichzeitig durch die nötige Verkehrsordnung und planmäßige Errichtung von ermietbaren Kaufstätten förderten und endlich den Zuzug von neuen Kaufleuten und Gewerbtreibenden anlockten. Es kam so seit der Ottonenzeit zu wirklichen Stadt-(Markt-)Gründungen, bei denen der Grundherr meist (schon aus Platzmangel) neben einer älteren Siedelung einen Bezirk absteckten und das Land in gleichen Anteilen gegen Abgaben an Ansiedler austeilen ließ, der gesamte Grund und Boden doch aber eben als Stadt sich aus der privaten Sphäre heraushob in die des öffentlichen Rechts. Viele große und kleinere Herren wurden so zu Stadtherren, denen dann mit dem Markt auch die Gerichtsbarkeit über den Marktort verliehen wurde; aber auch die älteren Städte standen unter vom König eingesetzten Stadtherren, soweit er nicht selbst Stadtherr blieb, namentlich unter den Bischöfen, denen ebenfalls die Gerichtsbarkeit über sie verliehen war.

Die Herren, die schon zu Beginn der Entwickelung einen Druck auf den Zuzug ausgeübt hatten (vgl. S. 154), da, wie wir sahen, die Städte keineswegs nur aus freien Ansiedelungen heraus erwuchsen, waren es also, die, an der Entwickelung der Städte interessiert, dieselbe zunächst ausgiebig förderten: die Stadtherren, insbesondere die Bischöfe, wachten sorgsam über den vielversprechenden Gebilden. Verwaltung, Rechtspflege, Befestigung, Brückenanlagen, alles ging von den Herren aus. Gerade die Bischöfe haben außerordentlich viel für die Städte getan. In allen Biographien bedeutender Bischöfe wird ihre Sorge für die Befestigung und die öffentlichen Bauten der Stadt hervorgehoben. Das Hervortreten der Bischofsstädte in der Überlieferung liegt freilich in der Natur der wesentlich geistlichen Quellen. Die Gründungsstädte bilden gegenüber den wenig zahlreichen Römerstädten, aber auch gegenüber den sich aus Dörfern bei Burgen oder sonst allmählich entwickelnden Städten die Mehrzahl. Freilich die Hauptmasse entsteht erst später im östlichen Koloniallande, aber die Gründungen im altdeutschen Westen sind ebenfalls wichtig genug. Seit dem 12. Jahrhundert ist dieses planmäßige Vorgehen der Herren deutlich erkennbar.

Aber wenn nun die Städte gleich den Dörfern unter einem Herrn, dem Bischof, dem Grafen, dem Markgrafen, dem Herzog, standen, so machten sie auch innerlich noch nicht den Eindruck des Neuartigen, unterschieden sich durch ihre *Verfassung* von den bisherigen Gemeinwesen zunächst keineswegs. Wie von den Verfassungseinrichtungen der Römerstädte nichts auf die nachfolgenden Bewohner übergegangen ist, sondern die Einrichtungen des ländlichen Gemeinde- und Gerichtslebens hier ebenfalls galten, so gab es auch für die Bewohner der neuen befestigten Wohnplätze, die nun zugleich Marktorte waren, zunächst keine andere Regelung des Zusammenlebens als die bisher gewohnte. Freilich, die *Bevölkerung* hatte sehr bald einen veränderten, gemischten Charakter angenommen. Zu der kriegerischen Burgmannschaft kamen andere kriegerische und sonstige Dienstmannen (Beamte usw.); diese Ministerialen der Stadtherren werden eine immer wichtigere Klasse. In Bischofsstädten war auch dieses Verwaltungselement zum Teil geistlich, und andere Kanoniker kamen zahlreich hinzu; überhaupt ist die geistliche Schicht in allen Städten eine besonders charakteristische. Weiter hatten größere Besitzer ihre Höfe häufig in der Stadt. Zahlreich war in den älteren Städten die ursprüngliche, agrarische Bevölkerung höheren oder niederen Grades, abgabenpflichtig oder nicht; wichtig sind natürlich vor allem die freien Grundbesitzer. Dazu kamen die sich aus der agrarischen Sphäre immer selbständiger entwickelnden Gewerbtreibenden und die eigentlich neue Schicht, die Kaufleute, die von Anfang an die Handwerker an vorwärtsstrebendem Sinn überragten, Wechsler usw. Freilich sind das zunächst oft Juden, die eine große Rolle in der Stadt gespielt haben müssen. Endlich gab es natürlich allerlei geringes Volk, das durch Aussicht auf leichteren Gewinn angezogen wurde. Nicht immer wurden Gewerbe oder Handel als Hauptberuf betrieben, häufig vielmehr neben der agrarischen Tätigkeit.

Der ländliche Ursprung der Stadt läßt überhaupt nur die *Grundbesitzer als eigentliche Bürger* erscheinen, und nicht nur in den älteren Städten. Auch in den Neugründungen erwarben, wie betont, die Ansiedler von dem Grundherrn zunächst einen Anteil für ihre Hofstatt. Es wurde ein fester erblicher Zins geleistet, der aber die persönliche Freiheit nicht beeinträchtigte. Natürlich genügte dem Kaufmann oder dem Gewerbtreibenden ein mäßiger Besitz als wirtschaftlicher Rückhalt, aber immer erscheint er eben wegen dieses Besitzes, der in agrarischen Verhältnissen allein das Ausschlaggebende sein konnte, als Bürger, nicht weil er „Kaufmannschaft" oder ein Handwerk trieb. Immer stärker wurde dann bei der sich bald zeigenden Möglichkeit besseren Erwerbs und der Erlangung größeren persönlichen Schutzes und besserer sozialer Stellung die *Zuwanderung vom Lande* her, die den größten Teil der Bevölkerung bildete. Im Gegensatz zu den früheren Formen gemeinsamer Wanderung stellte diese Einwanderung mehr eine Loslösung einzelner Familien oder einzelner Individuen (jüngerer Söhne) aus dem dorfgenossenschaftlichen Verbande dar. Die nicht genügende Ernährungsmöglichkeit mag auch jetzt dabei eine Rolle gespielt haben, eine größere aber nunmehr die Qualifikation des Einzelnen besonders als Handwerker, die Hoffnung auf bessere Verwertung seines Könnens in der Stadt. Die neuen Siedler erwarben Grundbesitz von einzelnen großen Besitzern der Stadt, die dadurch besonderen Wohlstand erlangten. Dieser Grundstückserwerb, an den das Bürgerrecht geknüpft war, war selten ein Kauf, entsprach vielmehr dem Erwerb in den Neugründungen: er geschah als Erbleihe gegen Zins und ohne grundherrliche und persönliche Lasten. Es bildeten sich also in den Städten *neue eigenartige Grundbesitzverhältnisse* heraus — auch eine Vorbedingung weiterer Entwickelung. Manche Einwohner waren noch zu Zins oder ähnlichen Leistungen ihrem früheren Herrn



gegenüber verpflichtet, doch wurde der Übergang zu völliger Freiheit auf alle Weise von den Städten begünstigt, bis später namentlich die Konkurrenzfurcht der Handwerker den freien Zuzug wieder nach Möglichkeit hemmte.

Indessen assimilierten sich nun in dem geschlossenen Wohnkreis der Stadt die verschiedenen Elemente mehr und mehr, und immer wichtiger wurde die nichtagrarische Betätigung, die allmählich zu völlig selbständigen Berufen führte. Gerade das Übergewicht der neuen Erwerbsinteressen brachte auch schließlich eine Vereinigung der immer reicheren „Kaufleute" mit den tonangebenden grundbesitzenden, kriegerischen Dienstmannen zustande. Aber daran ist festzuhalten: Verhältnisse wie in dem Städteland par excellence, in Belgien, wo der infolge der natürlichen geographischen Bedingungen rasch erblühende Handel das eigentlich konstitutive Moment der Stadt ist, wo sich die Bürgerschaft als eine freie geschworene Einung darstellt, können für Deutschland nicht als maßgebend angesehen werden. Wenn auch das treibende Element in den Kaufleuten steckt und sich mehr und mehr geltend macht, die Stadtgemeinde ist durch sie zunächst nicht beeinflußt, vor allem auch nicht durch sie entstanden, sowenig der Stadtfriede aus einem allgemeinen Frieden der Kaufleute als einem Sonderrecht, das eben nur auf der Reise galt, herzuleiten ist. Man muß sich vielmehr der Meinung anschließen, daß sich die *Stadtgemeinde ursprünglich von der Landgemeinde gar nicht unterschied*, weil es eben nur *eine Form* der Gemeinde gab, daß sie wie diese eine einfache autonome Ortsgemeinde, allerdings mit einem vielseitigeren Verwaltungsbereich, war, und daß es erst durch die lebhafte wirtschaftliche Entwickelung zu einer eigenartigen und besonderen Stadt-(Rats-)verfassung und -verwaltung kam, deren Anfänge sich im 12. Jahrhundert zeigen. Die Stadtgemeinde läßt allerdings den Charakter der Markgenossenschaft als Wirtschaftsgemeinde sehr zurücktreten, aber diesen Charakter hatte die Markgenossenschaft überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade (vgl. S. 80): sie wurde jetzt auch noch häufiger als früher von mehreren Dörfern gebildet. Das Ausschlaggebende ist in der Stadt wie auf dem Lande der *Grundbesitz*, er ist die Voraussetzung des Bürgerrechts, nur daß der nicht ausschließlich agrarische Städter weniger Grundbesitz hat und in Hinsicht auf die städtischen Gesamtinteressen nicht persönlich abhängig sein durfte. Dem entspricht überhaupt die noch lange vorwiegend *agrarische Haltung* der Städte; sie hatten eine Allmende und blieben Ackerbaustädte, die eigene Produktion war für die Ernährung mindestens von Wichtigkeit. Anfangs hießen die Bürger auch noch zuweilen gebûren, die Bürgerschaft bûrschaft, das Bürgerrecht bûrrecht. Von der Stadt aus wurde viel Land draußen bewirtschaftet, weshalb auch manche Stadtflur noch später außerordentlich umfangreich war; die Viehzucht, für die es natürlich eine Gemeindeweide gab, war sehr ausgedehnt und beeinflußte auch das Innere der Stadt. Aber auch sonst zeigte sich innerhalb der eigentlichen Stadt das alte Hausland für Gemüse usw. nun als immer besser gepflegte, mehr oder weniger große Gartenfläche für Obst und Gemüse, wie etwa in Bamberg, Erfurt, Frankfurt a. M., Straßburg. Bei einzelnen dieser Städte wurde der Gartenbau früh zur Spezialität. Weinbau wurde ebenfalls in der Stadt getrieben. Wie sehr überhaupt die Städte damals von agrarischer Atmosphäre erfüllt gewesen sein müssen, das ergibt sich aus ihrer noch zu schildernden agrarischen Färbung selbst in späterer Zeit.

Und doch ist dies alles für die weitere Entwickelung nicht das Ausschlaggebende: das *vorwärtstreibende*, in seiner vollen Bedeutung freilich jetzt noch nicht erkennbare Element, der *Handel*, dessen damaliges Niveau alsbald (S. 167 ff.) geschildert werden wird, drängt auf

eine neue Verfassung. Den Kaufleuten namentlich kommt der Burgfriede zugute. Jene eigenartige Gestaltung der Grundbesitzverhältnisse wird lediglich den Bedürfnissen der Kaufleute wie der ihnen anzureihenden verkaufenden Handwerker Rechnung getragen haben, machte sich allerdings durch die so allein mögliche Anbringung kleiner Grundstücke den Herren sehr belohnt. Für die Kaufleute war diese überall als wesentliches Recht erscheinende Freiheit von den hofrechtlichen Lasten notwendig. Aus kaufmännischen Interessen heraus ist so das Stadtrecht (Burgrecht, Marktrecht, Weichbild) erwachsen, das man nicht in allen Einzelheiten genau definieren kann. Es war aber keineswegs ein spezifisches Kaufmannsrecht, sondern ging sofort auf die Nichtkaufleute über, kam als öffentliches Recht der ganzen Stadt zu. Es hat sich in den älteren Städten allmählich und natürlich nicht überall gleichförmig ausgebildet und dort am besten entwickelt. Neben dem höheren Frieden und dem Gerichtsstand innerhalb der Stadt kommt es auf den Grundbesitz nach Stadtleihe und die Freiheit von bestimmten Abgaben der Hörigen an. Die Verleihungen des Stadtrechts in der Periode der Städtegründungen seit Ausgang des 11. Jahrhunderts bedeuten nicht ein überall gleiches Maß von Rechten, aber im allgemeinen gab der anderswo bereits ausgebildete Rechtszustand das Muster.

Eine überwiegende Rolle spielen die Städte nun aber in dieser Periode noch nicht; mit Recht hat man sie zunächst mehr als kirchliche Mittelpunkte für eine agrarische Bevölkerung bezeichnet: die Zahl der Dorfbewohner war die bei weitem größere; in einzelnen nördlichen Gegenden, wie in Friesland, gab es anfangs überhaupt keine Städte. Dem städtereichen Westen und Süden gegenüber folgte der östliche Teil nur langsam; immerhin ist seit dem 10. Jahrhundert auch dort der Grund zu einem wirklichen Städtewesen gelegt worden. Der Handel nimmt gerade jetzt einen Aufschwung, und eine weitere Bedingung dieser Entwickelung, ein größerer Verkehr, ergab sich jetzt auch. Die kirchlichen Feiern führten, wie gesagt, große Mengen in die Bischofsstädte; Landtage und Reichstage wurden in den Städten abgehalten, die auch ein Besuch des Hofes belebte — kurz, auf diese oder jene Weise wuchs der Zusammenhang der Landbevölkerung mit den Städten und deren Anziehungskraft für Geschäfte und Käufe: die Städte wurden schon die Mittelpunkte von Gewerbe und Handel.

---

Aber es muß betont werden, daß diese Betätigungen für das gesamte Leben der Nation gegenüber der Landwirtschaft zunächst noch keine selbständige Bedeutung hatten. Das agrarische Dasein mit seiner naturalwirtschaftlichen Grundlage läßt nur einen niedrigen Stand von Gewerbe und Handel zu. Das Gewerbe, dessen anfängliche Entwickelung, wie es bei dem geringen Quellenmaterial auch natürlich ist, bisher nicht einwandfrei genug aufgeklärt ist, stand vielfach noch auf der Stufe der Hauswirtschaft, zum Teil freilich einer höheren und erweiterten Form derselben. In der kleinen Wirtschaft zunächst blieb die Herstellung der Nahrungsmittel und der Kleidung sowie die Anfertigung der Geräte im Hause in ziemlich ähnlicher Weise bestehen, wie wir es für die germanische Zeit (S. 59) beobachteten; insbesondere gilt das auch von der Arbeitsverteilung zwischen Mann und Frau. Freilich war der männliche Anteil an der Ackerwirtschaft seit dem Zurücktreten der kriegerischen Interessen und seit der Herausbildung eines eigentlichen Bauerncharakters des Deutschen erheblich verstärkt. In der Landwirtschaft ging jetzt des kleinen Mannes Tätigkeit auf: er grub, pflügte, säte, erntete, machte das Flechtwerk der Zäune, besorgte das Vieh und pflegte den Garten. Hausbau und Anfertigung von Ackergeräten, Zimmerei und Stellmacherei waren seine Sache, und daneben betrieb er wie vor alters Fischfang und Jagd. Aber stark war auch noch die Frau an der Bestellung des



Bodens wie an der Ernte beteiligt, weiter aber lag ihr die gesamte eigentliche Hauswirtschaft, das Backen, Kochen, die Milchwirtschaft usw., ebenso wie das Spinnen, Weben, Nähen ob. Die letzteren Beschäftigungen gehörten so sehr zur Frau, daß auch die Frauen der höheren Schichten, königlicher, herzoglicher, gräflicher Abkunft, sie noch lange Zeit mit Eifer übten. Einhard berichtet schon von Karl dem Großen, daß er seine Töchter zu solcher Arbeit anhalten ließ. Neben der Grabstätte der Gattin Herzog Konrads des Roten, einer Tochter Ottos I., hing eine silberne Spindel. Namentlich pflegten diese Frauen auch die feinere Handarbeit, fertigten z. B. kostbare Decken für die Kirchen. Hohe Damen, wie Gräfin Adele von Flandern oder des Bischofs Burchard von Worms Schwester, waren wegen ihrer Stickkunst berühmt. Anderseits war ihnen aber auch die eigentliche Haushaltung durchaus ans Herz gewachsen.

Eine besondere Rolle spielte jetzt vor allem die Hausweberei der Frauen. Neben der von jeher geübten Leinenweberei trat die früher mehr auf bestimmte Gebiete beschränkte Wollweberei allgemeiner und entwickelter auf, während sie anfangs wegen der Beschaffung der Wolle durch Sammeln — das Scheren ist aber gegen Ende des 8. Jahrhunderts für das fränkische Reich bezeugt — mit kleinem Material gearbeitet hatte. Diese Webeprodukte des bäuerlichen Hauses, in dem noch bis in die neuere Zeit das gemeinschaftliche Spinnen der Frau und der Mägde am Abend eine große Rolle gespielt hat, benutzte nun auch der Grundherr, indem er neben Naturalabgaben Gewebelieferungen beanspruchte, zu denen er oft den Rohstoff hergab, die aber ebenso häufig von den Zinspflichtigen aus eigenem Lein (ex proprio lino) gefertigt wurden. Neben dieser zweifellos sehr überwiegenden bäuerlichen Hausproduktion von Geweben ist die eine erweiterte Hausproduktion darstellende, mit selbstproduziertem oder seitens der Zinsleute geliefertem Rohstoff arbeitende Webetätigkeit des Herrenhofes von Wichtigkeit. Auch diese lag ebenso wie das Walken und Färben durchaus den Frauen ob. Auf den größeren Betrieben gab es dafür besondere Frauenhäuser (genitia), in die namentlich das capitulare de villis Karls des Großen einen Einblick gewähren könnte, wenn es für die deutschen Verhältnisse heranzuziehen wäre (vgl. S. 94). Wir finden sie aber auch auf gräflichen Besitzungen erwähnt, und die Konzilsbeschlüsse vom 7. bis zum 10. Jahrhundert reden von ihnen öfter. Die Frauen leisteten dort häufig auch nur Fronarbeit. Doch war schon eine ziemliche Spezialisierung der Arbeitsleistungen vorhanden, und einzelne Frauen waren nur für bestimmte Verrichtungen da, z. B. die Vorsteherin. Die Leitung der Arbeit übernahm sehr oft die Herrin selbst. Dieser herrschaftliche Webebetrieb — männliche Weber kommen auf den Höfen dieser Zeit kaum vor — hat für die Beschaffung der gewöhnlichen Kleidung seine große Bedeutung gehabt; als sich aber später der herrschaftliche Eigenbetrieb aufzulösen begann, verschwanden auch jene Frauenhäuser, und es traten die städtischen Weber hervor. Es werden immerhin schon früher männliche Weber (in den Klöstern werden zuweilen die Brüder Webearbeit getrieben haben) gelegentlich erwähnt. Indessen sind selbständige Handwerker (vgl. S. 162) in diesem Zweige jedenfalls selten gewesen und traten in manchen Gebieten erst spät auf. Auch außerhalb der Grundherrschaft bestand die Hausproduktion noch sehr lange, obgleich die Ansprüche an die Kleidung sich jetzt fortgesetzt steigerten.

Diese nicht grundherrliche Produktion ist aber keineswegs unwichtig gewesen. Man hatte schon in karolingischer Zeit erhebliche Fortschritte in der Herstellung und Ausstattung von Gewändern gemacht. Die Kleidergeschenke von Klöstern an Gäste oder an Arme, die Versorgung der Kirche mit linnenen und wollenen Geweben durch vornehme Frauen und die rasche Beschaffung neuer Kleider zu Festen sprechen für eine ausgedehnte Erzeugung.

Der Bedarf war also groß, und der Handel mit Tuchen war viel mehr als auf die Eigenproduktion der Herrenhöfe auf die an den Herrenhof gelieferten oder durch die Händler selbst aufgekauften Hausprodukte der kleinen Leute angewiesen. Anderseits brachte er, namentlich der friesische Tuchhandel (vgl. S. 172), fremde Wolltücher ins Land. Neben ihnen behaupteten die Tuche, die in dem Schafzucht treibenden Friesland selbst in Masse hergestellt wurden, ihre Rolle. Für die noch zu besprechende, in sächsischer Zeit zunehmende Vorliebe für Prachtgewänder genügte aber die einheimische Produktion, die sich nur auf grobe Tuche erstreckte, überhaupt nicht: sie befriedigte der orientalisch-byzantinische Import von Seiden- und Baumwollenstoffen.

Stand der an sich ebenfalls hauswirtschaftliche Webebetrieb der Grundherrschaften nur neben oder sogar hinter der Hausproduktion der Abhängigen, so ist man vielfach überhaupt geneigt, den Umfang der sonstigen gewerblichen Betriebe der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften zu überschätzen. Für die Annahme einer umfassenden grundherrschaftlichen Ausbildung und Organisation der Gewerbe hat man meist jenes auf deutsche Verhältnisse nicht anwendbare capitulare de villis (vgl. S. 94) und für die spätere Zeit eine zahlreiche Gewerbe anführende Urkunde des Klosters Weihenstephan vom Jahre 1146, die aber unecht ist, oder Quellen, die erst für das spätere Mittelalter zeugen, benutzt. Demgegenüber muß eine von der Grundherrschaft unabhängige Entwickelung des Handwerks entschieden betont werden. Schon für die früheste Zeit darf man (vgl. S. 60) den selbständigen Gewerbebetrieb nicht als zu gering ansehen: neben anderen Gewerben hat die Metalltechnik frühe Pflege gefunden, weiter die eben besprochene Weberei, die freilich Frauenarbeit blieb und nur lokal eine besondere Entwickelung aufwies, die Böttcherei usw. Es ist nun anzunehmen, daß solche Traditionen in einzelnen Familien sich erhielten, daß ferner gerade Einzelne, die in der Fremde oder durch Fremde höhere Formen ihrer Fertigkeit sich angeeignet hatten, auf solche Kunst stolz waren und sie schätzten wie ein persönliches Gut. Es ergab sich ganz von selbst, daß ein Kundiger dieser Art auch von anderen um Erzeugnisse seiner Kunst angesprochen wurde und mehr und mehr für die Allgemeinheit arbeitete. Er wird dann seine Kunst wirtschaftlich um so mehr ausgenutzt und vorteilhaft gefunden haben, je mehr bei der wachsenden Verschiebung der Besitzverhältnisse der freie Kleinbesitz schwand, oder je weniger er zur Ernährung genügte. Aber auch bei besseren Besitzverhältnissen erlaubte solche Kunst, insbesondere das Schmiedehandwerk, schnelleren Erwerb durch Eintausch von Nahrungsmitteln usw. als der landwirtschaftliche Betrieb. Auch der Eintritt von Freien in Abhängigkeit hat die selbständige Arbeit für den allgemeinen Bedarf, also ihre wirtschaftliche Freiheit, in der Regel nicht unterbunden.

Schon in fränkischer Zeit arbeiteten die Schmiede und in Friesland daneben die Weber — von etwaigen Traditionen der einstigen Römerstädte, z. B. für die Goldschmiedekunst, sei hier abgesehen — für diesen allgemeinen Bedarf, woraus auch allein der damalige rege Handel mit Waffen und Tuchen sich erklärt. Dies taten sie und andere Handwerker erst recht in unserer Periode, mochten sie auch nur zum Teil persönlich frei geblieben und oft zinspflichtig geworden sein, vor allem von ihren Produkten an ihre Grundherrschaft abgeben müssen. Die Hauptsache ist, daß diese Verpflichtung nicht die freie Arbeit für andere ausschloß. Namentlich im 11. Jahrhundert sind so neben jenen Metall- und Webeprodukten andere Produkte in stärkerem Maße in den Handel gekommen und auch durch die Leute selbst in der Fremde vertrieben worden, z. B. Schuhe (vgl. S. 155) oder das jetzt so wichtige Reitzeug



(namentlich Sättel) oder Böttcherarbeiten. Der mit der dichteren und zum Teil neugearteten Bevölkerung (Geistliche auf dem Lande) steigende Bedarf hat die Ausbildung solchen Gewerbebetriebes, der also ein wirtschaftlich freies Handwerk voraussetzt, immer mehr gefördert. Insbesondere sind eben die damals sozial führenden Grundherren die durch ihren Bedarf wichtigsten Abnehmer und Förderer dieser Handwerker geworden. Denn v. Below und andere haben recht, wenn sie für die Grundherrschaft einen „geschlossenen Charakter" leugnen: wir sprachen auch schon von der Notwendigkeit, feinere Tücher anderswoher zu beziehen; ebenso war es mit den Waffen. Überhaupt ist festzuhalten, daß die Grundherrschaft zwar viele Produkte der Abhängigen als Abgaben bezog, seltenere aber doch sonst beschaffen mußte. Auch die Abhängigen waren ungehindert nach Bedarf Abnehmer jener Leute. Daß die Grundherrschaft selbst ihre und namentlich die an sie abgelieferten Handwerkserzeugnisse, soweit sie über den Eigenbedarf hinausgingen, auf den Markt gebracht habe, trifft mehr für eine spätere Periode zu, als die Grundherrschaften unter dem Einflusse der höheren städtischen Entwickelung, und um von dieser bessere Einkünfte auch für sich zu erzielen, Produkte zum Teil eigens für den Marktverkauf herstellen ließen. Man hat aber weiter mit Recht betont, daß der grundherrliche Eigenbetrieb gegenüber jenen persönlich oder wirtschaftlich freien ländlichen Handwerkern, namentlich den sich früh ausbildenden Spezialisten unter diesen, in der gewerblichen Produktion qualitativ meist zurückstand. Selbstverständlich hat die Grundherrschaft hörige Handwerker gehabt, aber diese werden häufig, zumal da sie je nach Bedürfnis und Gelegenheit oft mehrere Handwerkszweige verstehen mußten, nicht viel Besseres geleistet haben als etwa die Gutshandwerker der neueren Zeit. Wenn schon dieser Umstand von einer Überschätzung der Tätigkeit dieser grundherrlichen Handwerker abhalten sollte, so kommt weiter hinzu, daß unter den in grundherrschaftlichen Registern verzeichneten Handwerkern häufig wohl jene wirtschaftlich selbständigen Handwerker, die ja immer mehr oder weniger auch die Landwirtschaft betrieben und, wie betont, zum großen Teil auch für eine Herrschaft arbeiteten, zu verstehen sind. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß manche Gewerbe, z. B. die Töpferei, auf den Grundherrschaften anscheinend gar nicht vertreten waren, andere, wie die der Schuster, Schneider, Sattler, Seifensieder, Seiler, nur spärlich erwähnt werden. Es ist darin nicht ein Rückgang gegen eine reicher entwickelte Periode — denn das capitulare de villis Karls des Großen kommt für uns, wie gesagt, nicht in Betracht —, sondern ein Zeichen an sich geringer Entwickelung zu sehen. Die Förderung des Handwerks durch die Grundherrschaft liegt vor allem in der durch Reichtum und neue Bedürfnisse hervorgebrachten Steigerung des Bedarfs namentlich auch an feineren Arbeiten, die eben wesentlich jenen selbständigen Handwerkern zugute kam und auch Fortschritte in der Technik erzeugte, viel weniger in dem eigenen grundherrlichen Gewerbebetrieb mit unfreien Arbeitern.

Wo dieser Bedeutendes leistete, wo er eine weitergehende Arbeitsteilung aufwies, war dies in erster Linie der Führung und Anregung von Geistlichen zu danken, wenn auch der oft für eine sehr mannigfaltige gewerbliche Tätigkeit innerhalb der geistlichen Grundherrschaft verwertete, indes nicht zur Ausführung gelangte und wohl italienisch beeinflußte Bauplan des Klosters St. Gallen (vgl. Kap. IV) nur mit Vorsicht heranzuziehen ist. Technische Fortschritte sind aber recht häufig auf geistliche Initiative zurückzuführen. Anderseits mögen auch sonst, namentlich im Westen, manche große Grundherrschaften keinen geringen gewerblichen Betrieb gehabt haben. Die verbreiteten Anschauungen über die Organisation dieser grundherrschaftlichen Arbeit jedoch, die auf ganze Ämter oder Verbände (officia) von Handwerkern

eines Hofes, auf die Existenz von Betriebsleitern (magistri) hinauslaufen und sich vor allem auf noch dazu falsch aufgefaßte Bezeichnungen jenes capitulare de villis stützen, sind unhaltbar. „Meister" hat es zwar wie Gehilfen gegeben. Der magister mochte auch ein Ressort (ministerium) leiten, das indes nach den Gesichtspunkten der herrschaftlichen Gesamtverwaltung zusammengesetzt, nicht nach einzelnen Gewerbszweigen zusammengefaßt war. Später (im 12. Jahrhundert) kommen in Werden bestimmte Gruppen von Handwerkern unter besonderen Meistern vor. Aber solche Gruppen haben wohl sehr selten eine größere Zahl von Personen umfaßt, wie denn überhaupt selbst bei ausgedehnten Herrschaften die Zahl der Handwerker für eine Bildung von Gewerksverbänden nie genügte. Aus ihnen gar die späteren städtischen Zunftorganisationen herzuleiten, ist ganz irrig.

So werden wir denn die in unserer Periode hervortretenden Fortschritte des Gewerbes, ähnlich wie bei der Landwirtschaft den Zinsbauern, häufig der auf Erhaltung und Besserung ihres Erwerbes bedachten Klasse mehr oder weniger freier Handwerker, viel weniger der Grundherrschaft zuzuschreiben haben, oft aber allerdings auch der geistlichen Grundherrschaft. Bedeutende Fortschritte machte vor allem die Metalltechnik, namentlich da die kriegerische, nun ritterliche Rüstung sehr vervollkommnet wurde, nach wie vor der Stolz auf gute Waffen allgemein war und auf Pracht der Rüstung großer Wert gelegt wurde. In ähnlicher Weise wuchsen die Anforderungen an die Edelmetallschmiede. Kunstvolles, schöngeschmücktes Gerät war schon vor dieser Zeit namentlich in Kirchen heimisch, und der Reichtum der Abteien und Klöster reizte dazu, es zu vermehren, wovon später (Kap. IV) zu berichten sein wird. Für die Ausbildung der Gold- und Silberschmiedekunst war auch die Sitte des Schmucktragens sehr förderlich. Selbst Männer, vornehme natürlich, trugen Schmuck, z. B. goldene Ketten; die Frauen begehrten kostbare Armbänder usw. Auf diesem ganzen Gebiet aber kommen für ein wirkliches Kunstgewerbe vor allem geistliche Werkstätten in Betracht (vgl. Kap. IV).

Während sodann die altnationale Töpferei für die grundherrlichen Betriebe gar nicht erwähnt wird, ebensowenig wie ihre Produkte (wohl aber Gefäße von Holz neben den zahlreichen metallenen), ist das Baugewerbe fast noch mehr fortgeschritten als die Metalltechnik, im Material, in den Hilfsmitteln wie in den Bauten selbst. Freilich gehört auch seine Pflege ganz wesentlich zu den Verdiensten der geistlichen Herrschaft, die am ersten antike Traditionen fortpflanzen konnte (vgl. Kap. IV). Sie hat ferner technisch ausgebildete Werkleute aus dem Auslande herangezogen, anderseits wiederholt den weltlichen Großen wirklich kunstreiche geistliche Baumeister zur Verfügung gestellt. Kalköfen sind im übrigen häufige Bestandteile der Grundherrschaft, betrieben von abhängigen Leuten, die auch nach Bedarf Maurer waren, und durch die Grundholden mit Stein und Holz versorgt. Die sonstigen, sich immer mehr durch Arbeitsteilung auf den Grundherrschaften entwickelnden Gewerbetätigkeiten der Stellmacherei, Böttcherei, Drechslerei sind ebenso von einzelnen Handwerkern betrieben worden; noch mehr außerhalb der Grundherrschaft standen anscheinend die Lederarbeiter, namentlich die zunächst sicher hauswirtschaftlich arbeitenden Gerber und Sattler, weniger die Schuster, deren Name anfangs für die Lederarbeiter überhaupt galt, bis unter fremdem Einfluß die Gerberei ein eigener Zweig wurde. Für die selbständige Ausübung dieser Tätigkeiten, die weder eine feinere Ausbildung noch besondere Anlagen erforderten, spricht, daß die Zinshufen nicht nur das Rohmaterial, Holz, Felle usw., vielmehr auch fertige Produkte, Fässer, Sattlerwaren usw., lieferten. Mannigfach waren die sonstigen größeren Betriebe auf den



Grundherrschaften, die den hauswirtschaftlichen Betätigungen der einfachen Leute entsprachen, aber sie durch ihre Einrichtungen überflügelten, auch infolge des Bannes von dem Landvolk zwangsweise und gegen Abgaben benutzt werden mußten, so die Mühle, die schon an sich von Anfang an meist nur von der Grundherrschaft angelegt werden konnte, ferner das Backhaus, das übrigens gewöhnlich von Frauen bedient wurde. Dasselbe Haus, in dem gemahlen wurde, war auch häufig zum Backen bestimmt, weiter aber deckten sich oft wieder Backhaus und Brauhaus. Das für die Brauerei notwendige Malz schrotete die Mühle, die ihrerseits aus dem Brauhaus die Schlempe übernahm, und dörrte die Backstube. Im ganzen bewegten sich alle drei Betriebe in bescheidenen Grenzen; einen Fortschritt brachte erst die spätere städtische Entwickelung. Immerhin blieben sie am längsten als herrschaftliche Eigenbetriebe bestehen: das Bannrecht, der Benutzungszwang, sicherte ihnen aus den Kreisen der Grundholden und Zinsleute die nötige Zahl der Abnehmer, die bei Auflösung des Eigenbetriebes sonst zurückgegangen wäre. Anderseits war die Hausbäckerei der kleinen Leute umfangreich genug und ebenso die hauswirtschaftliche Herstellung des Bieres ganz allgemein; Abgaben an Klöster und Bistümer oder an weltliche Herren in Form von Bierlieferungen kommen oft vor. Diese später immer häufigeren Abgaben zeigen aber ebenso wie die Brotabgaben und die Gewebelieferungen, daß der grundherrliche Betrieb allmählich zurückging, wie denn auch nunmehr (vgl. S. 166) die Mühlen und Schmieden verpachtet oder als Lehen vergeben wurden.

Nicht unbedeutend muß im 10. und 11. Jahrhundert, wie vielleicht schon in karolingischer Zeit, der Bergbau gewesen sein, dessen Anfänge das Chaos der Völkerwanderung zunächst wohl vernichtet hatte. Schon der starke Verbrauch von Metall spricht dafür, ganz abgesehen von ausdrücklichen Erwähnungen von Bergwerken im 10. Jahrhundert in Steiermark, Tirol und Salzburg, in Böhmen, im Jura, auch im Harz und später in Sachsen und Schlesien. Der Betrieb konnte, von dem auf königlichen Domänen abgesehen, nur in den Händen der großen Grundherrschaft sein, als Eigenbetrieb oder als Betrieb abhängiger Leute, die Abgaben entrichteten. Lebhaft wurde die alte Tätigkeit der Salzgewinnung, die als absolute Notwendigkeit sich selbst durch die Zeiten der Wanderung erhalten hatte, fortgesetzt: wir hören schon im 8. Jahrhundert von großen Salzwerken, wie zu Reichenhall, zum Teil in geistlichem Besitz. Daß die Grundherrschaft sich dieser Betriebe zu bemächtigen suchte, war nur natürlich; ihre Verbesserung führte alsbald auch eine ausgiebigere Versorgung des Volkes, das in manchen Gegenden gar kein Salz hatte oder notdürftig kleine Salzquellen ausbeutete, herbei. Die Wichtigkeit der Salinen bewirkte auch, daß der Herrscher die Salzgewinnung als königliches Regal beanspruchte. Bekanntere Salinen der damaligen Zeit sind Salzburg, Hallstatt, Kissingen, Salzungen, Halle, Soest, Lüneburg, zu denen dann immer neue treten, z. B. Berchtesgaden und Schwäbisch-Hall. Eine verhältnismäßig schon bedeutende Höhe hat endlich ein neuer Betrieb gewonnen, die Herstellung des Glases (vgl. Kap. IV). Meist unterschätzt man dessen Verwendung in jener Zeit: sowohl für Fenster, wenn auch nur für die großen Kirchenfenster, wie es Ekkehard IV. z. B. für St. Gallen bestätigt, wie für Gefäße wird Glas bereits in weitem Umfange verwendet. Freilich kommt auch das bloße Verhängen selbst der Kirchenfenster vor, z. B. in Tegernsee. Aber gerade bei diesem Kloster wird bald darauf, zu Anfang des 11. Jahrhunderts, eine Glasfabrik erwähnt, wie solche überhaupt bei den Klöstern häufig werden; auch die Kunst der Glasmalerei scheint in Tegernsee einen ihrer Ausgangspunkte gehabt zu haben.

Es ist charakteristisch, daß vor allem die der höheren Ausstattung des Lebens dienenden Zweige ihre erste und lange zum Teil einzige Pflege bei den kirchlichen Organisationen,

insbesondere in den Klöstern, fanden. Auf dem Gebiete der Kunst wie des Kunsthandwerks, in Baukunst, Malerei, Goldschmiedekunst, Erzguß, Elfenbeinschnitzerei usw., ist die Kirche, wie wir später (Kap. IV) sehen werden, nunmehr ganz in den Vordergrund getreten, und zwar im Zusammenhang mit ihrer Pflege antiker Traditionen und mit ihrer internationalen Organisation, die Einflüsse der höher kultivierten Länder leicht vermittelte. Die unter Karl dem Großen erweckten Kunstbestrebungen waren im ostfränkischen Reich völlig verkümmert: erst in sächsischer Zeit begann unter Führung der Kirche ein Aufschwung.

Für die Ausbildung der übrigen Gewerbe ist aber auch die weltliche Grundherrschaft nicht ohne jedes Verdienst: entsprechend der Spezialisierung selbständigerer ländlicher Handwerker hat wenigstens der große grundherrschaftliche Betrieb eine Arbeitsteilung bewirkt: er hat etwa Leute, die bis dahin zu allen möglichen Arbeiten neben den rein landwirtschaftlichen verwendet wurden, sich aber z. B. für die Schmiedearbeit besonders anstellig erwiesen, zunächst wesentlich für diese Arbeit benutzt, so daß sich schließlich berufsmäßige Schmiede herausbildeten, vielleicht sogar bestimmte Sonderarten von Schmieden, wie andere Schuster, Bäcker, Brauer, Maurer wurden. Aber alle diese Leute wurden, obgleich sie nach ihrer Hauptbeschäftigung benannt wurden, meist auch zu anderen gewerblichen und agrarischen Arbeiten verwendet, und nur wenige waren besonders bevorzugt. Es ergab sich weiter, ebenso wie auf den geistlichen Herrschaften, innerhalb dieser gewerblichen Zweige eine eigene Tradition, ein Anlernen jüngerer Arbeitskräfte durch ältere; auch wurden wohl ausländische Werkleute herangezogen. Aber gleichwohl hat eine bessere Wirksamkeit der grundherrlichen Gewerbsleute gerade erst mit dem Rückgang der Grundherrschaft eingesetzt. Die Anschauung freilich, als ob erst dann Abhängige, die auf besonderer Hufe saßen, auch für den Markt zu arbeiten begonnen hätten, weil der Grundherr nicht ihre ganze wirtschaftliche Kraft ausnutzte, sondern sich mit bestimmten Abgaben begnügte, ist unrichtig. Denn es gab, wie wir sahen, immer persönlich unfreie Leute, die zu jener Schicht wirtschaftlich selbständiger Handwerker gehörten. Aber die Minderung des grundherrschaftlichen Betriebes hat diese Klasse zweifellos noch vermehrt. Es sind bestimmten Handwerkern, z. B. den Schmieden, eigene Lehen verliehen oder größere gewerbliche Anlagen, wie etwa die Mühlen, bestimmten Leuten gegen Pachtzins überlassen worden. Der Inhaber eines solchen Dienstgutes, das auch früh erblich geworden zu sein scheint, konnte bald eine freiere Stellung gewinnen, auch durch eigene Initiative und Einführung fortgeschrittenerer Einrichtungen vorwärtskommen. Aber auch die Leiter der größeren Betriebe der Grundherrschaft selbst konnten allmählich selbständiger werden; wenn z. B. den Bäckern Rohstoffe in bestimmter Höhe von den Zinshufen geliefert, anderseits ihre Abgaben an die Herrschaft fixiert wurden, so ergab sich oft ein fester Kleinbetrieb, der auch eigene Vorteile verfolgte.

Manche eigentlich grundherrlichen Betriebe haben sich früh genossenschaftlich entwickelt: die Bergbautreibenden z. B. mußten wegen der Eigenart ihrer Technik allmählich sich selbst überlassen bleiben, sie konnten trotz der Abgaben einigen Wohlstand gewinnen, es bildete sich hier bald eine Tradition der Gewohnheiten aus, kurz, schon im 11. Jahrhundert (Chur) und deutlicher im 12. Jahrhundert (Tirol und Steiermark) lassen sich Ansätze zu selbständigeren Genossenschaften erkennen. Aber auch der althergebrachte hauswirtschaftliche Betrieb auf den Zinshufen konnte bei dem Rückgang des herrschaftlichen Eigenbetriebes und der Steigerung des allgemeinen Bedarfs noch mehr als früher zu einer fast selbständigen Pflege eines bestimmten Gewerbes führen. Ebenso hat sich, wie von jeher, der freie Bauer,



sobald der rein landwirtschaftliche Gewinn etwa infolge von Schulden zurückging, auf ein Gewerbe, zu dem er Geschick hatte, geworfen, und der Betrieb mußte sich bald durch Abnahme der Produkte seitens der Genossen, ferner wohl durch die Kundschaft einer benachbarten Grundherrschaft, für manche Produkte auch durch Absatz bei herumziehenden Händlern lohnen.

Aber der wichtigste Faktor für die weitere Entwickelung wurde jetzt das beginnende Städtewesen. Bis dahin waren doch auch jene persönlich oder wirtschaftlich freien Handwerker agrarisch gebunden: bei dem Fehlen einer Geldwirtschaft, überhaupt eines ausgebildeten Verkehrs, konnten sie über eine bestimmte Stufe nicht hinausgelangen. Jetzt zogen sich diese für den persönlichen Erwerb schon geschulten Leute mit gutem Blick in die neuen Mittelpunkte, die ungleich besseren Erwerb versprachen. Denn die Handwerker, die sich in den Städten festsetzten, sind unzweifelhaft aus diesen „freien“ ländlichen Handwerkern hervorgegangen. So wenig die Zunft auf eine grundherrliche Gewerbsorganisation zurückzuführen ist, so wenig gehen die städtischen Handwerker überhaupt auf die unfreien Handwerker der Grundherrschaften zurück. Die Entwickelung geschah vielmehr wieder unabhängig von der Grundherrschaft, die ihre Handwerker in ziemlich unveränderter Form beibehielt, höchstens daß, wie erwähnt, die städtische Produktion auch die Grundherrschaft zu stärkerer Pflege ihrer gewerblichen Arbeit mit Rücksicht auf den städtischen Markt anspornte. Die Ansicht Karl Büchers, daß wenigstens die Betriebsweise der städtischen Handwerker an die der unfreien Handwerker (als „Störarbeiter [in fremdem Hause arbeitend] und Heimarbeiter“) anknüpfe, ist durch v. Below widerlegt worden. Freilich hat in den Städten ein Betrieb, den man als Lohnwerk bezeichnet, bei dem der Handwerker wie ein Arbeiter für einen Konsumenten arbeitet und dieser ihm den meist selbst produzierten Rohstoff liefert, in größerem Maße bestanden, aber er hat nicht überwogen. Selbst in den Zeiten der Blüte des eigentlichen Handwerks hat jenes Lohnwerk seinen Umfang behalten. Es kommt auch später beides nebeneinander vor, je nach der Art der Gewerbe und nach den Verhältnissen der Konsumenten. So war es schon vor der städtischen Entwickelung gewesen. Daß aber in den Städten ein wirkliches Handwerk vorhanden war, zeigen die Nachrichten über die Zünfte, die nirgends aus Lohnwerkern bestehen. Aus ihnen wie aus sonstigen Quellen ergibt sich auch, daß die Handwerker, selbst auswärtige, ihre Erzeugnisse auf dem Markte feilhielten (über die schon [S. 155] erwähnten verkaufenden Handwerker vgl. S. 170), daß sie eine große Rolle, damals allerdings noch keine politische, spielten, z. B. als Zeugen auch in Urkunden Höherstehender auftraten, daß ganze Gewerbe eine bedeutende Stellung einnahmen. Indessen führt uns das bereits in die Zeiten des entwickelteren städtischen Handwerks, die wir später zu berühren haben.

---

Zeigt das Gewerbe in unserer Epoche im ganzen noch zweifellos Gebundenheit durch den überwiegend agrarischen Charakter des Daseins, so mußte dasselbe Moment eine größere Bedeutung des Handels verhindern, ohne daß aber für ihn wie für das Gewerbe bei den allmählich fortschreitenden Verhältnissen eine zukunftsreiche Weiterentwickelung ausblieb. Schon in karolingischer Zeit hatte die landwirtschaftliche Produktion und die Viehzucht der weltlichen (und geistlichen) Grundherrschaften zu einem beträchtlichen Korn- und Vieh-, auch Pferdehandel geführt. Ebenso entwickelte sich früh ein Weinhandel. Es gab schon Getreideaufkäufer, die das Korn später, vor allem auf die häufigen Teuerungen spekulierend, mit Gewinn verkaufen wollten; es gab schon eine Korn- und Viehausfuhr. Unter den Ottonen nimmt man infolge des politischen Aufschwunges, der größeren Sicherheit vor

Einfällen und Raubzügen, des wachsenden Wohlstandes einen entschiedenen Fortschritt wahr, der sich dann im 11. Jahrhundert besonders steigerte, vor allem im Zusammenhang mit der Entwickelung der Städte. Im ganzen *neigt man dazu, den Handelsbetrieb im frühen Mittelalter zu unterschätzen.* Gewiß, gegenüber den übrigen Teilen des einstigen Universalreiches stand Deutschland zunächst bedeutend zurück: in Italien bekunden z. B. die langobardischen Gesetze schon eine hohe soziale Stellung der Kaufleute. In Deutschland herrschte anfangs ein wenig entwickelter Tauschverkehr vor, der allerdings bereits eine gewisse Konzentration und Organisation durch periodische Zusammenströmungen der Menge bei den kirchlichen Festen (Messen), weiter auch durch sonstige Verkehrshäufungen, wie bei weltlichen Versammlungen, den Reichstagen, ziemlich früh erfuhr. Es gab in wachsender Zahl Leute, die aus dem Handel im Umherziehen (vgl. S. 154) einen Beruf machten, die die landwirtschaftlichen Produkte und diejenigen des Hausfleißes gegen Schmucksachen, Waffen usw. eintauschten. Denn trotz der Bemühungen schon Karls des Großen um Hebung des Münzwesens blieb im ostfränkischen Reiche der Geldverkehr sehr gering. Freilich gab es schon früh Wechsler aus Italien, die aber zugleich noch mit Waren, häufig auch mit den byzantinisch-orientalischen, handelten. Sie erschienen namentlich an den Verkehrsmittelpunkten, so zu Karls des Großen Zeit schon in seiner später ständigen Residenz Aachen. Der dortige Zusammenfluß vornehmer Leute, beutereicher Militärs usw. bot genug Kunden. Aber der gesteigerte Bedarf der Grundherrschaften an Dingen, die daheim schwer zu beschaffen waren (vgl. S. 163), eröffnete auch bei ihnen den herumziehenden Händlern ein großes Absatzgebiet. Wenn wir schon unter König Dagobert fränkische Kaufleute zu den Wenden fahren und aus ihrer Ermordung Krieg entstehen sehen — die Sache hängt mit der vielfach ausgeschmückten Geschichte von dem ebenfalls als fränkischer Kaufmann bezeichneten Samo zusammen, der im 7. Jahrhundert zu einem Slawenfürsten wurde —, so ist die Bedeutung des Kaufmanns seitdem außerordentlich gewachsen. Die *Wichtigkeit des Kaufmanns* liegt in den *mangelhaften Verkehrsverhältnissen* begründet. Um einen orientalischen Stoff in die Hände eines deutschen Herrn zu bringen, dazu bedurfte es vieler Vermittler. Aber schon wegen der friesischen Tuche und anderer Spezialprodukte deutscher Gegenden war bei der Unmöglichkeit, dergleichen selbst herzustellen, der Kaufmann unentbehrlich: er brauchte daher gar keinen großen Umsatz, um erhebliche Gewinne zu erzielen. Der Aufstieg vom umherziehenden kleinen Kaufmann zum reichen städtischen Kaufherrn war so nicht selten und noch später häufig. Übrigens spielte der Kaufmann auch in der Versorgung mit Lebensmitteln, die ja zunächst aus der Umgegend geschah, damals eine um so größere Rolle, als die unvollkommenen Verkehrsverhältnisse bei Mißwachs oft empfindlichen Mangel namentlich an Getreide, oft geradezu Hungersnöte herbeiführten. Hier brachte, wie eben schon angedeutet, den Kaufleuten der spekulative Import von Getreide aus anderen Gegenden, auch aus der Ferne, vor allem zu Schiff, großen Gewinn.

Freilich blieb der *Handel anfangs* im wesentlichen *roher Binnen- und Grenzhandel*, er wurde ferner wie das Handwerk noch lange nicht immer als eigentlicher Beruf ausgeübt, wie denn z. B. Mönche mit ihren kunstgewerblichen Produkten handelten, so daß ihnen gelegentlich das Hausieren verboten werden mußte, und er lag endlich zunächst besonders, wenn auch keineswegs ausschließlich, in den Händen *fremder* Kaufleute. Selbst der slawisch-deutsche Handel, von dem wir noch hören werden, wurde wenigstens anfangs mehr von den *Slawen* getragen. Diese hatten, wie wir (S. 122) sahen, lebhafte Handelsbeziehungen



nach dem Südosten hin: in den slawischen Ostseelanden gab es schon im 9. Jahrhundert die erwähnten großen Handelsstätten. Der Fischhandel, durch die Anforderungen der kirchlichen Fasten hervorgerufen, wurde im Osten meist von Slawen betrieben. Slawische Kaufleute zogen sogar in das Innere Deutschlands. Vom Süden und Südwesten her kamen sodann, wenn auch, wie wir noch (S. 287) hören werden, nur sehr spärlich, nach einer Quelle überhaupt erst nach 1152, die *Italiener*, insbesondere die Lombarden, die letzteren auch die ersten Träger des Wechselgeschäfts (siehe die Abbildung S. 170). Vor allem aber überragte den deutschen Kaufmann der *Jude*, dessen merkantile Rolle aus dem verfallenen römischen Reiche bereits das fränkische Reich übernommen hatte. Juden werden auch in Deutschland schon durch schwäbische Denkmäler des 4. Jahrhunderts bezeugt, wenngleich sie in den romanischen Ländern wie noch später viel zahlreicher waren. Sie waren häufig Ärzte, namentlich aber Kaufleute, die oft weit reisten, die eigentlichen Vermittler der wichtigen orientalischen Waren, daneben ebenfalls Wechsler, überhaupt Träger geldwirtschaftlicher Traditionen einer älteren Kultur. Sie saßen überall, wo sich der junge Verkehr stärker regte, am Rhein wie an der Donau. Ihre Waren wie der Nutzen, den man aus ihrer Betriebsamkeit durch Abgaben zog, machten ihnen, die in fränkischer Zeit die Rechte der Römer hatten, dann aber für ihre Sicherheit der Privilegien bedurften, schon Karl den Großen wie seine Nachfolger zu Gönnern. In den aufkommenden Städten ließen ihnen als unentbehrlichen Leuten die Stadtherren ebenfalls Schutz angedeihen: in sächsischer Zeit bildeten sie zuweilen beinahe den Hauptteil der Kaufleute, was Quellenäußerungen wie „Kaufleute, d. h. Juden und die übrigen Kaufleute" (Weistum von Raffelstetten 903—906) zeigen, wenn nicht etwa die Bezeichnung „Juden" auf eine durch Juden betriebene Handelsspezialität geht. Namentlich der aus der Frühzeit überkommene Menschenhandel, der sein Material häufig aus unterworfenen oder auch freiwillig verkauften Slawen nahm, wurde von den jüdischen Händlern trotz aller Verbote der Konzilien als besonders vorteilhaft gepflegt. In slawischen Ländern haben sie oft Menschen in Masse gekauft, so in Böhmen. Das kaiserliche Privileg für Speier von 1090 erweist sie ferner als Arznei- und Spezereiverkäufer. Ihr Geld sicherte ihnen überall Privilegien, die sie freilich immer wieder neu erstehen mußten. Die Stadtherren schätzten sie noch lange sehr, wie es 1084 der Bischof Rüdiger von Speier ausspricht: „Als ich Speier zu einer Stadt erhob, da meinte ich, seine Ehre tausendfach zu vermehren, wenn ich auch die Juden mit hinzunahm." Charakteristisch wird für sie aber allmählich die Pflege des Zinsgeschäfts (vgl. Kap. VII). Dies Geschäft hat sie reich gemacht, aber zugleich ihre angesehene äußere Stellung, die sie ohne die spätere Absonderung in Tracht und Wohnung mitten in der Stadt als Grundbesitzer wohnen ließ, langsam ruiniert. Zu ihrer Anfeindung und allmählichen Verdrängung aus dem Warenhandel trug indes vor allem die Emanzipation des kräftig aufstrebenden einheimischen Kaufmanns bei.

*Einheimische Kaufleute* hat es früh gegeben, und auch im fränkischen Reiche haben wir sie (neben Romanen und Juden) bereits sich geltend machen sehen (S. 168 f.). Insbesondere waren es (vgl. S. 88, 172) schon damals wie später die Friesen, die, während das übrige Land in agrarischen Interessen aufging, sich als ein wirkliches Handelsvolk zeigten, den Aachener Hof, auch andere Mittelpunkte versorgten, Wein von der Mosel die Flüsse hinaufbrachten, vor allem einen ausgedehnten Tuchhandel (vgl. S. 172) trieben. Ihnen kamen Bewohner anderer Gegenden noch lange nicht gleich. Einheimische Händler hat es aber auch dort gerade so früh und mit derselben Selbständigkeit gegeben wie einheimische Handwerker, freilich nicht in so

großer Zahl. Die Entwickelung des Handels hat man ebenfalls wieder an die Grundherrschaft angeknüpft, die für den Vertrieb ihrer Produkte, abgesehen von den durch sie gegründeten Märkten, nicht nur eigene Verkaufsstellen eingerichtet, sondern auch eigene „Kaufleute“ als Verkäufer auf den Märkten und für den Einkauf feinerer Bedarfsgegenstände gehabt habe. Gewiß hat z. B. für die geistliche Herrschaft ein Bruder auf den Märkten, wie auch später bezeugt ist, Webeprodukte verkauft, feinere Kleidung, seltenere Lebensmittel eingekauft; die Klöster haben Wein und Bier vertrieben, ja sie haben zuweilen eigene Schiffe für ihre Fahrten zu Markte auf den Flüssen gehabt; gerade sie suchen sich eben für solche Zwecke fortwährend Zollfreiheit zu verschaffen. Aber die Existenz grundherrlicher, also unfreier Kaufleute ist nicht nachweisbar; die mit Namen bezeugten mercatores können durchaus freie Leute gewesen sein.



Wechsler im Tempel zu Jerusalem (Wechsler des 10. Jahrhunderts in vornehmer Tracht, weißer Tunika und dunkelviolettem Mantel). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei Karl Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti“, „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland“, 1881. Vgl. Text S. 169.

Für die Entwickelung des Handels in den Städten nun wie für die Anlockung freier Kaufleute ist zunächst das Handwerk von sehr wesentlicher Bedeutung gewesen. Ein Hauptteil des städtischen Handels wird von den Handwerkern getragen. Der Begriff koufliute geht eben auch auf sie. Otfried von Weißenburg schon bezeichnet einmal einen Metzger als Kaufmann, und in einer von Nolte angeführten Stelle aus dem summarium Heinrici (12. Jahrhundert) wird ein ferrarius (Eisenschmied) mit isanchoufo, ein calipso (Stahlschmied) mit stahilchoufo übersetzt. Erst später sonderten sich Kaufleute und Handwerker stärker, es verschwindet dann auch (seit dem Ende des 13. Jahrhunderts) jene Gesamtbezeichnung der Städter als Kaufleute (vgl. S. 156). Gerade daß die Handwerker für ihre Produkte Absatz in einer enger zusammenwohnenden, dichteren Bevölkerung fanden, gab dem Handwerk einen mächtigen Anstoß: die erweiterte Verkaufsgelegenheit und die anspruchsvollere Bevölkerung vermehrte, verbesserte und spezialisierte ihre Produkte, wie durch ihre stärkere Produktion der Handelsverkehr lebhafter wurde. Aber auch eigentliche Kaufleute waren wie früher die Abnehmer der Handwerker oder lieferten ihnen jetzt den notwendigen Rohstoff. Das Hauptarbeitsfeld dieses Kaufmanns war indessen der Handel mit den immer mehr begehrten Waren des Orients, den Gewürzen — über den Verkauf indischer Gewürze in Mainz wundert sich im 10. Jahrhundert ein arabischer Reisender —, dem Weihrauch, den kostbaren Stoffen, den Edelsteinen usw., daneben mit sonstigen feinen Tuchen, Wein und Öl, Getreide, Wachs und dergleichen. Ganz wesentlich blieb für den Kaufmann, d. h. den Händler mit aus der Ferne stammenden Waren, und (vgl. S. 155) zum Teil auch für den verkaufenden Handwerker selbst nach ihrer Ansässigwerdung das Umherziehen, das Fahren, für den ersteren schon wegen des Einkaufs bzw. Eintausches. In Koblenz sind 1104 Kaufleute aus Regensburg und Zürich bezeugt. Allmählich aber begnügten sich, wie wir (S. 157) sahen, mit dem Abschluß der Städte zu lokalen Handelsgebieten und der Sicherung des lokalen Absatzes — von manchen auf den Export vielbegehrter Produkte angewiesenen Städten abgesehen — die verkaufenden Handwerker und ein großer Teil der eigentlichen Kaufleute mit dem lokalen Markt. Die Versorgung mit Fernwaren blieb natürlich notwendig, wurde jetzt aber einigen wenigen



Kaufleuten überlassen, die sich zum Teil zu Großhändlern auswuchsen und nun allein die persönliche Fahrt in die Fremde, freilich der Sicherheit halber meist in Kompanie, beibehalten mußten. Nur in den Seestädten blieb die Fernfahrt, das Einhandeln und Verkaufen in der Fremde, eine durch lokale Rücksichten nicht gehinderte, allgemeine Übung. In den dichterischen Quellen vom 12. bis zum beginnenden 14. Jahrhundert erscheint der Kaufmann, eben im wesentlichen der Großhändler, immer als fahrender Kaufmann, der seine Waren selbst begleitet, vor allem auch zu den großen Märkten reist. Häufig handelt es sich dabei nicht um die begehrten Stoffe und seltenen Gewerbsprodukte, um die orientalischen Waren, sondern um Rohstoffe, namentlich auch um Lebensmittel, um Getreide (vgl. S. 167 f.).

In drei Gebieten vor allem entwickelte sich der Handel auch in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert allmählich lebhafter. Das eine Gebiet lag im Süden, war jedoch noch nicht, wie erst später, wesentlich nach Italien gerichtet, sondern nach Byzanz. Die Handelsbeziehungen zu Italien, das noch nicht seine Welthandelsstellung errungen hatte, waren aber, obgleich die Alpenstraßen durch Räuber unsicher gemacht wurden, nicht ganz gering, insbesondere seit der engeren politischen Verbindung mit Italien. Von Venedig und Verona her führte eine Handelsstraße über Trient und Bozen nach Landeck und von da nach Bayern oder zum Rhein. Von Treviso, wo deutsche Kaufleute 1001 bezeugt sind, ging eine Haupthandelsstraße über den Septimer nach Chur und zum Bodensee (Rorschach) und Oberrhein; Chur selbst wurde früh ein lebhafter Markt. In unserer Periode handelten mit den italienischen, den Levantehandel vermittelnden Städten (Venedig, Mailand, Pisa, Florenz, später Genua) neben Regensburg (siehe unten) Augsburg, Bozen, Konstanz, Schaffhausen, Basel, Zürich, Straßburg. Zum Austausch gegen die orientalischen Waren kamen von Deutschland Metalle und Metallarbeiten, Pelze und anderes. Nach Venedig zogen die Deutschen anscheinend schon im 11. Jahrhundert. Venedig hatte auch den Handel mit Byzanz hauptsächlich in Händen und vermittelte ihn mehr und mehr auch für Deutschland, verhinderte z. B. schon 910 die Sendung von Briefen aus Deutschland nach Byzanz. Byzanz war noch das wichtigste Zentrum des orientalischen Handels (vgl. S. 132), dessen Hauptstrahlen freilich Deutschland nicht berührten. Eine Richtung sahen wir (S. 122) über das Schwarze Meer nach Rußland bis an die Ostsee gehen — zahlreiche arabische Münzen im heutigen Ostdeutschland weisen darauf hin —, die andere führte über das Mittelmeer nach Italien, Frankreich und, durch den Seehandel der Italiener vermittelt, nach Flandern und England. Immerhin mochten auch deutsche Kaufleute von Jumne an der Odermündung (vgl. S. 121 f.) Waren holen. Ferner war die Donau eine große Handelsstraße nach Byzanz hin. Der Punkt, der, auf altem Römerboden gelegen, in Deutschland diesen schon wegen der ungarischen Gefahr freilich nicht zu überschätzenden Handel beherrschte, war von alters her Regensburg. Es findet sich einmal eine „Griechin“ in Regensburg erwähnt. Reiche Regensburger Kaufleute werden öfter genannt: sie gingen auch in den slawischen Osten hinein, nach Kiew und Moskau, und holten von dort die orientalischen Waren; sie holten sie ferner, wie eben gesagt, aus Italien, vertrieben sie im inneren Deutschland und hatten ihre Verbindungen bis zum Rhein und damit zur Nordsee. In Westeuropa knüpfte sich freilich seit dem 12. Jahrhundert der Handel mit den begehrten orientalischen Waren vor allem an die Messen der Champagne, wo sie von dem Italiener der Deutsche am häufigsten einhandelte. Wir werden davon noch näher hören.

In Westdeutschland, auch auf altem Kulturboden, lag das zweite wichtige Handelsgebiet. Mainz, „das goldene Haupt des Reiches“, war dort das alte Zentrum und behauptete seine

allgemeine Bedeutung wenigstens zu Anfang unserer Periode durchaus. Nach Süden, Südosten und Osten, nach St. Gallen, Ulm, Augsburg, Regensburg, Enns, Wien, nach Erfurt und Magdeburg gingen von ihm aus Handelsstraßen: es war der Handelsmittelpunkt des ganzen oberrheinischen Gebietes, das mit dem niederrheinischen anfangs noch wenig verbunden war. Einen reichen Kaufmann aus Mainz namens Liutfried benutzte schon Otto der Große, wie Liutprand berichtet, als Gesandten an den griechischen Hof. Allmählich tritt dann mit der zunehmenden Verbindung mit dem Niederrhein Mainz vor *Köln*, insbesondere wegen des Seehandels nach England, zurück. In Köln bildete sich bald eine angesehene Kaufmannschaft. Vom Niederrhein aus ging der Handel durch Westfalen und Niedersachsen an die See, rheinaufwärts zum Oberrhein und westlich nach Frankreich und Flandern, anderseits sehr früh, wie gesagt, vor allem nordwestlich nach den Rheinmündungen und England, so daß Köln in erster Linie eine Verbindung der verschiedenen großen Handelsgebiete Deutschlands darstellte, daß hier schon im 12. Jahrhundert eine Art Welthandelsatmosphäre herrschte, die in den übrigen Städten noch kaum zu spüren war. Unter den deutschen Kaufleuten in England, die schon um das Jahr 1000 unter Aethelred besondere Privilegien in London oder vielmehr die Gleichstellung mit den heimischen Kaufleuten gegen bestimmte Abgaben erlangt hatten, sind die Kölner am wichtigsten. An der Nordsee, an den Rheinmündungen aber lag der Haupthandel, insbesondere die Vermittelung mit England, in den Händen der (S. 169) erwähnten *Friesen*. Sie handelten auch den Rhein hinauf bis Mainz, wo sie im besten Teil schon früh, wie in Worms und Oppenheim, besondere Wohnplätze hatten, anderseits über die See nach den skandinavischen Ländern. Dieser friesische Handel beruhte indessen, soweit er Tuchhandel war, weniger auf der einheimischen Produktion (vgl. S. 162), die doch, was neuerdings freilich wieder bestritten wird, mehr graue, grobe Tuche hervorbrachte und vielleicht überschätzt worden ist, als auf dem Vertrieb der feineren bunten flandrischen — andere behaupten englischen — Tücher, Mäntel usw.; die Bezeichnung friesische Mäntel würde dann diese Handelsartikel treffen. Die Verbreitung der Friesen in westdeutschen Städten — zu den genannten kommen Straßburg, Köln, Duisburg, Soest, Braunschweig als Sitze besonderer Friesenquartiere hinzu — beruht jedenfalls nicht sowohl auf ihrer Weberei als auf ihrem Tuchhandel. Schon im 11. Jahrhundert hört man aber nichts mehr von den friesischen Mänteln, bald kamen die englischen Tuche immer mehr über die Messen der Champagne und ebenso die Tuche Flanderns, wo sich eine, die friesische weit überragende, wirkliche Industrie entwickelt hatte.

Ein gewaltiges neues Gebiet, auf dem sich die Grundlage für den späteren stolzen Bau der Hansa bildete, öffnete sich sodann für den Handel immer mehr im slawischen, jetzt zum Teil schon eroberten und kolonisierten *Osten*. Schon unter Karl dem Großen zeigen die Kontrollbestimmungen für den Grenzverkehr, die nur an bestimmten Punkten (Lorch, Regensburg, Forchheim, Bamberg, Erfurt, Merseburg, Magdeburg, Bardowiek und anderen) slawische Kaufleute herein- und deutsche hinausließen, die Bedeutung dieses Handels, der sich auf Rohstoffe (Felle, Salz, Wachs, Honig), auf Pferde und vor allem auf Menschen erstreckte und sich beständig steigerte. Mehr und mehr knüpfte man mit jenen slawischen Ostseehandelsplätzen an, an der Elbe und Saale herrschte lebhafter Verkehr, und im Südosten wurde Böhmen wichtig, wo insbesondere Prag ein besuchter Handelsplatz war und in dem arabischen Reisebericht des Ibrahim-ibn-Jakub aus der Mitte des 10. Jahrhunderts als „größter slawischer Markt“ bezeichnet wird. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zeigt eine Zollordnung des Herzogs von Bayern die Lebhaftigkeit des Grenzhandels im Südosten. Das (S. 168) erwähnte



Übergewicht des slawischen Kaufmanns ging nun in sächsischer Zeit rasch zurück. Wie wir von Süden her die Regensburger Kaufleute vorstoßen sahen, so bildeten im Norden die Hauptbasis die sächsischen Grenzgebiete: Magdeburg wurde hier das Zentrum, und bald drangen, wie schon früher die Rheinländer und Westfalen, die sächsischen Kaufleute, die nun für den Norden und Nordosten mehr und mehr die Vermittler der südlichen und orientalischen Waren wurden, zunächst über Schleswig zur Ostsee, weiter an die Odermündung, ja, nach Münzfunden aus der sächsischen Zeit zu schließen, bis zur Weichsel. Aber sie befuhren auch von der Weser aus, wohl in Anknüpfung an Missionsfahrten der Bremer, deren Kirche für den Norden und Osten der kirchliche Vorort war, die Nordsee, ebenso von der Elbe aus: der deutsche Seehandel hier wie auf der Ostsee, in der sich schon die Insel Gotland zu einem wichtigen Platz für ihn entwickelte, kam jetzt in Blüte. Erst hatten hier die skandinavischen Kaufleute, die anfangs bloß Seeräuber gewesen waren, das Heft in Händen; daheim schätzte man auch die Handelstätigkeit besonders hoch. Jetzt mußten sie immer mehr vor den Deutschen weichen (vgl. S. 287).

Immer häufiger hören wir von dem Wohlstand der Kaufleute in den Städten. *Keineswegs stehen naturalwirtschaftliche Zeiten dem Handel feindlich gegenüber*: im Gegenteil wird in ihnen der Handel in seiner Bedeutung für das ganze Dasein sehr bald erkannt und in der Regel lebhaft gefördert, natürlich aus *egoistischen Motiven*, wie von den Stadtherren. Auch die Könige, die Kaiser haben ihn *geschützt*. Schon Karl der Große stellte alle fahrenden Kaufleute unter seinen Schutz: die deutschen Kaufleute werden von Fremden als „des Kaisers Kaufleute“ bezeichnet. Auch rechtlich ist ihren besonderen Interessen Rechnung getragen worden; abgesehen von jenem königlichen Schutz, begann zunächst der Herrscher, ihnen in seinen Städten Privilegien zu verleihen. Diese *Privilegien*, mit der Entwickelung der Märkte immer vermehrt, zunächst nur einzelnen Gruppen verliehen, namentlich die Unabhängigkeit von dem nichtöffentlichen Gericht sichernd, entwickelten sich allmählich zu allgemein anerkannten Gewohnheitsrechten, so daß für die Kaufleute zuerst etwas wie ein gemeines Reichsrecht galt, das auch die Grundherren nicht antasteten, und das wichtig für die besondere städtische Entwickelung war, weil es auf die Bürger überhaupt überging (vgl. S. 160). Auch in dem Markt an sich als öffentlichem Institut lag ja ein die damalige dezentralisierte Welt durchbrechendes Moment: gerade im Schutze der Reichsgewalt, der öffentlichen Zentralgewalt, hat sich der Handel als wirtschaftlich folgenreicher Faktor entwickeln können; erst so konnten jene sich vermutlich (vgl. S. 157) einer anfänglichen Marktfreiheit erfreuenden Plätze Stützpunkte des Fernhandels mit fremden Waren werden. Im Schutze des Königs hat der Kaufmann den zunehmenden Wohlstand, das Bedürfnis nach feinerer Gestaltung des Lebens ausnutzen, selbst Wohlstand erringen und sich soziales Ansehen geben können; im Schutze des Königs hat er auch die Verbindung mit Italien immer stärker pflegen können. In jenem großen weiten Feld im Norden und Osten hatte nun freilich dieser Schutz seine Grenzen. Der Kaufmann aber half sich selbst durch *Zusammenschluß* mit anderen: erst die gemeinsamen Gruppenfahrten (vgl. S. 171) in fremde, halbbarbarische Länder verbürgten den Erfolg. Solche Vereinigungen mochten zunächst für die Seefahrt entstehen, weil der Einzelne selten allein ein Schiff ausrüsten und mit Waren füllen konnte. Vor allem jedoch zwang das Schutzbedürfnis zur Vereinigung in kleinen Flottillen: nur so konnte man den Seeräubern entgehen und den fremden Völkern Respekt einflößen. Und ebenso mochten sich bald aus ähnlichem Grunde Karawanen zu Lande bilden. Auf jenen Seefahrten haben sich die Männer früh, wieder in richtiger Erkenntnis des Mittels, das

allein Haltbarkeit des Bundes, Schutz und Erfolg sicherte, durch Eidschwur an eine feste Ordnung gebunden. Solcher Zusammenhalt ergab sich weiter auch draußen, wo man in fremden Marktorten gemeinsame Häuser für Lagerung der Waren und Unterkunft errichtete. Wie heute etwa die mittelchinesischen (die Ningpo-) Kaufleute das deutsche Gouvernement in Tsingtau um Erlaubnis zur Errichtung eines Gildehauses bitten, so taten das damals die deutschen Kaufleute bei nordischen und slawischen Herrschern. Von den Anfängen dauernder Niederlassung deutscher Kaufleute im Ausland überhaupt werden wir noch (S. 288) hören. Jedenfalls forderten gerade die Verhältnisse des nördlichen Handels zu solchem Zusammenschluß auf, der dann häufig den vorübergehenden Charakter verlor und sich, dem genossenschaftlichen Geist des Mittelalters entsprechend, auch daheim erhielt. Die in den niedersächsischen Städten und dann überhaupt im Norden auftretenden Kaufmannsgilden, deren äußere Form freilich wie die der Zünfte in sehr frühe Zeiten zurückgeht, worüber später (S. 289) zu sprechen ist, sind dafür ein Zeugnis. Wir befinden uns im übrigen in den Vorstadien der Hansa.

Alle Förderung des Handels war nun freilich immer zugleich auf Ausnutzung desselben berechnet. Die Gründung von Märkten bedeutete eigentlich auch nichts anderes. Denn wo Verkehrsmittelpunkte, wo Städte sich entwickelten, war ohnehin ein Markt; mit der formellen Anerkennung wurden Abgaben eingeführt. Diese Marktzölle, von Käufern wie Verkäufern entrichtet, nahmen unter den Zöllen die Hauptstelle ein, waren aber nur einer der Wege, auf denen die Ausnutzung des Handels durch Zölle versucht wurde. Schon früh ist ein Überhandnehmen der Zölle zu erkennen, in sächsischer Zeit hatten sie bereits eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Höhe erreicht, und ebenso hatten immer neue geistliche und weltliche Herren sich dieses ursprünglich königlichen Rechts, Zölle zu erheben, bemächtigt, so weit es ihnen nicht, was namentlich im 9. Jahrhundert massenhaft vorkam, verliehen war. Den Königen war damit eine jetzt gerade ungemein gesteigerte Einnahme fast ganz weggenommen. Auf den Straßen die Frachtwagen, die Saumtiere und Wareneſel, auf den Flüssen die Schiffe, sie wurden in jeder neuen Herrschaft, die sie passierten, ausgenutzt; immer neue Zollformen wurden erdacht und immer neue Zollstätten errichtet. So waren dem Handelsverkehr von vornherein Fesseln angelegt. Er überwand sie jedoch ebenso wie die Unzuträglichkeiten, die der Verkehr damals überhaupt noch mit sich brachte. Allerlei räuberisches Gesindel machte früh die Straßen unsicher, diese selbst waren noch das ganze Mittelalter hindurch oft in erbärmlichem Zustand (vgl. S. 28). Die spätere Reiselust ist daher in diesen Zeiten noch nicht allzusehr verbreitet. Neben den heimatlosen Fahrenden, den zur Buße wallfahrenden Pilgern und den häufig zu anderen Klöstern gesandten Mönchen war eben, von Heereszügen und den Jagdreisen des Herrschers abgesehen, der wagemutige Kaufmann der Hauptreisende. Aber wir haben doch gewisse Belege dafür, daß dieser oder jener schon um des Reisens selbst willen die Lande durchzog. So berichtet Adam von Bremen von einem Bischof Bowo, der „aus Liebe zum Reisen“ dreimal nach Jerusalem gefahren sei und viele Länder durchwandert habe. Mancher Italienfahrer freilich fand es, wie Thietmar von Merseburg mittelbar bestätigt, daheim am besten und empfand im Land Italia nur das Fremdartige der Natur wie der Bewohner. Jene schlechte Beschaffenheit der Wege geht auch daraus hervor, daß nichts mehr gepriesen wurde als Verdienste einzelner Herren um die Wegebesserung. Man zog daher, wo es irgend möglich war, früh die Wasserstraßen, die freilich auch beschwerlich genug waren (vgl. S. 28), vor. Im ganzen waren die Flüsse, auch die kleineren, z. B. die Altmühl, von Schiffen, natürlich meist geringer Größe, sehr belebt: der Rhein war



eine große Hauptstraße; den Main hinab zogen die Schiffe, namentlich Getreideschiffe, nach Mainz. Sehr lebhaft war, wie schon aus den Ausführungen über den Seehandel (S. 173) hervorgeht, auch die Seeschiffahrt. Über die Schiffe, die man sich nicht mehr zu primitiv vorstellen darf, wissen wir erst aus späterer Zeit Näheres. Allerdings geben uns schon für die Zeit der Völkerwanderung skandinavische Funde von langen, ungedeckten Ruderbooten mit erhöhtem Vorder- und Achterteil einen Begriff von ihrer Art. Die Spitzen der See- wie der Flußschiffe liefen, wie die Hildesheimer Bernwardsäule zeigt, in Tierköpfe aus, z. B. in einen Vogelkopf. (Siehe auch die farbige Tafel bei S. 180.)

---

Die geschilderte Entwickelung des Handels deutet schon darauf hin, daß trotz des agrarischen Grundcharakters der ganzen Epoche von einer ausschließlich herrschenden Naturalwirtschaft doch wohl keine Rede sein kann. Es wuchs nicht allein die Vorratsmenge des Geldes, sondern auch seine wirtschaftliche Rolle, wenn auch das Mißtrauen gegen dasselbe noch groß genug war. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts wurden nicht allein, wie noch lange, die Abgaben der Zinshufen usw. in Naturalien entrichtet, sondern auch häufig die Zölle, diese zum Teil in Waren, und ebenso die Bußen. Was man an fremden Erzeugnissen oder heimischen Gewerbsprodukten einhandelte, bezahlte man auch noch meist mit Feldfrüchten, Vieh, Pferden, Salz. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts schwand aber die Geldarmut rasch. Die Verbindung mit Italien versah Krieger, Geistliche oder die dort belehnten Adligen reichlich mit Gold oder anderem Edelmetall; in einer italienischen Chronik wird darüber geklagt, daß alles in Italien vorhandene Gold und Silber von den Sachsen fortgeschleppt werde. Insbesondere der Hof bezog aus Italien nicht nur als Tribut (wohl nur anfangs), sondern auch als Entgelt für mannigfache Privilegien und als Strafgelder beträchtliche Summen. Dazu kamen die Tribute anderer, namentlich slawischer Völker, dazu die ständig gesteigerte Produktion des Bergbaues. Ein Zeichen für die große Vermehrung des Geldvorrates sind die jetzt sehr hohen Geldbußen, ein Zeichen für die Zunahme von ungemünztem Gold und Silber der reiche Schmuck nicht nur der Kirchengeräte, sondern auch des Hausrates, der Waffen usw. Nach Thietmar brach zu Ottos I. Zeiten das „goldene Jahrhundert“ an. Dieses ungemünzte Edelmetall war aber auch im Verkehr in Barrenform mit dem Pfunde als Einheit sehr gebräuchlich. Denn Münzen von größerem Wert, Goldmünzen, wurden in sächsischer Zeit noch nicht geschlagen: die Scheidemünze war der Silberdenar; zwanzig davon machten einen (Silber-) solidus, der aber nur Rechnungsmünze war; von ihm gingen zwanzig aufs Pfund. An Gewicht und Größe sind jedoch infolge der noch lange sehr unvollkommenen Prägung die Denare namentlich gegen Ende des 10. Jahrhunderts keineswegs gleich, auch nicht an Silbergehalt. Von den sächsischen Königen wurde freilich eine absichtliche Münzverschlechterung nach Möglichkeit gehindert. Von Wichtigkeit war aber die immer stärkere Zunahme der seitens der geistlichen und weltlichen Großen, Bischöfe, Äbte und Herzöge, geprägten Münzen, eine Folge der anfänglichen Schwäche der Königsgewalt. Den Bischöfen war das Recht freilich vom König verliehen. Grafen, und zwar solche in besonders wichtiger Stellung, prägten erst seit dem 11. Jahrhundert. Die Verleihung des Münzrechts war zum Teil gewiß eine Folge des zunehmenden Handelsverkehrs, weil die königlichen Münzen für diesen nicht mehr genügten. Überhaupt schien die Münze und alles, was damit zusammenhing, an den Markt gebunden, denn dort allein spielte das Geld eine allgemeinere Rolle. Man traute auch nach Bauernart den fremden Münzen nicht und wollte lokal

hergestellte haben. Die lokalen Münzherren behandelten diesen Gegenstand aber wie alles, was mit Markt und Handel zusammenhing, als Quelle ihrer Bereicherung und prägten aus dem Pfund immer leichtere und dadurch mehr Münzen. So herrschte überall Münzverschiedenheit, die den reisenden Kaufmann zum Wechseln und damit zu neuen Verlusten zwang. Charakteristisch ist aber, daß die Münzen zweier Städte, die ein größeres Handelsgebiet beherrschten, die von Regensburg und die von Köln, in weiterem Umfange Kurs hatten. In den Städten wurde der Münzmeister, anfangs ein Ministerialer, ein wichtiger Mann. An Münzstätten überragte aber der verkehrsreichere Westen den Osten noch lange. Marktbesucher holten sich von solchen Orten auch gemünztes Geld gegen ungemünztes Metall.

---

Ein wichtiges Moment hat in der sächsischen Periode unzweifelhaft zur Entwickelung höherer wirtschaftlicher Betätigung beigetragen: das war als Folge der nun wieder gestärkten persönlichen Macht des Königs die gesichertere Geltung von Recht und Gesetz. Jedenfalls waren Fortschritte gegenüber den verworrenen Zuständen der unmittelbar vorhergehenden Zeit gemacht worden. Die Einfälle der Normannen, Slawen und Ungarn, die inneren Wirren, die Gewalttätigkeiten der Großen hatten eine starke Rechtsunsicherheit und zum Teil Rechtlosigkeit erzeugt. Dazu kam die innere Unentwickeltheit der damaligen Menschen, die ein Billigkeitsgefühl nicht kannten und leicht zur Gewalt neigten, jedenfalls aber die Selbsthilfe, wenn irgend möglich, vorzogen. Die Fehde ist indes rechtlich nur noch für den Totschlag erlaubt. Dieser war einem Gegner gegenüber auch noch keineswegs unerhört. Mächtigere Herren setzten ferner Leute gefangen, ohne jemand zu fragen. Der Raub war wie noch später ein beliebtes Gewerbe auch der Herren. Wirkliche Räuberbanden aber aus allerlei verarmtem oder verdorbenem Volk gab es in großer Zahl. Heinrich I. ist ihnen schon erfolgreich gegenübergetreten, und Ottos I. Macht ließ sie nicht aufkommen, aber später erhoben sie in vielen Gegenden, z. B. bei Worms, wieder ihr Haupt. Das, was einst das Volk an Karl dem Großen gepriesen hatte, die Wahrung des Rechts gegenüber der rücksichtslos geübten Gewalt, das sah man noch immer als des Königs höchste Aufgabe an. In der Tat haben die Herrscher dieser Epoche — freilich standen ihnen nur sehr unvollkommene Mittel für die Durchführung ihrer Absicht zur Verfügung, und viel wirksamer hat meistens die Kirche durch ihre Strafen (vgl. Kap. IV) gearbeitet — dieses Ziel wenigstens zum Teil scharf im Auge gehabt. Gerade jenes Umherziehen des Königs im Lande (vgl. S. 124) hat die Aufgabe erleichtert, wie es überhaupt das einzige Mittel war, die Existenz einer Zentralgewalt augenfällig darzutun. Nach Heinrich I. hat insbesondere Otto I. eine strenge Rechtspflege geübt, auch untreue und friedensbrüchige Große und Familienmitglieder zur Rechenschaft zu ziehen sich nicht gescheut. Weniger nachdrücklich haben Otto II., der aber gelegentlich selbst große Herren strafte, und Otto III. trotz seines Eifers in dieser Beziehung gewirkt, äußerst streng griff aber wieder Heinrich II. ein. Er gelobte einmal, den bösen Menschen ihr Handwerk zu legen, und hielt an vielen Orten Gericht, namentlich auch über das Räubergesindel. Wie sehr der Rechtsschutz allein vom König erwartet wurde, zeigt die Klage Thietmars, daß es in Sachsen so schlimm sei, als wenn es keinen König im Lande gäbe. Das Organ des Königs, das Königsgericht, konnte überall erstehen, wo er anwesend war; an ihn konnte jeder sich hilfesuchend wenden. Die Organe der sonstigen Rechtspflege waren die alten, vom öffentlichen Grafengericht bis zum bäuerlichen Gemeindegericht, aber alle Richter hatten doch ihre Gewalt nur vom König, dem eigentlichen Träger des Rechts.



In einer Beziehung versagte dessen Gewalt jedoch völlig, wurde freilich in dieser Hinsicht den Zeitumständen nach gar nicht erprobt: in der Ausbildung eines einheitlichen oder wenigstens in der Weiterbildung des bestehenden Rechts. Jene oben (S. 101) betonte Abneigung gegen geschriebene Gesetze bleibt vor dem 13. Jahrhundert mit seinen Stadtrechten, Weistümern usw. durchaus charakteristisch, wie sich denn überhaupt alle Verhältnisse nach den lokalen und augenblicklichen Bedürfnissen richteten und das Unsystematische, wie ebenfalls schon betont, System blieb. Dem widerspricht die sorgsam formalistische Art des Verfahrens selbst durchaus nicht. Was von eigentlichem Recht vorhanden war, war auch immer nur Stammesrecht, so daß hierdurch schon ein Einfluß des Königs erschwert wurde. Während die karolingischen Kapitularien nur zum Teil weitergalten, lebten die alten Volksrechte, schon wegen der dauernd agrarischen Gesamthaltung, durchaus fort, wie die vielen Handschriften, die Anwendung in Urkunden und andere Nachrichten beweisen. Freilich muß auch die Bekanntschaft mit ihnen abgenommen haben, wie es z. B. in einer Chronik aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts heißt, daß in der Jugend des Verfassers noch jeder Edelmann sich habe schämen müssen, der die Rechtsbücher nicht habe lesen und brauchen können. Nicht immer wird man von einem Kloster oder Herrensitz eine Handschrift haben herbeiholen können; mehr und mehr stützte man sich wieder auf die mündliche Tradition, auf ungeschriebenes Recht (vgl. S. 198). Im Volke hat sich denn auch die immerhin notwendige Weiterbildung, wie sie erst später in neuen großen schriftlichen Aufzeichnungen zum Vorschein kam, unbemerkt vollzogen. Anderseits erforderten die neuen sozialen Verhältnisse doch Regelung, und namentlich unter geistlichem Einfluß entstanden Aufzeichnungen über die Rechtsverhältnisse der Abhängigen, die entsprechend ihrer beginnenden Hebung als rechtsfähig angesehen werden mußten, so das Dienstmannenrecht des Bischofs Burchard von Worms. In einem Punkte machten sich indessen die Bemühungen der Könige um bessere Ordnung geltend, nämlich in der Verschärfung der Strafen, der größeren Strenge des Richters. Zum Teil mochten da römische Rechtsanschauungen wirken, die durch das kanonische Recht der Kirche leicht vermittelt werden konnten; das römische Recht konnte immer als Quelle dienen, wenn neuartige Verhältnisse zu regeln waren. Zum Teil dehnten sich auch die härteren Strafmittel, die man den Hörigen gegenüber anwandte, mit deren Aufsteigen nach oben hin aus. Vor allem aber ist die Strenge ein noch barbarischer Ausdruck des Willens zu größerer Sittigung.

---

Wir haben soeben auch Züge des inneren Menschen gestreift; ehe wir uns indessen mit diesem für uns wichtigsten Gegenstand näher beschäftigen, mag die Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse, die im ganzen dem agrarischen Dasein entsprachen, betrachtet werden. Von der Hausstätte wurde bereits (S. 145 ff.) gehandelt, auch die Nahrung ergibt sich im allgemeinen aus dem, was über Acker- und Gartenbau, über Viehzucht und Fischerei gesagt wurde. Man darf die Nahrungsweise jedoch nicht als allzu einfach ansehen. Daß bei ihr nach der Seite größerer Mannigfaltigkeit wie der Quantität und Solidität — gegen kranke und alte Tiere war man, wie quellenmäßig zu belegen ist, bereits äußerst empfindlich — in einer Epoche agrarischen Gedeihens wenig zu wünschen übrigblieb, ist nur natürlich. Aber es wurden doch auch schon Fortschritte nach der Seite höherer Bedürfnisse, der Feinheit, des Luxus gemacht. Selbstverständlich nur von den weltlichen Herren und den Geistlichen, welch letztere in reichen Klöstern und Stiftern schon recht gute Kenner der Tafelfreuden waren: die Klosterköche hatten ein wichtiges Amt. Der kleine Mann aß seine Hülsenfrüchte, seinen Brei,

sein Brot, dazu trank er Milch, Obstwein, Bier. Hirsebrei war besonders beliebt, selbst als Hochzeitsgericht üblich. Fleisch war nicht durchweg und nicht im ganzen Jahre auf dem Tische, es wurde, entgegen der regelmäßigen Blutentziehung beim Schlachten, zuweilen noch unausgeblutet gegessen: hauptsächlich genoß man Schweinefleisch, zur Fastenzeit Fische, die in Küstenländern, wie z. B. für Schleswig bestätigt wird, überhaupt das wichtigste Nahrungsmittel waren.

Anders der bessere Tisch, den damals wie noch später die Jagd mit viel Wildbret versorgte. In der Fleischnahrung — in den Städten gab es schon Fleischmärkte — war große Abwechselung: gebraten und gesotten kam außer Schweinefleisch Ochsen-, Kalb-, Hammel-, Lammfleisch auf die Tafel, weiter das Fleisch der Jagdtiere, von Hase und Reh, vom Wildschwein, auch noch von Bär und Wisent, und namentlich vom Hirsch. Ferner hatte man das Hausgeflügel, auch Kapaunen und Pfauen, dazu die Wachtel, die Drossel, den Kranich usw. Endlich die Fische, zu denen man damals noch den Biber rechnete, in allen möglichen Arten. Der Konsum an Fischen wächst mit der steigenden Bevölkerung und ihrer Bindung an die Fastensitte, vor allem mit der Vermehrung des Klerus außerordentlich. Vom Meere her wurden in Massen Heringe, Schellfische, Stockfische, Schollen gebracht, und die Flüsse und Binnenseen gaben wie die künstlichen Weiher noch ungeheure Fischmengen. Charakteristisch für den besseren Tisch war nun aber auch die Art der Zubereitung des Fleisches: die Gewürze begannen seit der Karolingerzeit immer mehr Eingang zu finden und wurden von den Vornehmen in übertriebener, dem Wohlgeschmack durchaus nicht förderlicher Weise angewandt: wenn fremde Gesandte an den kaiserlichen Hof kamen, brachten sie wohl Gewürze mit. Pfeffer war unter diesen das begehrteste: er und andere Zutaten würzten alle Saucen. Bezüglich der Gemüse war der Tisch der Reichen wiederum besser bestellt: Kohl war hier in verschiedenen Arten beliebt, ebenso mancherlei Salat. Auch dabei wurden Gewürze nicht gespart. Am meisten wurden Gemüse freilich von den Geistlichen konsumiert, insbesondere Salat. Eierspeisen dienten als Nachtisch, auch schon Käse, zu dem man etwa den überhaupt häufig gegessenen Honig oder Obst genoß. Der Genuß des letzteren war, der namentlich durch die Klöster verbreiteten Obstkultur entsprechend, jetzt allgemein: als Nachtisch erschien es zuerst in den Klöstern, bald ebenso auf der Herrentafel, vielleicht in Nachahmung römischer Bräuche. Man begnügte sich aber nicht mehr mit dem einheimischen Obst, sondern genoß auch gern Südfrüchte, Datteln, Feigen, Kastanien usw. Gewöhnliches Brot hatte an solchen Tischen keine rechte Stelle mehr: das war armer Leute, asketischer Einsiedler oder der Gefangenen Kost und oft recht mäßig. Im „Ruodlieb“ hält der Knecht dem geizigen Bauern die schlechte Qualität des Brotes vor, das voll Kleie, mit Unkraut versetzt (das Korn ist also nicht gesiebt) und bitter sei. Der Reiche schätzte feines Weizenbrot, allerlei feine Semmeln und Wecken, gefülltes Feingebäck, sonstige Kuchen und auch Torten. Wie ausgebildet die Backkunst jener Zeit war, ergibt sich aus den „Tischsegnungen“ Ekkehards IV. von St. Gallen, die alle möglichen Arten von Brot, Semmeln und Kuchen anführen. In den Formen des Gebäcks zeigte sich immer größere Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit. Doch mögen diese oft phantastisch gehaltenen und ornamentierten Formen, die wir übrigens erst aus Zeugnissen späterer Zeit kennen, zum Teil recht alt sein, vielleicht auf die Nachbildung heidnischer Opferstücke zurückgehen (Gebildbrote). Die Tischsitten waren naturgemäß noch sehr wenig kultiviert. Alles aß aus derselben Schüssel, und zwar mit den Händen, der Vornehmere allerdings mit einem Löffel. Teller gab es noch nicht. Bei festen Speisen diente dafür eine Brotschnitte. Die geringe Sauberkeit des Essens erforderte bei feineren Leuten das Waschen



der Hände und ein Handtuch. Tischtücher hatte man früh. Die Zeit des Essens war häufig noch die germanische, d. h. man aß ein kräftiges Frühmahl und ein Abendmahl. Das letztere gestaltete man, entsprechend dem römisch-fränkischen Brauch, bei festlichen Gelegenheiten reichlicher aus. Von den Klöstern aus verbreitete sich aber auch die Sitte des Mittagsmahles.

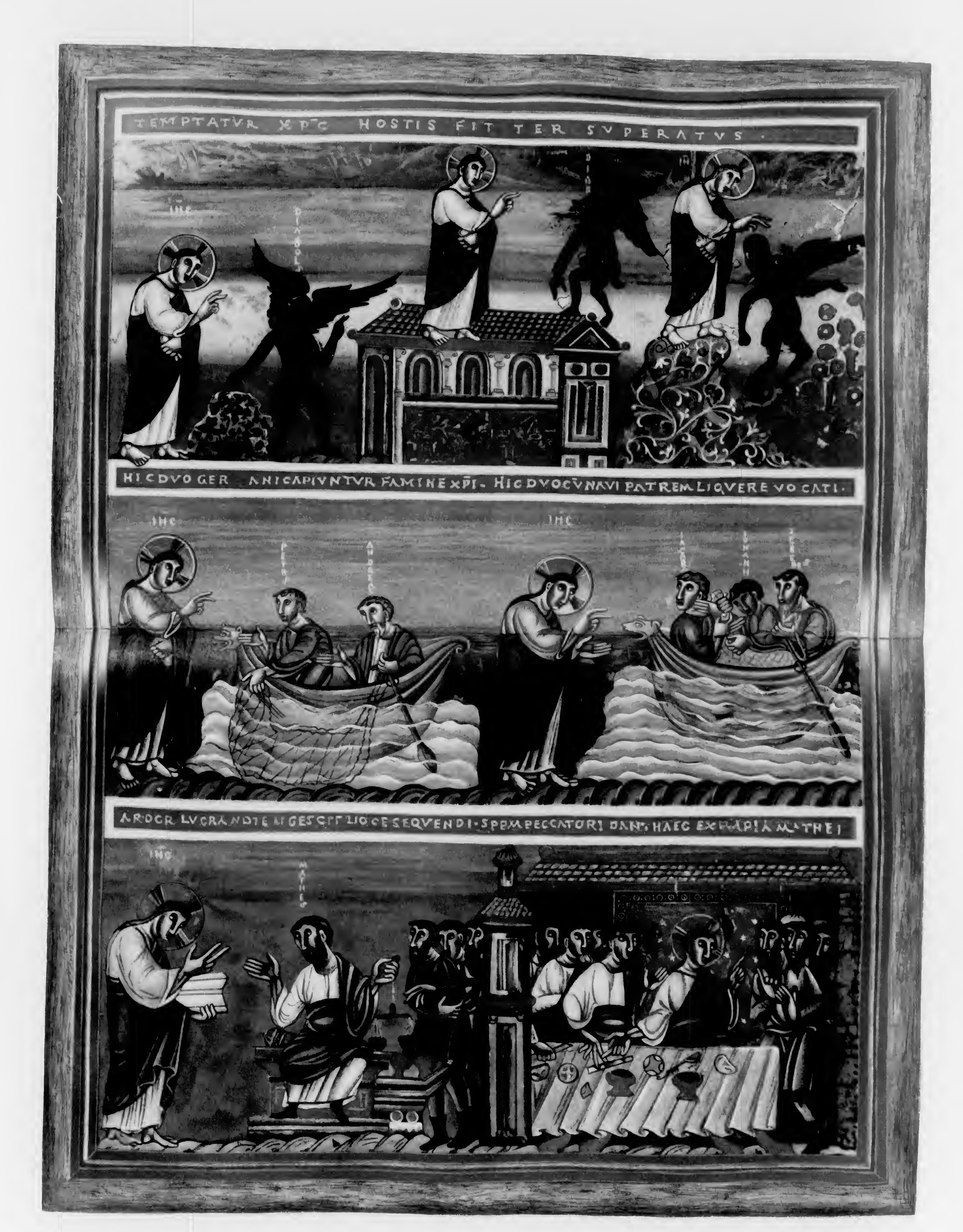
Die große Wertschätzung materieller Genüsse in jener Zeit muß sich zum Teil aus der agrarischen Atmosphäre erklären, wie das noch heute einige Gegenden Deutschlands beweisen. Natürlich spielten auch die Getränke eine große Rolle. Den Weingenuß hatte die bereits (S. 139 f.) geschilderte außerordentliche Zunahme des Weinbaues sehr gefördert, selbst in den östlichen Landschaften. Aber man trank schon nicht mehr nur heimische Weine, sondern auch eingeführte, wie in Bayern den Bozener. Wasser tat man nicht hinzu, wie die alten Griechen und Römer, wohl aber wurde der Wein mit Honig und Gewürzen versetzt oder heiß genossen. Obstweine wurden von der Masse der Bevölkerung jedenfalls häufiger getrunken, ebenso Bier, das man gern durch Honig versüßte. Das gehopfte und damit außerordentlich verbesserte Bier wird namentlich durch die Klöster — in St. Gallen konsumierte man z. B. ungemein viel davon — verbreitet worden sein; wann es, d. h. Gersten- oder Weizenbier im Gegensatz zum gewöhnlichen Haferbier, auf die Herrentafel kam, wissen wir nicht. Das Brauverfahren selbst hatte sich sehr gehoben. Ebenso war der Met, der in dieser Epoche für Sachsen bezeugt ist, im Vergleich zur fränkischen Zeit ein viel besser bereitetes, durch feine Kräuter gewürztes Getränk geworden. Auch er wurde an der Herrentafel genossen; erst die fremden Weine der höfischen Zeit ließen ihn unvornehm erscheinen (vgl. S. 54).

Im allgemeinen verstand man, wie schon in germanischer Zeit, in allen solchen Genüssen nicht Maß zu halten. Gefräßigkeit und Trunksucht warf auch nach Liutprands Bericht der Byzantiner Nicephorus den Deutschen vor; Kaiser Ottos Krieger taugten nichts, „deren Gott der Bauch ist, deren Mut ein Rausch, deren Tapferkeit Trunkenheit ist, die hinfällig sind, wenn sie nicht vollauf haben, denen Nüchternheit Schrecken und Angst ist“. Die Fest- und Gelagefreude des späteren Mittelalters tritt schon in dieser Zeit kräftig hervor. Selbst die gewöhnlichen Leute hatten ihre Gelage, bei Familienfesten, auch wohl bei den Schmäusen allerlei alter Genossenschaften. Das „Minnetrinken“ (vgl. S. 43), das uns z. B. für ein Gastmahl Kaiser Ottos I. bezeugt ist, und das Zutrinken waren Mittel, die Trinkfreude noch mehr zu beleben. Auch die geistlichen Herren benutzten jeden Anlaß zu einem Festmahl. Die Ausstattung der Tische, gewisse Genüsse während des Mahles, Unterhaltung durch Spielleute, durch den eigenen Vortrag nicht immer züchtiger Lieder oder durch Aufführungen, wie sie bei Hochzeiten üblich waren, bezeugen mit der Menge und der Mannigfaltigkeit der Speisen die entschiedene Neigung zu größerer Üppigkeit und reicherer Gestaltung des Lebens.

Ebendieser Zug zeigt sich in der Ausstattung des vornehmen Hauses, in den bildergeschmückten Teppichen, die die Wände, und den Decken, die den Fußboden bedeckten, in den schon früher geschätzten und dem ganzen Mittelalter unentbehrlichen feinen Federkissen mit seidenen Überzügen für die Sessel und Ruhebänke und vor allem für die Betten, bei denen man zudem mit purpurnen Decken und prächtigen Vorhängen prunkte, in den feinen gestickten Decken mit kostbaren Borten für die Tische. Vor allem zeigt sich jener Zug in der aus der Vorzeit überkommenen und immer gewachsenen, die feinere Schmiedekunst (vgl. S. 135) belebenden Vorliebe für eine reiche Verwendung von Edelmetallen und Edelsteinen an allen Arten von Gefäßen, Schüsseln, Schalen, Bechern und Trinkhörnern, an Leuchtern, selbst an Tischen; wunderbare, mit Weltdarstellungen, Plänen von Byzanz und Rom bedeckte goldene und

silberne Tische besaß schon Karl der Große in seiner Schatzkammer. Stärker noch strömte jetzt aus älteren Kulturlanden kostbares Gut nach Deutschland; den Kaiser Otto erfreuten italienische, byzantinische und sarazenische Gesandtschaften mit goldenen und silbernen, bronzenen, gläsernen und elfenbeinernen Gefäßen von wunderbarer Arbeit. Auch die geistlichen Großen liebten dergleichen, wie denn schon Salomo von Konstanz einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Krug besaß, Bruno von Köln ein Reiterbild aus Silber als Geschenk aus Mainz erhielt. Und ebenso mehrte sich der Prunk der Kirche selbst: jener Salomo beschäftigte eine ganze Anzahl von Goldschmieden mit der Herstellung kostbarer kirchlicher Geräte (vgl. auch S. 221 f.). Freilich blieb es häufig nur ein roher, mit der Menge prahlender Prunk, und die Hausausstattung ließ vieles vermissen. Jener Zug zur Verfeinerung des Lebens äußert sich weiter in dem *Halten zahlreicher Dienerschaft*, das ja der ganze grundherrschaftliche Betrieb wie das Lehnswesen erleichterten: daher bei Festen das große Gefolge von geschmückten Dienern und Dienstmannen, bei festlichen Mahlen die Fülle von aufwartenden Leuten. Es ergab sich daraus auch im Hause zum Teil eine größere Bequemlichkeit; die Herrin hatte der Kammerfrauen eine Menge. Jener Zug zeigt sich endlich auch in der Kleidung (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts"). Die allgemein gesteigerte Lebenshaltung der Reichen charakterisiert einmal der Bischof Rather in einer Ermahnung an sie: „Saget mir, worin besteht euer Reichtum? In dem Besitz von Landgütern, Sklaven, Sklavinnen, Pferden, Rindern und sonstigen Tieren, in dem Gefolge abhängiger Leute, in dem Ergötzen an Musik und Gesang, in der Jagd mit Falken, in der Fülle der Kleider, des Hausgerätes, des Getreides, Weines, Öles, der Waffen, des Silbers, Goldes und der Pferde?"

Trotzdem darf man, wie eben betont, die *Feinheit der Lebensausstattung durchaus nicht überschätzen*. Inventare von großen Abteien zeigen, daß man trotz jenes goldenen und silbernen Prunkes doch mit recht wenigem Hausgerät zufrieden war, und ähnliches ergibt sich schon aus dem Inventar des Hofes Karls des Großen zu Asnapium, freilich einem nichtdeutschen Orte (vgl. S. 94), das eine außerordentliche Dürftigkeit des Tisch-, Küchen- und sonstigen Gerätes aufweist. Diese Einfachheit der Ausstattung ist noch bis zum Ausgang des Mittelalters im ganzen geblieben. Auch die *Heiz*vorrichtungen machten nur langsame Fortschritte, obgleich mit dem Steinbau der romanische Kamin, freilich wohl nur als eine Seltenheit, aufkam und sonst der ursprünglich nur wirtschaftlich gebrauchte Ofen sich allgemein eingebürgert hatte (vgl. S. 147). Aber von bequemer Behaglichkeit war auch bei Reichen nur sehr wenig die Rede, bei den geringeren Leuten überhaupt nicht. Höchst primitiv waren bei diesen z. B. die *Beleuchtungs*geräte, aber bei jenen häufig nicht viel besser: der Kienspan sorgte neben dem Herdfeuer für die Beleuchtung; an den Herrenhof wurden Kienspäne von den Abgabepflichtigen geliefert. Dazu kamen Fackeln (mit Werg umwickelte, dann mit Harz getränkte Holzstäbe), vor allem aber einfache Näpfe mit irgendeinem Fett, später auch Leinöl, und einem Docht. Öl, aus dem Süden eingeführt, blieb auf die Kirchen beschränkt, dagegen kamen die Kerzen außer in den Kirchen auch in den Haushaltungen der Herren in Gebrauch, wofür dann wieder Wachs als Abgabe geliefert wurde. Leuchter aus Edelmetall wurden als Kirchengerät wie als Prunkstücke der Vornehmen verwendet, und die Kirche kannte schon den Kronleuchter. Auch der *Hausrat* der Vornehmen verriet keine rechte Pflege. Abgesehen von den eben (S. 179) erwähnten Dingen, den bei ihnen durchweg gebräuchlichen Teppichen, den goldenen und silbernen Prunkgeräten und dem öfter liebevoll geschilderten Bett sowie den Decken und Kissen auf Stuhl, Schemel und Bank war dieser Hausrat meist primitiver Art;




Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts.

Eine Seite aus dem Evangelienbuch von Echternach. Nach dem Original [illegible] Museum zu Gotha.

Oben: Christi Versuchung. — Mitte: Berufung des Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes. [illegible] — Unten: Berufung des Matthäus. [illegible]

feinere Möbel stammten aus der Fremde. Die Tische z. B. sind meist noch nicht fest, sondern es werden bei Gebrauch auf gekreuzte Gestelle rechteckige Platten gelegt, bald lange, bald kürzere. Doch gibt es auch feste runde Tische. Schnitzwerk wurde allerdings wie von alters her vielfach angebracht: die schon im Beowulfliede hervorgehobene zierliche Schnitzerei der Bänke, die zudem öfter wohl mit Metall-, selbst Goldbeschlag versehen waren, stand erst jetzt recht in Blüte, namentlich sobald sich Lehnen an den Bänken entwickelten. Auch der meist als Ehrenstuhl dienende „Faltstuhl" wurde besonders reich verziert.

Das Dasein im Inneren des Hauses war nach unseren Begriffen höchst ungemütlich. Für den Rauchabzug war nur unvollkommen gesorgt (vgl. S. 147). Die Fenster konnten nur in primitiver Weise verschlossen werden. Decken, Wände und Fußböden waren feucht, daher schon deshalb bei den Reichen die Teppiche an den Wänden und auf dem Fußboden. Für eine regelmäßige Reinigung der Wohnräume wurde nicht gesorgt. Und ganz schlimm stand es um die Art, wie man den natürlichen Bedürfnissen abhalf. Es gab zwar Aborte, wie z. B. aus Ekkehards Geschichten aus St. Gallen hervorgeht, aber sie waren primitiv genug. Dieser Kontrast des zunehmenden Prunkes zu der Unsauberkeit und der Unvollkommenheit der Wohnung steigert sich später in der Zeit der ritterlich-höfischen Kultur und kehrt noch viel später in der äußerlich so feinen Rokokokultur, wenn auch in anderen Formen, wieder. Diese Rokokozeit steht aber insofern sogar hinter dieser frühmittelalterlichen Zeit noch zurück, als die Rokokomenschen auch die körperliche Reinlichkeit zu pflegen in bedenklichem Maße verlernt hatten. Hingegen war dem frühen wie dem späteren Mittelalter die altgermanische Lust am Baden draußen im Freien wie im Hause in Gefäßen und Kufen mit warmem Wasser durchaus zu eigen geblieben. Das lange Tragen des Leibzeuges forderte übrigens das Baden gebieterisch. Es gab auch schon, wohl in Anlehnung an römische Traditionen, öffentliche Bäder; dem Gaste ferner wird zuerst ein Bad gereicht. Über dieses Badewesen werden wir später mehr hören. Daß nun aber die mangelhaften Wohnungsverhältnisse, die sonstige Unhygiene und auch manche Entbehrungen des Daseins, die häufigen Hungersnöte z. B., und im Gegensatz dazu wieder die rohe, quantitative Genußsucht im allgemeinen dem Menschen keine allzulange Lebensdauer verbürgten, scheint festzustehen, von der Gefahr der namentlich später mit der städtischen Entwickelung immer zunehmenden Seuchen ganz abgesehen.

Bei der Kleidung kann man von einem durchschnittlichen Luxus der Vornehmen reden, der die Einfachheit früherer Zeiten verdrängte. Die Kleidung des gewöhnlichen Mannes freilich war einfach genug, oft dürftige Schaffellkleidung, so daß byzantinische Vornehme nach Liutprand von den „armen, in Felle gekleideten Sachsen" sprechen konnten. Doch wurden von den Frauen häufig Schmucksachen verwendet, z. B. goldene Gewandnadeln und goldene Ohrgehänge. Letztere wurden einmal von normannischen Seeräubern vielen Frauen in der Gegend von Stade abgerissen. Eine gewisse Übereinstimmung der Tracht, die ja doch nationales Erbteil war, blieb freilich jetzt noch bei Hoch und Niedrig bestehen: anderseits blieben die Stammesverschiedenheiten gewahrt, wie denn die Franken kurze, die Sachsen lange Röcke hatten. Der schnelle Wechsel der Mode setzt erst später ein, obgleich ein modischer Wechsel zwischen engen und weiten Kleidern bald bemerkbar wurde. Zunächst machte sich, dem allgemeinen Zuge zu größerer Bequemlichkeit gemäß, aber wohl auch früh nach dem Beispiel der römischen Tunika, erst einmal die Neigung geltend, den eng anliegenden Rock, den z. B. Otto I. nach deutscher Art bei seiner Krönung 936 trug, allmählich zu erweitern, so daß eine durch einen Gürtel zusammengehaltene Art langer Bluse daraus wurde. Auch die Hosen,

die langen Leinwand- wie die kurzen Kniehosen, wurden sehr weit. Über das Eindringen der weiten und langen byzantinischen Gewänder wurde oben (S. 133f.) gesprochen. Anderseits zeigte die Frauenkleidung schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine später immer zunehmende Vorliebe für enge, die oberen Körperformen verratende Kleider, die von frommen Leuten sehr bekämpft wurde. Der wallende kostbare Herrschermantel, den die Könige offiziell trugen, ist römisch beziehungsweise griechisch. Es kommt um diese Zeit auch eine andere stoffverschwendende Neuerung auf, nämlich über dem einen Rock mit Ärmeln, die nun auch bis zum Handgelenk reichen und bei feinen Leuten weit werden, einen zweiten, andersfarbigen ohne Ärmel zu tragen, eine Sitte, die das Äußere noch farbenreicher gestaltete und sich bei Frauen wie Männern einbürgerte. Jene größere Üppigkeit machte sich im Besatz mit goldenen oder anderen kostbaren Borten und feinen Stickereien, in prächtigen Stoffen (Seide; seit dem 6. Jahrhundert gab es eine Seidenzucht auch in Südeuropa), in Purpurmänteln zu Festen, in wertvollem, oft importiertem Pelzwerk bemerkbar. Das Tragen des Pelzwerks, überhaupt warmer Kleider, erklärt sich vor allem aus jenen mangelhaften Heizeinrichtungen, wuchs aber bald zum Luxus aus, namentlich beim Adel, der gelegentlich ganze Bauernhöfe dafür hergab. Adam von Bremen spricht strafend von Biber- und Marderfellen, die die Deutschen sinnlos bewunderten, und rühmt dagegen die Einfachheit der Schweden. Man trug jetzt auch den Pelz nach innen als Futter und verwendete ihn sonst allenthalben als Besatz und Verbrämung. Die Rüstungen sind bisweilen schon vergoldet, ebenso der Gürtel. Goldene Sporen und goldgewirktes Gewand sind ein Zeichen der Vornehmheit. Die Freude an bunten Farben ist sehr ausgebildet: rote, hellbraune, violette, grüne, weiße Röcke, blaue, weiße Hosen, violette, weiße, rote Mäntel kommen vor, ja man trägt auch schon verschiedenfarbige Beinkleider oder besetzt die Kleidungsstücke mit andersfarbigen kleinen Stücken. Gelb, grau und braun waren meist die Farben der niederen Stände (siehe die obenstehende Abbildung).




Diener bei der Hochzeit zu Kana (Ministerialen des 10. Jahrhunderts mit braunvioletten und gelben Hosen und Röcken, schwarzen bzw. schmutziggelben Halbstiefeln). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei Karl Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", 1881.

Größere Eleganz zeigte weiter das ebenfalls meist bunte (rote, blaue) und spitze Schuhwerk der Reicheren, das man wie die Kleider mit Borten, auch mit Steinen oder Goldschmuck besetzte. Ferner kamen anstatt der mit Schnüren versehenen Schuhe eng anliegende Stiefel in Gebrauch, ebenso schon Schnabelschuhe. Auch die Hüte waren mit kostbaren, oft steinbesetzten Borten versehen. Die Barhäuptigkeit war auch beim niederen Volk nur noch teilweise zu finden. Eine Kopfbedeckung war jetzt ziemlich allgemein geworden, war aber sehr verschiedenartig. Bei den Sachsen trug man nach altem Brauche (vgl. S. 88) breite, kegelförmige Strohhüte, was bei den Franken Verwunderung erregte; ferner gab es Mützen und namentlich Spitzhüte, zum Teil schon aus Filz. Das Abnehmen des Hutes aber, zunächst ein Zeichen der Unterwerfung, wird als Gruß, etwa vor Priestern und vornehmen Leuten, erst zu Ausgang des Mittelalters allgemeiner.

Geringe Änderung hatte im ganzen die lange, wallende Frauenkleidung erfahren (vgl. jedoch oben). Auch hier war aber größere Kostbarkeit der Stoffe, die mit Gold durchwirkt



waren, und ein reicher Borten- oder goldgezierter Purpurbesatz üblich geworden (siehe die untenstehende Abbildung). Der Kopfputz entwickelte sich bereits damals mannigfaltiger durch verschiedenartige Verwendung der weißen oder farbigen, langen, leichten Kopfbinde aus feinem Stoffe, die meist die Ehefrauen trugen: der noch leichtere „Schleier" kam erst im 12. Jahrhundert auf. Wir werden von dem Kopfputz später (Kap. VI) mehr hören. Das Haar wurde seltener als früher lose, vielmehr aufgebunden getragen und zum Teil schon mit kostbaren Bändern durchflochten. Übrigens hatte sich bei den Männern das langwallende Haar wenigstens noch bei den Sachsen erhalten, während sonst kurzes Haar, freilich nicht das knechtische ganz kurze, und infolge kirchlichen Einflusses Bartlosigkeit vorherrschten. Langes, ungepflegtes Haar wurde jetzt ein Zeichen der Trauer. Mannigfach wie früher war der weibliche Schmuck, die Gewandnadeln, Finger- und Ohrringe, Armspangen und Halsketten. Ebenso trugen die Männer noch Halsringe, goldene Halsketten und Gewandnadeln.

---

Das häusliche und namentlich das gesellige Leben mußte von dem Streben nach feinerer Lebenshaltung vielfach beeinflußt werden, aber doch ist der germanische Grundcharakter recht wenig verändert, nach der sittlichen wie nach der geistigen Seite hin deutsche Eigenart bewahrt. Das Familienleben, das im fränkischen wie in den übrigen germanischen Reichen auf Römerboden immerhin durch die Sittenlosigkeit gelitten hatte (vgl. S. 78), wird weniger durch die Lostrennung des östlichen Reiches — denn die Zeit um 900 zeigt auch dort einen sehr tiefen Stand der Sittlichkeit — als durch das Übergewicht der Sachsen wenigstens einigermaßen im Sinne der Vorzeit gekräftigt, ohne daß man, wie schon nicht für die frühere Zeit, von einer Sittenreinheit der Deutschen sprechen darf. Die Neigung zu materiellem Genußleben, die wir in dieser Epoche bereits hervortreten sahen, ist auf das geschlechtliche Leben sicherlich nicht ohne Einfluß gewesen, ebensowenig wie die naturwüchsige Art des ganzen Lebens: man gab sich auch in dieser Beziehung unbefangen. Überdies sorgten schon damals, wie gerade geistliche Quellen erkennen lassen, die Geistlichen dafür, daß die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen nicht allzusehr überhandnahm, obgleich anderseits jetzt die Kirche die Aufsicht gerade über das sittliche Privatleben verschärfte (vgl. S. 209). Recht häufig muß der Ehebruch gewesen sein, bei Hoch und Niedrig; wenigstens lassen sich viele Quellenbelege dafür anführen. Insbesondere die Untreue der Frauen scheint, wie der „Ruodlieb" zeigt, fast zu einem Dogma geworden zu sein. Man folgte überhaupt ohne langes Bedenken seinen Begierden, ja die Frau scheint häufig der auffordernde Teil gewesen zu sein. So ereifert sich Thietmar von Merseburg über die Schamlosigkeit vieler Weiber; immerhin darf man nicht voreilig generalisieren. In den Nonnenklöstern suchten häufig nicht nur Geistliche, sondern, wie noch im späteren Mittelalter, vornehme Herren Beute. Damals war ferner, wie ebenfalls noch in jener späteren Zeit, das Halten von Konkubinen, namentlich aus der Zahl der Dienerinnen, bei denen, die es konnten, allgemein üblich und selbst von der Kirche geduldet; nur der Arme begnügte sich noch, wie



Die Samariterin (vornehme Frauentracht des 10. Jahrhunderts mit kostbaren Borten). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei K. Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", 1881.

Hermann von Reichenau klagt, mit einer Frau. Auch die öffentlichen Dirnen, die sich von Anfang an gern in den sich entwickelnden Städten sammelten, waren bereits zahlreich, doch galt der Verkehr mit ihnen noch als schimpflich. Frauenhäuser gab es schon in sächsischer Zeit im inneren Deutschland. Wir können auch nach kirchlichen Bußbüchern auf viele außereheliche Kinder schließen, für deren Unterbringung der Priester sorgen sollte; Abtreibung und Kindesmord waren trotzdem häufig genug. Immerhin muß man zwischen dem Westen, namentlich Lothringen, und dem Osten in all diesen Dingen zugunsten des letzteren unterscheiden. Es tritt die alte Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht wieder sehr deutlich hervor, die Stellung der Frauen des sächsischen Königshauses ist dafür ein Beweis. Ferner hatte die später zu schildernde asketische Strömung namentlich auch bei Frauen auf die sittliche Haltung Einfluß.

Die Ehe wird im übrigen, wie früher (vgl. S. 49), nüchtern und praktisch aufgefaßt. Sie wird noch lange geschäftsmäßig überlegt und kommt nach umständlicher Beratung der Familien durch die Väter oder Vormünder unter Teilnahme der Freunde und Verwandten zustande; Frauenraub, Entführung ist noch nicht völlig verschwunden, wird aber hart bestraft. Sehr genau sieht man auf Ebenbürtigkeit und natürlich auf Besitz. Um die Erwählte mußte förmlich geworben werden. Der Freiwerber überbrachte Geschenke, und seine Rede sollte gefallen. Den Abschluß bildet die sich in feierlicher Form und unter Aushändigung symbolischer Gaben vollziehende Verlobung, der später die Heimführung folgt. Die Gaben des Bräutigams beim alten Brautkauf, der Erwerbung der Muntschaft (vgl. S. 49), die bald auch schon nicht mehr dem Vormund, sondern der Braut selbst zufielen, werden im Laufe der Zeit zur „Widerlegung", d. h. nunmehr zur Gegenleistung des Bräutigams für die Mitgift der Braut. Die „Widerlegung" soll auch eine Sicherung für die etwaige Witwenschaft bieten. Daß jetzt allgemeiner die Einwilligung der Braut bei dem Eingehen der Ehe nötig war, hat vor allem die Kirche (vgl. S. 209) bewirkt. Fürstensprossen verlobte man nicht selten schon als Kinder. Überhaupt bestand wie noch später, wenigstens nach Beispielen aus Familien der Großen zu schließen, eine Neigung, früh zu heiraten, was ja trotz Tacitus auch für die ältere Zeit anzunehmen ist. Die Gemahlin Markgraf Sigifrids (des Sohnes Geros) war bei der Vermählung dreizehn Jahre, die eines sächsischen Markgrafen Liuthar zwölf. Letzteres erregte freilich Anstoß. Die Liebe spielte übrigens auch damals ihre Rolle, wie das schöne Verhältnis Walters von Aquitanien und Hildegunds von Burgund, das im „Waltharilied" geschildert wird, beweist. Keineswegs war, obgleich schon Karl der Große die kirchliche Einsegnung gefordert hatte, diese jetzt allgemein geworden. Zunächst suchte die Kirche sie nur nach vollzogener Ehe durchzusetzen, wollte also nur die Handlung kirchlich bestätigen. Später verlangte sie aber auch die Gegenwart des Priesters bei der Übergabe der Braut, die übrigens in dieser Periode schon den auf römisch-kirchlichen Traditionen beruhenden Blumenkranz trägt, also bei Eingehung der Ehe selbst. Schließlich sollte allein der Priester die Braut übergeben dürfen. Aber noch in der höfischen Zeit ist die Kirche mit solchen Forderungen nicht ganz durchgedrungen, am wenigsten natürlich bei dem gewöhnlichen Volk. Anderseits hat die Kirche im Grunde überhaupt eine ehefeindliche Anschauung an den Tag gelegt, in ihrer asketischen Stellung zum Geschlechtstrieb auch die Frau an sich herabgesetzt und prinzipiell mißtrauisch angesehen. Sie fügte auch neue Hindernisse für die Ehe zu den alten, freilich schwindenden Vorbedingungen (Ebenbürtigkeit und gleiche Stammesangehörigkeit) hinzu, nämlich außer dem selbstverständlichen Verbot der Ehe mit Nichtchristen das ursprünglich sehr ausgedehnte Verbot der Heirat mit Verwandten (vgl. S. 209).



Das Eheleben selbst weist noch urwüchsige, rohe und harte Züge auf, z. B. das Schlagen der Frau, das ja auch Kriemhild von Siegfried duldete. Die Frau war in niederen Kreisen noch reines Arbeitstier. Überhaupt tragen Liebe wie Ehe trotz jener Erscheinungen der Sittenlosigkeit durchaus nicht den feineren, dafür aber leichtfertigen und lüsternen Charakter, wie er unter dem Einflusse der Franzosen im 12. Jahrhundert Mode zu werden begann. Das Landvolk stand in dieser Beziehung, wie früher, in einem innigen Zusammenhang mit dem Leben der Natur, wie er sich ja abgeschwächt noch in späteren Zeiten zeigt. Mit dem Erwachen der Natur, im Mai, spinnt sich das Liebesverhältnis an, das öfter durch Maibräuche füreinander bestimmte Paar hält den Sommer über zusammen; im Spätherbst oder im Winter folgt dann meist die Hochzeit. Der alte Schicksalsglaube spielt häufig hinein, wie man die Hochzeit an bestimmten Glückstagen und jedenfalls nicht bei abnehmendem Mond abhielt. Auch in höheren Kreisen ist der natürliche Grundzug unverkennbar. Nach dem „Ruodlieb" geben sich die jungen Leute sehr bald unbefangen ihre Liebe kund und wünschen sich möglichst rasch zu vereinigen. Daß in anderer Beziehung aber Überbleibsel wirklich barbarischer Art bemerkbar sind, ist bei der immer noch andauernden Unentwickeltheit mancher Gegenden wohl erklärlich. Töten von Mißgeburten, wie es für das Jahr 1012 für Kochstädt bei Aschersleben bestätigt ist, mochte häufiger vorkommen. Aber die Nachricht eines fremden Beobachters, daß die schleswigschen Küstenbewohner neugeborene Kinder ins Meer geworfen hätten, beruht in dieser Allgemeinheit und in der Motivangabe (um die späteren Kosten zu vermeiden) völlig auf Mißverständnis. Natürlich wurden die Kinder, denen man wohl nach der Geburt Honig auf die Lippen träufelte, nur durch die Mutter genährt.

Selbstverständlich ist in der kräftigen Atmosphäre der Zeit die Schätzung körperlicher Kraft und Tüchtigkeit und daher auch körperlicher Erziehung. Dazu gehört zunächst die Pflege und Stählung des Körpers, und so finden wir, wie (S. 181) erwähnt, die altgermanische Vorliebe für das Baden wieder. Die alten körperlichen Übungen: Wettlauf, Ringen und sonstige Kampfspiele, Steinschleudern und Bogenschießen, stehen ebenso in Ansehen wie früher. Sogar der Teil der Kinder, der nun unter dem Einfluß der neuen Mächte zum geistlichen Stand bestimmt und früh einem Kloster übergeben wird, bleibt solchen Übungen ebensowenig fern wie allen Jugendspielen, Ballschlagen, Plumpsack, Kreiseln usw. Manches von solchen alten Kinderspielen und Kinderreimen hat sich noch bis in die Gegenwart erhalten, ebenso wie von Wiegenliedern; unsere Wiegen kannte man sicherlich schon im 9. Jahrhundert. Freilich fanden sich allmählich selbst unter diesen jungen Gemütern schon asketisch gerichtete. Anderseits gab es ja in den Klosterschulen auch die Söhne der Edlen und Freien, die nicht geistlich werden wollten und die übrigen beeinflußten. In St. Gallen haben diese wohl gelegentlich, ganz wie in alter Zeit, nackend ihre Kampfspiele getrieben. In den Klosterschulen ist es sonst wild genug hergegangen, worüber uns die Schilderung der St. Gallener Schule durch Ekkehard IV. anziehende Aufschlüsse gibt. Daß in einer so kräftigen Zeit die Kinder nicht sanft behandelt wurden, weder daheim noch in der Schule, wo der Stock furchtbar waltete, ist natürlich. Früh nahmen die jungen Herren die alte Jagdfreude, welche die eingewurzelte Kampfesneigung mit der Lust an körperlicher Betätigung verbindet, in sich auf.

---

Die Jagd blieb auch jetzt Lieblingstätigkeit, freilich mehr und mehr, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Herren, die Fürsten vor allem, beschränkt und jetzt durch den Wildbann besser geschützt. Alle Herrscher dieser Epoche sind in ihrer Jagdleidenschaft typisch; ein

besonders eifriger Nimrod war Heinrich I. Der Vornehme ritt jetzt übrigens auf die Jagd, meist in großem Zuge, wie zum Kampf, und auf mehrere Tage. Mit Spieß und Bogen und wie vor alters mit dem Hund als Begleiter zog man hinaus, namentlich den Hirsch zu jagen, aber auch Bären und Wildschweine. In vielen Wäldern herrschte jetzt Wildreichtum. Die Jagd war auch nicht ohne Lebensgefahr, und mancher Edle fiel ihr zum Opfer. Die Falkenbeize auf Vögel war sehr gepflegt und schon damals Vorrecht der Vornehmen. Otto I. liebte sie besonders. Die Jagdleidenschaft war selbst bei den höheren Geistlichen trotz aller Gegenbestrebungen der Kirche noch sehr lebendig.

So war denn der kriegerische Geist, obgleich jetzt einerseits die Kirche der Welt einen wehrlosen und friedenkündenden Stand eingefügt hatte, obgleich anderseits die agrarische oder die noch agrarisch gebundene gewerbliche Arbeit den eigentlichen Lebensinhalt der großen Masse bildete, obgleich daher endlich die kriegerische Tätigkeit zur Aufgabe eines besonderen Kriegerstandes wurde, im ganzen Volke noch nicht erstorben, wie auch später nicht. Der Freie wie der bessergestellte Abhängige gingen bewaffnet einher, ein kurzes Schwert an der Seite, das ebenso schon ältere Knaben trugen. Die Tapferkeit der Deutschen blieb die altberühmte; nach italienischem Urteil „standen sie in der Schlacht, als wären sie von Eisen". Auf den Kriegsmann ging der Name des Schutzpatrons des deutschen Volkes wie insbesondere der Kämpfer, St. Michaels, den man auch im Schlachtgesang anrief, über: der deutsche Michel war ein gefürchteter Name.

Die deutsche Eigenart ist überhaupt noch ungebrochen. Auch physisch ist noch der frühere Typus der Germanen im ganzen bewahrt. Ihn zeigt z. B. in vollkommener Weise Otto der Große, ein ungeschlachter Riese mit rötlichem Haar und wallendem Bart. Ebenso bewahrte er innerlich die alte Art. Leidenschaftlicher Jäger und Kriegsmann, beugte er sich nur widerwillig dem Prunk und den Zeremonien des Kaisertums. Aber den ungebildeten Mann drängte es doch in deutschem Idealismus zu der neuen Bildung und Kultur. In der naiven, halb kriegerischen Bauernkultur der Zeit konnte sich im übrigen ein kräftiges, teilweise noch recht derbes und rauhes Volksleben, wie es sich schon in den sittlichen Verhältnissen aussprach, recht wohl erhalten. Und wenn man schon für das Mittelalter überhaupt die Volkstümlichkeit als den Grundzug des gesamten Lebens hinstellen darf, so gilt dies erst recht für diese Jahrhunderte, in denen der deutsche Mensch erst langsam anfing, sich mit der von der Kirche getragenen fremden höheren Kultur auseinanderzusetzen. Man muß eben festhalten, daß in unseren, an sich nicht allzu zahlreichen Quellen weite Schichten des Volkes überhaupt nicht unmittelbar zum Ausdruck gelangen, daß diese Quellen überdies in weit überwiegendem Maße in lateinischer Sprache geschrieben sind und von Geistlichen herrühren. Aber selbst diese Geistlichen haben ihre nationale Eigenart nicht verleugnen können, wie sie ja auch (vgl. S. 112) Dichtungen in der Volkssprache verfaßten; anderseits geben sie doch wieder mittelbares und unmittelbares Zeugnis von der Laienwelt. Noch führte die Mehrzahl der Menschen ein triebhaftes Leben. Noch gehorchten die Deutschen ganz ihrer Art. Und mühsam arbeitete vor allem die Kirche (vgl. S. 207 ff.) daran, diese durch und durch individualistische Art, die sich jetzt noch oft in wilder Ungebändigtheit zu geben liebte, zu zähmen. Wie wild und unbändig man noch in allen Schichten war, zeigt das Vorherrschen der gewalttätigen Selbsthilfe, zeigt die Raublust vor allem auch der Herren (vgl. S. 176), zeigen die fortwährenden Übergriffe der Großen, Erscheinungen, die das ganze Dasein namentlich der Kleinen so unsicher machten und immer wieder als wichtigste Aufgabe des



Herrschers den vom Volk ersehnten Rechtsschutz erscheinen ließen (vgl. S. 176). Keineswegs war aber der Masse des Volkes gewalttätiger Sinn weniger zu eigen. Noch verstand der Freie und auch der Zinsbauer seine Waffen zu führen, und trotzig rotteten sich die Leute bei allzu übermütiger Tat eines Herrn zusammen. Mancher rächte sich auch durch heimlichen Mord. Und wer verarmte, der wurde häufig zum Räuber (vgl. S. 176). Im Verkehr der Volksgenossen miteinander zügelte man nur allzu oft seine Leidenschaften auch nicht. Blut floß leicht. Modernen Gemütern erscheint vieles als Mangel an Menschlichkeit und Herz. Der Mensch als solcher galt gar nichts; ein Zeichen dafür ist schon der oben (S. 169) berührte Menschenhandel. Wo man seinen Trieben und Leidenschaften folgte, spielte das Menschenleben, selbst das eigene, keine Rolle. Solche Wildheit ist aber eben mit Kühnheit und Wagemut eng verbunden. Wie zur Urzeit war man noch höchst grausam in der Rache, indem man wohl einen persönlichen Feind raffiniert verstümmelte und Gefangene vor der Tötung folterte (vgl. S. 42). Im Kriege herrschte richtiges Morden: besiegte slawische Stämme sind teilweise ganz vernichtet worden. Aber auch in weniger gefährlicher Form war noch Roheit und Barbarei, verknüpft mit Härte und Starrköpfigkeit, für die Deutschen charakteristisch. Man darf auch nicht glauben, daß die Klosterinsassen diese wilde Natur völlig abgestreift hätten. Schlägereien unter den Mönchen waren schwerlich ganz selten. Und der Mönch von St. Gallen, Ekkehard I., der das Waltharilied in lateinischen Hexametern verfaßte, zeigt eine geradezu spezialistische Freude an der Beschreibung von Kampfgemetzel und schweren Verwundungen.

Von Sittlichkeit im Sinne einer höheren Kulturstufe kann damals nicht die Rede sein: die große Umwandlung des germanischen Menschen durch erzieherische, sittigende Kultureinflüsse, wie sie eigentlich nur die Kirche erstrebte (vgl. S. 207 ff.), hat noch nicht das Innenleben wirklich ergriffen; sie hat zunächst nur eine Geläufigkeit in äußeren Formen, die gewisse Empfindungen ausdrücken, erzielt, in äußeren Formen, die gerade, um die erreichte Gesittung zu zeigen, nun besonders betont, übertrieben, ja obligatorisch wurden. Wir werden sehen, wie die Fortschritte des Christentums sich bald vor allem in übertriebenen äußeren Zeichen der Frömmigkeit, in der Askese aller Art, darstellen: so drückt sich auch die größere Sittigung zunächst nur formal aus. Freilich wurzelte die Neigung zum Formalismus tief im germanischen Menschen, und von je waren ihm äußere Zeichen und Symbole und ebenso die festen Formeln der Rede tief bedeutungsvoll und unerläßlich. Einer der auffälligsten Züge der Umwandlung, sicherlich allein durch die Kirche erstrebt und erreicht, ist die Bezeigung von Demut und Bescheidenheit, also die wenigstens äußere Niederzwingung des hochfahrenden germanischen Menschen. Auf eine Beherrschung und Zähmung der Leidenschaften ging übrigens im letzten Grunde auch jene Askese aus und wirkte so, wie noch zu erörtern ist, erzieherisch. Niemand wird nun die Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts wirklich demütig und bescheiden nennen können: aber die gewaltige Forderung war doch schon bis zur obligatorischen Durchführung formaler Akte, bis zur festen Gewohnheit, in bestimmten Fällen jene Gesinnung wenigstens äußerlich darzutun, gediehen. Wer irgendwie erhöht werden sollte, der Herzog, der zum König, der Mönch, der für ein hohes Kirchenamt ausersehen war, der suchte seine Unwürdigkeit durch bestimmte Gesten zu zeigen. Tränen der Rührung und der Bescheidenheit flossen in beiden Fällen, der Fürst fällt vor seinen Genossen unter Tränen auf die Knie, der Mönch flieht weinend und sucht sich der Annahme der höheren Würde zu entziehen. Wer besiegt war oder für einen Fehl, etwa Aufruhr oder Widerstand gegen den Lehnsherrn, um Vergebung bat, der mußte im Büßergewand

mit bloßen Beinen vor dem überlegenen Gegner oder dem Herrn knien. Wer sich nicht ohne Waffen, ohne Helm und mit bloßen Füßen als Unterworfener kundgab, der hatte sich eben nicht unterworfen. Wer als gabeheischender, elender Mann sich nahte, den mußte sein Äußeres schon als Unglücklichen kennzeichnen, und Jammer und Tränen waren wieder vonnöten. Dafür zeigte sich der andere, der ihm half, als Träger der Barmherzigkeit ebenfalls durch äußeres Zurschautragen des Mitleids, durch Tränen. Und wieder mußte der, dem geholfen war, sich äußerlich dankbar erweisen durch bestimmte Gebärden, durch Versprechen von Gebeten wie durch Erflehen des göttlichen Segens. Denn nicht nur Gebärden, sondern auch Worte mußten überall bestimmte Situationen als solche kennzeichnen, wie denn der ganze Verkehr mit vorgeschriebenem Tun und Reden durchsetzt war.

Verwertung der Hände als konventionelles Ausdrucksmittel innerer Bewegung. Miniaturen zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde". Nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts (Cod. germ. 51) der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Vgl. Text S. 189.

Jene starken Ausdrucksformen innerer Vorgänge könnten freilich mehr als bloße Form sein. Eine große Unmittelbarkeit des Empfindungslebens scheint aus dem sehr augenfälligen, leidenschaftlichen Ausdruck — auch die Kunst dieser Zeit zeigt in den Bewegungen übermäßigen Aufwand von Kraft und Wuchtigkeit, von Aufgeregtheit — zu sprechen. Die Träne z. B. spielt damals überhaupt eine bedeutende Rolle. Das Weinen ist der natürliche, noch nicht durch feine Sitte gehemmte Ausdruck innerer Bewegung, den wir ja auf der entsprechenden Stufe bei allen Völkern finden. Odysseus und Telemach vergießen bei ihrem Wiedersehen Tränen in Fülle. Nicht anders jetzt. Im „Waltharilied" weinen die Helden öfter, aber auch sonst hören wir von Tränenergüssen, und in gewisser Weise war das Weinen auch im Kult, vielleicht nach dem Muster des Orients, beinahe obligatorisch, z. B. beim Beichten; es kam ferner beim Predigen vor, wo dann das Volk mit dem Prediger weinte. Gregor VII. weinte täglich beim Meßopfer über seine Sündhaftigkeit, ebenso Adalbert von Bremen, bei Austeilung des Sakraments auch Anno von Köln. Bruno von Köln weinte heftig, wenn er harte Strafen verhängen mußte. Boten weinten beim Überbringen von Trauernachrichten usw. Aber auch die Hände wurden stärker bewegt als heute: im Schmerz erhob man beide Hände; wem man holdgesinnt war, oder wen man eindringlich bat, den faßte man mit der Hand an das Kinn. In der künstlerischen Darstellung wird die Stimmung hauptsächlich durch die Hände veranschaulicht, deren mannigfaltige Sprache man kennen muß, um die Bilder zu verstehen (siehe die Abbildung S. 188). Wer dem Lehnsherrn Treue gelobte, legte beide Hände zwischen die seinen. Ein Flehender ferner, selbst der Hochgestellte, warf sich auf die Knie, und war er sehr demütig, ganz auf den Boden. So betete man auch. Viel unmittelbarer als heute war die Form der Begrüßung: man bewillkommnete und verabschiedete den Gast, Mann oder Frau, mit einem Kuß; man küßte sich zur Versöhnung; man küßte die Hand des Geehrten, wie man Reliquien oder sonst heilig gehaltene Gegenstände küßte. Aber doch spricht das alles nicht für ein tieferes inneres Leben, so wenig wie für Sentimentalität; man darf solche Züge vor allem nicht als bezeichnend für die Gemütsregungen einzelner Individuen ansehen. Es sind zwar starke, aber doch gegebene natürliche Ausdrucksweisen, die in solchen Zeiten sehr bald etwas Konventionelles bekommen. Freilich spricht eben die Stärke der Ausdrucksweise doch wieder für die leidenschaftliche Art des damaligen Menschen, der sich nie maßvoll geben konnte. Auch die schwärmerische Hingabe vieler Menschen an die Askese ist in gewisser Beziehung ein Ausfluß leidenschaftlichen Furors.



Das Wesentliche an jenem äußerlichen Gebaren war nun aber gerade das erzieherische Moment, das eben in dem Zwang der Form lag. Man gab sich so, weil die Konvention es also vorschrieb. Und erst in der Schule dieses konventionellen Gebarens mochte man auch wirklich feiner fühlen lernen. Die Form setzte den geregelten Ausdruck an Stelle des ungeregelten, sie war das Mittel, die Ungebändigtheit der Triebe in etwas einzudämmen. Denn daß man mit größter Offenheit sich seinen Leidenschaften hingab, daß mit dem Gebot neuer Sitte die Naturen noch allzusehr in Widerspruch standen, haben wir eben (S. 186 f.) gesehen: mit Zügen zarter Weichheit kontrastiert rohes, derbes Gebaren, mit tränenvollem Mitleid jene blutige Grausamkeit. So wechselt auch überaus häufig, fast sprunghaft die Stimmung. Ähnlich war es überhaupt mit den neuen Einflüssen der Kultur: einem Manne wie Otto I. (vgl. S. 186) stand z. B. sein Bildungseifer nur schlecht. Dem Volke viel sympathischer war Charakter und Haltung einer Gestalt wie des von den Spielleuten gefeierten Ritters Kurzbold, welchen Namen der derbe, ungeschlachte Konrad von Niederlahngau führte, ein Kraftmensch, gewaltiger Kriegsmann und strammer Weiber- und Bildungsfeind.

Der Hauptvorzug des deutschen Menschen lag im übrigen noch wie beim Germanen in einer eigenartigen Stärke des Gemütslebens, in einer bei der Natur der Quellen freilich nur spärlich hervortretenden Innerlichkeit. Trotz jener urwüchsigen Züge (vgl. S. 185) fehlt dem Familienleben nicht eine wirkliche gemütliche Innigkeit. Wie sehnt sich Otto der Große in Italien nach seiner Mutter, wie tief trifft ihn ihr Tod und der seiner ersten Gemahlin Editha! Wie innig ist das Verhältnis von Ottos Mutter zu ihrem Enkel, dem Bischof Wilhelm von Mainz! In der Zeichnung des Liebespaares im „Waltharilied" (vgl. S. 184) finden sich nicht minder innige Züge, wie die Besorgtheit Walthers um Hildegund.

Die alte innerliche Art zeigt vor allem das Verhältnis zur Natur, das freilich durchaus einfach und unmittelbar ist. Mit Unrecht hat man behauptet, daß sich in dieser Zeit ein tieferes Naturgefühl noch nicht entwickelt habe. Dagegen spricht eben die früh zu beobachtende

Innerlichkeit des Germanen, die von Anfang an sich mit der Natur in Beziehung gesetzt hat. Selbstverständlich ist noch kein romantisches Naturgefühl möglich, nicht dasjenige Naturgefühl, das sich aus Kulturmüdigkeit, das sich vor allem aus der Sehnsucht des Städters, des Großstädters zumal, nach der ihm entrückten Natur entwickelt. Unzweifelhaft ferner ist noch sehr lange, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein, in der Auffassung und Schätzung der Natur der Nützlichkeitsstandpunkt, der sich gerade mit dem ersten Kulturfortschritt, mit dem Ausbau des Landes, sogleich verbindet und sich aus der Vorherrschaft der landwirtschaftlichen Interessen erklärt, deutlich erkennbar. Man schätzt den Wald besonders als Maststätte für die Schweine, die Bäume überhaupt nach ihren Früchten, die Flüsse wegen ihres Reichtums an Fischen und als Wasserstraße, man mag von dem „wilden" Gebirge schon wegen seiner Unfruchtbarkeit nichts wissen. Aber damit sind doch die Gefühle gegenüber der Natur nicht erschöpft. Zwar von dem überwältigenden Eindruck etwa einer wilden Hochgebirgslandschaft, von dem der Erhabenheit der Alpen ist noch viele Jahrhunderte keine Rede, man empfand nur das Beschwerliche und Gefährliche. Aber man war doch gegen die landschaftlichen Reize der Berge an sich nicht unempfänglich. Der Biograph des Bischofs Benno II. von Osnabrück spricht von der schönen Lage (amoenitas) des Berges (der Yburg), durch die der Bischof zur Anlage eines Klosters bewogen worden sei. Ähnlich spricht die Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anno von Köln von dessen „geliebtem Berg" (Kloster Siegburg). Der Wald sodann wirkte doch auch stark auf das Innere, freilich seiner noch vielfach unbeeinträchtigten Mächtigkeit, seiner Unwirtlichkeit und Unzugänglichkeit halber vor allem nach der schreckenerregenden Seite hin; seine überwältigende Masse und seine Einsamkeit wird schon in der Lebensbeschreibung des Abtes Sturm von Fulda (vgl. S. 14), deren Schilderung von den Schauern des Waldes freilich sonst konventionell ist, hervorgehoben, ebenso wie schon Otfried und der „Heliand" immer die Einsamkeit betonen. Weiter prägen sich der dämonische Eindruck des von Sturm und Unwetter gepeitschten Waldes und die Schauer der Dunkelheit in der Stimmung alter Volksmärchen aus, in Sagen wie der vom Wilden Jäger. Aber manche Quellenstellen sprechen doch auch von schönen, von angenehmen, lieblichen Wäldern, wenn sie im Laubschmuck dastehen; ebenso hat man Sinn für die Schönheit einzelner mächtiger Bäume, was ja eigentlich schon aus dem altgermanischen Baumkult hervorgeht.

Ein landschaftliches Empfinden im allgemeinen hat der Zeit ebenfalls nicht gefehlt: wir haben neben dem ebenerwähnten Fall Quellenbelege, daß eine Klostergründung bewußt an landschaftlich schöner Stelle erfolgte. Wir hören, daß man sich in schöner Natur erfrischt, erholt, daß ein Mönch in St. Gallen, als er nicht durch die geliebte Natur streifen darf, sie vom Glockenturm aus zu erschauen sucht. Die Natur erweckt auch zuweilen im Menschen eine besondere Stimmung. Daß man ferner schon von den Anfängen einer Reiselust, also wohl auch öfter von einer Freude an den wechselnden Szenerien der Natur, reden kann, sahen wir schon (S. 174). Eine landschaftliche Schilderung im Sinne eines Erfassens des Gesamtbildes ist bei den Schriftstellern doch nichts ganz Seltenes; man gibt einer Gegend allerdings meist, je nach dem beabsichtigten Eindruck, allgemeine Züge der Annehmlichkeit oder des Abstoßenden. Auch in den großen Epen, die nun bald entstehen, den „Nibelungen" und der „Gudrun", ist im Gegensatz etwa zu den großen Dichtungen der Inder oder der Griechen weder von einer Absicht, die Landschaft zu schildern, zu malen, noch von einer Verbindung der Naturvorgänge mit seelischen Vorgängen oder mit den menschlichen Handlungen die Rede. Keineswegs spürt man z. B. aus der „Gudrun" den Atem des Meeres, soweit



die dichterische Schilderung in Frage kommt. Für eine Verbindung von Mensch und Natur bestehen indes in den Quellen sonst doch gewisse Beweise, etwa in der gelegentlichen Inbeziehungsetzung des Erwachens des Frühlings und der Liebe.

Überhaupt müssen wir an dem Vorhandensein auch eines tieferen Naturgefühls festhalten. Das Meer erscheint dem nordischen Menschen zunächst, ähnlich wie anderswo das Hochgebirge, von seiner gefährlichen Seite, was bei der stürmischen Nordsee gewiß kein Wunder ist. Und doch hat der Seedeutsche sicherlich wie heute ein inneres, gemütliches Verhältnis zu dem mächtigen Element gehabt. Was im übrigen bei den natürlich lebenden und natürlich denkenden Menschen jener Zeit am meisten zur Weckung eines allgemeinen Naturgefühls beitragen mußte, das war der Wechsel der Jahreszeiten. Vor allem bewegte die Freude über das Erscheinen des Frühlings weit mächtiger noch als heute des Menschen Herz: freilich wurde damals ja zugleich die Erlösung aus den rauchigen, feuchten, schlecht erwärmten Behausungen und die Möglichkeit stärkeren Lebens im Freien — man denke auch an die Spiele und Tänze — als ersehnte Freude empfunden. Gerade damit ist der liebevolle Preis der Frühlings- und später der Sommernatur verbunden. So besitzen wir auch allgemeinere Schilderungen der Frühlingslandschaft. Der winterlichen Erstarrung konnte man damals noch keine Reize abgewinnen. Es war die Zeit, wo wir, wie es bei Froumund von Tegernsee unübertrefflich heißt, „alle hu hu sagen" (tempus nunc est, hu hu quo dicimus omnes). Aber selbst der Winter wird gelegentlich anschaulich geschildert. Im übrigen ist es erklärlich, daß der damalige natürliche Mensch, wie er auch sonst nur das Individuum, nicht das Allgemeine erfassen kann, zunächst nur die Einzelheiten der Landschaft als solche erfaßt, und zwar mit genauer Beobachtung, wie es der Bauer noch heute tut. Der Bauer wie der Klosterbruder, der seinen Garten bebaut — behagliches Interesse an der Natur zeigt sich schon in dem (S. 140) erwähnten Gartengedicht des Walahfried —, verfolgt das Gedeihen der Pflanzen mit innigem Anteil, und was im Walde wächst, kennt man wie ein eigenes Gut.

Worauf es vor allem ankommt, das ist das Verwachsensein mit der Natur: ihre Geschöpfe sind dem damaligen Menschen alles Genossen, genau wie dem Kinde. Eine innige Freude hat man vor allem an den Blumen mit ihrer Farbenpracht (vgl. S. 140). Aber es ist leicht verständlich, daß man zur Pflanzenwelt nicht das besondere persönlich-gemütliche Verhältnis hat, wie es sehr deutlich zur Tierwelt, zunächst zu den mit sinnvollen Namen benannten Haustieren, den Pferden und Hunden, besteht, wenn man auch wohl die neu eindringenden Blumen mit „Frau Rose" und „Frau Lilie" anredet, anderseits die Natur überhaupt zuweilen Persönlichkeit gewinnen, dem Beschauer zulächeln, den Preis eines Menschen künden oder ihm huldigen läßt. In karolingischer Zeit verrät die lateinische Literatur eine genaue Kenntnis der einzelnen Tiere, ihres Äußeren wie ihrer charakteristischen Eigenschaften, ihres Benehmens, und die damalige Handschriftenmalerei, die in der Behandlung der Pflanzen, auch der Bäume, über die ornamentale oder eine schematische Verwendung kaum hinauskommt, versteht Tiere zum Teil äußerst lebendig wiederzugeben. Spielte ferner schon die Tierwelt für das Gleichnis eine große Rolle, etwa bei Kampfesschilderungen, zur Bezeichnung des Äußeren oder des Charakters eines Menschen, so verflocht man jetzt immer mehr tierisches und menschliches Leben. Von alters her hatte man seine Freude daran, Tiere um sich zu haben, zähmte sie, etwa eine Hindin und selbst Bären; am liebsten beschäftigte man sich aber mit den Vögeln, dem Raben, dem Storch usw., hielt die gelehrigen unter ihnen, Elster, Star, Dohle, gern daheim und richtete sie ab. Eine auf guter Beobachtung

beruhende Kenntnis der Tiere gibt sich in der Literatur jetzt deutlicher zu erkennen, z. B. im „Waltharilied“ und später in ausgedehntem Maße im „Ruodlieb“. Weiter tritt nun vor allem eine besondere literarische Gattung auf, die sicherlich auf alte heimische, von Geistlichen aus der volkstümlichen Sphäre herausgehobene und durch ihre lateinische Bearbeitung erst entwickelte Stoffe zurückgeht, die Tierfabel, deren Grundzug nicht die Lehrhaftigkeit, sondern die behagliche Lust an kleinen Geschichten ist, am Spiel der Phantasie, die sich eben namentlich mit den Tieren des Waldes beschäftigt und ihnen Lust und Leid der Menschen andichtet. Höchst bezeichnend ist auch die eigenartige persönliche Rolle, die die Tiere im Recht spielen: auf sie kann hier nicht näher eingegangen werden.

Von Natureindrücken stark beeinflußt war ferner wie schon in der Urzeit das Glaubensleben der Deutschen. Die phantastische Richtung der Deutschen wurde jedenfalls durch solche Eindrücke noch mehr angeregt. Der außerordentlich empfängliche Sinn für Wunder entspringt aber wieder dieser regen Phantasie. In dieser Beziehung war man für das Christentum sehr aufnahmebereit, insofern war es wirklich Volksglauben und Volkssache. Anderseits äußerte sich gelegentlich naiver, aber auch aus alten, fremden höheren Traditionen durchgesickerter Zweifel, und im ganzen herrschte in der Masse, insbesondere in Sachsen, noch immer nur jenes christlich gefärbte Heidentum (vgl. S. 114), soweit nicht, wie eben in Sachsen, dessen Bewohner in den östlichen Teilen nach Thietmar noch alte Hausgötter hatten, wirkliches Heidentum bestehen blieb. Burchard von Worms spricht von heidnischen Traditionen, die wie ein Erbe sich fortpflanzen, und Anno von Köln später von Menschen, die nur dem Namen nach Christen sind. Es hielt sich noch im 10. Jahrhundert die Ehrfurcht vor heiligen Bäumen, noch im elften ein Kult bei heiligen Steinen, man sprach alte Segen nach wie vor, begleitete auch die alltäglichen Handlungen mit Sprüchen oder heiligen Zeichen, wenn man etwa ein Brot anschnitt oder die Frau sich zur Spindel schickte; man beobachtete noch immer die Vögel, übte bei Sonnenfinsternis oder abnehmendem Mond allerlei alten Brauch usw.

Die zum Teil mit der materiellen Auffassung des Christentums zusammenhängende Wundersucht — die Wundertaten erwartete der Gläubige als Belohnung — war schon im Christentum des fränkischen Reiches als ein wesentlicher Bestandteil hervorgetreten (vgl. S. 78): auch jetzt zeigte sie sich oft in rohesten Formen. Man hat gemeint, in ihr gewissermaßen ein Sehnen nach dem Wiederaufleben der von Christus berichteten Wunder sehen zu sollen; man habe diese gewissermaßen praktisch nachgeahmt; die Wundererzählungen sind auch meistens nur Wiederholungen der biblischen Wundergeschichten. Aber im Grunde liegt die Wundersucht in beiden Fällen doch nur an der unentwickelten Kultur, und die deutsche Wundersucht ist zwar von der biblischen aufs höchste beeinflußt, beruht jedoch daneben auf der ganzen nahezu heidnischen Auffassung göttlicher Gewalten und einer regen Phantasie. Da wir nur die einseitige Berichterstattung kirchlicher Schriftsteller haben, ist es wohl möglich, daß die Volksphantasie auch weit über den Rahmen christlicher Wundererzählungen hinaus tätig war. Jedenfalls verlangte man von den Kirchengrößen wie von den Heiligen in erster Linie Wunder, auch schon bei Lebzeiten: die Lebensbeschreibungen von Bischöfen des 10. Jahrhunderts erzählen von ihren Krankenheilungen, Teufelsaustreibungen usw. Es ist ein überaus massiver, äußerlicher Zug, der aus der Heiligenliteratur der Zeit spricht und ihr religiöses Leben bezeichnet. Für die Geschenke, die man der Kirche eines Heiligen darbrachte, mußte er sich als ärztlicher Wundertäter erweisen. Die Reliquien der Heiligen wurden als zu Wundern, insbesondere zur Heilung von Krankheiten, geradezu bestimmt angesehen. Von priesterlicher



Seite selbst ist gelegentlich diese Mission der Heiligen nach ihrem Tode präzisiert worden. Das Zeigen der Reliquien, das Berühren des Sarges, wenn der Heilige in einem solchen ruhte, sollte bei Lahmen und Tauben, Siechen und Krüppeln Wunder wirken. Im ganzen zeichnen sich alle diese Wundergeschichten, die namentlich in Heiligenlegenden berichtet werden, durch stereotype Eintönigkeit aus. Aber im Laufe der Zeit werden diese wunderbaren Kuren, namentlich an armen Leuten, immer unglaublicher. Das Wunder wird auch sonst handgreiflicher, roher. Enthauptete Heilige wandeln mit dem Kopfe unter dem Arme bis zu der Stätte, wo man eine Kirche für sie gründen soll; ein kräftiges Gebet kann nun wohl ein zerbrochenes kostbares Gefäß wieder zusammenfügen usw. Dieser ganze Glaube wurde von der Kirche durchaus gefördert: in den Kirchen hingen rohe Abbilder von Beinen, Armen usw., die ein Heiliger wiederhergestellt hatte, wie zur Reklame; Missionare, wie Poppo in Dänemark, bewiesen durch Wunder (Anfassen von glühendem Eisen usw.) die Überlegenheit Christi über die heidnischen Götter und lockten so zur Taufe. Die Geistlichen benutzten auch Salböl und Hostie zu Wundern, und ihre Gebete, ihr Handauflegen hatten denselben Effekt und nach dem Glauben der Masse denselben Zweck wie das Sprechen eines Segens und das Streichen seitens der alten Zauberkundigen, wie ja überhaupt in den Augen des Volkes (vgl. S. 116) die Geistlichen diese nur abgelöst hatten und ebenso der Nimbus der Kirche zum guten Teil auf ihrem Ansehen als zauberkräftige Macht beruhte, die man durch Schenkungen (Opfer) sich geneigt machte. Jene Manipulationen der Geistlichen trieben auch bei Geisteskranken und Epileptischen den bösen Geist aus. Den Teufel konnte das Bannwort eines frommen Mannes, wie des Bischofs Wolfgang von Regensburg, verjagen. In diese von der Kirche ausgebildete Lehre vom Teufel und von teuflischen Gewalten, die Krankheiten und schädliche Naturereignisse hervorbrachten, übertrug man zum Teil die alten Anschauungen von schädigenden dämonischen Wesen. Ganz wie im Heidentum knüpften sich ferner an ungewöhnliche Naturereignisse (Sonnenfinsternisse, Kometen usw.), die noch lange abergläubische Furcht weckten, Wunderanschauungen. Die Kirche hat die innere Aufgeregtheit nun aber auch vor allem durch den eifrig von ihr gepflegten Jenseitsglauben verstärkt, die Phantasie dadurch krankhaft bewegt und das Traumleben mächtig beeinflußt. Die Sucht nach Visionen oder wenigstens nach verheißungsvollen Träumen griff überhaupt geradezu ansteckend um sich. Aber die Angst um die arme Seele und vor den ihr für zeitliche Sünden bevorstehenden Höllenqualen beförderten vor allem jenen Glauben an den Teufel und die Dämonen, die die Menschen zu verführen suchten, die Frommen störten und vor allem den Sterbenden zusetzten.

Es war im Grunde ein Widerspruch, wenn die wunder- und teufelsgläubige Kirche jenen noch immer mächtigen Zauberglauben, der an den alten heidnischen Wahn anknüpfte und durch die Unterdrückung des Heidentums nur noch verstärkt worden war, so eifrig bekämpfte. Aber gerade hier ist sie eben wegen des heidnischen Charakters dieses Zauberglaubens zu ganz vernünftigen Anschauungen gelangt. Waren die germanischen Strafbestimmungen anfangs nur gegen den Schaden gerichtet gewesen, den die Zauberer anstifteten, war man dann unter kirchlichem Einfluß gegen die Zauberei als heidnischen Brauch vorgegangen (vgl. S. 115 f.), so begannen jetzt Spuren der Skepsis gegenüber dem Zauberwahn an sich. In Westfranken hatte sich Agobard von Lyon schon um 820 gegen den Glauben an das Wettermachen gewendet. Anderseits ging nach der Spaltung des Reiches, bei dem Verfall der weltlichen Macht, die Kirche eifriger gegen die Zauberei vor und setzte mehr und mehr kirchliche Bußen an Stelle der weltlichen Strafen. Aber gleichwohl machten

sich bald aufgeklärtere Gedanken geltend. Die Visitationsordnung des Abtes Regino von Prüm (etwa 906), die den Aberglauben scharf bekämpft, hält, wie die Aufnahme älterer Bestimmungen und die harten Strafen gegen die schädigenden Zauberer zeigen, den Glauben der Kirche an die Realität der Zauberei zwar fest, deutet aber doch Zweifel an der Möglichkeit der zauberischen Beeinflussung anderer Menschen an. Daneben beweist der in Reginos Werk enthaltene canon episcopi, eine Anweisung bezüglich des Zauberglaubens, die die nächtlichen Luftritte von Weibern für Traumvorstellungen erklärt, daß die Kirche wenigstens diesen Wahn überhaupt nicht teilte. Wichtiger ist noch die Rechtssammlung des Bischofs Burchard von Worms (um 1020), insbesondere das im 19. Buch enthaltene Pönitential. Auch dieses Werk glaubt an zauberische Einflüsse, z. B. um Impotenz herbeizuführen, scheint auch die Möglichkeit der zauberischen Schädigung von Tieren usw. nicht aufzugeben, verwirft dafür aber eine ganze Reihe von Vorstellungen als Aberglaube (so die Wettermacherei, die Verwandlung in einen Werwolf, den geschlechtlichen Verkehr elfischer Weiber mit Männern, die Nachtfahrten) und setzt Strafen schon auf den bloßen Glauben daran. Solche Strömungen sind indessen ohne allgemeine Wirkung geblieben, und das abergläubische Wesen hat nur noch zugenommen. Für die Erkenntnis von dessen Umfang ist gerade Burchards Sammlung sehr wichtig. Was um das Jahr 1000 herum von abergläubischen Vorstellungen in Deutschland lebte, findet sich hier in reicher Fülle beisammen. Schlimm war, daß durch das Eingreifen der Kirche vieles früher harmlos Geübte jetzt den Charakter des Strafbaren, des Frevelhaften erhielt.

Freilich ist das Glaubensleben nicht nur in verdecktem Heidentum oder phantastischem Wunderglauben aufgegangen. Vielmehr weist es auch gesunde und schöne Züge und hier und da schon größere Vertiefung auf, wenigstens bei hochstehenden Geistern. Ein Mann wie Erzbischof Bruno von Köln zeigt in seinen Äußerungen auf dem Sterbelager, wie sie Ruotger überliefert hat, wahrhaft christliche Frömmigkeit und Ergebenheit. Noch gefällt man sich auch nicht in krauser dogmatischer Spekulation, sondern begnügt sich damit, die einfachen Grundzüge des Glaubens in sich aufzunehmen, was allerdings, wie wir (S. 117) sahen, doch auch eine geistige Umwandlung für die Deutschen bedeutete. Aber die Hauptsache war die Wirksamkeit der Kirche als sittigende Macht (vgl. S. 113 u. S. 207 ff.). Das zunächst ganz ungermanische Gebot der Nächstenliebe insbesondere wird von vielen, namentlich von Frauen, so der Königin Mathilde, mit innigem Eifer erfüllt. Daß dann das tiefere religiöse Leben, vor allem auch wieder bei den Frauen, zur Askese, zur Weltabwendung sich entwickelte, wird später (vgl. S. 248 f.) zu erörtern sein. Unzweifelhaft nimmt so die sittliche Haltung des Deutschen zu, aber immer bleibt es doch bei jenen moralischen Widersprüchen, die wir schon oben (S. 183) berührten. Und manches ließe sich noch anführen, was uns den damaligen Menschen von der Erfüllung höherer sittlicher Forderungen doch noch recht weit entfernt zeigt. Um die Treue z. B. ist es jetzt übel bestellt. Die Wahrheitsliebe ist auch keine besondere Eigentümlichkeit jener Zeiten. Teilweise glaubt man die Lüge höherer Zwecke wegen gerechtfertigt, ähnlich wie man etwa zur höheren Ehre der Kirche Urkunden fälschte oder sonst kleine Schwindeleien und Betrügereien verübte. Es kommt immer nur auf die konventionelle äußere Beobachtung von Formen an. Daß die alte Tugend der Gastfreundschaft hochgehalten wurde, ist für ein junges Volk nur natürlich, freilich auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen, die den Reisenden auf das gastfreundlich gewährte Obdach durchaus anwiesen, begründet. Die Nichtgewährung von Obdach wird daher schon in den Volksrechten mit Bußen belegt. Hohe Gäste stellten an die Grundherren schon große Ansprüche, die aber oft glänzend befriedigt wurden. Insbesondere



zeichneten sich von jeher die Klöster durch eine weitgehende, schon durch ihre Regel gebotene Gastlichkeit aus, namentlich auch niederen Leuten gegenüber, denen man gelegentlich selbst neue Kleider (vgl. S. 210) gab, deren Bewirtung selbst in Masse aber viel weniger erforderte als diejenige eines einzigen Großen mit Gefolge. Das Übermaß ihrer Inanspruchnahme gerade durch diese rief aber bereits einen gewissen Widerstand der Mönche hervor.

---

Im ganzen erschien der Deutsche den romanischen, kulturell höherstehenden Nationen, die ihn ja jetzt als Volkstypus schon abgesondert hatten, noch als der vollkommene Barbar, und seine persönlichen Eigenschaften, von denen z. B. die Starrköpfigkeit hervorgehoben wird, machten ihn nicht beliebter. Am meisten barbarisch erschien der Sachse, auch schon den Lothringern, die ja am stärksten von der westlichen Kultur beeinflußt waren. Wie früher und später stieß die anderen Nationen besonders die Trinkfreude der Deutschen ab. Dieser wurde seit langem vor allem in den Verbrüderungen oder Gilden, die im 8. und 9. Jahrhundert der Kirche wie dem Staat ein Dorn im Auge waren, gehuldigt. Die von Columba am Bodensee überraschte Gesellschaft feierte Wodan bei einer Bierkufe in einem Opfergelage. Gegen die Trunksucht (ebrietatis malum) in den Gilden wandte sich auch Karls Kapitular von 789. Zu- und Wetttrinken wurde fleißig in ihnen geübt.

Diese Gilden sind nun aber weiter das beste Zeugnis für die Bedeutung und die Stärke des genossenschaftlichen Geistes bei den Deutschen. Ein Zusammenhang der zunächst gegenseitige Hilfe bezweckenden „Verschwörungen", d. h. Schwurgenossenschaften, im 8. und 9. Jahrhundert mit den älteren heidnischen Bruderschaften, die gemeinsame Totenfeste für Verstorbene abhielten und deren Andenken durch Minnetrinken feierten, ebenso auch die Minne der Götter tranken, wird von einigen bestritten. Gleichwohl ist ein solcher Zusammenhang wahrscheinlich. Den Ausgangspunkt würden dann die Geschlechtsverbände bilden, die gemeinsam opferten und Opfergelage abhielten. Es handelt sich dabei immer auch um das gemeinsame Essen. Wie die Hausgenossen zusammen essen, so ist das gemeinsame Mahl der alten Genossenschaften das Zeichen engen Verbundenseins. Auch später noch ist das gemeinsame Gelage etwas sehr Wesentliches: die Gilden wurden zum Teil geradezu convivia genannt. Das Wort Gilde bedeutet ursprünglich auch nichts anderes als Opfer, mit Gelage verbunden. Aber die Hauptsache war der gegenseitige Schutz, den jene natürlichen Bande der Familienverfassung gewährten, und den man nach ihrem Schwinden durch eine künstliche Schutzgemeinschaft, die durch Schwur oder vielmehr, wie man richtig betont hat, durch gegenseitiges Angeloben des Schutzes unauflöslich einander verbundene Gilde, erstrebte. Diese Entwickelung kann ganz allmählich eingetreten sein: das Gelage, das als religiöse Kulthandlung die Leute zusammenhielt, blieb bestehen.

In fränkischer Zeit sind diese Gilden weit verbreitet. Ein Kapitular Karls des Großen von 779 wendet sich gegen die „Gildonien", soweit sie Schwurgenossenschaften sind, läßt sie aber, soweit sie auf gegenseitige Hilfe bei Brandgefahr usw. abzielen, unbehelligt. Das scheint ebenso wie auch die späteren sonstigen Verbote seitens der Herrscher darauf hinzudeuten, daß man gerade in den festen Organisationen und in der so organisierten, leicht ausdehnbaren Selbsthilfe Gefahr für die mühsam durchgesetzte Obmacht des Staates sah. Die Kirche ihrerseits bekämpfte immer die Reste heidnischer Gebräuche und vor allem, wie auch der Staat, die Gelage, die ja ebenfalls aus heidnischer Zeit stammten. Jene gegenseitige Hilfe, die diese Verbrüderungen von Anfang an bezweckten, und die sich in fränkischer Zeit auf Unterstützung

bei Feuersnot, Schiffbruch, Verarmung (auch Verfolgung von Räubern) bezog, konnte sie nur gutheißen. Sie war jedoch mit Erfolg bestrebt, die Gilden christlich zu färben, sie zur Annahme von christlichen Schutzpatronen zu bewegen usw. Wenn nun aber das Beten für die Toten, ihre christliche Bestattung, die Sorge um ihr Seelenheil zur Hauptseite der Bruderschaften wurden, so hatte das doch auch wieder Berührungspunkte mit dem altheidnischen Minnetrinken für Verstorbene. Diese christlichen Zutaten machten dann die Gilden den sich bald entwickelnden rein religiösen Bruderschaften äußerlich ähnlicher, so daß man die Gilden nun auch als Bruderschaften bezeichnete. Diese Gilden haben sich dann naturgemäß später auch in die Städte verpflanzt, trotzdem hier ja eine größere Sicherheit bestand und die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe geringer war. Hier kommt eben mehr der genossenschaftliche Drang zum Ausdruck. Wie wichtig die Gilden als Volksorganisationen gewesen sein müssen, zeigt das von Widukind berichtete Vorgehen König Heinrichs I., der zur Förderung der Städte auch die convivia, d. h. eben die Gildengelage, in den Städten abgehalten wissen wollte.

Den gleichen genossenschaftlichen Geist zeigen die Dorfgenossenschaften, in denen die alten natürlichen nachbarlichen Verbände, deren Charakteristikum also das örtliche Verbundensein ist, wieder auflebten (vgl. S. 276 f.). Das Wirtschaftliche steht hier im Vordergrund. Und gerade die wirtschaftlichen Aufgaben haben den genossenschaftlichen Geist sehr wesentlich gefördert, zum Teil von Anfang an mit hervorgerufen. Eine gemeinsame Bewirtschaftung des Bodens wie in der Urzeit findet freilich längst nicht mehr statt. Das Privateigentum hat sich über Habe sowie Haus und Hof seit langem auf den Acker ausgedehnt. Aber Reste der alten Gemeinsamkeit bestehen noch immer. Die Gemeinde bildet auch eine wirtschaftliche Organisation, mittels des Flurzwanges bestimmt sie die Art wie die einzelnen Stadien der Bewirtschaftung. Ganz ähnlich wie diese Organisation der ländlichen Arbeit stellt nachher auch in den Städten diejenige der gewerblichen Arbeit eine späte Form gemeinsamer Wirtschaft dar. Auf dem Lande zunächst geht also alle wirtschaftliche Tätigkeit in genossenschaftlichem Rahmen und unter genossenschaftlichem Zwange vor sich. Aber der Zusammenhang der Genossen macht sich für das ganze Leben geltend.

Vor allem ist die Geselligkeit wenigstens des Volkes immer genossenschaftlich bestimmt. Das Niveau der geselligen Unterhaltung selbst war entsprechend dem der geistigen Bildung ein niedriges. Anderseits zeigten sich noch viele Züge hohen Alters, die auch ein geistiges Interesse erkennen lassen, so die Freude am Rätselraten. Bei den Herren und den Geistlichen hatte sich jetzt das in den Quellen oft genannte Brettspiel schon stark verbreitet, das z. B. Otto der Große liebte. Daß sich 938 die aufständischen Herzöge Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen so sehr in das Spiel vertieft hatten, daß sie den Abzug ihres Heeres nicht merkten, wird als für sie verhängnisvoll berichtet. Das Würfelspiel trat schon etwas zurück, obgleich ihm selbst noch Geistliche huldigten. Uralt ist natürlich die Freude am Gesang, der bei Festen oft mit Tänzen, allgemeinen Rundtänzen wie Reigen, wobei alles mitsang, verbunden war. Meist aber sang nur der Vorsänger oder die Vorsängerin ein Lied (ein Liebeslied, ein Spott- und Scherzlied, ein Lügenlied, auch wohl ein altes Kultlied oder eines von Helden der Vorzeit), und die Menge wiederholte nur den Kehrreim. Wie beweglich der Tanz eines Paares damals war, zeigt eine Schilderung im „Ruodlieb“: es ist wie das Haschen eines geschwinden Vogels durch einen Raubvogel, der aber seine Beute nie erreicht. Im übrigen bewegten die Tanzenden Hände und Füße lebhaft nach einer begleitenden Musik. Die Instrumentalmusik, die namentlich für alle Feste und feierlichen Akte der Vornehmen begehrt war, wurde natürlich



von geübten Leuten, meist von gewerbsmäßigen Spielleuten gemacht, woneben eine höhere Pflege der Musik durch die Kirche einherging. Jene Spielleute mußten, wie früher, insbesondere bei festlichen Tafeln die Unterhaltung bieten. Seit fränkischer Zeit hatte sich ein Heer recht minderwertiger fahrender, heimatloser Leute, der Jokulatores, der Possenreißer, Seiltänzer und Gaukler, eine Erbschaft aus dem römischen Reiche, mit ihnen gemischt und überschwemmte nun, Frauen (Spielweiber) als Tänzerinnen darunter, oft in besonders auffälliger und bunter, bald übermäßig weiter, bald übermäßig enger Tracht, auch die deutschen Lande, Herrensitze und Dörfer, fand gelegentlich auch wohl einmal, wie 911 in St. Gallen bei der Bewirtung König Konrads, in Klöster Eingang. Aber es steckt doch in diesen „unehrlichen“ Spielleuten ein wichtiges Element nationalen Geistes: sie wurden im 11. Jahrhundert die Träger der alten epischen Volkspoesie.

Freilich die alten Sänger waren es nicht mehr; jene Konkurrenz der neuen Fahrenden mit ihren namentlich die Vornehmen leicht bestechenden Künsten hatte deren Publikum gemindert, und die Verachtung, die man jenem Volke persönlich entgegenbrachte, war zum Teil auf sie übergegangen. Dazu kam aber vor allem der Kampf der Kirche gegen die alten Lieder, die ihr als die schlimmste Förderung heidnischer Denkweise erschienen (vgl. S. 112), ein Kampf, den der Hof begünstigte, und der die Abneigung gegen den alten Heldensang auf die vornehme Gesellschaft übertrug. Von der Kirche ging ja auch die zunehmende lateinische Schulbildung aus, die ebenfalls den Geschmack an jenem Sang mächtig verringerte. Endlich wirkte die sich immer steigernde asketische Richtung auf Unterdrückung weltlichen Gesanges überhaupt. Das Ergebnis war, daß die Poesie, die man gelten ließ, in die Hände der Kleriker kam, die auch historische Stoffe gelegentlich nicht verschmähten, daß indes die eigentlichen Bewahrer dieser epischen Lieder, die alten Sänger, in die Masse der übrigen Fahrenden eben als Spielleute hinabtauchten, für ihren Sang ein Publikum aber nur noch im niederen Volke fanden. Der Heldensang ist nunmehr zunächst Bauernunterhaltung geworden: am besten hielt er sich durch fahrende Sänger noch in Niedersachsen, wo die alten Traditionen überhaupt am meisten bewahrt blieben; ja er erlebte hier auch wohl eine weitere Entwickelung. Anderswo aber kümmerten sich die Spielleute viel mehr um die Gegenwart, und wie einst die alten Sänger die Chroniqueure ihrer Zeit waren, so war auch jetzt das Lied des Spielmanns die lebendige Zeitung. Diese Tagespoesie ist sicherlich zum Teil die Quelle der historischen Chroniken unserer Periode gewesen, wie diese uns auch die Existenz solcher Lieder ausdrücklich bezeugen. Ältere Ereignisse, wie der Verrat Erzbischof Hattos I. von Mainz in der Fehde zwischen den Konradinern und Babenbergern, lebten dadurch lange fort; auch kennen wir aus der damaligen Gegenwart noch manche Stoffe. Heinrich der Vogler bot solchen Stoff vielfach, ferner der sehr volkstümliche, oben (S. 189) erwähnte Graf Kurzbold mit seinen stark übertriebenen Heldenstückchen. Um Otto den Großen gruppierten sich mancherlei, namentlich auf seine Familienkonflikte bezügliche Sagen; auf sie geht auch die später ausgebildete Sage vom Herzog Ernst zurück. Über Bischof Ulrich von Augsburg wurde nach Ekkehards IV. Zeugnis ebenfalls im Volke gesagt und gesungen. Daneben wurde nun viel leichter Unterhaltungsstoff gepflegt, alte Schwänke, etwa auf Stammesneckereien beruhend, jene Tiergeschichten (vgl. S. 192), Lügenmärchen, ferner schon fremde Novellenstoffe, leichtfertige Geschichten usw. Auch die alles beherrschende Kirche mit ihrem Stoffkreis gab einiges her: Heiligenlegenden wurden benutzt, und vielleicht erhielt der schreckende Teufel bei diesem furchtlosen Volke der Spielleute schon sein drolliges Gesicht. Äußerlich erfährt in dieser Zeit

die Form der Dichtung den Abschluß einer Wandlung: der romanische *Reim* (vgl. S. 112) — heruntergekommene Kleriker, früh mit den Spielleuten gemischt, werden ihn unter diesen verbreitet haben — ist nun völlig durchgedrungen. Gegen Schluß unserer Periode ist übrigens eine deutliche Aufwärtsbewegung der Spielleute bemerkbar, auf sie geht die *Wiederbelebung des Heldensanges* zurück, nicht ohne fremde Einflüsse und sicherlich im Zusammenhang mit einer größeren Wertschätzung der Muttersprache auch in vornehmen Kreisen. Diese aristokratisch-nationale Richtung führte schließlich zu einer Blütezeit deutscher Dichtung, freilich erst in Verbindung mit neuen Strömungen. In sächsischer Zeit aber haben sich die führenden höheren Kreise, soweit sie von der geistlichen Kultur beeinflußt waren, dem alten *nationalen* Gut entfremdet. Auch später bekämpfte die Geistlichkeit die Spielmannsepik heftig und hatte damit wenigstens im Westen Erfolg.

Unzweifelhaft zeigt unsere Periode einen geistigen Aufschwung, eine große Regsamkeit, ein Streben nach *höherer Bildung*, aber dieses höhere Leben steht durchaus im Zeichen *des Romanismus und der Kirche*, wie wir auch am besten bei Schilderung der Kulturleistungen der Kirche darauf eingehen (vgl. S. 224 ff.): es ist *unvolkstümlich* und färbt den Gesamtcharakter des Volkes kaum. Als bezeichnend muß aber hervorgehoben werden, daß der höheren, d. h. der durch Geistliche vermittelten Bildung am meisten die *Frauen* geneigt waren, die ja auch in religiöser Beziehung voranstanden, überhaupt gerade im 10. Jahrhundert eine überaus bedeutende kulturelle Rolle spielten. Im ganzen befand sich das *geistige Leben* von hoch und niedrig auf einem gleichmäßig *niedrigen* Niveau, soweit eben höheres Wissen und höhere Interessen in Frage kommen (vgl. S. 236 ff.). Ja, man muß auch große Teile des sehr ungebildeten niederen Klerus hier einschließen. Abgesehen von jenem mehr mystischen Innenleben und jener Bewahrung alten poetischen Gutes, beherrschten das Leben doch allzusehr die natürlichen praktischen und wirtschaftlichen Interessen, wozu bei den Herren die politische und kriegerische Betätigung kam. Und sonst war gerade den letzteren die leidenschaftlich geübte Jagd lieber und wichtiger als alle geistige Unterhaltung. Ist die alte nationale Poesie wenigstens im niederen Volke noch liebevoll gehegt, so haben sich *nationales* Gut und nationaler Geist in erheblichem Umfange auch im *Rechtsleben* gehalten (vgl. S. 177). Zwar gab es kein einheitliches deutsches Recht, aber das Stammesrecht und die partikularen Rechtsgewohnheiten waren durchaus lebendig. Das Volk, vor allem seine Ältesten, kannte noch das Recht, übte es auch in den Hundertschafts- und in den bäuerlichen Gemeindegerichten. Die späteren Weistümer zeigen ferner, wie man ganz in nationalem Sinne, freilich unsystematisch und von Fall zu Fall, im Bereich dieser ländlichen Welt auch neues Recht schuf und setzte. Zum Gebrauch der in lateinischer Sprache kodifizierten Stammesrechte (vgl. S. 84) mußte man sich allerdings der Vermittelung geistlich gebildeter Leute bedienen. Handschriften dieser Rechtsbücher hatte man an vielen Orten, und im 10. Jahrhundert konnten sie auch noch viele Edelleute lesen (vgl. S. 177). Die Hauptsache blieb gleichwohl die mündliche Tradition.

Einen Einblick in die Empfindungs- und Denkweise der Gesamtheit, in die geistige Welt wie in die Interessensphäre des Volkes vermag uns noch ein oft vernachlässigtes Volkserzeugnis zu gewähren: das ist seine *Namengebung*. Sie vor allem zeigt uns den *altnationalen Charakter* der Menschen auch dieser Epoche. Die geistige Kraft der germanischen Zeit hatte sich in einer außerordentlich reichen, fast dichterischen Produktion von Namen, die in schönster Weise Ideale und Interessen jener Zeit widerspiegeln, kundgegeben: diese



Produktionskraft ist jetzt versiegt vor der Fülle neu eindringender Kultur, aber man bewahrt wenigstens den alten Reichtum und beweist damit unbewußt, wie man an dem alten Wesen hängt. Dieser germanische Namenreichtum, der jetzt also durch neue Schöpfungen nicht mehr vermehrt ward, wurde erst im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert, wie wir sehen werden, augenfälliger gemindert. Aber noch im 12. Jahrhundert finden wir zum Teil den alten Reichtum: 29 Goslarer Bürger, die von 1144—1200 genannt werden, führen fast alle verschiedene (25), und zwar deutsche Namen. Dies letztere ist immerhin bezeichnend. Denn seit langem strömten mit dem Christentum und der lateinischen Kultur auch *fremde Namen* ein, die sogar schon in römischer Zeit bei einigen romanisierten Stämmen Anklang fanden. Im Westen und Süden verbreiteten sich in merowingischer und karolingischer Zeit fremde Namen insbesondere, wie natürlich, unter dem Klerus, vor allem dem hohen, weniger unter den Klosterleuten. St. Gallens Namenwelt beweist aber, daß sich noch in sächsischer Zeit unter den Mönchen die alten deutschen Namen hielten, ja sie traten jetzt auch beim hohen Klerus, wie die Namen der Straßburger und Mainzer Bischöfe oder der Fuldaer Äbte zeigen, stärker auf. Gewiß lassen sich fremde Namen jetzt wie früher nachweisen, von Frauennamen z. B. im 8. Jahrhundert Alexandra, Beata, Christina, Elena, Elisabeth, Judith, Maria, Sibylla und andere, im neunten Anna, Cecilia, Regina, Susanna, Vincentia, im zehnten Genoveva, Paulina, Victoria, im elften Beatrix, Sophia usw., wobei übrigens in den beiden letzten Jahrhunderten solche Namen in geringerem Maße vorzukommen scheinen: aber es *überwiegt* jetzt nach allen Belegen der *deutsche Namenschatz*. Unter der Äbtissin Theophanu, mit fremdem Namen, saßen, wie Karl Weinhold nach Lacomblet anführt, im Kloster Essen im Jahre 1054 „die Dekanin Swanaburg mit den Nonnen Adelheid, Swanehild, Hathewig, Emma, zwei Mazaka, einer Hizela, Sigeza, Wandela, Frîcôz, Berhta, Ôda, Riklend, Wetzala und der Probstin Gepa“. Die im Bleidenstadter Kodex des Münchener Reichsarchivs aus dem 11. und 12. Jahrhundert aufgeführten Frauennamen sind nahezu durchweg deutsch, wie Gerhild, Dancmut, Hartmut, Kuniza, Hildegunt usw.; ebenso die männlichen Namen, die der Mönche. Ähnliches bestätigen Regensburger, Fuldaer, Lorscher und andere Nekrologien wie sonstige kirchliche Quellen. Insbesondere zeigt das Verbrüderungsbuch von St. Peter zu Salzburg, das in frühe Zeit zurückgeht, wie die anfangs namentlich bei hohen Klerikern auftauchenden romanischen, selbst byzantinischen und alttestamentlichen Namen (von letzteren z. B. David, Noah) im 11. Jahrhundert fast ganz zurücktreten. Unter 140 Mönchen des 11. und 12. Jahrhunderts tragen nur zwei fremde Namen. Entsprechendes ergibt sich für die Laien aus den Urkunden. Die Wormser Ministerialen z. B. noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts und die Wormser Bürger zu Ausgang desselben tragen sehr selten Heiligennamen. Die Bürger heißen Burchard, Dietrich, Eckbert, Emicho, Gerbodo, Giselbert, Liutfried, Siegfried, Sigebodo, Wernher usw. Werner, Heinrich, Konrad waren damals besonders beliebte Namen.

---

Die Namen dieser Epoche sind so das beste Zeugnis für den nationalen Geist der Gesamtheit, den man bei einseitiger Betonung des geistigen Lebens der von Geistlichen beeinflußten höheren Schichten, namentlich auch vornehmer Frauen, leicht vermissen könnte. Und auch diese Schichten sind trotz jener Bildungsbestrebungen innerlich weniger romanisiert, als man anzunehmen geneigt ist. Wie sehr aber damals nationaler Geist sich auch mit den übernommenen höheren Kulturerrungenschaften verband, das zeigt sich vor allem auf *künstlerischem* Gebiet. Natürlich ist von einer *allein* aus deutschem Geist selbst heraus entwickelten

Kunst nicht die Rede. Man hat dem Deutschen überhaupt eine eigentlich künstlerische Ader abgesprochen oder doch nur sehr verborgene Merkmale künstlerischer Anlage gelten lassen wollen. Indessen fragt es sich, wie sich die allerdings zunächst nur ornamentale künstlerische Betätigung der älteren Zeit weitergestaltet hätte, wenn die Entwickelung nicht durch die überlegene fremde Kunst unterbunden worden wäre. Der nationale Holzbau z. B. hat sich doch auch über die bloße Ausschmückung durch Schnitzerei und Bemalung später kräftig weiterentwickelt. Freilich nur in bestimmten Grenzen und in einem Kreise weniger bedeutender Aufgaben. Eben der fremde Steinbau hinderte eine höhere Ausbildung des Holzbaues. Es fehlte diesem auch der monumentale Charakter, den vor allem die Kirche für ihre Bauten erstrebte. Überdies wollte sie ihnen größere Dauerhaftigkeit sichern, sie sollten gleichsam ein Sinnbild ihrer eigenen Machtdauer sein. So verdrängte denn gerade bei den Kirchen der Steinbau den anfangs (vgl. S. 149) auch für diese durchaus überwiegenden Holzbau, und ähnliches gilt für die Bauten der der Kirche nacheifernden Großen. Aber erst allmählich konnte der Deutsche, durch dauernden Anblick an die neuen Steinbauten, ihre kunstvolle äußere Gestaltung und ihre Innenausstattung durch die Wandmalerei gewöhnt, in der Technik mühsam an den Traditionen der Romanen sich schulend und nur sehr langsam fortschreitend, dazu kommen, die fremden Formen nach seiner Art zu handhaben und zu gestalten. Zunächst ist die ganze höhere Kunst noch wie in karolingischer Zeit antikes Erbteil und wird wie die höhere Bildung von der Kirche getragen, weshalb ihre Entwickelung besser auch erst im nächsten Abschnitt zu würdigen ist (vgl. S. 216 ff.). Aber gleichwohl schwindet der lediglich abhängige und rückwärts gerichtete, auf Römertum und Christentum gestützte Charakter, zu dem man auch jetzt freilich nicht in Gegensatz gerät, mehr und mehr. Die geistlichen Träger der fremden Kunst können ihre nationale Eigenart gerade mit der fortschreitenden Ausdrucksfähigkeit und der vollkommeneren Beherrschung der Technik nicht verleugnen. Auch die größere oder geringere Betonung der Eigenart bei den einzelnen Stämmen ist wichtig. Gerade das neu in die Entwickelung getretene sächsische Land bringt nunmehr ein reiches Kunstleben, gestützt eben auf die inneren Kräfte, hervor. Dieser frische Zug der sächsischen Kunstentwickelung ist aber nicht das einzige Zeichen des nationalen Aufschwungs auch in der Kunst. Im einzelnen sahen wir schon oben (S. 135), daß selbst Gebiete, die „byzantinisch" beeinflußt sein mögen, selbständige Entwickelungsmerkmale tragen, vor allem die Elfenbeinplastik, die sich in Ottonischer Zeit in Sachsen von den karolingischen Traditionen einigermaßen freimachte. Selbst die byzantinisch beeinflußte Emailkunst entwickelt sich dort eigenartig und bedeutend, ebenso die Goldschmiedekunst und, wie die Hildesheimer Denkmäler zeigen (vgl. S. 219), die Metallplastik. Auch in den Steinbildwerken, an Säulen usw. zeigt sich neben der Pflege antiker Typen deutsche Eigenart, z. B. in den Tierfiguren an den Säulenkapitellen. Die Bären, die ihre Zunge um die Leiber schlingen, oder der Rabe an Kapitellen der Quedlinburger Schloßkirche verraten Sinn für charakteristische Darstellung wie deutschen Humor. In der Malerei sodann beweist das noch im Vordergrund stehende ornamentale Werk, die erst im 11. Jahrhundert zerfallende Pflanzenornamentik, durchaus nationale Kraft, anderseits wurde, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Menschendarstellung durch Verwendung symbolischer Handbewegungen (vgl. S. 189), überhaupt bestimmter, jedem verständlicher Gebärden und kräftiger Bewegungen national gefärbt. Im übrigen freilich werden nicht nur in der früher einseitig vorangestellten Miniaturmalerei, sondern vor allem in der Wandmalerei (vgl. S. 220) durchaus die antik-christlichen Traditionen fortgepflanzt.



Am schönsten entfaltet sich aber, wie gesagt, der nationale Geist in der damals wichtigsten Kunst, der Baukunst. Es handelt sich nicht nur um einige eigenartige Züge — so hat man besonders den in sächsischen Landen auftretenden Stützenwechsel (Abwechselung von Säulen und Pfeilern) hervorgehoben —, vielmehr trägt der sogenannte romanische Stil überhaupt, der allerdings nur auf antiker Grundlage erwachsen konnte, nationalen Charakter. Die Zeit des bloßen Aufnehmens ging zu Ende. Auch die unmittelbaren Anregungen durch die neue Verbindung mit dem italischen Süden wurden nun eigenartig verarbeitet. Man entwickelte das Überkommene und Neugesehene selbständig, worauf eben auch die anfängliche Roheit der Versuche und die Unbeholfenheit der Technik hinweisen, in klarer Konsequenz ohne fremde Einflüsse und ohne phantastische Auswüchse. Gerade die Fülle und die Bedeutung der freilich auch im übrigen Abendland verbreiteten Denkmäler des romanischen Stils in Deutschland zeigen, daß es sich hier um eine in Fleisch und Blut übergegangene Kunstpflege handelt, die hervorgerufen ist durch den wachsenden Wohlstand, den politischen Aufschwung, die Zunahme der Bevölkerung, die beginnende Entwickelung der Städte, kurz durch das Bedürfnis nach neuen wie nach größeren Kirchen. Auf die Bodenständigkeit der Bauten und die innerliche Selbständigkeit ihrer geistlichen Erbauer weist vor allem die landschaftliche Differenzierung der Bauten wie jener Umstand, daß die erste Blütezeit der Entwickelung die sächsischen Lande sahen. Gewisse Züge können gar nicht aus der Fremde abgeleitet sein, das Massige, oft Ungeschlachte, breit in der Erde Wurzelnde, das Schlichte und Herbe, der Außenwelt Abholde. Ob man außer in der individuellen Gestaltung, der Abneigung gegen strenge Regel und Symmetrie und der doch harmonischen Gestaltung des Ganzen sonst in den Denkmälern nationalen Geist und deutsche Art erkennen darf, das bleibe dahingestellt. Ein wirkliches Volkserzeugnis ist der romanische Stil natürlich nicht; die Kirche ist seine Trägerin, wie denn überhaupt die ganze höhere Baukunst nur der Kirche, daneben einzelnen großen Herren, die freilich noch vor allem die Kleinkunst schätzten, dient. Auf die technische und künstlerische Seite des romanischen Stils gehen wir daher erst im nächsten Abschnitt (vgl. S. 217 ff.) ein.

So ist es denn auch auf diesem Gebiete wie auf anderen: die Deutschen sind ein angehendes Kulturvolk geworden, das einer eigenartigen Entwickelung zustrebt, aber die Keime und Blüten höherer Kultur, die sich in dieser Krieger- und Bauernatmosphäre entfalten, sind noch kein Volksprodukt, überhaupt nicht Laienprodukt. Der Träger dieser Kultur ist eine besondere, freilich (vgl. S. 207) nicht völlig abgesonderte Schicht, der Klerus. Der Geistliche hat auf allen Gebieten, auch auf materiellem, dem Deutschen jener Zeiten eine höhere Stufe der Entwickelung vorbildlich gezeigt, zu der in der Regel die Laienwelt erst spät hinaufgeklommen ist. Und wenngleich wir namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete die Spuren dieses Einflusses schon wiederholt beobachtet haben, so erscheint es doch notwendig, diese Erziehungsarbeit der Kirche auch im Zusammenhang zu betrachten.

---

# IV. Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger.

Die Kirche ist die erste und wichtigste Kulturmacht des Mittelalters gewesen: dem deutschen Menschen war sie Lehrerin und Erzieherin, und als Herrin weltlichen Besitzes leitete sie ihn auch zu einer höheren materiellen Stufe. Das ist freilich nicht richtig, daß die mittelalterliche höhere Kultur der eigentümlichen Kraft, dem schöpferischen Element der christlichen Kirche, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu wesentlichen Teilen, zu danken sei. Man darf nicht in der mittelalterlichen Kultur eine neue sehen, die die Kirche an Stelle der „ausgearteten" römischen Kultur setzte. Was die Kirche gab, gab sie größtenteils nur als Erbin des römischen Reiches, als Vermittlerin der antiken Spätkultur, wie sie selbst nur als ein Teil dieser Kultur zu den Deutschen gekommen war. Die Tradition macht die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirche aus. Freilich die kirchliche Färbung ist so stark, daß man den Charakter der Kultur dieser Zeit vor allem als einen christlichen empfinden wird.

Diese kirchliche Kultur und damit die höhere Kultur des Mittelalters überhaupt ist aber durchaus international, d. h. innerhalb des eigentlich abendländischen Bereichs. Eben als Kirche des römischen Reiches hatte die Kirche diesen universalen Charakter überkommen und bestrebte sich auch dauernd, ihn zu bewahren oder neu zu beleben. Daher die von der Kirche betriebene Erneuerung des universalen Kaisertums. Daher die Ausbildung der keine nationalen Unterschiede kennenden kirchlichen Hierarchie mit dem Papst an der Spitze. Für die Kirche gab es im Prinzip nur eine Kultur, sowenig sich ihre Glieder den Einflüssen der nationalen Eigenart entziehen konnten (vgl. S. 110), die christlich-lateinische. Die lateinische Sprache war die bei allen katholischen Völkern gleichmäßig geltende alleinige Kirchensprache. Und weil die ganze höhere Bildung auf der durch die Kirche vermittelten Kultur beruhte, so war auch diese Bildung, bis sich die nationalen Elemente stärker bemerkbar machten, überall die gleiche, getragen vom Klerus und in der lateinischen Sprache übermittelt. International war ferner im ganzen die höhere, von der Kirche gepflegte Kunst, international die christliche, der Art der Völker meist stark widerstrebende Moral, international die gerade von der Kirche bewahrten Traditionen fortgeschrittener Verwaltung und höherer Wirtschaft. Daß in dieser von der Kirche beherrschten abendländischen Völkergruppe auch das soziale Gefüge stark angeglichen war, das lag freilich nicht an der Kirche, sondern an der einstigen Umgestaltung des römischen Reiches durch die germanischen Eroberer, an der grundlegenden Bedeutung vor allem des fränkischen Reiches, überhaupt an dem starken Durcheinander germanischer und romanischer Elemente. Freilich war der staatliche und soziale Aufbau durchaus



nicht rein germanischen Charakters, sondern wieder von römischen Institutionen beeinflußt. Wie diese Internationalität auch in der weiteren, neue Erscheinungen hervorrufenden Kulturentwickelung nachwirkte, werden wir später sehen. Innerhalb dieses von der Kirche getragenen internationalen Kulturkreises standen nun freilich, wie in politischer und militärischer Beziehung die Deutschen, so in kultureller Beziehung die Romanen durchaus voran. Für die Beurteilung der Kulturleistungen gerade der deutschen Kirche ist ihre Abhängigkeit von dem die römischen Traditionen besser bewahrenden französischen und italienischen Klerus sehr wichtig. Gerade der internationale Zusammenhang der Kirche erleichterte die Übertragung der höheren Kultur jener romanischen Länder nach Deutschland durch die Vermittelung der Geistlichen.

Man darf sich ferner diese Kirche nicht als außerhalb des weltlichen Lebens stehend denken: sie war mit ihm vielmehr aufs engste verknüpft. Geistliche waren die Beherrscher der Kanzleien der Großen. Wenn auch nach Augustinischen Anschauungen selbst das wirtschaftliche Leben nur den Zwecken der Kirche dienen, nur von ihr bestimmt werden sollte, so war damit doch eine wirtschaftliche Betätigung der Kirche selbst nicht ausgeschlossen. Der große Grundbesitz der Stifter und Klöster forderte von selbst dazu heraus. Aber die Mönche waren auch dem Handel nicht fremd, und mit der später einsetzenden Geldwirtschaft wurden sie Geldausleiher. Auch Kirche und Staat waren eben durch das Ottonische System aneinandergekettet, und auf geistigem Gebiete hätte sich, wenigstens im höheren Geistesleben, eine der Kirche entgegengesetzte Strömung — das Heidentum kam als solche nicht mehr in Frage — gar nicht denken lassen. Erst die Zeiten der kirchlich-asketischen Reformbewegung haben den Keil in diese Einheit von Welt und Kirche getrieben. Unter der späteren Herrschaft der Idee der Weltverneinung sind die Kulturleistungen der Kirche alsbald erheblich zurückgegangen. Freilich darf man diese auch nicht überschätzen. Unsere Überlieferung aus früher Zeit besteht vorwiegend in Aufzeichnungen von Geistlichen; dadurch erscheint überall die Kirche im Vordergrunde der kulturellen Entwickelung: andere Potenzen und Faktoren treten zurück. Aber gleichwohl sind die Kulturleistungen der Kirche in der Tat für die Entwickelung des deutschen Menschen von größter Bedeutung gewesen. Der gewaltige Widerspruch zwischen deutscher Art und der zu den Deutschen gedrungenen, auch in ihren Resten weit überlegenen, ganz anders gerichteten Weltkultur ist bereits (S. 110) charakterisiert worden. Diesen Widerspruch sah die Kirche nicht, als sie an die Kultivierung des deutschen Barbaren ging. Die Kultivierung war freilich immer nur eine Begleiterscheinung der Christianisierung, der religiösen Erziehung. Aber jener innere Gegensatz machte dieses Kultivierungswerk schwierig, und an der Ausgleichung der beiden Faktoren hat das ganze Mittelalter gearbeitet. In der eben behandelten Epoche ging der Deutsche, von den kriegerisch-politischen Interessen der führenden Schicht abgesehen, wesentlich in agrarischen Interessen auf, und seine Geistes- und Lebenshaltung entsprach dieser Stufe: aber gerade sie bedingt, wie man mit Recht hervorgehoben hat, bei seßhaften Völkern eine überwiegende Rolle der priesterlichen Gewalt.

Wie die Kirche zur bestimmenden Kulturmacht geworden war, haben wir bereits (S. 111) gesehen. Sie war eben im Besitz jener höheren Kulturtradition, deren Fortdauer bei dem festen Bestand und Zusammenhang ihrer Organisation gesichert war, und die sie auch zur eigentlichen Trägerin des kulturellen Aufschwunges Deutschlands in der deutschen Kaiserzeit machte, wie sie durch ihre Organe, insbesondere die Bischöfe, die beste Stütze des Ottonischen Kaisertums war (vgl. S. 126 ff.). Mit allen Mitteln war ferner die

Kirche darauf bedacht, die erstrebte Macht über die Gemüter auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Daher nach damaliger Möglichkeit der feierliche Prunk des Gottesdienstes, daher das Streben nach großartiger Gestaltung der Kirchenbauten. Dabei *stieg die äußere Macht der Kirche ständig.* Gerade unter den sächsischen Königen erfuhr sie eine außerordentliche Stärkung. Man hat mit Recht die Ottonische Zeit als „die Glanzzeit der deutschen Kirche während des Mittelalters“ angesehen.

Insbesondere erweiterte die Kirche ihr *äußeres Einflußgebiet,* namentlich eben durch die Gunst der Herrscher. Die Neubegründung des Erzbistums Magdeburg und der ihm untergeordneten fünf, später sechs Bistümer durch Otto I., die Neugründung und Ausstattung des Bistums Bamberg unter Heinrich II., die ohne Zutun der weltlichen Macht erfolgte Erweiterung des Erzbistums Hamburg durch neue Bistümer wie Schleswig und Oldenburg gaben der Kirche durch die damit eröffnete große Missionstätigkeit nicht nur frisches Leben, sondern auch innere und äußere Stärkung. Wirtschaftlich hatte die Kirche (vgl. S. 103 f.) von der grundherrschaftlichen Entwickelung fast noch mehr profitiert als die weltlichen Herren und ihren Besitz stark erweitert. Die Hufenzahl eines Bistums verzehnfachte sich oft in dieser Zeit. Die Eingriffe der Großen (vgl. S. 103 f., 144) wurden mindestens wett gemacht. Die Ausstattung neuer Stifter war in dieser Epoche von Anfang an viel reicher als früher, wie namentlich diejenige Bambergs beweist. Dazu kamen nun weitere Schenkungen, insbesondere der Könige; auch die Bischöfe selbst, soweit sie aus begüterten Familien stammten, schenkten reichlich, überdies fiel ihr wie der übrigen Geistlichen Eigenbesitz nach dem Tode an die Kirche. Von der Masse der vornehmen wie der mittleren Laien usw. wurde nicht minder geschenkt (vgl. S. 103), wesentlich freilich aus der von der Kirche klug genährten Furcht vor dem Jenseits oder aus Dankbarkeit für Heilung und Genesung. Den Besitz zu sichern, wandte die Kirche ihre Kulturmittel an: die Beglaubigung durch Urkunden. Auch durfte Kirchengut nicht veräußert werden. Die Verleihung der Immunität ferner (vgl. S. 76) war im 10. Jahrhundert besonders häufig, und fast alle geistlichen Herrschaftsbezirke hatten schließlich dieses Recht, das die Beamten des Königs, die Grafen, nicht nur als Gerichtshalter, sondern überhaupt aus dem Gebiete fernhielt und es von öffentlichen Abgaben freimachte.

Der deutsche *Episkopat* erlangte eine hohe Stellung, insbesondere, wie erwähnt, unter Otto I. (vgl. S. 126 ff.). Die Bischöfe erhielten Zölle, Münzrechte usw. Manche waren, obgleich sie höchstens drei Wochen von ihrem Sitze entfernt sein durften, lange am Hofe des Königs als Berater, zogen mit nach Italien, also auch mit zu Felde. Waren sie doch zur Heeresfolge verpflichtet wie die weltlichen Fürsten und mußten ihre Mannen halten wie diese, was sie durch Verleihung von Lehnsgütern an Adlige, die ihnen dann Kriegsdienste leisteten, erreichten. Freilich wurde dadurch das Kirchengut mehr und mehr gefährdet (vgl. S. 144). Vielfach übten die Bischöfe ferner Grafenrechte aus (vgl. S. 127). Naturgemäß hatten sie aber vor allem auf das kirchliche Leben größten Einfluß. Sie waren die ziemlich unumschränkten Vorgesetzten der zahlreichen niederen Geistlichen, sie sorgten für deren Ausbildung, führten über sie, am schärfsten über die Kanoniker an den Bischofssitzen selbst, strenge Aufsicht und vollzogen die Weihen, die für jede neue Stufe nötig waren und gewissenlosen Kirchenfürsten häufig Geld brachten. Trotz ihrer ausgedehnten Verwaltungstätigkeit übten sie auch die Seelsorge selbst, lasen Frühmessen, hielten Sonntagspredigten, spendeten Sterbenden den letzten Trost. Den Bischöfen kamen die *großen Äbte* nahe. Mit wachsender weltlicher Machtstellung streiften sie mehr und mehr den asketischen Charakter ab und eiferten



jenen nach, sonderten sich auch vornehm von ihren Mönchen ab. Überdies wurden ja gelegentlich Laienäbte von den Herrschern eingesetzt.

Die *Klöster* selbst erlebten jetzt eine Blütezeit: werden wir zwar eine Verweltlichung vieler Klöster, die ja für die Kultur kein Nachteil war, noch festzustellen haben, so waren andere wieder stete Erneuerer des religiösen Lebens, wie auch der spätere Aufschwung des kirchlichen Geistes ihnen viele und bedeutende Insassen brachte. Aber dieser Geist stärkte sie zugleich äußerlich. Nach einer Epoche, in der ihr Besitz den Bereicherungsgelüsten der weltlichen Herren schutzlos preisgegeben war, gründeten jetzt Könige wie große Herren Klöster in großer Zahl und versahen sie mit ausgiebigen Schenkungen (vgl. S. 144). Derselbe Schenkungseifer verbreitete sich im ganzen Volk. Die Klöster übertrafen oft an Besitz die Bistümer: als Heinrich II. dem Kloster St. Maximin bei Trier über 6000 Hufen entzog, blieb der Besitz doch für den Unterhalt genügend. Das regste Klosterleben war immer noch in den alten Kulturlanden des Westens und Südwestens, in Prüm, Echternach, Stablo, in den Klöstern bei Trier und bei Metz wie in Köln, in St. Gallen, der Reichenau, Hirsau, Weißenburg usf. Die südwestlichen Klöster, auch die bayerischen wie Tegernsee oder St. Emmeram, pflegten eifrig die gelehrten Studien, während im Westen mehr das kirchlich-religiöse Leben im Vordergrund stand. Auch die dortigen Klöster aber waren wie jene und wie die in Mitteldeutschland (vor allem Fulda) und Sachsen (Gandersheim, Korvei und andere) Sitze des Bildungsstrebens der Zeit, ebenso wie sie Träger alter Kunstzweige und besserer Wirtschaftsweise waren.

Mit der Vermehrung der Klöster und Pfarrkirchen sowie der Neugründung von Bistümern hatte nun der Stand außerordentlich zugenommen, der recht eigentlich ein Produkt des gesamten fremden Kultureinflusses, der Träger des Romanismus war, der aber immer breitere Wurzeln im Volke geschlagen hatte und zugleich mächtig an Ansehen und Einfluß gestiegen war, *der geistliche Stand.* Im Grunde war durch seine *Einordnung in das germanische Leben* eine *gewaltige Umwälzung* geschehen. Hier war ein Stand, dem weder das Kriegshandwerk noch der Anbau des Landes und die Viehzucht als Lebensideal vorschwebten, der Familienbande nicht achtete, sich vom heimischen Boden mit Leichtigkeit trennte, das Tragen der Waffen verschmähte, der sein ganzes Leben jener großen, dem Volke immer noch nicht recht faßbaren Macht weihte, die so einschneidend in das alte Leben eingegriffen hatte. Mit fremdartiger, besonderer Tracht (siehe die Abbildung S. 206) angetan, die auf die römische Provinzialtracht zurückging, hob er sich auch äußerlich aus der übrigen Menschheit heraus, als stolzer Diener eben jener großen Macht und zugleich als Träger der fremden, höheren Kultur. In allem war er seinen Genossen in Italien und Frankreich ähnlich oder gleich, als Vertreter einer *internationalen* Macht (vgl. S. 202), ohne freilich, wie gesagt, seine nationale Eigenart ganz abstreifen zu können. Daß innerhalb dieses äußerlich völlig geschlossenen Kreises auch starke innere, zum Teil eben auf nationaler Eigenart gegründete Gegensätze bestanden, wird freilich oft übersehen. Die *Trennung des Klerus von den Laien* ist übrigens früh auch von der Obrigkeit gefordert worden: jene Tracht z. B. wurde den Klerikern, die sich häufig noch wie Laien trugen, in den Kapitularien besonders eingeschärft. Im Inneren der Kirchengebäude wurde die Trennung von den Laien, die bis zum 8. Jahrhundert noch ungehindert zum Altar Zutritt, überhaupt noch mehr als später zu bedeuten hatten, namentlich infolge der Vermehrung der Kleriker, die nun in den Kirchen häufig besondere Gottesdienste hatten, durchgeführt und Chor und Altar jenen versperrt. Wir werden sehen, wie das schließlich auf die Kirchenbauten selbst von Einfluß wurde. Der

Klerus war ferner der erste Stand, der einen ausgeprägten Beruf hatte und dabei höhere Ziele verfolgte. Sein Ansehen, seine Bildung sonderten ihn von der Masse nicht minder ab als der Nimbus der Weihe. Seine Lebenshaltung unterschied ihn scharf von den Laien, vor allem seine Ehelosigkeit, die aber in der niederen Geistlichkeit noch lange (vgl. S. 255) nicht allgemein war.

Immer mehr nahm dieser Körper zu: aus den Herrenkreisen drängte sich mancher zu den höheren Kirchenstellen, die jetzt auch politischen Einfluß sicherten; aus dem niederen, ja trotz des Gebotes, daß nur Freie Priester werden sollten, auch aus unfreiem Volk war der Zuzug noch stärker; man wurde so der Sorge des Lebens ledig und hatte überdies die Möglichkeit, emporzukommen. Die Klöster hatten übrigens früh Unfreie so zahlreich aufgenommen, daß 789 die Aachener Synode ausdrücklich darauf hinwies, daß sie auch Freie aufnehmen sollten. Mehr und mehr hat in ihnen anderseits der Adel schwächliche oder sonst



Geistliche Trachten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum". Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Nach den Überschriften stellen die Gruppen den Papst nebst Bischöfen und Klerikern, Äbte und Mönche sowie geistliche Frauen (als kluge und törichte Jungfrauen) dar. Vgl. Text S. 205.

waffenunfähige Sprossen untergebracht. Ferner sicherten sich viele Landlose durch den Eintritt in ein Kloster die Existenz, wenn sie sich nicht in Abhängigkeit begeben und dadurch Grundbesitz erwerben mochten. Rein religiöse Motive kamen natürlich hinzu. Die Geistlichen waren sich ihrer überragenden Stellung auch voll bewußt. Trotz aller ihrer Abstufungen — selbst der Bischof hat übrigens wohl zuerst die niedrigste Stufe absolvieren müssen —, trotz ihrer verschiedenen Herkunft durchdrang sie alle das gleiche Standesgefühl. Sie waren die Vertreter göttlicher Macht, die Vermittler des Heils der Seelen, sie meinten allein imstande zu sein, die Menschheit zu führen. So haben sie sich auch selbst als Hirten, als Eltern der Laien bezeichnet. Sie glaubten später sogar der weltlichen Obrigkeit überlegen und berechtigt zu sein, ihr Aufgabe und Ziel zu setzen. Den Großen gegenüber war der Klerus anderseits noch lange recht gefügig. Aber auch der freie Mann wurde von schwereren Bußen, vor allem der Geißelung, verschont, das Wiedergutmachen durch Almosen, d. h. durch Geld, wurde immer häufiger. Die Geistlichen wollten das ganze sittliche Leben der Menschen leiten, den Menschen bilden und erziehen. Wie sie nunmehr eine politische Rolle spielten, wie ihr Rat und ihre Hilfe den Herrschern als maßgebend erschien, wie sie höhere äußere Lebensbedingungen kennen lehrten und durch die Kunst das Schönheitsgefühl weckten, so wirkten sie durch ihre Schulen wie durch Predigt und Seelsorge auf die



innere Umformung des einzelnen Menschen. Sie waren die Träger aller höheren Bildung, die sie gleichsam wie ein Monopol verwalteten: wie ein Abzeichen erhob sie die Kenntnis der lateinischen Sprache weit über das Volk mit seiner „Bauernsprache". Sie verstanden allein das der Masse noch lange unheimliche Schriftwesen und wurden damit die wichtigsten Träger der weltlichen Geschäfte, die mehr und mehr des Schriftwesens bedurften. „Clericus" wurde so die Bezeichnung eines jeden, der lesen und schreiben konnte, überhaupt des Gebildeten, ebenso später „pfaffe", „pape". Natürlich hat sich der Deutsche öfter gegen das geistliche Übergewicht gewehrt, wenn auch die kirchlichen Schriftsteller nur wenig davon berichten: von Spöttereien über Geistliche hören wir z. B. sehr früh. Aber im ganzen ordnete sich der Deutsche seinem Lehrmeister willig unter, ja dieser wurde zuweilen in überschwenglicher Weise verehrt. Gewiß spielte dabei jene heidnische abergläubische Furcht eine Rolle: man sah im Geistlichen den Träger übernatürlicher Kräfte (vgl. S. 116, 193), den man für sich gewinnen wollte, durch den man auch den Strafen des Jenseits zu entgehen hoffte, der Beleidigung oder Widerstand durch bösen Zauber, namentlich durch Krankheiten, rächen konnte.

Trotz der überragenden Stellung der Geistlichen ist nun aber für das ganze Mittelalter keineswegs ein völliges Sichabsondern derselben aus dem Volksleben anzunehmen, wenngleich die noch zu besprechende asketische Richtung schon im 10. Jahrhundert den engen Zusammenhang mit dem Volke zu verhindern suchte. Am wenigsten gelang das bei der niederen Geistlichkeit, die vielfach ganz mit dem Volke lebte und in weltlichem Leben mehr, als gut war, aufging. Anderseits konnte dieser volkstümliche Zug aber auch die seelsorgerische Wirksamkeit erhöhen, und gewiß haben zahlreiche Pfarrer auf dem Lande in dieser Beziehung, ebenso in der Fürsorge für die Armen und Kranken sowie in dieser oder jener geistigen oder wirtschaftlichen Anleitung viel Segensreiches getan. Und auch die Geistlichen der Stifter, bei denen ein strengeres kirchliches, gemeinsames, von der Welt gesondertes Leben, das kanonische Leben, nunmehr nachdrücklich gefordert zu werden begann, haben sich diesem oft nur ungern unterworfen und entfremdeten sich dem Volke nicht.

---

Als wichtigste und kulturgeschichtlich besonders einschneidende Leistung der Kirche wird immer ihr Streben nach größerer Sittigung des deutschen Menschen anzusehen sein. Zwar war (vgl. S. 186 f.) noch zu sächsischer Zeit und später von einem wirklichen sittlichen Fortschritt sehr wenig die Rede, und für die moralische Haltung auch hochstehender Personen blieb das Schwankende, Undurchgebildete charakteristisch. Noch waren die natürlichen Leidenschaften zu stark, die Menschen noch zu jugendlich, die soziale Ordnung noch zu flüssig, die Hemmung der Kräfte der Einzelnen zu gering. Das Rauhe lag mit dem Zarten, das Gewalttätige mit dem Weichen, der ungestüme Lebensdrang mit schwärmerischem Entsagen noch in ein und derselben Seele im Kampf. Im Grunde hat der Deutsche damals und später von seinem trotzigen, rücksichtslosen Wesen, von seiner Kampfesfreude und Unbändigkeit, von seiner Treulosigkeit und Brutalität recht wenig aufgegeben. Aber soweit er sich höheren sittlichen Forderungen anbequemte, mochten sie nun in massiver, formaler und äußerlicher Weise oder wiederum möglichst extrem erfüllt werden, lag wesentlich ein Verdienst der Kirche vor. Wir werden sehen, daß selbst die Askese in dieser Beziehung fördernd wirkte. Die Kirche war die eigentliche Bändigerin des noch immer halbbarbarischen Deutschen, seine Lehrerin nicht nur im Sinne intellektueller Erziehung. Seinem leidenschaftlichen Wesen wurden nun wenigstens einigermaßen Zügel angelegt, und wenn schon von jeher durch

Festhaltung äußerer Formen, zwingender Bräuche, also durch eine gewisse „Zucht" die ungebändigte Natur des Germanen eingedämmt wurde, so verstärkte sich jetzt diese Zucht außerordentlich, freilich im Hinblick auf ganz unvolkstümliche Ziele. Die übrigens nur scheinbare Gleichförmigkeit des naiven Menschen wurde durch Zwang und Regel, die das äußere Benehmen beeinflußten, noch verstärkt. Auch die Erwachsenen hatten damals etwas Schülerhaftes an sich. Das, was man Polizei nennt, ist im Grunde zuerst von der Kirche ausgeübt worden. Wir sahen schon (vgl. S. 187), daß die stärkste Forderung, die Demut und Selbstlosigkeit, durch gewisse Gebärden und Formen wenigstens äußerlich, daher übertrieben, dokumentiert wurde.

Konnte die Kirche die Gesinnung selbst nur wenig ändern, so ging sie um so schärfer gegen alle äußere Betätigung der alten schlimmen Art vor. In dieser Bekämpfung der



Öffentliche Beichte: links die Geistlichkeit mit dem Bischof an der Spitze, rechts die Beichtenden (Männer und Frauen). Nach einer Miniatur des Göttinger Sakramentars (11. Jahrhundert) in der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Gewalttaten hat sie viel mehr geleistet als die staatliche Macht, die sich ja erst zur Zeit Ottos des Großen wieder mühsam durchsetzte. Zunächst hatte die Kirche viel bessere Mittel in der Hand, diese Dinge überhaupt ans Licht zu ziehen, namentlich die Beichte (s. die obenstehende Abbildung). Die Visitationsreisen der Bischöfe hatten auch den Zweck, unchristliche Taten mit Hilfe der versammelten Gemeinde zu ermitteln. Weiter wirkte die Kirche nun aber auch durch ihre Strafen viel nachdrücklicher als die öffentliche Gewalt. Ihr durchaus vom römischen beeinflußtes Strafrecht bedeutete insofern einen Fortschritt, als das Vergehen nicht mehr als Verletzung eines anderen Individuums, in dessen Hand die Sühne vor allem lag, in dessen Entschädigung sie bestand, sondern eben als Vergehen aufgefaßt wurde, als die Gesinnung des Frevelnden, nicht das Moment der Schädigung in Betracht kam und die Tat daher öffentlich gebüßt wurde. Freilich hat auch die Kirche dem weltlichen, volkstümlichen System, das ganz auf Geldbußen basiert war, schon im 7. Jahrhundert nachgegeben und ihre Bußen sich zum Teil durch Geld abkaufen lassen (vgl. S. 206), wobei ja die Verwendung desselben zu kirchlichen Zwecken der Sache einen besonderen Charakter verlieh. Sonst aber operierte sie mit sehr eingreifenden Bußen, die zwar rein kirchliche Strafen



waren, aber, weil sie in der Regel eine mehr oder minder scharfe Absonderung des Schuldigen von der Gemeinde, das hieß der ganzen Lebensgemeinschaft, mit sich brachten, als öffentliche Strafen oft niederschmetternd wirkten. Mit der Auferlegung von Wallfahrten und Bußübungen, von Fasten und Geißelungen war auch ein Fernhalten vom allgemeinen Gottesdienst verbunden, zu dem der Schuldige nur allmählich wieder zugelassen wurde. Weit furchtbarer war die eigentliche Exkommunikation, der Kirchenfluch, der den Betroffenen aus der menschlichen Gemeinschaft überhaupt ausschied und wirklich friedlos, d. h. vogelfrei machte, um so mehr, als der Verkehr mit Gebannten wieder bestraft wurde.

Wie die Kirche als strafende Zuchtmeisterin in das gesamte Leben eingriff, das lehren schon die aus fränkischer Zeit stammenden Bußbücher. Naturgemäß richten sich die Bußen zunächst gegen die rohesten Ausbrüche menschlicher Leidenschaft (Mord, Raub usw.), wobei aber charakteristischerweise der an einem Geistlichen begangene Mord mit fast doppelt so langer Buße (sieben Jahre) belegt wird wie der an einem Laien begangene. Für die Zeit bezeichnend ist die strenge und genau spezialisierte Bestrafung des Kindesmordes. Im ganzen wurde so auf eine größere Achtung vor dem Menschenleben (vgl. S. 187) hingewirkt. Die Bekämpfung der geschlechtlichen Ungebundenheit zeigen zahlreiche Bestimmungen. Die Ehe wird reiner zu gestalten gesucht, insbesondere durch das Verbot der Polygamie (vgl. S. 183), während die Aufstellung der verbotenen Grade (vgl. S. 184) mehr aus den spezifisch kirchlichen Anschauungen hervorging. Durch die Forderung der Einwilligung des Mädchens bei der Eheschließung (vgl. S. 184) hat die Kirche einer höheren Auffassung der Ehe die Wege geebnet. Die germanische Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird jetzt bekämpft, insbesondere die Trunksucht, der die Kirche von jeher, freilich ohne besonderen Erfolg, entgegengetreten war. An den heidnischen Gilden (vgl. S. 195) erschien ihr das Trinken besonders unangenehm. Aber als die Kirche christliche Färbung durchgesetzt hatte, blieb es dabei: die Gilden tranken statt der Minne der alten Götter die der Heiligen. So mußte denn der Täufling vor allem diesen „Teufelsgilden" abschwören; auch die Bußordnungen wenden sich immer aufs neue gegen diese Trinkerei. Daß die Knaben nicht mehr raufen sollten, war unerhört. Aber die Unbändigkeit suchte man eben schon in der Jugend zu bekämpfen, wie denn auch ein achtungsvolles Benehmen gegen die Eltern verlangt wurde. Auffällig könnte die Einschärfung der von alters her geübten Gastfreundschaft (vgl. S. 194 f.) sein: hier liegt aber vielleicht ein praktisches Interesse, auch der Geistlichen, vor, das sich aus den mangelhaften Verkehrsverhältnissen erklärt. Man mußte bereits auf die Beibehaltung einer in primitiven Zeiten selbstverständlichen, jetzt indessen vielleicht schon zu viel in Anspruch genommenen Tugend hindrängen. Durch Verbot und Strafe wurde so der Deutsche mit positiven sittlichen Forderungen vertraut; aber sicherlich hat in derselben Richtung der unmittelbare Hinweis durch Belehrung und Predigt gewirkt und dem Deutschen aus dem Born der christlichen Sittenlehre, die ja ein Produkt alter fremder Kultur war, eine Reihe sittlicher Begriffe vermittelt. Doch alles das rührte immer noch wenig an den inneren Menschen; diese Anforderungen wurden wie starre rechtliche Verpflichtungen, deren formale Erfüllung genügte, aufgefaßt. Auch die Schenkungen an die Kirche trugen ja den massiven, rohen Charakter des do ut des.

Bei dieser Erziehung ist jedoch ein Moment besonders wichtig, die Einführung einer für die Deutschen ganz neuen sittlichen Erscheinung, der Humanität. Schon in jenem Schutz des Menschenlebens als solchen tritt dieser Zug der Kirche hervor, ebenso auch in der eifrigen Bekämpfung der Todesstrafe, für die sie wenigstens Abschwächung oder Ersatz durch andere

Strafen zu erreichen suchte, und in der Gewährung des Asyls an Verfolgte. Auf humanem Gebiete hat aber die Kirche vor allem — und hier unmittelbar durch ihr Beispiel — durch ihre Wohltätigkeit, durch Schutz und Pflege der Armen und Kranken gewirkt. In der Theorie gehörte alles Kirchengut den Armen und Beladenen. Wie es Heinrich II. einmal für die Abtei St. Maximin angeordnet hat, so sollten auch sonst die Zehnten von den geistlichen Zinsgütern „den Gästen, Armen und Fremden“ dienen. Oft waren die Einkünfte bestimmter Höfe nur für solche Zwecke verwendbar. Bei den Kirchen wie bei den Klöstern gab es Armenhäuser und bei den Klöstern auch immer ein Krankenhaus. Die Bischöfe haben den Elenden oft nicht nur Hilfe, sondern, wie Hrabanus von Mainz zeigt, ihre persönliche Fürsorge angedeihen lassen. Die Beherbergung von Fremden durch die Klöster wurde schon (S. 195) als durch die Regel geboten erwähnt, und die Fürsten suchten durch Privilegien und dergleichen gerade die Ausübung dieser bei dem Mangel an Herbergen natürlichen, aber stark in Anspruch genommenen Liebespflicht zu fördern; Bischöfe sorgten auch für die Errichtung von Herbergen, Hospizen, in entlegenen Gegenden. Aber besonders zahlreich waren unter diesen Beherbergten wieder die Armen und Elenden. Die Bedürftigen der Umgegend selbst erhielten täglich und namentlich zu gewissen Jahrestagen Speisung und oft auch Kleidung im Kloster; Hirsau soll zuzeiten täglich 200 Personen gespeist haben. Das Klostertor und der Pförtner spielten dabei eine bekannte Rolle. Großartig war die kirchliche Fürsorge bei Hungersnöten. Unzweifelhaft hat die Kirche durch diese systematische, aus der christlichen Lehre entspringende, zum Teil in übertriebenen Kultus ausartende Armenpflege das Bettlerwesen, das ja schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches einen außerordentlichen Umfang angenommen hatte, in merowingischer und karolingischer Zeit aber noch stark anwuchs, gefördert und ein Bettlertum von Beruf, ein Heer von Heuchlern und Arbeitsscheuen als drohnenhafte Erscheinung mit großgezogen. Indessen entwickelt sich die eigentliche Blütezeit des gewerbsmäßigen Bettlertums erst mit dem Aufschwung der Städte und ihrer öffentlichen und privaten Wohltätigkeitspflege, zugleich aber eine schärfere Kontrolle durch die städtischen Obrigkeiten. Vor diesen hatten übrigens zum Teil die Bischöfe in die Armenpflege eine gewisse Organisation und Durchsiebung gebracht. Doch blieb auch in jenen Zeiten, von denen hier noch nicht die Rede ist, der Vermittler solcher Pflege oft das Kloster als geeignetes Organ.

Für die ganze Liebestätigkeit haben sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts, im Gefolge der Ritterorden, *eigene Orden* gebildet, *namentlich für die Krankenpflege*, so die Antoniter, die Kreuzträger und der Orden vom Heiligen Geist, die für ihre Zwecke ihrerseits wieder Almosen sammeln ließen und so die Wohltätigkeit anregten. Überhaupt gab gerade die kirchliche Armen- und Krankenpflege Anlaß zu Schenkungen und Stiftungen seitens der Laien und erzog so zur Nächstenliebe, wenn auch, wie gesagt, vorwiegend egoistische Gründe, die Sorge um das eigene Seelenheil, die Leute dazu trieben. Wie die Kirche aber jedes menschliche Elend in den Bereich ihrer Fürsorge zog, zeigte sich später, als der Aussatz eindrang: auch der von dieser schrecklichen Krankheit Befallenen nahm sie sich an; ein besonderer Orden, der der Lazarusritter, entstand sogar für ihre Pflege, fand aber in Deutschland wenig Verbreitung. Daß die Spitalorden im Laufe der Zeit entarteten und mehr für ihre Mitglieder als für die Kranken sorgten, hat übrigens wesentlich mit zu dem erst später zu besprechenden Übergang der Armen- und Krankenpflege in städtische Hände beigetragen.

Ein bedeutendes Verdienst der Kirche in humaner Richtung ist weiter die Besserung der Stellung der Unfreien. Die eigentliche *Sklaverei* ist gerade durch sie allmählich



*beseitigt* worden. Die Kirche hat überall die Freilassung gefördert, entlaufenen Sklaven ihre Stätten als Asyle geöffnet, ein Umstand, der die Sklavenflucht in einem selbst geistlichen Herren bedenklich erscheinenden Maße förderte; sie ist namentlich auch dem Sklavenhandel entgegengetreten. Gerade auf geistlichen Herrschaften wurden ferner die Leibeigenen am ehesten zu landbebauenden Hörigen. Und wie die Kirche im Unfreien von Anfang an den Menschen betonte, z. B. die Tötung selbst eines unfreien Verbrechers ohne richterliches Urteil mit zwei Jahren Buße belegte, so hat sie auch das Los der Hörigen, die ja unter Umständen sogar in den geistlichen Stand treten konnten, zweifellos am günstigsten gestaltet: erst später zeigte sich, daß die geistliche Herrschaft sich auf Ausnutzung und Bedrückung ebensogut verstand wie die weltliche.

---

Höchst wichtig ist weiter die Wirksamkeit der Kirche in *wirtschaftlicher Beziehung*. Sie äußert sich vor allem in der wirtschaftlichen Vorherrschaft der *Klöster*. Überhaupt muß in erster Linie *der Mönch* als *Kulturträger* für diese Periode, namentlich für das 9. und 10. Jahrhundert, bezeichnet werden. Der Satz, daß die Welt durch die Mönche erst wieder arbeiten gelernt habe, ist weit übertrieben. Aber in der Tat haben diese Jünger der Askese für die Vervollkommnung des von ihnen mißachteten irdischen Lebens wichtige Dienste geleistet. Wenn freilich Goethe gesagt hat, daß die Mönche früher kluge Leute waren als die anderen Menschen, so waren sie das nur deshalb, weil sie Ererbtes fortpflanzten, weil in die deutschen Klöster die wirtschaftliche und geistige Atmosphäre der auf antikem Kulturboden gegründeten Klöster, mit denen auch später der Zusammenhang nie gelöst wurde, hineinwehte.

Von dem, was oben (S. 74 ff.) als römisches Kulturgut auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnet wurde, ist den Bewohnern des eigentlichen Deutschlands das meiste erst durch die Klöster vermittelt worden. Die Vorbedingung für diesen Einfluß der Klöster, deren Insassen sich dem agrarischen Leben zuweilen so eifrig hingaben, daß manche Synoden doch einschärften, darüber die geistlichen Obliegenheiten nicht zu vergessen, waren ihr umfangreicher Landbesitz und ihre Rolle als Grundherrschaften. Seit dem 8 Jahrhundert hatte, wie wiederholt ausgeführt wurde (S. 103 f. und 144), der *geistliche Grundbesitz*, wesentlich durch die überaus zahlreichen Schenkungen und Traditionen, *außerordentlich zugenommen*. Namentlich die Könige haben der Kirche gegenüber eine sehr große Freigebigkeit bewiesen, vorzugsweise allerdings gegenüber den Bistümern, wie die Ottonen. Unter Heinrich II. erhielt das Bistum Bamberg fünfundsechzig Ortschaften. Aber auch die Klöster gingen nicht leer aus: unter demselben Heinrich erfreuten sich namentlich die bayerischen Klöster der königlichen Huld. Dennoch kamen an sie mehr jene Schenkungen von Adligen, überhaupt von Laien, wenn diese auch im 10. und 11. Jahrhundert allmählich zurückgingen. Manche Gaben an Grundbesitz vergalten Leistungen der Klöster, wie die Erziehung der Söhne, die Aufnahme in das Kloster, die Gewährung einer Grabstätte in ihm usw. Die massenhaften Traditionen sonst sind in ihrer Natur bereits früher (S. 103) charakterisiert worden. So schwoll der klösterliche Grundbesitz immer mehr an, wenn auch zuzeiten, wie zu Ausgang der Karolingerzeit, seine Zunahme, die den Neid selbst der Bischöfe erregen konnte, durch Säkularisation seitens der Könige oder der Herzöge und durch die (S. 103 f., 144) erwähnten Eingriffe der weltlichen Großen beinahe wieder wettgemacht wurde. Vor allem bei Neugründungen war für den unumgänglich nötigen Grundbesitz bald gesorgt, wie denn der Adel solche Gründungen oft als seine Familienstiftungen betrachtete und ein gutes Verhältnis zu ihnen immer bewahrte.

Fulda besaß bald nach seiner Gründung 15000 Hufen; dem Michaeliskloster in Hildesheim verlieh Bischof Bernward bei der Gründung sogleich 466 Hufen. Durch diesen Grundbesitz wurden die Klöster, deren es zu Ottos I. Zeit bereits über hundert in Deutschland gab, die Hauptförderer der deutschen Wirtschaft und spielten damals etwa die Rolle, die später in anderer Weise die Städte spielten. Sie waren in einer Epoche weit überwiegender Naturalwirtschaft auch schon im Besitze von beträchtlichen Geldsummen, die ihnen einerseits Vermehrung ihres Grundbesitzes auch durch Kauf, anderseits die Errichtung kostspieliger wirtschaftlicher Anlagen erlaubten.

Trotz berechtigter neuerer Einschränkungen ist ihnen nun zunächst (vgl. schon S. 13) die *Rodung* in großem Maßstabe zu einem guten Teil zu danken. Als die *irischen Missionare*, die durch das Abendland als Träger einer eigenartigen Mönchskultur zogen, in den Westen und Süden Deutschlands kamen, war ihr erstes, den Wald um ihre, durch ein aufgepflanztes großes Kreuz bezeichneten, bescheidenen Niederlassungen, deren Platz nur durch die Nähe von Wasser bedingt war, zu roden. Man hat wohl in diesem Eindringen in wilde Waldgegenden eine Betätigung asketischer Neigungen finden wollen, ebenso wie die Einsamkeit das mönchische Leben fördern sollte und die Arbeit der Mönche im Prinzip nicht um ihres materiellen Zweckes willen, sondern ebenfalls aus asketischen Motiven heraus geleistet wurde. Schrieb doch auch die Benediktinerregel sieben Stunden Handarbeit am Tage vor! Das Resultat dieser Arbeit — die Iren unterzogen sich auch gern der schwierigen Aufgabe der Trockenlegung von Sümpfen — war aber jedenfalls eine Förderung der Kultur, und die zahlreichen irischen Klostergründungen im Süden und Westen, St. Gallen vor allem, sind die Mittelpunkte derselben geworden. Weit planvoller als die Iren gingen dann die Missionare der Angelsachsen vor, geschäftskundig und verwaltungsbegabt, voran der Organisator großen Stiles, Bonifatius. Mittel- und Niederdeutschland, von den Hessen und Thüringern bis zu den Friesen, war das Gebiet, das sie der Kultur öffneten. Daß die Regel Benedikts die Aufgabe der Rodung besonders betont habe, ist nicht ganz zutreffend. Diese *Urbarmachung* des Landes, zum größten Teil freilich von mehr oder weniger abhängigen Arbeitskräften auf Anregung der Mönche (vgl. S. 13) unternommen, anderseits (vgl. S. 103) oft das direkte *Motiv für Schenkungen* an Klöster seitens der Großen, geht später rüstig weiter: St. Gallen tauschte des öfteren bebaute gegen noch unkultivierte Striche ein. Auch mächtige Kirchenfürsten haben die Rodung dauernd gefördert; namentlich entfaltete das neugegründete Bistum Bamberg in dieser Beziehung eine erfolgreiche Tätigkeit.

Ins Großartige gingen dann in späterer Zeit, um dies bereits hier zu erwähnen, die Leistungen zweier Orden, der *Prämonstratenser* und der *Zisterzienser*, namentlich auch in den seit dem 11. und 12. Jahrhundert neubesiedelten östlichen Gebieten. Auch bei ihrem Eindringen in unwirtliche Gegenden sollen Askese und Weltflucht mitgespielt, ja sogar das Aufsuchen gesundheitlicher Gefahren als Stählung gegen Todesfurcht gegolten haben — was freilich schwerlich richtig ist —, doch wird ihr Verdienst darum nicht geringer. Der Prämonstratenserorden, 1119 gegründet, hat nur eine verhältnismäßig kurze Zeit auf der Höhe seiner Wirksamkeit gestanden und namen lich in Nordwestdeutschland, aber auch in Mittel- und Süddeutschland durch seine Klostergründungen zur Erschließung des Landes beigetragen, dann jedoch infolge bequemer Lebensweise und Verweltlichung im 13. Jahrhundert seine bisherige Arbeit den Zisterziensern überlassen. Deren Regel — der Orden war schon 1098 in sumpfiger Waldgegend gegründet worden, und in ähnlichen Gegenden errichtete er



die meisten seiner weiteren Klöster — schrieb den Unterhalt von der Hände Arbeit vor und war recht eigentlich auf ein landwirtschaftliches Arbeitsleben als auf das ursprüngliche und neben dem Gebetsleben allein berechtigte zugeschnitten. Die Zisterzienser haben die karolingische und ottonische Zeit der Klostergründungen und ihrer Ausstattung mit Besitz gleichsam wiedererstehen lassen, weil sie bei ihren ausgesprochen wirtschaftlichen Zielen die Unterstützung der sonst dem geistlichen Grundbesitz nicht gerade holden aufkommenden Landesherren fanden und gesuchte Leute wurden. So haben sie durch Rodung, aber auch, weil sie gern sumpfartige Gegenden zur Kolonisation wählten, durch Entwässerung, durch Melioration gewaltige Strecken insbesondere Nordostdeutschlands kultiviert. Von den Rheinlanden aus, wo sie zuerst in Deutschland festen Fuß faßten, breiteten sich ihre Klöster nach Thüringen und dem östlichen Mitteldeutschland und weiter in den Nordosten bis Oliva bei Danzig aus, nun in die slawischen Gegenden deutsche wirtschaftliche Kultur tragend. Ein typisches Beispiel für eine Zisterziensergründung in waldstarrender, zugleich sumpfiger Gegend ist das charakteristisch benannte Waldsassen in der Oberpfalz, das nach nicht langer Zeit bereits über ein umfangreiches Kulturland verfügte. Wurde von einem Zisterzienserkloster eine Anzahl Brüder zur Gründung eines neuen Klosters im unerschlossenen Osten bestimmt, so zogen zahlreiche Bauernsöhne, Abhängige usw. als Arbeitskräfte mit, und die Brüder gründeten in herrenloser Waldgegend neben ihrem Kloster ein deutsches Dorf. Daß die Zisterzienser wirklich die wirtschaftliche Arbeit zum Mittelpunkte ihrer Tätigkeit machten, zeigt der Spott der asketischen Kluniazenser über ihr Graben, Roden und Mistfahren, zeigt das Zurücktreten der wissenschaftlichen Tätigkeit bei ihnen, zeigt ihre Verwendung zu wirtschaftlichen Aufgaben an fürstlichen Höfen, zeigen auch ihre Klosteranlagen, die im Gegensatz zu den einsamen, möglichst ab-, namentlich hochgelegenen Benediktinerklöstern sich vornehmlich in geschützten Tälern mit gutem Boden und Wasser erhoben; in ihnen waren die wirtschaftlichen Gebäude oft die Hauptsache. Doch sind wir mit diesem Orden bereits unserer Periode vorangeeilt.

Ebenso wichtig wie die Rodungsarbeit der Klöster und *Muster für die deutsche Laienwelt* wurde die *Art und Weise ihres Wirtschaftsbetriebes*. Unterschiede bestanden natürlich je nach dem Umfang ihres Besitzes, nach der Zahl ihrer Insassen, die in den größeren Klöstern unter den Sachsenkaisern in der Regel dem Hundert nahekam, auch bis auf zweihundert stieg, nach der Menge der Zinspflichtigen wie der Knechte und Leibeigenen. Denn wie schon die Rodung, wenn auch oft von den Mönchen selbst, doch in der Regel vorwiegend von dienstpflichtigen Leuten unter der Leitung jener durchgeführt wurde, so wirtschaftete das große Kloster auch sonst durchaus als Grundherrschaft. In der ersten Gründungszeit der deutschen Klöster mochte die eigenhändige Feldarbeit der Mönche, die die Regel Benedikts gegenüber der Garten- und Werkstättenarbeit übrigens mehr als Ausnahme behandelt, häufig gewesen sein; auch manche Synoden empfahlen sie aufs neue, und über ihre Vernachlässigung beschwerten sich im Jahre 812 Fuldaer Mönche. Aber sie beschränkte sich später doch nur auf die kleinen Klöster. Die größeren besaßen eine so ausgedehnte Gutswirtschaft (vgl. S. 102f.), daß sie den Durchschnitt der weltlichen Grundherren übertrafen, eine Wirtschaft, die nur auf der Arbeit zahlreicher abhängiger Leute der äußeren Klosterfamilie basieren konnte. Aber dabei blieben die Mönche, die zum Teil sich dafür außerordentlich geschickt erwiesen, doch die sachverständigen Leiter des Ganzen wie aller einzelnen Zweige; wie in jeder größeren gemeinsamen Verwaltung waren die Ressorts verteilt, und überall konnte der für eine bestimmte Tätigkeit Geeignetste ausgewählt werden. Diese Gutswirtschaft

zeigte ihre Überlegenheit nun weiter durch jenen Besitz älterer höherer Traditionen, die man aber auch zum Teil durch das Studium antiker Autoren unmittelbar wieder auffrischte. Wirtschaftlich förderliche Einrichtungen wurden auch durch fremde zuwandernde Mönche oder als Frucht der oft weiten Reisen, welche die Brüder selbst unternahmen, übertragen.

So muß man sich ein größeres Kloster des früheren Mittelalters als ein Zentrum vielseitiger wirtschaftlicher, auch gewerblicher Arbeit vorstellen. Neben den Gebäuden und Einrichtungen für den landwirtschaftlichen Betrieb fanden sich Wassermühlen, Brauhäuser, Keltereien, Backhäuser, Werkstätten für die Schmiede, Gerber, Sattler usw., selbst Einrichtungen für Glasfabrikation. Der Salzgewinnung, über die uns namentlich Urkunden des Salzburger Bischofsklosters bezüglich Reichenhalls unterrichten, wandte man besondere Aufmerksamkeit zu; häufig vernehmen wir von Salinen der Mönche. Sie trieben auch, wo es anging, Bergbau. Oft hat man als Beispiel einer *großen Klosteranlage* dieser Zeit das Kloster *St. Gallen* angeführt, für dessen Neubau uns der *Plan* aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts (um 820) noch erhalten ist. Doch ist dieser, der, vielleicht von Italien beeinflußt, nur ein *ideales Programm* für einen Klosterbau darstellt, niemals ausgeführt worden, und wenn auch ein solches Kloster jetzt längst aus dem kleinen, dürftigen Zellenbau herausgewachsen war, so kann man doch die Einzelheiten des Planes ohne sonstige Bestätigung weder für St. Gallen selbst noch für Klöster wie Fulda, Lorsch, die Reichenau gelten lassen. Jener Plan führt für St. Gallen außer der Klosterkirche mit ihren Nebenräumen (auch Schreibzimmer und Bibliothek) und den eigentlichen Klosterräumen, den Wohnzellen, dem Schlafraum (dormitorium), dem Refektorium (Beratungs- und Speisesaal), der Abtswohnung, der inneren Schule für die Kleriker, und weiter neben den Fremdenhäusern für Vornehme und den Herbergen für Arme und Pilger sowie solchen für fremde Brüder, neben den Krankenhäusern und der Wohnung von Arzt und Apotheker, endlich neben der äußeren Schule für Laien eine große Reihe von Wirtschaftsbauten auf. Einmal waren es solche für die Landwirtschaft, Ställe und Geflügelhöfe, Speicher und Scheunen, Dreschtenne, weiter Küche, Bäckerei, Brauhaus, Mühle — die Wassermühle wurde gerade durch die Klöster verbreitet —, Weinkelter und Weinkeller nebst einer Anzahl Wohnstätten für die Knechte, dann aber auch zahlreiche Werkstätten, mit Schlafräumen verbunden, für die gewerblichen Arbeiter, für Schuster, Gerber und Sattler, für Walker, für Bildschnitzer, Waffen- und andere Schmiede, auch für Goldschmiede Entsprach das alles nicht ohne weiteres der Wirklichkeit, so umfaßte immerhin ein bedeutendes Kloster einen umfangreichen Komplex großer und namentlich kleiner Gebäude, die oft in einem gesonderten Hofraum lagen, und der beinahe städtische Eindruck des Ganzen wurde zuweilen durch Außenbefestigungen noch verstärkt.

Zu den wirtschaftlichen Verdiensten der Mönche gehören auch die um den *Gartenbau* (vgl. S. 139) und den Weinbau. Rose und Lilie, einst vom Orient in die Mittelmeerwelt gedrungen, und andere Blumen brachten sie zunächst als Heilkräuter in die Gärten; die Obstkultur (vgl. S. 16 f., 140) wurde gerade durch sie gehoben. Ähnlich vervollkommneten sie den Gemüsebau. Der Kohl, im späteren Mittelalter allgemein gebaut und genossen, ist zunächst durch die Klostergärten eingeführt worden; Salatpflanzen, vor allem Lattich, wurden nach römischem Muster zuerst in den Klöstern gezogen; insbesondere nach der Sitte der italienischen Klöster wurde auch in den deutschen Salat, also rohe Blätter mit Öl und Gewürz, genossen und als gesundes Essen sehr geschätzt (vgl. S. 178). Erwähnt sei dabei, daß auch der Genuß der Pilze sich von jenen südlichen Klöstern in die deutschen, denen für ihre Küche bei dem beschränkten



Fleischgenuß jede Abwechselung erwünscht war, und durch sie dann weiter verbreitete. Endlich wandten die Mönche ihre Sorgfalt den Arzneikräutern, deren Kenntnis sie wieder der römischen Kultur verdankten, zu, für sie das unentbehrliche Material zur Krankenpflege. Den *Weinbau* (vgl. S. 139 f.) haben im eigentlichen Deutschland erst die Klöster eifrig gepflegt und verbreitet, neben ihnen hohe Kirchenfürsten, die auch den Konsum des Weines förderten. Adam von Bremen berichtet z. B. sehr liebevoll von dem bremischen Erzbischof Bescelin, Alebrand zubenannt (1035—45), daß er „auch Wein, obwohl derselbe in Sachsen nicht vorkommt, den Brüdern [des Klosters in Bremen] reichen lassen“ wollte und diese Absicht fast dauernd durchgeführt habe. Die Klöster haben sich ferner die Verbesserung des Weines als Getränk, z. B. durch Würzkräuter, angelegen sein lassen. Dasselbe war beim *Bier* der Fall. Der Zusatz von *Hopfen* (vgl. S. 139) wird ebenfalls ein Verdienst der Klöster sein, die das Verfahren wohl aus den gallischen (belgischen?) Klöstern übernommen haben. Aus Südgallien wie aus Italien haben sie sodann das *Öl* eingeführt, zunächst zwar für ihre ewigen Lampen, dann aber auch als Speiseöl. Von gallischen Klöstern ist ferner wohl die verbesserte Butterbereitung auf sie übergegangen. Weiter ist auf diesem Wege auch die *Kochkunst* sehr vervollkommnet worden, was dann seit der sächsischen Zeit dem Herrenstand für feinere Speisen zugute kam. Ebenso wurde die *Feinbäckerei* in den Klöstern, schon wegen des zum Abendmahl nötigen feinen Brotes, besonders entwickelt (vgl. S. 178). Die anfänglich kärgliche Kost der Mönche hatte sich bald verbessert, zunächst auf Grund von Stiftungen an den Tagen, wo man die Jahresmesse für deren Urheber las. Die Mönche sollten dadurch freudiger zum Gebet werden. Endlich ist durch sie die römische *Fischzucht*, die Teichwirtschaft (vgl. S. 143), übertragen worden. Aus dem Westen brachten die Zisterzienser diese später auch nach dem kolonialen Osten.

Große Verdienste haben die Klöster sodann um die Förderung der gewerblichen Arbeit. Ein sehr wichtiger Zweig der Tätigkeit der Mönche war vor allem das *Bauwesen*. Längst war das Kloster aus seiner ältesten, an die ägyptischen Einsiedeleien anknüpfenden Gestalt herausgewachsen, es hatte den Einfluß sowohl römischer Villenanlagen wie germanischer Herrenbauten erfahren, und die Not der Zeit hatte zu stärkerer Befestigung gedrängt. Sahen wir die Klosteranlage sodann wegen der Wirtschaft immer ausgedehnter werden, so gestaltete man anderseits die Bauten selbst immer vollendeter, und die Wohnstätte eines Abtes mochte in der Technik wie nach der Seite der Bequemlichkeit oft die der weltlichen Großen übertreffen. Neben den königlichen Pfalzen haben in erster Linie die zahlreich gegründeten Klöster den Steinbau eingebürgert (vgl. S. 148 f.), ja die Baumeister auch jener weltlichen Bauten waren Kleriker. Karls des Großen Anregungen befolgte allein die Kirche. Seine Marienkirche in Aachen scheint z. B. für die zu Anfang des 9. Jahrhunderts von Abt Eigil in Fulda erbaute Kapelle das Vorbild gewesen zu sein. Später war dann die Kirche allein die Trägerin eigentlicher Baukunst. Wieder setzten die Mönche hier antike Traditionen fort, das Kloster Lorsch z. B. wurde, wie in den Quellen besonders hervorgehoben wird, „nach antiker Sitte und in Nachahmung der Alten errichtet“; ja sie haben ihre Kenntnisse zum Teil unmittelbar aus den antiken Autoren, aus Vitruv und Vegetius, geschöpft. Italienische Einflüsse wirkten ebenfalls, wie sie sich z. B. in der Basilikenform der neu zu erbauenden Kirche in St. Gallen zeigen. Die Mönche verstanden sich ferner auf jenen Befestigungsbau und, worüber des öfteren berichtet wird, auf den Brückenbau, der von kirchlicher Seite als besonders verdienstlich hingestellt wurde. Vorwiegend wandten allerdings die Bischöfe, so der Erzbischof Willigis von Mainz, diesem Zweige ihre Fürsorge zu und förderten damit den allzu

geringen Verkehr. Sogar der Wasserbau war den Mönchen nicht fremd: es finden sich in den Quellen gelegentlich Notizen über Wasserleitungen zur Versorgung eines Klosters, und in Fulda hat man den Fluß um das Kloster herumgeführt. Übrigens haben sich die Klöster und Stifter bei ihrer Bautätigkeit zweifellos auch sehr oft *ausländischer Werkleute* bedient, das Kloster Schildesche in Westfalen z. B. französischer „Schmiede, Maurer und Steinarbeiter", obgleich nach dem Zeugnis mancher Bilderhandschriften die Mönche oft allein die Arbeiten besorgten (vgl. die Abbildung S. 149) und sich die Anfänge eines technisch geschulten Laienbauhandwerkes erst im 12. Jahrhundert zeigen, z. B. bei den Laienbrüdern des Klosters Hirsau. Schon 812 will eine Beschwerdeschrift von Fuldaer Mönchen von den „ungeheuren und überflüssigen Gebäuden und anderen unnützen Werken" nichts wissen, „weil dadurch die Brüder überanstrengt würden".

In diesem Bauwesen der Klöster und Kirchenfürsten pflanzten sich nun aber auch die Traditionen der römischen Kunst fort. Überhaupt nimmt in dem Kapitel von den Kulturleistungen der mittelalterlichen Kirche die Pflege der Kunst eine sehr wichtige Stelle ein. Die Kunst jener Zeit ist freilich zunächst *Kunstfertigkeit*, Technik, Handwerk. Es waren anfangs ungelenke Hände, die nach älteren Vorbildern oder unter Anleitung erfahrener Mönche den Meißel oder den Pinsel zu führen und in Elfenbein zu schnitzen versuchten, und den Produkten sieht man die Mühe an, der technischen Schwierigkeiten, die für den mittelalterlichen Künstler sehr erheblich waren, Herr zu werden. Aber Hauptpflegestätten solcher Kunstübung waren eben die Klöster, wieder auf Grund der Benediktinerregel, die schon die Kunstübung im Orden erwähnt. Zunächst die Handschriftenmalerei, weiter die plastische Kleinkunst, die Wandmalerei und die Baukunst fanden, wie in Monte Cassino, so auch in den großen deutschen Klöstern immer gesteigerte Pflege.

Aus der Hildesheimer Klosterschule ist uns das Beispiel eines eifrigen Jünglings überliefert, das uns zeigt, wie vielseitig die Ausbildung war. Es ist der spätere Bischof *Bernward von Hildesheim* († 1022), über dessen Lehrzeit uns sein Lehrer und Biograph Thangmar das Folgende berichtet: „Fast keine Stunde, nicht einmal die der Erholung, konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen, und obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichtsdestoweniger doch auch Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben glänzte er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit; er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen (ars clusoria), und in jeglicher Technik, was auch nachmals durch viele prächtige Gebäude, die er aufführte, zutage kam." Bernward ist in seiner späteren Stellung dann auch zugleich typisch dafür, wie sich neben den Klöstern die *Bischöfe*, deren Ansehen sich so außerordentlich gehoben hatte, der Pflege der Kunst hingaben. Anderseits betont Anton Springer nicht übel, daß die besondere Hervorhebung von Bernwards Kunstleistungen doch darauf deutet, daß sie Ausnahme waren. Die wirklichen „Künstlermönche" wurden auch überallhin geholt, und ihre Zahl wird gegenüber den unter der Anleitung der Mönche arbeitenden Hörigen und Zinspflichtigen kaum sehr groß gewesen sein. Diese vom Klerus getragene deutsche Kunst hat nun zwar in sächsischer und salischer Zeit die Höhe der italienischen und französischen Kunstübung nicht erreicht, allenfalls im Westen mit seiner alten Kultur sich ihr genähert. Aber was damals selbst der sächsische Osten, der unter den Ottonen aus seiner Kulturarmut herauskam, leisten konnte, das zeigt eben der Sitz jenes Bernward, das zum Kunstzentrum erwachsene Hildesheim mit seiner Michaeliskirche



wie mit der Bernwardssäule und den Türflügeln des Domes, mit seinen Bilderhandschriften und Goldarbeiten. Charakteristisch ist aber doch, daß gerade Bernward längere Zeit in Rom gewesen ist und sicher von dort viele Anregungen mitgebracht hat, daß er z. B. seine Säule in Nachahmung der Trajanssäule herstellen ließ. Im 10. Jahrhundert hatte schon Bischof Othwin Bilderhandschriften aus Italien nach Hildesheim gebracht, an denen sich dortige Talente schulten. Bernward hat in seine Schreibstube dann auch fremde Künstler selbst geholt, aus Regensburg, der Reichenau, St. Gallen, und so an ältere Traditionen Süddeutschlands — aus St. Gallen, wo eine Zeitlang griechische Mönche waren, stammen auch orientalische Elemente des Bilderkreises — angeknüpft. Ähnliche Beziehungen ergeben sich für den plastischen Kunstbetrieb Bernwards.

Das wichtigste und alle übrigen Zweige in Abhängigkeit haltende Kunstgebiet war jetzt die *Baukunst* geworden, nachdem in *früherer Zeit* die Kunstübung sich fast ausschließlich auf die *Kleinkünste* beschränkt hatte. Auf den Bau schöner Gotteshäuser, im Gegensatz zu den zunächst noch immer einfachen Privathäusern, war das künstlerische Streben der Zeit in erster Linie gerichtet: ihre Gründung war nach dem Vorgang Karls des Großen auch die Sorge der Herrscher, die Ausführung aber immer Sache der Geistlichen. Bei den „romanischen" Bauten ist gerade das Mönchstum der leitende Teil. Die anfänglich noch recht mangelhafte Technik des Steinbaus wurde im 12. Jahrhundert bedeutend gehoben und schritt nun rasch fort. Die *steinernen Kirchen*, die man jetzt, ohne freilich die Holzkirchen zunächst zu verdrängen (vgl. S. 149), mit außerordentlichem Eifer und mit einer von größter Frische und gewaltigem Streben zeugenden Tatkraft trotz aller technischen Schwierigkeiten in den Mittelpunkten der Bevölkerung erbaute, waren naturgemäß römisch-christliches Erbteil. Die Basilika war das gegebene Muster für den Kirchenbau, das, freilich erst jetzt ganz herausgearbeitete Kreuz die Grundform. Das Mittelschiff mit den Seitenschiffen wie die Apsis und der Rundbogen sind römisch, und anfangs mochte man sogar, wie schon Karl der Große, noch einzelne Bauteile dem antiken Material selbst entnehmen: Otto der Große sandte für den Magdeburger Dom Säulen aus Italien. Hält man sich diese spätrömischen Elemente der Kirchenarchitektur vor Augen, so ist die Bezeichnung des Stils, der sich vom 10. bis in das 13. Jahrhundert hinein bei uns kraftvoll entwickelte, als *romanischer Stil*, eine Bezeichnung übrigens, die erst von französischen Forschern des 19. Jahrhunderts stammt, wohl gerechtfertigt. Im übrigen unterscheidet sich der romanische Stil in seinen inneren Wesenszügen von seinem äußeren Vorbild durchaus: „er ist gruppierender Massenbau von starker, rhythmischer Bewegung", und „der Außenbau" gewinnt in ihm eine gesteigerte Bedeutung. Auf jenem fremden Untergrund zeigt dieser Stil in Deutschland (vgl. S. 201) ferner eine so mannigfaltige, landschaftlich bedingte und eigenartige Entwickelung, eine solche Unabhängigkeit von der Baukunst der kultivierteren Nachbarländer, daß man in ihm *deutschen Geistes Kraft* in erster Linie bewundern darf. Festhalten muß man jedoch, daß es sich um eine von der Antike abgeleitete Erscheinung handelt, die ebenso im übrigen Westeuropa auftritt, daß vielfach, etwa in Italien, die neuen Entwickelungszüge sich annähernd ähnlich wie in Deutschland zeigen, und daß jedenfalls das Maß dieses Neuen nicht ausreicht, den romanischen Stil schlechthin einen germanischen zu nennen. In Ottonischer Zeit knüpfte alles, was höhere Kultur war, an die Antike an, immer unter Vermittelung des Klerus; auf geistigem Gebiete (vgl. S. 130 und 224) trieb man in den höher gebildeten Kreisen fast einen Kultus mit der lateinischen Sprache, und die Bekanntschaft mit römischen Autoren verbreitete sich ungemein,

auf politischem Gebiet erneuerte man das römische Imperium: ähnlich war es auch auf dem der Kunst. Aber es war eine neue Entwickelung, die in keinem festen Zusammenhang mit den antikisierenden Bestrebungen der Karolingerzeit stand. Ihre Anfänge reichten indessen insofern in jene Zeit zurück, als sich neue Anforderungen an den Kirchenbau auch infolge der wachsenden Zahl und Bedeutung des Klerus, der das Laientum zurückdrängte, bereits geltend machten. Keineswegs haben ferner schon die Franken, wie anscheinend auch nicht die Langobarden, auf jede Selbständigkeit bei Übernahme der fremden Kunst verzichtet. Das erweist selbst das so bewußt antike Kloster Lorsch in seinen geringen Resten, dafür sprechen gewisse einfache Züge der Michaelskirche in Fulda. Aber eben auch die für den romanischen Stil wichtigen Momente der Weiterentwickelung sind bereits im 9. Jahrhundert deutlich: jener allerdings fremd beeinflußte Bauplan von St. Gallen (vgl. S. 214) zeigt für die Kirche schon die herausgearbeitete Kreuzform und die Durchdringung von Quer- und Längsschiff, auch zwei, freilich noch nicht in das Gebäude selbst einbezogene, aber harmonische Türme.

Die eigentlich kunstgeschichtliche Seite des romanischen Stiles muß hier unberührt bleiben, also die Darlegung der technischen, wesentlich auf praktische Kultusgründe zurückgehenden Neuerungen (etwa der Wichtigkeit der sogenannten Vierung, des Durchdringungsraumes von Quer- und Längsschiff, als Maßeinheit für die Verhältnisse des ganzen Baues) wie des ganzen romanischen Systems überhaupt; der Aufstellung eines solchen widerstrebt ja überdies eben die Mannigfaltigkeit der Bauten. Nur kurz kann auch die *geschichtliche Entwickelung des romanischen Stils in Deutschland* berührt werden. Jene wuchtige Urwüchsigkeit der Bauten ist ebenso wie ihre kräftige Herbheit weiter sichtbar, aber daneben macht sich im Laufe der Entwickelung — abgesehen von dem großen Fortschritt zur Wölbung, womit man sich erst vollständig von dem Muster der Basilika löste — einerseits ein deutliches Streben in die Höhe, anderseits eine stärkere Betätigung dekorativen Sinnes, ganz entsprechend dem im 11. Jahrhundert sich steigernden Wohlstand und der Neigung zu feinerer Lebenshaltung (S. 179), geltend. Die Kirchen der ersten Periode, deren Hauptdenkmäler eben in den sächsischen Gebieten erstanden, breit fundamentiert, weil man darin die Dauer verbürgt glaubte, sind noch verhältnismäßig niedrig; sie decken das Mittelschiff noch mit flacher Holzdecke und behalten daher neben den Eckpfeilern die alten Säulen bei (jener Stützenwechsel, der die Einteilung des Längsschiffes gewissermaßen rhythmisch vor Augen führt); sie haben zwar das zukunftsreiche Element der Türme (vgl. S. 23) bereits in den Bau fest als organischen Teil einbezogen, betonen indes dieses Element noch nicht sonderlich.

Aber wie mit dem Übergang der Kaiserwürde von den Sachsen auf die Franken der Glanz des Reiches sich wieder an den Rhein und Main heftete und gleichzeitig wuchs, so schritt die Baukunst von der Stiftskirche in Gernrode und von St. Michaelis in Hildesheim fort zu den monumentalen Kathedralen von Mainz, Speier und Worms. Das von je hervortretende Mittelschiff strebt nun gewaltig in die Höhe, so in Speier; die ruhig-weiten Mauerflächen außen beginnen sich aufzulösen durch Verwendung der Senkrechten, durch höhere Fenster. Die Türme werden ein wichtiges Element der Anlage wie des Gesamtbildes: man verteilt sie über das Ganze in reicher Gestaltung, ihre Zahl wächst bis zu sieben (sechs in Worms und Speier). Die Fassade mit zwei Türmen im Westen ist französisch beeinflußte Hirsauer Sonderart, aber von dort aus verbreitet worden. Die Türme sind sehr mannigfaltig, rund oder eckig, auch an demselben Bau keineswegs gleichförmig. Ihre Schlichtheit im unteren Teile weicht reicher Gliederung nach oben hin; immer höher wachsen sie,



wie beim Wormser Dom und in Speier, und geben mit ihren nun zugespitzten Dächern weithin ein malerisches Bild. Dazu kommt jener technische, zur selben Zeit in Frankreich und Italien erreichte Fortschritt, nicht nur die Seitenschiffe, sondern auch das Hauptschiff zu überwölben: der Pfeiler, der als Träger des Gewölbes mit Notwendigkeit hoch hinaufschießt, verdrängt jetzt die Säulen völlig. Damit fällt auch die kahle oder durch Fenster unterbrochene Scheidemauer zwischen Mittel- und Seitenschiff. Es war ein Drängen nach Monumentalität, das in diesem Streben nach Durchführung der Wölbung steckt; erst in gotischer Zeit hat man freilich die Aufgabe vollkommen gelöst. Frankreich geht in diesem monumentalen Streben, das sich auch in der Plastik äußert, voran. Weiter aber tritt nun überall jene Neigung zu reicherer Gestaltung hervor: mit wachsendem Baueifer setzt man an Stelle älterer roherer und einfacherer Bauten andere, glänzendere. Das entspricht dem *aristokratischen Charakter*, der dieser Zeit den Stempel aufdrückt. Die Herrscher sind es, die auf prächtige Kathedralen hinwirken, der Hof spielt wieder eine kulturelle Rolle, seine Ansprüche beeinflussen die Bischöfe, die jene Kathedralen bauen lassen. Schließlich bleibt die hohe Baukunst auch nicht mehr auf die Kirchenbauten beschränkt. Pfalzen, Burgen und die Häuser reicher Patrizier werden ihre Objekte. Ein *ästhetisch-dekorativer Zug geht durch die Welt, um sich fortgesetzt zu steigern*. Er zeigt sich in jenem prachtvollen weltlichen Bau späterer Zeit, der Kaiserpfalz zu Gelnhausen; doch wirken hier schon neue, fremde Elemente.

In der Kirche Dienst hatten sich nun auch die übrigen Künste gestellt; das Gotteshaus würdig auszustatten, war ihre erste Aufgabe. Ihre Pflege lag wieder wesentlich in geistlichen Händen. Wie man sie damals übte, kann das um 1100 entstandene Buch eines Mönches Theophilus: „Abriß der verschiedenen Künste“ (Diversarum artium schedulae) zeigen. Man ersieht daraus aber weiter, welche Künste und Kunsthandwerke damals im Vordergrunde standen: die drei Abschnitte des Buches handeln von der Malerei, der Glasfabrikation und der Metalltechnik. Die Metallbildnerei, ein früh von den Deutschen geübter Kunstzweig, ist damals ein Hauptgebiet der *Plastik*, deren Feld anfangs wesentlich nur die Kleinkünste waren. Die Elfenbeinplastik z. B. verschönte Deckel, Kästen, Büchsen, die im kirchlichen Gebrauch waren, trat aber im 11. Jahrhundert zurück. Auch sonst waren kirchliche Geräte das Hauptobjekt der Plastik. Die Bedeutung des *Erzgusses* tritt in den Domtüren zu Augsburg und Mainz und den zwar plumpen, aber wichtigen Erzeugnissen der Gießhütte Bernwards von Hildesheim, insbesondere jener Säule (vgl. S. 217), die in Reliefwindungen das Leben Christi darstellt, recht hervor. Auch Grabplatten mit den plastischen Abbildungen der Toten goß man später in Erz. Sonst leistete man schon einiges in der Gestaltung steinerner Taufbecken oder dekorativer Figuren an Säulen, also ebenfalls in Dingen, die der Monumentalität noch entbehren. Die Ausschmückung des Portals mit Figuren ist ein weiteres Feld der Plastik, das aber vor allem erst in der Gotik Bedeutung gewinnt. Für die Ausschmückung des Innenraums der Kirche tritt die Plastik im übrigen durchaus vor der Malerei zurück. Nur spärlich werden bis zum 11. Jahrhundert zierende Arbeiten der Steinmetzen verwendet: dann werden sie häufiger. In dieser ornamentalen Plastik bevorzugte man im 12. Jahrhundert wieder die jetzt mehr individualisierte Tierdarstellung, wie sie z. B. die phantastischen Drachen, Greife und andere Gebilde an der Regensburger Schottenkirche zeigen, gegen deren verrenkte Unwahrheit als Verunzierung der deutschen Kirchen schon Bernhard von Clairvaux geeifert hatte. Eigenartig bewährt sich der ornamentale Sinn namentlich auch an den Säulen der romanischen Bauten in dem Eckblatt, das als Überleitung aus dem Wulst

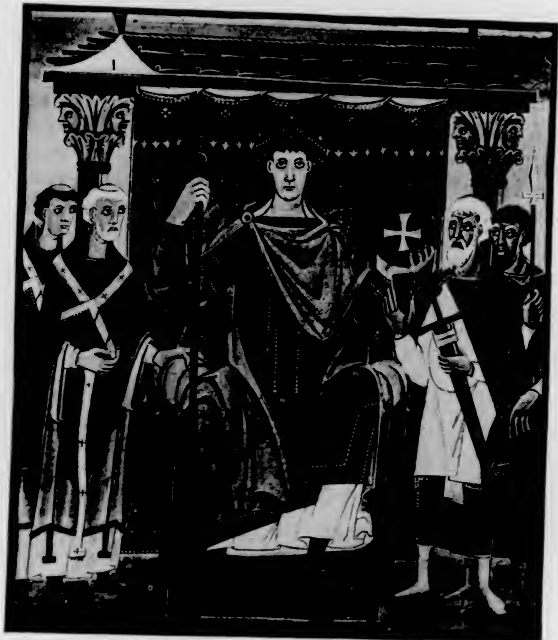
der Basis an den vier Ecken eingeschoben und überaus mannigfaltig, auch in Tier- und Menschenform, behandelt wird. Ebenso ist in den Kapitellformen, die sich im ganzen an die antiken Traditionen halten, zum Teil jene Neigung zur Anbringung abenteuerlicher Figuren zu spüren. Von den charakteristischen Tiergestalten war schon (S. 200) die Rede.

Auf dem Gebiet der Malerei, die anfangs ebenfalls mehr als Kleinkunst auftrat, handelt es sich jetzt nicht mehr nur um diese, also die mit dem kirchlichen Bildungswesen und dem Kultus zusammenhängende Ausstattung von Handschriften, sondern auch um die Bemalung größerer Flächen im Inneren der Kirche. Die Wandmalerei, die nur wenige erhaltene Denkmäler aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wie die der St. Georgskirche auf der Reichenau oder die von Goldbach und Burgfelden, uns vor Augen stellen, ist freilich schon in karolingischer Zeit gepflegt worden. Heinrich I. sodann ließ in der Merseburger Pfalz seinen Sieg über die Ungarn verherrlichen. In der Wandmalerei wurden alte, überlegenes fremdes Gut vermittelnde Traditionen fortgepflanzt, auch wieder unter vielleicht unmittelbaren italischen Einflüssen, aber man machte in der Darstellung des Lebens doch schon einige Fortschritte; später wird auch der monumentale Charakter stärker, wenn auch im ganzen der des Unbeholfenen, Unentwickelten sich in den Formen, in dem Mangel an Perspektive noch lange deutlich zeigt; vollkommen ausgebildet ist wieder die reiche Ornamentik. Die später (S. 222) zu erörternde Aufgabe der Malerei, bildlich die christliche Lehre wie die christliche Geschichte zu vermitteln, führte ohnehin zu starrem Festhalten an den durch die Überlieferung geheiligten Gestalten und Symbolen. Anderseits beweist die Porträtdarstellung in der Buchmalerei (Widmungsbilder usw.), daß der Sinn für die Wirklichkeit, daß individuelle Züge roher Art nicht fehlten. Die Bildnisse Heinrichs II. z. B. gleichen sich im allgemeinen, werden also ähnlich gewesen sein. Man hat neuerdings die Absicht wie die Fähigkeit des frühen Mittelalters, wenigstens durch eine beschränkte Zahl von Merkmalen Porträtähnlichkeit zu erzielen, überzeugend nachgewiesen. Von der Buchmalerei ist schon wiederholt (S. 110, 136) die Rede gewesen. Sehr früh ist das Illuminieren von Handschriften, das sich aus dem Hervorheben der Überschriften und Initialbuchstaben durch rote Farbe (miniare) und der immer kunstreicheren Verzierung dieser Initialen entwickelte, eine wichtige Seite klösterlicher Tätigkeit gewesen. Von der in romanischer Zeit wundervoll ausgebildeten Ornamentik sondert sich früh die aus der Antike überlieferte Bildausstattung der Handschriften. Die Buchmalerei des Mittelalters bietet der Forschung noch ein weites Feld: die Feststellung von Malerschulen usw. ist erst im Beginn. Mochte sich mit der Buchmalerei auch leicht manch weniger geübter Kleriker befassen, so war doch auf diesem Gebiet zuerst eine größere Bewegungsfreiheit und gelegentlich eine lebensvollere Gestaltung möglich. Wie weit man in sächsischer Zeit mit Bildern kam, die über das Ornamentale hinausgingen, lehrt das wahrscheinlich Otto III. und seine Umgebung darstellende Bild auf einem Evangeliar (siehe die Abbildung S. 221). Immerhin liegt das Schwergewicht dauernd in der national entwickelten Ornamentik: die bildliche Darstellung, bisher, wie gesagt, im ganzen roher Nachklang höherer antiker Traditionen, nimmt erst im 12. Jahrhundert einen Aufschwung, namentlich freilich in Italien und Frankreich.

Wir wollen hier nicht näher auf die sonstigen Kunstfertigkeiten der Zeit eingehen. Die Glasfabrikation war eine wichtige Neuerung (vgl. S. 165); noch lange verhing man aber wie bisher die Fensteröffnungen oder verwendete Holztafeln oder durchbrochene Steine. Das Glas selbst war nicht rein: man konnte nur farbiges Glas herstellen, was von selbst zur



Glasmalerei führte. Die damalige Technik derselben lehrt uns jener Theophilus (vgl. S. 219) kennen. Sehr fortgeschritten war die gerade von der Kirche infolge der reichen ihr gestifteten Spenden an Gold und Silber wie an Edelsteinen mächtig angeregte Goldschmiedekunst (vgl. S. 180): man verstand schon, herrliche Produkte, Kirchengeräte aller Art, hervorzubringen und sie nach alter Weise mit Edelsteinen oder Emaileinlagen zu schmücken. Außerordentlich entwickelte sich dieser Kunstzweig im Dienste der Kirche dann im 12. und 13. Jahrhundert. Davon zeugen noch heute der Aachener Reliquienschrein mit den Gebeinen Karls des Großen, der Elisabethschrein zu Marburg und anderes. Die Behandlung der Figuren wie der ornamentalen Teile (darunter Architekturstücke, z. B. Säulen) entspricht der Art der schon (S. 219) erwähnten Elfenbeinschnitzerei, die ebenfalls in den Klöstern eifrig gepflegt wurde (Tutilo von St. Gallen).



Widmungsbild aus dem sogenannten Evangeliarium Ottos III. (10. Jahrhundert) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München. Vgl. Text S. 220.

Im ganzen bleibt es fraglich, ob diese Kleinkunst ausschließlich in den Händen der Geistlichen lag. Jedenfalls bewährte sie sich aber fast ausschließlich im Dienste der reichen Kirche, wenn man auch das steigende Luxusbedürfnis des Hofes — an demjenigen Ottos II. strömten z. B. zahlreich die Kunstwerke zusammen — und der weltlichen Großen nicht übersehen darf (vgl. S. 179 f.). Wie die Malerei die Wandflächen der Kirche oder die Altartafeln schmückte und auch wohl die Decke zum Sinnbild des besternten Himmels machte, wie der Erzguß die Kirchentüren künstlerisch gestaltete, die Skulptur den Steinschmuck am Portal oder an den Säulen drinnen lieferte, die Glasfabrikation und -malerei die Fenster mit farbigen Gebilden erfüllte, so fand vor allem die Goldschmiedekunst viele Objekte zur Betätigung: die Tafeln vorn am Altar, die in Gold strahlen sollten, die kostbaren Abendmahlskelche (siehe die Abbildung S. 223), die von den Bischöfen gebrauchten Pontifikalkelche, die Behälter für die Hostie, Ölkelche, Rauchfässer, die großen Kreuze, die Reliquienschreine und kleineren Reliquienbüchsen, die sonstigen Kästen und Büchsen, die Buchdeckel (Goldplatten), die beweglichen

Kronleuchter, Kandelaber, Baumleuchter usw. Alle diese goldenen und silbernen Geräte wurden ferner oft mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit solcher Kirchengeräte kann z. B. der Kirchenschatz von St. Trudo in Flandern veranschaulichen, dessen Verzeichnis aus dem Jahre 1099 uns überliefert ist. An Reliquienschreinen, Buchdeckeln usw. bewährte sich aber auch die Elfenbeinschnitzerei. *Weberei* und *Stickerei* produzierten die gold- und silberdurchwirkten Vordecken vor dem Altar, die Wandteppiche und teppichartigen Vorhänge, vor allem die kostbaren Priestergewänder. Wieder ein Objekt der Metalltechnik war die *Glocke*, anfangs noch klein, aber bald vergrößert und sicherlich auch künstlerisch gestaltet; ihr Geläut, seit dem 7. Jahrhundert verbreitet (vgl. S. 23), auf ursprünglich römische Sitte zurückgehend, rief die Christen zum Gottesdienst.

Im Inneren der Kirche aber erschallten andere neue Töne. Wundersam mußten die halbbarbarischen Deutschen die Klänge der Orgel, die erst unter Karl dem Großen von Byzanz gekommen war, in sächsischer Zeit aber schon in größeren deutschen Kirchen nicht fehlte, anziehen, überhaupt die künstlerische Pflege der *Musik*, der vielstimmige und doch harmonische Kirchengesang. Diese Musikpflege war wieder ein reines Erbteil der Antike: vor dem römischen, namentlich unter Karl dem Großen aus Italien übertragenen Kirchengesang, an dem der Laie sich immer weniger beteiligen durfte, den er aber doch im Gotteshause wie bei Prozessionen rasch in sich aufnahm, mußte die unvollkommene heimische Gesangspflege das Feld räumen, von ihm mußte alle höhere musikalische Übung auch der Laien beeinflußt werden. Eine eifrige Beschäftigung der Geistlichen mit der Musik ergibt sich schon daraus, daß sie ein höchst wichtiger Bestandteil des Gottesdienstes war, weswegen sie auch zu den obligatorischen Unterrichtsfächern (vgl. S. 235) gehörte. Es gab in einzelnen Klöstern weitberühmte Sängerschulen: die von Metz z. B. behielt ihren aus karolingischer Zeit stammenden Ruf noch im 10. und 11. Jahrhundert; für ganz Süddeutschland wurde die von St. Gallen mit ihren Häuptern Notker, Ratpert und Tutilo maßgebend. Der Geistlichen Werk ist die Ausbildung der Polyphonie. Von Geistlichen stammen zahlreiche Schriften über Musik, namentlich von westfränkischen, wie Regino von Prüm oder Hukbald von St. Armand, dem Erfinder einer neuen Notenschrift an Stelle der schwierigen Neumen, von Geistlichen die Gesangstexte, wie die berühmten Sequenzen Notkers. Aber auch der sich entwickelnden Instrumentalmusik waren die Geistlichen kundig, und mancher mochte selbst Laien darin unterrichten, wie jener Tutilo in St. Gallen die vornehmen Schüler im Pfeifen- und Flötenspiel. Außer diesen Instrumenten gab es Trompete und Horn, als wichtiges Saiteninstrument das Psalterium, als Schlaginstrument die Zimbel. Immer aber war doch die geistliche Musikpflege durchaus kirchlich gerichtet wie die gesamte Kunstpflege überhaupt.

Die mittelalterliche Kunst ist geradezu ein Erzeugnis der Hingabe an die Religion, des Strebens, *Gott zu ehren*. Unzweifelhaft ist dadurch von vornherein eine *Einseitigkeit* und Beschränkung gegeben. Aber eben diese verbürgte wieder eine feste Tradition, eine überlieferte Technik, die sich in der Behandlung derselben Vorwürfe fortschreitend verbesserte und verfeinerte, sowie die Herausbildung von großen, allbeherrschenden Stilen. Es war ferner der Kunst durch ihren *religiösen Untergrund* ein *gefühlsmäßiger* Charakter verliehen, zugleich hatte sie freilich die über die Aufgaben der Kunst hinausreichende Bestimmung, religiöse Gefühle und Gedanken, aber auch, wie wir gleich sehen werden, *religiösen Belehrungsstoff* auf die Laienwelt zu übertragen. Natürlich war mit jener Beschränkung auch wieder eine *innere Unfreiheit*, eine Unterdrückung



schöpferischer Kraft verbunden. Ebenso hemmte jene feste Tradition die äußere Bewegungsfreiheit, am wenigsten noch in der Baukunst, und ließ das überlieferte Muster wichtiger erscheinen als die Wirklichkeit. Aller *Stoff der Darstellung* wurde also von Malerei und Bildnerei in erster Linie aus der *biblischen Überlieferung* und den *Legenden der Heiligen* genommen. Die zahlreichen Elemente der Antike, z. B. die alten römischen Tiergestalten zum Teil fabelhafter Natur (Greife, Drachen usw.), sind nun biblisch gewendet, die germanischen Elemente, wiederum namentlich Tierfiguren, werden traditionell beibehalten, aber als Nebenwerk. Stofflich sind das Alte Testament (z. B. der Sündenfall) und weit mehr noch das Neue Testament (die klugen und törichten Jungfrauen) die Hauptquellen. Vor allem spielt die Kreuzigung seit langem eine große Rolle, wobei die Darstellung des Gekreuzigten verschiedene Stadien durchmacht; später wird dann überhaupt die Leidensgeschichte Jesu mit immer größerer Vorliebe behandelt. Die nachmals so wichtige Rolle der Jungfrau Maria ist noch kaum in den Anfängen vorhanden, aber die Heiligen sind bevorzugte Gestalten. Auch die christliche Lehre, z. B. das Glaubensbekenntnis, ferner wichtige Einzelheiten des Kultes werden bildlich dem Gedächtnis eingeprägt. Solche Darstellungen waren eben ein Hauptmittel der Kirche, auf die Masse zu wirken. Gedankliche Beziehungen und stoffliche Einzelheiten, die der heutige Mensch nicht mehr ohne weiteres versteht, konnten damals immer mehr als allgemein vertraut vorausgesetzt werden und brachten die Kunst in eine innere Verbindung mit dem Menschen. Freilich die zeitig einsetzende kirchlich-allegorische Verwendung insbesondere der Natur mochte schwer verständlich sein, aber die Elemente, vor allem der Tiersymbolik, waren auch dem Volk früh geläufig: man wußte, welches Tier den oder jenen Evangelisten andeutete, daß die Taube den Heiligen Geist versinnbildlichte; man wußte aber auch, welche Attribute die einzelnen Heiligen bezeichneten, daß die Zwölfzahl auf die Apostel ging usw. Jedenfalls wurde der ganze Kunstschmuck der Kirche zur wirklichen Biblia pauperum, und unbedingt mußte er ebenso wie die Kirchenmusik auf die religiöse Stimmung, auf den begrifflichen Horizont, die Phantasie bestimmend einwirken.



Der Tassilo-Kelch im Stift Kremsmünster. (Schenkung des letzten Agilulfingers. Italienisches Erzeugnis?) Nach Jakob von Falke, „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes", Berlin 1888. Vgl. Text S. 221.

---

Wie die Kunstpflege stand auch die *Pflege der geistigen Bildung* durchaus in der Kirche Dienst. Aber trotz dieser festen Beschränkung sind die Verdienste der Geistlichen um die geistige Erziehung der Deutschen ganz hervorragend, obgleich auf diesem Gebiete damals weit weniger als auf künstlerischem nationale Färbung und Entwickelung möglich war. Im höheren geistigen Leben blieben die Deutschen noch lange wesentlich rezeptiv, aber immerhin beweisen gerade die deutschen Mönche hier wie auf anderen Gebieten die starke geistige Begabung ihres Volkes. Die *Bildung* beruhte wie die höhere Kunst *durchaus auf der Antike*, aber mehr noch als jene wurde sie *immer ausschließlicher* durch die Geistlichen

*vermittelt.* Schon in Gallien hatten sich bei der Erstarrung der literarischen Kultur der Grammatiker und Rhetoren die geistigen Interessen mehr und mehr in den Schutz der Kirche, deren Literatur allein kräftig blühte, geflüchtet. Aber der Bildungsverfall im fränkischen Reiche ergriff auch die Kirche. Dafür hatte sich bei der ungestörten Fortdauer alter Tradition reges geistiges Leben in den irischen und angelsächsischen Klöstern erhalten. Deren Mönche gaben dem Abendland durch ihre Wanderungen und Missionszüge neue Bildungsanregungen. Insbesondere wurden die Angelsachsen die geistigen Erzieher der Franken, auch am Hofe (vgl. S. 90). Später sahen wir den Hof als weltlichen Bildungsträger schnell zurücktreten. Dagegen erhielt sich in einer Reihe von Benediktinerklöstern, wie St. Gallen, der Reichenau usw., wirklich gelehrtes Leben, zum Teil wieder auf Grund angelsächsischer Traditionen, wie in Fulda, das angelsächsische Mönche gelegentlich wegen der Reliquien des Bonifaz aufsuchten. In Fulda wirkte erst als Leiter der Klosterschule, dann als Abt Hrabanus Maurus, das Haupt der damaligen Gelehrsamkeit; er hat auch das Studium der klassischen Schriftsteller, die freilich vorher zu reinigen wären, für das der heiligen Schriften als durchaus notwendig bezeichnet. Aber die Träger solcher Interessen waren eben nur noch Geistliche. Der vornehme Laie zeigte jetzt wieder ganz den halbbarbarischen Charakter. Allerdings stellte sich mit der steigenden Macht kirchlichen Geistes schon eine später (S. 257) zu erörternde, zunehmende Abneigung gegen die antike Bildung — warnende Stimmen hatten sich bereits im 9. Jahrhundert erhoben — ein. Rather von Verona z. B. will die antike Bildung allenfalls als Dekoration der Kirche zulassen: es beginnt die rein formale Schätzung des Altertums.

Aber im 10. Jahrhundert bewirkten dennoch der politische und geistige Aufschwung Deutschlands, die Neigung zu reicherer Lebensgestaltung, vor allem aber die Verbindung mit dem romanischen Süden und die gesteigerte äußere Macht der Kirche selbst, insbesondere der Bischöfe, eine größere Kulturfreudigkeit gerade auch der Kirche, wie sie sich uns eben in der liebevollen Kunstpflege gezeigt hat. Sie erzeugt nun auch, freilich unter fremden Einflüssen, *eine neue geistige Renaissance.* Es tritt, wie zur Zeit Karls des Großen, das klassische Altertum, d. h. die eigentliche Grundlage aller mittelalterlichen Bildung, reiner und bedeutender hervor als bisher. Wenn sich in der Kunst, bei der sonst eigenartigen Bernwards-Säule, bei den Wandgemälden von St. Georg, bei den Erztüren des Augsburger Domes, unmittelbare *italische Einflüsse* zeigten, so führten diese zugleich im künstlerischen, aber besonders auch im geistigen Leben eine neue Nachwirkung der Antike herbei. Als eine äußere Belebung dieser seit Karl dem Großen unterbrochenen neuen Einflüsse Italiens kann man die stärkere Wiederaufnahme des Verkehrs mit diesem Lande ansehen, die größere Sicherheit der Straßen, die bisher unter den kriegerischen Einfällen der Ungarn, der Bedrängung durch die Sarazenen und den inneren Kämpfen in Italien arg gelitten hatte. Man hat die neue Strömung in Deutschland *Ottonische Renaissance* genannt, eine Bezeichnung, die allzusehr die allerdings eben durch Otto I. gehobene Kirche als Trägerin der Bewegung vergessen und ebenso unberücksichtigt läßt, daß Italien dabei das maßgebende Land war, namentlich unter Papst Johann XII., Italien, wo Vilgard von Ravenna Horaz und Vergil wie seine Hausbibel ansah. Der Hof der sächsischen Herrscher hatte unter dem bäuerischen Heinrich ganz das altnationale Gepräge getragen. Aber unter Otto I., wenn auch nicht durch ihn, begann ein Umschwung am Hofe, gefördert durch seine Gemahlin und vor allem durch seinen Bruder, der — ein Geistlicher war. Bei beiden aber traten die Einflüsse der überlegenen romanischen Bildung hervor. Das geistige Leben Europas stand damals im ganzen keineswegs sehr hoch: Byzanz bewahrte



mehr von alter Kultur, und mit auf deren Grundlage breitete sich anderseits weiter im Osten bereits eine ganz neue hohe Kultur bei den Arabern aus, die den Westen aber zunächst wenig berührte. *Italiens* Geistesleben lag ziemlich darnieder, gab aber den nach Süden ziehenden Deutschen noch viel; von den Italienern am Hofe Ottos I. und seiner Nachfolger werden wir sogleich hören. Auch *Frankreichs* Kulturleben war ermattet, begann jedoch das ihm entfremdete Deutschland schon wieder zu beeinflussen. Diese französisch-italienischen Strömungen vermittelte also einmal Ottos zweite Gemahlin, die italisierte Adelheid von Burgund, gerade wie später Ottos II. Gemahlin Theophano (vgl. S. 132 f.) griechische. Den unliterarischen Kaiser regten jene Strömungen geistig an; die beginnende romanische Färbung kann äußerlich sein Gruß „bon man“ zeigen. Ganz unter westlichen Einflüssen war sodann Ottos Bruder Brun aufgewachsen, und die Eindrücke seiner Schulbildung in Utrecht wurzelten tief bei ihm. Als Kanzler Ottos pflegte er am Hof eifrig die Bildungsinteressen, zog romanische Geistliche an sich und trieb mit ihnen und anderen, wie vor allem mit dem von ihm verehrten Irenbischof Israel, gelehrte Studien; vielleicht ist durch ihn wieder die alte Hofschule (vgl. S. 92 und 110) aufgelebt. Auch als er Erzbischof von Köln geworden war, entfremdete er sich dem Hofe nicht.

Es begann so an *Ottos Hof* ein neues Leben, zunächst ein Kultus der lateinischen Sprache, deren Pflege nun überhaupt einen außerordentlichen Aufschwung zum Schaden der Erzeugnisse der Volkssprache erfuhr, und die bald auch als Konversationssprache geistlich gebildeter vornehmer Kreise gelten konnte; weiter erblühte ein freudiges Studium der römischen Autoren, die der bücherliebende Brun mit gewaltigem, bei den asketischen Geistern Ärgernis erregendem Eifer las. Otto, der trotz seines urgermanischen Wesens (S. 186) im Gegensatz zu seinem Vater Bildungsstreben zeigte und nun auch lesen und schreiben und damit unvollkommen ein wenig Latein lernte, begann sich für diesen neuen Geist zu interessieren, ohne sich freilich der Antike innerlich zu nähern. In Italien gewann er den gelehrten Gunzo von Novara für Deutschland, natürlich nur, um das geistliche Schulleben zu fördern; an seinen Hof, dessen geistiger Leiter immer Brun blieb, führten die Umstände jenen Rather, Bischof von Verona, der trotz asketischer Neigungen sehr gelehrt war, und Liutprand von Cremona. Vorübergehend hat auch Gerbert von Reims schon an Ottos I. Hofe geweilt. Von deutschen Geistlichen war Ekkehard II. von St. Gallen viel dort. Sein Schüler war Ottos Sohn, *Otto II.*, der, unter dem Einflusse seiner Mutter und der Leitung von Lehrern wie Volcold und Willigis in einer durchaus geistlich-gelehrten Atmosphäre aufgewachsen, einen viel höheren Grad von Bildung erlangte als sein Vater, dem er gelegentlich lateinische Briefe übersetzen mußte. Er ging ganz in den neuen Interessen auf, hörte gern wissenschaftliche Disputationen an, zog wie sein Oheim Brun überallher gelehrte Geistliche an seinen Hof, der jetzt Mittelpunkt eines eifrigen Schullebens war, so wieder den berühmten Gerbert, so Otrich von Magdeburg, und war ein leidenschaftlicher Bücherfreund, wie er denn gelegentlich aus dem Kloster St. Gallen die besten Bücher mitnahm. Durch seine Heirat mit Theophano fanden auch griechische Bildungsinteressen Eingang. So gewann wieder sein Nachfolger *Otto III.* eine noch höhere Stufe der Bildung. Auf ihn wirkten griechische und römische Bildung vereint; mit jenem Gerbert stand er im engsten geistigen Verkehr; ein anderer seiner Lehrer war ein Italiener, Johannes, und von Deutschen unterrichtete ihn der für alles Edle begeisterte Bernward von Hildesheim. Aber bei Otto III., der als Wunder von Bildung gepriesen wurde, erhielt dieses Streben schon einen phantastischen, romantischen, anderseits

einseitigen, unnationalen Charakter. Wie bewußt der Renaissancegeist jetzt zum Ausdruck kam, zeigt das Schreiben, in dem Otto Gerbert um belehrende Unterweisung bat und ihn ersuchte, „gegen die Roheit unserer sächsischen Natur schonungslos zu verfahren, in uns aber zu beleben und auszubilden, was uns von griechischer Anmut und Zierlichkeit beiwohnen möchte". „Erweckt in uns den Griechengeist!" Und Gerbert rühmt seinerseits auch den Besitz des Herrschers an griechischer und römischer Bildung.

Indes auch bei Otto III. geht doch alles auf *geistliche Initiative* zurück. Und wenn um diese Zeit vornehme Frauen der neuen Bildung sich zuwendeten, neben den Fürstinnen fremder Herkunft auch einheimische, wie Hedwig von Schwaben, Ottos Nichte, die mit Ekkehard II. von St. Gallen römische Dichter las, wie ihre Schwester Gerbirg, Äbtissin von Gandersheim, so waren das entweder geistliche Frauen, oder sie standen, wie eben Hedwigs Beispiel zeigt, ganz unter geistlichem Einfluß. Frauen und Geistliche begründeten damals einen engen Bund (vgl. S. 238). Vor allem sind es nun wieder die *Bischöfe*, die charakteristischste Klasse der Ottonischen Zeit, welche die höfischen, von Geistlichen getragenen Bildungsbestrebungen, die zum Teil erst durch die neue Hofschule auf sie übergegangen waren, auch ihrerseits fördern. Neben Erzbischof Brun von Köln stehen später der gleichfalls zur Königsfamilie gehörende Erzbischof Wilhelm von Mainz und die Bischöfe Balderich von Speier, Radbert von Trier, Adalbero von Metz, Wolfgang von Regensburg. Überall an den Bischofssitzen blüht jetzt der Schulunterricht empor, in Regensburg, in Magdeburg und Hildesheim und bedeutend in Lüttich. Aber auch die *Klöster*, die ja in den Zeiten des Verfalles am besten die alten Traditionen erhalten hatten (wie etwa die Reichenau), nahmen nun einen entsprechend größeren Anteil an dem neuen geistigen Streben. St. Gallen erlebte jetzt seine Blütezeit; aus St. Gallen stammte jener Bischof Batderich; einen Vertreter St. Gallens, Ekkehard II., sahen wir am kaiserlichen Hof als beliebten Lehrer wirken; die Schilderungen, die wir von dem Schul- und gelehrten Leben St. Gallens durch Ekkehard IV. besitzen, zeigen, wie sehr dieses im Mittelpunkt der ganzen Interessen des Klosters stand. Hochberühmt war die Reichenau wegen ihrer Studienpflege namentlich unter Abt Berno zu Anfang des 11. Jahrhunderts, der als Schüler von Prüm wieder westliche Einflüsse vermittelte; in der Reichenau wirkte auch der an Gelehrsamkeit die Zeitgenossen überragende Hermann der Lahme. Viele andere Klöster wären zu nennen, wie St. Emmeram und Tegernsee. Auch die Frauenklöster zeigten Hingabe an klassische Studien. In Gandersheim dichtete die Nonne Hrotsvit lateinische Dramen, freilich gegen die Antike, gegen die Verbreitung des Terenz gerichtet, aber diesem doch äußerlich durchaus nachgeahmt. Ovid und Terenz waren in den Nonnenklöstern eine beliebte Lektüre, wenngleich vieles aus ihnen Zitierte wohl nur durch Sentenzensammlungen bekannt war. Von zahlreichen gelehrten Klosterfrauen sind außer jener Gerbirg und Hrotsvit auch die Nachfolgerin Gerbirgs, Sophie, und Adelheid, die Schwester Ottos III., zu nennen.

Die eigentliche Renaissancebewegung, die sich auch in dem klaren und einfachen Charakter der Schrift dieser Zeit ausprägt, ist *nicht von Dauer* gewesen; sie mußte, wie wir (S. 258) sehen werden, der neuen asketischen Richtung weichen. Schon Brun wurde, wie eine Vision des Hofkaplans Poppo zeigt, wegen seiner Studien verdächtig, und immer mehr Mönche ließen sich von den geliebten Studien abschrecken. Aber die Ottonische Renaissance hat gleichwohl nachhaltiger gewirkt als die karolingische: verschwand auch die unbefangene Freude am klassischen Altertum, ja selbst das rein antiquarische Interesse, so ist der positive und der formale Gewinn dieser Periode doch auch für die Folgezeit von grundlegender



Bedeutung gewesen. Erst jetzt haben die Deutschen die Anpassung an die römisch-christliche Kultur endgültig vollendet: durch die lateinisch-griechische Atmosphäre der Ottonischen Zeit hindurch kam man trotz des späteren Verfalles der Studien zwar zu weniger reinen, aber allgemeineren Formen der Bildung, freilich immer ausgeprägt kirchlicher Färbung. Es waren die *Lehrjahre der deutschen Bildung*. Das rein rezeptive Verhalten, wie es noch im 11. Jahrhundert in Deutschland erkennbar ist, wich doch langsam einer, allerdings ebenfalls kirchlich beschränkten und auch sonst wenig unabhängig gestalteten, geistigen Produktivität.

Ein Moment ist aber für die Ottonische Epoche besonders charakteristisch und für die Zukunft folgenreich gewesen: der Aufschwung des Schulwesens, das von nun an eine dauernde Entwickelung aufweist, trotz aller antikefeindlichen und asketischen Strömungen und Störungen. Dieses *Schulwesen* war eine der wichtigsten Seiten der Kulturtätigkeit der Geistlichen. Es war ursprünglich nichts als römische Erbschaft. Die heidnischen Grammatiker- und Rhetorenschulen, wie sie noch im Merowingerreich bestanden, wurden durch neugegründete Kloster- und Bistumsschulen allmählich verdrängt. Daß diese durchaus die römische Tradition festhielten, zeigt eine bayerische Instruktion von 774, nach der die Bischöfe Schulen gründen und Lehrer halten sollten, die nach der Überlieferung der Römer zu unterrichten hätten. Die Angelsachsen verpflanzten dann ihr römisches Bildungswesen, so gut es ging, auch nach Deutschland. Der große Bonifaz sorgte schon in umfassender Weise für die Pflege des Unterrichts. So lehrten nach angelsächsischem Vorbild der Priester Wigbert und der Diakon Megingot im Kloster zu Fritzlar, und ebenso besaß Fulda von Anfang an seine Schule. Nach Thüringen sandte Bonifaz die gelehrte Chunihild und ihre Tochter als Lehrerinnen, nach Bischofsheim an der Tauber die Lioba oder Leobgild, seine Nichte, deren Lehrtätigkeit so bedeutend war, daß, wie ihre Lebensbeschreibung erzählt, fast alle Frauenklöster ihre Schülerinnen als Lehrerinnen haben wollten. Aber die eigentliche Konsolidierung des kirchlichen Schulwesens, das im 7. und 8. Jahrhundert noch immer darniederlag, geschah doch erst durch Karl den Großen (vgl. S. 93). Freilich handelte er dabei durchaus unter geistl chem Einfluß: nur der Klerus konnte ja auch das Bildungspersonal stellen. Und so blieb die kirchliche Schule für lange Zeit die einzige Form der mittelalterlichen Schule. Wenn es die Kirche natürlich für Pflicht des Staates hielt, für Schulen zu sorgen, so lag der Gedanke an weltliche Schulen ganz fern.

Karl der Große hatte bei seiner Fürsorge für die Schulen in erster Linie ein kirchliches Bedürfnis im Auge, die *Heranbildung von Geistlichen*. Sie war der Zweck des Beschlusses der Aachener Synode von 789, daß bei jedem Kloster und Stift Schulen sein sollten. Daß er durchgeführt wurde, zeigt das Beispiel des Bischofs Simpertus, Abtes von Murbach, der dort auch die älteren Mönche noch zum Lernen zwang. Freilich sorgten diese Schulen nur für die elementare Grundlage, und groß waren die Ansprüche an die Bildung des Geistlichen im Durchschnitt gewiß nicht. Was Karls des Großen Kapitular „über die Prüfungen der Geistlichen" fordert, nämlich Lesen, Schreiben und Singen, etwas Latein, Bekanntschaft mit der Festberechnung (computus) und einen Gedächtnisvorrat an Gebeten, liturgischen Formeln, Gesängen und anderem, das war wohl noch lange die Quintessenz des Schulunterrichts. Daß die höheren Geistlichen aber einer weiteren Ausbildung bedurften, ist klar. Nach Karls Tode empfand die Kirche selbst es schmerzlich, wie sehr der Kaiser ihr fehle; seinen Nachfolger erinnerten die Bischöfe an sein Beispiel und baten 829 auf dem Wormser Reichstag um Errichtung von wenigstens drei großen Schulen: man beschloß einstimmig, daß jeder Bischof von nun an größeren Eifer auf die Schulen verwenden solle. Jenes ursprüngliche

Ziel der Schule ist aber doch früh erweitert worden: die Kirche sorgte auch für die Ausbildung der Laien, wenigstens die elementare. Sie wurden zunächst wohl ebenfalls zu dem Zweck unterrichtet, den Kult mit seinen lateinischen Gebeten und lateinischen Hymnen überhaupt zu ermöglichen, anfangs wohl gemeinsam mit dem geistlichen Nachwuchs, seit der Synode von Aachen im Jahre 817 von ihm getrennt. Wesentlich in der Absicht, die Klosterzucht zu heben, hatte man nämlich dort beschlossen, in die Schulen nur spätere Geistliche, gottgeweihte (oblati) Knaben aufzunehmen, ein Beschluß, der alsbald den Unwillen einsichtiger Männer erregte, da er die Lernlust der Laien ertöte. In der Tat fand man denn auch den vielleicht schon früher benutzten Ausweg, Doppelschulen einzurichten, in der „inneren" Schule die jungen Kleriker, in der „äußeren" die Laien zu unterweisen. Der Bauplan von St. Gallen (vgl. S. 214) sieht die letztere vor. Mußten die Zöglinge der inneren Schule, deren Unterhalt, wie bei den Stiftsschulen das Stift, so bei den Klosterschulen das Kloster trug, in mönchischer Kleidung einhergehen, mönchisch leben und denken lernen, wurden sie von Aufsehern überall bewacht, so ähnelte das Leben und Lernen der „äußeren" Schüler, die mit den „inneren" überhaupt nicht verkehren durften, von Anfang an dem der späteren Zeit. Es waren meist junge Leute vornehmer oder freier Abkunft, denen einmal ein hohes kirchliches Amt winken konnte. Sie zahlten auch für ihren Unterhalt, allerdings kein eigentliches Schulgeld. Dafür machten die Eltern Schenkungen. Für die Unterhaltung der inneren Schulen aber gab es Stiftungen, Almosen usw. Bei den Stiftsschulen sollte der Unterricht ebenfalls unentgeltlich sein, für die Laien bildete sich dennoch mehr und mehr ein Schulgeld aus. Ein darauf bezüglicher Vers: „Lernen will jeder, aber keiner bezahlen" zeugt von einem ziemlich regen Bildungsstreben der Laien. Wie noch lange Zeit später, wurde der Schulbesuch ihnen freilich nicht gerade verlockend gemacht. Überließ man sich an schulfreien Tagen, die, wie das Vakanzenlied Ekkehards IV. zeigt, wirkliche Freudentage waren, einer wilden Ausgelassenheit, so herrschte in dem Unterricht selbst eine maßlos harte Zucht, namentlich in der inneren Schule; überall regierten Stock und Peitsche, selbst den guten Schüler, und sonstige Peinigungen gab es auch genug. Wir hören von einem Fall der Brandstiftung seitens eines Schülers zu St. Gallen aus Furcht vor Strafe. Wie es sonst in der Schule, die die Knaben vom siebenten Jahr ab zu besuchen pflegten, herging, können neben Ekkehards Schilderungen einige Schulszenen aus den Dramen der Hrotsvit („Pafnutius", „Sapientia") zeigen. Im übrigen beherrschte die Religion wie auch später das ganze Unterrichtsleben. Die abstoßendste Seite ist neben der Herrschaft der Rute das Überwachungssystem, das wir näher erst aus späterer Zeit kennen, das aber früh geherrscht haben wird, zum Teil freilich auf die Anerziehung der (S. 187 f.) besprochenen genau vorgeschriebenen äußeren Haltung gerichtet war. Die Oberleitung der Klosterschule hatte der magister principalis mit Hilfslehrern und Kustoden für jene Überwachung, die der Stiftsschulen der magister scholarum, in späterer Zeit scholasticus genannt, der auch die Oberaufsicht über alle sonstigen (Pfarr- usw.) Schulen der Diözese führte.

Die Klosterschulen sind es in erster Linie, die wir als Pflanzstätten geistiger, wenn auch nicht hoher Kultur in Deutschland anzusehen haben. Es wird immer den Benediktinern — nach der Regel Benedikts lebten zunächst fast alle Mönche des Abendlandes — zum hohen Verdienst gereichen, daß sie in der Errichtung derselben vorangegangen sind. Wie bereits Bonifatius und seine zahlreichen Schüler, so haben Alkuin, Karls des Großen rechte Hand im Bildungswesen, durch seine Klosterschule zu Tours und Hrabanus Maurus, der „Lehrer Deutschlands", durch diejenige zu Fulda die Richtigkeit jenes Satzes bewiesen. Und wie von Tours die



Anstalten zu Korvei, Salzburg, Münster, von den westfränkischen zu schweigen, ausgingen, so wurde Fulda das Muster für St. Gallen und die Reichenau, für Hirsau und Weißenburg. Über die Wirksamkeit der St. Galler Schule sind wir besonders gut unterrichtet, und die Namen ihrer Lehrer, eines Iso, Ratpert, Notker des Stammlers, eines Notker Pfefferkorn, eines Notker Labeo und der Ekkeharde, waren hoch berühmt; das Schulwesen der Reichenau geht auf Walahfried Strabo zurück. Aber auch andere Klosterschulen, wie die von St. Emmeram, von Tegernsee, Benediktbeuren, hatten guten Ruf. Die späteren Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser haben die Bedeutung jenes Stammordens nicht erreicht, im Osten jedoch haben sie auf die Begründung des Schulwesens großen Einfluß geübt.

Auch bei den ursprünglich zur Heranbildung des Diözesanklerus bestimmten, erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnenden Bistums-, Dom- oder Kathedralschulen war, wie angedeutet, durch äußere Schulen für die Laien, und zwar hier erst recht für solche vornehmer Abkunft, gesorgt. Die Schulen waren sonst wesentlich auf das gemeinsame Leben der Kanoniker an den Bistumskirchen gegründet, das infolge der Verweltlichung des Weltklerus zuerst Bischof Chrodegang von Metz für seine Kathedralpriester angeordnet hatte, und mußten mit der späteren Abschaffung dieses Lebens verfallen. Nach dem wenig wirksamen 18. Dekret des dritten Laterankonzils (1177) suchte das 11. Dekret des vierten Laterankonzils von 1215 diesem Verfall zu steuern. An allen Kathedralkirchen, aber auch bei anderen, wo Mittel vorhanden waren, sollte ein Lehrer bestellt werden, um die Kleriker und arme Schüler in der Grammatik und anderen Fächern unentgeltlich zu unterrichten. Er sollte dafür ein hinreichendes Benefizium erhalten. Weiter sollte ein theologischer Lehrer zur Unterweisung in der Heiligen Schrift usw. eingesetzt und ihm eine Pfründe verliehen werden. Auch unter diesen Domschulen ragten anfangs viele hervor, wie die zu Konstanz, Augsburg, Freising und Hildesheim, wo im 10. Jahrhundert Thangmar wirkte.

Die Kirche sorgte endlich für einen Unterrichtsbetrieb an den einzelnen Pfarrkirchen. Karl der Große folgte älterer Tradition — denn schon im 5. und 6. Jahrhundert sind solche Pfarrschulen durch die beiden Synoden von Vaison für Gallien angeordnet worden —, wenn er wollte, daß die einzelnen Pfarrer Schüler bei sich haben sollten, die sie in ihrem Amt vertreten könnten. Hier handelt es sich also um rein kirchliche Interessen. Sonst kann bei den Pfarren nur von einer elementaren Katechisation der Laien die Rede sein.

Jedenfalls war das Bildungsbedürfnis des Mittelalters auf die Fürsorge der Kirche allein angewiesen. Durch sie wuchs es auch immer mehr. Der Eifrige begnügte sich auch nicht damit, an Ort und Stelle zu lernen. Dem großen Gerbert folgten viele Schüler nach Italien; einem Lehrer von bedeutendem Ruf — und ein solcher verbreitete sich sehr rasch — strömten bald Schüler von auswärts zu, wie dem Hrabanus Maurus in Fulda, Walahfried Strabo in der Reichenau, wie dem „Cicero Sachsens", dem gelehrten Otrich in Magdeburg, oder manchem Lehrer zu St. Gallen. Es lag das einmal allerdings an der Anziehungskraft, die große Schulen mit reichen Stiftungen für die vielen armen Schüler hatten, weiter an der Unvollkommenheit der meisten Schulen, die nur das für die Kirche absolut Notwendige trieben, auch häufig durch die unsicheren Zeiten gestört wurden. Vor allem aber wurde nicht alles gleichmäßig gepflegt: dies Fach blühte hier, jenes dort, je nach einem bedeutenden Lehrer. Das Wissen hatte eben damals viel mehr einen monopolartigen Charakter, seine Übertragung war wesentlich eine persönliche. So erklärt sich auch das hohe Ansehen, das der Lehrer damals genoß. Nach dem Abt war er im Kloster der erste, ebenso wie der Domscholaster

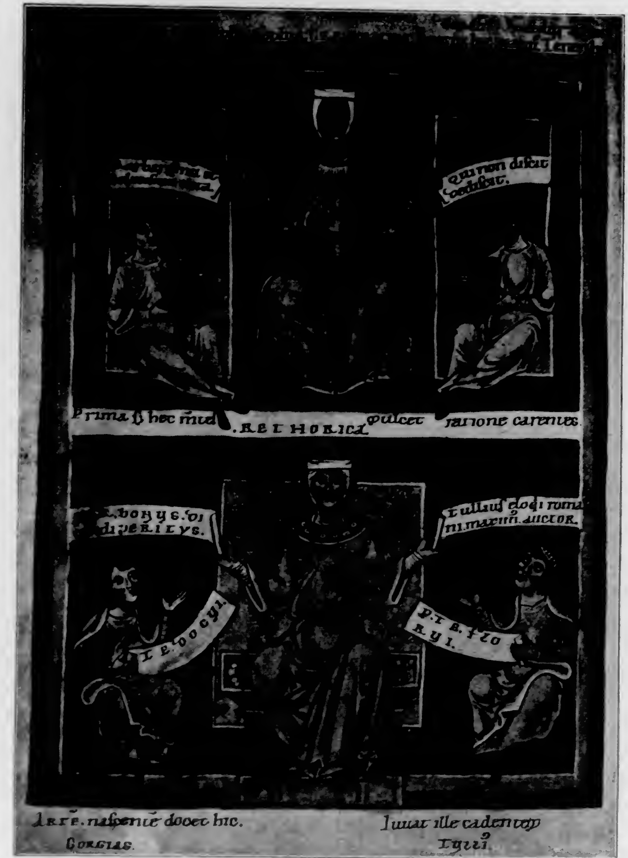
als einer der angesehensten Männer im Stifte galt. An der äußeren Schule in St. Gallen wirkte gegen Ende des 9. Jahrhunderts Iso, nach dessen Unterricht „die Geister von ganz Burgund und Gallien lechzten". Nach der St. Galler Klosterchronik waren viele zufrieden, nur eine Stunde seine Schüler zu heißen.

Immer aber steht der religiöse Zweck in dem ganzen Bildungswesen obenan, und nur soweit weltliches Wissen ihm diente, sollte es gepflegt werden. Da man indes auf die Tradition des Altertums angewiesen war, hat das weltliche Wissen häufig größere Liebhaber gefunden, als der Kirche recht war. Auch beim Laienunterricht steht das kirchliche Interesse in erster Linie. Jene angeblichen Volksbildungsbestrebungen Karls des Großen (vgl. S. 93) dienten der Ausbreitung der christlichen Lehre oder der Heranbildung von Chorsängern. Wenn ein Kapitular vorschreibt, daß ein jeder seinen Sohn die Buchstaben lernen lassen solle, so ist damit das gleiche Ziel verbunden, das später (813) der Mainzer Beschluß, daß alle ihre Kinder in die Schule schicken sollten, also bezeichnet: „Dort sollen sie den Glauben und das Vaterunser so lernen, daß sie zu Hause den anderen diese Katechismusstücke zu lehren vermögen. Wer es anders nicht kann, lerne es in der Muttersprache." Und charakteristisch ist noch aus späterer Zeit die Begründung für die Anordnung allgemeinen Schulbesuches in der Pfarrei Bigge im Amte Brilon (1270): „damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidentum dadurch gänzlich ausgelöscht werde". Für die Kloster- und Stiftsschulen aber war der Gesichtspunkt immer der, daß alles das gelernt werden sollte, was der Geistliche in seinem Berufe brauchte.

Zunächst waren das jene schon erwähnten elementarsten Kenntnisse, dann aber die mehr oder minder sichere Beherrschung der lateinischen Sprache. Diese im fränkischen Reiche als Schriftsprache eingebürgerte und immer ausschließlicher geltende lateinische Sprache zeigte von vornherein den unnationalen Charakter des ganzen Bildungswesens, aber ihr Gebrauch war gewissermaßen das Charakteristikum des Gebildeten, das Abzeichen des Geistlichen. Die lateinische Sprache galt als die erste, und schon insofern fühlten sich die romanischen Geistlichen, deren Muttersprache ihr verwandt war, und die deshalb leichter lateinisch lernten, ihren deutschen Genossen immer an Bildung überlegen. In der Tat läßt das häufig barbarische Latein der Deutschen die Mühe des Lernens deutlich erkennen. Nach der Lateinpflege Karls des Großen (vgl. S. 90) hatten sich wieder rauhere Zeiten eingestellt. Man hielt auch die Muttersprache noch nicht völlig in Unehren. Gerade die „Renaissance" des 10. Jahrhunderts (vgl. S. 224 ff.) hob nun den Gebrauch der lateinischen Sprache außerordentlich, verdrängte die deutsche, bald verächtlich behandelte Volkssprache, z. B. aus den Synoden, und legte den Grund zu der monopolartigen Geltung des Lateins. Das Deutsche als Bildungssprache wäre dem damaligen Menschen ein ganz unfaßbarer Gedanke gewesen: wieviel Gezwungenes, Unnatürliches in seinem Wesen erklärt sich aber schon daraus! Das klassische Latein war es freilich in dieser Zeit nicht mehr: die Vulgata gab das Muster, aber man spickte doch die Sprache mit ciceronianischen Phrasen und sonstigem klassischen Wortschmuck. Es war eine gekünstelte Pflege der Sprache, obwohl in den besten Tagen dieser Periode Geistliche und vornehme Damen, ja auch adlige Herren, die geistlicher Bildung teilhaftig geworden waren, gelegentlich lateinische Konversation machen mochten. Der ungelenke Ausdruck (sermo incultus), wegen dessen sich einzelne Autoren ausdrücklich entschuldigen, blieb doch das Charakteristische für die Deutschen. Allerdings machte man im 11. Jahrhundert Fortschritte, ja man kam auf einen gewissen Höhepunkt, wenn auch nicht zu einem individuellen Stil. Am meisten hat wohl zur Entstellung des klassischen Lateins seine Handhabung als Geschäfts- und Urkundensprache



beigetragen, deren aus dem täglichen Leben stammende Neu- und Umbildungen das literarische Schrifttum allerdings möglichst vermied. Anderseits zeigt sich darin gerade das mittelalterliche Latein als eine lebende Sprache. Außer der Kenntnis des Lateinischen brauchte der Geistliche nun auch formale Redegewandtheit und, um die heiligen Schriften zu verstehen, reales Wissen. Und so erweiterte sich die mittelalterliche Bildung zu einem umfassenden Gebäude, das seine Krönung fand in der Wissenschaft von Gott, der Theologie.



Die Grammatik und die Rhetorik mit den Gestalten des Priscian und Donat (oben), des Gorgias und Tullius [Cicero] (unten). Dazu entsprechende Zitate und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 232 u. 233.

Was so in kirchlichem Interesse gelehrt wurde, das war nun freilich durchaus abgeleitetes Wissen. Die Grundlage des Unterrichts gab das System her, in dem das untergehende Altertum die Quintessenz seiner Bildung zusammengefaßt hatte, das System der sieben freien Künste, das das ganze Mittelalter hindurch autoritative Geltung besaß, schon durch seine bedeutungsvolle Zahl geheiligt und dem mittelalterlichen Geiste als ein festgefügtes Bauwerk erschien, wie es denn als solches auch bildlich dargestellt wurde. Es zerfiel in zwei Stufen, in die formalen Disziplinen, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, als „Trivium" zusammengefaßt, und die realen, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, mit einem

schon bei Boëthius vorkommenden Ausdrucke als „Quadrivium" vereinigt. Die Reihenfolge der Künste ist bei dem eigentlichen Begründer des Systems, Martianus Capella, einem afrikanischen Gelehrten des 5. Jahrhunderts, der in seiner Enzyklopädie alles Wissens darin dem Varro folgte, eine etwas andere als bei Cassiodorus, der wie Boëthius ein einschlägiges, später autoritatives Lehrbuch geschrieben hat. Auf den Bildungsgang des Klerikers hat namentlich Hrabanus Maurus das System in ausführlicher Entwickelung angewandt. Aber es ist klar, daß jene Disziplinen für das Mittelalter nicht alle von demselben Wert sein konnten. Die formalen mußten bei der Bedeutung der lateinischen Sprache zunächst im Vordergrunde stehen. Auch fehlten für den Unterricht in allen Fächern oft die nötigen Lehrkräfte, so daß häufig nur einzelne eingehender getrieben wurden. Grammatik und Rhetorik waren einst bei Übernahme der hellenischen Bildung den Römern als wichtigste Künste erschienen, insbesondere war die Redekunst Ziel und Abschluß der Bildung; erst allmählich sind diese Disziplinen nebst der Dialektik dann der altchristlichen Bildung einverleibt worden; bei ihrer Übertragung endlich auf die mittelalterliche Halbkultur änderte sich ihr Betrieb ganz wesentlich. Die Hauptsache war jetzt die Grammatik: selbst für die Romanen hatte deren Erlernung, obgleich ihre Sprachen noch unfertig waren und das Latein ihnen nicht als fremde Sprache galt, seine Schwierigkeiten, wieviel mehr für die Deutschen!

Die *Grammatik* (siehe die Abbildung S. 231) wurde die Königin der Wissenschaften, *wohlverstanden in ihrer damaligen Bedeutung* als „Kunst, Dichter und Historiker zu erklären, richtig zu sprechen und zu schreiben" (Hrabanus Maurus), also *als mündliche und schriftliche Beherrschung der lateinischen Sprache*. Die Grammatik des Donatus, die aber bei der Schwierigkeit des für die römische Jugend berechneten Originals fast von jedem bedeutenden Lehrer neu bearbeitet und zurechtgemacht wurde, und das Werk des Priscianus, das man namentlich zur Erklärung und zum Verständnis des Donat benutzter waren es, die das Mittelalter vorzüglich als Handbücher schätzte. Andere grammatische Schriften waren mindestens in den Bibliotheken der Klöster vorhanden. Den Unterrichts- und Übungsstoff aber gaben in letzter Linie die Klassiker her, vor allem die Dichter, und von ihnen besonders Vergil, während unter den Prosaikern Cicero der wichtigste war. Man lernte aus ihnen aber auch stofflich, vor allem geschichtliche Tatsachen. Doch geht ihrem Studium, überhaupt dem der eigentlichen Grammatik, ein Elementarunterricht voraus. Diesen muß man sich nicht allzu niedrig vorstellen. Es scheint aber, als ob die Kinder häufig schon vor diesem Unterricht, also gänzlich verständnis- und gedankenlos, lateinische Psalmen auswendig lernten, was dann auch später neben dem Unterricht einherging. Ebenso lernten sie am Psalter lesen. Als Schullese- und -lehrbücher genossen sie nach dem Lesenlernen zu Anfang des Triviums die Fabeln des Avian und die Sittensprüche des Cato Censorius, später auch den Äsop, Sammlungen in poetischer Form, die sich freilich im Laufe der Zeit formell und methodisch in vieler Beziehung wandelten, auch aus allen möglichen Quellen (Bibel, Kirchenväter, Klassiker) mannigfach erweitert wurden: schon um das Jahr 1000 gab es eine berühmte Umarbeitung des Avian und Cato, die Fecundia Ratis (das vollbeladene Schiff) des Egbert von Lüttich. Otloh von St. Emmeram hat durch sein übertrieben biblisches „Buch der Sprichwörter" vergebens jene Schulbücher zu verdrängen gesucht. Die Unterrichtsweise bestand in der Einzelvorführung jedes Wortes mit hinzugefügter deutscher Übersetzung. Der Lehrer sagte vor, die Schüler wiederholten. So pflegte man auch zwischen die Zeilen der handschriftlichen lateinischen Texte die einzelnen Ausdrücke deutsch hineinzuschreiben (Interlinearversion).



Syntax usw. waren also zunächst gleichgültig, die Hauptsache war Aneignung eines Wortschatzes — auch bei der späteren Lektüre legten sich die Schüler Vokabularien an —; deklinieren und konjugieren wurde aber früh gelernt. Natürlich folgten auch Erläuterungen des Lehrers, und sicherlich wurden die Verse gelegentlich frei übersetzt. Besonders wichtig ist, daß man auf regelmäßiges Lateinsprechen, selbst der Kleinen, hielt: in den Händen der Schüler befanden sich häufig Gesprächbücher, die den nötigen Anhalt gaben. Nach solchem Anfangsunterricht, über den man in manchen Klöstern sicher nicht hinausgekommen ist, folgte dann als Beginn des eigentlichen Studiums die Lektüre von Dichtern, die aber zunächst metrische Studien — auch dafür gab es Lehrbücher — nötig machte. Daß Vergil bei dieser Lektüre im Vordergrunde stand, rührt wesentlich aus dem Umstand her, daß Donat und Priscian namentlich aus seiner „Äneïs" ihre Beispiele schöpfen. Zum grammatischen Unterricht, der zum Teil erst durch fremde Gelehrte, wie jenen Gunzo von Novara, aber auch durch tüchtige deutsche Lehrer ausgestaltet wurde, gehörte endlich immer das Versemachen. Man erlernte es meist durch Umgießen eines Prosatextes in poetische Form (dictamen metricum). Diese Schulpflege des Dichtens ist die Ursache dafür, daß wir so häufig selbst bei trockenen Chronisten eingefügte Verse finden. Gute Verse sind das erste Kennzeichen des Gebildeten, früh auch ein beliebtes Mittel, sich bei den Großen einzuschmeicheln.

Die Stilübungen in lateinischer Prosa führen zu dem Fach der *Rhetorik* (siehe die Abbildung S. 231). Die ars dictandi, die insbesondere auch die *Kunst* umfaßte, in richtiger Handhabung der überlieferten Formen und Formeln *Urkunden, Briefe und sonstige rechtliche oder geschäftliche Schriftstücke*, Testamente usw., *abzufassen*, war ein für den weiterstrebenden Geistlichen sehr wertvoller Besitz und auch nach dem Freisinger Verzeichnis der Lehranforderungen an die Geistlichen (quae a presbyteris discenda sint) aus dem 9. Jahrhundert durchaus wichtig. Solche Kenntnisse gingen meist Hand in Hand mit einer Summe juristischen Wissens und befähigten den Geistlichen zur monopolartigen Handhabung der immer wichtiger werdenden weltlichen, öffentlichen und privaten, schriftlichen Geschäfte, namentlich zum Urkundenschreiben, zur *Verwaltung der Kanzleien*, endlich zum Notariat, das sich später von Italien aus verbreitete. Die weltlichen Kanzleibeamten, die es noch zur Merowingerzeit gab, waren jetzt verschwunden. Jeder Große hatte seinen clericus. Die vielbenutzten Hilfsmittel waren die immer häufigeren, meist wirkliche Briefe und Urkunden bringenden Formelbücher und Formelsammlungen, die später, in Deutschland allerdings zunächst selten, nach dem Vorgang Alberichs von Monte Cassino die Sache auch theoretisch behandelten. Die Pflege der *eigentlichen Rhetorik* — was das Mittelalter so nennt, ist im Grunde wesentlich die ars dictandi — *trat* gegenüber derjenigen im Altertum natürlich *zurück*. Für die nunmehrige oratorische Hauptleistung, die Predigt, lernte man das Nötige nicht aus klassischen Schriftstellern, sondern aus christlichen, besonders aus Augustinus. Deklamatorische Übungen schätzte man überhaupt nicht. Anderseits suchte man dem Prosastil überhaupt doch ein klassisches Ansehen zu geben, freilich in sehr äußerlicher Weise. Dafür benutzte man neben Augustinus und Martianus Capella auch Quintilian, namentlich aber den als „König der Beredsamkeit" gepriesenen Cicero. Eine rhetorische Lehrschrift stammte schon von Alkuin, eine spätere auch von Gerbert.

Die *Dialektik*, d. h. die mit Hilfe der erlernten stilistischen Künste erstrebte Schulung des Verstandes, sollte vor allem dazu helfen, die christliche Lehre denkhaft aufzunehmen und, wie Hrabanus sagt, die „Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen". Sie war mit ihrer

spitzfindigen Tüftelei und Disputiertechnik den rätsel- und streitliedliebenden Deutschen vielleicht sehr sympathisch, und die Freude am Disputieren zeigt sich auch bei den Laien ziemlich früh, so bei Karl dem Großen, später bei Otto II. Aber die eigentliche Blütezeit des Definierens und Interpretierens, des künstlichen Durchhechelns und Beweisens liegt erst später in der geistig selbständigeren Epoche der Scholastik. Doch schwand zum Teil schon im 11. Jahrhundert die bisherige Weise, auf Grund der Grammatik und mit Hilfe der Kirchenväter die Heilige Schrift zu erklären, vor der dialektischen Behandlung ihrer Stellen. Auch für die Dialektik gaben antike Autoren den Anhalt: neben den späten Kompilatoren Martianus Capella, Boëthius, Cassiodor auch der früh gepriesene Meister Aristoteles, der aber natürlich ins Lateinische übersetzt war (von Boëthius und Victorinus). Für die Dialektik hatte wieder bereits Alkuin ein Handbuch geschrieben. Die meisten Handbücher der Dialektik waren übrigens in dialogischer Form abgefaßt.

Die Musik und die Astronomie, jene mit einem Glockenspiel, diese in der Mitte zwischen berühmten Vertretern des Faches. Dazu wenig besagende Zitate und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 235 u. 236.

Vor dieser dem Geistlichen unerläßlichen Trivialbildung traten die Fächer des Quadriviums, das man wohl auch als Mathematik bezeichnete und immer als sehr schwierig angesehen hat, bedeutend zurück und wurden auch nur von wenigen studiert. Freilich



gewisse elementare Seiten dieser Fächer mußten auch von dem Durchschnittsgeistlichen beherrscht werden, wurden überhaupt schon im Elementarunterricht behandelt, namentlich die ersten Anfangsgründe des Rechnens, wobei man die Zahlen mittels der Finger darstellte und auch mit deren Hilfe zählen und primitiv rechnen lernte. Ebenso hatte der Gesangunterricht nur wenig mit dem theoretischen Quadrivialfach der Musik, deren praktische Pflege schon oben (S. 222) erörtert wurde, zu tun. Jener begann sehr früh, um die Knaben sogleich beim Gottesdienst, der ja mit Gesang durchsetzt war, gebrauchen zu können; auf das Singen wurde mehr Zeit verwendet als auf irgendeinen anderen Gegenstand, und es muß auch schwer gewesen sein, die „rauhen germanischen Kehlen" zum durchgebildeten römischen Kirchengesang zu erziehen. Immerhin führte doch eben diese unerläßliche Gesangs- wie Musikpflege zum theoretischen Studium der Musik (siehe die Abbildung S. 234), wobei aber auch die Arithmetik, bei dem Studium der Tonverhältnisse, der Tonart usw., mit hineinspielte. Ihm widmeten sich nur die begabten Schüler; Epoche machte hier wieder die Lehrtätigkeit Gerberts. Die Lehrschriften dieses Faches gingen übrigens alle auf des Boëthius fünf Bücher de musica zurück.



Die Arithmetik und die Geometrie, männliche Gestalten mit einem Rechenbrett bezw. geometrischen Figuren in der Mitte zwischen berühmten Vertretern der Fächer usw. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17405). Vgl. Text S. 236.

Ein bedeutendes Interesse für die Kirche hatte die Astronomie (s. die Abbildung S. 234), einmal wegen der Feststellung der Tages- oder vielmehr der Nachtzeit, um z. B. den Frühgottesdienst richtig beginnen zu können, sodann vor allem wegen der für die Bestimmung der Jahresfeste, insbesondere des Osterfestes, notwendigen Kalenderberechnung (computus). Bis zu Karl dem Großen feierte man gelegentlich das Osterfest an verschiedenen Orten noch zu verschiedenen Zeiten. Schon die Schüler wurden daher zur Beobachtung des Himmels angehalten, anderseits in der Handhabung eines Kalendariums unterwiesen. Letztere hatten die meisten Geistlichen notdürftig inne, entbehrten aber wohl gewöhnlich tieferer Kenntnisse auf diesem Gebiete. Immerhin ist dieses komputistische Studium neben der Musik für die Mehrzahl der Kern des ganzen Quadriviums gewesen. Neben der Astronomie brauchte man dazu die Arithmetik (siehe die Abbildung S. 235), neben einer Reihe elementarer astronomischer Regeln über den Lauf der Sonne, des Mondes, der Sterne eine etwas bessere Rechenkunst. Immer aber enthielten die zahlreichen komputistischen Schriften, wie sie Beda, Alkuin, Hrabanus, Wilhelm von Hirsau und andere verfaßt haben, und die wieder auf eine Lehrschrift des Boëthius — ihrerseits eine Übersetzung von Nikomachs Arithmetik — zurückgehen, einen astronomischen Teil, der allerdings vorzugsweise die zur Osterfestberechnung nötigen Dinge (Epakten usw.) mitteilte. Erst Gerbert leitete wieder einen Fortschritt dieses Faches ein, indem er, vielleicht schon unter Einwirkung der neuen arabischen Einflüsse, den Zeitgenossen wundersam erscheinende Instrumente, Himmelsgloben usw., einführte, die sich dann in den Schulen verbreiteten. Ebenso hat er aber auch den Rechenunterricht, der damals, sobald es an größere Zahlen ging, äußerst schwierig schien, erleichtert und gehoben durch Verwendung einer (wohl von den Mauren übernommenen) Rechentafel, des Abakus. Im übrigen legte man für das höhere arithmetische Studium nach Alkuins Vorgang besonderen Wert auf eine tiefsinnige, ursprünglich pythagoreische Zahlenmystik und Zahlensymbolik, die man, als für das Verständnis der Heiligen Schrift wichtig, auch in den Schulen behandelte. Vernachlässigt wurde hingegen die Geometrie, denn die Vermeussngsinteressen der Römer bestanden nicht mehr. Man hatte lateinische Auszüge aus Euklid, doch hat auch hier Gerbert durch die Neuauffindung der Geometrie des Boëthius (wie Euklid auf der Abbildung S. 235 dargestellt) einige Fortschritte gebracht. Geometrie bedeutete damals überdies wesentlich nur rohe Geographie; man unterrichtete meist auf Grund des Martianus Capella, d. h. antiker Autoren; doch bediente sich schon Notker Labeo dabei eines Erdglobus. Weltkarten hatten sich in den Klöstern in römischer Tradition öfter erhalten.

Nicht schematisch im System untergebracht, gab es noch mancherlei Kenntnisse, die die Schulen vermittelten; so naturwissenschaftliche, die man sich meist aus der theologisch gerichteten Enzyklopädie des Hrabanus de universo holte, so insbesondere zoologische, die sich auf den „Physiologus" stützten, jene mittelalterliche Tierkunde, die antike Vorstellungen und symbolische Verwertung der biblischen Tiere im christlichen Sinne verband; botanische Kenntnisse vermittelte der Arzneigarten des Klosters. Geschichtliche Studien wurden wohl meist privatim getrieben, wenn auch der Unterricht geschichtlichen Stoff bei der Lektüre mitteilte. Die zahlreichen Handbücher der Weltgeschichte leiten sich alle von Hieronymus' Weltchronik her.

---

Es erhebt sich die Frage: wieviel von dieser klerikalen Bildung ging nun wirklich auf die Laien über? Denn nur aus der Hand des Geistlichen erhielt, wie wiederholt betont sei, der deutsche Laie seine Bildung: jene Hofschulen (vgl. S. 92, jedoch auch S. 225)



kommen für die spätere Zeit nicht in Betracht, und andere weltliche Schulen, wie sie wohl in romanischen Ländern vom Altertum her weiterexistierten, gab es in Deutschland nicht. Dagegen besuchten Laien, wie wir sahen, die geistlichen Schulen. Es scheint aber nach jenem vorübergehenden Aufschwung wieder die Meinung gegolten zu haben, daß es einem, der nicht Geistlicher werden wolle, übel anstehe, die Schule zu besuchen. Das stellt wenigstens Wipo 1041 in seinem „Tetralogus" als allgemeine, von ihm freilich bekämpfte Ansicht der Vornehmen in Deutschland hin und hebt dagegen den Bildungseifer des italienischen Adels hervor. Man kann, worauf Wattenbach hinwies, aus den Heiligenleben häufig ersehen, daß damit, daß ein Jüngling Lateinisch lernen sollte, die Absicht ausgesprochen war, ihn Geistlicher werden zu lassen, und manche Mutter — von der Hinneigung der Frauen zur geistlichen Bildung werden wir sogleich (S. 238) hören — hat ohne Wissen des Vaters dafür gesorgt. Bis zu einem gewissen Grade könnten die Herrscher mit ihrer Bildung oder Unbildung für die Gesamtheit charakteristisch sein, indessen bewirkten bei ihnen in der Regel ihr engeres leitendes Verhältnis zur Kirche und die Ansprüche, die an sie herantraten, eine bessere Bildung, als sie viele Große oder gar geringere Leute hatten. Immer bei dem Auftreten eines neuen Herrscherhauses zeigte sich ein Tiefstand der Bildung, der langsam beseitigt wurde. Wenn nach Karl dem Großen noch Ludwig der Fromme fließend Latein sprach, sogar Griechisch verstand und in der Kirchenliteratur sehr beschlagen war, wenn dann weiter Ludwig der Deutsche sich mit Gelehrten umgab, großen Bildungseifer und Wissensdurst hatte, als „edler Franke von weisen Gedanken und weiser Rede" von Otfried gepriesen ward, mit Hrabanus Maurus freundschaftlich verkehrte und von ihm wie von anderen Werke zugeeignet erhielt, wenn sich ähnliche Interessen auch bei Karl dem Dicken zeigten, so erschienen in den ersten sächsischen Herrschern, Heinrich I. und Otto I., wieder ganz ungelehrte Männer auf dem Throne. Aber bald erblühte am Hofe neues geistiges Leben, jene (S. 224 ff.) geschilderte Renaissance. Otto II. wie Otto III. waren hochgebildet (vgl. S. 225), Heinrich II., in Hildesheim und Regensburg erzogen, sogar sehr gelehrt, freilich mit stark kirchlicher Färbung. Wieder kam dann mit dem Salier Konrad II. ein Mann auf den Thron, der weder lesen noch schreiben konnte, ein idiota literarum, wie er damals einmal genannt wurde, während charakteristischerweise seine Gemahlin Gisela nicht weniger gebildet war als die Gemahlin seines Vorgängers, Kunigunde, und so viele andere edle Frauen. Giselas Einfluß bewirkte, entsprechend der Erziehung Ottos II. durch Adelheid, daß bereits Heinrich III. wieder als Hort der Wissenschaft galt: die Glieder seiner Hofschule waren bedeutende Männer, und jener Wipo forderte ihn auf, unter dem Adel die Wissenschaften neu erstehen zu lassen. Von Heinrich IV., der nach Ekkehard IV. Geistliche und am liebsten Gelehrte um sich haben wollte, sich viel mit dem Psalter, überhaupt mit der Heiligen Schrift und dem Studium der freien Künste beschäftigte, wird gerühmt, daß er an ihn gerichtete Briefe selbst lesen und verstehen konnte. Heinrich V. war ebenfalls ein Mann von gelehrten Interessen.

Gerade die Unbildung der Herrscher aus einem neuen Hause beweist nun doch eine geringe Bildung unter dem männlichen hohen Adel: es ist charakteristisch, daß seit Karls des Großen Enkel, dem Sohne der Bertha, Nithart, der seine Erlebnisse selbst geschildert hat, kein laiischer Geschichtsschreiber wieder auftrat. Im ganzen scheint im 11. Jahrhundert die Sache noch schlimmer geworden zu sein. Damals konnte Wipo das oben angeführte Urteil abgeben, das freilich noch lange zutreffen sollte. Wie bei Heinrich IV. wird bei Pfalzgraf Friedrich im 11. Jahrhundert besonders hervorgehoben, daß er Briefe selbst lesen konnte.

Früher scheint die Bildung nicht so gering gewesen zu sein. Ein Graf Udalrich von Ebersberg beklagt sich zu Beginn des 11. Jahrhunderts z. B. über den Rückgang der Kenntnis der Rechtsbücher bei den Edelleuten (vgl. S. 177), die also früher vorhanden gewesen sein muß. Man hat auch mit Recht aus der Existenz einer volkstümlichen lateinischen Literatur im 10. Jahrhundert und aus jenen dichterischen Erzeugnissen in heimischer Sprache, wie dem „Crist" des Otfried von Weißenburg, auf eine gewisse Laienbildung, die solche Lektüre doch erforderte, geschlossen. Auch gab es wohl im 10. Jahrhundert vornehme Laien, die den Vergil lasen.

Auf alle Fälle aber war eine solche Bildung in den höheren Schichten bei dem *weiblichen Geschlechte in viel größerem Umfange* vorhanden als bei dem männlichen, wie denn schon der Germane der Frau den geistigen Vorrang gern überließ. Neben dem schriftunkundigen König Heinrich I. steht seine Gemahlin Mathilde, die nach Widukinds Bericht als Witwe den Psalter lesen und lateinische Briefe verstehen lernte und von ihren Dienerinnen das gleiche verlangte. Ihrem Sohne, Otto II., las die Kaiserin Adelheid die lateinischen Briefe vor. Von den Königinnen Kunigunde und Gisela war eben die Rede. So hatten viele fürstliche Frauen, wie schon die Töchter Karls des Großen, als gelehrige Schülerinnen von Geistlichen am Hofe einen nicht geringen Bildungsgrad sich erworben. Schon oben (S. 226) ist auf die große Rolle hingewiesen worden, die die Frauen in dieser Zeit zu spielen beginnen, vor allem eben wegen ihres Anteils an geistlicher Bildung. *Frauen und Geistliche* waren durch dieses geistige Interesse, das dem Manne damals in der Regel noch durchaus verächtlich schien, *enger verbunden*. Gelehrte Laien haben ihre Bildung auch immer zunächst dem Bildungseifer ihrer Mütter verdankt. Meist erlangten vornehme Mädchen ihre Überlegenheit aber durch ihre Erziehung im Kloster, durch den Besuch der Schulen der Benediktinerinnen. Gewisse Frauenklöster waren zu berühmten Bildungsstätten geworden, z. B. Gandersheim durch die Bestrebungen Gerbirgs oder Quedlinburg. Zu den Zeiten der Ottonen sandte man sogar junge vornehme Knaben, die Kleriker werden sollten, zur ersten elementaren Unterweisung in Frauenklöster. Deren Unterrichtsstoff und Unterrichtsweise entsprachen im ganzen denen der Männerklöster. Daneben wurde feine Handarbeit gelehrt. Meist freilich beschränkte sich der Gewinn auf diese sowie das Psalterlesen und -singen. Der Psalter wurde seit dem 9. Jahrhundert häufig ins Deutsche übersetzt und war „das gewöhnliche Andachtsbuch der Frauen" (Karl Weinhold). Aber gerade bei hochstehenden Frauen finden wir auch ein über dies gewöhnliche Maß hinausgehendes Wissen. Von Hedwig, der Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, die, dem Griechenkaiser als Verlobte bestimmt, schon als Kind Griechisch lernte, wurde bereits (S. 226) erwähnt, wie sie als Witwe des Herzogs von Schwaben auf dem Hohentwiel von dem St. Galler Mönch Lateinisch lernte und mit ihm den Vergil las. Von den Frauen, die aus fremden Landen mit reicherer Kultur auf den deutschen Königsthron kamen, sei nicht weiter gesprochen: zu der überlegenen Rolle weiblicher Bildung haben sie aber besonders beigetragen. Auch als die männliche Laienbildung verfiel, blieben die Frauen vielfach ihren Traditionen treu.

Von einem Einfluß des Klerus auf die *Volksbildung* kann man in dieser Zeit überhaupt nicht oder doch nur insofern sprechen, als jene *religiöse Unterweisung*, die schon Karl der Große (vgl. S. 93) allgemein anordnete, auch späterhin kaum gefehlt haben wird. Man darf hier das Bildungsmoment, das in der Predigt lag, nicht übersehen. Voraussetzung ist dabei die *deutsche Predigt*. So wird zu Anfang des 11. Jahrhunderts als ein verdienstlicher Volksprediger Godehard von Hildesheim genannt. Der Bildungszustand des niederen



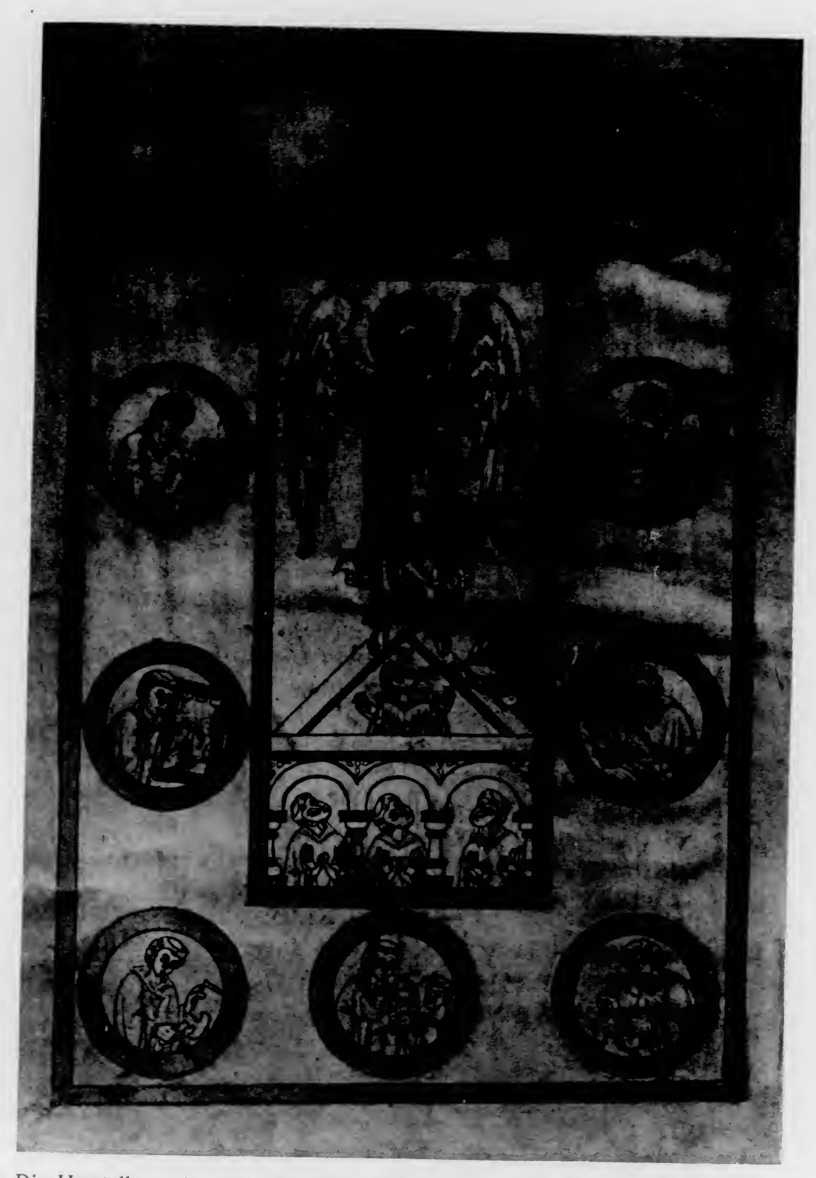
Pfarrklerus war freilich nicht so hervorragend, daß er den Hörern große Schätze bieten konnte. Aber immerhin mochten Erzählungen aus den Legenden, auch wohl einiger eingestreute weltliche Wissensstoff den geistigen Horizont ein wenig erweitern helfen.

Ein elementarer Teil des Unterrichts ist bisher noch nicht berührt worden, das *Schreiben*. Es bildet die *Grundlage für eine der wichtigsten Kulturleistungen des mittelalterlichen Klerus*, für seine *Abschreibetätigkeit*. Das, was uns von antiken Autoren erhalten ist, verdanken wir wesentlich dem behaglichen Eifer mönchischer Abschreiber. Auch darin folgten diese wieder nur den antiken Traditionen. Im klassischen Altertum hatte die Abschreibetätigkeit als Mittel, Wissen und Bildung zu verbreiten, bereits eine außerordentliche Höhe erreicht. In den großen Kulturzentren der antiken Welt bewirkte sie einen fast modernen literarischen Verkehr. Zu den Handschriften vervielfältigenden Gelehrten traten bald die abschreibenden Sklaven reicher Privatleute, dann gewerbsmäßige Abschreiber. Damit im Zusammenhang entwickelte sich ein lohnender, nicht immer solider Handschriftenhandel; bildungseifrige Römer konnten ohne Schwierigkeiten ganze Bibliotheken in Athen kaufen. Die Rolle Athens übernahm später Alexandria, auch wohl Antiochia und andere Städte, ins Große ging die Entwickelung aber im kaiserlichen Rom. Die Masse der Sklaven gestattete einen wirklichen Großbetrieb. Mit dem sinkenden Altertum ist dann dieser ganze Betrieb außerordentlich zurückgegangen, aber immerhin doch nicht vernichtet worden und in Italien wohl nie ganz verschwunden. In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung vernimmt man noch häufig von gewerbsmäßigen weltlichen Schreibern. Allmählich aber geht die Tätigkeit des Bücherschreibens auf den Bildungsträger des Mittelalters, den Klerus, über. Und zwar widmeten sich ihr weniger die Weltgeistlichen, obgleich wir eine von einem solchen geschriebene Handschrift von 517 haben und Weltgeistliche in den Kanzleien oder als Lohnschreiber erwähnt finden, als vielmehr die Mönche. Zunächst war es die Kirche selbst, die für ihre Bedürfnisse Bücher und daher auch Bücherschreiber brauchte. Die Institution der Klöster war wie dazu geschaffen, Leute mit genügender Muße zu solcher Beschäftigung herzugeben. Hieronymus empfiehlt schon gelegentlich einem Mönch das Bücherschreiben, Cassiodor hat das Abschreiben geistlicher Werke als sehr verdienstlich hingestellt, auch wohl seine Mönche zu solcher Tätigkeit organisiert. Eine ganz besondere Bedeutung erhielt diese nun bei der Ausbreitung der Klöster nach England und Irland sowie nach Deutschland. Es galt alsbald auch, die nichtgeistliche Literatur, die man zum Studium der lateinischen Sprache und zur Gewinnung gewisser stofflicher Kenntnisse brauchte, ebenfalls zu vervielfältigen; und hier haben sich wieder die Benediktiner, im Zusammenhang mit ihrem Schulwesen, besondere Verdienste erworben. Eine anfängliche Inferiorität dieser Leistungen, auch der Schrift selbst, haben Karls des Großen Bildungsreform und die neue Minuskelschrift, die Alkuin im St. Martinskloster zu Tours schuf, und die über Fulda wieder auf Deutschland wirkte (vgl. S. 91), beseitigt. Es wurde die Schreibstube ein unentbehrliches Requisit für jedes Kloster, und zahlreiche Äußerungen in Versen wie in Prosa rühmen von nun an die Schreibtätigkeit der Mönche als dem Himmel wohlgefällig. Naturgemäß richtete sie sich in erster Linie immer auf die Herstellung der für den Gottesdienst nötigen Bücher, auf Evangeliare, Meßbücher usw. Anderseits wurde in den Klöstern mancherlei *Schreibwerk zu praktischen Zwecken* verrichtet. Briefe wurden geschrieben — von der Kunst der Abfassung von Urkunden war schon (S. 233) die Rede —, allerlei Bücher geführt: Nekrologien (Totenbücher) mit den Sterbetagen der durch Fürbitte zu ehrenden Heiligen, Päpste, Herrscher, geistlichen Würdenträger, namentlich

aber der Gönner und Stifter, für die Seelenmessen zu lesen waren, Kalendarien für die Festtage der Märtyrer und Heiligen, Kopialbücher für Urkunden und Briefe, Sal- und Traditionsbücher für Grundbesitzveränderungen und Besitzübertragungen an das Kloster.

So war denn das Erlernen des Schreibens unbedingtes Erfordernis für den künftigen Geistlichen. Der Schüler begann damit, Buchstaben und Worte, die auf Wachstafeln eingegraben waren, mit dem Griffel nachzuziehen, dann fing er an, sie frei nachzubilden. Durch Glattstreichen des Wachses war die Tafel immer wieder brauchbar, wie man denn solche mit den inneren Seiten zusammengeklappten Wachstafeln nicht nur am Gürtel des Lehrers in der Schule, sondern auch beim Schreiber in Kloster oder Kanzlei, bei den weltliche Geschäfte führenden Klerikern usw. sah; denn man benutzte sie zu allerlei Notizen, auch zu Entwürfen, und noch sehr lange dienten sie für Rechnungen. Auf die vorbereitenden Übungen folgte das Schreiben mit Tinte auf Pergament. Der Papyrusstoff, den der Römer verwendet hatte, war mit dem 10. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen. Das nunmehr als Hauptschreibstoff geltende und für Bücher wie Urkunden seiner Dauerhaftigkeit wegen geschätzte Pergament war teuer, und man ging daher sparsam mit ihm um, schrieb wohl auch auf bereits benutztes Pergament nach Beseitigung des früheren Textes noch einmal (Palimpseste). Es war aber auch nicht leicht zu beschreiben, und so gestaltete sich der Schreibbetrieb schwerfällig. Überhaupt mochte die Schüler das Erlernen des Schreibens sauer ankommen. Auf die richtige Haltung der Feder oder des spitzen Tintenrohres wurde vor allem geachtet. Der Rücken büßte oft, wie manche Äußerungen zeigen, für die Ungelenkheit der Finger. War aber dann der Knabe ein angehender Schreiber geworden, so wurde er häufig sogleich zum Abschreiben von Handschriften herangezogen, was kaum zur Güte derselben beitrug. „Und eure Knaben", heißt es schon in der „Allgemeinen Ermahnung" Karls des Großen von 789, „laßt nicht beim Lesen oder Schreiben sich verderben. Und wenn es nötig ist, ein Evangelienbuch oder einen Psalter oder ein Meßbuch abzuschreiben, so sollen das Leute reifen Alters schreiben mit aller Sorgfalt." Doch sind noch später Handschriften, die uns erhalten sind, von Knaben hergestellt worden.

Vor dem Schreiben (s. die beigeheftete Tafel „Die Herstellung des mittelalterlichen Buches") waren nun mancherlei Vorbereitungen — alles in Verfolg römischer Tradition — notwendig. Das Pergament mußte richtig ausgewählt, dann geschabt, mit Bimsstein auf beiden Seiten geglättet, gekreidet, zugeschnitten, mit einem Griffel liniiert und in Lagen (meist von vier Bogen) gebracht werden. Mancher verwendete dazu die Abendstunden, falls er nicht studierte. Auf die Herstellung der Tinte wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schreibstube der Klöster war dann der Schauplatz emsiger Tätigkeit; zu rascherem Fortgang verteilte man oft die Lagen des abzuschreibenden Werkes an verschiedene Schreiber, so daß dieselbe Handschrift verschiedene Hände aufweist und sich je nach der weiten oder engen Schrift zuweilen Zusammendrängung der Buchstaben oder ein freier Raum am Schluß der Lage findet. Wichtig war sodann die Tätigkeit des Rubrikators, der die möglichst groß geschriebenen Buchstaben zu Anfang des Ganzen wie der einzelnen Abschnitte rot ausmalte. Dieser Schmuck der Initialen wurde immer mehr ausgestaltet. Die Schreibtätigkeit lag in erster Linie dem Librarius des Klosters ob. Zahlreich sind die fleißigen Schreiber unter den Mönchen gewesen, zahlreich die Schreibkünstler unter ihnen, die sich der geliebten Tätigkeit wohl auch in ihrer Zelle widmeten. Einzelne verherrlichte sogar die Legende, wie den Schottenmönch Marianus in Regensburg. Von dem Prämonstratenser Richard in



Die Herstellung des mittelalterlichen Buches nach einer Miniatur des 12. Jahrh.

Titelbild einer Pergamenthandschrift der Königl. Bibliothek in Bamberg (Patr. 5 [B. II. 5]), veröffentlicht von J. Loubier in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", XII, 2.

## Erklärung der umstehenden Tafel.

---

Linke Reihe von oben nach unten, Nr. 1: Zurechtschneiden einer Kielfeder mit Federmesser; Nr. 2: Eintragung in eine Wachstafel (Diptychon; für kurze Notizen) mittels Schreibgriffels; Nr. 3: Abschaben eines in einen Holzrahmen gespannten Pergaments mit Schabmesser; Nr. 4: Zurichtung eines Holzdeckels für das Buch mit Handbeil.

Rechte Reihe von oben nach unten, Nr. 1: Herstellung einer neuen Lage von vier Pergamentbogen (quaternio), um darauf weiterzuschreiben (der vierte Bogen liegt noch neben dem Schreiber); Nr. 2: Heften eines Buches an einer Heftlade; Nr. 3: Zurechtschneiden des Pergaments mit Federmesser entlang einem Lineal; Nr. 4: Bearbeitung einer metallenen Schließe des Einbandes auf einem kleinen Ambos.

Mitte oben und unten: Das fertige Buch.

Im großen Mittelbild an dem Giebeldreieck: Miniator mit Pinsel und Farbschale. Vgl. Text S. 240.

---



Wedinghausen, einem Engländer, bewahrte man die zwanzig Jahre nach seinem Tode noch wohlerhaltene rechte Hand als Reliquie auf. Über die Mühsal, die die langwierige Arbeit mit sich brachte, ist freilich auch oft von den Schreibern geklagt worden, namentlich von den Mönchen, die zur Strafe schreiben mußten. „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet" (Tres digiti scribunt, totum corpusque laborat) — der Vers kehrt seit dem 7. Jahrhundert in den Handschriften immer wieder und wird noch von Luther zitiert. „Hart ist des Schreibers Kunst vor allen Künsten", heißt es ein anderes Mal. Auch Nonnen lagen dem Schreiben, das sie ebenfalls lernen mußten, nicht selten ob, wie denn für Hildebald von Köln zur Zeit Karls des Großen neun Nonnen Handschriften abschrieben. Seit dem 12. Jahrhundert hören wir mehrfach von solchen Schreiberinnen. Auf die Korrektheit der Handschriften, vor allem der kirchlichen, achtete



Der Einband zum Codex aureus aus dem Kloster St. Emmeram zu Regensburg (975) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 14000). Vgl. Text S. 242.

man nach einer Periode der Verwilderung im 7. und 8. Jahrhundert seit Karl dem Großen sorgfältiger, ohne freilich die durch die Mängel der Vorlagen oder die Unfähigkeit und Verständnislosigkeit, aber auch das Besserwissenwollen der Schreiber hervorgerufene Fehlerhaftigkeit überwinden zu können. Wir haben anderseits Beispiele für eine verständige Kritik, wie bei Ekkehard IV. von St. Gallen. Mancher Abt las selbst Korrektur oder sorgte, wie Wilhelm von Hirsau, für einen gelehrten Korrektor. Den Grundstock der Handschriften bildeten die kirchlichen, daneben war man aber darauf bedacht, die Klassiker, namentlich die Dichter, deren man

zum Unterricht bedurfte, abzuschreiben. Es war nicht immer leicht, sich die Vorlagen zu verschaffen, da sie ein anderes Kloster aus Furcht, sie nicht wiederzuerhalten, meist nicht hergab. Die Handschriften mußten aus diesem Grunde oft außerhalb des Klosters hergestellt werden.

Allzu groß darf man sich daher auch nicht die Bibliotheken der Klöster denken. Neben den Meßbüchern, Antiphonarien usw., die überall da waren, neben den Unterrichtsbüchern ferner kamen anfangs wohl nur wenige Bücher ins Kloster. Fulda, die Reichenau, St. Gallen mögen aber schon früh einige hundert Bücher besessen haben. Einen höchst fürsorglichen Bibliothekar hatte die Reichenau in Reginbert. Dem 821 begonnenen Katalog fügt er stolz das Verzeichnis der Bücher bei, welche er „de meo gradu“ (also seinerseits) abgeschrieben oder abschreiben lassen oder von Freunden geschenkt erhalten hat. Seit dem 10. Jahrhundert kamen dann durch die engere Verbindung mit Italien zahlreiche Handschriften, von Mönchen dort erworben, nach Deutschland, und nun setzte auch eine regere Abschreibetätigkeit ein. Die Briefe Gerberts zeigen, daß man damals insbesondere auch den klassischen Schriftstellern eifrig nachspürte; oft sind solche Handschriften von Geistlichen sehr teuer in Italien gekauft worden, und jedenfalls hat diese Zeit das Hauptverdienst um die Überlieferung der Klassiker. Viele Äbte begannen angelegentlich für Vermehrung ihrer Bibliotheken zu sorgen. Ebenso wurden allmählich die Geschenke häufiger. Man hütete diese Schätze ängstlich, verlieh in der Regel auch wohl nur gegen Pfand. Gerade große Herren haben des öfteren den Klöstern Bücher entnommen und das Wiedergeben vergessen oder, wie Otto II. gegenüber St. Gallen, lange hinausgeschoben (vgl. S. 225).

Wertvoll waren die Bücher übrigens oft schon durch ihren Einband (siehe die Abbildung S. 241). Auch hierfür sorgten die Mönche entweder selbst oder durch Klosterleute. Es entwickelte sich so ein neuer Zweig des Kunstgewerbes, und statt der meist üblichen pergament- oder lederüberzogenen, benagelten und mit festen Beschlägen versehenen Holzdeckel wählte man zuweilen Elfenbeinplatten mit Edelsteinschmuck und Gold- oder Silberbeschlägen; solche Bücher hielt man natürlich sorgsam verschlossen. Auch in der sonstigen Ausstattung der Handschriften wurde früh ein gewisser Luxus getrieben, z. B. wurde die aus dem Altertum überlieferte Mode, auf purpurgefärbtem Pergament mit Gold und Silber zu schreiben, durch die angelsächsischen Klöster weiter gepflegt und kam dann in das karolingische Frankenreich, wurde aber namentlich von den Franzosen, die überhaupt, wie z. B. die Kluniazenser, Handschriftenluxus trieben, fortgesetzt.

---

Die Handschriften des Klosters waren nicht selten die Grundlage für ein gelehrtes Studium einzelner Mönche; es kommen Spitznamen vor wie Bücherfaß (vas librorum) für einen Abt von Benediktbeuren. Die Literatur nun, die man damals benutzte und überschaute, bestand einmal in den kirchlichen Schriften, zunächst der Bibel selbst, deren eifriges Studium uns neben der meist poetischen Übersetzungsliteratur vor allem die von deutschen und lateinischen Wort- und Satzerklärungen oder Übertragungen bedeckten, heute noch erhaltenen Handschriften zeigen, sodann in den Werken der Kirchenväter, namentlich des Hieronymus, Augustinus, Gregor, und späterer kirchlicher Autoren. Dazu kam seit Ausgang des 10. Jahrhunderts die kirchenrechtliche, kanonistische Literatur, die Konzilienbeschlüsse, Papstdekrete usw., deren Kenntnis für den höheren Geistlichen sich eigentlich von selbst versteht, auf deren Studium aber ebenfalls die starke Glossierung der Handschriften weist. Weiter ist dann die poetische Literatur christlichen Charakters wichtig, die Dichtungen und Hymnen



des Juvencus, Sedulius, Prudentius, Ambrosius. Diese empfiehlt neben denen des Bischofs Avitus von Vienne schon Notker von St. Gallen dem jungen Salomo, dem späteren Konstanzer Bischof, zum Studium, und namentlich Prudentius wurde ein gefeierter Schulschriftsteller, den man besonders gegen Vergil auszuspielen liebte. Dem geschichtlichen Studium dienten die Chroniken des Eusebius beziehungsweise Hieronymus, des Orosius, des Beda.

Als poetisches Kompendium der sieben freien Künste wurde der schon erwähnte Marcianus Capella inner- und außerhalb der Schulen eifrig studiert. Hierher gehören auch die Schriften des Victorinus und Cassiodor. Ein Lieblingswerk war sodann des Boëthius Buch „von den Trostgründen der Philosophie“. Es führt uns zu der heidnischen Literatur und weiter zu der des klassischen Altertums. Schon beim Schulbetrieb (S. 233) ist von ihr gehandelt worden; aber auch außerhalb des Unterrichts beschäftigte man sich mit ihr in ernster Arbeit wie zur Unterhaltung. Im Vordergrunde standen die Dichter, in erster Reihe der neben Prudentius auch dem grammatischen Unterricht dienende Vergil, namentlich seine „Äneïs“. Charakteristisch ist die Klage Alkuins, die er an den in Vergilstudien aufgehenden Rikbod, Erzbischof zu Trier, richtete: „Hieße ich Vergil, so würde ich immer vor Deinen Augen stehen, so würdest Du höchst aufmerksam meine Worte studieren usw.“ Sehr beliebt war sodann Terentius, an dessen Dramen sich auch manche Klosterdame erfreute, trotz der Hrotsvit (vgl. S. 226). Plautus, weniger elegant, trat fast ganz zurück. Noch mehr wandten die Nonnen aber ihr Interesse dem schlüpfrigen Ovid zu, insbesondere der Liebeskunst (ars amatoria), die den jungen adeligen Damen, die im Kloster erzogen waren, ebenfalls recht bekannt zu sein pflegte. Ebenso wurden die nicht gerade moralischen Satiriker Martial, Juvenal und der grimmige Persius im Mittelalter gelesen, auch in den Schulen. Wesentlich erst seit dem 10. Jahrhundert scheint mit den eben genannten Autoren Horaz in Aufnahme gekommen zu sein, gehörte dann aber bald zu den häufiger gelesenen Schriftstellern. Dazu gehörten endlich Lucan, Seneca und der Dichter Statius, wohl auch Phädrus. Weniger verbreitet scheinen ebenso wie Plautus Catullus, Tibullus, Lucretius gewesen zu sein. Übrigens ist der anfangs so eifrig studierte Terenz später zurückgetreten; aus den Schulen verschwand er zuerst: in der Liste der Schulautoren des Hugo von Trimberg von 1280 kommt er nicht mehr vor. Unter den Prosaikern steht der lange Zeit hindurch mit Verehrung genannte Cicero obenan; eifrig gelesen, zum Teil nachgeahmt wurden Cäsar, Sallust (z. B. von Widukind nachgeahmt), Suetonius, der jüngere Plinius. Auch Varro, Livius, Tacitus (dieser freilich nur bis zur Karolingerzeit) sind dem Mittelalter bekannt gewesen. Indessen gilt dieses „bekannt“ für alle diese Autoren doch nur in beschränktem Sinne. Walter von Speier z. B. hat die von ihm aufgezählten Schulautoren seiner Jugendzeit vielleicht, um den gelehrten Anstrich zu steigern, zu zahlreich angegeben (Juvenal, Persius). Aber auch von Horaz, Vergil und Ovid sind oft nur bestimmte Partien wirklich bekannt gewesen; denn der Hauptzweck des Studiums der antiken Autoren war, Sentenzen und formale Phrasen aus ihnen zu holen. Viele Stellen liefen als Merkverse umher, kehrten in den Schulsammlungen wie in den Formelbüchern immer wieder und wurden in der literarischen Produktion zum formalen und sachlichen Aufputz benutzt (vgl. S. 246).

Es erhebt sich die Frage, wie weit die griechische Literatur bei diesen Studien in Betracht kam. Man hat in der karolingischen Renaissance versucht, das Griechische dem Bildungsstoff einzufügen, freilich ohne nachhaltige Folgen. Alkuin und Hrabanus haben es nicht gekonnt. Ferner brachten dann die Beziehungen zu Byzanz Anregung, Griechisch zu lernen. Die Vermählung Ottos II. mit der Theophano bezeichnet den Höhepunkt solcher Bestrebungen,

die aber mit Otto III. ausliefen (vgl. S. 226). Ebenso episodenhaft waren die griechischen Studien, die durch die Vermittelung der darin merkwürdig bewanderten Iren nach Deutschland drangen und namentlich in der Reichenau und St. Gallen, wo es auch griechische Mönche gab (vgl. S. 217), gepflegt wurden. Auch sonst werden im 10. Jahrhundert höhere Geistliche erwähnt, die des Griechischen kundig waren. Es handelt sich wohl um eine gelehrte Mode, für welche die steigende Verbindung mit Italien in Betracht kommen mochte. Dort ist die Kenntnis des Griechischen und griechischer Autoren das ganze Mittelalter hindurch überhaupt nicht verschwunden. Damals aber standen noch Teile Italiens unter griechischer Herrschaft. Dazu kam der immer wachsende Handelsverkehr mit Byzanz. Auf Deutschland konnte jener Einfluß jedoch wenig wirken, und wenn wir in dem übrigen Abendland auch Spuren der Kenntnis des Griechischen, z. B. bei Johannes von Salisbury und Johannes Scotus Erigena, finden, so wird auch dort das Griechische im Unterricht kaum eine Rolle gespielt haben. In Deutschland aber sind griechische Autoren im Original kaum gelesen worden. Mancher lernte die griechischen Buchstaben, um die in lateinischen Handschriften vorkommenden griechischen Worte nachschreiben zu können. Namentlich gaben die griechischen Beispiele des Priscian dazu Anlaß. Die Griechen wurden nur in lateinischer Übersetzung gelesen, so vor allem Aristoteles und Euklides in der des Boëthius. Von Homer scheint eine lateinische Bearbeitung existiert zu haben, Walter von Speier und Hugo von Trimberg sprechen von einem Homerus latinus.

Das große Problem für die Kirche, wie weit aus der Beschäftigung der Geistlichen mit den Klassikern Gefahren entständen, wird erst später behandelt werden; jedenfalls hat die Kirche jenes Studium immer nur als Hilfsmittel für die Erkenntnis der göttlichen Weisheit aufgefaßt. Sehr viel haben die Geistlichen und damit die Allgemeinheit aus dem Studium der antiken Autoren nach der praktischen Seite hin gewonnen; so für das Bauwesen, für die Landwirtschaft (vgl. S. 214 f.), so für die Heilkunde. Was man in letzterer Beziehung über eine primitive Volksmedizin hinaus wußte, auch wohl lehrte und übte, beruhte zunächst auf den antiken medizinischen Schriftstellern, die immer mehr bekannt wurden. Von eigenen Forschungen hielten zum Teil religiöse Gründe ab, so vom Sezieren der Leichen. Hrabans Vorträge über den menschlichen Körper in Fulda waren wohl nur literarisch fundiert. Die Kenntnis der Heilkräuter, die man zu Salben und Tränken (z. B. dem Paulinischen Trank) nutzte, war wesentlich antikes Gut, ebenso die gar nicht üblen Kenntnisse über richtige Diät. Man hatte auch künstliche Arzneien. Beeinträchtigt wurden solche Kenntnisse durch die nicht nur im Volke noch lebendige Auffassung der Krankheiten als Schädigung böser Geister und den Glauben an die Heilkraft von Reliquien usw. Besseres Wissen und ein gewisser Forschungsgeist hatten sich in Italien gehalten: abgesehen von den Juden (vgl. S. 169) waren die gelegentlich nach Deutschland kommenden medici Italiener. Sehr alt ist auch der Ruhm der Schule von Salerno, der reiche Kranke selbst aus der Ferne dorthin zog. Manches mag von Italien auf die deutschen Klöster übergegangen sein. In St. Gallen waren aber schon früh einzelne Mönche gepriesene Heilkünstler, so Iso, so Notker Pfefferkorn. Andere Geistliche werden ebenfalls gerühmt, wie Bernward von Hildesheim, der Typus des kunst- und kenntnisreichen Mannes. Jedenfalls war alles bessere Wissen auf diesem Gebiete in den Händen der Geistlichen, die auch gar nicht wenige Schriften über Krankheiten verfaßt haben.

Dem Umfang und der Art der gelehrten Studien entspricht die produktive literarische Tätigkeit der Geistlichen, die natürlich allein eine solche pflegten. Ein freier Schaffensdrang hat diese Literatur nicht hervorgerufen, in erster Linie vielmehr das praktische



Bedürfnis der Kirche, vor allem die Notwendigkeit, die heiligen Schriften und die Werke der Kirchenväter näher zu erläutern. Immer wieder suchte man sodann Muster zur Erbauung und Nacheiferung aufzustellen; darum schilderte man die mit Wundern erfüllte Geschichte des oder der Heiligen, die für die zunächst ins Auge gefaßten Leser von besonderer Wichtigkeit waren, darum die fromme Gründungs- und Erweiterungsgeschichte seines Klosters, darum das Leben hervorragender Kleriker; darum wandte sich auch die Dichtung wesentlich religiösen Stoffen zu und brachte Hymnen und Kultusgesänge zahlreich hervor. Aber doch bildete der gelehrte Geistliche eine Domäne literarischer Tätigkeit aus, die auch die Nachwelt zu dankbarer Anerkennung zwingt: das war die Geschichtsschreibung. Hier liegt die größte Leistung des literarisch tätigen Geistlichen im Mittelalter, hier zeigt er sich oft auch als wirklichen Gelehrten. Schon jene Biographien großer, für die Kirche bedeutsamer Männer, seien es Kirchen-, seien es weltliche Fürsten, waren doch wesentlich historische Literatur, wenn auch die Tendenz eine kirchliche war und sehr viele dieser Biographien sich nach ihrer ganzen Haltung in die umfangreiche Masse jener mit Wundern arbeitenden Heiligenleben einreihen ließen. Wichtiger aber war die annalistische, die Chronikenliteratur, die den zeitgenössischen Ereignissen auf dem Fuße folgte. Die Ottonische Glanzzeit wie die Blütezeit deutscher Reichsmacht unter den ersten Saliern riefen bei den Geistlichen als den einzig dazu Befähigten einen Eifer hervor, die großen Zeitvorgänge zu schildern. Im Heimatslande der sächsischen Herrscher schrieben, um von anderen Klosterannalen zu schweigen, der Korveier Mönch Widukind seine Sachsen-Geschichte (res gestae Saxonicae), freilich ein in Form und Inhalt noch mangelhaftes Werk, und später der Bischof Thietmar von Merseburg seine stilistisch auch noch nicht vollendete, aber doch schon gelehrter aussehende Chronik. Weiter haben dann die bewegten Zeiten des 11. Jahrhunderts, die politischen und kirchlichen Konflikte und Erschütterungen sowohl historischen und politischen Sinn als auch eine gewisse Warmherzigkeit der Darstellung geweckt und die bedeutendsten Geschichtswerke des Mittelalters überhaupt hervorgerufen. Gleichzeitig bewirkte das bessere Studium der römischen Autoren eine gewisse literarische Höhe. Insbesondere die interessant und anschaulich geschriebenen, sachlich freilich vorsichtig zu benutzenden Annalen Lamberts von Hersfeld, die mit der auch sonst üblichen Weltchronik gleichsam als Schulhandbuch beginnen, dann aber für die Zeit des Verfassers, die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, wertvoll werden, sind eine wirkliche literarische Leistung. Ein hervorragendes Werk aus dieser Zeit ist ferner, um viele andere unerwähnt zu lassen, Adams von Bremen Bistumsgeschichte von Hamburg-Bremen; auch sie ist, ganz abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die nordische Geschichte, als Zeitschilderung wertvoll.

Die nötigen Kenntnisse wurden keineswegs nur aus der engen Klosterzelle heraus erworben. Der schreibende Mönch hatte oft als Weltgeistlicher den Ereignissen als Augenzeuge mit lebhaftem Anteil folgen können, ehe er sich in ein Kloster zurückzog; oder er war im Dienste der Kirche weit herumgekommen, hatte wohl auch am Hofe des Kaisers geweilt, was natürlich von den Bischöfen, wie jenem Thietmar, noch in viel höherem Grade gilt. Die Geschichte längst vergangener Zeiten freilich, mit der er seine Chronik einleitete, entnahm er in unbefangenster Weise anderen Chroniken oder auch antiken Autoren. Den Begriff des Plagiats kannte man nicht. So konnte der damalige Geschichtsschreiber eigentlich nur der Mönch sein, denn das Kloster allein gab das literarische Material her. Unendlichen Fleiß hat nun mancher dieser Chronisten in seiner Zelle entfaltet, ließ sich auch wohl zuweilen darin einmauern, wie Marianus Scotus, der Verfasser einer berühmten Chronik. Objektivität und Unparteilichkeit

sind freilich nicht die starke Seite der geistlichen Historiker. Der kirchliche Eifer hat sie bewußt oder unbewußt oft zu Entstellungen der Wahrheit verleitet. Es mag hierbei das wenig ehrenvolle Kapitel von den mönchischen Fälschungen berührt werden. Es gibt eine ganze Reihe von Chroniken und Legenden, für die der Abschreiber das Original vor Augen gehabt haben will, das nachher verloren gegangen oder verbrannt oder in Staub zerfallen sein soll oder dergleichen. Diese Originale haben aber wahrscheinlich nie existiert. So will Balther, Mönch in Säckingen, eine Handschrift mit dem Leben seines Klosterstifters, des heiligen Fridolin, im Kloster St. Avold gefunden haben, da er sie aber nicht mitnehmen durfte und kein Material zur Abschrift da war, es zu Hause aus dem Gedächtnis aufgeschrieben haben. Die Handschrift war wohl nie vorhanden. Solcher Mangel an Gewissenhaftigkeit erklärt auch die zahlreichen, von Mönchen vorgenommenen Fälschungen von Urkunden namentlich in späterer Zeit, z. B. von Stiftungsbriefen von Klöstern; man wollte damit gewisse Rechte stützen oder, was schlimmer war, neue Rechte erwerben. Eine mehr stilistische Beeinflussung erhielt sodann die Geschichtsschreibung durch die Anlehnung an die Vorbilder der römischen Historie. Man war auch darin außerordentlich naiv. Nicht nur Phrasen und Wendungen, Vergleiche, Eingänge usw. übernahm man in Masse, sondern übertrug auch ganze Schilderungen auf andere Objekte, wie z. B. Angilbert für die Beschreibung von angeblichen Hafenbauten Karls des Großen sich an Vergils Beschreibung des karthagischen Hafens hält, Josephus dem Ragewin für die Darstellung der Taten Barbarossas ganze Seiten hergeben oder Sallusts Charakteristik Cäsars und Catos demselben Autor für die Schilderung Heinrichs des Löwen und Welfs VI. dienen mußte. Nahm der eine solche Stellen ungeändert herüber, so setzte der andere aus vielen bunten Lappen antiker Autoren beinahe etwas Neues zusammen. Das Ganze ist wieder ein Zeichen geringen Wahrheits- und Wirklichkeitssinns.

Eine Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Prosa überhaupt begegnet auch in den geschichtlichen Arbeiten: die häufige Verwendung reimartiger Schlüsse von Satzteilen oder die Einfügung von ganzen Versen, die Folgen des damals üblichen grammatischen Unterrichts (vgl. S. 233). Manche Erzählungen geschichtlicher Ereignisse haben überhaupt die poetische Form angenommen: Hrotsvit von Gandersheim beschrieb Ottos des Großen Taten in leichtfließenden leoninisch gereimten Hexametern (gesta Odonis), aus Heinrichs IV. Zeit stammt das Gedicht vom Sachsenkrieg (carmen de bello Saxonico), das nicht nur geschichtlichen, sondern auch einen gewissen dichterischen Wert hat. Im ganzen aber ist schon wegen der lateinischen Schulsprache auch die lateinische Dichtung jener Zeit ein Produkt gelehrter Arbeit und daher am besten hier zu erwähnen. Dichterische Feinheiten, wie sie sich etwa in des Reichenauer Abtes Walahfried Strabo Beschreibung seines Klostergärtchens (vgl. S. 140) finden, sind schon in den übrigen Dichtungen desselben Autors, die sich wesentlich nur durch die äußere Formgewandtheit auszeichnen, selten und kommen bei späteren Dichtern kaum vor. Formgewandtheit war neben der Künstlichkeit auch das Charakteristische der Dichtungen etwa des Hrabanus Maurus. Eine rührende Dichtung aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, „die Klage des Mönches Agius über den Tod seiner Schwester", steht ganz vereinzelt da. Um diese Zeit begann allerdings ein Aufschwung der geistlichen Poesie in St. Gallen, wo Notker Balbulus jene poetischen Prosatexte zu den Kirchenmelodien, die Sequenzen (vgl. S. 222), dichtete, freilich ohne besondere Formschönheit. Auch Tutilo und Ratpert produzierten ähnliches. Diese Sequenzendichtung ist dann in Ottonischer Zeit durch Ekkehard I. sehr gehoben worden. Von ihm stammt aber weiter jenes wohl von Ekkehard IV. umgearbeitete,



schönste mittelalterliche Gedicht, das lateinische Walthari-Epos, das sich stofflich auch an nationale Überlieferungen anschließt (vgl. S. 123). Neben ihm und Hrotsvits Dichtungen verschwindet die sonstige Produktion dieser Zeit, das schulmäßige Versemachen in kleinen Gelegenheitsgedichten, Grabinschriften und vor allem geistlichen Dichtungen, doch sehr. Diese Literatur, bei der es auf die äußere Form, auf richtigen Versbau, nicht auf poetischen Gehalt ankam, beherrscht wesentlich auch das 11. Jahrhundert, das namentlich an Kirchenhymnen reich ist.

Einer der eben erwähnten geistlichen Dichter gelehrten Charakters, Tutilo von St. Gallen, der gewisse kirchliche Gesänge ohne eigentliche Versform, Tropen, dichtete, kann uns alles, was über die Kulturleistungen des frühmittelalterlichen Klerus bisher gesagt wurde, zum großen Teil in seiner Person zusammenfassend verkörpert zeigen. Er war ein hochgefeierter Gelehrter, ein hervorragender Lehrer, ein bedeutender Musiker, weiter aber Baumeister und Bildhauer, Maler und Goldschmied, ein eifriger Landwirt, und endlich hat er sich auch mit Handelsgeschäften abgegeben. Dabei besaß er eine große, starke Gestalt, kurz, er war der Typus dessen, was der „barbarische" Deutsche unter der Kulturpflege der Kirche werden konnte. Aber wie sein Leben dem Dienste der Kirche geweiht war, so wurde überhaupt alles, was als Kulturleistung bisher genannt wurde, nur zum höheren Ruhm der Kirche geleistet. So war auch das letzte Ziel der Gelehrsamkeit die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, das höchste Studium jedes Gelehrten die Theologie; sie galt als die „Mutter aller Wissenschaften".

---

Und das ist nun überhaupt das Charakteristische: die erziehende, bildende, sittigende Tätigkeit der Kirche, die zunächst in den Vordergrund trat und dieselbe weniger als religiöses denn als wirtschaftlich-soziales und Bildungsinstitut erscheinen ließ, hat, so segensreich sie für die Entwickelung des deutschen Menschen gewesen ist, niemals menschliche, weltliche Ziele in sich getragen: jenseitige Ideale sollten die Menschen bestimmen und leiten. Es war daher nur Hervorkehrung der eigentlichen Grundanschauung der Kirche, daß sie, die so oft der Welt diente, bei Erlangung einer gewissen Machtfülle derselben Welt feindlich gegenübertrat, daß gerade bei gesteigertem weltlichen Leben die überirdischen Ziele wieder betont wurden, daß die Kirche einen weltabgewandten, kulturfeindlichen Zug erhielt. Die Fülle ihrer weltlichen Aufgaben und Betätigungen hatte überdies, wie noch zu zeigen sein wird, zu einer Verweltlichung der Kirche selbst geführt. Die Reaktion dagegen mußte die Betonung des traditionellen asketischen Grundzuges noch verstärken: es beginnt schließlich ein Kampf der Kirche mit der Welt. Es schien, als ob die eben aufwärts steigende kulturelle Entwickelung des deutschen Menschen durch dieselbe Macht, die sie gefördert hatte, wieder erstickt werden sollte. Die außerordentlich erstarkte Kirche wollte alle Mächte dieser Welt unter ihre Botmäßigkeit bringen, ihren Zielen dienstbar machen; die äußere Herrschaft der Kirche über den einzelnen Christen wurde zu einer gewaltigen Beeinflussung des Inneren gesteigert: in der Theorie wurde alles menschliche Tun zur Sünde, man sollte die Welt fliehen, in der Nachfolge Christi schon auf Erden dem Himmel zustreben.

Der asketische Grundzug der Kirche ist, wie gesagt, immer vorhanden gewesen, wenn er auch zuzeiten ganz zurücktrat. Der Ursprung der asketischen Anschauung liegt im Orient, asketischen Geist erzeugte aber auch die Überkultur des sinkenden Altertums, und neue Elemente kamen in die kirchliche Auffassung der Askese. Wieder anders war die leidenschaftlichere, naivere, jugendlichere Art der Askese, die seit dem 9. Jahrhundert die Menschen befiel. Die tiefe Erkenntnis, aus der man eine gewisse Berechtigung der Weltentsagung überhaupt

ableiten kann, die Erkenntnis des Erbärmlichen, Kläglichen, Hohlen in dem menschlichen, äußerlich noch so glänzenden Tun und Treiben, Streben und Hasten, diese Erkenntnis, die der Weise eines hochkultivierten Volkes erringt, lag der asketischen Richtung dieser Zeit ganz fern. Aber dem sinkenden, greisenhaften Altertum, das ja überhaupt der Lehrer des Mittelalters war, entstammte doch eine auch jetzt wirksame Anschauung, die wesentlich Augustinische von der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen, die Auffassung des irdischen Lebens nur als eines Überganges zur jenseitigen Freude. Gleichwohl ist die asketische Form des mittelalterlichen Glaubenslebens doch zum Teil aus dem Zeitcharakter zu erklären. Man möchte sie als die unvermeidliche Durchgangsform des neuen Glaubens bei dem Übergang von seiner äußerlichen Annahme zu einem tieferen, freilich nicht verstandes-, sondern gefühlsmäßigen, mystischen Erfassen ansehen. Und auch der Umstand, daß der neue Geist sich nicht auf das rückständigere Deutschland beschränkt, sondern besonders im Westen hervortritt, kann diese Auffassung nicht umstoßen. Denn auch dort handelt es sich jetzt nicht mehr um altes, verfaulendes Leben, sondern um neue Entwickelung. Man wollte die christlichen Wahrheiten, die man geistig nicht verarbeitete, wirklich schauen, innerlich erleben. Es ist die leidenschaftliche, massive Hingabe an eine Idee, weiter aber die naive Meinung, daß diese Hingabe in greller, in die Augen fallender Form (vgl. S. 188) hervortreten müsse, insofern freilich wieder nur eine andere Stufe eines äußerlichen Religionslebens. Man war vielleicht stolz auf asketische Kraftleistungen eben als Betätigung der Kraft: es war auch wieder Kampf, Kampf mit dem Satan, und wieder herrschte furchtbare germanische Kampfesfreude. Anderseits prägt sich in der ganzen Strömung das Bewußtsein aus, daß die groben barbarischen Instinkte und Leidenschaften der systematischen Zurückdämmung bedurften, daß man die Menschen durch strenge Regeln und Zucht erst erziehen müsse. Viele für den menschlichen Verkehr notwendige Formen sind erst durch die Askese auf die Allgemeinheit übergegangen; von dem asketischen, ursprünglich pythagoreïschen Schweigegebot leitet der Weg zu der höfischen Anstandsregel, den Mund zu zähmen, den Schmerzruf zu unterdrücken. Man meinte auch, daß das beste Mittel zur strengen Selbstzucht die Einsamkeit sei, zugleich ein Mittel, in innerlichem, beschaulichem Leben sich zu Gott zu erheben.

Auf die Einzelnen wirkte natürlich in der Regel nicht Überlegung, sondern der Nachahmungstrieb, die Bewunderung anderer, die Sucht, sich in dem frommen Geist, der sich jetzt als Produkt einer ersten inneren Annahme des neuen Glaubens durch die Masse allgemein verbreitete, vor allen Leuten hervorzutun, von allen anerkannt, von vielen bewundert zu werden, also die Sache zu übertreiben, die Ausnahme zur Regel zu machen. Bald schien das Kloster nicht mehr genügend, man wurde Einsiedler, Klausner im tiefen Wald, im einsamen Gebirge, oder brachte seine Tage in der Nähe eines Klosters, einer Kirche als inclusus (in einer Zelle eingeschlossen) zu. Letztere Form, die natürlich am meisten beachtet wurde und immer großen Zulauf verursachte, war zwar auch in Deutschland üblich, wie z. B. die Liutbirga in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bei Halberstadt also lebte, der Kälte ausgesetzt, von Schmutz starrend, jedoch reichlich genährt von den teilnehmenden Besuchern, so daß sie ihrerseits den Armen abgab. Aber die deutschere Form des Klausnertums war der Waldsiedler, der freilich nicht minder unreinlich und ungesund lebte. Übrigens zog es manche Einsiedler später doch wieder zur Welt zurück oder wenigstens in ein Kloster. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts waren diese Einsiedler immer häufiger geworden. Namentlich Frauen, die überhaupt, der weiblichen Anlage entsprechend, als Hauptträgerinnen der neuen frommen



Richtung zu gelten haben, wurden oft Klausnerinnen. In der Nähe St. Gallens hat z. B. neben- und nacheinander eine ganze Reihe so gelebt, und von vielen kennen wir die Namen, Wiborada, Rachild, Perchterat, Kerhild, Sisu. Von allen Landschaften brachte aber Lothringen die meisten Einsiedler, die in den wilden Ardennen und den Vogesen saßen, hervor. Gerade hier hatte die fromme Richtung besonders tief Wurzel geschlagen.

Von hier ging auch zum Teil als Reaktion gegen die sogleich zu besprechende zunehmende Verweltlichung die Verschärfung jener anderen Form der Weltflucht, des mönchischen Zusammenlebens, unter französischem Einfluß aus. Gerade in den Klöstern sollten die asketischen Betätigungen des zu Gott gewandten Menschen ihre größte Pflege finden: sie waren die Anstalten, die der systematischen Durchführung des Prinzips gewidmet waren. Hier schien das Zölibat und damit die Ertötung des Fleisches gesichert, hier wurde auf die Innehaltung der Fasten streng geachtet, hier hatte man für Bußübungen, die ja eigentlich nur Strafen waren, die man aber immer häufiger freiwillig auf sich nahm, die Hilfe der Brüder, hier konnte das Leben in unausgesetztem Gottesdienst aufgehen. Charakteristisch für die Zeit ist nun, daß sich die asketischen Betätigungen der Klosterinsassen, freilich nur eines kleinen Teiles und in bestimmten Gegenden, steigerten und verschärften, daß das Fasten, das vor allem für den Freitag als Christi Sterbetag und die eigentliche Fastenzeit von Aschermittwoch bis Ostern vorgeschrieben war, als ein verdienstliches Werk in förmlichem Wetteifer kultiviert wurde, die Zahl der Fasttage vermehrt, die Fleischnahrung oft ganz verboten wurde, daß die Bußübungen häufiger und peinigender wurden, wie denn einzelne Mönche gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts ein Bußgewand zu tragen begannen, daß die Gebetsübungen und das Psalmodieren, verbunden mit Kniebeugungen, eine immer bedeutendere Rolle spielten, daß man sich endlich Aderlässe systematisch beibrachte, um nur ein bleiches, überirdisches Aussehen zu haben. Man verzichtete jetzt auch auf das Baden, ein Verzicht, der bezeichnenderweise als eine ebenso hohe asketische Leistung galt wie das Fasten. Charakteristisch ist aber weiter, daß die Klöster als Stätten der Askese einen immer größeren Zulauf erhielten, daß der Mönch in der Achtung der Welt ganz außerordentlich stieg, daß die Stiftsgeistlichen trotz alles Widerstrebens nun ein klösterliches, das strenge kanonische, gemeinsame Leben mit den regelmäßigen gottesdienstlichen Übungen führen mußten, daß auch einzelne Weltgeistliche mönchische Allüren annahmen, ebenfalls ein Bußgewand anlegten und gottesdienstliche Übungen stärker pflegten, die hohen Geistlichen zu diesem Zwecke z. B. auf Reisen ein kleines Kirchlein aus Edelmetall mit sich nahmen. Mönche wurden jetzt auch in die hohen Kirchenstellen berufen, anderseits traten Weltgeistliche in ein Kloster oder trugen das Mönchskleid. Charakteristisch ist vor allem, daß dieser Geist auch von zahlreichen Laien gepflegt wurde. Die Welt galt immer weniger als der Betätigung wert, die Weltfreuden erschienen als Hemmnisse der christlichen Vollkommenheit. Auch Laien betrachteten jetzt schon zuweilen die Ehe als Sünde, verzichteten darauf, trennten eine bereits geschlossene Ehe oder übten Enthaltsamkeit; sie trugen ebenfalls zuweilen ein Bußgewand, fasteten häufiger, nahmen immer stärker teil an jenen Übungen. Nach Christi Vorbild liebte man sich zu demütigen, Vornehme wuschen den Armen die Füße usw. Das Lachen erschien manchem schon als etwas Unheiliges, die Träne um so ersehnter: sie reinigte die Seele und vertrieb den Teufel.

Die Entwickelung des deutschen Menschen tritt scheinbar in eine große Krise; aber man täuscht sich, wenn man auf Grund unserer einseitig kirchlichen Quellen diese Krise als eine sehr allgemeine ansieht. Die Laien in der großen Masse sind auch in dieser

Zeit Weltkinder geblieben. Man hat z. B. als Produkt der allgemeinen Bußstimmung eine weitverbreitete Todes- und Weltuntergangsfurcht um das Jahr 1000 behauptet, die auf dem Glauben, daß das tausendjährige Reich Christi sein Ende nähme, basierte. Indessen sind solche Stimmungen regelmäßig in jedem Jahrhundert wiedergekehrt, eine allgemeine Todesfurcht um jenes Jahr ist trotz einzelner Zeugnisse für die Erwartung des Weltunterganges nicht nachweisbar, und jedenfalls hat sie mit der neuen Bewegung nichts zu tun gehabt.

Selbst die Macht, die die Trägerin der ganzen Bewegung sein sollte, war keineswegs geschlossen zur Übernahme dieser Rolle bereit oder imstande. Wir werden sehen, daß gerade die Klöster durch ihr Leben den Frommen vor allem ein Ärgernis waren, daß dem Zudrange aus religiösen Motiven derjenige aus weltlichen, um der Versorgung der Töchter, um des gesicherten Lebens, um der Erlangung einträglicher Abtstellen willen, mindestens die Wage hielt. Aber die Kirche als solche war überhaupt seit dem 9. Jahrhundert mehr und mehr verweltlicht. Daß sie ihren eigentlichen religiösen und sittlichen Aufgaben wieder gerechter wurde — man hielt auch keine Konzilien mehr ab, selten Synoden —, darauf hat in jener Zeit gerade ein weltlicher Herrscher, Kaiser Otto I., mit Erfolg hingearbeitet. Überhaupt waren es, wie einst Karl der Große, gerade die Herrscher, die meist die kirchlichen Interessen ernsthaft vertraten, während das Papsttum ohnmächtig war und selbst erst der Stärkung durch die Herrscher bedurfte. Anderseits hat freilich gerade Otto I. durch die Verwendung der Bischöfe als Organe des Staates (vgl. S. 126 ff.) die Verweltlichung noch befördert. Stifter und Klöster ferner standen durch ihren Grundbesitz in engster Berührung mit dem agrarischen Leben der Epoche. Die kriegerischen Zeiten ließen die Kirche oft nicht zur Erfüllung ihrer Aufgaben in Frieden kommen, Bischöfe wie Äbte mußten für militärische Sicherung sorgen und sogar wohl selbst gewappnet in den Kampf ziehen, noch im 12. Jahrhundert, und militärische Fähigkeiten und Interessen waren bei diesen Prälaten nicht selten, die oft adliger Geburt waren und auch der germanischen Jagdfreude huldigten. Überhaupt wurde schon (S. 110) darauf hingewiesen, wie sehr doch auch in den Geistlichen, den hohen wie den niedrigen, die nationale Eigenart lebendig bleiben mußte. Die Art der Erwerbung der höheren Kirchenstellen ferner durch Zahlungen oder allerlei Zusagen beförderte eine sehr weltliche Auffassung des Kirchenamtes, das man nach Möglichkeit ausnutzte, nicht nur durch Gebühren bei Taufe, Beichte, Kopulation, Beerdigung und für Messen. Auch die Äbte der Klöster waren oft



Initiale mit Mönch aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts im Germanischen National-Museum zu Nürnberg (Min. 328). Vgl. Text S. 251.



nur durch Kauf zu ihrer Stelle gelangt, ja, um in den Besitz des Klostergutes zu kommen, ließen sich, wie erwähnt, sogar vornehme Laien zu Äbten machen, so Herzog Otto von Sachsen 909 in Hersfeld. In derartigen Fällen litt die Klosterzucht sehr. Oft waren solche Stellen von Unwürdigen besetzt; immer mehr dienten die käuflichen Pfründen nur zur Versorgung, namentlich des Adels. Ihre Inhaber waren auf ein vergnügtes weltliches Leben bedacht. Waffenlärm und Becherklang schallten aus der gesondert liegenden Abtswohnung, aus der bei den Laienäbten auch nicht die Frauen verbannt waren. Die Kanoniker mancher Stifter lebten behaglich, ohne sich an ihre Pflichten zu binden, und die Klosterinsassen, deren Treiben die Außenwelt wenig kontrollieren konnte, machten es ähnlich; ein adliger Abt war ihnen meist der erwünschteste, konnte sie freilich auch besser schützen. Es gab Mönche, die Bediente hatten, die Regel Regel sein ließen, womöglich außerhalb des Klosters lebten, auch das Klostergut zuweilen ebenso angriffen wie ihre Äbte oder die auf Kirchengut lüsternen weltlichen Großen.

Andere Mönche (siehe die Abbildung S. 250) wieder hielten sich zwar an die vorgeschriebenen regelmäßigen Gebetsübungen und gottesdienstlichen Verrichtungen, von der nächtlichen Vigil und Matutin über Prim, Terz, Sext, Non, Vesper bis zum abendlichen Kompletorium, lebten aber sonst ihrer wirtschaftlichen Arbeit oder studierten fleißig in ihrer Zelle den oder jenen antiken Autor, freuten sich ihrer Schreibkunst, schnitzten und malten. Da sie für ihre Kunsterzeugnisse auch wohl Geschenke nahmen, konnten sie sich wieder ihr Dasein behaglich machen. Daß gerade die Kulturpflege durch die Mönche eine weniger strenge Zucht, größere Muße, Einzelbeschäftigung und feinere, bessere Nahrung erforderte, ist klar. Die Anfeindungen gingen auch zum Teil auf die Mißgunst der unbegabten oder der fanatischen Mönche zurück. Manche freilich ergaben sich nur einem beschaulichen Nichtstun. Das St. Galler Klosterleben war so ungebunden wie möglich, obgleich eine Visitation unter Otto dem Großen sehr günstig ablief. Den leiblichen Genüssen war man sehr zugetan, und der Reichtum vieler Klöster beförderte das; das Verbot der Fleischnahrung, die nur bei Krankheiten oder aus zwingenden Gründen, wo wenig anderes zu haben war, zugelassen war, wurde einerseits umgangen, anderseits kultivierte man um so mehr leckere Fisch-, Eier- und Mehlspeisen, zu denen die Getränke nicht mangelten. Scherz und Unterhaltung nach Tische waren keineswegs verpönt.

Besonders weltlichen Zuschnitt hatten die Nonnenklöster, obgleich in einigen von ihnen im 10. Jahrhundert nicht nur ein reges geistiges Leben, sondern auch wirkliche Frömmigkeit herrschte. Sie waren im Grunde nur Erziehungsstätten der weiblichen vornehmeren Jugend und dienten zu deren Versorgung im späteren Alter. Auch hierin zeigt sich, wie sehr die Klöster im Mittelalter ein wirtschaftliches und soziales Bedürfnis befriedigten. Da man zum Teil ungern ins Kloster ging, entschädigte man sich durch einfache Fortsetzung des bisherigen Lebens, ja durch besonders üppige Gestaltung desselben, aber auch durch Liebeleien. Gewiß wurde der Psalter eifrig genug gelesen, ebenso freilich Ovids Liebeskunst. Den durchschnittlich sittenreinen Nonnen des 10. Jahrhunderts folgten leichtfertigere in den folgenden, die Entartung nahm immer zu. Die Sittenlosigkeit der Geistlichen war überhaupt sehr groß: Konkubinen füllten die Stifter, der Verkehr mit Dirnen war häufig, wenn auch die Liederlichkeit des französischen und italienischen Klerus nicht erreicht wurde.

Eine Reform war von kirchlichem Standpunkt aus notwendig. Auf sie mußte aber auch jener um sich greifende asketische Geist hindrängen. Sie setzte eben bei der Klostergeistlichkeit ein, deren Verweltlichung zu dem Ideal der Weltabgewandtheit am meisten in Widerspruch stand. Klosterreformen haben die Entwickelung des Klosterlebens von seinem

Entstehen an begleitet; immer wieder mußte der Einfluß der Welt durch Erneuerung und Verschärfung der Vorschriften bekämpft werden, immer wieder versuchten einzelne religiös tiefer veranlagte Menschen die Ziele Benedikts neu zu beleben. Eine Reihe solcher Männer erstand im Zusammenhang mit der eben (S. 249) geschilderten Richtung des 10. Jahrhunderts in den Tagen Ottos I. im Westen des Reiches. Mehr Erfolg als die Reformversuche des Erzbischofs Friedrich von Mainz für die Klöster seines Sprengels hatten die Bestrebungen des Bischofs Adalbero I. und einiger Äbte in Metz: das Kloster Gorze wurde reformiert, den neuen Geist vertrat ein von Adalbero neu gegründetes Kloster, St. Arnulf in Metz, ebenso ein anderes Metzer Kloster. Wie dieser Geist weiter in die Klöster der Ardennen und Flanderns drang, so fand er auch Eingang in Deutschland, wieder unter Förderung durch hohe Kirchenfürsten, vor allem Erzbischof Brun von Köln, der auf die Reform wie auf die Neugründung von Klöstern größten Einfluß übte. Auch der Kaiser unterstützte die Reformbewegung nach Kräften; St. Gallen sollte z. B. ein Mönch aus St. Maximin reformieren, freilich ohne Erfolg. Otto I., der immer die Kirche durch Klostergründungen und Schenkungen gestärkt, aber doch zum Klerus anfangs kein inneres Verhältnis gehabt hatte, scheint seit seinem Romzug jener reformerischen Richtung zugänglicher geworden zu sein; freilich hatte auf ihn schon die Frömmigkeit seiner Mutter Mathilde und seiner ersten, überaus religiös gerichteten Gemahlin Editha gewirkt. Italien, wo die asketische Richtung zu einer starken Volksbewegung geworden war, beeinflußte ihn also nicht nur in seinen Bildungsbestrebungen, die freilich kirchlich fundiert waren, sondern auch in rein religiöser Beziehung. Auch der bildungsfreudige Brun, sein Bruder (vgl. S. 225), war ja, wie wir eben sahen, zugleich ein eifriger Förderer der Reformbestrebungen. Otto suchte Männer strengerer Tonart in die Bistümer zu bringen und erfüllte auch den Adel, so weit das Beispiel des Hofes wirken konnte, mit kirchlicherem Geiste, so daß z. B. die Schenkungen an die Kirche außerordentlich zunahmen. Otto I. hat auch schon daran gedacht, den Abt Majolus von Cluny, dessen gleichzeitige, von Aquitanien aus befruchtete Reformbestrebungen zunächst nur die burgundischen Klöster berührten, für eine Gesamtreform der Klöster seines Reiches zu gewinnen, ohne aber daran Taten zu knüpfen.

Überhaupt ging die Bewegung, die bei der Mehrzahl der Betroffenen naturgemäß lebhaften Widerstand erregte, allmählich zurück, zumal die Nachfolger Ottos der Sache kein sonderliches Interesse entgegenbrachten. Die zu den Reformmönchen (monachi regulares) im Gegensatz stehenden „weltlichen“ Mönche (saeculares) führten das alte Leben ungehindert weiter. Aber es gab auch unter den asketisch gesinnten Geistlichen verständige Männer, die den Übertreibungen entgegentraten, wie den Bischof Burchard von Worms, der seinen zum reinen Mönchtum neigenden Klerikern entgegenhielt, auch der Weltgeistliche und der Laie seien Gott angenehm. Und er warf die berechtigte Frage auf: „Wenn alle Mönche oder Geistliche sind, wo bleiben die Laien?“ Zu Anfang des 11. Jahrhunderts setzte die Bewegung indes wieder stärker ein, abermals vom Westen, von *Lothringen* und Burgund aus. Dort waren Wilhelm von Dijon, der auch jene obengenannten Metzer Klöster aufs neue reformierte, und Richard von Verdun, hier Odilo von Cluny, der wie „ein König der Mönche“ verehrt wurde, die Männer, die den Geist ihres Klosters auf einen ganzen Klosterkreis übertragen hatten. Jetzt waren aber auch jene lothringischen Reformer von Cluny aus beeinflußt und angeregt worden. Durch das organisatorische Mittel der Kongregation, der Abhängigmachung aller reformierten Klöster von dem Abt des eigentlichen Reformklosters, wurde die



Bewegung vor Rückfällen gesichert. Wie Cluny im Rahmen seiner Kongregation durch Stellvertreter seines Abtes zahlreiche Klöster in Burgund, überhaupt im südlichen Frankreich beherrschte, so bildete Richard von Verdun nach dem Muster Clunys eine lothringische Kongregation, auf die er als Abt durch Pröpste Einfluß behielt. Diesem Geist Deutschland aufs neue zu öffnen, dazu trug nun ein kirchlich sehr eifriger und deshalb gerade bei vielen Klerikern keineswegs beliebter Herrscher, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmte Kaiser Heinrich II., der freilich bezüglich der Verwendung der Geistlichen im Dienste des Staates das Ottonische System aufrecht hielt, wesentlich bei. Seine Reform der Reichsabteien Fulda, Reichenau, Korvei und anderer war freilich mit dem Bestreben verknüpft, das Klostergut zu beschneiden und für das Reich auszunutzen. Er machte aber weiter einen Schüler Richards von Verdun, den schwärmerischen Poppo, zum Abt von Stablo und Malmedy. Dieser entfaltete nun eine ähnliche reformatorische Tätigkeit in Lothringen wie Richard, setzte auch, als ihn der Kaiser zum Abt von St. Maximin ernannte, diese Tätigkeit mit Erfolg fort, reformierte die ihm weiter übergebene Reichsabtei Epternach, gründete Limburg a. d. Haardt, wirkte auf immer mehr Klöster in Lothringen, namentlich im Erzstift Trier, ein, schließlich auch stärker auf das eigentliche Deutschland. So reformierte er durch einen von ihm eingesetzten Propst Hersfeld und versuchte auch eine Reform in St. Gallen, die indessen keinen dauernden Erfolg hatte. Aber Heinrichs II. Nachfolger scheint eine weitere Ausdehnung seiner Tätigkeit nicht gewünscht zu haben, vermutlich wegen der französischen Färbung des Ganzen und der zu großen Machtfülle der Reformäbte, die vor allem auch die Bischöfe bedrohte. Konrad II., der von der Kirche sich sehr unabhängig hielt, ließ die Sache, die seine Gemahlin Gisela lebhaft förderte, gehen, weil sie nicht gefährlich schien. Nach einer Generation war eigentlich der Einfluß der lothringischen Reformer, die nicht recht Schule gemacht hatten, wieder geschwunden.

Jetzt aber wurde für Deutschland *Cluny* selbst von Wichtigkeit, das bisher ohne unmittelbaren Einfluß geblieben war, viel später also, als man gewöhnlich annimmt, und so verstärkte sich das *spezifisch Romanische der ganzen Bewegung*, das Verfeinerte wie das Starre, Disziplinierte, Zentralisierte. Cluny stand anderseits von Anfang an mit dem Papsttum über die Bischöfe hinweg in enger Verbindung, diente so zugleich dessen äußerer Machterweiterung, den hierarchischen Bestrebungen und bereitete den Triumph der päpstlichen Gewalt vor. Noch unter Heinrich III., der, Weltfreuden wenig geneigt, z. B. die bei seiner Hochzeit weilenden Spielleute ganz ungermanisch ohne Geschenk ziehen ließ, auch die Reformbewegung erneuerte, hatte Cluny zunächst wenig Einfluß. Odilo näherte sich zwar bei Heinrichs Kaiserkrönung in Rom dem Herrscher; aber erst unter dem Prior Hugo wurde der Kaiser durch den ihm verwandten Papst Leo IX., der, ein überzeugter Reformer, erst den Kluniazensern eine allgemeinere Wirksamkeit gesichert hatte und sich in seiner Reformtätigkeit ganz auf sie stützte, dieser Richtung gewonnen, wie denn Hugo von Cluny der Pate Heinrichs IV. wurde. Gleichwohl scheint der Kaiser nach dem Tode Leos den neuen Geist in Deutschland nicht sonderlich gefördert zu haben. Erst unter seinem Nachfolger gewann dieser hier festen Boden, insbesondere durch den Erzbischof Anno von Köln, dessen Beispiel sich zahlreiche deutsche Bischöfe anschlossen, ohne daß sie die Gefahr gerade für ihre Macht merkten. Neben dem Mutterkloster waren Gorze, ferner Annos Gründung Siegburg, St. Pantaleon in Köln, Saalfeld die Ausgangspunkte der Reform. Um 1075 war diese ziemlich durchgedrungen, wieder unter heftiger Opposition vieler Mönche, die zum großen Teil lieber dem Klosterleben entflohen. Es mochte neben Weltfreudigkeit doch auch deutscher Individualismus, Abneigung gegen

gleichmacherische Zucht in diesem Widerstande stecken. Bei den Laien, vornehm wie gering, fanden die neuen Mönche viel Anklang: man folgte dabei zum Teil nur einer Art Mode, gemäß dem beginnenden Einflusse Frankreichs; es war aber auch ein Zeichen für die wachsende Macht jenes asketischen Geistes überhaupt (vgl. S. 247ff.), der jetzt in den Kluniazensern das Ideal verkörpert zu sehen glaubte. Die öffentliche Meinung verachtete die Mönche älteren Charakters und sah in den romanisierten Asketen Heilige.

In mancher Beziehung gewann der asketische Geist durch die Kultur der Romanen feinere Formen. Schmutz, grobe Kleidung und ekelhafte Nahrung waren nicht mehr Erfordernisse. Im Gegenteil gingen die Leute nett, sogar elegant einher, trugen Unter- und Obergewand, Strümpfe, Gamaschen, Handschuhe usw. Die Nahrung zeigte nicht minder den Geschmack höherer Kultur, und die Umgangsformen und gesellschaftlichen Sitten hatten etwas den Deutschen ganz Ungewohntes und erschienen ihnen geziert. Anderseits wurde die Askese, auch wieder romanisch, viel raffinierter. Die Kluniazenser benutzten das kirchliche Strafensystem in weitem Umfange zu freiwillig übernommenen Bußübungen, die vielleicht aus der Vorstellung hervorgingen, daß die immer vorhandene sündhafte Natur des Menschen ständig Strafe verdiene. Im 11. Jahrhundert drang die schon früher in Cluny häufig als Strafe benutzte Geißelung als asketische Übung, wenngleich nicht ohne Einwendungen, durch, und zwar jetzt aus dem Streben nach Ertötung der fleischlichen Leidenschaften heraus. Bei den neuen Orden der Prämonstratenser und Kartäuser wurde sie herkömmliches Erziehungsmittel. Namentlich die Selbstgeißelung galt bald als wohlgefälliges, regelmäßig zu vollziehendes Werk, und wenn Blut dabei floß, so war das besonders verdienstlich, wie auch der schon (S. 249) erwähnte Aderlaß trotz kirchlicher Opposition immer regelmäßiger als Bußübung auftrat. Eine spezifisch kluniazensische Neuerung war aber das an sich ältere, jetzt verschärfte Gebot der Schweigsamkeit während gewisser Zeiten, während der Nacht, der Mahlzeit, an bestimmten Festtagen, natürlich während des Gottesdienstes und auch beim Zusammensein zu zweien. Um die Verschärfung durchzuführen, bediente man sich der (orientalischen) Zeichensprache. Mit Recht hat man als Folge davon eine Verfinsterung des Klosterlebens, das im Zeichen der Ruhe des Grabes stand, angesehen. Ordnung und straffste Disziplin wurden dadurch freilich auch gefördert, wie überhaupt vor allem der Wille des Einzelnen beschränkt wurde. Dieser von despotischen Äbten in demütigendsten Formen verlangte Geist des unbedingten Gehorsams, der Entäußerung aller individuellen Regungen war so ungermanisch wie möglich. Der Kultus des Fastens wurde von den Kluniazensern nicht allzusehr betont, aber die, wie gesagt, sonst gute Nahrung in kleineren Portionen als früher gegeben. Die betäubenden Gebetsübungen minderte man auch, aber der ständige Gottesdienst wurde noch schärfer durchgeführt. Jede weltliche Betätigung, selbst die Freude am Pflanzen im Garten, wurde so gehemmt. Die Reste eifriger Kulturpflege wurden jetzt also gerade von den früher vorbildlichen Romanen den Deutschen verkümmert. Solche Färbung der Askese war nun aber doch den Deutschen nicht kongenial, daher kam es bald zu einer besonderen deutschen Abart der kluniazensischen Richtung, deren Urheber der allem Feinen abholde Wilhelm von Hirsau war, und die auch wieder die massiveren Formen der Askese belebte.

In Laienkreisen hatte die letztere inzwischen andauernd zugenommen: auch die neue Bußform der Geißelung wurde von Laien geübt, sogar Kaiser Heinrich III. ließ sich vor Anlegung des kaiserlichen Ornates regelmäßig geißeln. Mit dem Kampf zwischen Kaiser und Papst griff dann dieser Geist immer mehr um sich. Der (S. 249) erwähnte Zulauf in die Klöster



wurde immer stärker, zahlreiche neue Klöster, alle fanatisch-kirchlichen Geistes, wurden gegründet. Auch die Stifter, deren Glieder schon im 10. Jahrhundert (vgl. S. 249) ein klösterliches Leben führen mußten, wurden nun häufig in Klöster umgewandelt. Eine folgenreiche Neuerung war sodann das von Wilhelm von Hirsau nach italienischem Muster, auch schon nach kluniazensischem Vorgang eingeführte Institut der Laienbrüder (fratres conversi), das vielleicht aus der Ansammlung vieler gregorianisch gesinnten flüchtigen Laien bei diesem Haupte der Gregorianer entstand. Sie wohnten in einem besonderen Gebäude nahe dem Kloster unter einer gemäßigten klösterlichen Regel. Für die Zunahme des asketischen Geistes ist es nun bezeichnend, wie rasch sich nicht nur diese „bärtigen" Brüder, sondern auch eine weitere, wohl durch Hirsau angeregte Klasse von Laienbrüdern ohne geistliche Tracht, namentlich in Schwaben, verbreiteten. „Unzählige Männer und Weiber", berichtet Bernold von St. Blasien, „ergaben sich damals dieser Lebensart, daß sie unter der Aufsicht der Klöster und Mönche ein gemeinsames Leben führten und ihnen als Knechte und Mägde dienten." Unter jenen eigentlichen Laienbrüdern aber konnte man nach Bernold Grafen und Markgrafen sehen, die in der Küche und der Bäckerei, als Feldarbeiter und in den demütigsten, übrigens auch später noch bestätigten Formen, als Schweinehirten, den Klöstern dienten. Jedenfalls nahm die Zahl dieser Konversen noch zu — in Zwifalten gab es bei 70 Mönchen und 62 Nonnen 130 —, und die Klöster benutzten sie für ihre Wirtschaft wie für die Krankenpflege ausgiebig.

Ein solcher Geist mußte nun auch erheblich auf die sonst dem mönchischen Leben fernstehenden Pfarrgeistlichen wirken. Das zeigt sich vor allem in der versuchten Durchführung des Zölibats dieser niederen Geistlichen. Ein unbedingtes Eheverbot war weder auf die Bibel noch auf die ältesten Konzilienbeschlüsse zu gründen, konnte aber auf Umwegen daraus gefolgert werden. Sich des ehelichen Umgangs zu enthalten, war auch früh für die Priester als wünschenswert erachtet worden. In der Praxis aber hatte sich die Priesterehe durchaus gehalten, und im 11. Jahrhundert war die Mehrzahl der Landgeistlichen verheiratet, während die Stiftskanoniker bereits zu einem zölibatären Leben gezwungen waren. Man duldete bei jenen die Ehe, auch das Konkubinat um so leichter, als ihnen die weibliche Hilfe wirtschaftlich notwendig war. Die Kirche nun, die ihre Anschauungen über die Menschen ursprünglich aus der lasterhaften orientalisch-römischen Welt des Verfalls geschöpft hatte und immer geneigt war, in der Ehe nur das Fleischliche zu sehen, die auch die Laienehe durch Ehehindernisse aus verwandtschaftlichen Gründen beschränkt hatte (vgl. S. 184), tat jetzt den Schritt von der sehr berechtigten Bekämpfung der Unsittlichkeit vieler Geistlichen zur Stempelung selbst der Ehe als Unkeuschheit, und der Kampf gegen die Unzucht wurde, nachdem er in den Klöstern bessere Zustände herbeigeführt hatte, als Kampf gegen die Priesterehe aufgefaßt. Übrigens hat die schroffe Betonung des Prinzips der Keuschheit die große Rolle gerade der Frauen, die ja oft begeisterte Trägerinnen der asketischen Bewegung, überhaupt des kirchlichen Geistes waren, nicht gemindert, wenn auch der wahre Asket allen weiblichen Wesen aus dem Wege ging und die Kirche überhaupt gewisse, die Frauen herabsetzende Bestimmungen kannte; z. B. war ihnen verboten, heilige Gefäße zu berühren. Daß bei unverheirateten Priestern auch das Kirchengut, dem aller Besitz verstorbener Priester anheimfiel, besser fuhr, hat freilich sicher bei jener Bewegung mitgewirkt, ebenso das Motiv, die Priester von allen nichtkirchlichen Interessen zu lösen und sie wie eine disziplinierte Heerschar zur Verfügung zu haben. Der von Leo IX. ohne Erfolg begonnene Kampf wurde aufs energischste von Gregor VII. fortgesetzt: dieser Papst ging nicht nur gegen die verheirateten Geistlichen

selbst vor, sondern er machte auch die Bischöfe und Erzbischöfe für die Durchführung des Zölibats verantwortlich. Und als diese, soweit sie überhaupt Eifer zeigten, geringe Erfolge hatten, auch seine Bitte um Unterstützung bei den weltlichen Fürsten wenig half, trug er die Agitation in das ohnehin schon zum Teil asketisch aufgeregte Volk, indem er es aufforderte, von verheirateten Priestern keine kirchlichen Handlungen mehr anzunehmen, ja indem er die Sakramentshandlungen solcher Priester für ungültig erklärte. Auch den Bischöfen, die diese Priester duldeten, solle das Volk nicht mehr gehorchen. Die Forderung Gregors ist auf den größten Widerstand bei den Priestern selbst gestoßen, sie wurde auch aufs heftigste literarisch bekämpft; aber gerade die Aufhetzung des zum Teil durch wandernde Mönche bearbeiteten Volkes, die Hilflosigkeit der Frommen bei eintretender Ungültigkeit priesterlicher Handlungen führten zu einer oft brutalen, fast tragischen Vertreibung verheirateter Priester eben durch die Laien, so daß schließlich, freilich langsam, die päpstliche Forderung siegte.

Indessen fehlt es nicht an deutlichen Kennzeichen, wie sehr der neue Geist auch das *Innere der Menschen beeinflußte*. Bei vielen zwar hatte die asketische Betätigung dieselben äußeren, materialistischen Motive wie sonstige kirchliche Werke; sie sollte dem Seelenheil dienen — das Fegefeuer stand immer mehr im Mittelpunkte kirchlich-volkstümlicher Phantasie. Aber mächtig wurde doch das Gefühlsleben durch sie beeinflußt. Damit war denn auch dessen Ablenkung in ungesunde, krankhafte Bahnen eng verbunden. Gewaltig waren die seelischen Konflikte, welche die neuen Forderungen oft hervorriefen. Die ganze selbstquälerische Jenseitsstimmung dieser Zeit mag typischer als in den Bekenntnissen des Rather von Verona aus dem 10. Jahrhundert in der klassisch-mönchischen Selbstbiographie des Bayern Otloh, der namentlich in St. Emmeram in Regensburg gelebt hat, aus dem 11. Jahrhundert hervortreten. Von dem Studium antiker Autoren, dem er als künftiger Weltgeistlicher ergeben war, trieben ihn Visionen und wunderbare Erkrankungen in das Kloster. Nun besteht er fortgesetzt Kämpfe mit Dämonen; aber auch Gott erscheint ihm und zeigt ihm, was er vermag. So ringt er sich durch ein visionäres, gequältes, tränenreiches Dasein zur Gottseligkeit empor. Freilich entziehen sich unserem Verständnis die viele Naturen beglückenden Seiten dieser ganzen Richtung, aber sie haben darum doch bestanden. Es ist mehr als Finsternis und Starrheit in ihr. Diese mystischen, von allem Irdischen sich losmachenden Gefühle, die in Schauer und Pein nur die läuternden Durchgangsstadien zu einem ersehnten Schauen himmlischen Glanzes und seligen Aufgehen in einer höheren Sphäre darstellen, gehören eben einer anderen Welt an als die Triebe der Betätigung im Leben durch Arbeit und Intelligenz. Eine Todessehnsucht entstand so, und kranke Mönche waren, wie Cäsarius von Heisterbach später erzählt, unglücklich, wenn man ihnen Genesung wünschte. Auch in dieser Sucht, das Gefühlsleben zu überreizen, um zu überirdischem Glücksempfinden emporzusteigen, liegt viel Krankhaftes, namentlich in dem mystischen Liebesleben, das sich verzückte Nonnen oder Mönche vorspiegelten, wie später etwa der Prämonstratenser Hermann von Steinfeld sich als Geliebter der reinen Jungfrau fühlte.

Aber, abgesehen von den Übertreibungen, *ein wichtiges Resultat* hat die Bewegung und besonders die lebhafte Agitation unter dem Volk zur Zeit des beginnenden Kampfes gegen die staatliche Macht sowie bei der Propagierung des Gottesfriedens (vgl. S. 260) und vor allem der Kreuzzugsidee gehabt: erst jetzt kann man von einer wirklichen *Christianisierung* der Deutschen sprechen. Anderseits muß die aus der Weltabwendung sich ergebende *Kulturfeindlichkeit*, welche die geschilderten Kulturverdienste der Kirche wieder in den Schatten



stellt, scharf betont werden. Zunächst haben die Klosterreformen vielenorts einen äußeren Rückgang der bisher eifrig betriebenen Studien zur Folge gehabt; ebenso verfielen die Stiftsschulen. Die ausschließliche Betonung des rein kirchlichen Lebens, die Weltabwendung an sich, aber auch einzelne Züge, wie das den geistigen Verkehr hindernde Schweigegebot, mußten dazu führen. Die Freude an den Studien verging vor anderen Interessen im aufregenden Kampf zwischen Kaiser und Papst, der überdies häufig eine starke materielle Schädigung der Klöster mit sich brachte. Auch für die Kunst verschwanden die goldenen Tage; man achtete ihrer nicht mehr, und ebenso ließ die Freude an der Produktion nach. Die Äußerung der Augsburger Annalen von 1091: „In diesen Wirren ging aller Glanz der Gelehrsamkeit zugrunde" zeigt die unmittelbare Wirkung jenes Kampfes. Es sind dieselben Annalen, die noch fünfzig Jahre vorher von einer Blüte der gelehrten Studien unter Heinrich III. reden.

Aber es beruhte das alles doch nicht nur auf der Änderung der Interessen, vielmehr vor allem auf der Betonung des *Gegensatzes zur Antike*. Dieser ist nicht neu: es handelt sich vielmehr um ein die Kirche von jeher beschäftigendes Problem. Untergegangen ist ja die *antike Bildung* überhaupt nicht, so wenig wie im Grunde das römische Reich. Sie bleibt auch in ihrer Trümmerhaftigkeit ein *Grundelement der christlichen mittelalterlichen Kultur*, wenn auch das *bestimmende Element die christliche Tradition* ist. Das Problematische der Stellung der Antike ergab sich aus dem Widerspruch zwischen beiden Traditionen. Er schreckte bereits den Hieronymus, dem nach einer im Mittelalter oft erzählten Geschichte im Traum eine Stimme zurief: „Du bist kein Christianus, sondern ein Ciceronianus". Schon im 4. Jahrhundert mußte der heilige Basilius das Studium antiker Autoren gegen heftige Angriffe verteidigen, und kirchliche Heißsporne hat es dann bis zu den Kämpfen gegen das Studium des neu erstandenen Aristoteles im 12. und 13. Jahrhundert immer wieder gegeben. Alle solche Gegenbewegungen haben aber *nie die Beschäftigung mit den antiken Autoren wirklich gehindert*: Vergil ist in Wahrheit immer den kirchlichen Schriftstellern ebenbürtig gewesen, und ein deutscher Mönch Probus hat sich einmal die Mühe genommen, zu beweisen, daß der Aneïs-Dichter und Cicero wegen ihrer kirchlichen Verdienste unter die Heiligen versetzt worden seien. Die Lateinisch sprechende Kirche ist es gewesen, die uns den Hauptschatz der antiken Autoren überhaupt erhalten hat. Aber *immer blieb diese Pflege der Antike im wesentlichen äußerlich*. Die Formel, die jenen Widerspruch zu lösen schien, ist früh gefunden worden: es herrscht die Augustinische Idee, nur die christliche Vollkommenheit könne das Ziel sein: als *Hilfsmittel*, als *ästhetisches, formales Bildungsmittel* diene das Altertum. Aber es war doch ein Unterschied, ob man es als grämlich bekritteltes, unvermeidliches Übel ansah oder sich dieses Hilfsmittels mit Unbefangenheit und Freude bediente. Karl der Große, der sonst ganz auf dem Boden jener Formel stand und in dem Rundschreiben von 787 das eifrige Studium der Alten empfahl, damit man desto besser in die Geheimnisse der Heiligen Schrift dringen könne, tat das letztere. Und dasselbe mag bei dem großen Hrabanus Maurus der Fall gewesen sein, obgleich er die Beschneidung antiker Autoren, die Ausmerzung unsittlicher Stellen empfahl, was immer noch weniger schlimm war als der schon in spätrömischer Zeit gemachte Versuch des Ersatzes der antiken Werke durch christliche Nachbildungen. Weiter gehörten zu den unbefangenen Freunden der Antike die geistlichen Träger jener Ottonischen Renaissance (vgl. S. 225), ferner die eifrigen Grammatiker und Poeten von St. Gallen, der Reichenau, Magdeburg usw.

Eben diese Richtung, die eine neue Studienblüte verhieß, wurde nun durch die Reformbewegung getroffen. Schon vorher hatte Rather von Verona, der jene Studien freilich nicht ganz verwirft, die Erzeugnisse des lügenhaften Griechenlands weit unter alle auf Jesum Christum gerichtete Erkenntnis gesetzt, und schärfer zeigten sich noch früher der vielleicht dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehörige Johannes von Fulda, der den Vergil durch Aratus ersetzen will, oder Notker der Stammler, der den jungen Salomo vor den heidnischen Autoren warnt und ihnen den Prudentius vorzieht. Auch den gelehrten Ermenrich, der die heidnische Poesie wie den Dünger für den Acker verwenden will, quälten nachts schreckhafte Träume wegen seiner Vergillektüre. Wie dann Brun, der Bruder Ottos des Großen, der übrigens auch die Antike nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Form liebte, verdächtigt wurde, hörten wir schon (S. 226). Jetzt aber erschien die Beschäftigung mit den antiken Autoren immer allgemeiner als etwas Teuflisches, wie jenem Otloh von St. Emmeram, und die Kluniazenser, überhaupt die asketischen Reformer haben sie eifrig bekämpft. Man darf nun freilich nicht glauben, daß aus diesen Kreisen alle antike Bildung geschwunden sei; dazu war sie zu unentbehrlich: Petrus Damiani und andere Gregorianer verraten häufig genug ihre Bekanntschaft mit jenen Autoren. Gleichwohl war ein allgemeiner Verfall der grammatischen Studien die Folge. Man ging zu Anfang des 12. Jahrhunderts sogar so weit, die medizinischen und juristischen heidnischen Autoren zu unterdrücken.

Das wichtigste Ergebnis der ganzen Bewegung war die innere und äußere Stärkung der Kirche selbst. Die kluniazensische Reform brachte erst das spezifische übertriebene Standesbewußtsein des Klerus auf den Höhepunkt: jetzt wurde er völlig losgelöst von allen persönlichen und sachlichen Banden, die ihn an die sonstige Menschheit fesselten, jetzt sollte er nur für die Idee der Kirche leben. Jetzt wurde die Kirche als Sondermacht recht eigentlich begründet: jetzt gab sie, die bisher wesentlich demokratisch, landschaftlich fühlte und dem Papst mehr eine Ehrenstellung als ein Regiment — das lag in den Händen der Herrscher — einräumte, sich im Grunde erst die straffe, auf dem Mönchtum ruhende, in monarchischer Spitze, dem Primat des Papstes, auslaufende Verfassung. Diente die Kirche nicht mehr unbefangen dem Staate und der Erziehung der Gesamtheit, sondern nur ihren Interessen, so mußte sich auch ihr Verhältnis zur Laienwelt einigermaßen ändern. Der Laie sollte in der nun gereinigten Kirche nur die über allem Weltlichen stehende Heilsanstalt erblicken. Der mächtige traditionelle Einfluß der Kirche auf den Laien trug jetzt einen rein kirchlichen Charakter. Überall ergab sich eine Bekämpfung weltlichen Lebens. Man trat den nationalen Spielleuten aufs schärfste entgegen, nur die geistliche, die jetzt gepflegte biblische und Legendendichtung galt als berechtigt, gleichsam als Form, Gott zu dienen. Die gesteigerte Lebenshaltung bekämpfte man ebenso wie das kriegerische Wesen, daher in gewisser Hinsicht auch das Rittertum, in dem sich beides, wie wir sehen werden, verkörperte. Wirklich gelang es zunächst, auch dieses mit kirchlichen Idealen zu durchsetzen; die Kreuzzüge sind hierfür das glänzendste Zeugnis. Auf ästhetischem Gebiet führte die Askese zur Verleugnung des natürlichen Schönheitsideales. Von jeher galt den Asketen die Freude an leiblicher Schönheit für lasterhaft, die bildende Kunst verpönt das Nackte nun vollends, sie will überhaupt nicht das körperlich Schöne zum Ausdruck bringen, sondern die innere, dem Überirdischen hingegebene Empfindung. Der zum großen Teil auf technisches Unvermögen zurückgehende Mangel an Naturwahrheit ist doch auch durch ein unnatürliches, ätherisches Schönheitsideal und ein alleiniges Herausarbeiten des seelischen Ausdruckes bedingt.



Gewiß ist anzunehmen, daß die Übertragung der spezifisch asketischen Ideen auf die Laienwelt trotz der (S. 254 f.) angeführten Erscheinungen doch immer eine beschränkte war (vgl. S. 265): aber eine allgemeine Zunahme des kirchlichen Wesens ist unleugbar. Innerhalb der Kirche rief die fortdauernde asketische Richtung, sobald das Klosterleben Verfallserscheinungen zeigte — und solche waren gerade durch die Teilnahme an den kirchlich-politischen Kämpfen auch bei den Kluniazensern eingetreten —, neue, besonders strenge Ordensgründungen hervor. Diese Orden entstanden immer zunächst in dem kirchlichen Frankreich und drangen von dort auch nach Deutschland, die Prämonstratenser und die älteren, aber sich erst später verbreitenden Zisterzienser, beide dürftig und bettelhaft gegenüber den feinen Kluniazensern. Ebenso nahm die Anziehungskraft des Ordenslebens für die Laienwelt dauernd zu: nicht nur wurden immer mehr Menschen Mönche und Nonnen, wir lernten auch schon (S. 255) jenes Institut der Laienbrüder kennen, und, als die neue ritterliche Schicht im Dienst der Kirche die Kreuzzüge unternahm, bildeten sich auch aus dieser Schicht Ordensorganisationen, die Ritterorden.



Bestattung. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 260.

Im gewöhnlichen Dasein trat die kirchliche Geisteshaltung nirgends stärker hervor, als wenn es zum Sterben ging. Dann griff die das ganze Zeitalter beschäftigende Sorge um das Seelenheil gewaltig Platz. Gegen das Lebensende trieb es viele bis dahin weltlich gesinnte Leute in das Kloster; Weltgeistliche wurden jetzt oft ebenfalls Mönche. Andere machten vor dem Tode noch Schenkungen an die Kirche oder an arme Leute. Der Sterbende legte ein Bekenntnis seiner Sünden ab, wobei viele ein Bußgewand anzogen; bei seinem Todeskampfe wurde ihm der nun häufig ängstlich ersehnte geistliche Zuspruch zuteil, Heilige wurden angerufen, Psalmen gesungen, Gebete gesprochen: ohne kirchlichen Segen zu sterben, ohne die „Wegzehrung", das heilige Abendmahl, das wieder als Schutzmittel gegen die Schrecken des Jenseits aufgefaßt werden mochte — die Letzte Ölung war jetzt noch selten —, wäre unerträglich gewesen. Mancher ließ sich in eine Kirche tragen, um dort unter den kirchlichen Segnungen zu sterben. Man besprengte auch den Sterbenden mit Weihwasser und verbrannte Weihrauch. Alte unkirchliche Totenbräuche hatten sich übrigens wenigstens noch in Resten gehalten, das Schreien und Haarausraufen, auch wohl die feierliche Totenklage zu Ehren des Toten, das Mitgeben von Gegenständen ins Grab, das Totenmahl. Die letzte Ruhestätte der Toten, die sehr rasch bestattet wurden — Vornehme, deren Leiche auch nach italienischer Sitte einbalsamiert wurde, mit großem Pomp und Geleit,

unter Gebet und Gesang und Vorantragen brennender Kerzen —, konnte man sich auch nicht anders denken als im Schutze der Kirche. Vornehme setzte man in dem Gotteshaus, wohin die Leiche noch nachts gebracht und prächtig aufgebahrt wurde, andere auf dem Kirchhof bei, wo namentlich die Armen, die auf einem Brett dahin gebracht wurden, oft einfach mit dem Brett auf dem Körper eingescharrt wurden. Doch bettete man sie auch in eine Bretterkiste, d. h. einen hölzernen Sarg. Die Bestattung in den Städten wird zum Teil der späteren Weise (siehe die Abbildung S. 259) entsprochen haben. Reiche Herren gründeten eine Kirche sogar eigens zu dem Zwecke, für sie als Begräbnisstätte zu dienen; sie verwendeten auch steinerne oder metallene Särge, ließen eine Gruft ausmauern usw. Die Sorge um das Seelenheil der Verstorbenen beschäftigte naturgemäß die Angehörigen weiter, sie gaben große Almosen beim Begräbnis, ließen durch die Geistlichen Seelenmessen lesen, beten usw. Die Totenmessen nahmen die Geistlichen nun oft im Übermaß in Anspruch.

Die Kirche, die eine so allgemeine Herrschaft über die Menschheit erlangt hatte, mußte sich nun vor allem, wie schon angedeutet, gegen die Macht wenden, der sie äußerlich untertan war, deren Interessen sie bisher diente: gegen den Staat. Der Kampf gegen ihn war ausgedrückt durch den Kampf gegen die Simonie, die Erwerbung geistlicher Ämter durch Kauf usw. Dieser erweiterte sich zu einem solchen gegen die Besetzung von Kirchenämtern, namentlich von Bischofsstühlen durch die Könige: es wurde ein Kampf um die Frage, wer überhaupt die Welt beherrschen solle, der Staat oder die Kirche, die zugleich als Erbin der antiken Kultur auch eine politische Überlegenheit besaß. Daß die Kirche auf politischem Gebiet eine viel wirksamere Macht sein konnte als der Staat, zeigte eine Bewegung, die ebenfalls wieder von den Reformern, von den Kluniazensern, gefördert wurde, die des Gottesfriedens (Treuga Dei). Es lag in ihr wieder jenes sittigende Streben, das sich nunmehr wie schon seit langem gegen die gewaltsame Selbsthilfe durch die Fehde wandte: aus einer Ausdehnung der Heiligung des Sonntags ging eine geheiligte Friedezeit von Donnerstag abend bis Montag früh, die mit den Leidenstagen des Herrn zusammengebracht wurde, hervor; ihrer Verletzüng trat die Kirche mit Bann oder Verbannung (Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande) entgegen. Die Kirche suchte zunächst einzelne Herren und Adlige zum Friedensschwur, zur Abkehr von den Räubereien, zur Beschränkung der Fehde zu bringen. Die in Südfrankreich entstandene Bewegung griff nach Deutschland nur langsam über: hier war der König, trotzdem ja bereits (vgl. S. 111) die Karolinger die Verfolgung der Friedensstörungen häufig der Kirche überließen, immerhin noch selbst Friedensschützer. Aber die Art, wie Heinrich III. von seinen Großen 1043 sich feierlich in der Kirche Versöhnlichkeit geloben ließ, zeigte die Einflüsse der neuen kirchlichen Ideen, die allerdings nur durch den Staat zur Geltung kamen: sonst hatten sie für Deutschland, wo naturgemäß am meisten im Westen, in Lüttich und der Kölner Diözese, überdies dem verkehrsreichsten Gebiet, der von den Unterdrückten überall gepriesene Gottesfrieden durchdrang, nur vorübergehende Bedeutung. Der Festsetzung des Kölner Friedens durch Erzbischof Sigewin stimmte zwar Heinrich IV. zu und ließ diesen Frieden 1085 durch den Mainzer Reichstag auf das Reich ausdehnen, aber er hatte, wie auch noch später, doch die Initiative: als der Papst 1095 die treuga für die ganze Christenheit verbindlich machte, war die Bewegung schon im Schwinden. Auf diesem Gebiet hat die Konkurrenz von Staat und Kirche keine Folgen gehabt.

Inzwischen war aber als folgenreichstes Ereignis der wirkliche Kampf zwischen beiden eingetreten: wir haben ihn hier nur als symptomatische Erscheinung zu betrachten. Die



Machtfülle des deutschen Königtums unter Konrad II. blieb unter Heinrich III. nach außen durch große Erfolge erhalten, im Inneren dagegen erlitt sie durch die partikularen Gewalten bereits eine empfindliche Schwächung. Schlimmer aber wirkte die Stärkung, die der schon ganz von der allgemeinen mönchischen Strömung gefangene König der Reformbewegung angedeihen ließ, obgleich er gerade durch die freundliche Stellung zu ihr seine Macht über die Kirche zu vergrößern dachte. Er hat dadurch nur den Reformern die Durchführung ihrer Ideen und die Erwerbung der maßgebenden Kirchenämter ermöglicht. Heinrich IV. mußte dies bitter erfahren: unter ihm brach der Investiturstreit aus, der die königliche Macht durch den Bürgerkrieg in seinem Gefolge außerordentlich schädigen sollte. Er wurde begonnen von einem Papst, Gregor VII., der die Reformbewegung praktisch erst recht durchführte und die so gereinigte Kirche in eine straff zentralisierte Hierarchie unter absoluter päpstlicher Herrschaft wandeln, alle ihre Glieder durch das Zölibat zu seinen Werkzeugen machen, endlich dieser geschlossenen Macht alle anderen Mächte auf Erden, vor allem auch den Staat unterwerfen wollte. Es war ganz konsequent gedacht. Sollte der Laie der gehorsame Sohn der Kirche sein, sollten seine weltlichen Interessen nichts gegenüber den kirchlichen Idealen bedeuten, so mußte auch die kräftigste Organisation der Laieninteressen, der Staat, von der kirchlichen Idee durch ihre geistlichen Vertreter beherrscht werden. Mittelbar hatte die Kirche ja schon früher sehr bestimmenden Einfluß auf den Staat geübt. Sie hatte auf die Wiederbelebung des universalen Kaisertums hingedrängt, um im Schutze desselben und in seinem weiten Bereich wirken zu können. Aber Karl der Große wie später Otto der Große hatten die Kirche auch den Interessen des Staates dienstbar gemacht und sie auch deshalb gefördert, wenngleich ihnen die innere Stärkung der Kirche dabei nicht minder am Herzen lag. Das Papsttum in seiner Ohnmacht spielte keine bestimmende Rolle: die Nachfolger Ottos suchten es nach ihrem Willen zu besetzen und zu lenken.

Das war nun anders geworden. Jetzt suchte der Papst den Kaiser zu beherrschen, und wenn das den Romanen von je verhaßte und nur wegen seiner äußeren Macht gefürchtete Germanentum selbst das Papsttum schließlich zu germanisieren drohte, so triumphierte jetzt aufs neue der Gedanke der Herrschaft der Romanen über die Germanen: äußerlich erstrebte man die Knechtung der politischen Macht Deutschlands durch den weltbeherrschenden Papst, innerlich die Knechtung der Gemüter und des deutschen Wesens durch die kirchlich-asketische Idee. Das Moment, das zur Erreichung jenes Zieles dienen sollte, war, wie erwähnt, das Verbot der Laieninvestitur, insbesondere der Besetzung der Bistümer durch den König. Aber es steckte hierin zugleich der Kampf gegen jene, mit dem Eigenkirchenwesen (vgl. S. 126 f.) verbundene germanische Gestaltung des Kirchenrechts, die auf die Dauer die innere Kraft der Kirche gefährdete. Eben seitdem die Kirche durch die Reformbewegung die gewaltige Stärkung erfahren, die Macht der päpstlichen Hierarchie sich konsolidiert und organisiert hatte, mußte es zum Zusammenstoß zwischen dem römischen, nun neu gekräftigten Kirchenrecht und jener germanischen Gestaltung desselben kommen, zwischen öffentlich-rechtlicher und feudal-privatrechtlicher Anschauungsweise, zwischen der Macht der kirchlichen Idee und einer weltlichen Auffassung der Kirche, der freilich die Kirche später selbst anheimfallen sollte. Jenes eigentliche Ziel ist von Gregor selbst wie in der großen Streitliteratur, die sich an den Kampf knüpfte, deutlich ausgesprochen worden. Man trug diese Ideen, die ursprünglich den Reformern nicht eigneten, sondern erst um 1050 von Lothringen aus auf Grund der die oberste Gewalt des Papsttums stipulierenden pseudoisidorischen

Fälschungen sich verbreiteten, auch durch die Predigt in das Volk. Ebenso nichtig wie das irdische Leben überhaupt sind alle menschlichen Institutionen: insbesondere der Staat ist von gottlosen, vor keinem Verbrechen zurückscheuenden herrschsüchtigen Menschen gegründet, ein Werk des Teufels; Königreiche sind Räuberhöhlen. Die Könige, die meist schlecht sind, müssen durch die Kirche regiert werden, auch die guten. Denn ihre Macht bleibt als weltliche immer der geistlichen untergeordnet, selbst der niedrigste Priester steht noch über dem mächtigsten König, wie hoch erst der Papst, der diesen daher auch bannen, ja absetzen kann! Das weltliche Schwert ist zum Dienste des geistlichen Schwertes bestimmt. Solche Ideen gingen aus dem unendlich gesteigerten Machtgefühl der Kirche, vor allem aber den nunmehrigen Anschauungen über die päpstliche Gewalt hervor. In der Tat hat eben in der straffen Machtorganisation der Kirche und des päpstlichen Regiments Gregor, der persönlich als Flüchtling ein tragisches Ende fand, Dauerndes erreicht. Nicht der Glaube, nicht die Lehre wurde das Lebenselement dieser neuen Kirche, sondern ein zentralisiertes politisch-juristisches System, das sich mit allen Mitteln zu festigen suchte.

Gregors phantastischer Plan einer päpstlichen Weltherrschaft mit untergeordneten weltlichen Fürsten mußte naturgemäß scheitern. Ferner hat auch er doch nicht ganz die Gefühle der Ottonischen Zeit aus der deutschen Geistlichkeit herausgebracht. Die Bischöfe solcher Gesinnung, die über die Ansprüche romanischer Herrschsucht entsetzt waren, hat er zu unterwerfen gesucht, ehe er mit dem König zu kämpfen begann, aber in den letzten Jahren Heinrichs IV. war wieder die ganze hohe Geistlichkeit auf seiten des Kaisers. Heinrich V., energisch wie sein Vater, übte die Investitur, als wäre nichts geschehen. Trotzdem bedeutete der vorläufige Abschluß des Kampfes, der überhaupt erst nach Gregors Tode möglich war, das zwischen dem römischen und dem germanischen Kirchenrecht vermittelnde Wormser Konkordat, das den Herrschern einen gewissen Anteil an der Besetzung der Bistümer usw. ließ, für die Kirche doch einen wichtigen Sieg: eine unabhängige deutsche Kirche gab es nicht mehr, über sie regierte nicht mehr der König, sondern der Papst. Fortan war auch die Geistlichkeit keine wirkliche Stütze des Königs mehr. Die hohen Geistlichen entwickelten sich vielmehr zu Territorialherren — in der Stauferzeit übertraf die Zahl der geistlichen Fürsten die der weltlichen — und gingen in der Erlangung besonderer Rechte den weltlichen Fürsten zunächst voran. Jenes germanische Eigenkirchenwesen hielt sich indessen fürs erste noch für die niederen Kirchen. Seine letzten Reste sind schließlich in dem Patronatsrecht bewahrt geblieben. Die Zugeständnisse, die das Wormser Konkordat dem König noch machte, sind im übrigen später allmählich beseitigt worden. Eins hatte, von den Verlusten an Kirchengut abgesehen, in diesem Machtkampf gelitten: das eigentlich kirchliche Leben, dessen Hebung das Anfangsziel der ganzen Bewegung gewesen war, war zum Teil arg verfallen, und die Einwirkung der Kirche auf die Sittlichkeit der Laien war ganz zurückgetreten. Die innere Zerrüttung, die Gewissenskämpfe des vom Papst gegen den König und von diesem gegen jenen aufgehetzten Volkes, die schlimmen Taten, die man unter dem Mantel der Religion beging, brachten sogar einen völlig desolaten Zustand der Sitten hervor, eine allgemeine Verwilderung. Und daß in diesen Stürmen auch die später erst deutlicher hervortretenden antikirchlichen Stimmungen (vgl. S. 304f.) keimen mußten, ist klar. Anderseits mißfiel Gregor den rechten Reformern selbst. Gerade in den führenden lothringischen Reformklöstern rief der auf die Weltbeherrschung ausgehende hierarchische Geist früh Opposition hervor, so daß sich Gregor eine andere Organisation für die Propaganda



seiner Ideen in Deutschland suchte. Er fand sie in Wilhelm von Hirsau und seiner Kongregation. Der Streit hat sodann die Fürsten, die auch die eigentlichen Urheber des Konkordats waren, auf Kosten des Königtums gestärkt, ihnen zugleich Eingriffe in das Kirchengut erlaubt und endlich die politische Hegemonie Deutschlands in der Welt erschüttert. Die großen kirchlichen Unternehmungen, die Kreuzzüge, geschahen zunächst ohne den deutschen König. Freilich war das aus anderen Gründen natürlich.

---

Die Kreuzzugsbewegung war ohne Zweifel der größte und am meisten in die Augen fallende äußere Erfolg der siegreichen kirchlichen Bewegung und des aufsteigenden Papsttums, das sich nun erst durch die straffe Neuorganisation der Kirche als die eigentliche universale Macht zeigte: aber sie war wie die ganze Reformbewegung ein romanisches Produkt. Der Plan zu einer großen christlichen Heerfahrt gegen den Islam, den schon Gregor VII. gefaßt hatte, und den Urban II. verwirklichte, beide allerdings infolge der Hilferufe des von den Seldschuken bedrängten byzantinischen Herrschers, aber zweifellos auch in der Absicht, das gewaltige Übergewicht der päpstlichen Gewalt zu zeigen, dieser Plan hat außer in dem französierten Lothringen, bei Gottfried von Bouillon und seinen Brüdern, in Deutschland äußerst wenig gezündet. Man hatte von den überspannten Ideen der Romanen und den durch sie hervorgerufenen Übergriffen der Gregorianer allmählich genug. Die ersten, oft von Geistlichen geführten, zuchtlosen Scharen, die den eigentlichen Zug nicht abwarteten, und unter denen sich Bauern mit Weib und Kind, aber auch schon viele Abenteurer befanden, erweckten bei ihrem Durchzug durch Deutschland zum Teil Spott und Hohn (vgl. auch S. 304). Aber allmählich griff die Idee dennoch in Deutschland um sich. Bloße Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande waren ja seit langem in Übung und galten als viel verdienstlicher denn solche nach Rom. Mit der Zunahme des asketischen Geistes nahmen auch sie seit dem 11. Jahrhundert immer zu, und gerade die vielfachen Leiden und Entbehrungen konnten den wahren Büßer nur reizen. Sogar Massenpilgerfahrten waren schon vorgekommen, wie 1027 der im ganzen erfolgreiche Zug jenes Richard von Verdun (vgl. S. 253) oder der viel größere, aber unglücklicher verlaufende des Bischofs Günter von Bamberg und anderer hoher deutscher Kirchenfürsten 1065, denen sich bereits eine Menge adliger Herren mit glänzender Ritterschar anschloß. Jetzt handelte es sich nun freilich um Größeres: um die Gewinnung des Heiligen Landes; das konnte nur noch mehr zünden. Die überhaupt aufgeregte und wundersüchtige Stimmung trieb in Deutschland bald die sonderbarsten Blüten. Als Träger der Agitation kamen nun auch nach Deutschland Kreuzzugsprediger: Peter von Amiens bewog 1096 am Rhein und in Süddeutschland schon mehrere Tausend zum Mittun. Andere aus Deutschen bestehende oder beim Durchzug durch Deutsche verstärkte undisziplinierte Scharen folgten; die ständige Begleiterscheinung waren Judenhetzen. Alle gingen aber dem gewissen Untergang, der sie meist schon in Ungarn ereilte, entgegen. Erst dann fand der erfolgreiche Zug Gottfrieds statt.

Im ganzen blieb die Bewegung aber zunächst eine von der Kirche angeregte, auf die Romanen sich stützende Erscheinung. Sie ist freilich aus lange wirkenden politischen und kommerziellen Gründen hervorgegangen. Der Kampf mit dem Islam in Form eines kriegerischen Vordringens der Christen hatte schon früh begonnen, war dann durch die Seldschuken im Osten, durch die Almoraviden in Spanien gehemmt worden, befand sich aber schon wieder in vollem Gange, auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Süditalien und Sizilien wie in Kleinasien, wo Byzanz sich zu wehren hatte. Überall waren

vor allem die unruhigen Normannen beteiligt, die damals gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wieder aufleben ließen und Beute und Land erjagten, aber auch burgundische, überhaupt französische Ritter; ein flandrisches Hilfsheer unterstützte 1088 Byzanz. Dazu kamen die kommerziellen Vorstöße. Die bisherige Abhängigkeit des abendländischen Handels von dem mit dem Orient vermittelnden Byzanz schwand allmählich. Die Italiener der Seestädte gingen zu den orientalischen Quellen selbst vor, zunächst nach Sizilien und Nordafrika, wo sie auch wohl gelegentlich Beutezüge machten und militärische Erfolge davontrugen; Venedig, mit dem Byzanz nach dem Verlust Amalfis an die Normannen in engere Beziehungen getreten war, begann unter Umgehung von Byzanz unmittelbar mit der Levante zu handeln. In dieses kriegerische und friedliche Ringen — bei jenem war der Gegensatz der Religionen wenigstens nicht die Hauptsache — trat nun die mit der asketischen Bewegung zusammenhängende Aktion mit dem Ziel der Wiedergewinnung des Heiligen Grabes hinein. Äußerlich hervorgerufen war sie durch die zunehmende Gefährdung jener Pilger, die die islamitischen Fürsten ebenso wie die Byzantiner sich als Geldbringer im allgemeinen gern gefallen ließen. Allmählich wurden sie auch durch Erhebung von Abgaben beim Eintritt in Jerusalem ausgenutzt. Die anfänglich geschonten, weil von den Mohammedanern selbst verehrten heiligen Stätten wurden bei der steigenden Intoleranz mehr und mehr gefährdet, viele Klöster und Kirchen zerstört, namentlich seitdem die seldschukischen Türken 1086 sich auch Palästina und Jerusalem unterworfen hatten, überall Christen töteten und ihre Heiligtümer vernichteten oder deren Besitz, so den des Heiligen Grabes, beanspruchten; letzteres freilich hielten sie wegen der Einnahmen, die es brachte, geöffnet. Die Leiden der Christen in Palästina waren der Hauptstoff der Kreuzzugsprediger. Gleichwohl wurden auch in der kirchlichen Agitation weltliche Momente von Anfang an klug berücksichtigt. Der Papst wies in Clermont darauf hin, daß Frankreich übervölkert sei und zu wenig Nahrung für alle hervorbringe; er deutete an, daß anderswo Reichtümer zu finden seien. Die Masse wurde vielfach dadurch gewonnen, daß die Abhängigen auch gegen den Willen ihrer Herren ihr Zinsgut veräußern und fortziehen durften.

Die Erfolge des ersten Kreuzzuges sind bekannt, die Eroberung Jerusalems, die Gründung abendländischer Staatenkolonien im Orient. Das Ansehen des Papstes, der durch seine einheitliche Kirchenorganisation das ganze Abendland zu einem gewaltigen Unternehmen geführt und gleichzeitig den Einfluß dieser Organisation, namentlich der päpstlichen Konzilien, außerordentlich gestärkt hatte, der selbst die kriegerischen Instinkte der Zeit in den Dienst der Askese zu stellen verstanden hatte, mußte sich unendlich steigern: der *Papst* war der wirkliche *Sieger*, der eigentliche Schöpfer jener Frankenstaaten. Ihm waren denn auch die neuen Ritterorden als geistliche Laienorganisationen untertan. Noch stand aber, wie gesagt, das Deutsche Reich, der Konkurrent des Papstes in der Führung des Abendlandes, als solches abseits: auch die Beteiligung von Deutschen an größeren kriegsmäßigen Pilgerfahrten nahm ab, das neue Königreich Jerusalem lag außerhalb des deutschen Interessenkreises. Und als nun aus den lateinischen Staaten neue flehentliche Klagen über das Vordringen des Islams an den Papst kamen und Hilfe nottat, da wandte sich dieser naturgemäß wieder an die Romanen, an den König von Frankreich. Dabei mußte er jedoch zurücktreten vor der gewaltigen, hinreißenden Persönlichkeit des Bernhard von Clairvaux, und in dessen Agitation trat wieder die kirchliche Idee, frei von päpstlichen Hintergedanken, in den Vordergrund. Dann aber mußte der Papst erleben, daß diese neu entfachte Bewegung gegen seinen Willen nun auch den deutschen König, dessen Dienste er zu seiner eigenen Rettung brauchte, eroberte. Bernhard



trug die Agitation nach Deutschland, rief einen Taumel der Begeisterung hervor und vollbrachte nach anfänglichem Mißerfolg „das Wunder aller Wunder“, auch den König zur Fahrt nach dem Heiligen Lande zu entflammen. *Der romanische Kirchengedanke*, freilich ohne Rücksicht auf den Papst, nahm *abermals Deutschland gefangen*; aber gerade der außerordentlich unglückliche Ausgang des so begeistert begonnenen Kreuzzuges trug auch wieder nach diesem neuen Aufflackern zum raschen *Niedergang des kirchlichen Geistes* bei. Nicht nur das deutsche Königtum erfuhr durch jene Fahrt innere und äußere Schwächung, nicht nur das Papsttum war nunmehr in seiner Macht bedeutend zurückgegangen, auch die furchtbare Gewalt des asketischen Geistes war stark erschüttert, wozu freilich andere Momente mit beitrugen. Die nächsten deutschen Herrscher, die eine Kreuzfahrt unternahmen, waren nicht mehr bloße „Sklaven der Kirche“ wie Konrad III., und gerade die Kreuzzüge selbst, das gewaltigste äußere Phänomen kirchlicher Macht, werden wir zu einem tiefgehenden Kulturwandel in weltlicher Richtung (vgl. S. 296ff.) beitragen sehen.

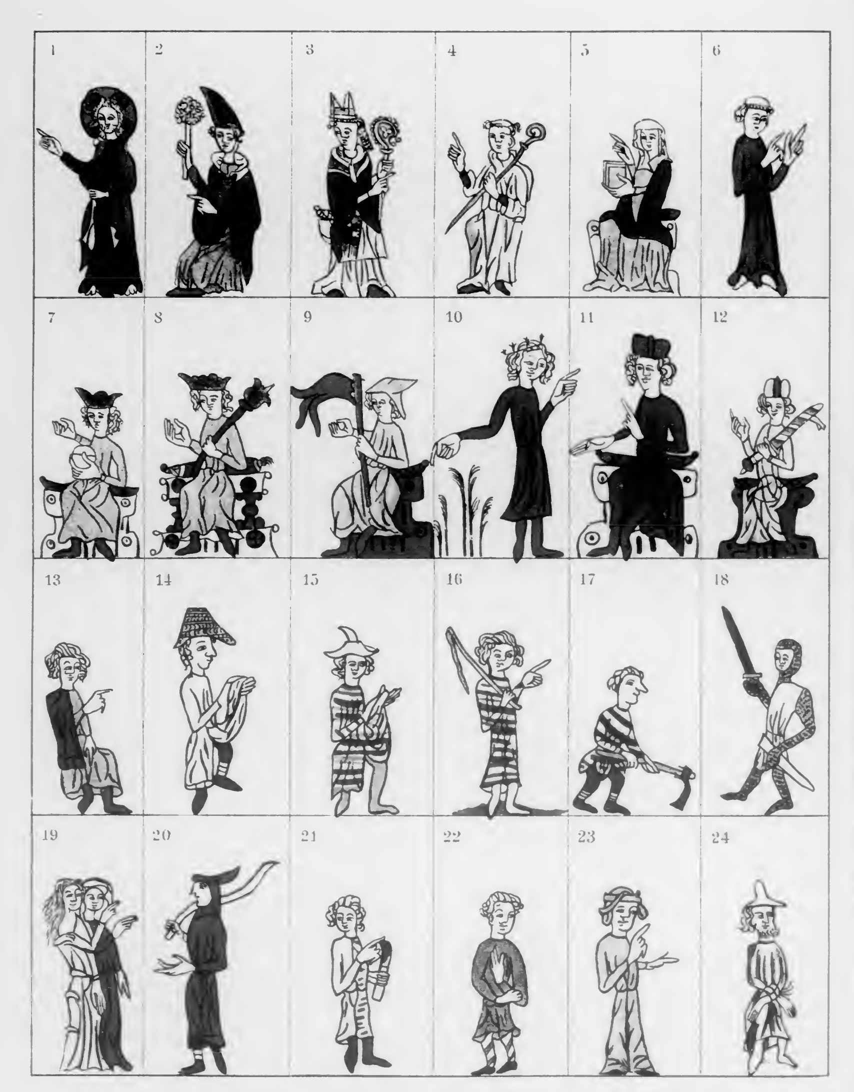
Es ist überhaupt *nicht richtig*, das *asketische Ideal der Weltverneinung als das allgemeine Ideal des Mittelalters hinzustellen*, auch nicht für die eben geschilderte Zeit, in der es (vgl. S. 254f.) Kopf und Herz weiter Laienkreise gefangennahm. Im Prinzip war jetzt sicherlich der Mönch die Verkörperung des kirchlichen Ideals geworden: seinem Muster sollte nach dem Willen des nunmehr mönchisch denkenden Papsttums der gesamte Klerus, auch die Weltgeistlichkeit folgen, zu ihm als dem eigentlichen Ideal christlicher Lebensführung sah ebenso der Laie bewundernd auf. Die Macht dieser Anschauung geht am meisten daraus hervor, daß gerade die Laien über nichts mehr ergrimmten als über die Nichterfüllung jener idealen Ansprüche durch die dazu prädestinierten und verpflichteten Mönche und Nonnen. Und eben daß diese niemals auf die Dauer und in allen Gliedern das Ideal hochhielten, daß die auch nach jener großen Reformbewegung immer von neuem einsetzenden Versuche, durch Reformationen und neue Ordensgründungen das Ideal wieder zu beleben, doch die Wiederkehr der gleichen Erscheinungen der Verweltlichung nicht hindern konnten, das hat schließlich dem Ideal selbst und vor allem der es vertretenden Kirche mehr geschadet als alles andere. Haben die Mönche selbst nach menschlicher Art das Ideal nicht dauernd hochgehalten, so haben das noch weniger die Weltgeistlichen getan. Die Laien aber haben es, von einem fanatischen oder schwärmerischen Teil abgesehen, überhaupt immer nur als ein die Geistlichen verpflichtendes Ideal angesehen, wie es ja auch die Geistlichen selbst taten, und es nur theoretisch bewundert. Es zu bekämpfen, dazu war man geistig noch nicht imstande; eine höhere, weltlich gegründete, selbständige Weltanschauung gab es nicht: die der Kirche war die allein mögliche. Aber im Grunde ist diese Weltanschauung sicherlich der großen Mehrheit der Laien immer gleichgültig gewesen. Und auch von dem Gefühl stärkster, innerster Abneigung gegen jenes Ideal sind uns vielleicht nur durch den Mangel an Quellen die Spuren verlorengegangen. Gewiß, die Macht der kirchlichen Anschauungen war in allen Laienherzen jetzt tief gegründet, nicht nur die zitternde Sorge um das Seelenheil (vgl. S. 259) war allgemein, auch eine innere Stimme christlichen Gewissens regte sich jetzt in jedem. Aber die *Weltlichkeit* des Lebens und Strebens der Laien ist doch in dieser ganzen Zeit immer in natürlicher Selbstverständlichkeit bestehen geblieben und nur in ganz geringem Maß (vgl. S. 259) durch jenes Ideal beschränkt worden. Und ebensowenig wurde im Fühlen, Denken und Handeln die nationale Eigenart beeinträchtigt.

---

## V. Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge.

Im Gegensatz zu den romanischen Ländern war Deutschland, das sich in der Unerfreulichkeit der Zustände (vgl. S. 296) sonst von jenen wenig unterschied, um 1100 im wesentlichen noch ein agrarisch fundiertes, wirtschaftlich ziemlich isoliertes Land mit geringem Geldverkehr, mangelhaften Verkehrsverhältnissen, ohne geregeltes Steuersystem: der vorwiegend naturalwirtschaftlichen Grundhaltung entsprach die nun schon erstarrende Verfassung, das Lehnssystem, das jede Leistung mit Grund und Boden bezahlte. Aber wie damals und schon vorher von einer völlig reinen Naturalwirtschaft keine Rede war, so hatten sich auch in sozialer und kultureller Beziehung bereits die Keime zu Neu- und Weiterbildungen früh gezeigt. Keineswegs stellte die Bevölkerung eine einheitliche Masse dar. Die kriegerischen Interessen, noch immer im Vordergrunde, sind schon mehr Eigengut bestimmter Schichten unter Einwirkung des jetzt notwendigen Reiterdienstes geworden und stehen in einem Gegensatze zu der Lebenssphäre der friedlicher gerichteten großen Menge der Ackerbauer. Hier lag der erste Keim zu stärkerer sozialer Differenzierung. In den aufkommenden Städten treten weiter neue Erwerbsinteressen in die Erscheinung. In der Lebenshaltung zeigt sich seit langem ein immer größerer Unterschied zwischen der Herrenklasse, die sich der fremden Kulturerrungenschaften leichter bemächtigen kann, und der übrigen Masse. Jene nimmt auch teil an einer mehr künstlerischen Ausstattung des Lebens, deren Hauptförderer aber der Klerus ist. Als solcher, aber mehr noch als Inhaber eines Bildungsmonopols und Repräsentant der alle höheren Interessen vertretenden Kirche steht indessen der Klerus wieder über der sonstigen Bevölkerung und zum Teil abseits von ihr. Und doch liegt, wie es auf solcher Stufe der Entwickelung natürlich ist, gewissermaßen alles in agrarischen Banden: der üppiger lebende Große mit kriegerisch-politischen Interessen bleibt vor allem auch Grundherr, der Dienstmann ist auf sein Dienstgut angewiesen, Gewerbe und Handel sind auch in den Städten noch eng mit agrarischen Interessen verknüpft, und die geistliche Kultur stützt sich wesentlich auf den geistlichen Grundbesitz. Dauernd bleibt sodann der kulturelle Unterschied der einzelnen Stammesgebiete von besonderer Wichtigkeit, auch für die schon vorhandenen sozialen Gruppierungen. Dauernd bleibt aber auch, wie wir noch sehen werden, volkstümlicher Geist den verschiedenen Schichten gemeinsam und für alle gleichmäßig charakteristisch.

Jetzt, im 12. Jahrhundert, kommt nun überall rascheres Fortschreiten in die Entwickelung. Es ist eine Zeit, die, wie im Abendland überhaupt, bei starker Unruhe ein deutliches Aufwärtsstreben erkennen läßt. Der wirtschaftliche, soziale und kulturelle Fortschritt zeigt sich vor allem in der Bildung fester großer Berufsstände. Nicht, wie gesagt, in Form einer




Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

Nach Darstellungen zum sächsischen Land- und Lehnrecht aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wiedergegeben in den „Teutschen Denkmälern" von Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber (Heidelberg 1820).

## Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

(1. Gott.)
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Äbtissin.
6. Priester.
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Lehnsherr.
11. Richter.
12. Richter (Graf).
13. Schöffe.
14. Bürgermeister.
15. Schultheiß.
16. Büttel.
17. Bauer.
18. Lehnsmann.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sachse.
22. Wende.
23. Wendin.
24. Jude.

plötzlichen Neuerscheinung. Die zu Klassenbildungen führende Trennung zweier altgermanischer Interessenkreise, des bäuerlichen und des kriegerischen, war seit langem in Vorbereitung. Aber die Differenzierung wird allmählich bestimmter, der Beruf gewinnt immer mehr an Wichtigkeit gegenüber der persönlichen Herkunft, die gleiche Tätigkeit erzeugt das Gefühl sozialer Zusammengehörigkeit und läßt die alten ständischen Unterschiede, die Bedeutung der Freiheit oder Unfreiheit zurücktreten, und im 13. Jahrhundert endlich gewinnt die neue, sich im wesentlichen während des 12. Jahrhunderts vollziehende Standesbildung ihren festen Abschluß: die Berufsstände werden nun ihrerseits Geburtsstände, rechtlich fixiert und durch feste Schranken getrennt. (Siehe die beigeheftete farbige Tafel „Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter".) Der ganze Prozeß ist ein Ergebnis des Fortschreitens zu höherer Kultur, und zwar wesentlich in wirtschaftlicher Hinsicht: es ist der durch Spezialisierung erreichte Fortschritt. Gleichzeitig führt diese Spezialisierung zur stärkeren Wertschätzung der spezifischen Standesinteressen, insgesamt also der weltlichen Interessen: es ergibt sich die Grundlage einer *laiischen Kultur*. Der diese Spezialisierung ermöglichende soziale Faktor aber ist eine *Hebung der niederen Schichten*. Bedeutete früher die Grundherrschaft den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt, so war dieser jetzt wieder mit der Bewegung von unten herauf verknüpft. Gerade die Grundherrschaft hat aber auch diesen Fortschritt vorbereitet. Sie war keine Latifundienwirtschaft mit Sklaven: die hofrechtliche Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat vielmehr eine zwar abhängige, aber kräftige ackerbauende Schicht erhalten, ja ihre innere Kraft erhöht (vgl. S. 106). Diese Abhängigen waren stets eine sozial wichtige Schicht geblieben, schon wegen ihrer Zahl; jetzt nutzten sie gewisse Formen innerhalb der Grundherrschaft für eine wirtschaftliche und soziale Verbesserung aus, die Ministerialität und die Zensualität. Der Prozeß der ständischen Trennung, die schließlich so maßgebend wird, daß z. B. in der höfischen Poesie die sozialen Unterschiede zwischen Ritter und Bauer viel wichtiger sind als die nationalen, zeigt sich auch äußerlich in der ebenso allmählich sich ausbildenden Trennung und Sonderart der Wohnstätten: der Herr, der zum Ritter wird, zieht aus den Höfen im Dorf auf die Wohnburg (vgl. S. 23f.); dem Dorf tritt der Komplex der Stadt gegenüber, und von jeher wohnte, wenn jetzt auch zum Teil in Städten, in gesonderten Bauten, in Klöstern und Stiftern, die Hauptmasse des Klerus.

Die *Geistlichkeit* war der *Stand*, der auf Grund römischer Tradition sich *zuerst als solcher* aus der übrigen Bevölkerung *herausgehoben* hatte, bei dem allen sonstigen Unterschieden der Beruf voranging. Davon war schon (S. 205f.) ausführlich die Rede.

Aber auch in der weltlichen Gesellschaft stand eine kleinere, doch mächtige Gruppe bereits seit längerer Zeit ziemlich gesondert über den anderen und nahm jetzt an Einfluß wie an Geschlossenheit andauernd zu, *die Großen*, die späteren Territorialherren. Die Gruppe hatte sich aus dem älteren Adel, der namentlich durch kriegerische Verdienste, überhaupt als Dienstadel, und durch entsprechende wirtschaftliche Bereicherung und soziales Ansehen emporgekommen war, herausgehoben, wieder wesentlich durch Ausnutzung der übertragenen Ämter und Amtslehen, daneben allerdings durch sonstigen besonders ausgedehnten älteren Besitz. Die Grafschaft (vgl. S. 125) war für diese Herren der wesentlichste Ausgangspunkt ihrer Macht, die lehensrechtliche wie die amtsrechtliche Grundlage derselben: sie sahen das Amtslehen dabei fast wie einen Privatbesitz an, wobei die Gerichtsbußen die Haupteinnahme darstellten, wie sie als Vögte über Kirchengut sich durch Lehen bereicherten, überhaupt Lehen nahmen, wo sie sie nur erlangen konnten — öfter hat man auf das

Beispiel des Grafen Werner von Bolanden verwiesen, der von 1194 bis 1198 eine große Menge von Grafschaften und Vogteien vom Reich, von weltlichen und geistlichen Großen zu Lehen hatte. Eine gleichzeitige Erfüllung der Verpflichtungen gegenüber den verschiedenen Lehnsherren war dann gar nicht mehr möglich. Wie sich aus den Grafen besondere Arten, die Pfalzgrafen, Markgrafen und Landgrafen, heraushoben, sahen wir schon (S. 125). Ebendort wurde von den Herzögen gehandelt, die ja als Stammesführer (vgl. S. 100) eine ganz eigenartige Stellung einnahmen. Otto I. hatte das Herzogtum zu einem Amtslehen gemacht, aber der Charakter des Herzogtums als Amtsstellung blieb ein völlig fiktiver. Bei den Grafen erscheint dagegen dieser Charakter immer wesentlich: anderseits fühlten sich die Mächtigeren unter ihnen, gestützt vor allem auf angestammten Familienbesitz, wie die Herzöge als selbständige Herren und Führer der Bevölkerung ihres Gebietes und wurden von dieser auch immer als natürliche, eigentliche Herren angesehen; selbst neu eingesetzte Große verwuchsen mit der Bevölkerung sehr rasch. Die Wirren des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden gegen die Schwäche des Königtums weidlich von diesen Großen ausgenutzt: die faktisch seit langem für ihre Lehen vorhandene Erblichkeit wird schließlich auch rechtlich fixiert. Was diese Gruppe nun vor allem auszeichnet — denn die Erblichkeit des Benefiziums war seit langem für alle, auch die kleinen, Lehnsträger prinzipielles Streben —, sind ihre politischen Ambitionen; dank der politischen Entwickelung hat der deutsche mehr als irgendein anderer europäischer Hochadel politische Selbständigkeit errungen und sich zur abgeschlossenen fürstlichen Klasse aufgeschwungen. Um 1180 vollzog sich, freilich nicht auf einmal und nicht rechtlich fixiert, eine Verengerung der Gruppe durch die Betonung des Lehnsgedankens, die Zusammenfassung der vom König unmittelbar belehnten Fürsten, der Lehnsfürsten, und die Zurückdrängung der Grafen, als bloßer Amtsfürsten, was jene anderen ja außerdem auch waren. Von den gewöhnlichen Grafen blieb nur der von Anhalt (sowie der von Flandern) Reichsfürst. Seitdem standen die weltlichen Fürsten gegenüber den geistlichen an Zahl bedeutend zurück. Unter Friedrich II. sind die Fürsten zu wirklichen *Landesherren* geworden. Von ihrer im 13. Jahrhundert hervortretenden, eine neue Entwickelung einleitenden Bedeutung werden wir später hören (S. 309).

Diese großen Herren haben nun weiter für die Bildung einer *neuen Adelsschicht*, eines *ritterlichen Berufsstandes*, eine hohe Wichtigkeit gehabt: sie waren nach dem König und neben den geistlichen Fürsten die Kristallisationspunkte für Lehnsträger zunächst aus der Schicht der kleinen freien Grundherren; zum Dienst an ihrem Hofe wie vor allem zum Kriegsdienst, zu dem sie ihren Heerbann stellen mußten, brauchten sie aber weiter auch Ministeriale, denen sie Dienstlehen gaben. Sie minderten zwar dadurch ihren Besitz, aber die Ausdehnung ihres Lehnsverbandes stärkte ihren Einfluß, ihre Macht in entsprechendem Grade. Das sich jetzt zum geschlossenen Stand durchringende Rittertum war zum Teil demselben Boden entsprossen wie die großen Vasallen, aber dieser Teil hatte es nicht wie jene zu höherer Entwickelung gebracht. Zu den Rittern gehörten *Grundherren*, die schon in karolingischer Zeit durch Herabdrückung von Freien und durch Erblichkeit der Benefizien heraufgekommen waren, *freier Herkunft*, aber durch den Gang der Dinge in den kriegerischen Lehnsverband eines Großen geraten. Weiter hatte sich sodann eine Anzahl von *Gemeinfreien* im Gegensatz zu der Hauptmasse der übriggebliebenen Freien *dem Lehnsverband angeschlossen*, während diese sich mit der Bewirtschaftung eines Gutes begnügten oder als Leute mit wenig Besitz oder ohne solchen Handwerker, Kaufleute usw.



wurden. Man darf die Zahl der Gemeinfreien überhaupt nicht unterschätzen (vgl. S. 105f.); sie war im 10. und 11. Jahrhundert insbesondere in Sachsen noch erheblich, und die neue städtische Bevölkerung bestand in ihren wichtigsten Elementen aus Freien. Aber diese Freien kamen nun eben zum Teil in die ritterlichen Lehnsheere hinein, ohne Zweifel infolge eines Strebens nach oben.

Das dritte, sehr wichtige und *immer mehr an Zahl überwiegende* Element des neuen Adels endlich bildeten *Leute unfreier Herkunft, Ministeriale*, die im Hof- und Kriegsdienst des Königs, der Bischöfe und der Großen heraufgekommenen besseren Hörigen. Sie spielten schon in fränkischer Zeit eine Rolle, wie denn auch ihre Bezeichnung aus dieser Zeit stammt. Da waren einerseits die Hof- und obersten wirtschaftlichen Verwaltungsbeamten, die Marschälle, Kämmerer, Truchsesse, Mundschenken: ihr Amt hob sie über die übrigen Hörigen hinaus, zumal es sich vererbte. Gleichzeitig waren sie in der Regel auch Reisige ihrer Herren. Zu den Reisigen gehörte dann aber eine weitere, größere Zahl von Dienstmannen gewissermaßen im Hauptberuf. Und eben dieser kriegerische Beruf ist das Wesentliche für die Bildung eines neuen Standes. Gerade das ritterliche Wesen, der Reiterdienst hatte jetzt besonderen Wert und hob die Krieger über die Masse. Die Zusammensetzung der entscheidenden Teile des Heeres aus Reitern (vgl. S. 107) gegenüber dem alten, in der Hauptsache zu Fuß kämpfenden Heerbann war dafür von größter Bedeutung. Gerade durch die Reiterdienstpflicht waren schon in karolingischer Zeit viele Freie zu Ministerialen geworden. Persönliche Talente und Verdienste konnten natürlich die Ministerialen weiter fördern. Das Wichtige war die allmählich sich herausbildende Betonung bestimmter Dienstleistungen, die als ehrenvoll galten, das Erheben über die gewöhnliche Arbeit. Vor allem also zum Kriegs- und Hofdienst notwendig gebraucht, erschienen diese Ministerialen nun zugleich überall als Glanz verleihendes Gefolge ihrer Herren, auch der geistlichen. Die Leistungsfähigkeit der Ministerialen beruhte, wie natürlich, auf dem ihnen verliehenen Dienstgut: die landlosen ritterlichen Ministerialen, die zum Teil an den Höfen umherfuhren, gegen 1200 ziemlich zahlreich wurden und auch das Hauptkontingent für das damals auftretende ritterliche Söldnertum stellten, strebten immer nach einem Ritterlehen, das ihnen dauernden Lebensunterhalt sicherte. Es wurde nicht nur als Äquivalent für die kriegerische Dienstleistung verliehen, sondern ebenso für Hofdienste. Jenes Lehen bedingte das Truchsessenamt, dieses die Geleitspflicht für einen geistlichen Herrn usw. Die Haltung von Ministerialen in der nächsten Umgebung, auch als kriegerisches Leibgefolge, und ihre Ernährung unmittelbar aus den Einkünften des Herrn muß früh der Begabung mit Dienstgut gewichen sein. Ein wichtiges Moment für die Zunahme der Belehnung von Ministerialen mit erledigten Ämtern und entsprechendem Besitz war das Mißtrauen der Lehnsherren gegen den Adel, der, wie eben betont, durchweg das ihm übertragene Amt als erbliches Lehen ansah und nach Selbständigkeit strebte. In den Ministerialen hatte man ein überall verwendbares abhängiges Element, dessen Emanzipation man durch die Nichterblichkeit der Lehen zu verhindern glaubte. Die Inhaber des Dienstgutes hatten aber bald das Bestreben, aus der hofrechtlichen Abhängigkeit herauszukommen: sie fühlten sich schließlich auch nur als Lehnsträger ihres Herrn, im übrigen aber völlig als Grundherren, die Polizei und Gericht über ihre Leute übten und meist wohl bald bestrebt waren, ihren Besitz, ihre Rechte in der Mark nach dem Vorbild der größeren Grundherren zu mehren. Die übermütigsten und landgierigsten mochten die Ministerialen der geistlichen Stifter und Klöster sein, deren Besitz überdies ja meist sehr zerstreut

lag (vgl. S. 102). Die Mönche des von ihm gegründeten Klosters Zwifalten warnt Graf Liutold vor Annahme solcher Mannen: „sie teilen die Güter des Klosters unter sich“. Der Erzbischof Bruno von Trier mußte der „nie zu befriedigenden Gier der Ministerialen“ außer Gütern und Höfen sogar den Kirchenschatz zum Teil opfern. So mochte ein solcher Mann seinen Besitz auf eigene Faust auf jede Weise vergrößern, z. B. auch Land gegen Zins übernehmen, während er je nach dem Einfluß und der Bedeutung seines Herrn auch im Dienst zu außerordentlichem Ansehen steigen, immer neue Lehen zur Belohnung erhalten konnte, viele Freie und selbst Glieder des älteren Adels überflügeln mochte und jedenfalls seine unfreie Herkunft vergessen ließ. Die Reichsministerialen waren unter Umständen den Großen an Macht gleich, ihre Bevorzugung — namentlich Friedrich I. hat sie später in einflußreiche Stellungen gebracht — wirkte dann wieder auf die Hebung der Ministerialen der Großen. Gerade die wachsende Machtstellung vieler Ministerialen bewog auch zahlreiche Freie, die sich damit zugleich ihren eigenen Besitz sicherten, und selbst Edle, sich in ihre Reihen aufnehmen zu lassen. Damit steigerte sich wieder die Geltung der Ministerialen, der Charakter der Unfreiheit schwand jedoch nicht ganz.

Was sie nun aber schließlich den freien Vasallen gleich machte, was die *Mischung aller dieser Elemente* und ihre Durcharbeitung zu einem neuen Stande herbeiführte, das war, wie betont, *der kriegerische, d. h. ritterliche Beruf*, der sie alle zusammenschloß. Die wachsenden inneren Wirren wie die äußeren Kriege drängten die Großen zur Vermehrung ihrer Streitkräfte. War die neue, aber sich seit Jahrhunderten entwickelnde und schon im 10. Jahrhundert als ordo militaris zunächst in Frankreich auftretende Schicht der Ritter anfangs aus dem Häuflein der freien Vasallen zusammengesetzt, die für Kriegsdienste belehnt wurden, so zwang schon im 11. Jahrhundert das Bedürfnis zu immer stärkerer Verwendung der Ministerialen, ohne daß man sie von jenen trennen konnte. Die adligen, die freien Lehnsträger, die zahlreichen Ministerialen: alle waren Ritter, alle wirtschaftlich besser gestellt, alle gleichmäßig verwendet, und alle lebten auf den Heerzügen in gleicher, oft ärmlicher Weise. Recht viele Ritter haben in der Hauptsache ein hartes, kriegerisches und kein festlich-frohes Leben geführt. Es waren neben den vielen inneren Kriegen besonders die Heerfahrten der Könige nach Italien, auf denen sich die verschiedenen Elemente der Ritterscharen, die überdies immer nur kleine Heere bildeten, assimilierten; noch wichtiger waren aber die *Kreuzzüge*, bei denen sich durch die Berührung mit den Franzosen die von diesen im 11. Jahrhundert ausgebildete *Organisation des ritterlichen Lebens* auf die deutschen Ritter übertrug (vgl. S. 313); nun schloß alle die *Gleichheit der Lebensweise* zusammen.

Vor dem *Beruf* mußte so schließlich die Geburt zurücktreten, er gab das *Ferment der neuen Standesbildung*, bei der sich im übrigen niedere und höhere Schichten mischten. Von Ebenbürtigkeit des Ministerialen mit dem Adligen ist aber keine Rede, selbst der nichtritterliche Freie hatte vor dem ritterlichen Ministerialen, so stolz dieser auf ihn herabblickte, seine freie Geburt voraus. In der Mitte des 12. Jahrhunderts verlor sich auch die anfängliche Scheidung zwischen einem niederen und höheren Ritterstand, einem ordo equestris minor und maior. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts gab es keinen Unterschied zwischen dem ritterlichen freien Vasallen und dem ritterlichen Dienstmann: auch der letztere trug nun den Rittergürtel. Aber im Grunde handelte es sich um einen wirtschaftlichen Vorgang. Die Vorbedingung zum Ritter war das Lehnsgut: es ist eine große Menge mittlerer, auch kleiner Grundherren entstanden, die wirtschaftlich als eine neue starke Schicht über und aus



der bäuerlichen Masse heraus auftraten. Freilich blieb die Wirtschaft immer weniger Zweck des Besitzes: das durchgehende Streben nach seiner Vergrößerung hatte Verstärkung persönlichen Ansehens, sozialer Geltung, bald auch Erlangung höheren Lebensgenusses, endlich die bessere Möglichkeit kriegerischer Betätigung zum Ziel, ja viele der kleinen Fehden mögen weniger um der materiellen Vorteile willen als lediglich aus Kampflust unternommen worden sein. Das Zurücktreten der eigenen Sorge um die Bebauung des Ackers und das Aufgehen in den persönlichen Anforderungen des Lehnsverbandes, den „höfischen“ Interessen, lösten nicht nur den Zusammenhang des Herrn mit der Wirtschaft, sondern machten auch, wie wir sehen werden, den Verwalter, den Meier, selbständig. Hand in Hand damit bildet sich — von den besonderen Wohnstätten sprachen wir schon (S. 267) — auch eine *besondere Lebenshaltung* der neuen Schicht aus, die zunächst von der der besseren „Bauern“ nicht verschieden gewesen war. Bald drang dann, wesentlich infolge der Kreuzzüge, die französische Anschauung vom völligen Gegensatz zu den Bauern, vom Ungehörigen, Unanständigen der Ackerarbeit durch. Dieser Gegensatz trat an Stelle des freilich (vgl. S. 270) nicht ganz zurückgedrängten zwischen Frei und Unfrei, ja er schuf eine viel tiefere Kluft und wurde alsbald zum Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur. Das Rittertum wurde zum Träger einer neuen, von Freien wie von Ministerialen gleichmäßig gepflegten, sie deshalb zusammenschließenden gesellschaftlichen, „höfischen“ Kultur, die noch eingehend zu schildern sein wird (S. 308ff.). Sie war stark französisch gefärbt, aber entbehrte nicht der Eigenart, und gerade daß im Gegensatz zu Frankreich nicht freie Vasallen wie dort, sondern Ministeriale den Hauptteil des Rittertums ausmachten, hat man in gewissen Zügen der deutschen höfischen Kultur bedeutungsvoll ausgedrückt sehen wollen. Das Lehnswesen wurde nun zu einem exklusiven System: die übrige, bäuerliche und städtische, Bevölkerung wurde lehensunfähig. Die Erblichkeit der Lehen, die, praktisch lange vorhanden, unter Konrad II. gesetzlich fixiert wurde und im weitesten Sinne sich durchsetzte, wie sich damals überhaupt die früher gewohnheitsrechtlichen Verhältnisse der Lehnsmannen, der ritterlichen Ministerialen, zu einem festen Lehnsrecht ausbildeten, führte zur Erblichkeit der Ritterwürde. Das ergab dann aufs neue Betonung der Geburt: nur der Ritterbürtige ist jetzt zum Ritter, zum Empfang eines Ritterlehens qualifiziert. *Aus dem ritterlichen Berufsstand* wird ein *Geburtsstand*, wie er in der Landfriedensordnung Friedrichs I. von 1152 hervortritt, *ein exklusiver Adelsstand*, der sich nun gegen neuen Zustrom von unten herauf wehrte. Sein Lebensinhalt bleibt zwar Krieg und Kriegsübung, das ihn dauernd in seiner sozialen Position haltende Moment ist aber doch jene wirtschaftliche, ihn zum Herrn machende Grundlage, das Lehnsgut, was sich besonders später zeigte, als der Wert seiner ritterlichen Betätigung, seine taktische Verwendbarkeit zu sinken begann.

---

Wenn sich bei der Entstehung des Ritterstandes als wesentliches Moment die Erhebung eines Teiles der niederen agrarischen Schicht über die Genossen auf der Basis der Ministerialität ergab, so hat ein anderer, größerer Teil jener Schicht es zu einer zwar weniger glänzenden, aber doch ebenso bedeutsamen wirtschaftlichen und sozialen Verbesserung gebracht: es war die aus den verschiedenen Formen der Abhängigkeit sich zu größerer Selbständigkeit entwickelnde Schicht, die als eigener, Landwirtschaft treibender Stand, als wirklicher *Bauernstand* in die Erscheinung trat. Auch dieser Bauernstand *setzte sich nicht aus gleichartigen Elementen zusammen*. Es waren Eigenleute, die sich aus der Hofarbeit und dem Mangel

an selbstbewirtschaftetem Grund und Boden herausarbeiteten, Zinsleute, die auf Gütern angesetzt oder mit eigenen Gütern früher in Abhängigkeit geraten waren, und die nun in neuen, freieren Formen, die aber vielleicht doch schon als älter anzusehen sind (vgl. S. 106), das ihnen überlassene Gut bewirtschafteten; es waren unter ihnen Wirtschaftsbeamte, deren Meiereien sich zu selbständigen Bauernhufen entwickelten; es waren endlich auch Gemeinfreie, die, auf kleinem Landgut sitzend, nicht wie jener andere Teil ihrer Genossen den Eintritt in den Lehnsverband erstrebten und lediglich ihrer Wirtschaft lebten. In welchem numerischen Verhältnis diese Elemente zueinander standen, läßt sich nicht sagen; am wenigsten zahlreich scheinen die eigentlichen Leibeigenen gewesen zu sein. Ebensowenig lassen sich die verschiedenen Formen des verbesserten Rechtszustandes der einzelnen, teils unter Hofrecht, teils unter Landrecht stehenden Gruppen immer genau bestimmen: es war eine ganze Skala von Rechtsverhältnissen, in denen sich bald ein größeres, bald ein geringeres Maß von Freiheit oder Unfreiheit schwankend ausdrückte. Die ökonomische Grundlage, die auf die standesmäßige Angleichung wirkte, war jedoch im ganzen dieselbe.

Zu der dargelegten Entwickelung trug die sich seit langem (vgl. S. 143 f.) vorbereitende Abbröckelung der großen Grundherrschaft, die Abwendung vom herrschaftlichen Eigenbetrieb und der Übergang der wirtschaftlichen Hauptproduktion auf die kleinen Betriebe bei. Aber man darf dieses Moment nicht zu sehr in den Vordergrund stellen. Schon für die karolingische Zeit haben wir die Bedeutung der bäuerlichen Schicht betont und anderseits diejenige der Grundherrschaft auf ihr richtiges Maß zurückgeführt (vgl. S. 101 ff.). Vor allem gab es geschlossene Grundherrschaften, insbesondere geistliche, nicht in dem früher behaupteten Umfang. Die Entwickelung knüpft also viel mehr an die bisherige an, als daß es sich um ganz neue Vorgänge handelt. Immerhin bleibt es bei einem Rückgang des herrschaftlichen Eigenbetriebes. Auch Klöster gaben, wenigstens im Westen, wie das Beispiel des flandrischen Klosters St. Trudo zeigt, zu Anfang des 12. Jahrhunderts die eigene Gutswirtschaft auf und lebten immer ausschließlicher von den Lieferungen der Klostergüter. Die in der Mitte des 11. Jahrhunderts schon deutlich sichtbare Entwickelung, bei der die Herrenhöfe selbst weiter bestanden, ohne aber als wirtschaftlicher Betrieb zu führen, zunächst noch unter Beibehaltung einer größeren Viehzucht, hatte ihre natürlichen Gründe. In erster Linie beruhte sie auf dem Umschwung der Interessen der Grundherren, die ja allerdings meist nur als Grundlage für andere Zwecke ihre Wirtschaft betrieben hatten. Dabei kommt die immer stärkere kriegerische Betätigung, die wesentlich Sache der weltlichen wie der geistlichen Herrschaften war, in Betracht, ferner die Vermehrung der Verwaltungsaufgaben der Herren als Grafen, Vögte usw., überhaupt die größere Hinneigung zu politischem Leben. Diese zeigte sich namentlich auch bei den geistlichen Herren, den Bischöfen und Äbten. Ähnlich wirkten die neuen Kultureinflüsse, die gesteigerten Lebensansprüche, vor allem der noch näher zu erörternde aristokratische Geist der Epoche. Dazu kam die äußere Erschwerung des Eigenbetriebes durch den zunehmenden Mangel an Leibeigenen, wozu einmal das Aufhören des Menschenhandels, weiter die fortschreitende Emanzipierung der vorhandenen Eigenleute, die für besondere Dienste immer durch Überlassung von zinspflichtigem Grund und Boden bezahlt wurden, beitrug. Das letztere Moment, das sich vor allem in der so gestalteten Entlohnung der kriegerischen Ministerialen geltend machte, minderte nun aber auch das eigentliche Herren-(Sal-)Land immer stärker. Auch die geistlichen Herrschaften mußten viel Kriegsleute halten und sie versorgen. Überhaupt



machte die zunehmende Differenziertheit der Verwaltung und Wirtschaft es notwendig, Ministeriale als Beamte zu verwenden.

Der Grundbesitz, der in eigener Verwaltung bewirtschaftet werden konnte, hatte ohnehin seine bestimmten Grenzen. Darüber hinaus war es vorteilhafter, das Herrenland in Zinshufen auszutun. Anstatt die Leute in ihrer Produktion zu kontrollieren, stand man sich besser bei sicheren, fixierten Abgaben. Ziemlich früh hatte auch bereits der Mangel an Arbeitskräften zur Beschränkung weiterer Ansprüche der Grundherrschaft durch schriftliche Fixierung der Leistungen geführt. Freilich ging dem Grundherrn durch die immer zahlreicheren Verleihungen der wirkliche Besitz der ausgetanen Güter fast verloren. Bei der geistlichen Grundherrschaft mochte der Grund dieses Verlustes zum Teil auch die Indolenz der Mönche sein, wie das später der Abt Marquard von Fulda für sein Kloster behauptete. Genau wie die großen und kleinen Lehnsträger suchten nun die Inhaber der Zinsgüter diese auf alle Weise erblich zu machen. Dazu verbreitete sich eine steigende Neigung, sich den Verpflichtungen, namentlich zu persönlichen Dienstleistungen, zu entziehen, sie zu bestreiten oder sich erst gerichtlich dazu zwingen zu lassen. Bevor ferner sich nicht die Aussicht auf dauernde Inhaberschaft öffnete, wirtschafteten viele Zinsbauern, namentlich auf geistlichen Gütern, arg darauflos. Alle diese Gründe erschwerten eine einheitliche Regelung der Bodenproduktion von einem Mittelpunkt aus: vor allem kam es mehr und mehr ab, den gesamten Ertrag der Zinsgüter, soweit er nicht für den eigenen Unterhalt nötig war, an die Herrschaft bzw. an den Meierhof abzuliefern. Weiter stellte sich der Betrieb auf kleinen Gütern häufiger als früher als der lohnendere heraus, woran freilich das Hauptverdienst der wirtschaftlichen Erziehung durch die Grundherrschaft gebührte. Überhaupt führten die freieren Formen zu stärkerer Ausbeutung des Bodens und intensiverer Wirtschaft; man benutzte nun auch die Brache im Sommer zum Futteranbau.

Wenn unter solchen Umständen selbst der wirtschaftlich tätige Grundherr — unter den geistlichen Herren sind als solche nunmehr namentlich im 12. Jahrhundert noch die Zisterzienser aufgetreten — nur mit großen Schwierigkeiten den Domanialbetrieb aufrechterhalten konnte, so mußte sich der kriegerisch-politisch interessierte Herr, der auch der neuen aristokratischen gesellschaftlichen Kultur huldigte, vollends von ihm abwenden. Aus dem patriarchalischen Verhältnis wurde ein mehr geschäftliches, das auf beiderseitigem Vorteil beruhte. Die Grundherrschaft wurde zur Rentenanstalt. Das führte dann einzelne Herren bei dem allmählichen Vordringen der Geldwirtschaft zur Umwandlung der Naturalleistungen in Geldabgaben, eine Umwandlung, die sich wie alle diese Prozesse sehr schwankend und in sehr verschiedenen Formen zu vollziehen anfing, die dem Herrn aber bei der nunmehrigen Wertschätzung des Geldes bequeme Einkünfte versprach, sich übrigens zum Teil wegen der immer mehr sinkenden Qualität der Naturallieferungen besonders empfahl. Auch dem Zinsenden, der sich dadurch für den Wirtschaftsbetrieb völlig von der Grundherrschaft emanzipierte, konnte diese Umwandlung recht sein. Bei dem späteren Sinken des Geldwertes ist sie ihm dann besonders gut bekommen. Natürlich blieben die Herrenhöfe als solche bestehen, aber der Eigenbetrieb wurde immer mehr eingeengt, er wurde nun durch „Baumeister" (Bauhof hieß der herrschaftliche Wirtschaftshof) verwaltet, und die führende Rolle der Herrenwirtschaft hörte auf.

Unter all den aufstrebenden Abhängigen der Grundherrschaft hatten die weitaus besten Aussichten auf größere Selbständigkeit und von vornherein die günstigste Position jene Verwalter der Meierhöfe, der wirtschaftlichen Vorhöfe. Sie spielten namentlich in der

Organisation des geistlichen Grundbesitzes eine Rolle, hatten an die Herrschaft unmittelbar abzuliefern, standen aber von Anfang an ziemlich selbständig da, obwohl sie durch den Herrn selbst, bei großen Herrschaften durch besondere Pröpste oder die Beamten, welche die Erträge erhoben, revidiert wurden. Manche Nebenbetriebe, etwa Zweige der Viehzucht, sind ihnen früh selbständig überlassen worden. Die Stellung des Meiers, der zudem niedere Gerichtsbefugnisse über seine Zinsbauern — denn der Meierhof war immer der natürliche Mittelpunkt — gewann, war so günstig, daß sie keineswegs nur von Abhängigen, sondern später auch von Freien, gelegentlich selbst von kleinen Adligen erstrebt wurde, und ergab von selbst eine Emanzipation von der Grundherrschaft. Wie sonst, wurde zunächst an Stelle des Gesamtertrages, der doch nicht zu kontrollieren war, ein bestimmtes Quantum fixiert; für sich selbst erhoben die Meier darüber hinaus aber immer mehr. Weiter wurden bei den Meiern zuerst die Naturallieferungen in Geldabgaben umgewandelt. Dadurch gewann der Meier, der Beamte, der ursprünglich als Besoldung gewissermaßen nur eine besondere Hufe überlassen bekam, einen ähnlichen Charakter wie der Inhaber eines Zinsgutes mit fixierten Abgaben, nur daß sein Gut von vornherein größer als die gewöhnlichen, sein Hof im Dorfe der beste, seine Stellung als Vertreter der Herrschaft eine überragende war. Genau wie die ritterlichen Ministerialen durch ihr Lehnsgut sich zu Grundherren aufschwangen, suchte der Meier, der überhaupt in der Regel ebenfalls zu den Ministerialen gehörte, sich zum völlig selbständigen Eigentümer zu machen. Unter Beiseiteschiebung des Propstes zog er nicht nur die Abgaben der Zinsbauern für sich mit Härte ein, sondern suchte auch auf allerlei Weise ihre Güter, ebenso wie die herrschaftlichen „Beunden" (vgl. S. 144), zu seinem Besitz zu schlagen. Namentlich wieder auf geistlichen Besitzungen entwickelte sich dieses Meiertum sehr üppig. Die drückenden Ansprüche der Meier gegenüber den abhängigen Leuten wie ihre Untreue bestätigt z. B. des öfteren die Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Der Abt Wibald von Stablo wandte sich sogar an den Kaiser um Hilfe gegen die unverschämten Übergriffe der Meier. Das übermütige Treiben der Meier, ihr Waffentragen und ihre Jagdlust schildern auch Ekkehards „Casus S. Galli". Die Grundherren blieben nur noch rentenberechtigt. Wieder setzte sich sodann die Erblichkeit des Meiergutes durch. Der Meier hatte ferner seit längerer Zeit eine führende wirtschaftliche Rolle gewonnen: es war nur natürlich, daß den Meiern auch Stücke von dem eigentlichen Sal-Land zum Betrieb überlassen wurden, wie denn weiter die jetzt fortschreitende Spezialisierung oder Verbesserung landwirtschaftlicher Kulturen ihnen besonders zugute kam. Wie beim Rittertum zeigte sich hier ebenso die soziale Verschiebung in der Richtung auf die Entstehung einer mittleren grundherrlichen Schicht. Gerade daß der Meier von je über die Dienstleistungen der Hörigen zu disponieren hatte, von je die Lieferungen empfing, erleichterte diesen Übergang zur Herrenstellung. Eine Reihe von Meiern konnte daher die Entwickelung der übrigen Ministerialen besonders leicht mitmachen, manche sind zu Rittern wie der Meierhof zum Rittergut geworden, bauten Burgen, verschwägerten sich mit dem Adel, eine Entwickelung, die aber erst im 13. und 14. Jahrhundert hervortritt. Die übrigen, lehnsunfähig gebliebenen Meier aber hatten die Führung der Bauern, wurden Schulzen, waren wohlhabende Gutsbesitzer, und der Ausdruck „Meierhof" geht später überhaupt auf ein größeres Gut. Aus dem einstigen Verwalter ist ein wohlsituierter, mehr oder weniger freier Besitzer geworden, der aber zugleich allerlei Herrenrechte hat.

Neben dieser führenden, sich zuerst von der Grundherrschaft ablösenden Schicht hat sich nun auch die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung sonst allmählich von der Grundherrschaft



emanzipiert. Vom Skandpunkt des Grundherrn war es ein allgemeiner Angriff auf seine Gerechtsame: so verschiedenartig die abhängigen Leute gestellt waren, in dem Streben nach günstigeren Verhältnissen unter Beeinträchtigung der Rechte der Herren glichen sie sich. Der Abt Marquard von Fulda z. B. berichtet, wie er bei seinem Amtsantritt mit Mühe festgestellt habe, was an Land, Wäldern, Fischteichen usw. alles widerrechtlich okkupiert gewesen sei, wie er aber nur einen kleinen Teil in jedem Dorfe zurückerhalten konnte. Ebenso hatten die Leute allmählich die Zahl ihrer Frontage gemindert usw. Vor allem kommen die Inhaber der Zinsgüter, die zahlreichsten Träger der damaligen Wirtschaft, in Betracht. Es war das eine keineswegs einheitliche Klasse. Von älterer Zeit her bestanden derartige Güter mit mehr oder weniger schroffen Formen der Abhängigkeit, daneben gab es aber diejenigen der freien Zinsbauern, denen dann wieder in späterer Zeit die freier gestalteten „Zensualengüter" nahekamen. Jene sogenannten *freien Zinsbauern* sind zum Teil schon ein Produkt der karolingischen Periode (vgl. S. 96, 105 f.); sie bestanden z. B. aus Freigelassenen oder aus Freien, die sich zum Schutz ihres Besitzes in Zinspflicht gegeben hatten, wurden aber häufig im Laufe der Zeit auch sonst von der Grundherrschaft in Anspruch genommen, z. B. den Meiern unterstellt. Jetzt wurde gegen derartige Ansprüche erfolgreich von den selbständiger Gebliebenen opponiert. Das *Charakteristische* wurde die Freiheit von allen Ansprüchen des Fronhofes namentlich an die persönliche Arbeitskraft, die *Beschränkung auf einen fest normierten jährlichen Zins unmittelbar an den Herrn.*

Diese Stellung wurde nun auch das Ideal aller aus der Unfreiheit überhaupt Herausstrebenden; die (S. 272) besprochene Rückbildung der Grundherrschaft, der Umstand, daß der Herr nur auf sichere Zinsleistung Wert legte, erleichterte auch diesem das Entgegenkommen: namentlich auf geistlichen Gütern wurden immer zahlreichere Hörige und Knechte zu jener Stellung „freigelassen" und kamen aus der Gewalt der Vögte und Meier heraus. Wieder gewährte dann die Erblichkeit der Zinsgüter, die durch das Anerbenrecht auch häufig gegen Teilung gesichert waren, dieser Klasse der *Zensualen*, wie man sie nennt, besondere Stärkung und Stabilität, ebenso aber auch jene Umwandlung der Natural- in Geldabgaben, die seit Ausgang des 11. Jahrhunderts immer allgemeiner wurde und später, wie (S. 273) gesagt, nur zum Vorteil der Bauern diente. Der fromme Zug der Zeit, aber auch die besonders günstige Stellung der *geistlichen* Zinsleute, die bessere Behauptung ihrer Rechte, verursachten einen recht häufigen Übergang aus weltlicher Herrschaft in die geistliche: manch weltlicher Herr ließ seine Unfreien durch Überlassung an eine geistliche Herrschaft zu geistlicher Zinspflicht frei, zur Wachszinsigkeit (geringe jährliche Abgabe von Wachs). Immer stärker drängten sich die Leute auch eigenmächtig dazu. So erzählt Ortliebs Zwifaltener Chronik von vielen Leuten dieses Klosters, „die sich wegen der Unterdrückung und der Menge des Dienstes, womit sie von ihren Eigenherren aufs härteste beschwert wurden, in unser Recht eingekauft haben, um Ruhe zu haben". Eine besondere Zunahme der Zensualen wurde nun dadurch herbeigeführt, daß viele Grundherren eben wegen des Rückgangs des Eigenbetriebes große Teile des Sal-Landes gegen Zins austaten. Dies wurde wie früher ein Mittel des Heraufkommens von Unfreien; aber auch viele Freie, namentlich jüngere Söhne von Freien, übernahmen solche Personalzinsen, ebenso ritterliche Ministeriale. Die Lage dieser Zensualen war eben durchaus günstig, und ihr Anwachsen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, namentlich seit der Mitte des elften, ist sehr erklärlich. Freilich haben sie bei der Ausdehnung ihrer Rechte wie ihres Besitzes immer andere Schranken gehabt als die

Ministerialen, aber als erblich auf ihrer Hufe sitzende, im ganzen selbständige Bauern haben sie doch durch die freiere Verfügung über ihre Produkte wie die völlige über ihre Arbeitskraft trotz mancher Reste der Unfreiheit (z. B. des Besthaupts [vgl. S. 392] oder der Beschränkung der Freizügigkeit) eine viel bessere Möglichkeit zu günstiger Entwickelung gewonnen. Sie insbesondere haben die bäuerliche Genossenschaft (siehe unten) ausgebildet. Dazu kam nun jenes Bestreben, sich überhaupt von Abgaben zu befreien, das Zinsgut für ein Lehnsgut auszugeben usw. Wo das gelang, sind die Leute gänzlich freie Eigentümer geworden.

Weit schlechter waren die unfreien Zinsbauern daran, die, mit allerlei Verpflichtungen belastet, dem einzelnen Hof unterstellt waren, also die Unfreien, die nach alter Weise auf einer Hufe angesetzt waren. Aber ihre anfängliche Rechtlosigkeit, die volle Verfügung des Herrn über ihre Arbeitskraft und ihre Produkte, die herrschaftliche Regelung des Betriebes waren schon seit langem nicht mehr allgemeine Merkmale ihrer Lage. Die Fixierung der Abgaben und Fronden und meist im Zusammenhang damit die Erblichkeit der Zinshufe waren wieder die Hauptmomente der Besserung. Der Mann war zwar an die Scholle gebunden, er konnte mit ihr veräußert werden, aber er war auch innerlich mit ihr verwachsen und gewann dadurch Selbstvertrauen und eigenes wirtschaftliches Interesse. Diesen unfreien Zinsbauern mußte ferner später jene Umwandlung von Natural- in Geldabgaben ebenso zugute kommen wie den freieren Zensualen. Überhaupt näherten sie sich diesen, obgleich sie unter Meier und Vogt standen, obgleich sie den charakteristischen Kopfzins zahlten, mehr und mehr, vor allem auch in den genossenschaftlichen Formen des Daseins. Trotz der verschiedenen Stufen ergibt sich überhaupt im ganzen eine, von weitem gesehen, gleichartige Klasse, eben ein Bauernstand. Selbst aus der untersten sozialen Stufe, den Leibeigenen (servi, mancipia) ohne Land, die im allgemeinen schon unter dem Einflusse des Christentums eine bessere Stellung erlangt hatten, aber doch noch im 11. Jahrhundert gelegentlich auch aus dem Fronhof heraus, wie z. B. zur Entrüstung Konrads II. seitens der Kirche zu Verden, verkauft wurden, sind Leute — sie hießen dann casati — zu kleinen Gütchen, die ihnen aus dem Sal-Land zur Bestellung überlassen wurden, zur Fixierung ihrer Dienste, zur wirklichen Zinshufe, zur freien Eheschließung und zum Erbrecht gekommen und haben sich so den Grundholden genähert. Mit zunehmender Abbröckelung der Grundherrschaft geschah das immer häufiger. So hatte sich auch für die bäuerliche Schicht eine Angleichung nach sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, nach der Berufstätigkeit, unter Verwischung der freien oder unfreien Herkunft vollzogen. Waren manche ursprünglich Freie zu Zinspflichtigen gesunken und in den grundherrschaftlichen Rahmen eingefügt worden, so hatten sich Unfreie zu gleicher oder annähernd gleicher Lage gehoben: sie waren alle eine grundholde Masse, mit allerdings sehr verschiedenartigen Leistungen, sie waren alle in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit freier und selbständiger geworden, sie waren meist wirkliche Bauern auf erblicher Hufe.

Eben die stärkere Bedeutung der Genossenschaften zeigt ihre Konformität wie ihre neugewonnene Kraft: der Grundherr mußte diese hofrechtlichen Genossenschaften anerkennen und respektieren. Waren seine Leute auch im öffentlichen Gericht nur durch ihn vertreten und sonst seiner Gerichtsgewalt unterworfen, so hatte sich doch bald die Notwendigkeit herausgestellt, ihre Verhältnisse unter sich und zu ihm rechtlich zu regeln; die Grundlage konnte damals nur eine genossenschaftliche sein: das Hofgericht war die gegebene Form. Die gewohnheitsrechtlichen Satzungen selbst, das Hofrecht, wurden auch schon schriftlich fixiert, natürlich zunächst seitens der geistlichen Grundherren (das Hofrecht Bischofs Burchard von



Worms, das von St. Maximin bei Trier, 1056). Man kann die neue Entwickelung an die in ihrer sozialen Bedeutung freilich weit überschätzte alte Markgenossenschaft (vgl. S. 80 f.) immerhin anknüpfen. Von der markgenossenschaftlichen Nutzungsgemeinschaft hatten sich nur in wenigen Gegenden ungeschwächte Reste erhalten: in anderen war es wenigstens nicht zu rein grundherrlichen Allmenden gekommen, Herren und Bauern hatten gemeinschaftliche Rechte. Hier knüpfte also das neue Leben an ältere Tradition an. Aber auch die jetzt zum Teil durch diese freieren Gemeinden angeregten, unter dem grundherrlichen Hofrecht stehenden Dorfgenossenschaften waren doch nicht etwas ganz Neues. So sehr die Grundherren in die Nutzung der alten markgenossenschaftlichen Allmende eingegriffen hatten, so waren doch immer Hufe und Nutzungsanteil an der Allmende vereint geblieben, und bei besseren sozialen Verhältnissen der Bauern mußte die Regelung der Nutzung der gemeinen Mark alsbald Sache der Gemeinde werden. Wie in den alten freien Gemeinden die „Bauernsprache" darüber entschied, so machte auch jene hofrechtliche Gemeinschaft bald eine Autonomie in diesen Fragen geltend. Man hatte Zinsen und Lasten, aber sonst regelte der Bauer seine Rechte durch die Genossen selbst: in den Weistümern als Gemeindebeschlüssen zeigte sich allmählich die neubelebte Selbstregierung des Volkes. Diese Verfassung, die eine wirkliche Gemeinde aus den Landbauern machte, die nicht nur auf der gemeinsamen Nutzung der Allmende beruhte, die auch Feld- und Hausarbeit, im Frühjahr den Zeitpunkt des Säens wie später den der Ernte gemeinsam regelte, die also eine enge Arbeitsgemeinschaft ergab, aus der dann wieder eine sittliche und soziale Gemeinschaft hervorging, welche in denselben Interessen lebte, dieselben Feste feierte, sich gegenseitig schützte und förderte — diese für den deutschen Bauer so charakteristische Verfassung, die ihn freilich auch fortschrittsfeindlich machte und durch den Flurzwang jedes Hinausstreben unterband, die seinen Horizont nur auf das Heimatsdorf beschränkte, womit dann freilich wieder ein kräftiges Heimatsgefühl verbunden war, sie ist damals für eine lange Zukunft erst eigentlich begründet worden.

So tritt der Bauernstand kräftig hervor — von seinem Selbstbewußtsein werden wir später (S. 351, 394) noch hören. Zuweilen erscheint der Grundherr rein in der Defensive, wie er sich denn auch seine Rechte an der Allmende jetzt oft von der Gemeinde ausdrücklich feststellen läßt. Wir werden später sehen, wie die Entwickelung der Städte und die Kolonisation des Ostens die Grundherren zu immer günstigeren Bedingungen für ihre Abhängigen zwangen, um sie zu halten. Schon die Kreuzzüge, die überhaupt dem Adel nicht durchweg nützlich waren, z. B. durch den erforderlichen Aufwand zum Untergang gerade mancher alten Geschlechter beitrugen, hatten bei dem massenhaften Abzug für die Zurückbleibenden, die dem Herrn nun um so wertvoller waren, mildere Formen der Hörigkeit herbeigeführt. Die Kolonisation des Ostens wirkte aber auch durch die größere Autonomie der dortigen Gemeinden und durch die dort sich entwickelnden freieren Formen (Erbpacht, Zeitpacht) unmittelbar zurück, so daß diese freieren Formen seit dem 12. Jahrhundert immer allgemeiner wurden. Nach neuerer Meinung (vgl. S. 106) sind sie freilich viel älter. Zur Zeitpacht hatte übrigens schon die Anlage von Spezialkulturen geführt. So wurden die Bedingungen des Daseins allgemein besser. Von harten Herren lief man zu den wohlwollenden, namentlich zu den geistlichen Herrschaften (vgl. S. 275). Wenn auch eine übermütige Behandlung von Hörigen, obgleich im allgemeinen die deutschen Herren ihre Eigenleute nicht schlecht behandelt haben, hier und da noch vorkam, Leibeigene etwa an Stelle der kranken Kuh den Pflug ziehen oder einmal zu derbem Spaße dienen mußten, wie dem König Heinrich II., der sie mit Honig

bestreichen und von Bären ablecken ließ, so war notgedrungen meist das Gegenteil der Fall. Doch wird uns das alles erst für das 13. Jahrhundert (S. 391 ff.) näher beschäftigen.

Anderseits war aber eine frühe Gegenbewegung nur zu natürlich. Je mehr sich die Grundherren als Rentner betrachteten, um so empfindlicher wirkte jede Verringerung der Einkünfte, wie sie einmal durch die geschilderte Emanzipation überhaupt, wie sie ferner nach Umwandlung der Natural- in Geldabgaben durch das Sinken des Geldwertes herbeigeführt wurde. Die Folge war, daß nun die Grundherren, zumal ihre neue Lebenshaltung immer größere Kosten verursachte, wieder mehr aus den Zinsleuten herauszuschlagen suchten. Namentlich der kleine Adel begann damit früh; überhaupt ist ja im allgemeinen mit einer Blüteperiode des Adels ein Druck auf die Bauern verbunden. Trotzdem ergibt sich als Gesamtresultat eine Aufwärtsbewegung der bäuerlichen Bevölkerung: insbesondere die friedliche Periode in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist für ihre günstige Entwickelung von großem Einfluß gewesen. Der immer selbständigere Bauer hat sich auch gegen die erstrebte Erhöhung der Abgaben meist erfolgreich gewehrt. Und während die Fixierung dieser Abgaben, die überdies nirgends hoch waren, bei dem andauernden Steigen des Bodenwertes und dem Sinken des Geldwertes den wirtschaftlichen Ruin der Grundherren im Keime in sich schloß, bildete sie für den Bauer die Grundlage des Gedeihens.

---

So bedeutet diese Entwickelung des Bauernstandes zugleich eine Erschütterung des Systems, auf dem die mittelalterliche Welt bisher beruhte, des Lehnswesens. Noch mehr aber wurde dieses, wenn sich das auch erst später zeigte, zersetzt durch einen noch wichtigeren Prozeß, durch die Fortschritte des Städtewesens und die Bildung eines unabhängigen Bürgerstandes. Wie für die frühere Zeit sei auch jetzt hervorgehoben, daß diese Entwickelung sich nicht schematisch vollzog. Man darf bei Aufzeigung gewisser typischer Grundzüge nie die verschiedenartige lokale Sonderentwickelung vergessen und niemals die Zustände in den einzelnen Städten gleichsetzen, auch nicht ohne weiteres vergleichen. Die Bildung des Bürgerstandes, deren Anfänge wir (S. 158 f.) kennen lernten, die sich aber recht eigentlich doch erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts vollzog, ist unter den großen sozialen und wirtschaftlichen Vorgängen unserer Periode der folgenreichste gewesen. Die Grundlage der Differenzierung dieser Schicht von der bäuerlichen war eine rein wirtschaftliche; mit fortschreitender Entwickelung sonderten sich Handel und Gewerbe selbständig ab: das Prinzip des Erwerbs tritt in stärkerer Form auf, und die Eigenart dieser Erwerbsformen dringt von selbst auf Emanzipation von sozialer Bindung und Abhängigkeit. Wie der kriegerische Beruf eine Hebung unfreier Leute über ihre früheren Genossen bewirkte, so brachten auch die neuen städtischen Berufe eine über die bäuerliche Masse hinausstrebende Schicht hervor, und es war nur natürlich, daß diese beiden gehobenen Schichten sich von Anfang an als eifersüchtige Gegner zeigten, zumal da der Bürger schließlich den Ritter an Bedeutung nahezu einholte.

Auch der neue Bürgerstand war also wieder ein Zeichen der Hebung der niederen Stände, aber wie Ritterstand und Bauernstand war auch er aus freien und unfreien Elementen gemischt. Zweifellos haben von Anfang an in der Hauptsache in den Städten freie Leute gewohnt (vgl. S. 158); die alten grundbesitzenden Bürger waren alle Freie. Von den freien Kaufleuten (siehe die Abbildung S. 279) und Handwerkern war schon (S. 170, 167) die Rede. Den Abhängigen aber wurde die Erlangung des Bürgerrechts von Anfang an sehr erleichtert. Neben dem Streben nach Erwerb hat eben das nach persönlicher Freiheit die Landbevölkerung



namentlich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts zahlreich in die Städte gelockt, ob es die Herren erlaubten oder nicht. Genau wie bei dem Ritterstand hat sich eine Assimilierung der verschiedenen Elemente auch nur allmählich vollzogen; aber schließlich erscheint doch der Bürgerstand, der Träger einer besonderen, städtischen Entwickelung, als eine in der Hauptsache einheitliche Klasse. An Stelle des Bodens als wesentlicher Grundlage der Existenz tritt die freie Arbeit, der Erwerb ohne einseitig agrarische Bindung. Dieser Erwerbsstand mit gleichen Interessen hat sich allmählich über die noch im 12. Jahrhundert durchaus vorhandenen älteren ständischen Unterschiede, über lehnsrechtliche und grundherrliche Bildungen, über Ritter, Ministeriale, Hörige und Eigenleute hinweg durchgesetzt. Es hängt das aber mit dem Aufschwung städtischen Lebens überhaupt eng zusammen.

Die Städte (vgl. S. 149 ff.) wurden mehr und mehr als Mittelpunkte von Gewerbe und Handel wichtig, entstanden nunmehr auch als künstliche Marktgründungen der Herren immer zahlreicher, worüber das Nähere schon oben (S. 157) gesagt wurde. Ihre Bevölkerung nahm dauernd zu, und da sie immer noch neben dem agrarischen den kriegerischen Charakter der Zeit nicht verleugneten, bildeten sie auch bereits einen beachtenswerten politisch-militärischen Faktor. Als solchen haben sie die salischen Könige schätzen gelernt. Diese Könige haben, wie schon die sächsischen für die Städte ihres Stammlandes, im Gegensatz zu den späteren städtefeindlichen staufischen Herrschern, deren Gesinnung aus ihrem Kampf mit den italienischen Städten entsprang, der städtischen Entwickelung allezeit ihre Fürsorge gewidmet. Gewiß geschah dies ebenso wie seitens der Bischöfe wegen der sich aus dem städtischen Marktverkehr ergebenden wirtschaftlichen Vorteile. Aber es zeigte sich auch bald ein politisches Moment. In dem Kampf des Königtums mit den aufstrebenden Großen, den werdenden Territorialherren, erschienen gerade die sich als neue gewichtige Klassen durchringenden Schichten, die Ministerialen so gut wie die Bürger, als mögliche Stützen der königlichen Macht. Insbesondere die Städte sind damals Bundesgenossen der Könige gewesen und namentlich für Heinrich IV. bewaffnet eingetreten. Privilegien für Worms und Speier durch ihn und Heinrich V. waren das Entgelt. Freilich beruhte diese Haltung der Bürger auch auf dem Interesse der Kaufleute an einer einheitlichen, den Frieden schützenden Zentralgewalt. Aber eben diese Zeit zeigt auch, wie rasch und selbständig sich namentlich die von den Saliern begünstigten rheinischen Städte bereits entwickelten. Unter Beiseiteschiebung oder völliger Verdrängung der bischöflichen Burggrafen schufen sich die Bürgerschaften von Worms, Köln und Mainz eine selbständige militärische Organisation und benutzten sie sogar, wenn es darauf ankam, gegen den König, wie Heinrich V. erfahren mußte. Stärker trat die städtische Miliz aber erst in den Kriegen Philipps von Schwaben und Ottos IV. hervor. Daß sich die Städte nun auch schon von dem Regiment der Stadtherren, der eigentlichen Begründer ihrer Entwickelung, zu emanzipieren begannen, wird uns noch (S. 291 f.) näher beschäftigen. Gerade die Wirren des Investiturstreites wie die innere Zersplitterung sonst haben ihre Machtstellung besonders gefördert. Das Fehlen einer kräftigen Zentralgewalt ist überhaupt eine Hauptvorbedingung für eine stärkere Entwickelung des Städtewesens, wofür ja auch



Ein Kaufmann. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 278.

Italien ein Beweis ist. Aber zu diesen politischen Momenten kamen nun doch jene wirtschaftlichen als die entscheidenden. Die Städte wurden überhaupt zu kulturellen Mittelpunkten, im Zusammenhang mit einer durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Belebung aller Kulturverhältnisse vom Orient her (vgl. S. 296 ff.) und jener schon früher (S. 177 ff.) beobachteten, durch die Züge nach Italien geförderten, jetzt immer vermehrten Steigerung und Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, deren Befriedigung eben die städtische Bevölkerung übernahm.

---

Vor allem ist das Handwerk, wenn es auch in der ersten Zeit nicht überwogen haben kann (vgl. auch S. 155), für den zunächst in Betracht kommenden süd- und westdeutschen Kreis der Städte eine Hauptgrundlage städtischen Wirtschaftslebens gewesen (vgl. S. 167). Die städtischen Handwerker waren freie Leute, von jeher bestand auch ein eigentliches Handwerk. Wichtig ist nun die fortschreitende Abstreifung der anfänglichen Verbindung mit landwirtschaftlicher Tätigkeit, obwohl noch lange die Existenz vom Grund und Boden mit abhängig bleibt. Die Bevölkerungszunahme und der wachsende Verkehr erlaubten eine Beschränkung Einzelner auf die gewerbliche Arbeit, zugleich eine stete Vervollkommnung und Spezialisierung derselben. Zunächst kehrt in der Stadt eine Reihe von Handwerken wieder, die schon auf dem Lande — die von dort zuziehenden Leute waren meist Handwerker — bestanden hatten, die der Schmiede, Böttcher, Drechsler, Lederarbeiter. Weiter bilden sich vor allem besondere Nahrungsmittelgewerbe aus, während auf dem Lande entweder durch den hauswirtschaftlichen Betrieb der Kleinen oder durch große grundherrschaftliche Anlagen der Bedarf gedeckt wurde. Jetzt rief die Menge derer, denen ein hauswirtschaftlicher Betrieb nicht möglich oder nicht bequem war, die Handwerke der Bäcker, die besonders wichtig wurden — es gab sogar ganze Bäckerstädte, wie Soest —, der Brauer, der Fleischhauer, die auf dem Lande als Handwerker kaum vorkamen, hervor. Daß die innerhalb der Grundherrschaft so wichtigen Müller in der Stadt eine geringere Rolle spielten, war bei der notwendigen Größe der Anlage und bei der Besonderheit der landwirtschaftlichen Eigenbetriebe in der Stadt nur natürlich. Weiter treten dann die auf dem Lande hauswirtschaftlich betriebene Töpferei, ebenso die Weberei und die Bekleidungsgewerbe überhaupt als wichtige städtische Handwerke auf. Sehr gewinnen die Kürschner und die Lederarbeiter. Auch die Metallarbeiter erfahren neue Anregung: dem Waffenbedürfnis der Zeit wird nun vor allem in den Städten, also in bequemerer Weise als früher, Rechnung getragen. Mit der zunehmenden Erhöhung der Lebenshaltung, dem Eindringen fremder Waren und Produkte wie fremder Techniken wird dann der Kreis der Handwerke immer größer, werden ihre Leistungen dem Bedarf und der Nachfrage entsprechend immer kunstreicher. Beweise für die Leistungsfähigkeit des Handwerks sind die späteren romanischen Kirchenbauten in ihrer inneren Ausstattung sowie der schon beginnende Export deutscher Gewerbeprodukte nach dem Osten. Natürlich ist diese Klasse der Handwerker keineswegs eine durchweg gleichbefähigte und gleichgestellte gewesen. Neben dem eigentlichen Handwerk bestand, wie (S. 167) gesagt, Lohnwerk. Die aus den Grundholden hinzutretenden Elemente waren oft zu arm, technisch zu unerfahren, um trotz eifrigen Erwerbsstrebens bald zu Grundbesitz, Bürgerrecht und Wohlstand zu kommen. Auch die zuziehenden Freien waren oft verarmt. Über das numerische Verhältnis solcher kleinen, zur Miete wohnenden gewerblichen Arbeiter zu den besseren Handwerkern läßt sich freilich nichts Näheres feststellen. Doch arbeiteten sich auch viele eben wegen der günstigen Erwerbsverhältnisse aus ihrer Mittellosigkeit empor und wurden Bürger.



Bei dieser aufsteigenden Entwickelung des Gewerbes ist nun sehr bald die eigentümliche Form seiner Organisation von Wichtigkeit gewesen, die Zunft. Über ihre Entstehung, die man früher wohl aus den römischen Offizien, von „Gilden" der Kaiserzeit, oder aus hofrechtlichen „Magisterien" herleitete, läßt sich völlig Sicheres nicht sagen. Die hofrechtliche Theorie (vgl. S. 164) ist jedenfalls im ganzen beseitigt, und im allgemeinen sucht man die Zunft jetzt wesentlich aus wirtschaftlichen, vor allem nur aus den städtischen Verhältnissen heraus zu erklären. Die wirtschaftlichen, die gewerblichen Interessen bilden ihre eigentliche Grundlage. Dabei wird aber neuerdings die bestimmende, ja schöpferische Rolle der Obrigkeit stark betont, anderseits die Anschauung, daß bei der Entstehung der Zünfte vor allem der von jeher hervortretende Drang zu genossenschaftlichem Leben von Bedeutung gewesen sei, bekämpft. Indessen muß man doch auch für die Zunft ebenso wie für die kaufmännische Gilde den tief im germanischen Wesen wurzelnden genossenschaftlichen Zug immer berücksichtigen. Wir hörten schon (S. 195 f.) von den Gildonien und Verbrüderungen des 8. und 9. Jahrhunderts. Solche Traditionen müssen auch später nachgewirkt haben, wobei freilich nicht an eine unmittelbare Entstehung der Handwerkergilden oder sonstiger, einen bestimmten Sondercharakter tragender Genossenschaften aus jenen älteren Gilden zu denken ist. Vielmehr lehnte man sich nur an deren Form an. Es war dem mittelalterlichen Menschen trotz seiner neuerdings nach Gebühr betonten starken individualistischen Ader überhaupt unmöglich, rein als Individuum zu leben. Der Individualismus äußerte sich eben mehr in der Absonderung kleiner Genossenschaften. Dazu kam die Unsicherheit des Daseins. Jeder suchte Schutz und Daseinsmöglichkeit in der Genossenschaft — „die ganze Nation", sagt Freytag, „besteht aus vielen solchen Kreisen" —, und so konnten auch ohne das Vorbild angeblicher grundherrlicher Verbände die freien Handwerker von selbst zu „Einungen" kommen. Als Vorstadium speziell die kirchlichen Brüderschaften anzunehmen, geht nicht an. Das Kirchliche ist nur eine zweite Seite aller Genossenschaften. In dieser Zeit ist eine Genossenschaft ohne kirchliche Belebung, wobei es sich meist um eine Einflußnahme der Kirchenoberen, in der Regel um unmittelbare Anregung derselben handelt, nicht denkbar. Diese kirchlichen Brüderschaften hatten einen bestimmten Heiligen — für die einzelnen Gewerbe gab es bald Spezialheilige, den Eligius für die Goldschmiede, Crispinus für die Schuster, Blasius für die Maurer und andere — oder die heilige Jungfrau zu Schutzpatronen; sie hatten eine bestimmte Kirche oder einen besonderen Altar in einer solchen usw.; sie sorgten für die feierliche Bestattung der Verstorbenen und für Seelenmessen; es waren aber auch wieder gesellige Gemeinschaften, die zunächst wie die der alten Zeit nur an Gedenkfeste für die toten Brüder anknüpfen mochten, aber früh sonst kirchliche und weltliche Feste gemeinsam begingen, weiter besondere Bräuche pflegten; es waren endlich wieder Genossenschaften zur gegenseitigen Unterstützung. Die kirchlichen Brüderschaften berührten sich bald mit den alten Gilden und Verbrüderungen (vgl. S. 196).

Von dieser brüderschaftlichen ist aber die wirtschaftliche Seite, die berufliche Organisation der Glieder bestimmter Handwerke, wohl zu scheiden, so sehr beide in den Verbänden vereinigt sind. Die Bildung von Berufsvereinen mit den Nebenzwecken der Geselligkeit und Hilfsbereitschaft ist überdies doch eine zu natürliche. Daß gerade die Städte einen guten Boden für solche Bildungen ebenso wie für die der Kaufleute boten, liegt an der isolierten Stellung vieler dieser Leute, die jetzt nicht mehr den ländlichen Familien- und Nachbarnzusammenhang oder ihn doch nur in viel lockerer Form hatten. Aber anderseits liegt doch überhaupt noch eine Nachwirkung der alten gemeinsamen Wirtschaftsform, wie wir sie (S. 196)

auch für die Dorfgenossenschaft beobachtet haben, vor. In seiner anfänglichen Hilflosigkeit fand der Einzelne in der Genossenschaft nicht nur Schutz, sondern auch die notwendige traditionelle Anleitung zu richtigem Tun und damit die Gewährung von auskömmlicher Nahrung. Die Zunft ist also wieder eine gemeinwirtschaftliche Organisation, jedoch nicht mehr für eine allen Ortsbewohnern gemeinsame Tätigkeit, sondern für eine immer größere Reihe von verschiedenen Tätigkeiten, aber immer noch innerhalb eines leicht übersehbaren, abgeschlossenen Wirtschaftsgebietes, wie es die mittelalterliche Stadt darstellt. Die Spezialisierung und die in der Stadt höher entwickelten Ansprüche bewirken ferner eine größere Fürsorge der Zunft für die Qualität der Arbeit, als sie die ländliche Genossenschaft kannte. So entsteht neben dem Bedürfnis einer Sicherung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen das einer Überwachung des Handwerks. Es spielt das Empfinden eines besonderen Könnens hinein, man gibt auf die Technik acht und kontrolliert die Leistungen.

Friedrich Keutgen hat nun die Entwickelung von vornherein auf die öffentliche Aufsicht, auf die Marktkontrolle zurückgeführt, wobei der Charakter des Handwerkers als Arbeiter für den Markt, für den Verkauf in Betracht kommt, und in der Tat wird die Sicherung der Konsumenten gegen schlechte Ware oder Übervorteilung in Gewicht und Maß kaum den Handwerkern selbst nötig erschienen sein. Zur Kontrolle habe man die Verkäufer nach ihren Waren, die einheimischen Produzenten aber nach ihrem Gewerbe gegliedert, und mit dem Wachsen der Handwerkerzahl sei die Gliederung nach Ämtern schärfer durchgeführt worden. Die „Handwerksämter" hätten besondere Meister erhalten, auf die auch die Gerichtsbarkeit übertragen worden sei. Nun aber hätten die Handwerker über die Ämterverfassung hinausgestrebt. Die bei dem wachsenden Zuzug und bereits genügender Zahl von Handwerkern eines Gewerbes unbequeme freie Zulassung der Fremden habe man zu bekämpfen begonnen, um den Betrieb lohnend zu erhalten, überhaupt aus echt deutscher Absperrungssucht. Dieser Ausschluß der Fremden vom Verkauf, überhaupt von der Stadt, sei das Ziel der Einungen der Handwerker gewesen. Die Obrigkeit habe dann nach anfänglicher Unterdrückung der Einungen jenes Ziel selbst akzeptiert und die Zulassung zum Markte, die Grundlage für den freien Gewerbebetrieb, als Innungsrecht ihrerseits stabiliert. Die Innung (Einung), deren Entwickelung namentlich für Norddeutschland charakteristisch ist, stelle die Durchgangsform zu dem strengen stadtwirtschaftlichen, mit dem Wesen der Zunft eng verknüpften Zunftzwang dar, zu dem man in Süddeutschland bei der größeren Selbständigkeit des Bürgertums ohne weiteres gelangt sei, und durch den man die Fremden schroff ausgesperrt habe. Unter der Ägide des Rates seien nunmehr die an sich nicht ungefährlichen freien Bestrebungen der Handwerker zum richtigen Ausgleich gekommen. Der fürsorgliche Gedanke des allgemeinen Wohls sei nun auch auf die Handwerker übergegangen und habe ihre jetzt obrigkeitlich genehmigten Zwangsverbände als Träger der Gewerbepolizei qualifiziert. Den Versuchen, gegen das Allgemeinwohl zu sündigen, mußte bei dem Egoismus der Handwerker auch später freilich immer wieder entgegengetreten werden.

Die Ordnungen der Handwerker, die ursprünglich von der Obrigkeit im Interesse der Konsumenten festgesetzt oder beeinflußt wurden, entstanden nun mehr und mehr unter Mitwirkung der Zünfte. Die Zunft trug wirklich den Charakter eines Amtes, das im allgemeinen Interesse tätig ist. Man erkannte also die Banngewalt der Zünfte an, man gab ihnen die Gerichtsbarkeit in ihren Angelegenheiten, man unterstützte sie vor allem in ihren Bestrebungen gegen die Konkurrenz. Alle solche Anerkennungen setzen aber eine bereits vorhandene kräftige



Entwickelung der Zünfte voraus. Eben der Zunftzwang, der aus den Zünften erst geschlossene Organisationen der Handwerker machte, hat sie zu solcher Machtstellung geeignet erscheinen lassen. Wir finden ihn daher auch von Anfang an bei ihnen, so gleich bei der ersten uns bekannten, der der Wormser Fischhändler zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Natürlich üben die Zünfte nach mittelalterlicher Art auch früh eine Sittenpolizei über ihre Genossen aus. Nach dem Beispiel der älteren Zünfte, je nach den lokalen Verhältnissen, die auch für die Entstehung jener in sehr verschiedener Weise in Betracht kamen, nach der Zahl der vorhandenen Handwerker einer Gattung, nach dem Bedürfnis, sich geltend zu machen, treten nun neue Zünfte auf, was doch wieder für die Annahme jener freien, natürlichen Entstehung der Zünfte überhaupt spricht. Vor allem vermehren sie sich im Zusammenhang mit der außerordentlich großen Spezialisierung des Handwerks, der Ausbildung neuer Handwerke oder der Abzweigung von verwandten Handwerken, die anfangs häufig in einer Zunft zusammen waren, also entsprechend der fortschreitenden materiellen Kultur. Zunfturkunden oder Nachrichten über Zünfte sind im übrigen aus dem 12. Jahrhundert nur spärlich erhalten. Für die städtische Verwaltung mußten sich die geschlossenen Körper des im Grunde wichtigsten Teiles der Bürgerschaft von selbst als die gegebenen Organe überall darbieten, wo die Bürgerschaft als solche in Betracht kam. Vor allem spielten sie daher auch in der Wehrverfassung der Städte eine Rolle, eine stärkere freilich erst in späterer Zeit, die, wie wir (S. 407) sehen werden, die Zünfte in vielen Städten überhaupt zu politischen Organen machte. Das Handwerk war also bald für die Entwickelung des Bürgertums von maßgebender Bedeutung; in den Zünften ist der Bürger zu Standesgefühl und Selbstbewußtsein erzogen worden. Das Handwerk war vor allem wegen der Zahl der in ihm selbständig Tätigen so wichtig, die Interessen der Gewerbe bestimmten auch die Verwaltungsmaßnahmen der Obrigkeit, ja selbst deren Handelspolitik.

---

Auch für den zweiten Faktor der städtischen Entwickelung, für den Handel, bildet zum Teil das Handwerk Grundlage und Rückgrat. Der Handwerker brauchte Rohstoffe, die es nicht immer daheim gab; anderseits bedurfte er dort, wo sich bestimmte Gewerbe zu bedeutenderer Spezialproduktion entwickelt hatten, eines Vermittlers, der diese Produkte weithin vertrieb. So ergab sich von selbst die große Wichtigkeit des Kaufmanns, ganz abgesehen von seiner alten Aufgabe, die von jeher geschätzten Waren ferner Länder, des Orients vor allem, zu vermitteln. Der Handwerker selbst ist ferner zugleich verkaufender Handwerker (vgl. S. 162f., 170), er gehört zu den mercatores, wie man anfangs die Hauptmasse der Bürger nannte (vgl. S. 156): auf dem Markt spielt er eine Hauptrolle; in den mit wachsendem Verkehr aufkommenden festen Verkaufsständen sitzt auch der Handwerker, und namentlich für die Nahrungsmittelgewerbe gibt es Brotbänke, Fleischschrannen usw. Allmählich ergab sich nun ein Gegensatz der Handwerker zu der rein kaufmännischen Schicht. Von einem völlig geschlossenen Wirtschaftsgebiet, das die mittelalterliche Stadt zusammen mit dem von ihr beherrschten umgebenden Land bildete, kann man freilich erst später und vor allem dort reden, wo die Zünfte die Herrschaft erlangten. Aber die Bildung eines lokalen Zufuhr- und Absatzgebietes begann doch früh (vgl. S. 157, 170). Für den gewöhnlichen Verbrauch wurde alles in der Stadt und ihrer ländlichen Umgebung produziert, und der lokale Austausch genügte; den Zwischenhandel auszuschalten, waren die Zünfte eifrig bemüht. Je mehr sich die Städte entwickelten,

um so reicher und mannigfaltiger wurde ihre Produktion. So könnte der gerade in den ersten Zeiten (vgl. S. 168) so wichtige Kaufmann an Bedeutung eingebüßt haben. Indessen sahen wir eben, daß der Handwerker selbst des Kaufmanns nicht entbehren konnte. Mißwachs konnte auch Getreidezufuhr für die Allgemeinheit nötig machen. Zu jenen vom Handwerker gebrauchten Rohprodukten, wie etwa dem Waid, kamen nun aber alle feineren Produkte, wie sie nicht jeder Ort hervorbrachte, die besseren Tuche vor allem, feinere Weine, namentlich aber die Gewürze und die begehrten Luxuswaren des Orients. Mit der gesteigerten Konsumfähigkeit und dem wachsenden Reichtum der Städter konnte so die Bedeutung des Kaufmanns gegen früher nur noch wachsen. Groß war die Zahl der eigentlichen Kaufleute nicht, und gegenüber den vielen Spezialitäten der Handwerker sind auch nur wenige Arten bei ihnen zu unterscheiden. Zunächst die verhältnismäßig niedrig stehende der Krämer. Diese Kleinhändler ziehen anfangs auf den Märkten mit ihrem Kram herum, wenn es auch keineswegs sicher ist, daß dies überhaupt das erste Stadium ihrer Entwickelung gewesen ist, oder halten, was eben auch von Anfang an der Fall gewesen sein kann, in Buden besonders Klein- und Kurzwaren, Gewürze und Spezereien, Schnittwaren, kleine Schmucksachen, oft unter lautem Anpreisen der Ware, feil. Aus der Benennung des Krämers mit dem Wort tabernarius ist ferner zu schließen, daß der Krämer auch früher zugleich Schenkwirt gewesen ist. Die Krämer lassen sich auch bald in den Städten in festen Holzbuden, die wohl nicht wie die eigentlichen Verkaufsstände (siehe die obenstehende Abbildung) geschlossene Gruppen bildeten, sondern zerstreut lagen, dauernd nieder. Der mit den Kreuzzügen stark zunehmende Handel mit fremden Waren, besonders der gesteigerte Gewürz- und Spezereihandel, hat dann die Krämer ebenso wie die mit ähnlichen Waren handelnden Apotheker zu einem angeseheneren Stande werden lassen. Von den „reichen" Krämern sind jetzt die „armen" zu unterscheiden, die in gemieteten Ständen und beweglichen Buden saßen,

Kaufgewölbe (?). Nach einer Handschrift (15. Jahrhundert) des „Trojanischen Krieges", im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit", 1880.



auch nunmehr allein noch mit ihrem Kram auf Kirchweihen usw. zogen. Von ihnen sind aber immer noch zu trennen die überhaupt nicht als Kaufleute geltenden Hausierer (reftrager, Tabulettenkrämer), unter denen sich auch manches mit Hefteln, Ringen und dergleichen handelnde koufwîp befand, sowie die Höker oder Pfragner (Viktualienhändler). Charakteristischerweise organisieren auch die Krämer sich nach Art der Zünfte, ja sie gehören in manchen Städten ebenfalls zu ihnen, zu den „Ämtern", stehen aber nur selten an bevorzugter, oft an vorletzter oder letzter Stelle unter ihnen.

Eine große Bedeutung hatte dagegen eine zweite kaufmännische Schicht, die ebenfalls ihre Verkaufsstände hatte, ja für deren Warenmengen und große Ballen diese in erster Linie bestimmt waren, wie sie sich nach ihnen „Laubenherren", „Herren unter den Gaden" nannte, die Gewandschneider. Ihre Vereinigungen erhoben sich über die Zünfte und behaupteten namentlich in Norddeutschland eine bevorzugte Stellung, auch mit besonderer Bezeichnung, z. B. „Gesellschaft". Der Tuchhandel (vgl. S. 172) hat sehr früh eine Rolle gespielt, vor allem von den Friesen getragen. Diese wurden schließlich ansässig, eben als Gewandschneider. Und so blieb es auch weiterhin: mit zu den ersten Ansiedlern in neu sich bildenden Städten gehörten die Importeure fremder feiner Tuche, etwa aus Flandern und England, während der Hausfleiß und die heimischen Weber gröbere Tuche für den gewöhnlichen Bedarf herstellten. Dieser Handel mit fremden Tuchen ist älter als das sich in den Städten durch Weber usw. entwickelnde Tuchgewerbe, ja er hat wohl erst meist ein solches, wenigstens soweit es Feineres leistete, hervorgerufen. Später gab es dann zwischen den Webern, die sich freilich in den Städten außerordentlich verbreiteten und überall eine Rolle spielten, und den Gewandschneidern naturgemäß Streitigkeiten, die zu verschiedenen Resultaten führten. Übrigens ist eine von Nolte vertretene Ansicht nicht abzuweisen, daß die Gewandschneider nicht nur Tuchhändler, sondern auch Zuschneider für das von ihnen gekaufte Tuch waren. Jedenfalls bildeten diese Gewandschneider, obgleich sie Kleinhändler blieben, eine von den Handwerkern ohne weiteres als übergeordnet betrachtete Schicht. Sie vor allem repräsentierten den Kaufmann; ihr Übergewicht gerade in Norddeutschland ergab sich aus den dort noch wenig entwickelten Kulturverhältnissen, die diese nicht grob mit der Hand arbeitenden, tuchschneidenden, aus der Ferne ihre Waren holenden Herren, als mächtige Leute erscheinen ließen. Die Gewandschneider mochten häufig auf benachbarten Messen einkaufen, ebenso aber auch im Ausland selbst; in diesem Falle nahmen sie naturgemäß ihrerseits Rohprodukte und Gewerbeerzeugnisse zum Verkauf dorthin mit. Anderseits führte, wo das einheimische Tuchgewerbe selbst erstarkte, dies zum Export etwa nach dem Norden und Osten, wo man dann wieder Rohprodukte einhandelte. Oder man holte für dieses Gewerbe Wolle aus dem Nordwesten und brachte dorthin etwa einheimisches Salz usw.

Es entwickelten sich so Großhändler, die vor allem als Importeure und Exporteure die Messen und großen Jahrmärkte besuchten, daheim aber oder auch auf Seefahrten an fremden Küsten noch lange zugleich den besonders gewinnbringenden Kleinhandel trieben, die anderseits schließlich zum Teil sich auch über die Gewandschneidergilden erhoben, zumal sie die Vorteile dieser Organisation gering achten konnten, und sich, wie man deutlich im 13. Jahrhundert bemerken kann, als wirkliche Großhändler auf eigene Füße stellten. Keineswegs blieben sie natürlich bei dem Tuchhandel stehen, wie denn überhaupt neben diesem Zweige sonstige Handelszweige, Wein-, Salzhandel usw., wichtig waren; alles mögliche ward importiert, Wachs und Heringe aus dem Osten, Feigen und Gewürz aus dem

Süden, dafür einheimische Industrieprodukte usw. exportiert. Die Bezeichnung „Kaufmann“ geht in erster Linie auf diese Schicht. In diesen Dingen genau bestimmte ständische Kategorien aufstellen zu wollen, geht kaum an: auf jeden Fall entwickelt sich jetzt ein Großhandel, der nicht von einem bestimmten Stande getragen zu sein braucht, dessen Feld vor allem der internationale Handel ist. Es entwickelt sich überhaupt ein immer lebhafterer Handel, an dem alle Schichten des Bürgertums beteiligt sind. Die verkaufenden Handwerker, die Krämer, die Gewandschneider, ferner nunmehr auch große, reiche, sich als Geschlechter abhebende Bürger, die wesentlich Großhandel treiben, und zu denen, wie gesagt, manchenorts die Gewandschneider ihr Kontingent stellen, — alle sind Kaufleute. Aber auch der Kleinere konnte sich an den Großhandel wagen, vor allem beteiligte er sich an ihm durch die oben (S. 173 f.) geschilderten gemeinsamen Fahrten und Zusammenschlüsse, die dem Einzelnen den Mangel an Kapital ersetzten. Jedenfalls ergibt sich, von den verkaufenden Handwerkern und Krämern abgesehen, eine immer stärkere, zum Teil auch höher gebildete, fremde Sprachen verstehende bürgerliche Bevölkerungsklasse, die in den verschiedensten Abstufungen, vom Chef einer großen Handelsexpedition bis zu dem mit seinem Saumtier herumziehenden Händler, auf eigene Faust oder gemeinsam in Karawanen und auf Schiffen ihren Handel immer weiter ausdehnt und daheim, obgleich sie stets nur eine Minderheit gebildet hat, das städtische Leben hier mehr, dort weniger beeinflußt. Sie genießt zum Teil wegen des Reichtums ein hohes Ansehen, auf der anderen Seite wird eine wesentlich von der Kirche genährte gegnerische Stimmung später immer stärker, die uns noch (S. 406 f.) beschäftigen wird.

Wir sahen (S. 169 ff.), wie sich bereits in sächsischer Zeit der einheimische Kaufmann allmählich von der Vorherrschaft des fremden — denn auch die Privilegien waren zum Teil an Juden, Lombarden und unter den Deutschen an Friesen verliehen — emanzipierte, wie der Lokalhandel durch die Wochen- und Jahrmärkte außerordentlich belebt wurde, insbesondere im Westen: jetzt waren *neue Momente der Entwickelung* hinzugekommen. Der Orient, der von jeher den westlichen Handel nährte, war dem Westen bedeutend näher gebracht worden. Während die alte südöstliche Handelsstraße über die Slawenländer nach dem Kaspischen Meer und ebenso die alte Donaustraße nach Byzanz durch die Wirren und Gefahren in den Durchgangsländern mehr und mehr verödeten, hatte der Italiener, insbesondere der Genuese, der Venezianer und der Pisaner, sich über Byzanz hinweg unmittelbar mit dem Orient in Verbindung gesetzt (vgl. S. 264). Die Kreuzzüge förderten diesen Verkehr außerordentlich: wir sahen, wie handelspolitische Motive von Anfang an mit im Spiele waren; die Staatengründungen im Osten sicherten den Kaufleuten auch feste Stationen und Organisationen. Im Vordergrunde stand überall der Italiener, der nach Jakob von Vitry an Geschäftskunde überhaupt dem Deutschen und Franzosen überlegen war und der Vermittler für den ganzen Westen wurde. Aber die durch die Kreuzzüge bewirkte fortwährende Verbindung mit dem Orient — um die Mitte des 12. Jahrhunderts sind auch zahlreiche Deutsche in Konstantinopel bezeugt — war nun überhaupt für die Belebung von Handel und Verkehr auch in Deutschland von größter Bedeutung. Das wirtschaftliche Gedeihen der ländlichen Bevölkerung, der schnell wachsende Wohlstand der Städter und die immer noch auf reiche Einkünfte sich stützende Lebenshaltung der geistlichen und weltlichen Herren begünstigten die Einführung und Annahme neuer Bedürfnisse: aus diesen Faktoren zog der Kaufmann Nutzen und trug dadurch wieder zur wirtschaftlichen Hebung überhaupt bei. Ein Hauptmoment blieb die Beweglichkeit und der internationale Geist des Kaufmanns. Diese Internationalität zeigten



vor allem die Champagner Messen. Aber auch auf den großen deutschen und slawischen Märkten wimmelte es von fremden Kaufleuten. Nach des böhmischen Chronisten Cosmas Schilderung des Marktes zu Prag aus dem Ende des 11. Jahrhunderts fand man auf ihm „die reichsten Kaufleute aus allen Völkern der Welt“, nach derjenigen Adams von Bremen auf dem dortigen Markt ebenso „Kaufleute aus allen Teilen der Erde“.

Die Schwierigkeit der Verkehrsverhältnisse führte indes zu einer wichtigen Konzentration des orientalisch-westeuropäischen Handels: den gesamten europäischen Großhandel vermittelten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts jene berühmten, zu Beginn des 14. Jahrhunderts ihre höchste Blüte erreichenden *Messen der Champagne*, die zugleich den sich entwickelnden Geldverkehr zu zentralisieren geeignet waren. Hier vollzog sich vor allem der große Austausch zwischen den italienischen und den flandrischen Kaufleuten. Jene brachten die orientalischen Waren hierher, um dafür englische und burgundische Wolle, englische und flandrische Tuche einzutauschen. Auf den Messen handelte nun auch der deutsche Kaufmann beides gegen die freilich weniger begehrten Rohstoffe und Erzeugnisse Deutschlands ein. Die *Italiener* kamen nach Deutschland selbst eigentlich erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts (vgl. S. 169), Genuesen und Mailänder mehr nach dem Westen, die Venezianer mehr nach dem Südosten, aber selten. Doch wissen wir z. B., daß 1177 die Venezianer sich Befreiung von Zöllen usw. in Deutschland sicherten. Dagegen waren, wie schon (S. 171) erwähnt, die Süddeutschen früh nach Italien gegangen, und als die Italiener später die Champagner Messen nicht mehr besuchten, wuchs der direkte deutsch-, besonders süddeutsch-italienische Verkehr außerordentlich. Bald setzten sich die Süddeutschen in Italien fest, 1228 wird bereits das Kaufhaus der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) in Venedig, dem Hauptbezugsort für die oberdeutschen Kaufleute, erwähnt. Für die orientalischen und italienischen Waren tauschten die Italiener von den Deutschen Leinwand und Tuche (letztere zur Färbung und Veredelung und Wiederausfuhr), Waffen und sonstige Metallarbeiten ein. Auch *Flandern*, vor allem Brügge, vermittelte neben den Champagner Messen mehr und mehr den Handel mit den orientalischen Waren, die die Italiener zu Schiff nach Brügge brachten, und auch von dorther holte sie namentlich der norddeutsche Kaufmann und vertrieb sie in Deutschland wie nach den nördlichen und östlichen Ländern, welch letztere bei dem Verfall des unmittelbaren Verkehrs mit dem Orient für ihren Warenbezug mehr und mehr auf Deutschland angewiesen waren, ihrerseits aber eine Fülle von Rohprodukten für den Westen darboten. Rheinische und niedersächsische Städte beginnen immer stärker zu Lande wie zur See diesen Verkehr mit dem Norden und Osten zu pflegen (vgl. S. 173). Medebacher Bürger handeln im 12. Jahrhundert mit Dänen und Russen. Unter den westfälischen Städten, die ihren Reichtum gerade dem Handel mit dem Nordosten verdankten, steht Soest voran. Die Soester fuhren im 13. Jahrhundert nach Schleswig, Jütland, Seeland, Bornholm und Gotland.

Für diesen Verkehr wird nun weiter jene große *Kolonisation des deutschen Ostens* wichtig, über die wir erst später (S. 385 ff.) handeln werden, die aber schon in ihren Anfängen vor allem dem deutschen Kaufmann zugute kam und ihm von den neuen Sitzen aus das östliche und nordische Handelsgebiet erst recht öffnete. Der slawische wie der einst sehr rege skandinavische Kaufmann bedeuteten nun gegenüber dem deutschen gar nichts mehr: dieser drang in ihre Länder in Massen ein und beherrschte ihren Handel. Aus Bergen wurden die Deutschen 1186 durch König Sverrir zwar vertrieben, aber sie kamen bald wieder, und wenn der König die englischen und isländischen Kaufleute wegen ihrer Einfuhr nützlicher Waren lobte,

die Deutschen jedoch, „die in gewaltiger Menge und auf großen Schiffen herkamen, die Butter und gedörrte Fische zum Schaden des Landes fortschleppen und dafür Wein geben", hart tadelte, so zeigt das nur der deutschen Kaufleute überlegene Stellung, wie sie der Germane einst an den römischen Händlern drückend empfunden hatte. Das Wesentliche ist damals überhaupt der *Auslandhandel*, d. h. die Fahrten der Kaufleute an wichtige Vermittelungs- oder Bezugsorte in der Fremde, der dort von ihnen persönlich besorgte Ein- und Austausch. Die natürliche Sicherung dieses Handels konnten bei den damaligen unsicheren Verhältnissen nur der organisierte Zusammenschluß und die Schaffung *fester Stationen* an jenen Punkten gewähren. Die Stationen waren schon zur Unterbringung der Waren nötig. Diese Organisation des Auslandhandels, auf deren notwendige Entwickelung wir bereits (S. 174) hinwiesen, tritt nun in unserer Periode augenfälliger hervor. Den Deutschen waren in dieser Beziehung die Orientalen im Mittelmeer sehr früh vorangegangen, weiter hatten dann die führenden Kaufleute des Abendlandes, die Italiener, die gleiche Organisation, die Gründung von fondaci (S. 297), Kaufhöfen im Ausland, die natürlich des Schutzes der dortigen Herrscher bedurften, angewandt. Beeinflußt durch diese Vorbilder brauchen die Deutschen nicht zu sein. Es ist ein zu natürlicher Vorgang auf bestimmten Stufen der Entwickelung. Charakteristisch für die Deutschen ist nur der schon (S. 174) betonte genossenschaftliche Geist, der sich bei der Gestaltung ihrer Niederlassungen im Ausland zeigt, wovon gleich zu sprechen sein wird.

Wie die anderen Nationen hatten die Deutschen ihre Höfe zunächst an den Meßorten der Champagne, so in Troyes und Bar-sur-Aube. Von der Niederlassung der Deutschen in Venedig haben wir soeben gehört. Folgenreich wurden aber vor allem die Niederlassungen in England und Flandern, in Nord- und Osteuropa. Der von den kölnischen und westfälischen ebenso wie von französischen, flämischen, selbst dänischen Kaufleuten seit alter Zeit gepflegte Handel mit England (vgl. S. 172) war vor allem durch die englische Wolle und englischen Tuche angeregt; er hat auch bald eine Organisation hervorgerufen: der Londoner Stahlhof, wie er später hieß, geht in frühe Anfänge zurück. Im 12. Jahrhundert hatten die Kölner bereits ihre Gildhalle in London, der 1150 der königliche Schutz zugesichert wird; sie durften dann auch allein als „*Hansa*" dort auftreten, bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts auch die Hamburger und Lübecker das gleiche Recht erwarben. Diese niederdeutsche Bezeichnung „Hansa" war besonders in Flandern für die Handelsvereinigungen (und die entsprechenden Rechte) der deutschen Kaufleute in Brauch gekommen. Die lokalen Interessen mußten im Ausland schließlich naturgemäß zurücktreten, und so kam man später von einer Hansa der Lübecker usw. zur Bezeichnung: „deutsche" Hansa. — Auch im Norden finden wir ähnliche Verhältnisse. In Norwegen gibt es um 1250 eine Niederlassung deutscher Kaufleute in Bergen. Die Beziehungen zu Schweden waren dauernd lebhaft und freundlich. Das Gegenstück zu jenem norwegischen König bildet der schwedische Herzog Birger, der um 1250 in einer Urkunde den Lübeckern die Niederlassung bereitwillig gestattet. Freilich sollten sie unter schwedischem Recht stehen. Aber vielfach lebten die in Schweden, besonders in Wisby, Stockholm und Calmar sich ansiedelnden Deutschen nach ihrem Recht. Vor allem ist Wisby auf Gotland wichtig (vgl. S. 173): hier wohnten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts Deutsche, und in Menge trafen hier die deutschen Gotlandfahrer zusammen. Von Gotland aus griff ihre Gesamtgenossenschaft, die sich aus den einzelnen Genossenschaften der Soester usw. zusammengeschlossen hatte, später auch in den Handel mit Rußland



bestimmend ein und setzte die Statuten des Peterhofes in Nowgorod, der übrigens einem älteren Gotenhof der skandinavischen Kaufleute folgte, fest; die deutsche Niederlassung dort ist schon für das Ende des 12. Jahrhunderts anzunehmen. Im ganzen zeigt dieser rege norddeutsche Handel nach England, Flandern und Nordeuropa, der schließlich die Grundlage des Hansabundes wurde (vgl. S. 401 ff.), daß in diesem Teile Deutschlands der Handel überhaupt mehr Bedeutung für die Städte hatte als in Süddeutschland, wo, wie wir sahen, das Gewerbe eine größere Rolle spielte. Aber schon allein der Hinweis auf Italien muß von einer Unterschätzung auch des süddeutschen Handels abhalten.

Für die Auslandfahrten des deutschen Kaufmanns haben wir eben den genossenschaftlichen Zug betont. Es ist sehr natürlich, daß die alte Form der Gilde (vgl. S. 195 f.) sich auch für bestimmte wirtschaftliche Zwecke ähnlich wie bei den Handwerkern als Organisationsmuster, ohne bewußt als solches angesehen zu werden, ergab. So schlossen sich schon daheim Kaufleute zu Gilden zusammen, sicherlich aber vor allem im Hinblick auf den notwendigen Zusammenschluß für die Auslandfahrten (vgl. S. 173 f.). Die Gilde der Kölner in England ist uns eben begegnet. Jene alten Schwurgenossenschaften von vornherein als kaufmännische aufzufassen, ist abwegig. Die älteste bezeugte Kaufmannsgilde ist die von Tiel zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Wenigstens faßt man den Bericht des Mönches Alpert in seiner Schrift de diversitate temporum über die Gelage der Tieler mercatores am besten so auf. Im übrigen haben diese Gilden für die Entstehung der Stadtgemeinde und Stadtverfassung nicht die Bedeutung gehabt, die man ihnen schon vor längerer Zeit und neuerdings wieder in anderer Weise beigelegt hat. In manchen Städten hat es gar keine Kaufmannsgilden — sie kommen namentlich in Norddeutschland vor — gegeben. Den Zünften der Handwerker gegenüber stehen sie auch an Zahl zurück und haben neben dem kirchlichen Brüderschaftscharakter, dem größeren Wohlstand ihrer Mitglieder entsprechend, viel mehr das gesellige Moment in den Vordergrund gestellt. Die kaufmännischen Gilden, deren ältere, unabhängige und völlig private Form später noch die Flandern-, die Schonenfahrer usw. aufweisen, stehen überhaupt von Anfang an im Gegensatz zu den Zünften, zumal da allmählich aus der ganzen Klasse der negotiatores — verkaufende Handwerker, Krämer, Gewandschneider — sich die letzteren immer höher heraushoben und durch Aufgehen in den „Geschlechtern" einen aristokratischen Charakter annahmen.

Der ganze Aufschwung der Städte hängt nun eng mit *einem gewaltigen wirtschaftlichen Wandel* zusammen, mit dem Übergang von der bisher überwiegenden Naturalwirtschaft zur *überwiegenden Geldwirtschaft*, deren *Träger* später in Deutschland neben der Kirche und den Landesherren *gerade die Städte* werden. Wie auf vielen Gebieten gingen aber hierin, nicht ohne die Einflüsse des Orients, die höher entwickelten romanischen Länder voran. Im allgemeinen darf man den Durchbruch der Geldwirtschaft in eben die Zeit legen, die sich uns auch sonst als eine so wichtige Umbildungsepoche zeigte, namentlich ins 13. Jahrhundert (vgl. S. 375). Aber wie bei den Standesbildungen liegen die Keime der neuen Wirtschaftsform doch schon im 11. und dem beginnenden 12. Jahrhundert. Eine Ursache war die starke Vermehrung des Geldes oder des edlen Metalls (vgl. S. 175), des Silbers namentlich durch den Bergbau, sonst durch die Tribute der slawischen Völkerschaften, durch Geldsummen, die aus den romanischen Ländern für Ämter oder Rechte an Herrscher oder Große flossen usf. Die *am meisten nach dem Westen und Süden schauende Schicht, die geistliche*, hatte auch schon länger den Geldbesitz zu schätzen gewußt und

Geldspenden besonders gern gesehen, viel davon freilich, wie Edelmetall überhaupt, für den Kirchenschatz verwendet, aber auch für Grundbesitzkauf, für kostspielige Wirtschaftsanlagen. Nach Lambert von Hersfeld begannen die Klöster zu seiner Zeit Schätze zu sammeln. Die Minderung des Kirchengutes in den Wirren des 11. Jahrhunderts (vgl. S. 305) brachte freilich viel von diesem Edelmetall wieder in Laienhände, vor allem in die der Herren. Aber auch sonst konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich *der rheinische Westen* mehr und mehr zur Geldwirtschaft überhaupt gelangte. Hier, wo der Verkehr am stärksten ausgebildet war, wohin der durch die Kreuzzüge heraufgeführte Welthandel von Italien, dem ersten Lande einer ausgeprägten Geldwirtschaft, her zuerst kräftiger wirkte und ähnliche Strömungen aus Frankreich kamen, ist man auch zu *Anfang des 12. Jahrhunderts* fast völlig dazu übergegangen. Die Naturalleistungen waren dort jetzt meist schon in Geldabgaben umgewandelt. Und dieses Geld hatte der Zinsbauer durch den Verkauf seiner Produkte gelöst. Anfänglich gebrauchte man noch häufig ungemünztes Silber, Silberbarren, selbst silbernes Gerät und anderes nach dem Gewicht als Zahlungsmittel. Doch führten jene Verleihungen des Münzrechts an weltliche und geistliche Herren (vgl. S. 175 f.) immer mehr zum Gebrauch von gemünztem Geld. Die Hauptsache aber war schließlich das zunehmende *Markt-*, also *Städtewesen*, das für den raschen Güterumsatz eben Geld als Tauschmittel brauchte. Selbst schlechte, leichte Münzen, selbst ungemünztes Geld waren unter allen Umständen besser als der Eintausch von Naturalprodukten und Gewerbeerzeugnissen. Anderseits machten die unvollkommenen Münzzustände und die Geltung bestimmter Münzen für die einzelnen Märkte das bereits (S. 169) erwähnte Gewerbe der Wechsler, das namentlich in den Händen der Juden und Lombarden lag, immer ausgedehnter. Ihr Geschäft erweiterte sich dann vom bloßen Einwechseln der zahlreichen Münzen gegen die am Ort gangbaren zur Vermittelung der Zahlung von Geld auch an fremdem Orte durch briefliche Anweisung: man kam also zu einer für den damaligen unvollkommenen Verkehr außerordentlich wertvollen neuen Ausnutzung des Geldes als Tauschmittel.

Jedenfalls vollzog sich mit dem Siege der Geldwirtschaft, der freilich erst im 15. Jahrhundert vollendet ist, eine *Auflösung der bisherigen Zustände*. Die neue Wirtschaft beeinflußte, den segensreichen und üblen Wirkungen des Geldes entsprechend, wieder das Dasein des Einzelnen, machte ihn beweglicher, berechnender, löste die Lebenshaltung weiter Schichten aus den agrarischen Banden, setzte dem Grundbesitz das Kapital als maßgebend gegenüber, ermöglichte ferner erst eine höhere materielle und geistige Kultur und drängte durch stärkere Betonung weltlicher Interessen die ohnehin erschütterte Übermacht der kirchlichen Ideen zurück. Nach dem Vorbild der kirchlichen Verwaltung ging neben den Städten auch der Staat allmählich zur Geldwirtschaft über, freilich weniger die sich nicht wie in den westeuropäischen Ländern kräftig entwickelnde Zentralgewalt als die sich von der Zentralgewalt emanzipierenden Landesherren in ihrer im 13. Jahrhundert sich konsolidierenden Verwaltung. Nach kirchlichem und städtischem Muster war auch die geldwirtschaftliche Verwaltung des Deutschen Ordens organisiert. Als *Sitze der Geldwirtschaft* sind aber gerade die *Städte* erst recht eigentlich zu ihrer sozialen und kulturellen *Bedeutung* gelangt. Sehr stark mußte das alles auf das *Selbstbewußtsein der städtischen Bevölkerung* wirken. Eine Klasse, die eine solche wirtschaftliche Rolle spielte, der ferner ihre Masse immer zum Bewußtsein kommen mußte, die die alte kriegerische Tradition der Städte als Burgen nie vergaß und selbst schon als kriegerischer Machtfaktor, wie wir (S. 279) sahen, im 11. Jahrhundert auftrat und so auch



eine politische Bedeutung gewann, eine solche Klasse mußte auch *möglichst große äußere Unabhängigkeit* zu erlangen suchen. Ebenso drängten die wirtschaftlichen Faktoren zu einer *Selbstverwaltung*, die sich nur von den eigenen Interessen leiten ließ.

---

Es ist also nur natürlich, daß diese Periode auch das Regiment der Stadtherren abkommen, eine eigene Verfassung, die *Ratsverfassung*, entstehen sah. Es ist die erste große Kraftleistung des neuen Standes, daß er seine Sitze, die als Stätten des Burgfriedens, dann vor allem als Märkte mit besonderem kaufmännischen Gewohnheitsrecht und neuen, durch die Einwanderung hervorgerufenen Grundbesitzverhältnissen schon eine Ausnahmestellung hatten, die eine große wirtschaftliche Bedeutung besaßen und bereits politisch ins Gewicht fielen, nun auch zu selbständigen Körpern mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit machte. Der Ursprung der Ratsverfassung soll nicht näher erörtert werden, zumal völlige Klarheit darüber nicht gewonnen werden kann. Man braucht aber nicht einen besonderen Einfluß der neuen Stadtgründungen anzunehmen. Es scheint natürlich, daß sich schon in den alten Städten frühzeitig eine Art Vertretung, Ausschuß der Bürger bildete. Die alteingesessenen Bürger nebst denen, die nach Stadtrecht Grundbesitz erworben hatten, (meist Kaufleuten und Handwerkern) machten die eigentliche, unter öffentlichem Recht stehende Gemeinde aus, der Geistliche, Juden und die noch vorhandene grundherrliche niedere Bevölkerung natürlich nicht angehörten, die aber namentlich in Bischofsstädten mit dem ministerialen Element, das in der Verwaltung der Stadt tätig war (Münze, Zoll), aus dem auch anfangs das Schultheißenamt besetzt wurde, viele Berührungspunkte hatte. Mit der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung einer Reihe von Bürgern, die durch den Handel reich wurden und neuen, größeren Grundbesitz erwarben, gingen dann die Verwaltungsämter zum Teil an diese über. Anderseits wurde das Institut der Schöffen nicht nur aus angesehenen Bürgern, sondern auch aus Ministerialen ergänzt. Ob nun dieses Schöffenkollegium, wie viele meinen, sich zu einem genossenschaftlichen Verwaltungsorgan entwickelte, an das immer mehr von jenen Funktionen der öffentlichen Gewalt überging, oder ob der ständig wiederkehrende genossenschaftliche Zug sonst, wie es sich aus der natürlichen, ländlichen Gemeinde ergab, eine kollegiale Vertretung der Bürger, deren Menge ja an sich schon eine solche nötig machte, geschaffen hat: jedenfalls war eine Vertretung *schon unter dem Stadtherrn* vorhanden. Er mochte sie anfangs wenig beachten, duldete sie indessen, nicht als rechtlich fixierte Behörde, aber als gegebenes Organ der Bürgerschaft. Dann erlangte sie jene Verwaltungsfunktionen, vielleicht daß viele einzelne Glieder der Vertretung zunächst als deren Träger wirkten, bis es zu Konflikten kam und die Vertretung bei Emanzipation der Bürgerschaft vom Stadtherrn als führende Körperschaft sich durchsetzte.

Es handelt sich also äußerlich um *Beiseitedrängung des Stadtherrn*, desjenigen Faktors, der *bisher das eigentlich fördernde Element des Städtewesens* gewesen war, nicht um Neubildungen. Die verhältnismäßig begünstigte Stellung der Königsstädte konnte leichter zu größerer Selbständigkeit, zur Ignorierung des Burggrafen oder Vogtes führen, während die Bischofsstädte zum Schauplatz bewegter Kämpfe wurden. Anderseits haben die Stadtherren selbst, die im Besitze der Grafengewalt waren, durch ihre territorialen Machtgelüste oft den Kampf hervorgerufen. Wo sie als Grafen zudem schon Grundherren waren oder grundherrliche Rechte sich erwarben, brachten die weltlichen, ebenso einzelne starke geistliche Fürsten auch die Städte völlig in Abhängigkeit. In vielen Bischofsstädten

aber waren gerade die politischen Wirren und der Umstand, daß der Bischof die gräfliche Gewalt nur durch Stellvertreter ausüben konnte, die Ursache, daß die Städte ihrerseits jede Gelegenheit zur Erringung größerer Selbständigkeit benutzten. Der äußere Kampf interessiert hier nicht weiter, er verlief natürlich durchaus nicht überall gleichmäßig, einem Sieg folgte wohl auch wieder ein Rückschritt. Die letzte große Hemmung geschah dann im Jahre 1232 durch das vom Bischof Heinrich von Worms im Sinne vieler Fürsten angeregte Verbot städtischer Obrigkeiten durch Friedrich II., der auch die Bünde, überhaupt jede Machterweiterung der Städte zu unterdrücken suchte. Aber das Bürgertum siegte. Jedenfalls setzten sich im 12. und 13. Jahrhundert in den wichtigsten Städten genossenschaftliche, aus Ministerialen und Bürgern gewählte selbständige Bürgervertretungen durch. Sie hießen consules, ein Titel, der wohl in Anlehnung an das italienische Vorbild, das Ministeriale, Kaufleute, Pilger leicht kennen lernen konnten, üblich wurde. Sie bekommen die Rechtsprechung im Stadtgebiet, die Polizei, die Wahrnehmung der spezifisch bürgerlichen Handels- und Gewerbeinteressen, die Münze, den Zoll, überhaupt die innere, namentlich die Finanzverwaltung — hier werden sich zuerst Konflikte mit dem Bischof, vor allem Kämpfe um die Steuerhoheit (z. B. bei Umlagen „zu der Stadt Bau"), ergeben haben —, auch die Wehr in die Hand. Sie treiben eigene Politik, treten für den König gegen die Fürsten ein und führen ein eigenes Siegel. Auch äußerlich dokumentiert sich in dem Bau von Rathäusern ihre trotzige Stellung. Eben dieser neue Rat als Verwaltungsorgan begründet erst recht eigentlich den Unterschied zwischen Land- und Stadtgemeinde. Bis dahin hatte sich die städtische Verwaltung nur durch die größere Vielseitigkeit, freilich auch durch die Besonderheit ihrer Aufgaben, von der ländlichen unterschieden. Diese Besonderheit hatte zum Teil schon zu neuen Verwaltungsbezeichnungen geführt. Im ganzen hat diese städtische Verwaltung früh eine größere Vollkommenheit, so namentlich in dem Steuerwesen, erreicht als die der Großen, wozu auch die praktische Erfahrung des Kaufmanns viel beitrug.

Freilich, die neue Verfassung ist zunächst keine Volkserrungenschaft, sondern ein Gewinn der führenden Großbürger. In Deutschland, wie in den westlichen Ländern überhaupt, zeigt sich der Sieg der neuen Schicht nicht in demokratischen Formen, sondern in rein aristokratischen. Der aristokratische Charakter ist ja, wie wir schon (S. 219, 272) betonten (vgl. auch S. 296), für diese ganze Epoche bezeichnend. In diesem Stadium der Entwickelung ist die Aristokratie, wie schon die Rolle der Grundherrschaft zeigt, die gegebene nationale Führerin zu höherer Lebenshaltung und Lebensgestaltung, zu wirtschaftlichen und zu politischen Fortschritten, unter Einwirkung zweifellos auch der kirchlichen Faktoren, die im übrigen die eigentliche Aufgabe der kulturellen Erziehung der Nation behalten. Die Patrizierherrschaft in den Städten ist also ein notwendiges Stadium, das bei den übrigen europäischen Völkern ebenso eintritt und auch keineswegs von kurzer Dauer ist. Die Patrizier sind es, die die Emanzipation der Städte von den Stadtherren durchsetzen, die die Politik ihrer Stadt bestimmen, überhaupt eine politische Betätigung hervorrufen, für die militärische Sicherung sorgen, die Herstellung von Befestigungen wie von großen öffentlichen Bauten betreiben, die Verwaltung der Stadt leiten, ihre finanzielle Kraft begründen, die ferner, wie wir (S. 286) sahen, früh an dem gerade in jenen Zeiten raschen Gewinn bringenden Importhandel teilnehmen oder sich mit den Gewandschneidern mischen, deren schnell wachsender Reichtum eine prächtige Lebenshaltung fördert, freilich auch die ohnehin hervortretende Überhebung noch begünstigt. In zinnengekrönten Steinhäusern wohnend, in Pelz und Seide einherstolzierend,



waffengeübt und turnierend, bilden sie eine besondere Kaste, und die Herrschsucht des Herrn verbindet sich zudem mit dem Protzentum des reichen Kaufmanns. Wir werden davon später (S. 405 f.) hören. Aber doch bedeutet ihre Herrschaft eine große Zeit für die Städte: in ihr wurde der Grund gelegt für die Blüte städtischen Wesens.

So haben sich denn im Laufe dieser Jahrhunderte die neuen sozialen Körper, die Städte, aus der bisherigen agrarischen Schichtung gelöst, sicher in sehr verschiedener Weise und keineswegs nach einem Schema, auch zweifellos in sehr verschiedene Gruppen gesondert, aber im Resultat bildeten ihre Bewohner doch eine einheitliche neue Klasse, die sich überall geltend machte. Die Vortrefflichen (egregii) werden einmal gegen 1200 die Bürger von Köln städtischerseits benannt. Und die Bedeutung dieser Klasse wächst fortgesetzt mit ihrer äußeren Vermehrung. Außerordentlich nahm, wie schon (S. 157) erwähnt, die Zahl der Städtegründungen im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert zu, denn die weltlichen wie die geistlichen Territorialherren erkannten wohl die ihnen und ihrem ganzen Gebiet daraus erwachsenden Vorteile; was im Westen begann, hat dann die Kolonisation des Ostens fortgesetzt und zu zahlreichen Städtegründungen geführt. Man hat nicht mit Unrecht von einem „wahren Städtegründungsfieber" gesprochen. Das Stadtrecht einer neuen Stadt wurde nach dem einer älteren gebildet, wobei dann auf eine bedeutende Stadt ganze Gruppen zurückgehen, wie namentlich im Osten auf Lübeck und Magdeburg, während der Westen eine größere Individualität aufweist. Man darf übrigens trotz der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahlen, die wir noch für die Städte selbst des ausgehenden Mittelalters kennen lernen werden, den Umfang der Städte jener früheren Zeit doch nicht zu niedrig einschätzen, und welch großen Komplex eine bedeutende Stadt darstellte, zeigt die Schilderung, die damals ein französischer Prälat von Regensburg entworfen hat.

---

Das deutsche Volk bestand also nunmehr, wenn wir von den Großen absehen, aus vier Standesgruppen, den Geistlichen, Rittern, Bürgern und Bauern, die freilich alle schließlich von jener besonderen Gruppe der Landesherren, auf deren Aufstieg im 13. Jahrhundert wir noch (S. 309) kommen werden, unterworfen wurden. Sie waren auf den Beruf gegründet, aber man beschränkte doch alsbald wieder den freien Eintritt in den Stand auf Grund des Berufes zum Teil ziemlich erheblich; insbesondere die Ritter schlossen sich völlig geburtsrechtlich ab. Ohne geradezu zu Kasten zu werden, sind die vier großen Genossenschaften durchgreifend voneinander geschieden. Nur die Glieder eines Standes, d. h. hier eines der weltlichen, sind einander ebenbürtig; auf dem Gebiete des Rechtes wie der Sitte, z. B. bezüglich der Ehe, spielt die Ebenbürtigkeit eine bedeutende Rolle. Gewiß entsteht nun das Gesamtleben der Nation durch fortwährende Berührungen dieser Genossenschaften, die völlig aufeinander angewiesen sind, aber eine organische Beziehung zum Staat tritt nicht ein, obgleich durch Bürgertum wie Rittertum allmählich das öffentliche Leben beeinflußt wird. Die Stände bilden vielmehr für sich kleine halbstaatliche Gemeinschaften mit besonderem Recht (kanonisches Recht, Lehnsrecht, Stadtrecht, ländliche Weistümer), die neue Entwickelung führt überall zur Neuregelung der rechtlichen Verhältnisse und zur schriftlichen Fixierung derselben, die Stände unterscheiden sich auch zum Teil im Privatrecht und in Einzelheiten des Gerichtswesens. Sie treten ferner überhaupt kulturell geschieden auf. Maßgebend wird zunächst die Sonderkultur des Ritters. Nur ein nationales Band verknüpft alle, das ist die freilich wieder zunächst auf der Sonderart der Stämme beruhende

Volkstümlichkeit des Fühlens, Lebens und Sichgebens, die innere Unterschiede kaum aufkommen läßt. In diesem *ständischen Sonderleben* findet auf der Höhe des Mittelalters *der deutsche Individualismus* seinen Ausdruck. Die Einzelpersönlichkeit fühlt sich naturgemäß noch nicht geistig frei und unabhängig gegenüber den großen inneren Bindungen der kirchlichen Tradition, der Standesanforderungen und der volkstümlichen, hergebrachten Sitte — geistig frei, denn tatsächlich frei ist der Einzelne gegenüber der Kirche, dem Staat wie der gesellschaftlichen Sitte auch heute nur in Ausnahmefällen. Die in der eigentlichen Neuzeit überall eingreifende, den Einzelnen zwingende Macht des Staates tritt damals noch am wenigsten hervor. Sozial band den Einzelnen eben die Kaste, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, und diese Kastengliederung ist in gewisser Weise wichtiger als die Volkszugehörigkeit. Der Geistliche wie der Ritter, zum Teil auch der Kaufmann fühlen sich als Glieder eines internationalen Standes. Anderseits zeigt diese *Kastengliederung* eine unendliche Reihe von *Abstufungen*, so etwa im Bauernstand, und die Angehörigen dieser verschiedenen Stufen fühlen sich wieder von den anderen gesondert und prägen diese Sonderung gewissermaßen als Gruppenindividuen auch in ihrer Lebenshaltung, in ihren Sitten, in ihren Traditionen aus. Diese Absonderung in Gruppen und Kreise — auch jede Stadt schloß sich wieder für sich ab, und ähnliche Beispiele gibt es sonst genug — ist für das Mittelalter überhaupt bezeichnend (vgl. S. 281). Innerhalb seines Kreises nun hat sich aber auch das einzelne Individuum in erheblichem Umfang als solches bereits betätigt, sicherlich selbst innerhalb der Kirche, die viele innere Kämpfe sah, und sich auch geistig durchsetzen können. Indessen ist dieses Geltendmachen der Persönlichkeit aus den Quellen schwer festzustellen, zumal man seiner Persönlichkeit schriftlichen oder künstlerischen Ausdruck nur unter Schwierigkeiten geben konnte; überhaupt konnte es nur ein kleiner Teil. Wohl aber tritt jener rohe Individualismus des Halbbarbaren, die ungebändigte Kraft der Triebe und des Wollens, der naive *Egoismus* noch in derselben Weise hervor, wie es (S. 186 f.) bereits für die erste Periode eigendeutschen Lebens geschildert wurde. Diesen tatkräftigen und eigenwilligen Egoismus konnte auch die Kirche nicht hemmen. Trotz des außerordentlichen Aufschwunges der Askese war bei der Masse für die Teilnahme am kirchlichen Leben immer die Sorge um das Seelenheil bestimmend; sonst gab man sich recht energisch weltlichen und materiellen Interessen hin.

Das *rücksichtslose egoistische Streben*, die allgemeine Gier nach Mehr wird z. B. von den Augsburger Annalen zum Jahre 1098 besonders hervorgehoben, und in Bertolds (von Reichenau) Annalen heißt es 1077: „Vom Niedrigsten bis zum Höchsten, alle sind sie Sklaven der Habsucht und kümmern sich sonst weder um Gott noch Menschen.“ Gerade durch jene inneren, alle Welt in Parteien zerreißenden Kriege wurde eine schlimme Verwirrung aller sittlichen Begriffe herbeigeführt. Viele Quellen klagen daher in bitterster Weise über „das Schwinden allen göttlichen und menschlichen Rechts ohne Hoffnung auf Besserung“, über das Aufhören jeglicher Treue, jeglicher Gerechtigkeit, jeglicher Menschlichkeit. Die führenden Geistlichen, insbesondere die Gregorianer, weckten nicht nur einen ungeheuren Haß in den Streitenden, einen Schmähton ohnegleichen, sondern ließen auch im Parteiinteresse sogar Verbrechen zu. Die Haupterscheinung war aber jenes, oft scheinheilig verbrämte, gierige Streben nach Bereicherung. Otto von Freising spricht von einem Hunger der Deutschen nach Gold, höchst treffend eine andere Quelle von dem damals aufgekommenen „neuen Evangelium“: „Nimm, was nicht dein ist, und ernte, was du nicht gesäet hast.“ Freilich beruhte auf diesem allgemeinen rastlosen Streben ja zugleich das Drängen in die höhere soziale Schicht, das die



neuen Berufe hervorgerufen hat, und das auch später noch den reichen Bauer und Bürger wieder dem Ritter nachäffen läßt. Für die politische Parteistellung, für einen Treubruch gegenüber dem König, für die nachbarlichen und sonstigen Fehden waren habsüchtige Motive oft entscheidend; bei der Bekehrung der Slawen hatte man wesentlich die Tribute im Auge; Raub- und Mordanfälle auf einzelne vornehme Geistliche waren für einen Teil des Adels nichts Schlimmeres als für seine Mehrzahl die unrechtmäßige Bereicherung aus Kirchengut. Das Urteil des Honorius von Autun über die Ritter: „Wenige sind gut, denn sie leben von der Beute und kleiden sich vom Raube“ mag auch für Deutschland gelten. Die Glieder der Kirche selbst waren von gleicher Geld- und Besitzgier ohne Rücksicht auf höhere Regungen erfüllt. Die allgemeine Habsucht hat auch wesentlich bei dem geschilderten Aufstieg der Zinsbauern mitgewirkt, und ebenso saß sie im Städter, namentlich im Kaufmann: sie zeigt sich bald (vgl. S. 405 f.) in einer brutal egoistischen Handelsaristokratie.

Der Einzelne, namentlich wer der Herrenschicht angehörte, kannte nur sein Selbst, lebte sich aus, so gut er konnte, und wo er sich bedrängt fühlte, griff er noch immer zur Selbsthilfe. Dieser harte, gewalttätige Egoismus, der bei jener allgemeinen Verwirrung im 11. Jahrhundert, bei der Erschütterung der Begriffe von Recht und Unrecht keine Zügelung mehr fand, keine sittliche Pflicht kannte, ist es auch, der ein *politisches Gesamtgefühl gar nicht aufkommen* ließ, der, verbunden mit dem alten Absonderungsdrang und der Abneigung gegen jede straffe Herrschaft sowie mit einem durch die Kämpfe zwischen König und Papst gesteigerten wütenden Parteigeist das deutsche Volk trotz politisch so befähigter Köpfe wie der salischen Herrscher politischen Geistes und Verantwortlichkeitsgefühls bar erscheinen ließ. Freilich hemmte schon das Lehnswesen an sich eine kräftige Geltendmachung der staatlichen Zentralmacht. Und gerade auch durch deren Schwäche entstand jene *Fülle individualistischer politischer Sondergebilde*, die namentlich für das spätere Mittelalter so charakteristisch ist. Jener Egoismus hat nun freilich zugleich die wirtschaftlichen Fortschritte, den größeren Wohlstand mit hervorgebracht. Im ganzen aber prägt sich in ihm, wie betont, die *alte Unbändigkeit* aus, die trotz der Arbeit der Kirche (vgl. S. 207 ff.) immer noch stark genug hervortritt. Die Heißblütigkeit der Deutschen wird von Ekkehard von Aura der viel größeren Ruhe der Lombarden gegenübergestellt, und der Papst Paschalis II. mochte nicht nach Deutschland reisen, weil er die Wildheit seiner Bewohner fürchtete. Von den Gewalttätigkeiten der Ritter wurde eben berichtet; unglaublich grausam blieb die Behandlung von Feinden, namentlich von Gefangenen; für die Gemütsroheit der Zeit, von der man trotz der andauernden Tränenseligkeit (vgl. S. 188 f.) sprechen darf, ist auch das Verhalten Heinrichs V. gegen seinen Vater bezeichnend. Daß in solchen Zeiten der *alte kriegerische Zug* der Deutschen kaum geschwächt wurde, ist klar. Von Tapferkeitsbeweisen, von Heldentaten gegen große Übermacht wissen die Quellen oft zu erzählen: insbesondere Ungarn und Slawen mußten dergleichen bitter erfahren. Namentlich waren die Sachsen wegen ihres Kriegsmutes gepriesen. Daß auch die Bürger von kriegerischem Geist erfüllt waren, sahen wir schon (S. 279), und Waffenübungen waren auch bei ihnen eine wichtige Sache. Die sich in den reichen Kaufmannskreisen bald bildende jeunesse dorée liebte es, sich wie Ritter zu gebärden (vgl. S. 405 f.), und erging sich, wie Lambert von Hersfeld von den Kölnern erzählt, bei ihren Gelagen in ruhmrediger kriegerischer Unterhaltung. Die neue Kultur, die sich jetzt in Deutschland verbreitete, ließ dessen Charakter als kriegerisches Land (terra bellicosa), wie eine Quelle sagt, durchaus unberührt.

In der Tat ist mit den sozialen Neubildungen auch neues Leben verknüpft, zumal sie ja ohnehin eine stärkere Betonung rein weltlicher Interessen bedingen (vgl. S. 267). Aus Zuständen, die fast an ein Chaos streifen, und zwar nicht nur in Deutschland allein, auch in Frankreich, aus einem Zeitalter, das neben jenen allgemeinen Erscheinungen der Unbändigkeit und Wildheit einen tiefen sittlichen und geistigen Verfall der Kirche, eine arge Zuchtlosigkeit des Adels, eine häufige Verkommenheit der unteren Schichten, zum Teil auch starke Verarmung und Bedrückung derselben sah, entwickelte sich, nicht plötzlich, sondern vorbereitet durch zukunftsreiche, trotz jener Erscheinungen bereits sichtbare Elemente, ein Umschwung auf allen Gebieten, auch auf künstlerischem und geistigem, ein Umschwung, der dann das 13. Jahrhundert (vgl. S. 374 f.) zu einer Blütezeit der Kultur machte. Übrigens dürfen neben jenen abstoßenden Zügen die besseren, von den Quellen selten hervorgehobenen nicht übersehen werden. Treue, Zuverlässigkeit und Arbeitsamkeit, die einzelne Quellen der Hohenstaufenzeit hervorheben, werden auch vorher nicht gefehlt haben. Die Führung auch in dem neuen Leben behielt in diesem Zeitalter durchaus die Aristokratie. Kulturell macht sich dieser Geist schon jetzt äußerlich in einem Streben nach feinerer Lebenshaltung bemerkbar. Deren schon früher (S. 179 f.) beobachtete Hebung tritt nun infolge der wirtschaftlichen Wandlungen, des Einströmens von Edelmetallen nach Deutschland, vor allem auch infolge der gleich zu berührenden fremden Einflüsse besonders charakteristisch hervor. Immer prunkvoller gestaltet man die Kleidung; Seide und Brokat, feines Pelzwerk, für das man eine wahre Leidenschaft hatte, bringt der Handel in immer größerer Fülle; immer stärker wird der Luxus, immer feiner Speise und Trank, zum Teil neu eingeführt, wie die griechischen Weine. Die Wohnhäuser werden bei den Reicheren jetzt immer häufiger aus schindelgedeckten Holzhäusern zu Steinbauten, namentlich im Westen; die Kirchenbauten (vgl. S. 219) werden großartiger, prächtiger, dekorativer. Adam von Bremen spricht einmal in Gegenüberstellung der Schweden und Deutschen von der „Hoffahrt, die wir so sehr schätzen oder vielmehr vergöttern". Jene mißachteten die „Gegenstände eiteln Gepränges, als da sind Gold, Silber, königliche Rosse, Felle der Biber und Marder, welche alle uns vor Bewunderung fast um den Verstand bringen". Die starke Wertschätzung des Äußerlichen zeigt sich in der Betonung körperlicher Schönheit, wie sie bei den Herrschern, den Rittern, aber auch bei hohen Geistlichen, die ja überhaupt den ganzen äußeren Prunk, z. B. in der Kleidung, zum Teil gern mitmachten, von den Quellen hervorgehoben wird. Aber es handelt sich doch nicht nur um äußere Verfeinerung des Lebens, es war vielmehr dieses Zeitalter für den Kulturfortschritt des Deutschen eines der wichtigsten, das er erlebt hat: aus der bisherigen agrarisch-geistlichen Kultur erwuchs bald eine ästhetisch-gesellschaftliche höfische und in Anfängen auch eine zukunftsreiche, zunächst materiell gefärbte städtische Kultur.

---

Wir würden die konstitutiven Elemente dieses neuen Lebens nicht genügend erkennen, wenn wir nicht die mehrfach erwähnten Einflüsse der Kreuzzüge daraufhin noch näher betrachten wollten. Es ist der Orient, der das Abendland, wie von jeher, so jetzt aufs neue gehoben hat, es ist weiter im Grunde doch wieder die antike Kultur, die nun in neuen Formen durch die Araber auf das Mittelalter wirkt. Zunächst steigerten sich die die orientalische Kultur vermittelnden Einflüsse von Byzanz (vgl. S. 131 ff.) durch die Kreuzzüge noch einmal: Byzanz als große Durchgangsstation, als großer Warenmarkt bot für die Pilger und Kreuzfahrer eine Fülle des Neuen, und zahlreich sind in



dieser Zeit vor allem Erzeugnisse der Kleinkunst in den Westen gewandert, in Kirchen wie in Herrenburgen, namentlich am Rhein. Aber wenn das Abendland auch jetzt noch durch fahrende Leute wundersame Mär von dem Glanz und Reichtum in Byzanz erfuhr, so war das stark übertrieben. Sein bisheriges Handelsmonopol für die Waren des Orients war überdies schon vor den Kreuzzügen durch die Italiener (siehe unten) erschüttert worden, und mit den Kreuzzügen setzte sich der direkte italienische Levantehandel ganz durch. Denn keineswegs haben die religiösen Kriegsfahrten den Handel gestört. Wie Christen während des ersten Kreuzzugs ungehindert mit Bagdad handelten, so kamen mohammedanische Kaufleute zu den christlichen Feinden. Die italienischen Kaufleute ließen sich sogar nicht abhalten, Kriegsmaterial an Mohammedaner zu verhandeln. Anderseits erlaubten die Eroberungen der Kreuzfahrer stärkere Ansiedelungen der abendländischen Kaufleute; diese saßen in allen wichtigen syrischen und palästinischen Häfen, in denen, wie in Antiochien, zum Teil alte Karawanenstraßen aus Indien und China mündeten, nationenweise in ihren Quartieren und Höfen und brachten von dort die Waren direkt auf die großen westlichen Messen. Namentlich die Italiener hatten überall ihre Faktoreien, jene fondaci (vgl. S. 288), um die sich ganze Kolonien mit eigener Verwaltung unter Konsuln bildeten. Aber auch sonst brachte die Fülle der Beziehungen eben in den Kreuzzügen die Kultur des Islams dem Westen näher. Diese Kultur war bis zu einem gewissen Grade von Byzanz beeinflußt gewesen, militärisch, politisch — in Byzanz gab es noch eine direkt an die römischen Traditionen anknüpfende lebendige Verwaltung —, geistig, selbst religiös-dogmatisch. Jedoch sahen wir schon (S. 131), daß der Einfluß von Byzanz auf den Orient weit überschätzt ist, daß vielmehr Kleinasien der wichtigste Quell der Kultur war. Auch für den Islam, der überhaupt in sehr hohem Grade aus anderen Kulturen schöpfte. Aber wie dieser politisch mächtig vorschritt und Byzanz kaum vor ihm gerettet wurde, so zeigt die wunderbare Fähigkeit, mit der er eine Fülle der verschiedensten Kulturelemente und Kulturtraditionen einheitlich verarbeitete, die Schnelligkeit, mit der er eigenartige Schöpfungen hervorbrachte, eine außerordentliche Kraft des Volkstums. Wieviel Fremdes war in der islamitischen Kultur eigenartig verarbeitet! Die Antike wirkte nicht nur durch Byzanz, auch durch die mesopotamischen Klöster wurde den Eroberern die wissenschaftliche Literatur der Griechen vermittelt, überhaupt alles, was von hellenistischer Kultur in Syrien und den sonstigen unterworfenen Gebieten noch vorhanden war. Weiter aber übernahm der Islam auch viel von der jüdischen, viel von der hehren indischen Kultur, und persische Einflüsse wirkten auf seine literarische Bildung und Betätigung. Dazu kam die Fülle der materiellen Güter aus allen Teilen des Orients, namentlich auch aus China (Seide), deren sich der lebhafte Handelsgeist der Araber zu bemächtigen wußte. Es war so eine Kultur erblüht, die weit über der damaligen abendländischen stand, zugleich ein großes Reich erfüllte, von Indien bis Spanien, das Reich des Halbmondes.

Seit den Tagen Harun al Raschids hatte es nicht an freundlichen Berührungen dieser Kultur mit dem Abendlande gefehlt, auch Otto der Große hat Gesandte zu Abd er Rhamân an den Hof von Cordoba gesandt. Vor allem wirkte die alte Sehnsucht der Abendländer nach den Schätzen des Orients. Wir sahen, wie italienische Handelsstädte über Byzanz hinweg mit Tunis, Sizilien, dann auch mit den syrischen Plätzen direkte Beziehungen anknüpften, so zuerst das von Byzanz beherrschte Amalfi, so Pisa, Genua, Tarent, Brindisi, Bari und vor allem Venedig (vgl. S. 264). Stärker waren ja immer die feindlichen Berührungen, namentlich in Spanien, aber auch sie führten doch zeitig zu manchem Austausch; und bis zu den

Kampfeszeiten unmittelbar vor den Kreuzzügen sind die Gegensätze niemals ganz schroff gewesen. Die Araber brachten ein freilich erst viel später wirksames Gut in das Abendland, die religiöse Toleranz: sie vor allem hat eine frühe Aufnahme der arabischen Kultur auch durch Christen ermöglicht. Die Fülle der Einflüsse äußerte sich aber erst mit dem aktiven Vordringen der Abendländer in die Welt des Islams: die Kreuzfahrer selbst wurden nun Träger dieser Einflüsse, mehr noch der infolge der Kreuzzüge mächtig erstarkte Handel mit dem Orient, auf dessen Grund erst die spätere Kulturblüte Italiens möglich geworden ist. Ein wichtiger vermittelnder Faktor waren die Kreuzfahrerstaaten mit ihrer merkwürdig gemischten Kultur. Vergessen darf allerdings nicht werden, daß die Christen damals ebensosehr den Orient beeinflußt haben wie dieser sie, und daß ferner zur Zeit der Kreuzzüge die arabische Kultur nicht mehr auf der Höhe stand. Immerhin hat sie dem Abendlande sehr viel gegeben und dessen spätere Entwickelung beeinflußt.

Unser Volk freilich hat diese Gaben in der Hauptsache erst aus zweiter, sogar aus dritter Hand empfangen. Vor den Kreuzzügen konnten solche Einflüsse nach Deutschland nur durch byzantinische Vermittelung, allenfalls durch die Pilgerfahrten und den Handel mit Italien und auch mit Frankreich durchsickern, während Italien und Südfrankreich damals schon unmittelbar von der sarazenischen Kultur in Unteritalien und Sizilien wie von der Pyrenäischen Halbinsel aus wirtschaftlich-technisch und geistig beeinflußt wurden und vielleicht die Troubadourdichtung der Provenzalen wie die Entstehung von Universitäten in Italien auf arabische Anregung zurückgehen. Während der Kreuzzüge ist von unmittelbaren Einflüssen auf Deutschland aber auch trotz der deutschen Kreuzfahrer wenig die Rede, am wenigsten von solchen des Handels. Obgleich sich unter den im Orient, etwa in Accon, weilenden Kaufleuten einige Deutsche, ebenso wie Engländer, befanden (vgl. S. 286), lag dieser ganze Handel in der Hauptsache doch in den Händen der Italiener und Südfranzosen. Erst durch den freilich nicht zu überschätzenden Verkehr zwischen Italien und Süddeutschland, ferner über die Messen in der Champagne, endlich über die Niederlande, wohin, wie wir (S. 287) sahen, die Italiener auf dem Seewege lebhaft handelten, kamen dann die Waren nach Deutschland. So erklärt es sich, daß viele der im folgenden aufgeführten Dinge nur allmählich und oft spät nach Deutschland gelangt sind. Erst dadurch z. B., daß die bedeutende Vermittelungsrolle des Mittelmeers und der Verkehr mit der Nordsee auch das deutsche Seewesen beeinflußten, sind arabische, von den Romanen schon im Kreuzzugszeitalter übernommene Seeausdrücke nach Deutschland gedrungen, so wohl erst im 16. Jahrhundert Arsenal, Admiral, Havarie, im 18. sogar erst kalfatern. Nicht vor dem 15. Jahrhundert erschienen ferner in Deutschland die Kapern und die Pomeranze, im 16. die Limone oder Zitrone. Im 18. Jahrhundert kam erst aus Frankreich das Musselin; der Atlas ist aber schon im 15. bekannt; der Baldachin stellte sich im 17. Jahrhundert aus Italien ein. Aber auch sonst ist weniger von einer unmittelbaren Einwirkung auf Deutschland die Rede als von einem mittelbaren Gewinn aus der Vermittelung der neuen Kulturgüter durch die romanischen Länder, aus dem dort beginnenden Wandel der abendländischen Kultur überhaupt.

Aber gewirkt hat das alles schließlich dennoch auf die deutsche Kultur, und so ist zum Verständnis auch ihrer Entwickelung ein kurzer Überblick über die neuen Einflüsse notwendig. Zunächst ist freilich, wie erwähnt, zu betonen, daß von dem mit sarazenischen Elementen durchsetzten Normannenreich in Sizilien und Unteritalien sowie namentlich von



Spanien her gar viel schon vor den Kreuzzügen nach Westeuropa kam, besonders nach Südfrankreich. So scheinen dort früh Skulptur- und Architekturelemente übernommen worden zu sein (Arabesken), so ist dorthin und nach Italien das Schachspiel gekommen, das schon vor dem ersten Kreuzzug selbst in Deutschland bekannt war („Ruodlieb"). Die großen astronomischen Leistungen der Araber wie ihre Mathematik wirkten früh von Spanien aus, ebenso die arabische Medizin von Sizilien und namentlich durch jüdische Ärzte wieder von Spanien (Granada, Sevilla) her. Toledo war ein überallhin strahlendes geistiges Zentrum. Die Baumwollkultur und -industrie war von den Arabern nach dem Westen mitgebracht worden: schon Karl der Große erhielt Baumwollzeug aus Spanien als Geschenk. Auch die Zuckerkultur haben die Araber dorthin getragen: durch die Kreuzzüge ist aber allerdings erst die syrische Zuckerkultur von Bedeutung geworden und hat die italienisch-sizilische neu belebt.

Solche frühzeitigen Einwirkungen sind also ohne jedesmalige Hervorhebung im einzelnen bei der Überschau über die Einflüsse im ganzen zu berücksichtigen. Groß sind zunächst die materiellen Einwirkungen. Einmal kamen allerlei Landeserzeugnisse entweder ganz neu oder nunmehr in solcher Menge herüber, daß ihre Bedeutung für die Lebenshaltung ungemein stieg, so der Mais, der Reis, der Sesam, der Safran, der Zucker (Sirup), alle möglichen Spezereien (z. B. Ambra), Weihrauch und Gewürze (Nelken, Pfeffer, Muskatnuß und andere), ferner die Pistazie und Limone, der Eierapfel, die „Pflaume von Damaskus", die Wassermelone, der Aschlauch (échalotte, Zwiebel von Askalon), die Artischocke, das Johannisbrot. Weiter drangen nun in Fülle die Produkte der blühenden orientalischen Industrie ein. Der arabisch benannte Baumwollstoff (Kattun), ferner Gewebe wie Damast (nach Damaskus), Musselin (nach Mossul), Baldachin (nach Bagdad, ursprünglich eine Stoffbezeichnung, dann auch den tragbaren Thronhimmel bedeutend, der nun im Abendland bei kirchlichen Aufzügen üblich wurde), Seide, Samt, Atlas kamen ungleich stärker als bisher. Häufiger erhielt man auch die früher von Byzanz verbreiteten orientalischen, jetzt zum Teil neuartigen, farbenglänzenden, mit wunderbaren Tiergestalten bedeckten Teppiche als beliebte Beutestücke, ebenso kostbare Stickereien, die ebenfalls mit Tierfiguren verziert waren und als Altardecken und Paramente auch in die Kirchen gelangten. Weiter führte man neue Farben (Karmoisin, Lila) und Farbstoffe (Alaun, Indigo, rotes Sandelholz) ein, ferner den Lack, wenigstens wurde dieser jetzt allgemeiner verwendet. Die Tracht erfuhr ebenfalls einige Einwirkung, die bereits von Byzanz überkommenen Prunkkleider (vgl. S. 133 f.) wurden häufiger. Die vornehme Tracht näherte sich überhaupt mehr dem orientalischen Charakter. Die Joppe ferner scheint orientalisch beeinflußt, wohl auch die Pantoffeln. Das schon bei den Alten übliche Schminken ist gleichfalls vom Orient her verbreitet worden, und ebenso führte man Parfüme in Masse ein. Das Tragen des Vollbartes, dessen Fehlen für den Abendländer charakteristisch geworden war, wurde wieder neu belebt, zunächst durch die Pilger, dann durch die in Palästina lebenden „Franken", und wurde nun allgemein. Daß die alte Neigung zu Perlen- und Edelsteinschmuck neue Steigerung erfuhr, ist klar. Die Vornehmen liebten jetzt feine Schmuckwaffen, z. B. elfenbeinerne Lanzen mit tauschierten Spitzen, die der Orient so zierlich herstellte. Noch in den höfischen Dichtungen werden die türkischen und griechischen Waffen gerühmt. Die ganze Lebensausstattung gewann überhaupt einen weicheren, üppigen Charakter (Sofa, Diwan, Matratze): sogar ins Feld zog man jetzt mit orientalischen Prunkzelten. Bei der größeren Masse der einströmenden Luxusartikel wurden selbst in weiteren Kreisen bis dahin nicht empfundene Luxusbedürfnisse geweckt. Auch in Bürgerkreisen aß man und kleidete sich schon feiner, schmückte

die Wohnräume reicher. Die Dampfbäder, längst bekannt, wurden jetzt allgemein üblich, überhaupt das Badewesen mehr entwickelt. Aber vor allem die vornehmen Kreise wurden nunmehr nicht nur in materiellen Dingen anspruchsvoller, es verbreitete sich überhaupt eine sinnlichere, weichere Weise, und die ästhetisch-sinnliche Lebensanschauung der ritterlichen Gesellschaft ist sicherlich dadurch mit beeinflußt worden.

Selbst auf die rein *gesellschaftliche* Seite dieses Lebens erstreckte sich solcher Einfluß, namentlich die feineren Sitten der Sarazenen sind zum Teil auf ihre christlichen Feinde übergegangen, und auch der Handelsverkehr hat eine gesellschaftliche Verfeinerung mit herbeigeführt. Wirkten schon nach dieser Seite die Kreuzzüge auf das *Rittertum*, so waren sie wie die Kämpfe mit den Ungläubigen in Spanien usw. für das Rittertum überhaupt der Anstoß zu kräftiger Entwickelung, das belebende Element und der Ansporn zu großen Leistungen.

Sehr viel haben aber die Abendländer gerade auf dem Gebiet des *Kriegswesens* von ihren Feinden, die darin allerdings wieder Byzanz manches verdankten, gelernt. Dahin sind die vollere Rüstung des Reiters, der Kettenpanzer sowie die Bepanzerung der Rosse zu rechnen (vgl. S. 136), dahin auch die Verwendung des kleinen handlichen Schildes, der Tartsche, wohl auch die ausgedehntere Verwendung der Armbrust. Von großer Bedeutung für die Zukunft war sodann das den damaligen Abendländern fast neue arabische Befestigungs- und Belagerungswesen. Es stützte sich wieder wesentlich auf antike Erbschaft, auf die in den unterworfenen Ländern erhalten gebliebenen Festungen, auf die von Byzanz bewahrte Tradition der römischen Belagerungsmaschinen und auf das literarisch und praktisch überlieferte empirisch-naturwissenschaftliche Wissen des Altertums. Alles war aber von den Arabern fortentwickelt worden und wirkte nun auf die westlichen Ritter, namentlich die Normannen, wie etwas ganz Neues. Insbesondere die bedeutende Festung Antiochia wurde ein bewundertes Muster. Die Fortifikation war übrigens auch theoretisch von den Arabern gepflegt worden, sie machten ferner in Explosivstoffen wie in chemischen Dingen überhaupt eigene Versuche. So begann denn zunächst eben für Normannen und Italiener, dann aber für das weitere Abendland eine neue Epoche der Fortifikation wie des Artilleriewesens. Man übernahm die Doppelbefestigung mit Außenwerken und Zwinger (Babarkanen), die Schleudermaschinen, das griechische Feuer und anderes. Das führt uns auf das rein *technische* Gebiet. Die Nautik, die die Araber durch ihre besseren astronomischen Kenntnisse sehr gehoben hatten, erfuhr die mannigfaltigste Bereicherung. Darauf weisen Ausdrücke wie Zenit, Bussole, Admiral, Arsenal, kalfatern und andere. Die Wasserbussole ist aber nicht erst in den Kreuzzügen übernommen worden: gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird sie wie etwas schon lange Bekanntes erwähnt, war freilich aus Aberglauben doch nicht recht in Gebrauch. Der eigentliche Kompaß wurde erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts — wir wissen nichts Genaueres darüber — erfunden. Von der ausgebildeten arabischen Handelstechnik lernten zunächst vor allem die Italiener. Entlehnte Ausdrücke sind unter anderen Basar, Karawane, Tarif. Ferner kam die aus China von den Arabern übernommene Papierfabrikation aus Hadern, die sie auch in Sizilien und Spanien pflegten, aber als Geheimnis behandelten, ins Abendland. Von Musikinstrumenten bürgerten sich Laute, Trommel, Pauke und andere ein.

Auf *künstlerischem* Gebiet wirkte der religiöse Charakter der abendländischen Kunst einigermaßen hindernd, auf dem der Baukunst z. B. war der Kirchenbau schon als ganz gegensätzliches Gebilde arabischen Einflüssen schwer zugänglich. Daß freilich auch das *rein*



*kirchliche* Leben keineswegs solche Beeinflussung ausschließt, zeigt, um das nebenher zu erwähnen, der aus Indien den orientalischen Christen überkommene *Rosenkranz*, den die Araber übernahmen und erst dem Abendlande vermittelten. Der Kirchenbau in den fränkischen Kreuzfahrerstaaten wehrte im ganzen arabische Einflüsse ab, weniger ihr *Profanbau*, und aus ihm mögen dann doch einzelne Elemente ins Abendland gedrungen sein; als solche hat man den Hufeisenbogen und den aus kleinen Bogen zusammengesetzten Bogen angesehen. Riehl erzählt einmal, wie er auf einer Fußreise mit Scheffel die Burg Reichenberg besucht und im alten Mauerwerk nach syrisch-fränkischer Architektur gesucht habe, den Orient in der Grafschaft Katzenelnbogen: aber er fand doch wesentlich nur Abendländisches, und dies wird wohl überall das Resultat sein. Dagegen läßt sich eine nachhaltige Wirkung des *Gesamteindrucks* der farbenglänzenden, reichverzierten, phantastischen, fast zauberhaft erscheinenden Palastbauten, die alle Mühe und Schwierigkeit des Baues völlig vergessen lassen, auf die Abendländer annehmen. Ihre *Phantasie* wurde damit erfüllt, sie wurden nun zu glänzenderen, leichteren, belebteren, dekorativeren Bauten, wie es die entwickelten romanischen Kirchen- und Profanbauten in Skulptur und Architektur sind, angeregt.



Leinenstickerei des 14. Jahrhunderts, im German. Nationalmuseum zu Nürnberg. „Mitteil. aus dem German. Nationalmuseum", 1884—86. Vgl. Text S. 302.

Auf die reichere Gestaltung des Ornaments durch solche Einflüsse weist schon die „Arabeske" hin. Als Gewinn für die europäische Ornamentik tritt diese insbesondere auch in der Kleinkunst hervor, so noch in den deutschen Stickereien späterer Zeit (siehe die Abbildung S. 301), auf die namentlich die aus dem Orient gebrachten, oft in Kirchen verwandten Tücher und Decken gewirkt haben mögen. Überhaupt hat gerade das Kunstgewerbe, wesentlich auch durch die vermehrte Einfuhr erbeuteter oder erhandelter Gegenstände selbst, der Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeiten, Emailarbeiten, starke orientalische Einflüsse erfahren; davon zeugen die Schmucksachen, ferner die Kästchen und Büchsen für die massenhaft fortgeschleppten Reliquien. Jene älteren „byzantinischen" Einflüsse (vgl. S. 134 f.) sind freilich noch immer zu spüren, so in den Goldschmiedearbeiten: besonders nach dem Südosten scheinen „Griechen" selbst gekommen zu sein (vgl. S. 135). Anderseits waren lernbegierige Kunsthandwerker aus dem Abendland nicht mehr nur in Byzanz, sondern jetzt auch in den arabischen Hafenplätzen zu finden, jedoch weniger zahlreich als die Kaufleute. Diese Leute, namentlich Goldschmiede, haben dann arabischen Geschmack wohl auch nach Italien verpflanzt. Die schon in den abendländischen Klöstern betriebene Teppichweberei nahm nun durch solche gegen früher stark vermehrte Anregungen einen großen Aufschwung und wuchs zur blühenden Industrie in Seide und Wolle aus. Zuerst wurde diese Fabrikation anscheinend in dem normannischen Sizilien von sarazenischen Arbeitern selbst betrieben, die dann auch anderswohin kamen. Sarrasinois naunte man in Frankreich den Teppichfabrikanten.

Jene starke Belebung der Phantasie wirkte damals überhaupt auf den Geist der Abendländer, die ganze Ideenwelt wurde angeregt, die Dichtung mächtig befruchtet. Diese erfuhr zugleich direkte Einflüsse in stofflicher Beziehung durch die Fülle einströmender Sagen und phantastisch-romantischer Geschichten, die zum Teil ganz neu waren, zum Teil bereits vorhandene ähnlichen Inhalts färbten und umgestalteten. Sehr wichtig ist sodann die Förderung des abendländischen Wissens durch die Araber, die hierin, wie gesagt, freilich das Beste der Antike verdankten. Ein reges Schul- und Akademieleben, das sich in den Ländern des Islams seit dem 8. Jahrhundert entwickelt hatte, hat eine wirkliche Wissenschaft hervorgerufen, vor allem weil man die antiken Autoren nicht wie im Abendland nur um ihrer Form willen studierte, sondern aus ihnen neue Erkenntnis schöpfte. Diese Gelehrsamkeit konnte auf das Abendland allerdings nur durch gelehrte Geistliche wirken, die denn auch früh, namentlich von Spanien aus, sich haben beeinflussen lassen (vgl. S. 299). Dort klagte der Bischof von Cordoba über den Eifer, mit dem die Christen die poetischen wie die philosophischen und theologischen Schriften der Araber läsen. Die Astronomie, namentlich von den spanischen Arabern gepflegt, wurde eben durch Anlehnung an diese auch in Westeuropa gehoben. Entsprechend wirkten die damit zusammenhängenden sehr bedeutenden arabischen Leistungen in der Mathematik (vgl. schon Gerbert, S. 236). Namentlich das bloße Rechnen wurde jetzt weniger primitiv betrieben, und mit der neuen, ursprünglich indischen Methode (neun Ziffern und die Null) kamen auch die arabischen Ziffern — das Wort ist arabisch — ins Abendland, beides vorzugsweise wohl wieder durch den italienischen Handelsverkehr. Bekannt ist sodann die Belebung der europäischen Heilwissenschaft durch die Araber: Montpelliers Aufschwung wird vielleicht ihren Anregungen verdankt, und das medizinische Studium gewann durch die von Arabern übersetzten Schriften der antiken Autoren (Hippokrates, Galenus) wie durch arabische Werke selbst außerordentlich. Auch neue Heilstoffe (Aloe, Galgant, Mastix, Manna usw.) kamen mit jenen sonstigen Waren, ebenso neue Methoden der Arzneimittelbereitung. Das Wort Elixier ist



arabisch. Freilich wurde durch manche neue wunderbare Wirkung von Tränken auch dem Aberglauben neue Nahrung gegeben, wie denn, ganz abgesehen von der Einwirkung der Kreuzzüge auf Belebung der Wundergeschichten usw., überhaupt abergläubische Bräuche und Anschauungen mit eingedrungen sind: Amulett, Talisman sind wieder arabisch. In der Poesie spielt jetzt ebenfalls nach orientalischem Vorbild das Zauberwesen eine größere Rolle. Anderseits ist aber das Wissen von der Natur durch die arabische Vermittelung der antiken Autoren einigermaßen gefördert worden, wenn es auch in einem später (S. 362 ff.) noch zu schildernden wunderbar gemischten und kirchlich beschränkten Zustand blieb. Vor allem drang die Aristotelische Philosophie, obgleich Byzanz die Werke des Aristoteles in der Originalsprache bewahrte, erst wieder durch die arabischen Übersetzungen und Kommentare in das abendländische Geistesleben (vgl. S. 358).

Die ganze also herbeigeführte Belebung der geistigen Kultur hat nun allerdings, dem Bildungsmonopol der Geistlichen entsprechend, zunächst nur auf diese gewirkt. Aber man kann auch von einer geistig befreienden Wirkung der Kreuzzüge auf die Laienwelt reden. Schon die bloße Erweiterung des räumlichen Horizonts bedeutete eine solche des geistigen: die vielen neuen Erscheinungen, das Leben und die Einrichtungen in den fremden Ländern, Tiere, Pflanzen, Produkte und Genüsse, waren gerade für die bisher isoliertesten unter den Kreuzfahrern eine ungeheure geistige Bereicherung; sie schärften aber weiter die Beobachtungs- und Auffassungsgabe, die Kombinationsfähigkeit; man kam durch Vergleichung zur Kritik, es ergab sich eine innere Erschütterung, sogar eine Abwendung von alten Anschauungen. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende, auch aus Deutschland, bei dieser über zwei Jahrhunderte sich erstreckenden Bewegung ins Morgenland gekommen und meist wieder zurückgekehrt sind, wird man eine solche geistige Umkrempelung in sehr großem Maße annehmen müssen. Mag die Steigerung der Wundersucht, mögen später Erscheinungen eines verzückten Fanatismus in der jetzt herbeigeführten gemütlichen Aufregung zum Teil ihren Ursprung haben, im ganzen brachte dieses innere Erlebnis eine geistige Hebung und Förderung.

Dazu kam nun der fortwährende Verkehr der abendländischen Nationen untereinander. Lernten sie alle gemeinsam vom Orient, so lernten die weniger kultivierten, d. h. nicht zuletzt die Deutschen, wieder von anderen, höher gebildeten Abendländern. Es kam ein fortwährender Austausch zustande, dessen lebendigster Zeuge die jetzt mit fremden Wörtern fast überfüllte Sprache war; man näherte sich einander kulturell mehr und mehr. Und während diese Berührung auf den Kreuzzügen selbst vorzugsweise dem führenden und tragenden Element, den Rittern, zugute kam, bedeuteten die Hineinziehung Deutschlands in den so gewachsenen abendländisch-morgenländischen Handelsverkehr sowie die gesteigerte Verbindung zwischen Romanen und Deutschen auch eine kulturelle Schule besonders in den Formen fortgeschrittener Wirtschaft, gerade auch der Geldwirtschaft (vgl. S. 289 f.), für die an diesem Verkehr teilnehmenden bürgerlichen Schichten. Keineswegs aber ergab diese Berührung ein internationales Gemisch, vielmehr erzeugte sie Reibung; der nähere Verkehr ließ die nationalen Unterschiede bemerkbar werden, und gerade dadurch machte das nationale Selbstbewußtsein, das nationale Fühlen, eine so wichtige Vorbedingung für die selbständige geistige Entwickelung, bedeutende Fortschritte. Die Kreuzzüge wirkten in dieser Beziehung ebenso wie die Kaiserpolitik, die durch ihre universalistischen Bestrebungen nur die nationalen Gegensätze weckte (vgl. S. 118). Schon Gottfried von Bouillon mußte die Sticheleien und Streitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen beizulegen suchen; später,

vor Accon, lagen sich beide Nationen, ebenso wie andere, fortwährend in den Haaren. Es war dieselbe Erscheinung, wenn der von Konrad III. und König Ludwig von Frankreich gemeinsam unternommene Kreuzzug mit völligem Bruch und politischer Gegnerschaft endete. Die Gefühle der Deutschen aber gegen die Italiener und umgekehrt zeigt später eine Stelle aus Freidanks „Bescheidenheit“: „Und könnten deutsche Leute das Land gewinnen heute: die Welschen hassen sie so sehr, den Heiden gönnten sie's viel eh'r.“ Die nationale Sonderung hat dann auch wieder zur stärkeren Pflege geistiger nationaler Güter geführt. Beides ergab zugleich eine Emanzipation von der geistigen Herrschaft der Kirche mit ihrer internationalen lateinischen Sprache und ihrer ausschließlich geistlichen Dichtung. Obgleich Geistliche selbst die nationale Schriftsprache begründet hatten (vgl. S. 112), bedeutete jede Betonung des Nationalen eine gewisse Wendung gegen die Kirche.

Dieser Wendung, die zur geistigen Befreiung notwendig war, sind nun eben wieder die Kreuzzüge zu Hilfe gekommen, indem sie, die Unternehmungen der Kirche, einen *antikirchlichen Zug* weckten. Schon daß sie, die aus asketischen Motiven hervorgegangen waren, *bei vielen Teilnehmern Weltfreude und Betätigung weltlicher Gesinnung*, oft in wüster Form, hervorriefen, daß sie jenen freieren Horizont eröffneten, daß die Bekanntschaft mit den heidnischen Feinden bei sehr vielen den Glauben an den unüberbrückbaren Abstand der Christen von jenen minderte, trug zur Erschütterung des bisherigen kirchlichen Sinnes bei. Jene Hineinmischung weltlicher Motive nimmt bei den späteren Fahrten außerordentlich zu. Unter den im „Reinfried von Braunschweig“ aufgeführten Motiven der Ritter, welche mit dem Herzog von Sachsen ziehen, tragen nur zwei religiösen Charakter. Sonst werden Abenteuerlust, Freude am Tjostieren, Lust, die Welt zu sehen, Frauendienst, bedrängte Lage daheim und Hoffnung auf Beute, Langeweile und Ehrgeiz genannt. Anderseits war ja seitens der Kirche selbst der Gegensatz zur Welt und zu heldischer Gesinnung eben durch diese von ihr geforderten Kriegszüge gemildert; die Weltlichkeit, sofern sie sich nur mit äußerem Kirchentum verband, setzte sich auf den Kreuzzügen gewissermaßen als kirchlich erlaubt durch. Aber diese hatten nun weiter auch eine unverhüllt *kritische Stimmung gegen Papst und Kirche* erregt. Zunächst wirkte darauf hin, daß der Kreuzfahrer, auf sein Verdienst eingebildet, sich in unmittelbaren Beziehungen zum Herrn wähnen durfte, also die Vermittelung von Papst und Klerus nunmehr weit weniger schätzte. Anderseits wurde dieselbe Macht, die die Kreuzzüge als etwas Segenbringendes, Gottgefordertes hinstellte, leicht verantwortlich gemacht für die zahlreichen Mißerfolge und üblen Begleiterscheinungen; daheim und auf der Fahrt kritisierte man. Schon beim ersten Kreuzzug (vgl. S. 263) schüttelten nicht wenige über diese seltsame Forderung der Kirche, die so viel Wildheit, Liederlichkeit, sogar Aufgabe von Haus und Familie hervorrief und von so vielen Leuten mit weltlichen Motiven oder gar von zuchtlosem Gesindel zu der ihrigen gemacht wurde, die Köpfe. Über den zweiten Kreuzzug, der mehr als jener auch die Deutschen begeisterte, urteilen die Würzburger Annalen: „es kamen ins Land falsche Propheten, Söhne Belials, Eideshelfer des Antichrist, welche durch nichtige Worte das Volk verführten“. Sie glauben, daß die Leute nur ins „gemeinsame Verderben“ ziehen werden, sie reden von einem Wahn und einer Begierde, „sich in unermeßliche Gefahr der Seelen und der Leiber zu stürzen“. Gerhoh von Reichersberg sieht in dem kläglichen Ende des Kreuzzuges von 1147 die gerechte Strafe für die vielen „Sünden der Teilnehmer“. Namentlich die Zurückgekehrten waren meist, je idealer sie waren, um so mehr ernüchtert und mochten auf den Urheber des Ganzen nicht immer gut zu sprechen sein.



Und wenn sie krank oder gealtert oder gar als wüste Leute, von Ausschweifungen geschwächt, heimkamen, waren wieder die zu Hause Gebliebenen leicht zu schelten geneigt. Solche kritische Stimmung erweiterte sich dann bald zu einem allgemeineren, schärferen Aufmerken auf die Schäden innerhalb der Kirche selbst, so sehr und so oft von jeher gerade Geistliche den Finger darauf legten.

Daß sich ein solcher Geist aber insbesondere unter den Laien verbreitete, daß man z. B. gern auf die Habsucht des Papstes und der Kirche hinwies, dazu hatten doch wieder bereits *andere Momente* beigetragen, so vor allem jene Verwirrung der Laien durch den *Streit zwischen Kaiser und Papst*. Viele Kleriker traten gegen den Papst gewiß nicht nur in der umfangreichen, schimpfenden geistlichen Streitschriftenliteratur, sondern auch kräftig im Volke auf. Hetzte der Papst die Masse gegen die verheirateten Priester und die Bischöfe, die ihm Widerstand leisteten, auf, ging er gegen den Herrscher in bis dahin unerhörter Form vor, so erschütterte er dadurch nicht nur alles Autoritätsgefühl, sondern er gab zugleich sich und die Kirche selbst der Kritik preis, gerade wie das Hervortreten der Päpste bei der Kreuzzugsbewegung auch sonst ihre Lehre wie ihre Person zu sehr der allgemeinen Beurteilung aussetzte. Der Bann verlor bei seiner Massenanwendung in jenem Streit mit dem Kaiser völlig seine Schrecken. Daß die Religion überhaupt nicht das Höchste sei, hatte das Papsttum selbst mit seinen weltlichen Bestrebungen, mit seiner politisch-juristischen Auffassung des kirchlichen Wesens gezeigt. Daß in jenem Streit die Kirche auch äußerlich durch die außerordentliche Minderung des Kirchengutes eine Schwächung erfuhr, war für ihre moralische Stellung ebenfalls nicht unwichtig. Gerade die Bannung kaiserlich gesinnter Prälaten durch den Papst machte das betreffende Kirchengut gewissermaßen vogelfrei; überhaupt hat Gregor VII. geradezu zur Wegnahme des Gutes der Gegner aufgefordert. Respekt vor dem Kirchengut hatten Herrscher und Adel nie gezeigt. Aber die damalige systematische Plünderung hat die Kirche um einen wesentlichen Teil ihres Einflusses gebracht und zu einer stärkeren Mißachtung der Geistlichen selbst geführt.

Mehr kommt aber ein deutlich bemerkbarer *innerer Verfall der Kirche* in Betracht. Die asketische Richtung, die so viel gesundes kulturelles Streben des Klerus vernichtet oder beeinträchtigt hatte, war auf die Dauer doch nicht siegreich geblieben. *Zwar das rege geistige Leben war größtenteils dahin*; nicht nur der gewöhnliche Pfarrklerus, der trotz einiger Besserung noch im 13. Jahrhundert mindestens zur Hälfte ohne jede Bildung war und meist nur in den Städten über das Messelesen hinauskam, sondern auch die Kloster- und Stiftsgeistlichen hatten in ihren Schulbestrebungen und Studien außerordentlich nachgelassen (vgl. S. 257); Schulen wie die zu Fulda, St. Gallen, in der Reichenau oder zu Mainz, Köln, Hildesheim verfielen mehr und mehr; nur einzelne, wie Hersfeld, hielten sich besser, und namentlich in dem französischen Westen, in Lüttich, bildete sich jetzt ein entschiedenes geistiges Übergewicht aus, bis auch Lüttich von Paris in den Schatten gestellt wurde. *Keineswegs* war aber das *eigentlich kirchliche Leben in besserer Blüte*. Zur kirchlichen Volkserziehung durch die Predigt war jener ungebildete Pfarrklerus größtenteils unfähig; daß trotz der Reformer auch die klösterliche Zucht gerade durch die aufgeregte Agitation in jenem Streit zwischen Kaiser und Papst bald wieder sank, zeigt das abermals von Frankreich ausgehende Bedürfnis einer neuen Klosterreform durch Prämonstratenser und Zisterzienser. Jene Wirren haben auch zur Schädigung des kirchlichen Lebens sonst viel beigetragen (vgl. S. 262). Eben die große Minderung oder Zerstörung des äußeren Gutes veranlaßte nicht nur einen Rückgang der

Schulen, der Armen- und Krankenpflege, sondern bei der verringerten Zahl der Geistlichen auch der Seelsorge. Man sah nach den freilich übertriebenen Worten der „Vita Adalberonis" „überall zerstörte Kirchen und zahlreiche Schutthaufen", die Geistlichen waren zum Teil verjagt. Manche Klöster verfielen, und die wenigen Mönche, die in ihnen noch saßen, fristeten ihr Leben zuweilen vom Bettel; auch städtische Kirchen waren verödet und verwahrlost, ihre Geistlichen vertrieben und deren Häuser zerstört. Solche aus kirchlichen Quellen zu schöpfenden Bilder sind allerdings nicht allgemein gültig, aber auch ein geringeres Maß der Zerstörung hemmte schon das kirchliche Leben. Stark vermehrte sich die Zahl der bettelnd umherstreifenden Mönche und Kleriker, die das Ansehen des Standes außerordentlich schädigten. Wo anderseits noch strenger kirchlicher Geist herrschte, nahm er eben infolge jener Abwendung von geistigen Interessen wieder einen rückständigen, götzendienerischen, wundersüchtigen Charakter an. Diese Wundersucht stieg durch die Kreuzzüge und die damit verbundene Agitation. Nach Gerhoh von Reichersberg hatten damals „die, welche Lärm und Vorzeichen und Genesung begehrten, vor der Menge einbrechender Wundertaten kaum Zeit, ihr Brot zu essen". Wenn hier ein Geistlicher selbst auf diesen Unfug hinweist und sogar geradezu von Betrug spricht, so mußte bei vielen, gegen früher jetzt doch geistig selbständigeren Laien sicherlich ein gleich kritischer Geist herrschen und gerade die Übertreibung dieser wunderbaren Heilungen zur Antipathie gegen eine mit solchen Mitteln arbeitende Kirche führen. Der phantastischen Wundersucht trat infolgedessen zum Teil eine größere Nüchternheit gegenüber. Die heiligen Stätten selbst wirkten ferner in noch höherem Grade als heute sehr illusionszerstörend. Insbesondere richtete sich aber solch kritischerer Geist nunmehr gegen die ausschließliche Daseinsberechtigung der römischen Kirche: der Islam erschien gar nicht so furchtbar, und ebenso hörte man jetzt mehr von der griechischen Kirche. Es begannen so die ersten Ansätze zur Erschütterung der Gleichsetzung von Christentum und römischer Priesterkirche: die alten ketzerischen Unterströmungen erhoben wieder ihr Haupt; immer zahlreicher wurden die Sekten gegen Ende dieses Zeitalters. Das immer vorhandene tiefe religiöse Volksbedürfnis fühlte sich innerhalb der Papstkirche nicht befriedigt, und das Laientum suchte allmählich auch auf religiösem Gebiet sich selbst zu helfen (vgl. S. 417). Ein demokratisches „reines" Christentum begann seine Propaganda, wodurch die Kirche schließlich, im Gefühl der Gefahr, zu Ketzerverfolgungen (vgl. S. 419) getrieben wurde.

Das Resultat von alledem war jedenfalls eine starke Minderung des Ansehens der Geistlichen, zum Teil der Kirche selbst. Zu dem negativen Zug der Beeinträchtigung der führenden wirtschaftlichen wie geistigen Rolle des Klerus kamen positiv die (S. 267) erörterte Betonung der weltlichen Interessen, die gerade auch durch die Kreuzzüge (vgl. S. 304) besonders gefördert wurden, weiter jene soziale Festigung der diese Interessen vertretenden laiischen Stände und ihr Streben nach selbständiger kultureller Betätigung. Es ist auch nicht zufällig, daß die Antike wieder über den formalen Einfluß hinauskam, z. B. die Sittenlehre beeinflußte, daß die Dichtung „Moritz von Craon" in ihr auch den Quell der ganzen höfischen Kultur sehen konnte. Man suchte dem neuen Geist nun auch in der Dichtung und in der Kunst stärker Ausdruck zu geben. Deutsche Eigenart, die ja immer kräftig geblieben war, hatte sich in jener („Ruodlieb") wie in dieser (vgl. S. 200 f. und 217) bereits länger angekündigt. Kurz, in diesem Zeitalter wurde einer neuen Laienkultur der Boden bereitet. Die Kreuzzüge haben durch jene unbeabsichtigte Hinwendung auf die realen Interessen, insbesondere durch die Förderung des Handelsverkehrs nicht nur



den Grund zu einer rein weltlichen geldwirtschaftlichen Kultur gelegt, sondern eben dadurch auch dem Verstand, zunächst dem nüchternen, geschäftsmäßigen Denken, zu größerem Einfluß auf die ganze Lebensanschauung verholfen und so einen der kirchlichen Glaubenssphäre entgegenwirkenden Faktor gefördert; hier liegen die eigentlichen Ausgangspunkte der Auflösung der mittelalterlichen und der Entstehung der modernen Welt. Eine Überwindung des Ideals der Weltverneinung tritt anderseits zunächst durchaus nicht ein. Wir betonten schon (S. 305 und früher) das ständige Auftreten neuer strenggesinnter Orden, die gegenüber der immer wieder triumphierenden Weltlichkeit den asketischen Geist neu zu beleben suchten, und werden später (S. 421, 426) von einem aufgeregten Bußgeist sogar der weiten Masse zu berichten haben. Noch lange behielt die Kirche, die sich freilich nun meist mit einer äußeren Kirchlichkeit begnügte, die Macht über die Seelen und in kultureller Beziehung eine führende Stellung; aber ihr Monopol ist durchbrochen, und mehr und mehr wird ihre Macht als die neuen Kräfte hemmend empfunden. Zugleich wird die mittelalterliche Welt als internationale Kultureinheit, die eben durch den kirchlichen Romanismus zusammengehalten war, durch die jetzt (vgl. S. 303) einsetzenden nationalen kulturellen Sonderentwickelungen gesprengt, wieder ein für die ganze moderne Kultur grundlegender Zug. So vollzieht sich durch die Kreuzzüge eine der größten kulturgeschichtlichen Wandlungen auch für den deutschen Menschen; auch sie war eingeleitet durch die Kirche, aber ihr Resultat war der Sieg der Welt.

---

## VI. Ausbreitung einer feineren gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Kultur unter den Einwirkungen der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs in Europa: Höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik.

In einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee (um 1170) ist uns unter lateinischen Liebesbriefen einer Frau an einen Geistlichen einer erhalten, der uns Geistliche und Ritter als Nebenbuhler zeigt. Jener hat sie vor den Rittern wie „vor gewissen Ungetümen" gewarnt, und sie besänftigt den Eifersüchtigen. Der Streit zwischen Ritter und Kleriker um die Gunst bei Frauen ist auch öfter poetisch, z. B. schon im „Ruodlieb", später in der geistlichen Vagantenpoesie behandelt worden, wobei zunächst immer der Geistliche Sieger bleibt. „Der Geistliche versteht die Maid besser zu lieben als der Rittersmann", heißt es in einem solchen lateinischen Vagantengedicht. Erst in der deutschen Schwankdichtung wird der Geistliche stets von dem Ritter ausgestochen. Man kann aber jene kleine Episode typisch nehmen. Der Geistliche und der Ritter sind überhaupt Nebenbuhler geworden, nicht nur im Wettstreit darüber, wem die Frau, deren Lehrer ja häufig der Geistliche war, sich zuneigt, wessen „Sitte" und „Ehre" sie bewundert, sondern überhaupt in der Beeinflussung, der Beherrschung der übrigen Welt. Sie werden auch später oft einander gegenübergestellt, mit oder ohne Absicht. „Wer da ritter werden wil", heißt es im „Leben Erkanberts", „dem kan es geschaden ouch niht vil, daz er lernet die bucher lesen. Wil er aber geistlichen wesen [sein], so hilft es im ein michel [groß] teil." Der Geistliche, der bisherige alleinige Kulturträger, sieht einen neuen heraufkommen, den Träger einer ganz anders gearteten Kultur. Eben hatte man die Verneinung der Welt gefordert, jetzt trat die Welt siegreich mit einem eigenen Kulturideal hervor. Vergebens begann man den neuen Geist zu bekämpfen; am schärfsten und eindringlichsten hat es Heinrich von Melk, ein gewaltiger Dichter, getan. Aber die neue weltliche Kultur, die der Ritter vertrat, war die überlegene. Sie hat von Anfang an sogar die Geistlichen mit ihrem Zauber zum Teil gewonnen. Diese, die für die kirchliche Propaganda eben auch die deutsche Dichtung benutzt hatten, haben im 12. Jahrhundert die neue höfische Dichtung aus Frankreich einführen helfen. „Pfaffe" Konrad hat um 1130 das Rolandslied, „Pfaffe" Lamprecht das französische Alexanderlied übersetzt. Die beiden, damals auch von der bildenden Kunst bearbeiteten Stoffe ließen freilich eine Wendung ins Geistliche zu. Doch zog die geistlichen Dichter später auch das rein Weltliche an. Der Dichter des „Lancelot", Ulrich von Zatzikhoven, war Pfarrer im Thurgau. Und gerade bei Heinrich von Melk erscheint schon das „Pfaffenleben", das der Vorwurf seines Hauptwerkes ist, ganz und gar weltlich infiziert. „Frau Welt" wird die Gebieterin der Menschen: der weltliche Charakter ist der wichtigste Zug der neuen Kultur (vgl. S. 319).



Ihr Träger konnte aber noch nicht das Volk in seinen weiteren Schichten sein, vielmehr, der bisherigen Entwickelung entsprechend, nur die führende Aristokratie. Der aristokratische Charakter der ganzen Zeit ist wiederholt (S. 219, 272, 292) von uns betont worden. Wir beobachteten die einstige führende Rolle der Grundherrschaft, wir sahen, wie innerhalb der Kirche die Bischöfe und Äbte voranstanden und auch kulturell den Ton angaben, wie in der Kunst der romanische Stil der von Bischöfen erbauten großen Kirchen deutlich Züge aristokratischer Vornehmheit trägt, wie in den Städten die patrizische Aristokratie die Führung hat. So trägt nun auch die neue gesellschaftliche, ästhetisch verfeinerte Kultur des Ritters den gleichen Zug, nicht nur weil sie exklusive Standeskultur einer aristokratischen Schicht ist, sondern auch wegen ihres höfischen Charakters. Der Hof ist wieder zum kulturellen Mittelpunkt geworden, aber nicht wie unter Karl dem Großen und Otto dem Großen zum Mittelpunkt einer wesentlich geistlich bestimmten, sondern einer weltlichen Kultur. Weiter aber spielt nicht mehr der Hof des Königs allein eine Rolle, sondern neben ihm sind die Höfe der Landesherren zu Kulturzentren geworden.

Die Anfänge der Entwickelung der Landesherrschaft sind bereits (S. 268) berührt worden. Die Grundlage ihres Aufstieges war der Lehnsstaat, anderseits aber wieder die Nichtinnehaltung der Prinzipien des Lehnswesens: durch die Erblichkeit der Lehen und Ämter waren die Fürsten emporgekommen, durch Usurpierung der Rechte des Königs, der seinerseits erledigte Lehen nicht mehr einziehen durfte, sondern alsbald wieder austun mußte. Mit der zunehmenden Schwäche der Zentralgewalt, die in Frankreich und Spanien wie in England sich ganz anders durchzusetzen begann, wuchs die Selbständigkeit der Landesherren, und gleichzeitig verstanden sie ihre Macht zu konsolidieren und zu organisieren. Auch ihnen drohte durch die Entartung des Lehnswesens Gefahr, auch ihnen gegenüber hat der belehnte Adel Lehen und Ämter als erblich durchzusetzen und kleine Sonderherrschaften zu begründen gesucht. Dieser beginnenden Entwickelung entzogen die Landesherren zunächst den Boden dadurch, daß sie (vgl. S. 269) vorzugsweise Ministeriale, also unfreie Dienstmannen, zu Trägern der kriegerischen und Verwaltungsfunktionen wie des Hofdienstes machten und sie mit einem Dienstgut belehnten. Die erledigten Lehen zogen sie zu neuer Verleihung wieder ein. Der Adel verlor dadurch an Geltung und mußte häufig vorziehen, dem Fürsten in der gleichen Weise wie die Ministerialen zu dienen. Ministeriale und adlige Ritter verschmolzen schließlich (vgl. S. 270) zu einem ritterlichen Stand. Daß die Inhaber der Ritterlehen später doch nach Erblichkeit derselben strebten, selbständige Herren zu werden suchten, war unausbleiblich. Schon Ende des 13. Jahrhunderts setzte überhaupt die Emanzipation der Stände vom Landesherrn ein. Zunächst aber tritt dieser als straffer Machthaber auf. Das 13. Jahrhundert zeigt den ersten Höhepunkt dieser Entwickelung. Sein Territorium sucht der Fürst von der Zentralgewalt möglichst unabhängig zu halten, gleichzeitig erstrebt er durch allerlei Mittel, auch durch Kauf, Abrundung und Geschlossenheit desselben. Mit Hilfe der Ministerialen wird eine Beamtenverwaltung organisiert, durch die sich der Landesherr im Kriegswesen, in der Sicherung des inneren Friedens, im Gerichtswesen, in der planmäßigen Gründung von Städten, in der Ordnung von Markt und Verkehr, in der Besteuerung, auch im wirtschaftlichen Leben sonst geltend macht. Insofern die Fürsten aus dem Wirtschaftsleben Gewinn für die staatliche Macht ziehen wollen, kann man mit einem gewissen Recht den neuzeitlichen Merkantilismus in Ansätzen bereits in jene Zeit zurückdatieren. Zu Ausgang des 13. Jahrhunderts entwickelte sich schon der fürstliche Rat als Zentrale der Verwaltung.

Weiter aber verbreitete sich ein prunkvolleres Hofleben, dem das Gefolge von Rittern und Ministerialen Glanz verlieh, und das den Boden hergab für die Ausbildung einer feineren




Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Vgl. Text S. 311.

Oben (in neuhochdeutscher Übertragung): Die Landgräfin von Thüringen; Landgraf Hermann von Thüringen. — Unten: Hier streiten mit Gesange Herr Walter von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Reinmar der Alte, der Tugendhafte Schreiber, Heinrich von Ofterdingen und Klingsor von Ungarland.

gesellschaftlichen Kultur. „Du redest süß und schön, wie es sich am Hofe ziemet", heißt es schon in der „Wiener Genesis". So entsteht das „höfische" Kulturideal. „Hövescheit",



französisch courtoisie, wird das Ideal einer äußerlichen gesellschaftlichen Bildung. Auch in älterer Zeit war der Hof für die Großen naturgemäß der Hauptanziehungspunkt gewesen, und vornehme Jünglinge sind früh dorthin gesandt worden. Jetzt wächst mit der Zahl der Höfe dieser Einfluß ungemein. Die Höfe, die Mittelpunkte des Lehnswesens, in deren Dienst der Vasall zu Ehren kam, befruchten und bestimmen jetzt durchaus die allgemeine Sitte. Die Höfe sind die besten Erziehungsstätten. Das Hofleben schildern die ritterlichen Romane: im Mittelpunkt stehen glänzende Feste und Turniere. Die Hauptgelegenheit dazu bieten die Hoftage, die die Fürsten zur Regelung von politischen und Verwaltungsfragen, besonders zur Zeit der hohen kirchlichen Feste, an diesem oder jenem Orte abhalten, aber auch die großen politischen Tagfahrten und Reichsversammlungen des Königs. An den Höfen wird auch die neue dichterische Kultur gepflegt, von der wir alsbald hören werden. Die Höfe ziehen die Sänger an — wie sehnt sich Walter von der Vogelweide nach dem wonniglichen Hofe der Babenberger zu Wien, der der glänzendste von allen war! Neben dem österreichischen ragten der welfische, der meißnische Hof und der thüringische Hort der Sänger (siehe die Abbildung S. 310) hervor, im Südwesten aber strahlte der kaiserliche, der staufische Hof Glanz und Leben aus. Er war das Zentrum der höfischen Kultur am Oberrhein, da er es für das ganze Reich ja nicht sein konnte.

Gerade die glänzenden, hochstrebenden Hohenstaufen sind es, mit deren Aufstieg und tragischem Niedergang sich Blüte und Verfall der ritterlichen Gesellschaft ziemlich decken. Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rotbarts wirkte mit ihrer Kraft und Pracht vor allem auf die Schicht, auf deren Waffentaten die neue Herrlichkeit der Kaisermacht beruhte, die ritterliche. Das große Fest zu Mainz 1184, bei dem Friedrich, selbst ein Typus des feinen Ritters von edlem Anstand und hochfliegender Gesinnung, seine Söhne Heinrich und Friedrich zu Rittern schlug, war ein kulturgeschichtliches Ereignis. Der höfische Glanz, den die zeitgenössische Literatur preisend verkündete, den auch der anwesende Heinrich von Veldeke in seiner „Eneide" zum Vergleich benutzte, war hier in vollendeter Form in die Erscheinung getreten. Die Stauferzeit bedeutet nun weiter ein neues kulturelles Übergewicht des altkultivierten Südwestens gegenüber dem an der höheren Entwickelung stets langsam teilnehmenden sächsischen Nordwesten, der unter den Sachsenkaisern immerhin eine frische Kultur hatte erblühen sehen. Die Schwaben sind es, die mit dem Übergang der Krone an ein schwäbisches Geschlecht der politisch führende Stamm werden. Aus den Kämpfen der Zeit erwuchs der Ruhm der schwäbischen Tapferkeit: häufig preisen nun die Dichter das den Schwaben angeblich schon von Karl dem Großen verliehene Vorstrittrecht: „Sie sind vil guote knechte, ich wil, daz si vor fechten." Aber die ältere Kultur ihres Gebietes und die regen Beziehungen zu den fortgeschritteneren romanischen Ländern verleihen den Schwaben nun auch bei dem Aufblühen der neuen höfischen Kultur eine führende Rolle. Sie wurden das Muster der neuen feinen Art, die Meister ritterlichen Benehmens. „Schwäbischen Sitten", der „rinischeit", d. h. der oberrheinischen kulturellen Überlegenheit, eiferte man überall nach. In Schwaben entfaltete sich aber auch die ästhetische Blüte dieser neuen gesellschaftlichen Bildung, der Minnesang, in hervorragendem Maße. Schwäbische Sprache war als die feinste angesehen. Überall beugte man sich vor der Schwaben „werdekeit (Trefflichkeit)", die Bruder Wernher preist. Und das ist nun überhaupt das Charakteristische: im wesentlichen wird die neue Kultur von den Oberdeutschen, neben und nach den Schwaben von den Bayern-Österreichern und Franken, getragen. Die Sachsen, deren Gegensatz zu den Schwaben sich schon im 11. Jahrhundert

mehrfach zeigt, stehen dieser Kultur ziemlich teilnahmlos gegenüber, nicht zum wenigsten aber deshalb, weil sie mehr an alter deutscher Eigenart festhalten und jene Kulturwelle in der Hauptsache eine neue Welle romanischer Kultur war.

---

Eben hatte der Deutsche eine Periode verhältnismäßig starker nationaler Entwickelung, politisch, geistig und künstlerisch, durchlebt; aber schon im 11. Jahrhundert machte sich etwas wie Erschöpfung geltend, zugleich eine vermehrte Disposition zur Aufnahme fremder Einflüsse, die dann in dem lebhaften Völkerdurcheinander der Kreuzzüge außerordentlich stieg. Das anfänglich noch andauernde politische Übergewicht Deutschlands bedingte keineswegs eine kulturelle Überlegenheit gegenüber den romanischen Nationen. Und während der Deutsche, wie früher, die Slawen als Barbaren nach dem Ausdruck des Cosmas „hochmütig verachtete", fühlte er sich den Romanen gegenüber ebenso untergeordnet, weniger freilich dem Italiener als dem Franzosen. Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hatte gerade Frankreich die übrigen abendländischen Nationen überflügelt. Bis dahin waren diese, wie sie eine ähnliche soziale Entwickelung zeigten, unbeschadet der alten romanischen Überlegenheit auch in kultureller Beziehung nicht allzu sehr voneinander geschieden. Dieses Bild ändert sich nun. Frankreich wird das kulturell führende Land. Sein Einfluß äußert sich auch in Deutschland bald auf vielen Gebieten. Frankreich hatte schon die bisher herrschende geistliche Kultur auf ihren Höhepunkt gebracht, jetzt wurde es noch mehr als früher im geistigen Leben überall maßgebend. Aus diesem Lande kommt nunmehr das, was man Wissenschaft im Mittelalter nennen kann, die Scholastik. Es wird weiter tonangebend in der Kunst, zunächst in der für das Mittelalter wichtigsten, in der Baukunst, in der zuvor auch die Deutschen einen Aufschwung herbeigeführt hatten: aus Frankreich kommt die Gotik. Weiter aber bringt es eine neue gesellschaftliche Kultur hervor, und von ihrer Einwirkung auf Deutschland mag zuerst die Rede sein.

Der Westen hat von jeher ein gewisses Übergewicht Deutschland gegenüber gehabt. Ursprünglich kam den Deutschen die höhere Kultur durch keltische Vermittelung, dann aus dem romanisierten Gallien, das weiterhin zunächst wieder der Schwerpunkt der fränkischen Monarchie war. Auch später strömte vom Westen Kultur herein, namentlich äußere. Die Mode haben die Deutschen früh den westlichen Nachbarn nachgemacht; schon Kaiser Karl hat nach der Erzählung des St. Galler Mönches der modischen Kleidung seiner Hofleute zu steuern gesucht. Otto I. ferner liebte es, etwas Französisch zu sprechen (vgl. S. 225). Ein stärkeres Einströmen französischer Sitten bringt man ähnlich wie das byzantinischer mit dem Einzug der Theophano (vgl. S. 132 f.), aber mit mehr Recht mit der Ehe Heinrichs III. mit Agnes von Poitou (1043) in Verbindung. Schon damals erhob sich die Klage über das Eindringen der schandbaren französischen Modetorheiten (siehe die Abbildung S. 313), so seitens des Abtes von Gorze, Siegfried, der an den Abt zu Stablo 1043 einen bitteren Klagebrief sandte „über die schmachvolle Gewohnheit französischen leichtfertigen Wesens mit Abscherung des Bartes, mit Verkürzung und Entstellung der Gewänder, wie sie höchst schändlich und züchtigen Augen verdammlich ist, und mit vielen anderen Neuerungen". Insbesondere ist er darüber zornig, daß die Anhänger dieser „Possen" beim Könige den meisten Einfluß haben und andere dadurch zur Nachahmung verlocken. Aber dieser gesellschaftliche Einfluß Frankreichs stieg andauernd. Adenet le Roi rühmt von diesem Lande, daß es stets dargestellt habe „die Blüte und Reinheit der Waffen, der Ehre, des feinen Anstandes, der Höflichkeit und der Freigebigkeit: da trifft und hat man ein Muster von dem, was



man tun und lassen muß". Dem entspricht der sprachliche Einfluß. Es war bei dem Übergewicht Frankreichs natürlich, daß an den Grenzen seine Sprache die deutsche zurückdrängte; aber sie war auch bereits auf dem Wege, eine Weltsprache zu werden. Das bestätigt ausdrücklich Martino da Canale, der deshalb seine venezianische Geschichte französisch abfaßte. Schon 1110 lernten zwei junge deutsche Aristokraten bei einem Mönch unweit Coucy Französisch. Frankreichs gesellschaftliche Sitte aber begann immer mehr die gleiche Rolle wie schon vorher seine geistliche Bildung zu spielen. Zu der klerikalen Bedeutung gewinnt Frankreich die antiklerikale. Freilich war es auch damals schon das Land lockeren Lebensgenusses, und das „arglistige, bestrickende Paris", wie es der Abt Peter von La Celle einmal nennt, stand früh in schlimmem Ruf. Das tat jedoch jenem gesellschaftlichen Einfluß keinen Abbruch.



Kostüm des 11. Jahrhunderts. Initiale aus einem Evangeliar von St. Nikolaus in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. lat. 16 002). Vgl. Text S. 312.

Der Träger der neuen höfischen Sitte wurde das französische Rittertum. In seiner Kultur wirkten nordfranzösisch-normannische wie maurisch-provenzalische Elemente zusammen. Die normannischen Ritter brachten das konventionelle, übertrieben zeremonielle und im Grunde durchaus unfreie, äußerlich glatte Wesen in die höfische Sitte, ließen aber den kriegerischen Grundcharakter der neuen Schicht nicht vergessen. Der normannische Ritter, einst ein wilder Recke, jetzt in romanischen Ländern wie umgewandelt, war der vorbildliche ritterliche Typus. Im Süden anderseits waren die Sarazenen Begründer feinerer gesellschaftlicher Sitten gewesen; diese Einflüsse vermittelten die Provenzalen. Die normannischen wie die provenzalischen Ritter hatten nun ferner auf dem ersten Kreuzzug glanzvollen Ruhm sich erworben, und so erschienen sie denn auf den späteren Kreuzzügen der übrigen Welt als inkarnierte Halbgötter, als Muster feinen Benehmens, prunkvoll und doch männlich. Das Rittertum mit seiner feudal-kriegerischen Grundlage war ja, wie wir (S. 270) sahen, eine internationale, dem ganzen Abendland gemeinsame Institution trotz aller nationalen Unterschiede im einzelnen. Aber an der Ausbildung seiner besonderen Lebensform hat doch eben das französische Rittertum den wesentlichsten Anteil. Auf den Kreuzzügen sahen voll Staunens die deutschen Ritter auf die Franzosen und eilten, ihnen nachzuahmen. Die tapferen, aber tölpelhaften deutschen Herren spielten anfangs keine angenehme Rolle. Es fehlte nicht an hochmütigen Spottreden, die sie seitens der französischen Herren über sich ergehen lassen mußten. In den Gesängen der provenzalischen Troubadours klingt diese Stimmung wider. „Das Volk der Deutschen", singt Peire de la Caravane, „will ich nicht lieben noch ihre Gesellschaft irgend haben. Denn mir tut das Herz weh von ihrem Krächzen." Es gab auf dem zweiten Kreuzzug einen besonderen „Neckruf", den Johannes Cinnamus mit dem nicht recht erklärlichen, aber kaum schmeichelhaften *πούτζη Αλαμανέ* widergibt. Man fand auch die Sitte der Deutschen, zu Fuße mit dem Schwert anzugreifen, nicht eines Ritters würdig. Aber selbst die bald beginnenden Versuche der Deutschen, sich wie die Franzosen zu gebaren, erweckten zunächst nur Spott, auf den Kreuzzügen und daheim. Der Troubadour Peire Vidal nannte die Deutschen grob und gemein. Wenn einer den Höfischen spielen wolle, so sei das zum Sterben langweilig. Gleichwohl waren die Deutschen

überaus gelehrige Schüler, und aus den reisigen Gesellen, die sich in ihrem Mangel an Bildung und in ihrer Roheit und Derbheit wenig von den Bauern unterschieden, wurden im Zeitalter der Kreuzzüge höfisch gebildete Mitglieder einer exklusiven internationalen Aristokratie.

Indessen wurden die neuen Allüren nicht allein durch die Kreuzzüge auf die Deutschen übertragen: sie gelangten vielmehr auch durch gewisse Vermittelungsgebiete zu dem west- und südwestdeutschen Rittertum. Wie auf dem Gebiete theologischer Gelehrsamkeit vor allem Lothringen und die Rheinlande, z. B. das Bistum Lüttich, den französischen Einfluß vermittelten, so kam die höfische Sitte insbesondere durch das zwar gemischtsprachige, aber sonst völlig romanisierte und von Frankreich in jeder Beziehung abhängige Flandern in die wallonischen wie die deutschen Teile der Niederlande und verbreitete sich von dort weiter den Rhein hinauf nach Basel, ferner aber durch allerlei Beziehungen (vgl. S. 318) auch nach Bayern und Österreich. Eine besondere Rolle spielte Brabant, das freilich nur in seinen oberen Schichten völlig französiert war. Seinen Adel, der hier wie in dem ganzen ältesten Kulturgebiet Deutschlands auch materiell gut stand, stellte man häufig dem französischen gleich, und für das eigentliche Deutschland galt er als die vollkommenste Blüte der Ritterschaft. Nach ihm rangieren die schwäbischen Ritter der oberen Rheinlande (vgl. S. 311), während weiter nach Osten hin, bei den Ostfranken, Bayern und Österreichern, wie die Französierung auch die Vollkommenheit des ritterlichen Wesens abnimmt, von den ungefügen Sachsen zu schweigen. Den führenden Einfluß der Flamen zeigen Formen wie „Dörper" (der nun verachtete Dorfbewohner, Tölpel), „Wapen" und das „vlaemen" (d. h. die Einflechtung flämischer Wörter) in der Sprache selbst der süddeutschen reichen Bauern. Aus der Nähe von Maastricht stammt der erste führende höfische Dichter, Heinrich von Veldeke.

Aber wie die jungen Kleriker ihre scholastische, so holten die jungen Ritter ihre höfische Bildung auch an Ort und Stelle. Tristan wird von Rual „durch [wegen] vremde sprâche in vremdiu lant" gesandt. Das Reisen als Bildungsmittel trat jetzt stärker in die Erscheinung, um dann bis in die neuere Zeit diese Rolle zu bewahren. Paris stand auch hier als Anziehungspunkt im Vordergrund, insbesondere sein Hof. Heinrich der Löwe bedankt sich z. B. in einem noch erhaltenen Brief bei Ludwig VII. für die Aufnahme eines jungen Ritters. Thomas von Chantimpré erzählt von mehreren jungen Vornehmen, die nach Paris gingen, so auch von einem dreizehnjährigen Sohn des Grafen von Flankenborg (Blankenburg?), der an den französischen Hof gesandt wurde, um mit den Söhnen des Königs erzogen zu werden. Nach Albert von Stade hätte Graf Adolf von Holstein 1246 zwei Söhne nach Paris gesandt, wo sie zwei Jahre blieben. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß junge Adlige auch, wie es für dänische Edelleute bezeugt ist, zum Studium auf die Pariser Universität zogen. Für die nur eine Modesache mitmachenden Parisreisenden wird freilich der Ausspruch Hugos von Trimberg gepaßt haben: „Mancher hin nach Paris fährt, der wenig lernt und viel verzehrt: so hat er doch Paris gesehen." Die meist geistlichen Quellen berichten im übrigen naturgemäß häufiger von Klerikern als von Rittern, die nach Frankreich reisten; aber gelegentlich findet man doch eine solche Erwähnung, wie z. B. die des jungen Ritters Mengoz bei Cäsarius von Heisterbach. Von berühmten ritterlichen Sängern erklären einige wie Hartmann von Aue und Walter von der Vogelweide selbst, in Frankreich gewesen zu sein, wie ja anderseits auch viele einen Kreuzzug mitgemacht hatten (so ebenfalls Hartmann und Walter, so Friedrich von Hausen, Reinmar der Alte, Neidhart von Reuental und andere). — Das Reisen nach Frankreich ersetzten manche Herren durch das Halten französischer



Erzieher für ihre Kinder. Adenet le Roi spricht davon sogar als von einem „Brauch" in Deutschland („ens el Tyois païs"). So allgemein wird dieser aber schwerlich gewesen sein; der brabantische Dichter hat wohl wesentlich die Niederlande im Auge.

Jedenfalls aber ist auf diese oder jene Weise französisches Gut auf die ritterliche Gesellschaft in einem solchen Grade übergegangen, daß man ihre ganze Kultur als stark französiert bezeichnen muß. Die schon früher eingetretene Anlehnung der Tracht an französische Muster steigerte sich jetzt außerordentlich. Nach den höfischen Dichtungen trug alle Welt „rock und mantel in dem snite von Franze", Kappen „wol gesniten al nâch der franzoyser siten" und ging einher „mit richen rockin wol gesniten nâch den franzischin sitin". Die französische Sprache beherrschten trotz jenes Eifers nicht allzu viele, dafür versuchte man aber das Deutsche zu französieren. Ein deutsch-französisches Sprachgemisch wurde Mode: die höfische Rede mußte nach Thomasin französisch „gestrîfelt" sein. Wie weit manche Dichter in dieser Mode gingen, kann eine Strophe des Tannhäusers zeigen, in der er statt Gegend riviêre, statt Wald forês, statt Ebene planiure, statt Quelle fontâne und so fort setzt. Man nahm aber nicht nur zahlreiche Fremdwörter auf, man suchte auch sonst in die deutsche Sprache etwas Französisches, in Lauten wie in Bildungen, hineinzulegen. Die Bildungssilbe ei z. B. geht auf das französische ie (Zauberei mittelhochdeutsch zouberîe) zurück, ebenso ieren auf die Infinitivendung ier. Zunächst hatten sich mit den neuen Sitten, namentlich den Kampfes-, Turnier- und Jagdsitten, die entsprechenden Wörter eingebürgert, die hier nicht aufgezählt werden sollen, ebenso die Bezeichnungen vieler Waffen und Rüstungsstücke (glavîe [Speerspitze], zimier [Helmzierat], hersenier [Kettenkapuze], covertiure [Pferdedecke]), die zum Teil altes Gut neu benannten (Lanze, Koller, Banner für Speer, Halsberg, Gundfahne). Dazu kamen die Bezeichnungen der übernommenen Stoffe und Kleider (pfellel, dublêt; kursît, schapel, surkôt usw.; geblieben ist der Ausdruck Habit), weiter die Namen der vielen neuen modischen Genüsse, z. B. gewisser Weine und Speisen, für die in den höfischen Dichtungen französische, teilweise schwer erklärbare Bezeichnungen in Menge vorkommen. Erhalten haben sich davon salse (in der späteren Form Sauce) und Pastete. Die Liedergattungen, in denen man den Franzosen nachahmte, nannte man natürlich auch französisch. Von den vielen damaligen französischen Benennungen der Musikinstrumente haben sich noch Flöte, Posaune und Schalmei erhalten. Neben den alten Reigen kamen jetzt die französischen Tänze auf, deren zahlreiche Arten alle mit romanischen Namen bezeichnet wurden. Weiter durchsetzte den gesellschaftlichen Verkehr, ganz ähnlich wie später im 17. Jahrhundert, eine Menge französischer Formen und Formeln. Die Grußformeln deu sal, dê vô bênie oder byen sêy venûz (Gott erhalte, Gott segne Euch, sei willkommen) erforderten ein grâmarzî (großen Dank). Domne dê vô sal (der Herr Gott erhalte Euch) sagte man beim Abschied, auch schon adê. Bei Gottfried von Straßburg, auch bei Wolfram von Eschenbach kommt dergleichen häufig vor. Französisch wurden die Anstandsregeln, die Tischsitten, z. B. das paarweise Sitzen (die bunte Reihe) von Damen und Herren bei Tische. Französisch waren gewisse Spiele, französisch vor allem das Turnier, wie auch die Benennung „ludus gallicus" und ähnliche zeigen.

Von Frankreich her wirkte sodann, wieder wesentlich über Flandern und Brabant, der neuartige Minnesang, von Frankreich her die höfische Epik, die auf die ganze Literatur Europas einen so nachhaltigen Einfluß übte. Vornehme Frauen, wie Beatrix, die Gemahlin Friedrichs des Rotbarts, oder die Gemahlin Heinrichs des Löwen, hatten ihr den

Boden bereitet. Mit der Dichtkunst Frankreichs bekannt zu sein, war ebenso Mode geworden, wie französisches Gewand zu tragen, zugleich ein Motiv mehr, die fremde Sprache zu erlernen. Übrigens hatten schon die Kreuzzüge gerade auf die Verbreitung französischen ritterlichen Sanges nicht wenig gewirkt. Aus Frankreich, besonders aus der Provence, sind die Sänger zahlreich auf die Kreuzfahrt gezogen (z. B. Peire Vidal, Peire Raymond, Geoffroy Rudel) und gaben starke Anregung zur Nachahmung. Im Abendland selbst aber waren es die französischen Jongleurs und Menestrels, die auch in die Nachbarlande fuhren und namentlich auf Lothringen und die Niederlande einwirkten. Wie ein Teil Deutschlands auf dichterischem Gebiete sich anfangs von französischem Einfluß fernhielt, werden wir noch (S. 335) sehen. Im Westen aber und Süden entstanden nach jenem Muster, freilich nicht ohne nationale Grundlage, bald deutsche Dichtungen (vgl. S. 336). Die Lyrik entnahm vor allem dem Sange der Provence ihre Vers- und Strophenformen; von den Provenzalen ist eine ganze Reihe von Dichtern abhängig. Für das Heldengedicht anderseits, das Ritterepos, gaben insbesondere die Nordfranzosen das unmittelbare Vorbild, die stoffliche Grundlage selbst war freilich wieder germanisch. Chrestien von Troyes ist für Hartmann von Aue wie für Wolfram von Eschenbach Vorlage, viele andere deutsche Epen sind direkt nach französischen Werken verfaßt. Aber auch in der Darstellungsart selbst wurde man beeinflußt. Man wurde naturwahrer, realistischer, wozu Ansätze, ebenso wie in der Kunst, sich freilich schon vorher zeigten. Aber auch der für die ritterliche Kultur so wesentliche ästhetische Charakter überhaupt war im Grunde französisch, so auch das männliche wie das weibliche Schönheitsideal (vgl. S. 334 f.). Und endlich stammte der ganze, mit glänzend romantischem Schimmer umgebene Frauendienst (vgl. S. 331 ff.), wenigstens in seiner späteren Entwickelung, ebenfalls aus der Provence.

Es wäre völlig unrichtig, in der neuen Kultur alle *nationalen Elemente* zu leugnen, ganz abgesehen davon, daß in dem Muster selbst viel Germanisches steckt. Gerade der ritterliche Adel hat seine deutsche Eigenart auch sonst, z. B. gegenüber dem lateinischen Urkundenwesen, zur Geltung zu bringen verstanden (vgl. S. 382). Daß sodann die Ministerialen im deutschen Rittertum ein so starkes Element bildeten, hat, wie man neuerdings nachzuweisen suchte, die Formen des deutschen ritterlichen Wesens wie auch die höfische Dichtung in manchen Zügen — ein solcher ist die Anwendung ministerialischer Begriffe und Ausdrücke (z. B. Dienstmann) — eigenartig gestaltet. Ja, man hat gerade hierin einen Hauptunterschied zwischen der ritterlichen Kultur der Franzosen, die freie Vasallen waren, und der der Deutschen erblicken wollen. Weiter sind aber andere, auch weniger äußerliche Momente zu betonen. Die Erziehung hat manchen altgermanischen Zug bewahrt. Germanisch ist die Jagdfreude wie die Freude am Kampfe. *Deutsche Art* hat die übernommene höfische Dichtung *verinnerlicht*: Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide sind nationale Dichter. Ebenso wie in der Kunst zeigt sich ein Streben nach schärferer Charakterisierung. Man sucht nach dem Ausdruck der Seele. Man fühlt deutsch, d. h. tiefer. Überhaupt hat die deutsche, französisch beeinflußte Dichtung *eine Höhe* erreicht, an die zum Teil die Muster nicht heranreichten. Die großen Unterschiede zwischen deutschem und romanischem Volkstum sind in der Verarbeitung des Übernommenen oft genug zum Vorschein gekommen, ja haben oft zur bewußten Ablehnung des Fremden geführt. „Deutsche Zucht geht vor ihnen allen" ruft Walter in stolzem Frohgefühl über die kulturellen und politischen Leistungen der Deutschen aus. Jedenfalls war *die fremde Färbung* wesentlich äußerlich.

---



*Die neue höfische Kultur* war in Frankreich *Standeskultur*. Daß in Deutschland die entsprechende Schicht vorhanden war, ermöglichte allein jene Rezeption. Die völlige Ausbildung des neuen Standes in Deutschland (vgl. S. 268 ff.) geschah erst infolge der Beteiligung deutscher Ritter, vor allem zahlreicher Ministerialen, an der wesentlich romanischen Aktion der Kreuzzüge und unter ausgesprochen französischem Einfluß. Der ritterliche Stand hatte wie der geistliche jenen internationalen Charakter (vgl. S. 313), ebenso wie seine Kultur. Um so stärker betonte er die Schranken, die ihn von den niederen Teilen des eigenen Volkes trennten. *Seine feinere gesellschaftliche Kultur* ward neben dem Kriegsberuf zum *Abzeichen*. Sie, durch die gleiche Erziehung allen Gliedern des Rittertums eingeprägt, war das Band, das Ministeriale wie Freie zu einem völlig geschlossenen Stand einigte. Und indem dieser Stand nun fest organisiert wurde, indem die Ebenbürtigkeit zur Bedingung der Zugehörigkeit gemacht und überall durch Regeln und Gesetze eine äußerlich gleich gesittete Schicht geschaffen wurde, eine Gleichheit, die vor den in der Etikette gelegentlich zum Ausdruck kommenden Unterschieden zwischen den einzelnen Adelsklassen überwog, wurde ein völliger *Abschluß* nach untenhin gewonnen. Zunächst und vor allem gegenüber den *Bauern*. Die Emanzipation des Ritters von der ursprünglichen agrarischen Lebenshaltung spricht sich am schärfsten eben in der Verachtung der weiteren Träger dieses vermeintlich überwundenen Zustandes aus. Der Bauer, der Parzival begleitet, darf sich dem Hof des König Artus nicht nähern. Das „Törperliche" wurde der Inbegriff der Unkultur, die Arbeit des Pfluges niedrig geschätzt. Daß gleichwohl zahlreiche ritterliche Dienstmannen im 12. und 13. Jahrhundert sich von ihren bäuerlichen Nachbarn nicht allzusehr unterschieden, ja mit ihnen lebhaft verkehrten (vgl. S. 351), ist freilich richtig. Weinfreudige Ritter, wie der Ritter Budinger bei Cäsarius von Heisterbach, mochten auf den bäuerlichen Kirchweihen nicht selten zu finden sein. Wie anderseits der Bauer den Ritter bewunderte, werden wir noch (S. 350 f.) sehen. Weniger exklusiv ist der Ritter anfangs gegenüber dem *Städter*, d. h. dem reichen, gewesen. Hier bestand wohl auch eine starke Gemeinsamkeit der Lebenshaltung wie der gesellschaftlichen Bildung. Noch war *ein Zusammenhang zwischen den Ministerialen*, die zum *Patriziat der Stadt* gehörten, *und den landsässigen Ministerialen* vorhanden. Die höfische Kultur war beiden gleich erstrebenswert, die höfische Poesie konnte auch in städtischen Kreisen erblühen, ja, eine gewisse Mischung der beiden Schichten war die Grundlage der höfischen Kultur. Gottfried von Straßburg ist auf diesem Boden erwachsen. Der schroffe Gegensatz zu dem reichen Städter tritt erst später hervor. Die Absonderung im allgemeinen nun, deren immer hochmütigeren Charakter bereits Heinrich von Melk rügte, wurde außer durch jenes Erfordernis der Qualifikation vor allem durch die Ausbildung bestimmter *Standesbegriffe* gesichert. Der Begriff der Standesehre beginnt seine zwingende Gewalt zu üben; die Anschauungen über den Vorzug des Waffenberufs vor anderen Berufen gewinnen jetzt feste Gestalt; die aristokratischen Ansprüche an die Lebenshaltung, das selbstverständliche Recht des Genießens bilden sich jetzt aus. Die Unterwerfung anderseits unter die „Zucht", unter standesgemäße Lebens- und Anstandsregeln geht dem Ritter in Fleisch und Blut über: im „Tristan" hat Gottfried von Straßburg einmal solche Standesanforderungen, nicht ohne Betonung sittlicher Eigenschaften, aber mit charakteristischer Hervorkehrung der äußerlichen Seiten und ohne wirklich humane Grundierung, in der Mahnung König Markes an Tristan zusammengefaßt. Der Ritter gilt nunmehr als der Mensch an sich, er ist der zum vollen Lebensgenuß allein Prädestinierte.

Dieser exklusive Stand war also der Träger einer neuen Kultur. Daß diese auf die übrigen Stände, wie wir (S. 350ff.) sehen werden, vorbildlich einwirken konnte, das lag zum Teil an dem numerischen Verhältnis der Mitglieder des Ritterstandes zur Bevölkerung überhaupt. Auf dem Lande saßen die Ritterbürtigen in großer Zahl, und die entsprechende Schicht in der Stadt war ebenfalls nicht gering. Auch die Könige und Fürsten fühlten sich als „Ritter“. Dieser Stand repräsentierte eigentlich damals den Staat wie das Volk: auf ihm ruhte die so wichtige Kriegsführung wie die weltliche Verwaltung, er machte die Gesellschaft aus. Der ritterliche Adel, der jetzt die am meisten charakteristische Erscheinung im sozialen Leben des Abendlandes war, wurde der eigentlich herrschende Stand; auch in dem ihm sonst wenig wichtig erscheinenden geistigen Leben trat er jetzt hervor. Von der Dichtung bis zu Recht und Geschäft — wir werden später (S. 382) von seiner Wichtigkeit für die deutsche Urkundensprache und die Aufzeichnung der deutschen Rechtsquellen hören —, überall wurde dieser Adel von bestimmendem Einfluß. So ward das ritterliche Kulturideal das maßgebende Zeitideal, so wenig einheitlich es sich nach den dichterischen Quellen auch darstellt. Charakteristisch ist der Ausdruck des Kaiserrechts, daß man „eim vollenkumen manne keinen bezzern namen konde finden dan ein ritter“.

Die höfische Kultur kennen zu lernen, scheint durch ihren Niederschlag in der umfangreichen höfischen Dichtung besonders erleichtert. Aber diese ergiebige Quelle muß doch mit größerer Kritik benutzt werden, als es in manchen Darstellungen geschehen ist. Auf unbedingte Zuverlässigkeit haben nicht einmal die Schilderungen der bunten Außenseite des Lebens Anspruch, wenigstens nicht für Deutschland, da sie oft romanischen Vorlagen folgen. So international die ritterliche Kultur ist, so ist doch nicht alles Romanische auch für das deutsche Rittertum gültig. Anderseits haben Dichter wie Wolfram von Eschenbach keineswegs sklavisch ihre französische Vorlage ausgeschrieben, und ihre Werke enthalten sicherlich Züge, die auf eigener Anschauung beruhen. Noch vertrauenswürdiger erscheinen geringere Dichter, wie Konrad von Würzburg und namentlich Ulrich von Lichtenstein, der die Übertreibungen des modischen Rittertums mit großer Treue wiedergibt. Lehrhafte Gedichte wie der „Winsbeke“, der einen vollständigen Ritterspiegel darstellt, oder namentlich der „Welsche Gast“ des Thomasin von Zirklaria sind ebenso wie eine Reihe moralisierender Gedichte gleichfalls von großem kulturgeschichtlichen Wert. Aber was diese Quellen schildern, ist keineswegs für alle deutschen Gebiete gültig. Die außerhalb der Grenzlande sich mehr sprunghaft vollziehende Übernahme der fremden Kultur — das Sprunghafte zeigt sich auch in der Kunst — hat sich wesentlich auf den Westen und den Süden Deutschlands beschränkt. Weiter ist sie über Bayern in die Ostmark, nach Österreich, vielleicht infolge alter Handels- und Kolonisationsbeziehungen zu den Niederlanden, gedrungen. Stammen Wolfram von Eschenbach und Neidhart von Reuental aus Bayern, so war Österreich die Heimat oder die Wirkungsstätte des Kürenbergers, Reinmars von Hagenau und Walters von der Vogelweide. Und wie der ritterliche Minnesang in Bayern und Österreich volkstümlicher Grundlagen nicht entbehrte, so scheint hier auch die ritterliche Kultur eine eigenartigere, lebensvollere Pflege gefunden zu haben als anderswo, allerdings auch nach der phantastisch-exzentrischen Seite hin, wie sie uns bei Ulrich von Lichtenstein entgegentritt. Einige Strahlen sind vom Westen aber auch in das Innere Deutschlands gedrungen. Gerade die welfischen Fürsten sind die frühesten Gönner ritterlicher Dichtung gewesen, und die Thüringer Landgrafen stehen den Babenbergern in Österreich kaum nach (vgl. S. 311). Wie weit man daraus auf die allgemeine Haltung des



dortigen Rittertums schließen darf, bleibt freilich ungewiß. Ganz ohne Wirkung kann die neue Kultur auch auf entlegene Gebiete nicht gewesen sein. Schließlich sind sogar Markgraf Otto IV. von Brandenburg und Fürst Wizlaw von Rügen unter die Minnesänger gegangen. Im allgemeinen aber ist der Norden Deutschlands diesem höfischen Treiben ziemlich fern geblieben, noch mehr der skandinavische Norden.

Die neue höfische Kultur ist, wie schon eingangs betont, Laienkultur. Aber der innere Gegensatz zur Kirche, die ausgesprochene Weltlichkeit, die doch im tiefsten Grunde wie bei der Mehrzahl der Laien (vgl. S. 265), so auch bei dem deutschen agrarischen Adel früherer Zeit immer vorhanden gewesen war — „Sohn“, sagt der Winsbeke, „es war immer der Laien Gewohnheit, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten“ —, ist beim Rittertum äußerlich verschleiert. Im Dienste der Kirche hatte es sich während der Kreuzzüge doch erst recht ausgebildet; der germanische Recke ist zum „christlichen Ritter“ geworden. Das Ideal freilich, das in dem kirchlich gefärbten „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad gepriesen wird, ist nicht allgemein gültig: als „Gottesmannen“ haben sich die meisten Ritter allenfalls theoretisch gefühlt. Die asketische Lebensanschauung blieb anderseits nicht ohne jeden Einfluß. Wie sich der Klerus trotz seines Eiferns gegen die höfische Lebenslust selbst nicht frei von ihr hielt, ein Abt etwa den bei seinen geistlichen Reden unaufmerksamen Mönchen etwas vom König Artus erzählte, so bedrängte wieder manchen Ritter die Sorge um das Seelenheil, und er endete im Kloster mit der Verachtung alles Irdischen. Walter und Wolfram anderseits zeigen die ruhige Vereinigung religiösen und weltlichen Geistes. Wolfram vor allem gelangt zu innerer Verschmelzung der Gegensätze und zur Vertiefung des christlichen Ritterideals. Bei ihm (Parzival) tritt auch das mystische Element der christlichen Tradition hervor. Hartmann von Aue ringt dagegen mit den widersprechenden Idealen; eine Zeitlang wendet er sich von allzu weltlichem Sang zu frommen Stoffen und verherrlicht mit den Kunstmitteln der höfischen Poesie die Gottergebenheit und christliche Demut. Die meisten schwankten hin und her, bewahrten die Ehrfurcht vor der Kirche und ließen das Ideal der Weltverachtung wenigstens von ferne gelten. Aber wir werden (S. 332f.) sehen, daß das Rittertum doch auch in einer wichtigen weltlichen Beziehung unter dem Einfluß der religiösen Macht steht: das feine Empfindungsleben, wie es in dem Minnetum zum Ausdruck kommt, ist ohne die Schulung an dem gesteigerten religiösen Gefühlsleben nicht zu denken. Die äußere Kirchlichkeit wurde jedenfalls besonders in den Vordergrund gestellt. Der Knappe gelobte, täglich die Messe zu hören; eine Kapelle war auf den meisten Burgen, auch aus praktischen Gründen, vorhanden; bei großen Festen war der pomphafte Besuch der Messe regelmäßig der Beginn, freilich durchaus als weltliche Haupt- und Staatsaktion gestaltet.

Und dies war der charakteristische Zug: Weltfreude im Rahmen des äußeren Kirchentums. Man wollte, wie Hartmann von Aue sagt, Gott und der Welt dienen. Wie die niemals geschwundene Weltlichkeit gerade durch das frische Leben in den neuen Ständen und die Geltendmachung ihrer Interessen verstärkt wurde, so kam vor allem im Ritterstande der durch die Kreuzzüge geweihte Kampfberuf zu höchster Wertschätzung, nicht minder berechtigt erschien aber die Freude an weltlicher Betätigung überhaupt, am Fürstendienste in Hof und Verwaltung, auch am Herrenleben an sich, an der Jagd, an frohen Festen, an Glanz und Prunk. Das irdische Leben, reicher Besitz, froher Genuß, Liebe, wird jetzt wieder offen gepriesen. Das Glück, die „saelde“, hängt nach der ritterlichen Weltanschauung sehr wesentlich davon ab. Bei Gottfried von Straßburg wird der Wert des irdischen Lebens ganz besonders betont.

Gott und die Heiligen ferner werden zum Teil recht menschlich aufgefaßt. Zuweilen leuchtet überhaupt eine fast heidnische Lebensanschauung hervor. Aber jener Gegensatz zu der herrschenden Kirche tritt doch auch unverschleiert hervor. Diese Kirche war intolerant, die Kreuzzüge hatten jedoch eine gewisse Toleranz verbreitet (vgl. S. 306), und Toleranz verkünden die besten Geister der ritterlichen Kultur. Walter von der Vogelweide, der oft tiefe Frömmigkeit zeigt, hat doch Juden und Heiden in Schutz genommen, Wolfram von Eschenbach hält dafür, daß die Heiden zur Seligkeit gelangen können, und Freidank sagt: „Wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden, wan [außer] got, der si geschaffen hât?“ Die neuen Kämpfe mit dem Papst ferner verstärkten die (S. 305) erwähnte Stimmung. Für Walter ist der Papst ein Judas und ein Diener des Teufels, und Freidank, der vor dem amtierenden Priester tiefste Ehrfurcht hat, sagt: „Der Papst ist ein irdischer Gott und ist doch häufig der Römer Spott.“ Walter insbesondere geht in seiner grimmigen Bekämpfung der schlimmen Seiten der Papstkirche fast so weit wie später Luther.

---

Die Kirche hatte den Ritter als Kämpfer in ihren Dienst gestellt. Auf dem Kampfberuf beruht der ganze Stand, und wenn dieser Beruf auch nicht das Wesen der ritterlichen Kultur ausmacht, so bildet er doch, äußerlich betrachtet, ihren Kern. Ein Ritter, dem der Kampf nicht als edelste Arbeit gilt, ist undenkbar. Gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, ist allgemeiner Wunsch; sehr viele hat nur dieses Streben, der „muotgelust“, in die Kreuzzüge getrieben. Schon äußerlich tritt uns der Ritter in seiner typischen Tracht nur als Krieger entgegen. Die Dichter haben ihn in diesem kriegerischen Aufzug des öfteren den Engeln verglichen. Es hat auch der wirkliche, blutige Krieg seine große Rolle in dieser Periode gespielt, und so darf hier von dem in einer breiten Literatur behandelten Waffen- und Heerwesen der damaligen Zeit mit einigen Worten die Rede sein. Man war, wie (S. 300) erwähnt, in dieser Beziehung in letzter Linie doch abhängig von den antiken Traditionen geblieben, die noch Byzanz bewahrt hatte, wie denn alles, was im späteren Mittelalter an Schutzrüstung vorkommt, eigentlich schon bei den Römern der Spätzeit vorhanden war. Aber in der Waffenherstellung wie in der Gestaltung der Bewaffnung und besonders der Schutzbedeckung, der Rüstung, zeigen das 10., 11. und 12. Jahrhundert, namentlich seitdem die Einflüsse der Kreuzzüge wirkten, doch eine ziemlich lebhafte Entwickelung, die auch der Handel ausnutzte (siehe die Abbildung S. 321). Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ist diese Entwickelung einigermaßen abgeschlossen. Die Rüstung ist immer vollständiger und komplizierter geworden und schützt jetzt den ganzen Mann so sehr, daß die alte Schutzwaffe, der Schild, in den Hintergrund tritt, ohne aber allen Wert zu verlieren; im 13. Jahrhundert gibt es nur noch den kleinen dreieckigen Schild aus Holz mit einem metallenen Buckel in der Mitte. Auf die Vorderseite war das Wappen des Trägers gemalt. Ältere Schilde entsprechen einer ererbten älteren Rüstung.

Die Rüstung des Ritters, über deren Einzelheiten freilich manche Zweifel bestehen bleiben, der Harnasch, wie sie in der Regel genannt wird, war, abgesehen von ihrer Kostspieligkeit, trotz ihrer Anschmiegungsfähigkeit ein schwerfälliger Apparat, den man natürlich im gewöhnlichen Verkehr und erst recht im Hause beiseite ließ. Man ließ sich, wenn man sie antat, über das leinene Hemd zunächst ein wattiertes, gestepptes Wams ziehen, legte über die Schultern ein seidenes „Spaldenier“, um den Hals eine dicke Binde, auch um die Knie Filzlagen, um den Unterleib eine Schutzbinde und ebenso Polster um die Hüften. Dann wurden die eisernen Hosen angezogen, die auch die Füße umschlossen und oben durch



einen Lendengürtel festgehalten wurden, danach die obere Rüstung, der „Halsberg“, so genannt, weil der Ringpanzer den Hals mit schützte, was ursprünglich durch den Helm bewirkt wurde. Die Bezeichnung „Brünne“ mag mehr auf den Brustpanzer älterer Zeit gehen; doch ist der Unterschied schwer festzustellen. Die obere Rüstung (siehe die Abbildung S. 323) reichte bis zu den Knien, hatte Ärmel, die in eiserne Fausthandschuhe ausliefen, und eine Kapuze (Hersenier), die man über den mit einer Mütze bedeckten Kopf streifte. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts schützte man sich außer durch eiserne Knieschalen und Schienen am Unterarm noch durch eiserne Platten vor der Brust, was aber mit dem späteren Plattenharnisch nichts zu tun hat. Das „Eiserne“ der Rüstung, auch der Hosen, bestand im übrigen wesentlich aus Ringen, die, oft in doppelter und dreifacher Schicht, entweder auf Leder usw. aufgenäht oder zusammengekettet waren. Über dem Halsberg pflegte man nun im 13. Jahrhundert noch einen bis zu den Knien gehenden, vorn und hinten geschlitzten, seidenen oder wollenen Waffenrock ohne Ärmel (das wâpenkleit), ein modisches Luxusstück, geschmückt mit dem Wappen, zu tragen. Über oder unter dem Waffenrock befestigte man den Gürtel. Den Kopf schützte man außer durch jene Kapuze, die auch getrennt vom Halsberg vorkam, zunächst durch einen Eisenhut, über den man wieder eine Filzmütze legte, endlich durch den Helm. Statt der ursprünglichen Halbkugelform hatte dieser schon früher Kegel-, dann Topfform erhalten. Schon im 12. Jahrhundert war statt des Nasenbandes (siehe die Abbildung S. 323), das auch erst zwei Jahrhunderte alt war, eine schützende Gesichtsmaske (Barbier) in Gebrauch gekommen, und so umschloß der Helm jetzt meist das ganze Haupt, konnte aber trotz der oben angebrachten „Zimierde“ (Helmzier) infolge seiner oft plumpen Form keineswegs ästhetisches Behagen erwecken. Er wurde mit Schnüren, die oft von Seide waren, befestigt.



Waffenhändler. Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges“ (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1880. Vgl. Text S. 320.

Es ist klar, daß eine solche Rüstung nur für den Reiter tauglich war. Aber die Reiter waren ja der entscheidende Teil des Heeres. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts ist daher auch das früher ungepanzerte Pferd, das groß und stark sein mußte, mehr geschützt, und zwar durch eine Eisenringdecke, über der die covertiure, eine weitere, mit dem Wappen geschmückte, meist samtene Decke in der Wappenfarbe, lag. Bei dem alten gemütlichen Verhältnis des Deutschen zu den ihn umgebenden Tieren (vgl. S. 191) ist dasjenige zwischen Ritter und treuem Roß natürlich besonders innig gewesen und dichterisch öfter geschildert worden. In den Angriffswaffen hatte sich seit langem wenig geändert. Die Lieblingswaffe der Deutschen blieb das Schwert: seine Handhabung hat sie den Italienern und den Ungläubigen so gefürchtet gemacht; in der Hiebfechtkunst standen sie an der Spitze der Völker. Das lange, breite,

zweischneidige Schwert, das auch die Fußsoldaten und die Knechte führten, war der unzertrennliche Begleiter des Ritters, vielleicht durch Einzelheiten der Form, der Ausstattung oder der Umgürtung als ritterlich besonders charakterisiert. Der Kaufmann durfte das ihm von Friedrich I. verstattete Schwert nicht am Rittergürtel tragen. Gleich dem Pferde erhielt das treue Schwert, wie schon in älterer Zeit, zuweilen einen Namen. Die Heldensage überliefert als solche: Balmunc, Freise, Hornbil, Waske, Welsunc und besonders (bei Heinrich von Veldeke z. B. zusammen genannt) Eckesahs, Miminc, Nagelrinc. Das Schwert war erwünschtes Erbgut. Stieg der Ritter zu Rosse, so gehörte weiter zu ihm die Lanze aus Eschenholz (der Speer), die, immer länger geworden, im 13. Jahrhundert fast nur noch zum Stoßen verwendet wurde und im Turnier die allein modische Waffe war. An ihrer Spitze saß das Speereisen (ohne Widerhaken), unterhalb desselben das mit dem Wappen geschmückte Banner. Zum Werfen oder zum Töten des besiegten Gegners scheint der Ritter seinen Dolch (Messer) benutzt, selten aber die früher übliche Streitaxt geführt zu haben. Bogen und Pfeil waren keine ritterliche Waffe, außer für die Jagd, und ebensowenig die Armbrust.

Diese waren neben den Schleudern, Keulen, Hellebarden (einer Art Verbindung des Spießes mit Streithammer und -axt), Piken, Lanzen (Wurfspießen) und natürlich auch dem Schwert (Kurzschwert) die Waffen der Fußtruppen. Deren bereits (S. 269) berührte Zurückdrängung hatte schon im 8. Jahrhundert infolge der Notwendigkeit, den Reiterheeren des Islams wie auch den mongolischen (avarischen) Reiterhaufen entsprechend gegenüberzutreten, begonnen. Schließlich wurde der Ritter der eigentliche Krieger, nachdem seit der Konsolidierung des Lehnsheeres der alte zu Fuß kämpfende Heerbann völlig zurückgetreten war: das Fußvolk diente jetzt nur als Hilfstruppe. Immerhin hatte es sich noch im ersten und besonders im dritten Kreuzzuge als notwendiges Element erwiesen und überwog sogar in den Heeren des 12. Jahrhunderts: aber als gut organisierte und ausgebildete Truppe konnte es sich neben den Rittern nicht entwickeln, ja es wurde trotz der Schlacht von Bouvines (1214), in der es sich wiederum höchst verwendbar gezeigt hatte, im 13. und 14. Jahrhundert stärker zurückgedrängt und als „gemeines Volk" mißachtet. So werden wir denn auch über diese Fußtruppen, ihre Bewaffnung (siehe oben) und ihre Rüstung, die der ritterlichen teilweise entsprach (Halsberg, Helm mit Gesichtsschutz), aus höfischen Quellen nur unvollkommen unterrichtet. Ihre Ausbildung wird namentlich mit der weiteren Entwickelung der Städte zusammenhängen: in der Regel wird das Fußvolk eine aus städtischem und ländlichem Volk zusammengesetzte Landwehr gewesen sein. Seinen Hauptteil machten die Bogen- und später die Armbrustschützen aus; die seit dem 12. Jahrhundert allgemeiner werdende Armbrust war zu Beginn des 13. Jahrhunderts schon völlig in Deutschland eingebürgert. Erwähnt muß noch werden, daß schon im 12. Jahrhundert das Söldnertum als Ergänzung des Lehnsheeres ziemlich verbreitet war: für Sold erhielt man nicht nur erfahrene Fußknechte und Schützen, die „servientes" (mittelhochdeutsch: sariande), sondern auch nichtritterliche Reiter, d. h. berittene Sarianden. Überhaupt emanzipierten sich später die ursprünglich unfreien Knechte von ihren Herren immer mehr. Schließlich stellten die Knechte den Hauptteil eines Heeres dar. Andererseits gab es Edelknechte, die etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts beritten waren. Um Sold fochten nun aber auch Ritter selbst, zunächst freilich in Frankreich und Italien. In Deutschland entwickelte sich das Söldnertum erst mit der zunehmenden Geldwirtschaft stärker.

In der Blütezeit des Rittertums wurden also die Schlachten in erster Linie durch Reiterheere, die zuweilen ziemlich stark waren, aber durchschnittlich kaum 2000 Mann gezählt haben,



geschlagen. Diese Heere kämpften in eng geschlossenen, nach alter Weise keilförmig zugespitzten Haufen. Der angreifende Haufen mußte in den gegnerischen irgendwo Bresche zu legen suchen. Die Haufen bestanden natürlich nur zum Teil aus Rittern, meist aus jenen nichtritterlichen leichten Reitern. Die Ritter mochten den Haufen, dessen schwierige Formierung ein empfindlicher Nachteil blieb, an der Spitze und an den Seiten umschließen. Die einzelnen Schlachthaufen waren landschaftlich zusammengesetzt; sie wurden aus den größeren oder kleineren Bannern der einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren gebildet. Manchmal wurden die Schlachten verabredet, wie man sich zu einem Zweikampf verabredete. Die Schlachten, vor denen man sich wie schon früher zuweilen durch Beichte und Kommunion vorbereitete, begannen mit einer feierlichen Förmlichkeit, mit Anreden der Führer, mit Gebet der Geistlichen und Rufen der Herolde, mit Anstimmen eines Schlacht-



Ritterliche Rüstungen (Kampfszenen) im 12. Jahrhundert. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum". Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 321.

gesanges (wîcliet). Nach alter Weise drangen dann die Scharen mit einem bestimmten Schlachtgeschrei, unter Blasen und Schlagen aller Instrumente aufeinander ein. Die Befehle wurden gerufen. Taktische Einzelheiten, zumal darüber wenig Sicheres gesagt werden kann, bleiben hier beiseite. Die eigentliche Reiterschlacht vollzog sich ähnlich dem Turnier. Der Mittelpunkt des Heeres war die Fahne des Hauptführers (Sturmfahne, Heerfahne); sie wurde dem Heere vorangetragen oder auf dem Heerwagen, über dessen italienischen Ursprung kein Zweifel ist, an hohem Mast vorangefahren: ihre Beschützung war natürlich von größter Wichtigkeit. Eine Verfolgung nach dem Siege scheint nicht stattgefunden zu haben: das Primitive überwog noch, die Siegesfreude und das private Interesse. Der Sieg wurde daher als üppiges Freudenfest sofort gefeiert. Eine wesentliche Seite des Sieges war eben die Beute und die Gewinnung des Lösegeldes für die mit altbarbarischer Grausamkeit (vgl. S. 295) behandelten Gefangenen. Sonst hatte sich gegen die vorhergehenden Jahrhunderte schon eine gewisse Ritterlichkeit in der Behandlung des Gegners ausgebildet. Man durfte sein Pferd nicht zu treffen suchen, oder man focht, wenn er seines Pferdes ledig geworden war, gleichfalls zu Fuß. Man verbarg auch mehr den rohen Blutdurst und die wilde Freude an Gräßlichkeiten.

Der Kriegsmarsch wurde schon damals mit Vorhut und Nachhut, mit Aufklärungs-,

Verbindungs- und sonstigen Sicherungsmaßregeln ausgeführt. Im Gros ritten die Ritter meist ohne die schwere Rüstung. Die Waffen trugen die Knechte, die im übrigen das Pferd zu versorgen und allerlei kleine Dienste zu verrichten hatten. Wie noch später war der Troß des Heeres, insbesondere auch sein weiblicher Teil, sehr groß und erschwerte die Bewegungen, wie er Charakter und Leistungsfähigkeit des Heeres schädigte. Die Disziplin konnte im übrigen nur durch sehr scharfe Strafbestimmungen, wie sie etwa das Edikt Kaiser Friedrichs I. von 1158 ausspricht, aufrecht erhalten werden. In der Form der Lager sind immer noch römische Traditionen, an die z. B. die Beschreibung eines Lagers aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. durch Ragewin deutlich erinnert, bemerkbar. Wesentlich auf römischen, zum Teil vom Orient neu vermittelten Grundlagen beruht ferner die Technik des Belagerungskrieges, der sich namentlich gegen Burgen richtete. Die Italiener waren hier die Lehrmeister der Deutschen. Man operierte, wie schon Vegetius vorschreibt, mit unterirdischen Gängen, um die Mauern zu unterminieren; man suchte in die Mauern durch Wurf- und Schleudermaschinen, über deren höchst mannigfaltige Arten — am gefürchtetsten war die Trabuche (trabucium) — man trotz aller Rekonstruktionen sehr wenig Sicheres sagen kann, Bresche zu legen; man suchte endlich dem Gegner durch Angriffsmaschinen, die man an die Mauer geschützt heranbrachte, beizukommen, durch Mauerbrecher (Widder) oder Türme in Mauerhöhe (schon bei Vegetius). Deckung für die Angreifer gewährten neben Schanzkörben usw. Bretterhäuschen (vineae), die „Katzen" und „Mäuschen". Angriffs- wie Abwehrmaschinen, die man in Deutschland erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts anwandte, nannte man antwerc.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Befestigung der Wohnung des Ritters eine große Rolle spielen. Die Sicherung der Wohnplätze gegen feindlichen Angriff war freilich von jeher notwendig (vgl. S. 23, 151). So mußte auch der Adel seine Häuser, zumal seitdem sie isoliert lagen, zu festen Burgen machen; insbesondere im 12. und 13. Jahrhundert wird das Burgenbauen (siehe die Abbildung S. 326) fast zur Mode (vgl. S. 25), und in der Stärke und sorgfältigen Anlage dieser Befestigung spricht sich die mehr oder minder große Macht des Burgherrn aus. Nicht jede Burg ist im übrigen eine Ritterburg, viele sind in fürstlichem, geistlichem oder städtischem Besitz und werden von Burgvögten verwaltet. Wichtig für die Sicherheit der Burg war zunächst die Lage, für die man entweder möglichst unzugängliche Berghöhen wählte oder, seltener, in der Ebene Punkte, wo man einen natürlichen Wasserschutz hatte oder herstellen konnte. Diesen Schutz der Lage suchte man schon früh, namentlich wegen des Fehlens einer besseren Mauertechnik. Man unterscheidet also „Höhenburgen" und „Wasserburgen"; für uns kommen namentlich die ersteren in Betracht, die auch von den Dichtern vorwiegend erwähnt werden, wobei sie freilich oft übertriebene Angaben machen.

Für den in seinen Anfängen schon erörterten Burgenbau (vgl. S. 148f.) blieb wieder noch lange die Befestigungskunst der Römer maßgebend. Vitruv und Vegetius waren die Autoritäten auch für die mittelalterlichen Baumeister. Bis ins 11. Jahrhundert hinein hatte noch jene primitive Befestigungsart mit Holz und Erde, auch Steinen, vorgeherrscht: Wälle mit Steinwerk, Palisaden, Verhaue, Flechtwerk, dazu der Graben. Die Berührungen mit der italienischen Kultur seit den Zügen der Ottonen brachten, wie für die ganze Bautechnik, so für den Befestigungsbau wesentliche Fortschritte. Der Übergang von roh aus Sammelsteinen aufgetürmten Mauern zu soliden, wohlgefügten Quadermauern vollzog sich natürlich sehr ungleich. Jetzt kamen die auf den Kreuzzügen erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse hinzu: namentlich die aus der Antike weiterentwickelte Technik der Byzantiner wurde von Einfluß (vgl.



S. 300). Allmählich hob sich so die Mauertechnik zu großer Vollendung. Zu einer Höhenburg nun gelangte man, nachdem man oft vorher bereits einige Verhaue hatte passieren müssen, auf einem nicht gerade bequemen, für ein Pferd Raum bietenden, möglichst schluchtartigen Wege, dem nach Vorschrift des Vitruv gewundenen Burgweg, der überdies noch durch Mauerwerk oder Palisaden geschützt wurde. Man überschritt dann, freilich nicht regelmäßig, den tief ausgeschachteten Burggraben, der die eigentliche Verteidigungslinie, die sehr verschieden gestaltete Ringmauer mit dünnerer Brüstungsmauer und Wehrgang, unmittelbar umschloß. Da der Graben bei Höhenburgen meist trocken war, wurde auch er schon durch Palisaden oder niedriges Mauerwerk nach außen gesichert: es entsteht so der Zwinger, der sich namentlich seit dem 14. Jahrhundert stärker entwickelt, der aber auch zu einer Art Vorburg (vgl. unten) werden kann. Auf die durch Zinnen geschützte Plattform der Mauer, die in friedlichen Zeiten luftigen Aufenthalt für die Burgbewohner bot, setzte man bei Belagerungen wohl Schutzdächer auf. Anderseits kommt im Westen die sogenannte „Schildmauer" als besondere Deckung da, wo das Außenterrain höher als die Mauer ist, hinzu. Den Mauerlauf unterbrachen namentlich an den Ecken, anscheinend erst seit den Kreuzzügen, Türme. Mauer und Türme waren ferner häufig mit vorspringenden „Wîchäusern" (Kampfhäusern) und Erkern versehen, so daß man die Belagerer unter „Kreuzfeuer" nehmen konnte.

Der Zugang durch die Mauer, das Tor — meist gab es aus natürlichen Gründen nur eins —, mußte besonders gesichert werden. Statt der anfänglich festen Brücke über den Graben, die immerhin abgebrochen werden konnte, hatte man später eine Zugbrücke; ferner lag das Tor in einem Turm, der von oben den Eingang beherrschte, oder zwischen zwei Türmen. Gelegentlich findet sich vor dem Tor noch eine Vorbefestigung. Das Öffnen der eisenbeschlagenen hölzernen Torflügel wurde durch einen Torbalken innen verhindert; im Notfall dienten außerdem ein oder zwei Fallgitter als Hemmnis; sie kamen aber bei Burgen selten vor. In einer Reihe von Burgen folgte nun noch eine zweite Befestigungslinie. Sie war stärker und oft höher als die erste und bestand wieder aus Burgmauer und Graben. Der Raum zwischen beiden Linien, die „Vorburg", diente zur Unterbringung von Wirtschaftsgebäuden, als Garten usw. Hier war ferner in großen Burgen der Platz für kleinere Tjoste und Buhurte. Der letzte Zufluchtsort war schließlich der oft ursprünglichste und festeste Teil der Burg, der meist isoliert stehende und mit hochliegendem Eingang versehene Hauptturm (vgl. S. 148), der in kleinen Burgen auch zum Wohnen diente; auf ihm hauste oben der Burgwächter. In ihm befanden sich auch die Schatzkammer und im Erdgeschoß die recht übel eingerichteten Gefängnisse. Unterirdische Gänge waren übrigens häufig vorhanden. An der erst neuerdings stärker aufgekommenen Bezeichnung Bergfried für den Hauptturm wird, obwohl manche Forscher zwischen beiden scharf unterscheiden, doch wohl festzuhalten sein. Keineswegs ist dieser Turm aber ein notwendiger Bestandteil der Burg, wie denn ebenso von sonstigen Burgteilen hier manches fehlt, dort manches mehrfach vorkommt. Ein allgemeingültiges Schema gibt es nicht. Auch landschaftlich lassen sich keine Typen unterscheiden.

Das Rittertum hat nun den Kampf nicht nur als rauhe Form der Wirklichkeit geliebt, sondern es hat auch die notwendigen Waffenübungen in der Form von Kampfspielen zum Mittelpunkte gesellschaftlicher Freude gemacht. Das Waffenspiel hat sogar, obgleich das eigentliche Turnier mit Lebensgefahr verbunden blieb, vielfach den ernsthaften Charakter des Ritters als Krieger ganz zurücktreten und ihn beinahe zum Schauspieler werden lassen. Der Waffenberuf blieb aber auch in dieser unechten, gekünstelten Form das Lebenselement des

Ritters. Krieg oder Turnier, beides war Waffenhandwerk; wer allzu lange sich davon fernhielt, wer in häuslichem oder allzu luxuriösem Leben „sich verlag“, wurde sogar von den Frauen bespöttelt, wer ganz davonblieb, völlig verachtet. Man darf diese ritterlichen Waffenübungen kaum aus denjenigen der germanischen Wanderzeit ableiten, auch nicht aus den von Nithard und Widukind erwähnten Reiterspielen des 9. und 10. Jahrhunderts, wenngleich ein Zusammenhang nicht ganz fehlt. Der Hauptursprung des Turniers liegt vielmehr wieder in Frankreich (vgl. S. 315). In Deutschland bürgerte es sich wohl erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein. Das anscheinend erste Turnier fand 1127 in Würzburg statt. Noch auf dem zweiten Kreuzzug wurden die Deutschen als ungeschickte Reiter verhöhnt. Es war ein festgefügtes System, mit tausend Regeln durchsetzt, das man seit den Kreuzzügen von den gezirkelten Romanen ebenso übernahm wie die konventionelle gesellschaftliche Sitte, womit man aber zugleich den gesellschaftlichen Abschluß der ritterlichen Schicht vollendete. Das Turnier ward Standesvorrecht. Es waren verschiedene Reiterwaffenspiele, die man pflegte. Ein solches in reinster Form war der Buhurt, der im Nibelungenlied noch die Hauptform darstellt. Er war wesentlich Paradeschauspiel vor den Damen; man sah die ungerüsteten Parteien sich durcheinander tummeln und mit großem Getöse die leichten Speere an den Schilden brechen, konnte aber die Reitgewandtheit des Einzelnen bewundern. Weniger harmlos waren die eigentlichen Waffenspiele, zunächst das Stechen, die Tjost, der Einzelkampf zweier Ritter, die sich gegenseitig beim Vorbeireiten mit dem eingelegten Speer zu treffen suchten. Saß der Stoß richtig, so fiel der Gegner vom Pferde; meist aber zersplitterten die Lanzen an den Schilden, mit denen man parierte. Nicht selten fehlte man überhaupt. Solche Tjoste wurden meist am Nachmittag vor dem eigentlichen Turnier geritten, Fall oder Beschädigung hinderten aber manchen, an letzterem teilzunehmen. Mancher zerbrach in seiner Kampflust viele Speere nacheinander; „waltswende“ oder „swendenwalt“ (Waldzerstörer) hieß ein solcher.



**Burgbau.** Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1883. Vgl. Text S. 324.

Viel freudigere Teilnahme erweckte aber das Turnier (turnei) selbst, das oft den Abschluß längerer Stechen, jedenfalls aber immer den Höhepunkt ritterlicher Festlichkeiten bildete. Beim Turnier trat die ganze Masse in Aktion, es war eine Schlacht im kleinen, mit



Lanzen, selten mit stumpfen Schwertern, in Deutschland an deren Statt allenfalls mit Kolben ausgefochten, von zwei, häufig landsmannschaftlich gesonderten Parteien, deren einzelne Abteilungen wieder unter bestimmten Führern standen, mit solcher Hitze durchgeführt, daß Verwundungen zahlreich und Todesfälle nicht selten waren. Die Geistlichkeit war daher zu Anfang entsetzt: Erzbischof Wichmann von Magdeburg soll nach dem „chronicon Montis Sereni“ alle, die an einem Turnier teilnahmen, in den Bann getan haben. Freilich scheint es, als ob im Gegensatz zu den Franzosen von den Deutschen mehr der Charakter des Kampfspiels bewahrt wurde. Aber immer blieb das Spiel gefährlich, manchen tötete der bloße Sturz, mancher konnte schon in der schweren Rüstung zu heißer Sommerszeit ersticken.

Wie es im einzelnen dabei zuging, zeigt die Schilderung des Friesacher Turniers von 1224 bei Ulrich von Lichtenstein, das freilich nur für österreichische Sitten bezeichnend ist. Das allmähliche Einsetzen der Abteilungen, das Hin- und Herschwanken des Sieges, das Streben, einen Gegner, insbesondere einen Führer, zu fangen, die gewaltige Anspannung der Kämpfer treten hier äußerst anschaulich hervor. Die Zahl der Teilnehmer gibt Ulrich auf 600 an; viele Turniere werden aber diese Zahl noch überschritten haben, wenn man auch die Zahlenangaben mit Mißtrauen zu betrachten hat. In der Regel wurden Turniere, schon wegen der erforderlichen Handwerker und der für die Unterkunft der Ritter und Knechte notwendigen Herbergen, in der Nähe von Städten abgehalten. Veranstaltet wurden sie meist von Fürsten und großen Herren, auch wohl von sehr reichen Rittern, die sie dann durch Boten ausrufen oder schriftlich ansagen ließen. In schönstem Waffen- und Kleiderschmuck erschienen darauf die Kampflustigen, die Vornehmen begleitet von ihren Rittern, diese wieder von ihren Knechten. Zahlreich waren auch die Frauen, die mit ihren männlichen Angehörigen kamen. Pomphaft, von Ausrufern wegen ihres Ranges und ihrer Taten gepriesen, zogen die Großen in die Stadt ein, in der sich ein buntes Treiben entwickelte. Das Turnier selbst wurde durch eine feierliche Messe eingeleitet. Nach der nicht immer leichten Verteilung auf die Parteien wappneten sich die Ritter, oft recht vorsichtig; unter Musik ging es dann zum Turnierplatz, der von Schranken umgeben war. Der Ruhm des Siegers war groß, aber auch der materielle Gewinn oft nicht gering. Neben dem „turnei durch [um] êre“, das die ritterliche Freude am Kampf am reinsten zeigt, und bei dem man mehr Ehrenpreise, z. B. Sperber, die zuweilen von fürstlichen Damen übergeben wurden, errang, gab es namentlich später das „turnei umbe guot“, bei dem man auf Gewinn ausging. Aus viel späterer Zeit, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, als man das Turnier in modischer Weise wieder eifrig betrieb (vgl. Band II), seien aus einer Turnieransage von 1485 einige bezeichnende Stellen angeführt. Die Ansage beginnt: „Horte, horte, horte (hört). Ir graven, freien herrn, ritter und knecht alle, die morgen stechen wollen durch schoner frauen und hubscher junckfrau(en) gunst willen“ usw. Später heißt es: „Welicher ritter das beste thut, dem wirdet die schonst frau ein danck geben unter hundert gulden. Welicher werder knecht darnach das beste thut, dem soll die hubscht junckfrau auch ein danck geben unter funfzig gulden mynner (minder) oder mehr ongeverlich (wie es sich unabsichtlich ergibt) und will im auch das gantz jar dest freuntlicher zusprechen mit liblichen, schon worten, alß dann itzt der welt sit ist.“ Unter den herbeiströmenden Rittern wollten manche durch ihre Leistungen in den Dienst eines Herrn und damit zu dem ersehnten Ritterlehen gelangen. Während der vollkommene Ritter seine Gefangenen ohne weiteres freizugeben pflegte, waren viele ritterliche Abenteurer darauf aus, Roß und Rüstung des Gefangenen zu erbeuten, und verlangten oft von diesem selbst ein Lösegeld. Da auch ein nicht

geringer Einsatz gefordert war, so hat sich mancher Ritter durch seine Niederlage materiell ruiniert. Auch beim Tjostieren scheint man öfter um Gewinn gestochen zu haben. In einigen Dichtungen setzen Ritter dem, der sie beim Speerstechen besiegt, einen Preis aus.

Aber auch die Minne hat beim Turnier ihre Rolle gespielt. Die Frauen waren schon als Zuschauerinnen wie als Teilnehmerinnen an den die Turniere begleitenden Festen wichtige Personen. Weiter gab es harmlose, galante Turniere zur Ehre der Damen überhaupt. Ferner kämpfte jeder Ritter zu Ehren seiner besonderen Dame, von der er öfter einen Schleier oder ein ähnliches Zeichen am Helm trug, deren Namen er zuweilen auch offen angab. Man hatte endlich Teile des Turniers, in denen die „Frauenritter", die sich ganz dem Dienst einer Dame gewidmet hatten, zu deren Ruhme kämpften. Namentlich aber zur Tjost stellten sich die Frauenritter jedem anderen Ritter. Bei Friesach erwarteten nach Ulrich von Lichtenstein ihrer sechsunddreißig die aus der Stadt ziehenden Kämpfer. Er selbst zog als Frau Venus verkleidet durch die Lande und kämpfte überall zu Ehren seiner Dame. Hier zeigt sich schon der romantische, bizarre Zug, der sich dem Rittertum mehr und mehr anheftete. Er zeigt sich auch in manch anderer phantastischer Gestaltung des Kampfspieles. „König Artus' Tafelrunde" spielte eine Rolle: als solche tat sich eine Gesellschaft auf, die sich, wie bei Ulrich von Lichtenstein, im Ring um ihr Zelt herum angreifen ließ. Zur Tafelrunde konnte nur gehören, wer drei Speere hintereinander auf den König verstochen hatte, ohne zu fehlen. „Einen Gral machen" nannte man später eine solche markierte Veranstaltung.



Bahrprobe. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Freilich gab es nun auch im höfischen Leben und vom Kriege abgesehen eine Gelegenheit, wo sich die Kämpen auf Leben und Tod gegenüberstanden: das war der gerichtliche Zweikampf. Es war die Form des Gottesurteils für die Edlen, während niedere Leute andere Formen bestehen mußten, ein des Mordes Angeschuldigter z. B. die Bahrprobe, bei der er an die Leiche herantrat: deren Wunden sollten beim Nahen des wirklichen Mörders bluten (siehe die obenstehende Abbildung). Schon Tacitus kennt die Verwendung des Zweikampfes als Kampforakel. Die Versuche der Kirche, den Zweikampf durch den Eid zu ersetzen, scheiterten. Bei Burchard von Worms wird das Institut als völlig anerkanntes behandelt. Wenn sich nun auf der einen Seite ein Berufsfechtertum bildete, das für Fürsten, Kinder, Frauen usw. kämpfte, so war das Eintreten für die angegriffene Ehre der eigenen Person oder einer Dame — angeschuldigte Jungfrauen sandten oft Boten aus, einen Kämpen für sie zu werben — selbstverständliche Pflicht des Ritters. Über die Einzelheiten des Kampfes unterrichten neben



zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen wieder die höfischen Dichtungen, die den gerichtlichen Zweikampf öfter ausführlich darstellen; übrigens ist auch an die getreue Schilderung im „Reineke Vos" zu erinnern. Der verleumderisch oder seiner Meinung nach zu Unrecht Angegriffene fordert den Ankläger heraus und gibt ebenso wie dieser seinen Handschuh dem Gerichtsherrn als Pfand, daß er an dem von diesem bestimmten Kampftag erscheinen werde. War ein Kämpfer verhindert, so mußte er einen Stellvertreter schicken. Auf den Gegner zu warten, war nur bis zu einer nicht immer gleichmäßig festgesetzten Stunde zulässig: wer nicht kam, verfiel der Ächtung. Der besiegte Kläger erlitt die Strafe, die sonst dem Beschuldigten gedroht hätte. Das im 13. Jahrhundert noch durchaus anerkannte Verfahren wurde erst durch die neuen Verhältnisse des städtischen Lebens beseitigt.

Der kriegerische Charakter des Rittertums prägte sich auch in der Erziehung (vgl. S. 339 f.) aus. Zunächst ergab sich von selbst die große Wichtigkeit der Leibesübungen, deren Pflege ja altgermanisch, jetzt aber auch mit fremden Zügen durchsetzt war. Das Laufen (Wettlaufen), Springen und andere Übungen trieb man wie vor alters: der Lanzelot Ulrichs von Zatzikhoven z. B. mußte laufen, springen, ringen, Steine schleudern und die Schäfte schießen. Das Schäfteschießen, d. h. das Werfen des Speeres, entspricht dem alten Gerwerfen. Das Springen wurde namentlich durch Springen aufs Pferd geübt. In der unerläßlichen Reitausbildung sodann scheint man eine große Vollendung erstrebt zu haben, wenn man diese auch nicht immer erreicht hat. Dazu traten nun die Waffenübungen, das Schießen mit der Armbrust, das sehr wichtige Fechten mit Schwert und Schild (schirmen), worin besondere Schirmmeister — berühmt waren die irischen — unterrichteten, dann die Vorübungen zum Turnier. Einen solchen Lehrgang für das Tjostieren schildert sehr anschaulich Wolfram von Eschenbach (Unterricht Parzivals durch Gurnemanz). Vom Turnier lernten im übrigen die jungen Knappen am meisten durch Zusehen, wurden aber auch selbst in besonderen Turnieren geübt. Den Abschluß solcher kriegerischen Erziehung bildete die Schwertumgürtung, die swertleite (erst später Ritterschlag genannt). In Frankreich äußerst feierlich (Bad, Nachtwache in der Kirche, Ritterschlag usw.), ging die Zeremonie in Deutschland einfacher vor sich — man hat darin auch einen Beweis für die Eigenart der deutschen ritterlichen Kultur gesehen — und bestand in der Umgürtung mit dem Schwertgehänge und der Überreichung von Schild und Speer. Doch liebte man es, die Schwertleite mehrerer Jünglinge zugleich bei großen Festen, oder wenn ein Fürstensohn die Ritterweihe empfing, vorzunehmen.

Wie Kriegen und Kämpfen war dem Ritter naturgemäß nicht minder die Jagd eine gern gepflegte Beschäftigung, allerdings auch jetzt noch nicht ohne das praktische Motiv der Nahrungsbeschaffung. Die zum Teil wildreichen Wälder lieferten im Winter fast allein das frische Fleisch. Aber von dieser nützlichen Seite abgesehen, Jagdruhm war dem Ritter fast so wert wie Kampfesruhm und die vollkommene Beherrschung aller Jägerkünste und der Jägersprache dem höfischen Manne ebenso notwendig wie die der Turnierbräuche und der Turniersprache. Der Jüngling übte, wie etwa Parzival, zuerst auf der Jagd, an der er schon früh teilnahm, das Waffenhandwerk. Wir haben für die Jagd wieder zahlreiche Schilderungen in den höfischen Dichtungen. Sie belehren uns über den schon damals meist grünen Anzug der Jäger, die Jagdausrüstung, zu der auch das Horn gehört, die Jagdwaffen (Spieß, Wurfspeer, Bogen, der erst allmählich durch die Armbrust verdrängt wird), das Jagdpersonal (insbesondere den Jägermeister), über die getreuen Gehilfen, die Hunde (Leithunde, Windhunde), ebenso endlich über das Jagdzeremoniell (z. B. über die Curîe, das kunstgerechte Zerlegen der

Jagdbeute, Gottfried von Straßburg). „Birsen, beizen unde jagen“, die Pirsch, die Falkenjagd und die Hetzjagd, waren die verschiedenen Arten der Jagd, die wichtigsten Jagdtiere, wie vor alters, der Eber (das Wildschwein) und der Hirsch. Besondere höfische Spezialität war die Falkenbeize. Jakob Grimm sah sie für eine altnationale Übung an. In der älteren nordischen und deutschen Poesie wie schon in den späteren deutschen Volksrechten spielt der Falke eine Rolle, ein Jäger mit Habicht wird von Widukind erwähnt, und deutsche Falken und Habichte wurden früh von fremden Fürsten begehrt. Es scheint indessen, als ob die Germanen diese Jagdart, die Cäsar, Plinius und Tacitus nicht erwähnen, von Osten her empfingen und sie dann den Romanen brachten (vgl. S. 29). Immer aber blieb sie ein Sport der Vornehmen, der seine aristokratische Ausbildung dann wohl allerdings wieder wesentlich bei den Franzosen fand. Das Interesse für ihn zeigt das Werk, das Kaiser Friedrich II. „über die Kunst, mit Vögeln zu jagen“ verfaßte. Ferner hat der gelehrte Albertus Magnus einen Traktat „über Falken, Sperber und Habichte“ geschrieben. Auch spätere Nachfolger belehren uns über die verschiedenen Arten der Falken, über ihre Dressur, über die Falkner, auf die viel ankam, wie über die Jagd selbst. Die nebenstehende Abbildung stammt erst aus späterer Zeit, beweist aber, wie lange diese Jagdart, die ihre Blütezeit im 13. Jahrhundert hatte, beliebt blieb. Hier tritt nun auch das weibliche Geschlecht, das am Turnier nur einen dekorativen Anteil haben konnte, mehr hervor. Der Falke ist der edlen Frau Liebling: Kriemhilds Traum, „wie sie züge einen valken starc schoen unt wilde“, ist bekannt. Manche Darstellungen zeigen uns die Frauen hoch zu Roß mit einem Falken auf der Hand.



Falkenjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau“, Frankfurt a. M. 1583, Exemplar der Universitätsbibliothek in Jena.

---

Das führt uns auf die Stellung der Frau innerhalb der ritterlichen Kultur. Sie ist es, die die kriegerische Kultur erst zu einer höfischen, zu einer gesellschaftlichen gemacht hat. Ihre maßgebende Rolle bewirkt zugleich den ästhetischen, den Schönheitscharakter dieser Kultur. Die Frau wird mit einem Male fast zum Mittelpunkt des modisch-höfischen Lebens. Sie wird schließlich — freilich nur theoretisch — die Herrin des Mannes; die extremsten Vertreter des höfischen Treibens gehen im „Frauendienst“ auf. Wieder waren es französische Einflüsse, die diesen Wandel der deutschen Frau zur höfischen Dame herbeiführten, aber ganz unvermittelt kam sie doch nicht zu jener Rolle. Man braucht nicht auf die altgermanische Frauenverehrung zurückzugehen: auch im eigentlichen Mittelalter erscheint



die Frau gerade in kultureller Beziehung dem Manne überlegen (vgl. S. 238 und sonst). Es bleibe unentschieden, ob jene besser gebildeten vornehmen Frauen nicht früh auch die gesellige Sitte beeinflußten: jedenfalls waren viele Frauen dieser Schicht zur Aufnahme jener westlichen Einflüsse fähiger als die große Mehrzahl der Männer. Was jetzt hinzukam, das waren die galanten und eleganten Allüren. Die Annahme neuer Kleidermoden (siehe die Abbildung S. 332) und ähnlicher äußerlicher Dinge war den hierin immer gelehrigen Frauen ein Kleines, aber ebenso sind die französischen Redensarten und Verkehrsformen wohl ziemlich rasch auf sie übergegangen. Und auch der schwierigste Übergang, der von einfacher, höchstens etwas gelehrt verbrämter Natürlichkeit zur Sentimentalität, ist von manchen höfischen Frauen den Französinnen nachgemacht worden. Freilich, die alte gefestete Organisation des deutschen Hauses wurde kaum durchbrochen. Dem Gatten gegenüber blieb die Frau, wie noch der tyrannische Erec Hartmanns von Aue zeigt, durchaus untergeordnet, fast zum Gesinde gehörig; zur Verlobten, zur Hausfrau blieb das alte nüchterne Verhältnis im wesentlichen bewahrt. Der Besitz wird wie früher am meisten geschätzt, geschäftsmäßig kamen die Ehen (vgl. S. 348) zustande, in denen nachher der Gatte nicht immer der Nachgiebige war; „er soll ihr Herr sein über Leib und Gut“, sagt der Meißner, und Reinmar der Zweter empfiehlt als Mittel gegenüber einer bösen Frau den Knüttel. Die Mädchen ferner traten aus der häuslichen Sphäre auch jetzt nur wenig heraus, und wo wir Spuren ihrer Teilnahme am gesellschaftlichen Leben haben, wird ihnen doch besonders züchtige Zurückhaltung auferlegt.

Was aber die Herrschaft der Frau herausbildete, das war die neu überkommene Anschauung von der Minne, vom Frauendienst. Es gibt Forscher, die für den deutschen Minnesang von Anfang an lediglich romanische Vorbilder annehmen. Geht dies viel zu weit, so darf überhaupt für die erste Entwickelung des Minnesanges wie des Frauendienstes in Deutschland eine gewisse, in den gleichen Lebensverhältnissen begründete Selbständigkeit festgestellt werden. Schon Heinrich von Melk kennt das Lobpreisen der Frauen seitens der deutschen Ritter, also für die Mitte des 12. Jahrhunderts. Im ältesten, lateinisch abgefaßten und in klösterlicher Sphäre entstandenen Ritterroman „Ruodlieb“ (11. Jahrhundert) gebärdet sich der Jüngling noch ziemlich ungeschliffen, aber das Mädchen verrät schon einen Zug der Herrin, wenn es, obwohl im Scherz, verlangt, er solle ihr Tag und Nacht dienen. Von der Frau wird auch schon feineres Benehmen gefordert, und man behandelt sie ehrerbietig. Lange scheint allerdings beim Ritter noch ein roh-sinnlicher Zug vorherrschend gewesen zu sein. Anfangs hatte das Bauernmädchen ihm häufig genug gefallen. Nun trat nach französischem Vorbild die verheiratete Frau stärker in das gesellig-höfische Leben. Das Überfeinerte des französischen, etwa gegen das Jahr 1200 in Deutschland stärker eindringenden Frauendienstes, das entsagende Schmachten, mußte den deutschen Herren ganz unverständlich sein: die Folge war die Fortsetzung des früheren Treibens, nur richtete man die Begierde auf die Frauen des eigenen Kreises. Die Frau spielte noch nicht die Rolle der Herrin: man renommierte jetzt mit seinen Erfolgen, und im 12. Jahrhundert werden in Strophen der frühesten ritterlichen Lyriker, die Frauen in den Mund gelegt sind, diese als der werbende Teil hingestellt. Die damalige Anschauung zeigt ein kurzes Gedicht, in dem es heißt: „Ich habe manchen Mann gesehen, der von keiner anderen Minne weiß, als daß er wähnt, die Frauen seien in seinen kräftigen Leib verliebt. Da kommt aber ein anderer, der ist noch etwas länger als jener, und meint, er solle darum die Liebe haben.“ Charakteristisch ist auch die Schilderung Heinrichs von Melk von der ritterlichen Unterhaltung über die

„Weiber“. Man darf ferner an einen Brief Innozenz' III. an den Bischof von Regensburg vom Jahre 1209 erinnern, der über die Ehebrecherei der Ritter klagt. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hatte auch eine gewisse Korruption der verheirateten Frauen vorbereitet. Dazu kamen das damals ungebundene natürliche Genußleben und die frische Kraft der Menschen jener Zeit. Auch nach dieser Seite war sodann das Beispiel der Romanen, die die Reinheit der Ehe von jeher nicht allzu hoch geschätzt hatten, von Einfluß; auf den Kreuzzügen sahen die deutschen Ritter genug von pikanten Abenteuern der französischen Damen. Endlich wirkten lange Abwesenheit des Gatten und die Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens, deren Unterbrechung leicht Ausgelassenheit hervorrief, verderblich.



Kostümbild (Die „Hochfart“, Superbia). Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. (Trotz der Anlehnung der Figur an die Schilderung in der „Psychomachia“ des Prudentius doch kostümgeschichtlich in Einzelheiten Zeitbild.) Vgl. Text S. 331.

Aber mehr und mehr folgte der Deutsche seinem bewunderten Vorbild: der Frauendienst ward, idealer aufgefaßt, zu einer standesmäßigen, konventionellen Sitte, die „Minne“ trat in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Man hat den romanischen Frauendienst, der ursprünglich in der Provence heimisch war, aus dem ritterlichen Marienkultus herleiten wollen, schwerlich mit Recht. Der Kultus „unserer lieben Frau“ hatte sich namentlich in den Kreuzzügen außerordentlich gesteigert: sie war die Patronin der Kreuzfahrer. Die religiöse Begeisterung der Ritter wendet sich ihr am liebsten zu, besonders im 12. Jahrhundert. Zugleich schmückt sie der weltliche Sinn der Ritter mit irdischem Glanz, und aus der einfachen, schlichten Magd wird die strahlende Himmelskönigin. In französischen Marienlegenden erscheint sie fast als ritterliche Dame, der man seine Minne weiht. Kommen so in die Marienverehrung Züge des weltlich-sinnlichen Liebeslebens, so wirkt anderseits diese steigende Verehrung doch kaum auf die Schätzung der irdischen Frauen ein. Maria wurde zu den verheirateten Damen sicherlich nicht in Beziehung gesetzt, und auch die teilweise mystische Auffassung des Frauendienstes geht nicht auf den Marienkult zurück. Wohl aber ist hier das gesteigerte religiöse Empfindungsleben der Zeit an sich von Einfluß. Dieses Gefühlsleben, das gegenüber jenen mehr äußerlich starken Formen des Ausdrucks (vgl. S. 187 ff.) jetzt innerlich tiefer griff und gewaltiger aufregte, trug nicht nur dazu bei, auch das weltliche Empfindungsleben zu steigern und zu vertiefen: es handelt sich auch um eine an das verstiegene religiöse Gefühlsleben anknüpfende Vergeistigung der Liebe. Wie in geistlichen Kreisen die Erscheinung eines verzückten mystischen Liebeslebens, sei es der Nonnen mit Jesus, sei es der Mönche mit der Jungfrau, auftrat, so entwickelte sich in höfischen Kreisen an Stelle der natürlichen, frischen „Maibuhlschaft“ die phantastische Übung eines fingierten Minnetums unter dem Zeichen tatsächlicher Entsagung vielleicht unter dem Einfluß der Askese. Anderseits steigerte sich die Frauenverehrung zu einem fast religiösen Kult, stand freilich mit den Idealen der Weltverneinung schon an sich in Widerspruch.



Im wesentlichen war das alles eine romanische Erscheinung. Aber sie griff nun nach Deutschland hinüber. Auch hier trug der Frauenkultus zum Teil fast einen religiösen Charakter, wie z. B. beim Winsbeke. Der höfische Ritter mußte sich also eine Herrin erkiesen, der er verschwiegen allewege diente, deren Zeichen, z. B. Schleier oder Ring, er trug, für die er im Turnier kämpfte oder um derentwillen, was meist auf Hindernisse der Liebe deutete, er in den Kreuzzug zog. Er mußte mit spärlichen Zeichen der Huld vorliebnehmen, sich in Zweifel und „sehnender Not“ verzehren, alle möglichen Launen oder gar gänzliche Nichtachtung ertragen. Daß aber der Lohn für diesen ganzen Dienst trotz alledem auch jetzt häufig ein sinnlicher war, steht fest und wird auch nicht selten offen ausgesprochen. Was uns die Epen schildern, vor allem „Tristan und Isolde“, sind ungebundene Liebesabenteuer: die Lyrik drückt sicherlich nicht nur die Sehnsucht einer unsinnlichen Liebe aus, und für die Lehrgedichte ist die Unterweisung der Tochter durch die Mutter in der „Winsbekin“ bezeichnend. Anderseits scheint der in romanischen Ländern geübte enthaltsame Brauch des Beilagers, „ohne der Liebe zu pflegen“, auch bei uns vorgekommen zu sein. Aber die nächtlichen Zusammenkünfte boten in jedem Falle Gefahr. Um sie entfaltet sich ein förmlicher höfischer Apparat: hier die Merker, die neidischen Aufpasser, dort die Freunde oder der (von manchen als unpassend angesehene) treue Wächter, die die Liebenden bei Anbruch des Tages warnen. Es hat sich daraus, wieder unter provenzalischem Einfluß, das Tagelied entwickelt, dessen Ursprung aber vielleicht weiter zurückliegt. Die bizarre, gekünstelte Form, die das ganze Treiben bei den provenzalischen Troubadours mit ihrer vierstufigen Liebeskunst, der langjährigen Probezeit, dem völlig ausgebildeten Vasallenverhältnis erhielt, hat nun allerdings ebensowenig wie die Sucht, über die Minne zu reflektieren und zu disputieren, sich in Deutschland einbürgern können. Aber zu phantastischen Auswüchsen ist es auch bei uns gekommen (siehe die Abbildung S. 334). Beweis ist der „Frauendienst“ Herrn Ulrichs von Lichtenstein. Unter dem Zeichen der Frauenherrschaft an sich steht jedoch die ganze höfische Gesellschaft. Von den Frauen kommt alle Freude; Walter von der Vogelweide kündet begeistert ihr Lob.

Man darf nun nach dem oben (S 331) Dargelegten durchaus nicht annehmen, daß die Frauen in der Regel leichtfertig waren: bei sehr vielen war das Mitmachen einer konventionellen Mode das einzige Motiv, wie ja auch der berufsmäßige Sänger nur rein konventionell die Herrin pries und ihr huldigte. Anderseits ist der Versuch, nachzuweisen, daß man keineswegs seinen Dienst nur verheirateten Frauen gewidmet habe, daß es sich daher auch nicht um eine Mode, sondern um ein gesundes und inniges Liebesleben zwischen jungen Leuten mit der Ehe als Ziel gehandelt habe, nicht als gelungen anzusehen. Natürlich ist man zu weit gegangen, wenn man jede gesunde Leidenschaft ausschied, sicher ist auch, daß Mädchenminne vorkam, freilich nicht als Regel: aber die wesentlich konventionelle Färbung des ganzen Minnedienstes bleibt bestehen, ebenso allerdings jener Zusammenhang mit dem derben Sinnenleben der Zeit. Die Herrschaft der Frau wirkte in erster Linie auf das gesellschaftliche Benehmen. Allzu groß darf man sich freilich diesen Einfluß nicht vorstellen. Auch die Frau des modischen Ritters führte in der Hauptsache doch jenes abgeschlossene Burgenleben der übrigen Frauen, vor Verführung ängstlich behütet, namentlich wenn der Eheherr abwesend war: nur zu den großen höfischen Festen und Turnieren trat sie hinaus, um dann allerdings gefeiert zu werden. Die Männerwelt mußte jetzt verstehen, ihr gesellschaftlich zu huldigen; höflich und galant zu sein, wurde schon dem Knappen eingeprägt, das „süße Sprechen“ Damen gegenüber (wider diu wîp) jungen Leuten empfohlen. Und Reinmar von

Zweter macht die Minne zur Lehrerin der milte, der tugent und ritterlichen Gebarens. Die rohe Männerunterhaltung wurde zu einer feinen gesellschaftlichen Unterhaltung mit Damen, deren Hauptgegenstände die Ritterschaft, die Minne wie die Kunst, diese zu gewinnen, waren, und die durch Erzählungen und Gesang belebt wurde.



Ein Liebender wird von seiner Dame gefesselt. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Zugleich Bildnis des Minnesängers Bruno von Hornberg. Vgl. Text S. 333.

---

Führte diese Formung des gesellschaftlichen Benehmens, wie wir noch sehen werden, in letzter Linie eine ästhetische Schulung herbei, so hat die beherrschende Rolle der Frau dem Ritter überhaupt einen ästhetischen Charakter aufgeprägt. Das Schönheitsgefühl wird außerordentlich verfeinert. Bisher sah man mit germanischen Augen. Der kraftvolle und untadelhafte Wuchs des Mannes wurde gepriesen, die Schönheit bestand in der Größe und Stärke. Auch das blitzende, große Auge, das blonde Haar und die weiße Haut gehörten von altersher dazu. Von dem Aussehen der Frauen aber, die oft als starke, heldenhafte oder kräftige, gesunde Frauen, zuweilen mehr männlich geartet erschienen, wurde überhaupt nicht viel Wesens gemacht. Jetzt dagegen üben die romanischen Anschauungen ihre Gewalt aus: eine zarte Frauenschönheit ist nun das gepriesene Ideal. An die Frauenschönheit werden ganz bestimmte, dem höfischen Geschmack entsprechende Anforderungen gestellt, die freilich zum Teil schon in älteren Schilderungen schematisch (Haar, Haut, Mund) wiederkehren. Vor allem wird jetzt biegsame Schlankheit begehrt, die „Taille“ tritt auf, aber noch sanft und ohne jene Einschnürung, wie sie später mit dem 17. Jahrhundert Mode wurde. Zart und weiß soll das Gesicht sein, überhaupt die ganze Haut, der Kopf mäßig gerundet, frei die Stirn, leuchtend und ausdrucksvoll das Auge, nicht zu lang die Nase, weiß und klein sollen die Zähne sein, klein die Ohren und der Mund, aber schwellend die roten Lippen, rund und rosig blühend Wangen und Kinn. Das Haar wird gern krausgelockt getragen. Romanische Brünettheit macht aber den blonden, namentlich



den goldgelben Haaren und den blauen Augen den Rang nicht streitig. Es stecken eben in dem verfeinerten romanischen Schönheitsideal auch deutsche Elemente: das germanische Blut macht sich in dem französischen Adel noch geltend. Die Büste wünscht man anmutig gerundet, den Busen jungfräulich, die Arme lang und voll, die Hände, denen schon damals aristokratische Pflege in reichem Maße zuteil wurde, und die ein gewisses Abzeichen der Vornehmheit bildeten, klein und zart, die Finger lang, die Füße, in enge und spitz zulaufende Schuhe gezwängt, klein, aber schön gewölbt. Von solcher Frauenschönheit wissen die Dichter nicht oft genug zu singen; namentlich bei den späteren sind uns solche Schilderungen in vollem Zusammenhang erhalten. Begeistert preist Walter von der Vogelweide die sonnenhafte Schönheit einer vornehmen Frau: „Der Mai mit allen Wundergaben kann nichts so Wonnigliches haben wie ihr gar minniglicher Leib: Wir lassen alle Blumen stahn und gaffen an das werte Weib.“ Das weibliche Schönheitsideal beeinflußt sogar das männliche. Im „Nibelungenlied“ werden die Helden noch als starke, „waetliche“ Männer gepriesen. Schon in der „Wiener Genesis“ zeigt sich in der Schilderung männlicher Personen zuweilen der neue höfische Einfluß, so in derjenigen Josephs: „schön wie die wonnesame Blume“. In der eigentlich höfischen Zeit aber finden wir geradezu weibliche Maßstäbe für männliche Schönheit, außer etwa bei Walter von der Vogelweide. An Tristan werden die schönen Hände in den damals konventionellen Ausdrücken gepriesen als „weich und linde, kleine, lanc“, sein ganzer Körper wird wie der eines jungen Mädchens beschrieben, ebenso der Körper Flores. Der rosenrote Mund wird besonders betont. Die modische Haartracht, die langen Locken, die Bartlosigkeit und der lange, bis zu den Füßen gehende, oben sich anschmiegende Rock — denn gewappnet war der Ritter natürlich durchaus nicht immer (vgl. S. 320) — lassen es bei den bildlichen Darstellungen noch des 14. Jahrhunderts, die mit der Herausarbeitung des weiblichen Ausdrucks aber sicher nicht der Natur folgen, oft zweifelhaft erscheinen, ob wir ein männliches oder weibliches Wesen vor uns haben. Schönheit ist endlich wie Geist und Sitte an sich nur bei Vornehmen zu finden. Der Niedere ist klein, ungeschaffen, plump.

Das Gefühl für die schöne Form modelt nun weiter die Sprache: es schwindet aus ihr das Eckige, für das feinere Leben Ungeeignete. Man lernt rasch nicht nur die Verkehrssprache nach französischem Muster gewandt handhaben, man gewinnt sehr bald auch Geschmack an dem Wohllaut zierlicher Dichtung, die eine so wesentliche Rolle in der ritterlichen Kultur der Romanen spielte. Der frauliche Zug der Zeit und das erotische Empfindungsleben hoben zugleich den Sinn für Poesie. Während im skandinavischen Norden noch die gewaltigen Edda-Dichtungen ausklangen, brachte Deutschland aus seiner dichterischen Volkskraft seit längerer Zeit wenigstens nichts mehr an die Oberfläche: die auf einer romanisierten Kultur beruhenden, mehr oder weniger schulmäßigen Dichtungen der Geistlichen beherrschten das Feld. Auch in der neuen weltlichen Dichtung, die nun hervortritt, gingen die Geistlichen voran (vgl. S. 308). Nur in Österreich lebte die nationale Dichtung noch einmal auf. Einerseits begann man die alten Heldenlieder zu großen epischen Dichtungen, die in der Form nun schon den höheren Geschmack verraten, zu gestalten und schriftlich zu überliefern, das „Nibelungenlied“ vor allem, anderseits entwickelte die ritterliche Gesellschaft auf volkstümlicher Grundlage und unabhängig von der damaligen französischen Dichtung eine heimische, aber ebenfalls kunstvoller gestaltete Liebespoesie (trûtliet), die schon für die Unterhaltung, den Vortrag bestimmt war. Auch hier siegte aber die modische Dichtung Frankreichs (vgl. S. 316): die

neuen Romane drängten die nationalen Epen in die Hände niederer Dichter; die französische Minnedichtung kam namentlich wohl durch Reinmar von Hagenau nach Österreich. Vom Nieder- und Mittelrhein her hatte Frankreichs Dichtung im 12. Jahrhundert ihren Siegeszug begonnen. Und während in Niedersachsen noch der alte Spielmann herrschte, fand nach französischem Muster namentlich die Epik am Thüringer Hofe bald glänzende Pflege, die Lyrik besonders an den staufischen Höfen und jetzt auch am österreichischen. Aber über das bloße Nachahmen hinaus schuf der mehr und mehr geschulte und schnell sich entwickelnde künstlerische Sinn eine formglatte, graziöse Kunstpoesie, die der deutschen Sprache zum erstenmal einen literarisch-ästhetischen Charakter gab. Aus der ritterlichen Gesellschaft, an die sich schon seit dem 11. Jahrhundert die Dichter vornehmlich wandten, erstanden nun nach der Anfangszeit passiver Teilnahme auch-zahlreiche Schaffende; charakteristischerweise sind es ihrem Stande nach in der Mehrzahl Ministeriale, die eigentlichen Träger der deutschen höfischen Kultur.

Als ersten hervorragenden Vertreter der höfischen Poesie haben die späteren Dichter selbst Heinrich von Veldeke gepriesen, der den französische Kultur vermittelnden Niederlanden entstammte (vgl. S. 314). Seine Schüler sind Hartmann von Aue wie Wolfram von Eschenbach gewesen. Man war abhängig vom französischen Kunstepos, aber doch keineswegs ohne Eigenart (vgl. S. 316). Und in der Lyrik erhob sich über die fremden Einflüsse hinaus ein Dichter wie Walter von der Vogelweide zu einer Größe, wie sie erst Goethe wieder erreichte. Es entstand eine hochdeutsche Schriftsprache, die noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts für die Niederdeutschen unter Umständen schwieriger zu verstehen war als das Lateinische, in der dann aber bald selbst niederdeutsche Fürsten zu dichten versuchten (vgl. S. 318f.). Es hat den beiden größten Dichtern, Walter (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Walter von der Vogelweide") und Wolfram, an tiefem Innenleben, an erhabenen Gedanken, an großen Zielen gewiß nicht gefehlt, einem Walter, der in seinen Sprüchen den verachteten Fahrenden zuerst gleich tat, wie diesen auch nicht an kampffreudiger Gesinnung gegenüber den Übeln seiner Zeit und an loderndem Patriotismus, aber doch war der Wirkungskreis der höfischen Dichtung im allgemeinen ebenso beschränkt, nämlich nur auf den Ritterstand berechnet und dessen Ideale preisend, wie die Wirkung auf diese exklusive Schicht selbst oberflächlich, wie die Form meist künstlich und nachempfunden war. Diese ästhetische, musikalische und dichterische, Zutat war eben ein obligatorisches Element der ritterlichen Kultur: es ist, um dies neue modische Bedürfnis zu befriedigen, ein förmlicher Sängerberuf entstanden. Das Schönheitsbedürfnis verlangte naturgemäß auch eine Pflege der bildenden Kunst, die sich, über die Kleinkunst hinaus, freilich nur langsam weltlichen Aufgaben zuwandte. Die Liedersammlungen schmückten alsbald Miniaturen, von der malerischen Ausstattung der Wohnung werden wir noch (S. 344) hören. Der Stoffkreis dieser Kunst entspricht dem der Dichtung.

Die ästhetische Durchbildung des höfischen Deutschen müßte nun auch bezüglich des Gefühls für die Schönheit der Natur eine Wirkung geübt haben. Der spezifisch geistlich fühlenden Schicht war die Natur ja in erster Linie in ihrer christlich-symbolischen Verwendung von Wert (vgl. S. 365f.). Die Landschaft wird in der geistlichen Kunst nur schablonenhaft angedeutet. Aber auch in der weltlichen Dichtung erlebte das Naturgefühl, das ja schon früher (vgl. S. 189ff.) keineswegs gering war, im ganzen keine große Verfeinerung, obgleich Frauen- und Naturschönheit die Hauptvorwürfe der Sänger waren. Immerhin schritt man gegenüber der Dichtung der Geistlichen, bei der am meisten noch die Vergleiche mit der Natur in den Marienliedern in Betracht kommen, weiter fort. Zur Höhe der




Walter von der Vogelweide.

Nach der großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrh.), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.

provenzalischen Troubadours, die ein sehr ausgebildetes persönliches Naturgefühl zeigen, sind die Deutschen aber nicht gedrungen. Jene haben in dieser Beziehung stärkeren Einfluß auf Italien gehabt. Auch für die ritterliche Gesellschaft gilt sonst das (S. 189 ff.) für die frühere Zeit Gesagte. Vor allem zeigt auch sie noch die germanische unmittelbare Naturkindschaft, das naive Mitleben mit der Natur. Der Aufenthalt im Freien war viel mehr Bedürfnis als heute (vgl. S. 345). Mit innerster Freude drängt man in die Frühlingsnatur. Der Sommer sieht oft ein tagelanges, völlig freies Waldleben in Zelten mit blumensuchenden weiblichen und jagenden männlichen Teilnehmern. Tänze im Freien, Mahlzeiten im Freien, in Lauben oder unter Bäumen, sind selbstverständlich, und ähnliche Reize hat das Umherschweifen auf der Jagd. Es ergibt sich daraus ein liebevolles Verhältnis zur Natur, das anderseits noch mit der alten abergläubischen Scheu vor den großen Naturgewalten durchsetzt ist. Diese naiv-frische Naturfreude kennt natürlich auch jetzt nur einen einfachen Naturgenuß. Man jubelt über den Einzug des Frühlings, klagt über den Winter; weiter bilden der Wald, die Linde, die grüne Heide, die Blumen im Grase, der Gesang der Vögel das fast stereotype Inventar, mit dem der Mensch der Minnezeit den Ausdruck seiner Naturfreude ausstattet. Auch in dem schönsten derartigen Liede Walters von der Vogelweide, eines Dichters, der doch weit herumgekommen war, „Unter der Linde", ist der Apparat der gleiche. Unter den Blumen spielen bei den Dichtern namentlich zur Farbenbezeichnung Rose und Lilie die alte Rolle. Noch ist aber vor dem Blumengarten der zuweilen mit ihm verbundene „boumgarte" (vgl. S. 140) bevorzugt, für den in einer eigentlichen Bergburg freilich oft kein Raum blieb, und der dann in der Nähe, etwa auf einem Anger vor der Burg, angelegt war. Die Art und die Pflanzen des Gartens im 13. Jahrhundert im allgemeinen lehrt uns übrigens Albertus Magnus kennen. Das landschaftliche Empfinden überhaupt, das wir früher (S. 190) den Quellen entsprechend bei Geistlichen fanden, hat sicherlich auch der ritterlichen Gesellschaft nicht gefehlt. Die Sitze in den Fensternischen der Burgen deuten darauf hin, daß man sich an dem weiten Blick in die Landschaft erfreut hat. Ein feineres Naturgefühl ist nun aber auch insofern vorhanden, als die Dichter ihr inneres Leben mit der Natur in Verbindung setzen, weit stärker, als wir es schon für die verflossene Zeit ersehen konnten. Jakob Grimms Urteil, daß die Natur für die mittelhochdeutschen Dichter nur Staffage sei, ist daher kaum haltbar. Mensch und Natur stehen miteinander in persönlicher Beziehung, das beweist insbesondere Walter: die Natur erweckt im Menschen Stimmung. Auch im höfischen Epos zeigt sich zuweilen ein höheres Naturgefühl, etwa bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Bei jenem spricht sich schon in den Vergleichen reiche Naturkenntnis aus; aber er vertieft auch durch Bezugnahme auf die Natur seine Charaktere. Mit vollen, üppigen Farben weiß Gottfried die Natur zu schildern, aber auch ihren Widerglanz im Menschen. Das Liebesleben Tristans und Isoldes steht mit der Natur in innigem Zusammenhang. Meist gekünstelt dagegen ist die Naturbeschreibung der sonstigen höfischen Epen. Sie führen eine phantastische, im Grunde aber doch auf jenem kleinen Apparat beruhende Naturwelt vor.

---

Der überall hervortretende ästhetische Sinn, das Schönheitsbedürfnis, beeinflußt nun aber auch die Menschen in ihrem täglichen Leben, einmal in ihrem Sichgeben, im gesellschaftlichen Verkehr, sodann in der Lebenshaltung. Für jene Seite ist die Forderung der mâze, des Taktes, der Selbstbeherrschung, des Unleidenschaftlichen, der Vermeidung alles Anstößigen, charakteristisch. Im Lobe der mâze sind die Dichter, besonders die

Lehrdichter, einig. Im „Welschen Gast“ bekämpft ein ganzes Buch die „unmâze“ und „uebermâze“. Der Gefühlsausdruck, der früher oft gewaltig herauskam (vgl. S. 188), muß sich jetzt in unauffällige, glatte, zierliche Formen kleiden, wenn auch das Schreien und Jammern bei Trauer und Schmerz bestehen bleibt und eine starke Erregbarkeit des Gefühls nach wie vor zu bemerken ist. Man durfte sich aber nicht geben, „wie ungeschlachte Leute tun“. Recht schwer kam die Deutschen die ebenfalls durch jene Forderung ausgesprochene Beherrschung im Genuß an, namentlich nach der Seite des Trunkes. Der Franzose hat hier damals genau so erzieherisch gewirkt wie später gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts, beide Male freilich nicht auf die Dauer und nicht allgemein. Auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Anstandes ist das Allermeiste immer fremdes Gut gewesen. Ging das Prinzip der mâze auf Vermeidung alles Unästhetischen, so erforderte die Ästhetisierung der gesellschaftlichen Bildung auch positiv die Vollendung in einer Reihe von Fertigkeiten, die man auch wieder den „galanten Exerzitien“ des 17. Jahrhunderts gleichstellen kann. Es kam vor allem auf Erlangung einer untadelhaften „conduite“, wie man um 1700 sagte, an, die man (vgl. S. 310) jetzt „hövescheit“ nannte. Es war eine formale gesellschaftliche Bildung nach französischem Muster. Ihr Ursprungsort war, genau wie später, der Hof, ihr Gegensatz die „dörperheit“.

Zur „hövescheit“ kam man durch „Zucht“. Von Kindheit an, durch Einprägung der Vorschriften der Tischzuchten, die noch gegen sehr unmanierliche Sitten kämpfen müssen, sowie weiterer Anstandsregeln, durch fortwährende Belehrung seitens der Erzieher, durch das Vorlesen der Heldengeschichten, durch gutes Beispiel und Strafe wird an dem werdenden Ritter herumdressiert. Es gab, wie die Lehrgedichte, insbesondere der „Welsche Gast“ des Thomasin von Zirklaria und der „Winsbeke“ und die „Winsbekin“ zeigen, eine große Menge von Vorschriften für die Körperhaltung, für den Anzug, für das Benehmen bei Tische, Regeln, die zum Teil heute noch gelten, für das Tragen der Waffen, für das Fechten, Reiten und Jagen, auch hinsichtlich der Jägersprache, weiter für die Unterhaltung, z. B. über das Schweigen zu rechter Zeit, überhaupt für den gesellschaftlichen Verkehr, für die Umgangsformen, namentlich bezüglich des ehrerbietigen Benehmens gegen die Damen, die ihrerseits nicht minder mit Anstandsregeln, z. B. bezüglich ihres Ganges, ihres Blickes, belastet waren. Die fortwährende Betonung aller dieser größtenteils fremden Regeln erklärt sich hauptsächlich aus der allzu großen Bereitwilligkeit der Ritter, in das alte zuchtlose Treiben zurückzufallen. Diese polizeiliche Seite der Anstandslehren zeigt sich auch später in fast noch höherem Grade. Der Zwang der äußeren Haltung überhaupt (vgl. S. 189) tritt uns in den bildlichen Darstellungen das ganze Mittelalter hindurch entgegen. Weiter war die Erlernung bestimmter geselliger Künste und feinerer Spiele wichtig. Das seit altgermanischer Zeit mit Leidenschaft geübte Würfelspiel war aus der höfischen Unterhaltung theoretisch verbannt, blieb freilich, wie die Warnungen der Lehrschriften beweisen, nur allzu sehr im Schwange; gern gesehen waren dagegen die Brettspiele, vor allem das königliche Schachspiel (vgl. S. 299), in dem auch die Jugend früh unterwiesen wurde. Die Schachfiguren und entsprechend das Spielbrett waren übrigens weit größer als heute. Dazu kamen Kugel- und Ballspiel, letzteres mehr von den Bauernmädchen im Freien gespielt, aber doch auch bei höfischen Damen nicht verpönt, und einige Gesellschaftsspiele. Aber beliebtere Unterhaltung war doch der Tanz, dessen höfische Arten, im Gegensatz zu den gesprungenen Reigen der Bauern, wieder erlernt sein wollten. Wir wissen über sie freilich wenig, eine Schilderung bietet der „Meier Helmbrecht“. Der mehr ein Schreiten oder Treten darstellende Tanz, zu dem ein Tanzlied gesungen wurde, fand meist nach dem Buhurt



abends im Saal, doch auch im Freien statt. Für die obligate Dichtkunst sodann mußte man wenigstens Interesse bekunden, namentlich die Frauen. Das Versemachen gehörte mit zu den ritterlichen Künsten. Die musikalische Ausbildung scheint nicht gering gewesen zu sein: oft waren die Frauen, die sich auf ihr „wolsingen“ bald etwas zugute taten, die Lehrmeister, sonst die Spielleute. Im „Singen und Saitenspiel“ werden viele Helden der Dichtung schon in der Jugend unterrichtet und zeigen sich bald bewandert. Von den vielen Instrumenten sind die wichtigsten die vîdel und die alte Harfe. Harfin unde sêtin klingen läßt Eilhart von Oberge den jungen Tristan neben den sonstigen geselligen Fertigkeiten und den körperlichen Künsten erlernen. Bei Gottfried von Straßburg lernt Tristan videln unde symphonîen, harphen unde rotten, lîren unde sambiût (ein Saitenspiel). Meist wurde der Gesang in den höfischen Kreisen von der Fiedel begleitet.



Diktierender Minnesänger (Bligger von Steinach). Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Der Schreiber oder Spielmann trägt die Lieder in die Pergamentrolle ein.

Auf die Erlangung der hövescheit ist die Erziehung überhaupt zugeschnitten. Sie muß auch möglichste Beherrschung der feinen Gesellschaftssprache, der französischen, zum Ziele haben, obgleich anderseits eben nach französischem Vorgang sich jetzt eine größere Wertschätzung der Muttersprache, die man freilich fein „mit zühten“ sprechen sollte, zeigt, wieder wie in der französierten Zeit um 1700. Die Kenntnis des Französischen ist doch wohl verbreiteter gewesen, als man nach einigen vielleicht mißverstandenen Dichterstellen anzunehmen pflegt. Wolfram von Eschenbach z. B. redet zwar davon, daß er nicht besonders Französisch sprechen könne, aber er hat doch seine französischen Vorlagen verstanden. Ebenso steht es wohl auch mit der für die Ritter behaupteten allgemeinen Unkenntnis des Lesens und Schreibens (siehe die obenstehende Abbildung). Ein Teil von ihnen, namentlich der im Fürstendienst oder literarisch hervortretende, konnte sicher beides. Von den Helden der Dichter kann eine ganze Reihe lesen und schreiben. Man darf

wohl annehmen, daß diese elementaren Kenntnisse schon den Knaben eingeprägt wurden; sie lernten sie zwar selten von der Mutter, in deren Hut sie in der Regel bis zum siebenten Jahre blieben, meist aber doch in den Klosterschulen oder als Knappen vom „pfaffen“, vom „kapellân“. Zu höheren geistigen Interessen wurden sie indessen nicht geleitet: diese waren auch bei den Erwachsenen kaum vorhanden. Der alte Widerwille gegen die gelehrte Bildung dauerte durchaus an. Hartmann von Aue, der „so gelehret war, daß er in den Büchern las“, war Ausnahme. Alles Schreibwerk aber lag nach wie vor wesentlich in den Händen der Kleriker. Wieder wie später um 1700 ist die Erziehung sonst eine äußerliche. Der Jüngling steht unter einem Erzieher, dem zuhtmeister, auch nur meister genannt, der dem Hofmeister jener späteren Zeit entspricht; überall werden Regeln und Vorschriften gegeben: den Klugheitslehren des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts gehen im dreizehnten jene ritterlichen Lehrschriften und die zahlreich in den Romanen, z. B. im „Parzival“, vorkommenden Erziehungsregeln oder Erziehungsschilderungen voran, beide gleich äußerlicher Natur. An Strenge fehlte es nicht, auch nicht an Schlägen. Die Dressur ist das Wesentliche; weiter aber die Nachahmung. Es kommt darauf an, die hövescheit an lebendigen Mustern zu sehen. Wie später sandte daher, wer es erreichen konnte, seine Söhne zu Hofe (vgl. S. 311); hier wurden sie in strenger Zucht praktisch unter Aufsicht eines tüchtigen Ritters zu eigentlicher hövescheit herangebildet. Als Edelknaben hatten sie Pagendienste bei der Tafel, als Knappen allerlei kleine Dienste beim Turnier, gelegentlich auch wohl Botendienste zu verrichten; an ihr Benehmen, namentlich nach der Seite ehrerbietigen Betragens hin, wurden große Anforderungen gestellt, besonders den Damen gegenüber.

Die Mädchenerziehung beruhte im ganzen auf denselben äußerlichen Prinzipien, nur nach der Seite der geistigen Bildung war sie überlegen (vgl. S. 238). Ganz geistliche Bildung gibt Wolfram der Cundrie und Gottfried der Isolde. In den Dichtungen werden uns viele Jungfrauen als lesekundig genannt, oft auch als Vorleserinnen von Romanen erwähnt; den Psalter pflegten sie aber auch wie früher emsig zu lesen und manche wohl ebenso den Ovid. Gerade auf Frauen als Leserinnen mochten die Dichter zunächst rechnen. „Welch sinnige Frau auch immer dieses Gedicht geschrieben sieht“, heißt es bei Wolfram. Ihre Schreibkunst wird nicht minder gerühmt. Bezüglich der häuslichen Erziehung ist durch die höfische Zeit, wie wir noch (S. 348) sehen werden, wenig geändert worden. Aber das Prinzip der hövescheit war doch für die Erziehung der ritterlichen Jungfrauen wieder das oberste: auch sie unterstanden oft der Obhut einer „meisterin“, auch für sie war der Hof die hohe Schule der Sitte. Sie dienten der Herrin wie die Knappen dem Herrn; sie begleiteten sie außerhalb des Hauses und bei großen Festlichkeiten, obwohl sie sonst mehr in Abgeschlossenheit gehalten wurden. Das feine Benehmen zu erlernen, war auch für sie höchstes Ziel. Gerade die edle Frau mußte in dieser Beziehung um so mehr ohne Tadel sein, je mehr sie beachtet wurde. Äußerlich durfte sie sich nie etwas vergeben. In dem oft koketten Minnespiel als die Versagende, Zurückhaltende zu erscheinen, erforderte Kunst.

---

Dem allen entspricht nun, wie betont, die Verfeinerung der Lebenshaltung. Über die Putzsucht klagen Geistliche schon im 12. Jahrhundert, im 13. Jahrhundert am stärksten Bertold von Regensburg. Die Pracht des Orients drang seit den Kreuzzügen durch romanische Vermittelung stärker ein (vgl. S. 299). Beliebte Stoffe wurden der immer wieder genannte, verschieden gefärbte und gemusterte Pfellel, d. h. wohl die von jeher begehrte Seide



überhaupt, der ebenfalls einen Seidenstoff, aber einen gold- und silberdurchwirkten, bezeichnende Samît, der mit unserem Samt nicht zu verwechseln ist, der Purpur und manche andere Baumwollen- und Seidengewebe, über deren Natur die Dichter trotz Nennung schöner Namen oft selbst nichts Genaues wissen mochten. Dazu kommen die feineren Wollengewebe (vgl. S. 285) und das von jeher geschätzte nordische Pelzwerk, dessen wertvollste Arten neben Marder, Luchs, Biber das Fell des grauen Eichhörnchens, Hermelin und Zobel waren. Ein besonders feiner, weicher Pelzstoff wurde vedere genannt. Den „Schînât“ preisen die Dichter als einen wunderbar strahlenden Pelz. Jetzt mußten elegante Gewänder pelzgefüttert (vgl. schon S. 182) und pelzverbrämt sein. Besonders fein war ein schachbrettartig gemustertes Futter aus Hermelin und Zobel. Auf den Schilden prangten aus Fell geschnittene Wappenfiguren. Ein begehrter Luxusartikel waren ebenfalls von jeher die jetzt reichlicher einströmenden kostbaren Steine, die man, in Gold gefaßt, überall zum Besatz verwendete, mit denen man aber kaum so verschwenderisch umgegangen sein wird, wie es die Dichter schildern. So entwickelte sich die Mode, die überhaupt erst seit dem 13. Jahrhundert schneller zu wechseln begann, immer mehr nach der Seite üppigen Prunkes; man liebte eben eine glänzende äußere Erscheinung. Der Ritter suchte durch Prunk der Kleidung der Frau zu gefallen. Ästhetische Durchbildung verriet der Geschmack dabei freilich doch nicht. Bunte, sogar grelle Farben waren sehr geschätzt, ein Durcheinander derselben beliebt. Die kostbaren Verzierungen wurden überall angebracht, um sie ja zu zeigen, sogar kleine goldene Schellen an die Säume der Festkleider, an die Wappendecken der Pferde genäht.



Weibliches Kostüm. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrh.). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart u. Tübingen 1818. Vgl. Text S. 342.

Der Gegenstand weiblichen Bemühens war insbesondere der Kopfputz, das „gebende“, zunächst das eigentliche gebende, das unter dem Kinn um die Wangen herumging und mit einer Stirnbinde verbunden war, weiter das die sorgsam gehütete Scheitelung festhaltende, ursprünglich in einem Blumenkranz bestehende hârbant, das jetzt mit französischem Ausdruck „Schapel“ genannt wurde und in einem prächtigen, breiten Stirnband aus Zeug oder einem Stirnreifen aus Gold, auch aus mehreren, bestand, endlich der Schleier, der als Kopftracht namentlich der Verheirateten in mannigfaltiger Art verwendet wurde. Die seit langem (vgl. S. 183) wohl unter kirchlichem Einfluß aufgekommene herabwallende Kopfhülle trägt verschiedene Namen (rîse, wimpal). Der neue „Schleier“ scheint eine andere, freiere Tragweise dieser Hülle auszudrücken, wird zum Teil aber auch mit jenen Namen bezeichnet. Die damalige Modefarbe war gelb. Das Haar war das Objekt alter Künste. „Ir frouwen“, sagt Bertold von Regensburg, „ir leget daz jâr wol halbez [zur Hälfte] an iuwer hâr.“ Seit dem 12. Jahrhundert ließen die Mädchen wieder wie vor alters das Haar frei herabfallen oder in Zöpfen hängen; die Sitte, es aufzubinden, wird von den Dichtern getadelt. Man durchflocht es mit Seide und Goldfäden; unter Verwendung des Schapels erfand man neuartige Frisuren. Wo natürliche Locken fehlten, wurden künstliche hergestellt. Die weiblichen langen Locken wie die Durchflechtung fand man aber häufig auch bei eitlen Männern, sogar (nach Neidhart) bei Bauern und bei Klerikern, die überhaupt die höfische Mode sehr stark mitmachten. Eine von den Dichtern bekämpfte, eigentlich antike Unsitte war seit dem 12. Jahrhundert zu voller

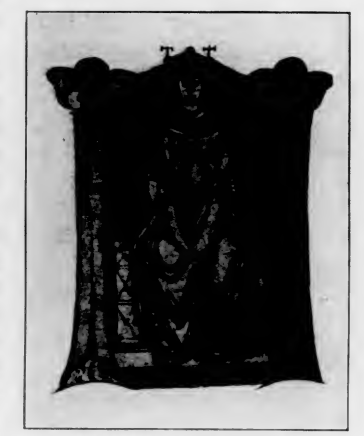
Herrschaft gekommen, das Schminken, das den höfischen Damen schließlich sogar die Bäuerinnen in Österreich nachmachten. Im ganzen ergibt sich für die Dame bereits damals ein ziemlicher Reichtum an Toilettengegenständen, kostbaren Kämmen, Spiegeln usw., Dingen, die in feinen Elfenbeinkästen aufbewahrt wurden.

Über die weibliche, ihre Grundbestandteile trotz allen Wandels festhaltende Kleidung (siehe die Abbildungen S. 341 und 343), die jetzt aber den Wuchs hervorheben sollte, belehren uns die Dichter nicht selten ausführlich. Über dem weißen, oft seidenen Hemd (Oberhemd, vgl. unten) trug man als Gesellschaftskleid den Rock, besetzt mit Pelz, Goldborte und Kostbarkeiten; in der Taille war er schon seit dem 10. Jahrhundert (vgl. S. 182) enger geworden. Dazu kam der weite, schöngefütterte Mantel, der aber nach französischer Mode zuweilen fortblieb. Französisch war auch der stärkere Faltenwurf des unteren Teiles, die Verlängerung der Schleppe, die modegerecht mit einem tiefen Ausschnitt von Hemd und Rock am Halse und immer engerer Schnürung des Oberkörpers korrespondierte. Die Taille umspannte meist der Gürtel, der oft von kostbarer Arbeit war. Weil man noch keine Taschen in den Kleidern kannte, hatte man den Gürtel zum Anhängen von Täschchen nötig. Sehr wichtig war natürlich der sonstige Schmuck: Spangen zum Zuhalten des Kleides am Halse, Ohrringe, Halsketten, Fingerringe und Armbänder (die am Oberarm kamen jetzt außer Gebrauch) sowie Tasseln (Mantelschließen). Immerhin zeigte sich der feinere Zug der Zeit in geringerer Überladung und zierlicheren Formen des Schmuckes. Das Tragen eines Hemdes unter dem Rocke wurde jetzt übrigens für beide Geschlechter allgemein. Von dem „Niederhemd" (dem bloßen Untergewand) unterscheidet sich das zum Teil sichtbare, feine Oberhemd, das auch schon für sich als Hauskleid dienen kann. Das Hemd bedurfte der Ärmel, weil man den Rock, dessen Ärmel sonst lang und weit geworden waren, oft auch ohne solche trug. Aber die Hemdärmel waren selbständig und wurden an den Schultern befestigt; sie waren wieder Gegenstand des Luxus, dienten überdies den Frauenrittern wie der Schleier als Zeichen der Huld ihrer Dame.

Die Männerkleidung war in ihrem luxuriösen Charakter der weiblichen zum Teil ähnlich geworden (vgl. S. 335). Auch die Männer trugen über dem feinen Hemd den schon früher (vgl. S. 181), zumal seit den Kreuzzügen üblichen langen, faltigen, oben schon eng anliegenden Rock, der jedoch beim niederen Volk die alte Form behielt, und den pelzgefütterten, kostbaren Mantel; auch sie trugen die angehefteten Prunkärmel und behingen sich mit Schmucksachen. Der Rock wurde freilich im 13. Jahrhundert und später erst recht immer kürzer und enger, und damit traten die Hosen, d. h. jene langen Wadenstrümpfe (vgl. S. 56), nicht die weiten Hosen (vgl. S. 182), die der Niedere auch jetzt beibehielt, mehr hervor, wurden feiner, praller (da sie aus dehnbarem Stoff bestanden) und wuchsen nach oben allmählich mit der schamverhüllenden „Bruch" (vgl. S. 56) zusammen. Auch die Männerkleider zeigten grelle Buntheit; die verschiedenfarbige Kleidung war sogar ritterliches Privileg. Im übrigen kam zu den Staatskleidern bei beiden Geschlechtern eine ganze Reihe zum Teil praktischer Überröcke (surkôt, kursît, Joppe, Kittel u. a.) sowie neuer Mäntelarten hinzu. Die Schuhe waren schon lange (vgl. S. 182) feiner, oft aus rotem oder weißem Korduan angefertigt, oben aufgeschlitzt und innen gefüttert, dabei eng und spitz. Man zog sie nun mittels feiner Schnüre noch enger zusammen. Die französischen spitzen Schnabelschuhe (vgl. S. 182) werden allerdings von den Dichtern nicht erwähnt, kamen allgemeiner auch erst geraume Zeit später in Gebrauch (im 14. und 15. Jahrhundert). Fingerhandschuhe — die venezianischen waren die feinsten — waren schon lange für Männer und Frauen unerläßlich. Ebenso wurde jetzt für



die Männer eine Kopfbedeckung, der farbige, sehr mannigfaltige Hut (vgl. S. 182), die modische, oft kostbare Haube und die aus der Fremde stammende Mütze mit flachem Deckel oder Vorstoß, allgemein üblich. Ältere Damen trugen ebenfalls den Hut, oft einen aus Pfauenfedern, den selbst Männer nicht verschmähten. Bezeichnend für den größeren Luxus ist sodann die Sitte, häufig mit den Kleidern zu wechseln; am kostbarsten waren naturgemäß die Staats- und Festkleider. Auch die Waffenkleidung, die Turnierausrüstung, der Pferdeschmuck zeigten denselben Luxus. Elfenbeinern sollen die Kampfschilde, der Helm mit Edelsteinen geschmückt, oben allerlei Zierat, goldene Blumen usw., befestigt, golden die Wappentiere und Wappenzeichen gewesen sein. Von lauterem Golde waren aber die gepriesenen Helmkronen, Speerzier und Schildbuckel wohl sehr selten und die Edelsteine nicht immer echt. Überhaupt darf man sich von der damaligen Prunksucht keine übertriebenen Vorstellungen machen.



Frauenkostüm des 12. Jahrhunderts (thronende Fürstin). Nach einer Miniatur (Nr. 322) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 342.

Indessen zeigt sich die allgemeine Verfeinerung doch in der ganzen Lebenshaltung. Man gibt jetzt mehr auf die Körperpflege, auch auf Zahn- und Nagelpflege. Das regelmäßige Baden war zwar von jeher üblich, in der höfischen Zeit verfeinerte man aber das (Wannen-)Bad, streute z. B. Rosenblätter ins Wasser, wie man sich mit Rosenwasser wusch. Wohlgerüche wurden jetzt zum Bedürfnis. Anderseits machte man aus dem Bade eine Unterhaltung: die Damen waren oft zudringliche Zuschauerinnen, badeten sogar mit den Männern zusammen; man speiste und trank auch schon im Wasser. Die Speisen und Getränke — man speiste in der Regel früh und am späten Nachmittag (vgl. S. 179) — mögen im wesentlichen den älteren Tafelfreuden der Vornehmen (vgl. S. 178) entsprochen haben, obwohl manche neue französische Gerichte (z. B. Blamensier, blanc manger) hinzugekommen sind. Es blieb auch bei der Vorliebe für stark gewürzte Speisen. Der seit dem Altertum geschätzte Pfauenbraten spielte auch jetzt bei Prunkmahlzeiten eine Rolle. Pasteten, Kuchen und Torten waren beliebt, ein feineres weißes Brot gehörte zu jeder Mahlzeit. Vermehrten Luxus zeigte wieder das Drum und Dran der Tafel (siehe die Abbildung S. 345), das kostbare Tafelservice, die mit Stickereien oder Borten besetzten Tischtücher. Natürlich mußte auch in höfischer Weise aufgetragen, tranchiert und aufgewartet werden. Das gilt nun aber alles nur von den Galafesten, auf deren Schilderung die Dichter sich meist beschränken; sonst werden Zinngeschirr und Zinngefäße das Gewöhnliche gewesen sein. Im übrigen hatte der Einzelne nicht immer eine Schüssel, einen Teller oder Becher und ein Messer für sich allein, wohl aber eine Serviette. Als Getränk galt wie früher der (oft gewürzte und gesüßte) Wein für fein, zugleich aber für kräftigend. Als höchst kostbar werden auch die Trinkgefäße, die Becher, „Köpfe" und Schalen, geschildert. Vor und nach Tisch wusch man sich in ebenso kostbaren Becken die Hände, die man noch als natürliche Gabel benutzte.

In der Wohnweise zeigten sich wie bei der Befestigung der Burg natürlich große Unterschiede je nach Rang und Besitz des Einzelnen. Der von den Dichtern, vorwiegend auch nur den französischen, geschilderte Wohnungsluxus kann annähernd nur bei den Vornehmsten bestanden haben, deren Burg auch räumlich dem neuen geselligen Leben Rechnung trug. Hier gab es einen aus Stein erbauten modischen „Palas“, den großen Saalbau mit schöner Treppe und schönem Portal. Hier mochten den Festsaal, wie schon in älterer Zeit, Deckenschnitzereien, Fußböden in Marmor oder in farbigen, glasierten Tonfliesen, prächtige Kamine, seidene, goldfädendurchwebte Wandteppiche, schellenbesetzt und parfümiert, zieren. Die vielleicht an das Vorbild der Teppiche sich anlehnenden Wandgemälde werden von den deutschen Dichtern seltener als von den französischen erwähnt; Reste derselben, wie sie wiederum von kirchlichen Wandmalereien (vgl. S. 220) erhalten sind (Schwarzrheindorf [12. Jahrhundert], St. Gereon und St. Pantaleon in Köln, Braunschweig u. a.), fehlten ganz, bis die Iwein-Fresken des Hessenhofes zu Schmalkalden (vor 1250) uns ein Bild gaben. Dazu kommen dann die aus späterer Zeit (14. Jahrhundert) erhaltenen Malereien (Runkelstein). Von Wappenmalereien abgesehen, stellte man Szenen aus dem Leben und höfische Geschichten dar. Die am Holzbau geübte Bemalung ging im übrigen nicht nur auf die Außenseite des Steinbaues, etwa in der Verwendung verschiedenfarbiger Steine an den Tür- und Fensterbogen oder sonst, sondern auch auf die Vorsprünge der Innenwände über. In bescheideneren Burgen und festen Häusern wird das alles erheblich heruntergeschraubt werden müssen; hier fehlte der „Palas“, und die Kemenate — zunächst heißt so ein heizbares Gemach (vgl. S. 147) —, das eigentliche Wohnhaus, war mehr ein Wirtschafts- und gewöhnliches Wohnhaus mit engen Räumen.

Aber auch jener Luxus trug doch oft ein primitives Gepräge oder kontrastierte seltsam mit dem schon (S. 181) berührten Mangel an Bequemlichkeit, mit den Unvollkommenheiten des Wohnens. Auch in besseren Burgen machten die der Sicherheit wegen in der Regel hoch angelegten, engen und tiefen Fenster den Saal wenig hell; anderseits drangen durch sie bei der Seltenheit oder Mangelhaftigkeit der Fensterschließung — Fensterverglasung kommt neben Verwendung von geöltem Papier, Leinwand usw. nur vereinzelt vor — an unwirtlichen Tagen, wenn man nicht die Läden schloß und alle Fugen verstopfte, also im Dunkeln saß, Kälte und Nässe herein. Der Kälte wehrten indes auch die durch Säulen geschmückten, aber schlecht heizenden Kamine nur in sehr geringem Grade, sie machten überdies durch ihren Rauch den Aufenthalt in den Räumen nicht angenehm. Öfen kannte man allerdings auch seit langem (vgl. S. 147). Die eigentlichen Wohnräume waren in der Regel recht eng, dazu meist sehr unsauber gehalten. Das Mobiliar war gering. Am geringsten war das des Saales, abgesehen von der behaglichen Fülle der Wandbehänge, der wärmenden Fußboden- und sonstigen Decken. Tische kamen nur zu den Mahlen herein, ebenso Stühle (Ehrensitze). Die Bänke standen sonst an den Wänden. Allerdings legte man seit alters Federkissen darauf und darüber noch Decken. Man hatte ferner eine Art Sofa: die Spannbetten, Bänke mit einem elastischen Sitz, auf dem Kissen und Decken lagen; es wurde auch nachts darauf geschlafen. Ebenso pflegte man auf Federkissen, die auf den Fußbodenteppichen ausgebreitet und ebenfalls mit Decken belegt waren, zu ruhen. Die Kronleuchter sind gewiß zuweilen prächtig gewesen, öfter aber wohl schlichte, einfache Holzkreuze, selbst bei Vornehmen. Von der Einrichtung der Kemenaten wissen wir wenig; aber auch die besonders gern beschriebenen Schlafgemächer zeigen bei den prächtigen Betten (siehe die



Abbildung S. 347) — Federbetten und seidenbezogene Kissen kommen schon im 10. Jahrhundert vor — bedenkliche Mängel. Das Unterbett war ein Strohsack, sogar bei dem in der „Eneide“ beschriebenen prächtigen Lager, oder es diente auch bloßes Stroh als Unterlage; meist wird man zudem unter einfachen Felldecken gelegen haben. Wir hören ferner von Schemeln aus Zedernholz oder Elfenbein mit teueren Polstern darauf, aber nichts von Waschtischen. Der Hauptschmuck des Inneren war noch die Farbe, die nicht nur den Wänden, sondern auch den Bänken, Schränken und Kästen ein lebhaftes Aussehen gab. Doch fand an solchem Gerät die Kunst überhaupt ein reiches Feld. Mögen wir indessen von einer Kemenate hören, „die was gezirt mit gold und mit gesteine, dar in gemalt manch cluges pild“, so war doch im Durchschnitt der Aufenthalt in den Wohnzimmern so wenig schön, daß die Burginsassen den Frühling herbeisehnten, im Sommer viel lieber im Garten weilten oder sich sonst im Freien, wie die Bauern auf dem Anger, tummelten, aßen und sich vergnügten.



Speisen und Tischgerät, Tafel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 343.

So zog man auch das abenteuerliche Herumschweifen auf Kriegs- und Turnierfahrten der Langeweile und Unbehaglichkeit daheim vor. Dazu kam jene häufig vorhandene Beschränktheit des Raumes, die bei Festen wohl zur Unterbringung der Gäste in Zelten, auch zur Abhaltung von Gelagen usw. in solchen (siehe die Abbildung S. 349 aus späterer Zeit) nötigte.

Der Charakter des Wohllebens mag überhaupt oft genug in sein Gegenteil verkehrt gewesen sein: die Standessitte forderte aber die Aufrechterhaltung des Scheins. Die Hausväterlichkeit war verpönt; der Besitz von Geld und Gut wurde als selbstverständlich vorausgesetzt: sich darum zu sorgen, war unhöfisch. Dem entspricht die Verachtung der ländlichen, unästhetischen Arbeit, ja der Arbeit überhaupt. Der „Ritterspiegel“ des Johannes Rothe läßt später die Viehzucht zu, verwirft aber natürlich Handel und Handwerk. Die Gastfreundschaft wurde in verschwenderischer Weise geübt. Man mußte damals überhaupt freigebig sein. Denn bei den oft unsicheren Lebensverhältnissen und häufigen Nöten war die Wohltätigkeit — von der Fürsorge der Kirche für die Armen abgesehen — mehr als heute soziale Pflicht der Standesgenossen, so auch gegenüber armen Rittern. Den Spielleuten und Sängern sodann, die ja das Renommee eines Edlen in der Hand hatten, gab man oft über Gebühr, vor allem die Fürsten, so Heinrich V. bei seiner Vermählung, so einmal Leopold I. von Österreich

im Entzücken über ein süßes Lied. Meist erhielten die Sänger Kleidung und vor allem ausgiebig zu trinken. Wurde die Freigebigkeit (milte) namentlich später oft widerwärtig gepriesen, so wurden karge Herren, wie nachmals Rudolf von Habsburg, oft frech in Scheltliedern geschmäht oder, wie in einem Spruch des Meisters Stolle, humoristisch mitgenommen. Manche schafften sich das Gesindel daher energisch vom Hals. Die „milte“ war indes das beste Mittel, äußeres Ansehen zu gewinnen.

---

Aber die neue gesellschaftliche Kultur ästhetischen Charakters hat nun doch unter einem empfindlichen Mangel gelitten, der sie nicht zu echter Entfaltung kommen ließ, unter dem Mangel an Freiheit. Sie stand unter dem Bann des konventionellen Wesens, das dem Mittelalter freilich überhaupt eignete. Konventionelle Mode beherrschte schon die höfische Kultur der Romanen, wieviel mehr die der deutschen Nachahmer! Trotz aller gesellschaftlichen und dichterischen Kultur hat daher Freytag von einer „argen Verbildung“ der Deutschen gesprochen. Der innere Mensch hat damals wenig gewonnen. Konventionell war der Frauendienst, konventionell im ganzen selbst die Minnedichtung, mehr oder weniger gewandte Handhabung äußerer Technik, so schöne Blüten diese Dichtung zum Teil gezeitigt hat. Die Menschen sind außer bei den hervorragendsten Dichtern weder natürlich dargestellt noch persönlich charakterisiert. Konventionelle Typen sind sie erst recht in der bildenden Kunst. Die Dichterbilder etwa der Liederhandschriften sind ohne individuelle Züge, nur ihr Wappen kennzeichnet sie; sie sind starr schematisch dargestellt, ebenso ihre Umgebung. Konventionell ist jene Gebärdensprache, die das Innenleben versinnbildlicht. Konventionell ist die Erziehung, die es nur auf jene äußerlichen Tugenden (vgl. S. 338) abgesehen hat, obgleich auch von inneren viel die Rede ist. Die ritterliche Ethik weist freilich gegenüber derjenigen der unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte Fortschritte auf. Gewisse Eigenschaften, wie die Treue, erlangen eine besondere Wertschätzung. Dabei ist aber bemerkenswert, wie die Verhältnisse des Lehnswesens auch die innere Welt des Rittertums wieder konventionell durchdringen. Das Verhältnis zu Gott wird wie das Treuverhältnis zum Lehnsherrn gefaßt. Ähnlich war es mit dem Frauendienst, in dessen Terminologie sich, wie wir (S. 316) sahen, vor allem die Sphäre der Ministerialen spiegelt. Ernsthafte sittliche Anschauungen sind im übrigen nicht selten. Walter und Freidank sind zornige Tadler der Unwahrheit und Untreue; Thomasins „Welscher Gast“ nimmt die Dinge ebenfalls ernster, ist freilich von älterer, auch antiker, Tradition durchaus abhängig. Wirklich tiefe Sittlichkeit zeigt sich in Wolframs „Parzival“: die stæte, die Charakterfestigkeit, besonders im Streben nach dem Guten, erscheint über ihre von der zeitgenössischen kirchlichen Ethik anerkannte Wichtigkeit hinaus als Kernpunkt aller Sittlichkeit. So wenig überhaupt Wolframs Ethik ohne die damaligen kirchlichen Anschauungen zu verstehen ist, so sehr kommt er doch über dieselben hinaus, ja tritt in Gegensatz zu ihnen. Wolfram verkündet ein christliches, aber den Anforderungen der Welt wie im besonderen des ritterlichen Standes gerecht werdendes, dem aufkommenden praktischen Standpunkt des Laienchristen entsprechendes, fast autonomes Ideal. Den rechten Ritter kennzeichnen der unerschütterliche Mut, der Wille zu tatkräftigem Handeln. Aber ihn leiten nicht die äußeren Ziele der höfischen Welt, sein Weltsinn wird durch sittliches Streben nach dem Guten geadelt. Wolfram verbindet immer das Endliche mit dem Unendlichen, wie er allein — wir folgen hier Ehrismann — über das auch von ihm anerkannte gesellschaftliche Ideal der mâze (vgl. S. 337f.) als höhere Stufe



die kiusche stellt, die Herrschaft über das eigene Innere, die Bewahrung des reinen Herzens. Der Gegensatz eines tieferen Innenlebens zur konventionellen Äußerlichkeit tritt hier gerade hervor. Aber große Geister wie Wolfram sind nicht typisch. Neben all den äußerlichen Gestalten, die im höfischen Welttreiben aufgehen, und deren erster Repräsentant Gawein ist, steht die des Parzival allein. Die Begriffe „tugent, fuoge, zuht, site“ sind wesentlich äußerlich: die gepriesene Ritterehre beruht auf der Befolgung der konventionellen Pflichten, auf der Vermeidung des Ärgerlichen. Selbst die Tapferkeit hat etwas Modisches. Innerer Drang hätte sonst doch wohl einmal ein kriegerisches Lied gezeitigt. Daher erlangt eben die



Lagerstatt. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 344.

Etikette gesteigerte Bedeutung. Sie zeigt den konventionellen Charakter des geselligen Verkehrs wie der Lebensführung überhaupt. Alles stand unter dem Zwang des höfischen Kodex. An idealem Sinn fehlte es dem Rittertum gewiß nicht; Wilhelm Scherer hat jene Zeit sogar „eine der idealsten Epochen der uns genauer bekannten Weltgeschichte“ genannt, aber es ist ein konventionelles Ideal, das die Dichter immer und immer wieder preisen. Man suchte daher auch nach bestimmten Mustern sich zu richten. „Merke, was der Beste tut“, heißt es im „Welschen Gast“. Thomasin empfiehlt der Jugend die Helden und Heldinnen der ritterlichen Romane wie Gawein, Erek, Iwein, König Artus, den großen Karl, Tristan usw. ausdrücklich als Muster. Anderseits verfolgen die Dichter geradezu das Ziel, Vorbilder aufzustellen. Im Grunde ist daher die ganze geschilderte Bildung doch nur äußerer Schliff. Unter seiner Hülle bargen sich viele alte unfeine und unholde Eigenschaften, die alle Augenblicke wieder hervorbrachen; es bargen sich darunter freilich auch schlichte, gute Seiten, die die feine Bildung ignorieren zu müssen glaubte.

Vom *Familienleben* z. B. erzählen uns die höfischen Quellen recht wenig; aber man darf wohl glauben, daß auch in dieser Zeit der Deutsche in ihm wurzelte, obwohl manches zerstört und verdrängt wurde. Diese prosaische, unhöfische Seite des Lebens behielt, wenn man auch so tat, als ob nur die poetische existiere, doch ihr altes Recht. Nüchtern und praktisch blieb der Charakter der damaligen Ehe, selten waren die Liebesheiraten. Man heiratete nach Standesrücksichten, ganz Vornehme nicht ohne Erlaubnis des Landesherrn, reicher Besitz ließ schließlich auch Mesalliancen dulden und körperliche Mängel vergessen. Den lauten Pomp der Hochzeit lassen die festesfrohen höfischen Dichter sich freilich nicht entgehen. Immerhin bildete doch die Ehe für manche die Erfüllung sehnender Liebe, und die besonders ausführliche Schilderung der Brautnacht, zu der die Braut feierlich in die Brautkammer geleitet wird, zeigt, daß auch nach der Auffassung der Dichter die Verlobten wahre Liebe zueinander zog. Wurden die jungen Eheleute dann morgens von den Freunden begrüßt, so schliefen sie häufig noch „mit armen umbevangen". „Lieplich dô lachte ein friunt den andern an: sie liebez wîp, er lieber man", heißt es bei Heinrich von Neustadt.

Das eheliche Leben allerdings war häufig wohl jeder Poesie entkleidet: *Hausbackenheit daheim und draußen* hövescheit. Diese häusliche Seite trat auch bei der höfischen Erziehung der Mädchen nicht ganz in den Hintergrund. Die weibliche Handarbeit war ein wichtiges Kapitel derselben (vgl. S. 238). An der Herstellung der Kleidung für die Männer wie für sich waren auch die vornehmen Frauen wesentlich beteiligt. Als besonders fein galt aber die Stickkunst, und lange noch haben die Frauen darin geglänzt. Zu dieser weiblichen Domäne kam die selbstverständliche Besorgung des Haushaltes und das Regiment über das damals zahlreiche und oft hart behandelte Gesinde. Ferner bewahrte die *Hausfrau*, wie ebenfalls noch lange bis in die neueren Jahrhunderte hinein, ein altes Gut, die Erfahrung in der Heilkunde. Die Erwähnung nicht nur der Pflege, sondern auch der Behandlung verwundeter Ritter sogar durch Königinnen in den Dichtungen hat daher durchaus nichts Auffallendes. Weiter aber mag selbst in dieser frauenhaften Zeit die Rittersfrau oft genug gerade männliche Seiten gezeigt haben, etwa bei Angriffen auf die Burg in Abwesenheit des Herrn. Vor allem jedoch blieben die Frauen die Pflegerinnen und Erzieherinnen der *Kinder*, wenigstens in deren erster Jugendzeit. Freilich scheint hier romanischer Einfluß ungünstig gewirkt zu haben. Die Ammenwirtschaft hat sich damals auch in Deutschland ausgebreitet. Anderseits überließ man den Dienerinnen häufig die Überwachung und Erziehung der Kinder wie das Spielen mit ihnen. Manche höfische Dame zog der Beschäftigung mit ihren Kindern das Spielen mit Schoßhündchen, die damals Mode wurden, und mit zahmen Vögeln, z. B. Papageien, vor. Der Erfolg war dann wohl besondere Ungezogenheit der Kinder, über die z. B. Hugo von Trimberg klagt. Beim Anblick Fremder „spotten" sie „der Leute mit Schalkes Sitten". Die Kinderspiele blieben übrigens ziemlich die alten. Wenn die Mädchen mit Puppen spielten, spielten die Knaben aber jetzt mit Rittern (siehe die Abbildung S. 351). Jene Modedamen werden jedoch in der Minderheit geblieben sein. Die höfische Dame hat dem deutschen Volk überhaupt nie recht gefallen. Im Volksgedächtnis lebten nicht die glänzenden Frauengestalten, die Gönnerinnen der Sänger, vielmehr die unhöfischen frommen Fürstinnen fort, die der Welt entsagten, wie die heilige Elisabeth.

Auch die *Männer* sind in der Mehrzahl nicht die vollendeten höfischen Ritter gewesen. In der erwähnten Stockherrschaft über die Frau (vgl. S. 331) mögen sie zuweilen den rohen Männern anderer Stände geglichen haben, die Bertold von Regensburg schilt: „du solt ir



daz hâr alle zît niht ûz ziehen umbe sus und umbe niht [ohne Grund] unde slahen wie dicke [oft] dich guot dünket unde schelten unde fluochen und ander boese handelunge tuon unverdienet". Die mâze hat *das alte grobe Wesen nicht immer besiegt*. Brutale Gewalttätigkeit veranlaßte manche Didaktiker, z. B. Thomasin von Zirklaria, zu bitteren Klagen. Das übermäßige Trinken wurde zwar (vgl. S. 338) zweifellos eingeengt, aber keineswegs ganz gebannt, obgleich die Dichtung der Minnezeit dem Trinklied abhold und „Trunkenbold" ein schlimmes Schimpfwort war. Dichtungen wie der „Weinschwelg", der von echter, launiger Trinkfreude strahlt, sind wohl nicht für den Adel charakteristisch, sondern für die Bürger. Bertold von Regensburg zieht in seine Lamentationen über die Trunksucht freilich auch den Herrenstand — er bringt sogar das frühe Sterben hoher Herren damit in Zusammenhang — hinein: „diese Sünde macht sich nirgends so breit wie hier in deutschen Landen und am meisten bei Herren auf Burgen und Bürgern in Städten".



Vornehme Tafel im Freien. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 345.

In einem anderen Punkte wieder leistete der Genußsucht die höfische Kultur Vorschub, im Punkte der *geschlechtlichen* Moral. Es scheint die alte unbefangene Weitherzigkeit in dieser Beziehung (vgl. S. 331f.) unter romanischem Einfluß jetzt oft zu einem liederlichen Leben geführt zu haben, ohne daß man alle Äußerungen der Sittenprediger und Chronisten als allgemeingültig hinstellen darf. Eine schöne Burgfrau zog nach Thomas von Chantimpré die Ritter aus der ganzen Umgegend an. Die Keuschheitsgürtel für die allein zu Hause gebliebenen Frauen sind auch ein schlimmes Zeichen. Die Aufnahme, die nach den Dichtungen mancher umherziehende Ritter bei den jungen Mädchen in den Burgen fand, mag freilich mehr, um dem Zuhörer zu gefallen, erotisch ausgemalt sein, denn man vernahm damals wie zu allen Zeiten pikante Historien gern. Zu diesen mag auch die Geschichte von der Keuschheitsprobe an König Artus' Hof gehören, die keine der Damen besteht, ebenso die Geschichte im „Lanzelot" von dem Mantel der treuen Weiber, der nur *einer* Frau paßt. Jedenfalls hat aber diese Weise des höfischen Lebens aufrichtigere Anhänger gefunden als manche Regel des geselligen Benehmens. Wie dieser oder jener zu Hause die schöne Kleidung ablegte und „mit strûbendem hâre, barschenkel und barvuoz" einhergehen mochte, so vernachlässigte er sich auch im Benehmen. Gegen die bäurische *Unfeinheit* auch in der Gesellschaft wurden eben jene Anstandsregeln

immer wieder eingeschärft. „Wer bei Tische schneuzet sich, ob er es reibet in die Hand, der ist ein Gauch, so meine ich", heißt es einmal. Auch das kavaliermäßige Verschwenden ist nicht für alle gleich bezeichnend: haushälterische Burgherren hat es nicht nur in der späteren Verfallszeit (vgl. S. 353) gegeben; sie finden freilich bei den höfischen Dichtern keinen Beifall (vgl. S. 345). Überhaupt muß man sich, wie betont, vor einer Überschätzung der ritterlichen Lebensweise hüten. Im 11. Jahrhundert noch recht primitiv und wenig von derjenigen der Bauern unterschieden, blieb sie bei vielen auch später von jener Verfeinerung wenig berührt. Aus allem aber ergibt sich das eine: die hövescheit war bei den meisten äußerer Firnis. Die Gäste von „unbescheidener site", wie Herr Rapot von Falkenberg bei Ulrich von Lichtenstein, über den die feinen Herren sich amüsieren oder die Nase rümpfen, waren doch wenigstens natürlich. An dieser inneren Unwahrheit krankt die ganze höfische Kultur der Deutschen. Karl Weinhold hat einmal gesagt: „Die Karikatur des Idealen ist dem Mittelalter zweite Natur"; für die höfische Periode geht dieser Ausspruch kaum zu weit.

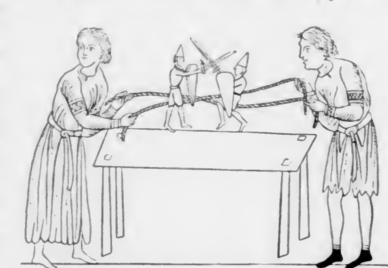
---

Viele der erwähnten unerfreulichen Seiten sind Folgen des episodenhaften Charakters der höfischen Kultur. Ein idealeres Rittertum wird man allenfalls in der Zeit, die sich im Nibelungenliede mit seinen kräftigen, edlen Männergestalten und züchtigen Jungfrauen spiegelt, finden; sofort mit Anbruch der eigentlich höfischen Epoche beginnen aber die Klagen. Heinrich von Veldeke und Heinrich von Rugge erheben sie bereits; breiten Raum nehmen sie bei Walter von der Vogelweide ein, und vollständig degeneriert erscheint die ritterliche Gesellschaft schon bei Ulrich von Lichtenstein. Ein eigenartiger Glanz bleibt gleichwohl auf dieser Epoche liegen. Und neben aller Französelei, neben allem konventionellen Getue und äußeren Firnis sind doch echte nationale Vorzüge (vgl. S. 316) zum Vorschein gekommen, sonst hätte auch Thomasin, der Domherr von Aquileja, nicht den Preis der deutschen Ritterschaft als der allezeit „teuersten", d. h. trefflichsten, verkünden können, deren Ruhm weit ausgebreitet sei. Das Rittertum, von dem der alte Meier Helmbrecht erzählt, trägt, trotzdem das Lob der guten alten Zeit die Erzählung färben mag, edle und schöne Züge. Kraftvolle Mannheit und hohe Gesinnung galten noch, heiter war die Geselligkeit mit den Frauen, die Gebote der Zucht und des edlen Anstandes wurden noch befolgt. Und mit jenen Äußerlichkeiten versöhnt wieder die Romantik des Ganzen. Die Gesellschaft ist in eine phantastische Sphäre gehoben: das ritterliche Ideal ist von dem Glauben an das Wunderbare durchdrungen, den sicherlich die Phantasiewelt des Orients (vgl. S. 302) belebt hat, der aber in dem mittelalterlichen Glaubensleben schon an sich seine Erklärung findet. Man fühlte sich in den vornehmen Kreisen als etwas wirklich Höheres, zu dem Stolz auf die dem Welschen so sehr in die Augen stechende deutsche Tapferkeit trat das Bedürfnis, auch äußerlich durch Glanz zu imponieren. Die romanische Verfeinerung kam dieser Betonung des Glanzes entgegen und weckte um so leichter jenes ästhetische Bedürfnis der schönen Gestaltung des Daseins. Die Freude an der das Rittertum verherrlichenden Dichtung, gleichsam dem Resonanzboden des Ganzen, und der schwärmerische Zug, der zum Waffendienst für Gott und Minne drängt, verleihen der Epoche einen idealen Schimmer.

Es war nur eine kurze Zeit der Blüte: aber zunächst läßt dieser Glanz den Ritter doch den übrigen Ständen als vorbildliches Muster erscheinen: er war damals der eigentliche Kulturträger (vgl. S. 318). Das aristokratische, ritterliche Bildungs- und Lebensideal war das allgemeine der Zeit. Zunächst suchte der verachtete Nachbar, der Bauer,



der bei einigem Reichtum früher hinter den meisten Rittern in Sitte und Leben nicht allzusehr zurückgestanden hatte, die neue Art mitzumachen. Mit ihm kam der Ritter im gewöhnlichen Leben noch am meisten zusammen. Trotz gelegentlicher Fälle von Unterwürfigkeit findet sich beim Bauern, hauptsächlich in Österreich und Bayern, sehr starkes Selbstbewußtsein, auch war ein Teil der Dienstmannen dem bäuerlichen Beruf entsprossen, und der niedere Ritter, wie Neidhart von Reuental, mochte in den Schenken mit den Bauern selbst verkehren, wie sich bei deren Tänzen die ritterliche Jugend einfand. Reiche Bauern heirateten hier und da Ritterfräulein. Ritterliche Sänger sangen auch bei den Bauern gern um Lohn. Jedenfalls suchte der reiche Bauer entweder in den Ritterstand hineinzukommen — über solche Ritterweihe macht sich Seifried Helbling lustig — oder dem Ritter wenigstens äußerlich zu gleichen. So stehen in dem „Buch der Rügen" den „gehorsamen Gebaurn" die Bauern, „die sich Hofleuten gleichstellen", gegenüber. In der Kleidung suchten sie, echt bäuerisch, den Ritter noch zu übertrumpfen, vor allem wieder in Österreich und Bayern. Nach Neidhart begehrten sie nach „dem hovesite" insbesondere ausländische Stoffe und Zierate, bunte Farben und Stofffülle; den vollendeten bäuerischen Stutzer beschreibt Wernher der Gartenaere in Helmbrecht dem Sohn. Bei Neidhart wie bei Wernher sieht man das entsprechende Bestreben, sich höfisch zu kleiden, üppigen Kopfputz und lange Schleppen zu tragen, bei den Bauernmädchen, die sich überdies gern mit Rittern abgaben. Sie fanden denn auch, wie Neidharts Lieder zeigen, oft genug Gegenliebe, ja Bewunderung. Anderseits haben wir Spuren, daß der höfische Minnedienst selbst in bäuerlichen Kreisen jener Gegenden männliche Nachahmer fand, die dann die Sache allerdings karikierten und dem Spott der ritterlichen Dichter, wie Neidharts und Ulrichs von Singenberg, verfielen. Die Bauern scheinen sogar, wenn man eine spätere Quelle, Wittenweilers „Ring", schon auf unsere Zeit beziehen darf, das Turnier nachgeahmt zu haben, ebenso zum Teil die höfische Tanzweise, und jedenfalls liebten sie es, wie schon Friedrichs I. Verbote zeigen, ritterlich gewappnet einherzugehen. Die ganze derartige Neigung der bäuerlichen Jugend kommt bei Wernher in dem vom Vater vergeblich gewarnten Helmbrecht, bei dem der Dichter die Farben wohl etwas stark aufträgt, zum Ausdruck, ebenso in seiner Schwester Gotelinde, beide begünstigt von der Mutter. Er geht einher in feinster Wäsche und höfischen Prunkkleidern, mit Schellen behängt, auf dem Haupt eine kunstvoll gestickte Haube — über die Haubenmode der Bauern macht sich auch Neidhart lustig —; er schwatzt, wie es damals in Österreich Mode wurde, allerlei Kauderwelsch, Böhmisch, Französisch, Flämisch, Lateinisch durcheinander; er will feine Kost; er prahlt wie ein Eisenbeißer, aber er endet mit seiner Selbstüberhebung wie ein Räuber. Sie wieder muß mit ihrem ritterlichen Gemahl schon während des Hochzeitsmahles die schlimmsten Erfahrungen machen. — Der Geistliche hat sich uns ebenfalls schon wiederholt (S. 308, 341) als der höfischen Kultur zugänglich gezeigt; in bezug auf Genußsucht und Luxus wenigstens glich er dem Ritter nur allzusehr, obgleich geistlicher Eifer oft gegen die in weltlicher Lust



Kinderspiel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 348.

aufgehenden Ritter wetterte. Hatte anfangs gerade der Klerus die höfische Dichtung gefördert, so nahm er jetzt an dem ganzen höfischen Treiben immer mehr Anteil, schaute den Turnieren zu und lauschte freudig den ritterlichen Sängern. Bischöfe wurden jetzt deren Gönner, wie der Patriarch von Aquileja derjenige Walters von der Vogelweide, und Kleriker, die in der höfischen Dichtung sich versuchten, gingen ganz in den ritterlichen Idealen auf und wurden ihre begeisterten Verkünder, wie Thomasin von Zirklaria. Auch im Prunk gefielen sich die Prälaten, und die Weltgeistlichen trugen bunte Kleidung wie die Laien. — Endlich liebten auch die reichen Städter den ritterlichen Glanz (vgl. S. 317). Noch gab es keine eigenartige städtische Kultur; nach ritterlicher Art zu leben, war der reichen Kaufleute Streben und die ritterliche Mode für ihre Frauen maßgebend. Die Schleppen der Bürgerfrauen, mit denen sie „auf der Gasse und auf dem Kirchgang" einherstolzierten, erregten schon den Zorn Heinrichs von Melk.

---

Nicht lange ist der Ritter das allgemeine Vorbild geblieben. Nicht als ob die höfische Kultur verschwunden wäre. Ihre Formen hielten sich zum Teil vielmehr an den Höfen selbst, ihre spätere Pflege am Hofe von Burgund hat dann gerade auch die französische Hofkultur neu belebt. Auch im Rittertum ging jene Kultur nicht zugrunde, vielmehr sind das 14. und 15. Jahrhundert in mancher Beziehung, freilich unter Herabdrückung der Rolle der Frau, ein heller Nachklang ritterlichen Lebens und ritterlicher Formen. Die Namen der Romanhelden sind noch lange als Vornamen bei den Rittern beliebt (Parzival, Tristan, Iwein, Wigalois); bei der Amberger Hochzeit von 1474 war z. B. ein Tristram Zenger und ein Wigeles Ahamer anwesend. In Italien sind noch im 16. Jahrhundert die Lanzelot und Parzival überaus häufig. Aber einerseits blieb der Ritter kein maßgebender Faktor für die Gesamtkultur, anderseits zeigte sich bei ihm eine immer stärkere Reaktion gegen jene verfeinerte Kultur selbst. Eine solche Kultur war nur auf dem Boden gesicherten Wohlstandes möglich, aber eben dieser Wohlstand geriet mehr und mehr ins Schwanken. Jedenfalls zeigen sich nun jene unerfreulichen Seiten immer stärker. Das Unechte, Unnationale des Frauendienstes äußert sich schließlich in bizarren Übertreibungen, wie sie uns, typisch für die Entartung, bei Ulrich von Lichtenstein entgegentreten, dem verheirateten Manne, der, ein rechter „Minnetor", ein Don Quijote in anderer Form, für seine Geliebte, die er schon als Knabe erkoren, die unglaublichsten Tollheiten vollführt, wie ein Wahnsinniger an seinem Körper herumschnitzelt, wobei wir seiner Schilderung nicht unbedingt zu glauben brauchen, dessen phantastische Sucht nach dem „Unerhörten" ihn in auffälligen Maskierungen, als Frau Venus, herumturnieren läßt, was andere übrigens ähnlich taten.

Führt hier die Überspanntheit fast zur Karikatur, so bringt die Überfeinerung andere zur Opposition, zum Abschütteln alles höfischen Benehmens. Derbe Unterhaltung, wüstes Trinken, nach der Schilderung des jungen Helmbrecht der Ritter Ein und Alles, tolles Hetzen und Jagen werden wieder Lebensinhalt. Für Österreich beobachteten wir schon das Herumtanzen mit den Bauernmädchen. Indessen zeigt sich in dieser Berührung mit dem Volk doch auch eine gesunde volkstümliche Strömung, die ihren Ausdruck sogar in der höfischen Kunstdichtung selbst gefunden hat. In Anknüpfung an die alten volkstümlichen Tanzlieder erwuchs eine „höfische Dorfpoesie", d. h. eine ländliche realistische Lyrik in den Formen der Minnedichtung. Ihr Urheber und Hauptvertreter ist eben jener Neidhart von Reuental (vgl. S. 351), der auch manchen Nachfolger fand. Freilich verspottete er die Bauern, aber der ganze



Charakter seiner Dichtung war wider den höfischen Geist. „Frau Unfuge, Ihr habt gesiegt!" rief Walter von der Vogelweide. Schließlich traten auch Dichter auf, die die überfeine Minnedichtung an sich verhöhnten, so Herr Steinmar, der, einst selbst Minnesänger nach den Regeln der Kunst, „ein armes Minnerlein", wie er sagt, nunmehr den Minnesang parodiert und sich zu derben Schlemmerliedern wendet, „in daz luoder" tritt. Die Turnierspielerei allein blühte noch mächtig. Selbst der Hof blieb trotz jener Bewahrung gewisser Formen nicht mehr die Stätte edler Sitte. Wenigstens meint im 14. Jahrhundert Heinrich der Teichner, dort sei seine Sitte nicht mehr zu holen, und Tugend und Schamhaftigkeit gälten dort nichts. Beweglich lautet schon die Klage des Strickers über die Vorliebe für „ungezogene, unreine Worte", über die Mißliebigkeit des Saitenspiels, des Singens und Sagens. Die übelste Folge war eine gesellschaftliche Degradierung der Frau: sie trat wieder völlig in die häusliche Sphäre zurück, nachdem sie schon im 13. Jahrhundert mit ihrem Gruß, ihrer Teilnahme an den Lustbarkeiten wegen der etwaigen Zudringlichkeit einerseits, der Unhöflichkeit und der Trinkfreude der Ritter anderseits äußerst zurückhaltend geworden war. Charakteristisch ist, daß das Wort „Minne" im 14. Jahrhundert schon nicht mehr als fein gilt.

Die Sorge für Haus und Wirtschaft, die einst als unhöfisch galt (vgl. S. 345), vor der Gawein den Iwein bei Hartmann von Aue als vor etwas Philisterhaftem warnt, die aber die jüngere Generation nach Walter schon freudlos stimmte:

> „O weh, wie jämmerlich die jungen Leute tun,
> die jetzt gar traurigen Gemütes sind,
> die können nichts denn sorgen: o wehe, wie tun sie so!" —

diese Sorge machte sich immer stärker geltend. Bei Seifried Helbling unterhalten sich die österreichischen Herren über die Weizenpreise oder darüber, wie die Kühe am besten Milch geben, oder über ihren gewinnreichen Weinhandel und verraten recht ökonomische Grundsätze. Der Besitz war bisher nur als Mittel zur saelde, zum Lebensgenuß, betrachtet worden, die Sorge um seinen Erwerb blieb hintangestellt. Es war aber selbstverständlich, daß einzelne Naturen bei der immer gesteigerten Lebenshaltung das Unsolide solcher Auffassung immer mehr empfanden und die Notwendigkeit, ihre Lebensgrundlage zu sichern, einsahen. Bei Ulrich von Lichtenstein treten uns solche Figuren entgegen, Kuno von Friedberg, Heinrich von Hakenberg und Heinrich von Lichtenstein; ganz unhöfisch und richtige Gutsbesitzer sind die Brüder von Buhs. Andere aber machten es sich bequemer und trieben Raub. Die Klagen darüber sind schon bei Freidank, auch bei Ulrich von Lichtenstein („man roubt diu lant naht unde tac, dâ von vil dörfer wüeste lac") zu finden, ebenso in historischen Quellen. Wiederum bei Ulrich von Lichtenstein begegnen Typen dieser Raubgesellen, wie Herr Rapot von Falkenberg, ebenso im „Meier Helmbrecht", wo zehn dieser wüsten Gestalten empörende Wegelagerei treiben, begünstigt, wie das wohl häufiger vorkam, durch ihren Herrn, der sich so umsonst ihre Dienste sicherte. In Bayern war als Raubritter Albert von Moos berüchtigt. Dieses Räuberwesen nahm immer mehr überhand, bis schließlich zu Ausgang des Mittelalters ein römischer Kardinal das Wort aussprechen konnte: „Ganz Deutschland ist eine einzige Räuberhöhle, und unter den Adeligen hat der räuberischste den meisten Ruhm."

Erklärlich wird solches Treiben nicht nur durch die allgemeine politische Zerrüttung, sondern ebensosehr durch den materiellen Niedergang des Rittertums, der auch jene hauswirtschaftliche Fürsorge hervorrief. Die heraufziehende Geldwirtschaft bedeutete für die Grundherrschaft mit ihren fixierten Renten nur Schädigung. Andere Momente kamen hinzu:

jene allzu sorglose Lebensführung der Mehrzahl, die große Zersplitterung des Besitzes durch Erbteilung, endlich auch die Ansprüche, die an den Ritter als den Träger der Heeresorganisation gestellt wurden. Aber diese kriegerische Tätigkeit war doch immerhin das Ferment des Standes gewesen. Und in dieser Beziehung drohte ihm gerade der Boden entzogen zu werden. Der starre Sportsstandpunkt der Reiterei, auf dem das Rittertum verharrte, erwies sich bald als nicht mehr zeitgemäß. Das Ritterheer erlebte immer häufigere Niederlagen (vgl. S. 379): es stellte sich als unpraktisch heraus. So verlor der Ritter allmählich seinen eigentlichen Beruf, und diese Berufslosigkeit wenigstens aller derjenigen Ritter, die weder als Kriegsführer oder Räte des Fürsten eine Stelle fanden noch sich, von ihrem Standesgefühl daran gehindert, als Landwirte eine Tätigkeit schaffen mochten, war ein Hauptgrund des Verfalls. Man ging außer in Fehden in der Turnierspielerei auf, die nur den Aufwand noch vermehrte. Anderseits führte sie zur Betonung des rein Formellen und Zeremoniellen; insbesondere die Wappen spielten nun eine große Rolle, und ihre Kunde wurde zu einer eifrig betriebenen Spezialität. Dabei wurde der zum Teil bereits proletarisch gefärbte Stand immer exklusiver, damit sich wieder schädigend; es wird davon später die Rede sein. So sank das Rittertum von seiner Höhe und erlebte — abgesehen von Tirol, wo die höfische Bildung und der Minnesang noch im 15. Jahrhundert gepflegt wurden, freilich schon gemischt mit Elementen einer neuen, unhöfischen Geistesart, — nur im Norden, wohin seine Kultur am spätesten gedrungen war, einen Nachglanz. Wir hören von einem prunkvollen Ritterfest, das 1311 der Dänenkönig vor Rostock veranstaltete, und von der Pflege höfischer Poesie an den nordischen Höfen noch im 14. Jahrhundert. Im deutschen Osten aber, dem Neuland, zeigte sich auch jetzt noch das Rittertum in dem Deutschen Orden von seiner edelsten Seite, der kriegerischen.

---

Die Hauptleistung des Rittertums, die Pflege einer höheren gesellschaftlichen, weltlichen Kultur, war wesentlich Frankreich verdankt worden: Frankreich beeinflußte auch eine höhere Strömung, die damals das geistige Leben durchwehte, auf Deutschland in höherem Maße und in allen geistigen Beziehungen freilich erst eigentlich im späteren 14. Jahrhundert wirkte, eine Strömung, die naturgemäß zunächst wieder von Geistlichen getragen wurde, die Scholastik. „Italien das Papsttum, Deutschland das Kaisertum, Frankreich das Studium", d. h. das studium generale, die organisierte Vermittelung höheren Wissens, sagt ein Wort des Mittelalters, das in dieser Periode entstanden sein muß. Ursprünglich hing dieser geistige Einfluß mit der geistlichen Vorherrschaft Frankreichs zusammen. Heinrich III., dem der Abt von Gorze (vgl. S. 312) Entgegenkommen gegenüber den Anhängern der französischen Modetorheiten vorwarf, stand in entgegengesetzter Richtung ebenfalls unter dem Banne Frankreichs (vgl. S. 253). Frankreich gab den Ton an in dem (S. 251 ff.) geschilderten asketischen Kampfe gegen die Welt, der ja gerade in einem sehr weltlich gefärbten Lande leichter entbrennen konnte. Frankreich war das kirchliche Kernland, aber nicht nur nach der fromm-asketischen, sondern auch nach der theologisch-gelehrten Seite. Die Deutschen, die damals überhaupt von Ausländerei ergriffen zu sein schienen, deren Sprache an der westlichen Grenze schon vor der französischen zurückwich, hatten die kluniazensische Bewegung nicht zum wenigsten wegen ihres französischen Ursprungs aufgenommen. Diese schuf nun auch eine engere Verbindung des französischen und des deutschen Klerus, und immer häufiger begaben sich junge Kleriker nach Frankreich. Hier aber mußte wieder das selbst durch die kluniazensische Richtung wenig gestörte gelehrte Leben auf sie wirken. Vielfach waren solche Einflüsse schon über Lüttich gekommen,



das in reger Verbindung mit Frankreich stand (vgl. S. 314). Junge deutsche Kleriker gingen nach dem Rückgang der heimischen Klosterschulen (vgl. S. 305), die bis dahin sogar von Ausländern, z. B. aus Mailand, eifrig aufgesucht worden waren, besonders gern nach Lüttich. Dessen Bedeutung schwand infolge des Investiturstreites; der Strom lenkte sich nun nach Frankreich selbst. Während auch hier noch kurz vorher über Vernachlässigung der Studien geklagt wurde, hatten sich diese bereits im 11. Jahrhundert außerordentlich gehoben. Im 12. Jahrhundert sind, wie Otto von Freising sagt, die Wissenschaften nach Gallien übergegangen. Der Vorrang Deutschlands in den Studien, den es in sächsischer und salischer Zeit hatte, schwand nun dahin. Immer lebhafter wurde der geistige Verkehr Deutschlands mit Frankreich. Lanfranc im Kloster Bec wurde von vielen Schülern aus Deutschland aufgesucht.

Der Hauptanziehungspunkt für die wissensdurstige Welt Deutschlands, überhaupt des Abendlandes, ward aber seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Paris. Cäsarius von Heisterbach rühmte es als „Quell aller Wissenschaft". „Wil man fragen nach den wisosten pfafen, die uf ertrich [auf Erden] sint", heißt es in den „Zwölf Meistern zu Paris", „die vindet man ze Paris in der schuol." Hier lehrte Wilhelm von Champeaux, hier sein Schüler Abälard, hier der „doctor universalis" Alanus ab Insulis. Die Quellen nennen immer häufiger deutsche Kleriker, die in Paris studiert haben, wie den Bischof Reinhard von Halberstadt, Erzbischof Ludolf von Magdeburg, die Bischöfe Daniel von Prag, Adalbero von Würzburg, Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau, die Äbte Rupert von Limburg, Absalon von Springirsbach, Godschalk von Sedlau in Böhmen, Bruno, den Bruder des Grafen Adolf von Berg, und andere. Und auch von denen, die nach den Berichten „in Frankreich" ihre Wissenschaft geholt haben, wie Erzbischof Friedrich von Köln, der in Angoulême den Gerhard hörte, Erzbischof Eberhard von Salzburg, Bischof Gebhard von Würzburg, Otto von Freising, Vicelin, Scholastikus in Bremen, der sogar zu diesem Zwecke sein Amt verließ, werden die meisten in Paris gewesen sein. Der spätere Erzbischof Adalbert II. von Mainz hatte von der Hildesheimer Schule aus eine gelehrte Rundreise gemacht, erst nach Reims, auch einem Hauptsitz der Studien, dann nach Paris und weiter nach Montpellier. Aus Deutschland kamen übrigens auch vermutlich Laien, junge Edelleute (vgl. S. 314) usw. Nebenbei sei bemerkt, daß das größte Kontingent der Schüler doch England gestellt hat. Oft angeführt wird ferner ein Brief eines Klerikers D. um 1100 an einen Freund in Bamberg, der von seinem Pariser Lehrer Wilhelm von Champeaux begeistert rühmt, man glaube, daß nicht ein Mensch, sondern daß ein Engel vom Himmel rede. Manche, die aus Deutschland zum Lernen gekommen waren, blieben in Paris und wurden selbst gefeierte Lehrer, wie Magister Manegold, der jenes Wilhelm von Champeaux Lehrer war, wie Hugo von St. Victor aus dem Geschlecht der Grafen von Blankenburg, wie namentlich Albertus Magnus (Graf von Bollstädt), der Vielbewunderte. Die theologischen und philosophischen wie die grammatisch-poetischen Studien, weiter die Naturwissenschaften, soweit man im Mittelalter davon sprechen kann, ebenso die Heilkunde und die Rechtswissenschaft standen in Frankreich in hoher Blüte. Die Ärzteschule zu Montpellier hat auch zahlreiche Deutsche ausgebildet. Und wenn man früher Bologna für die wichtigste Rechtsschule des Mittelalters hielt, so macht man neuerdings der italienischen Universität, die ja freilich immer eine der ersten Rechtsschulen gewesen ist, jenen Ruhm zugunsten von Orleans streitig. Wohl schon seit dem 13. Jahrhundert gab es dort eine deutsche „Nation". Paris wie Angers und Valence wurden ebenfalls von deutschen Rechtsbeflissenen zahlreich besucht.

Dieses ganze höhere Geistesleben hatte erst im 12. und 13. Jahrhundert seinen rechten Schwung erhalten, ohne Zweifel wie die gesellschaftliche Kultur zu einem wesentlichen Teil durch die Berührungen mit der arabischen Kultur. Der Islam hatte einen gewaltigen Bildungsvorsprung vor dem Abendlande (vgl. S. 302). Auf Versuche wie die karolingische und ottonische Renaissance folgte hier immer ein zerstörender Rückschlag. Die arabische gelehrte Bildung hingegen wurde in fester Tradition Jahrhunderte hindurch auf Akademien und Hofschulen gepflegt. Das Studium der Alten, weit über das im Abendlande geschätzte Formale (vgl. S. 302) hinaus gepflegt, führte auch nicht zur Unterdrückung der geistigen Selbständigkeit durch Autoritäten, sondern förderte dieselbe. Als mit dem politischen Verfall des Islams auch sein kulturelles Leben verfiel, ging die von ihm ausgestreute Saat im Abendlande, zunächst in den romanischen Ländern, auf. Das wesentliche Moment ist wieder eine gewisse Änderung der einseitig geistlich-kirchlichen Richtung der bisherigen Kultur. Wenn in Italien im 12. Jahrhundert Laien juristische und medizinische Studien, die den Geistlichen sogar verboten wurden, stärker pflegten und sich ebenso der Geschichtsschreibung zuwandten, so bedeutete das noch nicht ein Abgeben der geistigen Führung seitens der Geistlichen. Wohl aber wuchs in dem abendländischen Geistesleben überhaupt die Macht des Verstandes. Dazu kam die folgenreiche Bekanntschaft mit neuem geistigen Material. Unter dem Einfluß der durch die Araber vermittelten Kenntnisse und Denkmuster,

Die Philosophie mit den sieben freien Künsten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text S. 357.



wie sie die griechische Philosophie gab, versuchte man jetzt allgemein, die Gesetze des Denkens auf den christlichen Glauben anzuwenden: es entstand ein Bedürfnis, das Dogma philosophisch zu untersuchen und zu begründen, freilich immer mit dem Endzweck, Vernunft und Dogma in Harmonie zu bringen. Diese Philosophie des Mittelalters (siehe die Abbildung S. 356) ist die Scholastik. Man sieht heute die Scholastik mit anderen Augen an als früher. Wie man überhaupt dem Mittelalter gerechter geworden ist, seinen Bildungsdrang, seine kulturellen Leistungen, seine individuelle Art betont, so erkennt man immer mehr, wie falsch das Bild von dem starren, gleichförmigen Geistesleben des Mittelalters ist. Auch damals gibt es eine geistige Entwickelung, ein geistiges Weiterstreben, wenn auch nur in langsamem Tempo und unter viel stärkerer Hemmung durch autoritative Tradition, die der Bibel und der Kirchenväter wie der Antike. Keineswegs werden der sich aus dem letzteren Umstand ergebende rezeptive Charakter des gesamten Geisteslebens und die dogmatische Art der Wissensübermittelung von der Scholastik überwunden: daher heißt sie auch Schulwissenschaft, Scholastik. Aber ebenso ist bei ihr über die früher überwiegende gläubige Hinnahme überlieferter Anschauungen hinaus das Wachsen geistiger Selbständigkeit, eigenen Denkens zu betonen (vgl. S. 360 f.). Anderseits geht ihr eine lange Entwickelung voran. Sieht man in ihr, wie eben angedeutet, eine Strömung, die die göttliche, offenbarte Wahrheit mittels der Vernunft erfassen, untersuchen, systematisch darlegen und begründen, damit aber auch vor der Vernunft rechtfertigen und in ihrer Herrlichkeit stärken will, so kann man ihre Vorgeschichte weit zurückverfolgen, in gewissem Sinne bis zu Augustin. Der eigentliche „Vater der Scholastik" ist bekanntlich Anselm von Canterbury. Aber der allgemeine Zug des geistigen Lebens nach Frankreich ließ dieses Land zum Ausbildungszentrum der neuen Richtung werden, wobei man freilich die Internationalität des Mittelalters nicht außer acht lassen darf. Gerade das entwickeltere Schulleben Frankreichs verbreitete den neuen Geist, wie die Kämpfe, die jetzt entbrannten, wieder dieses Schulleben, überhaupt die geistige Hegemonie Frankreichs förderten. Eben mit der Scholastik wurde Paris, der Wirkungsort Abälards, des kühnen Geisteskämpfers, der Hauptsitz des „studium", nachdem schon vorher erst in Nordfrankreich nichtfranzösische Gelehrte, wie Lanfranc und Anselm, zu wirklichem Einfluß gelangt waren. Besonders von Paris aus eroberte die Scholastik das Abendland. Ihr öffnete sich auch Deutschland, in dem sich nun allmählich ein neues geistiges Leben entfaltete, wie es durch das ritterliche Wesen zu freierer weltlicher Kultur gelangt war.

Die veränderten Ziele des Bildungslebens und die dialektische Methode der Scholastik bedingen zunächst auch ein verändertes Verhältnis zu der Grundlage des geistigen Lebens im Mittelalter, zum klassischen Altertum. Obwohl in gewisser Weise dessen Einfluß gegenüber jener Beeinträchtigung durch die Askese (S. 258) verstärkt wurde, und obwohl jetzt entschieden eine regere wissenschaftliche Betätigung einsetzte, trat eine weitere Minderung des philologischen, grammatisch-literarischen Interesses eben durch das philosophisch-theologische ein. Ein Mann wie Johann von Salisbury, der die nunmehr größere geistige Regsamkeit an sich nicht verkennt, suchte vergebens die Vernachlässigung jener Studien zu hemmen, ebenso Jakob von Vitry und Arnold von Humblières. Die Zurückdrängung der Philologie in Paris wird z. B. in dem Gedicht „Die Schlacht der sieben [freien] Künste" („La bataille des sept-arts") geschildert. Dabei verlor das Altertum sonst durchaus nicht an Autorität. Das zeigte sich auch auf einem ganz anderen Gebiete, in dem namentlich durch die Gründung der Rechtsschule zu Bologna geförderten Studium des römischen Rechtes. In

dem geschichtlichen Bewußtsein gewinnt ferner unter den Staufern das kaiserliche Rom erneute Bedeutung; die Politik des Imperiums namentlich spielt jetzt eine vorbildliche Rolle. Die Zeit bringt also das Altertum auch praktisch der Gegenwart näher. Aber die Hauptsache war, daß man jetzt einen antiken Autor gleichsam „mitten in das Christentum hineinsetzte“. Jetzt wirkte die durch die Araber neu erschlossene philosophische Literatur des Altertums. Mit Averroës und Avicenna, den arabischen Erklärern des Aristoteles, — auch der Jude Moses Maimonides ist zu nennen — wurde auch *Aristoteles* selbst durch die arabischen Übersetzungen, die man ins Lateinische übertrug, bekannt. Freilich zunächst schied man noch nicht recht zwischen arabischer, zum Teil neuplatonisch gefärbter Weisheit und der aristotelischen. Erst später trat mit den Übersetzungen nach dem griechischen Original der reine Aristoteles in den Vordergrund. Das bisherige, vor allem auf den von Plato ausgehenden Augustinus gestützte System theologischen Denkens oder vielmehr religiösen Fühlens erfuhr damit eine gewaltige Erschütterung, eben durch die stärkere philosophische Durchdringung der Theologie. Anfangs verbot man noch (auf der Pariser Synode von 1209 und auf der Lateransynode von 1215) die physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles und benutzte ihn wie seit langem nur zum Studium der Dialektik; schon 1231 aber wurde auch das Studium jener Schriften gestattet. Gerade in dem geistigen Zentrum Paris untersagte man freilich auch weiterhin, wohl auf Drängen der Anhänger des Alten an der Universität, die Behandlung des Aristoteles, aber vergeblich: der Augustinismus mußte vor dem Aristotelismus weichen, zumal mit der schärferen Sonderung desselben von den averroistischen Elementen, die zum Teil auch die anfängliche Bekämpfung mit veranlaßt hatten. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist von diesen Gegensätzen erfüllt: Thomas von Aquino, der Schüler des Albertus Magnus, ist der große Kämpfer für Aristoteles, sein wirksamstes Kampfmittel aber der Nachweis, daß eben Aristoteles für die philosophische Begründung und Systematisierung des christlichen Glaubens die beste Stütze sei. Der christlich zurechtgemachte Aristoteles wurde mehr und mehr der klassische Autor des mittelalterlichen Gelehrten.

Die beiden großen neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner, von denen wir noch (S. 421) hören werden, bewahrten gewissermaßen dauernd die verschiedenen Stadien des Eindringens der aristotelischen Philosophie. Die theologisch-philosophische Anschauung des ersten Ordens festigte sich in einer Zeit, wo jene noch nicht völlig siegreich geworden war. So blieb die augustinisch-platonische Weltanschauung bei den Franziskanern das Fundament, trotzdem gerade Franziskaner zuerst sich den Einflüssen des Aristoteles zugänglich gezeigt hatten, besonders in den Schulen zu Paris und Bologna. Anderseits haben sie später der siegreichen aristotelischen Philosophie sich nicht völlig entzogen. Diese war aber für die Dominikaner, obwohl sie sich viel später als die Franziskaner dem Studium des Aristoteles zuwandten, eben wegen der nunmehr außerordentlich gesteigerten Bedeutung desselben viel mehr zur Grundlage ihres philosophischen Denkens geworden. Eben Thomas von Aquino gehörte ja dem Orden an, und nach anfänglichen Bedenken war 1279 seine Lehre die des Ordens geworden. Auf der anderen Seite bekämpfte Thomas scharf die abendländische Richtung des kirchlich verdächtigen Averroismus, insbesondere einen ihrer Vertreter an der Pariser Universität, Siger von Brabant. Auch für diese „lateinischen Averroisten“ ist Aristoteles der große Meister, aber sie nutzen ihn zur Anzweifelung christlicher Wahrheiten, Thomas zu ihrer Unterstützung. Thomas bringt ihn schließlich auch mit der Lehre des Augustinus in Harmonie. Das konnte nur auf formalem Wege gelingen. Eben das formale Element



überwiegt in dem aristotelischen Studium durchaus, die „Logik“ bleibt die wichtigste Schrift, und das wichtigste Studienfach wird die Dialektik.

Das Studium der *Dialektik* wurde seit langem eifrig betrieben (vgl. S. 233f.). An den Höfen der Ottonen wurden gelehrte Disputationen gern gesehen; von Wolfgang von Regensburg wird gelegentlich ein Stück ganz im Stile der späteren Scholastik erzählt, und der bekannte Gerbert war in Reims bereits ein angesehener Lehrer der Dialektik. Aber diese gewann immer größere Bedeutung. Gleich nach den ersten Anfangsgründen der Grammatik wurden die Schüler nun in Anknüpfung an grammatische Kategorien in die Schwierigkeiten des Begriffsstudiums eingeführt und lernten in anscheinend einfachen Dingen metaphysische Probleme kennen, über die sich hin und her sprechen ließ. Durch fortwährende Übungen suchte man eine solche Disputierfertigkeit zu erlangen, daß man über die gleichgültigsten Probleme mit einem Gegner siegreich streiten konnte. Den großen Gelehrten machte jetzt die Vollendung in dieser Fertigkeit aus. Schon in den Kämpfen, die im 11. Jahrhundert die Anschauungen Berengars von Tours hervorriefen, spielte dieselbe eine bedeutende Rolle. Lanfranc und Anselm von Canterbury gebrauchten gegen Berengar die dialektischen Waffen mit großer Gewandtheit; Anselm war es namentlich, der die dialektische Methode in die Theologie einführte. Und gerade die Theologie bot für ihre Anwendung ja auch das breiteste Feld; das hatte sich schon in gewissen philosophierenden Auslassungen der Kirchenväter gezeigt und später z. B. auch bei Scotus Erigena. Nun griff man nach dem neuen Mittel in erster Linie, namentlich seitdem in Abälard ein gewaltiger Lehrer erstanden war, der in leidenschaftlichem Schulstreit die Waffen der Dialektik noch ungleich schärfer zu führen lehrte. Auf seine ganz verschiedenartig gerichteten Schüler, von Arnold von Brescia bis Petrus Lombardus, übte er den gleichen Einfluß. Abälard begründete erst recht eigentlich die scholastische Methode; mit ihm begann auch jene Vorherrschaft der Dialektik im Unterricht; mit ihm erlangte ihre Wertschätzung einen solchen Grad, daß viele seiner Schüler in dieser von ihm zur Erreichung größerer Ziele glänzend angewandten Methode das Wesen der Sache sahen. Auf der Kunst, durch äußere dialektische Mittel einander widersprechende Wahrheiten, d. h. im Mittelalter Sätze von Autoritäten, in Harmonie zu bringen, beruht das, was man eben die scholastische Methode nennt, die aber über die bloße Technik, insbesondere die Anwendung eines namentlich von Thomas von Aquino ausgebildeten Schemas, hinausgeht und ein wesentliches Element der Scholastik ist. Nur aus Interesse am Disputieren wurden jetzt die törichtsten Probleme und spitzfindigsten Fragen aufgeworfen, so daß schließlich verständige Scholastiker gegen dieses Treiben sich scharf aussprachen. Man spitzte alles Tatsächliche zu Begriffen zu, das Einzelne wurde zum Allgemeinen; man spielte alles Positive auf das Gebiet der formalen Logik hinüber, um in diesem luftigen Gebäude sich recht im dialektischen Kampfe tummeln zu können. Charakteristisch ist, was später von Karl IV., dem großen Freund der Pariser Scholastik, erzählt wurde: er soll einmal nach einer Disputation geäußert haben, nach diesem Genuß bedürfe er keiner Mahlzeit mehr. Es lag in dieser Kunst, auf formalem Wege alles beweisen und bestreiten zu können, zweifellos ein Moment, das zum Übermut und zur Kritik leitete, anderseits eine Verführung, alles Positive gering zu achten. Wie Raimundus Lullus durch seine meist ganz mißverstandene „große Kunst“ (Ars magna, ars generalis) aus einigen allgemeinen Sätzen alle Einzelheiten ableiten und in ihrer Wahrheit dartun wollte, so glaubte Roger Baco imstande zu sein, in je drei Tagen Hebräisch und Griechisch, in sieben Tagen Mathematik zu lehren.

Hingen die Bedeutung der Disputationen, der Dialektik, die feine Zergliederung und zugespitzte Definition der Begriffe, die Fülle der technischen Ausdrücke und der Formeln wesentlich mit dem Schulbetrieb zusammen, so ist überhaupt jener schon betonte lebensfremde Schulcharakter der damaligen Wissenschaft von Wichtigkeit: die Dressur spielte eine große Rolle. Das Positive, das sich ja gerade in dieser Zeit mehrte, wurde vor allem als Material für die Übungen betrachtet. Stoffliche Kompendien wie Sentenzensammlungen waren die Quellen, und mit diesem Rüstzeug wurde der Schüler früh vertraut gemacht, wobei er freilich dieses enzyklopädische Wissen in gänzlich unzusammenhängender Form in sich aufnahm. Wirklich neue Probleme wurden aus diesem Stoff nicht herausgeholt; immer kehren die alten Fragen, die Meinungen Früherer wieder. Das meiste ist Technik, zuweilen auch Spielerei. Diese Art des Unterrichts, neben jener Vernachlässigung der Grammatik, erzeugte eben später die leidenschaftliche Opposition der Humanisten. Das Bedenkliche lag auch darin, daß die Meinungen selbst, im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Universitäten und der festen Gliederung der neuen Orden, zu Schulmeinungen gestempelt und als solche vertreten wurden. Aber jenes bekämpfenswerte Treiben der Scholastik machte doch nicht ihr Wesen aus. Als Richtung des europäischen Geisteslebens bedeutete sie doch einen Fortschritt: sie brachte ein selbständigeres wissenschaftliches Leben. Widerspruchsvoll, wie vieles im Mittelalter, ist die Scholastik im ganzen, namentlich in späterer Zeit, durchaus kirchlich und theologisch gefärbt und bedeutet doch wieder eine Art Emanzipation von der Kirche. Aus dem regen geistigen Leben des 12. und 13. Jahrhunderts erwuchsen jene eigenen Organisationen der Wissenschaft, die Universitäten, wieder in den romanischen Ländern weit früher als in Deutschland, keineswegs Anstalten freien Geistes, aber nicht mehr wie die geistlichen Unterrichtsanstalten lediglich dem Dienste der Kirche geweiht. Die Theologie gilt auch der Scholastik als die höchste Wissenschaft (vgl. S. 362); aber sie ist eine Theologie, die vor der scholastischen Philosophie gerechtfertigt ist. Der Zug zur Vernunft ist charakteristisch. Die theologischen Fragen werden zu philosophischen Problemen.

Das Nachdenken über das Verhältnis von Glaubenslehre und Vernunft, von Theologie und Philosophie war der Ausgangspunkt der philosophischen Betätigung des Mittelalters überhaupt. Wo sollte sich höheres Denken anders bewähren als innerhalb der das höhere Geistesleben ausschließlich beherrschenden kirchlich-theologischen Gedankenwelt? Jenes Verhältnis ist vor allem jetzt diejenige Frage, die die Geister zumeist beschäftigte. Nicht immer kam man zu einer glatten Lösung, bis gerade mit Hilfe der scholastischen Methode, jener das Widerstrebende klüglich zusammenfügenden Weise, und unter Benutzung der Philosophie des Aristoteles in dem System des Thomas von Aquino Offenbarung und Philosophie am vollständigsten zur Übereinstimmung gebracht wurden. Dies war die klassische mittelalterliche Philosophie. Aber ganz war auch hier die Einheit nicht erzielt, und die weitere Entwickelung lockerte das Verhältnis zum Teil wieder völlig, und zwar zugunsten der Vernunft. Es ist der Nominalismus, der bei aller Wahrung der Kirchlichkeit diese freiere, fortschrittlichere Richtung repräsentiert, die Wissenschaft selbständiger macht und zur neueren Philosophie langsam hinüberleitet. Es handelt sich nicht um eine das eigentliche Element der Scholastik darstellende Frage, wie man früher meinte, aber doch um eine solche, die für sie allgemein wichtig war und sie in große Parteien schied, um die Frage der Realität der allgemeinen Begriffe (Universalia). Bis zu Beginn des 12. Jahrhunderts hatte man im Sinne des Platonismus an dieser Realität durchaus festgehalten. Dann, etwa bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts, trat vor allem mit Thomas von Aquino ein gemäßigter Realismus (in



mittelalterlichem Sinne) unter aristotelischem Einfluß auf, der die allgemeinen Begriffe nur in den Einzeldingen wirklich werden ließ, bis endlich der Nominalismus in den Einzeldingen das wirkliche Sein erkannte und die Universalia nur als Abstraktionen, als bloße Bezeichnungen, Namen (Nomina), faßte. Die Nominalisten erkannten die Unbeweisbarkeit der tiefsten Geheimnisse der Glaubenslehre. Schon bei jenem Siger von Brabant findet sich, wenn auch nicht klar formuliert, die Verschiedenheit von Glaubenswahrheit und Vernunftwahrheit angedeutet; der kritisch angelegte Duns Scotus, noch kein völliger Nominalist, zerstörte entschiedener die Einheit von Glauben und Vernunft; der Streit zwischen Scotisten und Thomisten rührte bei Einzelnen an die wichtigsten Fragen der Grenzen der Erkenntnis. Roger Baco, dem die Theologie doch die Königin der Wissenschaften blieb, erkannte die völlige Verschiedenheit von Glaubens- und wissenschaftlichen Wahrheiten. Auf die Ausscheidung der höchsten Glaubenswahrheiten aus dem Bereich der metaphysischen Spekulation, des vernunftmäßigen Beweisenwollens, hatte übrigens der rein theologische Geist, weil man das Antasten des Glaubens fürchtete, auch seinerseits hingedrängt. Am entschiedensten brachte dann, nachdem die wirkliche Kenntnis des Aristoteles gewachsen war und damit das Studium der Logik einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte, Wilhelm von Occam den Nominalismus zum Ausdruck. Jetzt tobte der Streit an den Universitäten zwischen den Anhängern „des alten Weges“, deren Hauptsitz Paris war, und denen des „modernen Weges“; er charakterisiert das ausgehende Mittelalter und führte schließlich zur Auflösung der mittelalterlichen Philosophie. Etwas wie „Aufklärung“ in die Scholastik hineinlegen zu wollen, geht zu weit, trotz der häufigen Betonung der „Vernunft“. Die intellektuellen Kräfte wurden nur allzu äußerlich betätigt. Die Vernachlässigung des inneren Lebens führte zur mystischen Reaktion. Der scholastischen Philosophie stand ferner, so große Gefahr die dialektischen Untersuchungen für das Dogma bedeuteten, die Autorität der das letztere behütenden Kirche mit ihrem äußeren Machtsystem unerschütterlich gegenüber. Immerhin entwickelte sich ein keineswegs unfreies geistiges Leben unter dem Zeichen der Scholastik. Der Geistliche hatte doch damals, wenn er nur nicht vor der Welt radikal auftrat, ein gut Teil Gedankenfreiheit; an allen offiziellen kirchlichen Gebräuchen nahmen zwar auch die freiesten Köpfe teil, aber im dialektischen Streit, in der Lust und dem Übermut der Disputation kamen viele zu recht kritischen Aussprüchen. Manche Denker gerieten auch wirklich mit der äußeren Kirche in Konflikt und wurden als häretisch von den Gegnern verdächtigt: nicht etwa nur die Vorgeschrittenen, schon Abälard, auf dessen Verdammung Bernhard von Clairvaux hinwirkte, und später Wilhelm von Occam, auch Petrus Lombardus und Thomas von Aquino erlebten solche Anfechtung. In Deutschland eiferte besonders Gerhoh von Reichersberg gegen die fremden Lehren. Anderseits ist doch auch die kirchlich-theologische Bedeutung der Scholastik nicht zu vergessen. Sie hat die Glaubenslehre erst recht eigentlich systematisch durchgearbeitet und vieles erst fixiert.

Die Scholastik ist eine internationale Richtung, der sich das deutsche Geistesleben natürlich nicht entziehen konnte: unter ihrer Herrschaft stehen später auch die deutschen Universitäten — von ihnen wird erst im zweiten Bande ausführlich zu sprechen sein —, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts überhaupt alle höheren Bildungsbestrebungen. Welcher Art war nun unter dieser Herrschaft die allgemeine Bildung der Zeit? Der Charakter aller mittelalterlichen Bildung war zunächst ein enzyklopädischer. Weniger ein Durchdringen zu tieferer Erkenntnis als eine Anhäufung von Kenntnissen war das Lernziel. Der im Vergleich zu späteren Zeiten gewiß nicht große Wisseninhalt, den das Mittelalter aus dem

Altertum überkam, und der sich durch die Araber erweiterte, war ohne eine formale Schulung gleichwohl nicht zu bewältigen. Gewiß war die Kenntnis des logischen Apparates, mit dem die Jugend früh vertraut gemacht wurde, die Vorbedingung, um in den dialektischen Erörterungen des Für und Wider bestehen zu können: zugleich war sie aber doch das Mittel, überhaupt etwas geistig verarbeiten zu lernen. Und dies ist in jeder Beziehung ein Verdienst der wegen ihres Formalismus und ihrer Haarspaltereien verschrieenen Scholastik: sie hat die abendländischen Völker in eine Denkschule genommen und ihnen das Abstrakte faßbar gemacht. Jene Wissenssumme wurde nun weiter formal zugerichtet. In äußerlicher Aneinanderreihung und doch in systematischer Konstruktion wurde das traditionell fortgepflanzte Wissen in immer neuen Kompilationen mundgerecht zugänglich gemacht. Es gab seit langem zahlreiche enzyklopädische Sammelwerke, poetische und solche in Prosa, auch ursprünglich in Anlehnung an antike Vorbilder. Von Isidor von Sevilla und später Hrabanus Maurus an zieht sich ihre Reihe bis zu den großen Enzyklopädien der scholastischen Zeit, dem „Speculum" des Dominikaners Vinzenz von Beauvais, das in einer Zusammenstoppelung von Zitaten aus der Bibel wie aus antiken Autoren für alle Zweige des Wissens von der Grammatik bis zur Bienenzucht kompendiöse Darstellung bot, den über alle möglichen Gegenstände unterrichtenden 21 dickleibigen Bänden des Albertus Magnus oder dem unten (S. 364) erwähnten Werk des Bartholomäus Anglicus. Alle diese Werke sind durchaus voneinander abhängig: Irrtum und völliger Unsinn pflanzen sich mit Richtigem und Wahrem ungeprüft fort. Durch solche Enzyklopädien, die eine vollständige Bibliothek ersetzten, glaubte der Einzelne das gesamte menschliche Wissen in sich aufnehmen zu können. In der Tat trieb dieser Wunsch viele durch alle Fakultäten hindurch, zumal ja auch der nicht allzu große Wissensstoff immer in derselben philologisch zugestutzten Weise aus Lehrbüchern erlernt wurde. Oberflächliche Kenntnis auf allen Gebieten genügte, um in den Disputationen, dem Prüfstein der Höhergebildeten, zu glänzen.

Das Zeitalter der Scholastik zeigt nun allerdings eine zunehmende Erweiterung des Wissensstoffes: das spiegelt sich auch in den Unterrichtsbüchern wider. Noch immer herrschte der alte Schulbetrieb (vgl. S. 230ff.), aber schon in den Triviallesebüchern, deren Grundlage wie vorzeiten, und wie es Hugo von Trimberg 1280 in seinem „Registrum multorum auctorum" bezeugt, Cato, Äsop, Avian bildeten, trat aus der antiken, christlichen und morgenländischen Literatur immer neuer Stoff in Form von Sprüchen und Fabeln hinzu. Und so war es auch sonst. Alle jene Sammelwerke sind nun aber durchaus theologisch gefärbt: die Theologie ist ihr Ausgangspunkt, alles Nichttheologische wird unter theologische Gesichtspunkte gebracht. Trotz jenes freieren Zuges in der Scholastik, und obgleich manche Scholastiker sogar gewisse Grundglaubenssätze kritisch behandelten, z. B. die Auferstehung sehr skeptisch ansahen, ist doch die Theologie die oberste Wissenschaft, das letzte Ziel aller Bildung (siehe die Abbildung S. 363). Ihr ist die Philosophie durchaus untergeordnet: diese hat, wie wir sahen, die Dogmen nur zu beweisen und so zu festigen. Darin stimmen alle Größen der Scholastik, Petrus Lombardus und Thomas von Aquino so gut wie Albertus Magnus und Roger Baco, überein. Aber um gerecht zu sein, eine wirkliche Unabhängigkeit der Philosophie von der Theologie ist doch auch noch viel später nicht erreicht worden. So waren die kirchlichen Lehren das Gegebene, das Ziel alles Philosophierens im voraus bestimmt, die deduktive Methode die spezifische Methode des Mittelalters.

Dieser Grundzug beeinflußt nun vor allem die Anschauung auch der scholastischen Zeit von der Natur. Auf empirischem Wege zur Erkenntnis allgemeiner Vorgänge und



Gesetze zu gelangen, von der gegebenen Wirklichkeit aus durch Beobachtung und Schlußfolgerung zu großen Wahrheiten aufzusteigen, das lag dem mittelalterlichen Geiste fern. Die Natur bot nur das Beweismaterial für die Vorstellungen und Lehrsätze der Kirche. Die mittelalterliche Naturbetrachtung führte zur Kirche hin, nicht von ihr weg: ein Naturstudium ohne Beziehung auf Gott und die christliche Lehre war verdammenswert. Übrigens widerstrebte gerade die scholastische Methode, die in der Dialektik gipfelte, einer exakten Naturforschung am meisten.




Das Gebäude der Wissenschaften. Aus Gregor Reisch, „Margarita philosophica", Straßburg 1504, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 362.

Das Hineinspielen der religiösen Grundanschauung in die Naturbetrachtung ist anderseits selbst in der Neuzeit nichts Ungewöhnliches. Wenn Bertold von Regensburg beim Anschauen einer besonders schönen Blume folgende Betrachtung anzustellen rät: ô wol dir, lieber got, wie schoene und genaeme [wohlgefällig] dû eine bluome wider die andern hâst geschaffen und alsô hâst dû einer wurze mêr kraft gegeben danne der andern und alsô hâst dû einem menschen mê tugend gegeben danne dem andern, so erinnert das ganz an die religiöse Betrachtungsweise des 18. Jahrhunderts.

Trotz jenes Grundcharakters zeigen sich nun doch auf dem Gebiet der Naturwissenschaft einige Fortschritte, ja sogar jenem Charakter geradezu widersprechende Züge. Man darf nicht meinen, daß die Scholastik gar keinen Sinn für Beobachtung gehabt habe und nur in nichtiger Spekulation und ödestem Schulbetrieb aufgegangen sei, ganz abgesehen davon, daß manche Leistungen in der Naturphilosophie gar nicht übel waren. Insbesondere ragten die Dominikaner, wie überhaupt in der Pflege der Gelehrsamkeit, so in dem Naturstudium hervor. Ein Albertus Magnus, der eigentliche Wiedererwecker des Aristoteles im Abendland, hat auf die Naturforschung die tiefste Anregung geübt. Früher meinte man, daß er auch auf den im 14. Jahrhundert deutsch schreibenden Konrad von Megenberg gewirkt habe. Indessen handelt es sich bei Megenbergs „Buch der Natur" überhaupt um ein ganz unselbständiges Werk. Megenberg hat nur den „Liber de naturis rerum" des Thomas von Chantimpré bearbeitet. Diese Mönche pflegten auch praktisch die Naturkunde, namentlich die Astronomie, und dementsprechend auch allerlei mechanische

Kunstfertigkeiten. Man erfand ferner die Brillen wie das Schießpulver. Im ganzen blieb jedoch die Grundlage des Wissens von der Natur die antike Literatur, mit der man jetzt aber durch arabische Vermittelung (vgl. S. 302) in größerem Umfange bekannt geworden war. Dadurch wurden besonders auch in der Heilkunde Fortschritte gemacht, namentlich in den berühmten romanischen Schulen, obgleich allerdings über medizinische Fragen, die nur durch Erfahrung zu lösen waren, auch nach scholastischer Weise dialektisch gestritten wurde. Aber die eigene Beobachtung war doch keineswegs ausgeschlossen. Und man kam noch weiter. Heinrich von Langenstein hat gegen Ende des 14. Jahrhunderts gegenüber dem astrologischen Wahnglauben eine kritische Stellung eingenommen, und schon bei Roger Baco finden sich wirkliche Ansätze zur induktiven Methode und exakten Forschung. Jener Neigung zu übersinnlicher Betrachtung gegenüber ist schließlich noch festzustellen, daß doch auch die im höheren geistlich-geistigen Leben stehenden Männer den im Volke wurzelnden Anschauungen treu blieben. Auch in der asketischsten Zeit des Mittelalters ist die naive Naturfreude im Volke nicht gemindert worden (vgl. S. 191): auch der Einsiedler des Mittelalters hat dieses innigen Zusammenhanges mit der Natur nicht entbehrt. Über diese naive Naturfreude kam man nun freilich in Deutschland auch jetzt nicht viel hinaus (vgl. S. 337), während sich in Italien damals schon die Anfänge eines höheren Naturgefühls zeigten.

Eine Mischung aus religiösen Grundanschauungen, traditionellen Irrtümern, neuen Spitzfindigkeiten und verständigem, jetzt wesentlich vermehrtem Gut scheint nach alledem für die Zeit charakteristisch. Sie zeigt auch das Bild, das sich damals in den Köpfen von der Welt und der Erde malte. Wie Gott um des Menschen willen alles geschaffen hat, so ist auch des Menschen Wohnsitz, die Erde, der mittelste und wichtigste Teil der Welt; in ihrer Mitte liegt das Zentrum des Ganzen. Sie steht fest, und um sie dreht sich der Himmel, wie Bertold von Regensburg sagt, „zu allen zîten umbe sam ein rat [wie ein Rad]“. Bertolds auffallend oft hervortretende naturwissenschaftliche Kenntnisse gehen übrigens zum guten Teil auf die Enzyklopädie des Bartholomäus Anglicus de proprietatibus rerum zurück, die überhaupt das Wissen der damaligen Zeit ziemlich vollständig repräsentiert. Die Vorstellung von der Erde als einer Kugel, die neben der früher geläufigen von ihr als einer runden Scheibe seit Isidor von Sevilla und Beda (7. und 8. Jahrhundert) doch durchdringt, ist bei den Scholastikern ziemlich allgemein; auch Bertold von Regensburg spricht von dem „bal“. In der Mitte der Erde lag die Hölle, der „Himmel“ aber als Aufenthalt der Seligen jenseits der die Erde umgebenden sonstigen (Planeten-, Fixstern- und Kristall-) Himmel. Keineswegs wurden richtige Ansichten der Alten, soweit sie noch bekannt waren, immer akzeptiert.

Daß aber aus dem Altertum auch ein gut Teil Irrtum vom Mittelalter übernommen wurde, beweist eben die Geographie wie die Ethnographie jener Zeit. Von neugewonnenen Erkenntnissen kann zunächst nur in ganz beschränktem Umfang die Rede sein. Das zeigen die Karten, verständnislose Fortpflanzungen antiker Karten. Trotz äußerer Verbrämung, trotz stärker hineingearbeiteter Kompendiengelehrsamkeit ist bei den späteren Karten die Dürftigkeit der Kenntnisse und Anschauungen dieselbe wie bei den früheren, und bis zu den ersten Seekarten um 1400 ist kein Fortschritt zu verzeichnen. Anderseits geben die mit immer neuen Zutaten, namentlich auch Abbildungen, versehenen großen Weltkarten der scholastischen Zeit, wie etwa die Ebstorfer Weltkarte, ein genaues Bild von der romantischen Geographie und Ethnographie des Mittelalters. Man hat sie freilich nicht ganz mit Unrecht als mönchische Spielerei angesehen. Die Karten sind meist „Radkarten“, bringen also die Erde noch in



Kreisform, umspült von dem erdumfassenden Ozean. Im Mittelpunkt des Kreises, der Erde, also der Welt, liegt Jerusalem. In der Verteilung des damals bekannten Erdganzen auf den Kreis herrscht die typische und hergebrachte Länderteilung, die sich auch auf die Autorität des heiligen Augustinus stützt, vor. Diese sogenannte Divisio trifaria schließt sich an die Form des T an; oberhalb des Querstriches liegt Asien, links von dem senkrechten Strich Europa, rechts Afrika. Die Anordnung, die Größenverhältnisse, die Küstenumrisse sind völlig willkürlich gestaltet. Die Hauptmasse des geographisch einigermaßen Zutreffenden gruppiert sich um das Mittelmeer herum, worin man eben das Fortleben der antiken Karten erkennen kann. Dazu kommt dann neues, eigenes Material, je nach dem Entstehungsort der Karte. Von dem, was wir Geographie nennen, bringen die Karten recht wenig und Ungenügendes, um so mehr wissen sie von Dingen aus dem Reich der Phantasie zu berichten. Auch wenn man die Weltchroniken oder die naturgeschichtlichen Werke durchsieht, geographische Versuche, z. B. die poetische Geographie aus dem 13. Jahrhundert, die sich in der Christherrenchronik findet, oder Reisebeschreibungen wie die des Odoricus de Foro Julii oder die vielgelesene und bekannte, von Odoricus sehr abhängige abenteuerliche Reiseerzählung des Johann von Mandeville vergleicht: überall wird man dieselben fabelhaften Elemente finden. Der größte Teil derselben ist freilich treu gehütetes Erbe aus der antiken Gedankenwelt; dazu kommen die wunderbaren Angaben und Vorstellungen der Bibel. Alles wird auf den Karten gewissenhaft untergebracht: das Paradies im äußersten Osten, bald auf einer Insel, bald auf einer Halbinsel, bald wieder auf hohem Berge gelegen, die Länder Gog und Magog, Länder, die man übrigens noch im 17. Jahrhundert in dem großen Atlas des Friedrich de Witt verzeichnet findet, die Goldenen Berge im fernen Osten, das Sonnen- und Mondorakel, die Gärten der Hesperiden, der Magnetberg usw. Dazu kommt eine große Zahl von monströsen und fabelhaften Menschen und Völkern, so die Amazonen, die Pygmäen, die Anthropophagen mit Pferdefüßen, die Greifen, eine ethnographische Variation der bekannten sagenhaften Tiere, die Hundsköpfe, die stummen Völker, welche nur die Zeichensprache reden, die Bewohner der Insel Meroë, die auf Krokodilen reiten, die Menschen, welche ihre Lippen über das Gesicht ziehen können, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die Leute ohne Nasen, die Panoti im Ozean, die ihren ganzen Körper in ihre Ohren einwickeln können, usw. (siehe die Abbildung S. 366). Kein Kartenzeichner hat an der Existenz solcher Phantasiegebilde gezweifelt, denn er hatte sie ja aus anderen Autoren entlehnt; das war Beweis genug. Diese ganze Ethnographie ist überhaupt vor allem durch die Literatur fortgepflanzt worden. Im übrigen muß auch hier wieder betont werden, daß man zu Beginn der sogenannten Neuzeit, die eben zunächst gar keine Neuzeit ist, durchaus an diesen Dingen festhielt. Im 16. Jahrhundert und später finden sich die Monstra bei Sebastian Münster und anderen wieder. Anderseits muß man bedenken, daß der vorwärtsstrebende Drang, der trotz aller gegenteiligen Erscheinungen im Mittelalter höchst lebendig ist, gegen Schluß desselben doch eine außerordentliche Erweiterung des Wissens von der Erde gebracht hat, daß das Mittelalter hier selbständig über das Altertum weit hinausgekommen ist.

Vor allem literarisch fundiert, überdies moralisch-theologisch gefärbt war nun weiter auch die Pflanzen- und Tierkunde. Hier ist namentlich die Natursymbolik außerordentlich wichtig. Sie spielt in der Literatur wie in der Kunst des Mittelalters eine große Rolle. Die ganze Welt ist ein Symbol, die Natur nur ein Lehrbuch für die Gedanken Gottes; Sonne und Gestirne, alle Erscheinungen und Geschöpfe reden seine



**Monstra.** Aus Hartmann Schedel, „Liber chronicarum“, Nürnberg 1493, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Sprache. Diese Symbolik ist ein rechtes Zeichen für die mittelalterliche Auffassung, daß Gott alles um des Menschen willen geschaffen habe. Er hat auch Tiere, Pflanzen und Steine zu Sinnbildern menschlicher Eigenschaften gemacht, überhaupt in allem Erschaffenen sinnvolle Beziehungen zwischen sich und den Menschen zum Ausdruck gebracht. Bekannt ist z. B., wie Bertold von Regensburg aus dem Gesicht des Menschen die Buchstaben der Worte „Homo Dei“ herauskonstruiert zum Beweise, daß Gott dem Menschen die Tatsache, daß er von ihm geschaffen sei, ins Antlitz geschrieben habe, eine Versinnbildlichung, die damals übrigens auch sonst erwähnt wird. Überhaupt ist nichts auf Erden, wie Freidank sagt, „âne bezeichenheit“, d. h. ohne allegorische Bedeutung. Der Ausgangspunkt solcher Betrachtungsweise war in erster Linie die Heilige Schrift selbst sowie die biblische Erläuterungsliteratur, so die sehr verbreitete Erklärung des Buches Hiob von Gregor dem Großen. Der naturkundliche Stoff der Bibel wurde insbesondere in den Claves (Schlüsseln) äußerlich zusammengefaßt und in jener symbolischen Weise erklärt. Diese überträgt sich dann auch auf die eigentliche naturkundliche Literatur, so auf den „Physiologus“ (vgl. S. 236), der ausführlich über die Symbolik der Tiere handelt. Er geht auf alte orientalische und besonders griechische Quellen zurück und erscheint, namentlich als Tierbuch (Bestiarius) bearbeitet, auch als lateinisches Unterrichtsbuch im ganzen Abendland, wird aber weiter bald in die Volkssprachen übertragen, seit dem 11. Jahrhundert in das Deutsche, zu Beginn des 12. Jahrhunderts ins Französische. Jene symbolisch-religiöse Betrachtungsart tritt überhaupt allmählich immer stärker hervor. Die aus ihr sich ergebenden Fabeleien wurden durchaus als wissenschaftliche Wahrheiten angesehen. Die Taube, das Lamm, das Einhorn bedeuten



Christus, die Schlange, der Drache, der Bär den Teufel; unter den Pflanzen wird der Weinstock zum Sinnbild Christi. Insbesondere in den Edelsteinen ist solche Symbolik ausgeprägt, namentlich bei Konrad von Megenberg (vgl. S. 363) finden sich eingehende Erklärungen der entsprechenden Eigenschaften. In Betracht kamen besonders jene zwölf Edelsteine, mit denen nach der Offenbarung Johannis die Mauern im neuen Jerusalem geschmückt waren, wie der Smaragd, der die Keuschheit, wie der Hyazinth, der die Freundschaft, der Sardis, der die Standhaftigkeit (der Märtyrer) versinnbildlichte. Solche Bedeutung wurde durchaus als zur Wesenheit des betreffenden Naturgegenstandes gehörig betrachtet, und so ergab sich daraus auch eine praktische Verwertung, etwa für die Heilkunde. Eine wichtige Rolle spielen solche Beziehungen natürlich auch in der Alchimie.

Im ganzen prägt sich in der geschilderten Geisteshaltung ein starker Mangel an kritischem Sinn aus. Er erklärt sich aber nicht aus einer geringeren Verstandes- und Urteilskraft, die sich bei den Scholastikern genügend zeigt, sondern ebenso wie der Mangel an genetischem Sinn einerseits aus der geistigen Unentwickeltheit der damaligen Kulturstufe, auf der das Leben noch nicht durch die spätere Vielgestaltigkeit und durch höher gerichtete Verhältnisse Urteil und Beobachtung schärfte, anderseits aus dem schon (S. 357) hervorgehobenen, auf dem ganzen Mittelalter lastenden Bann der Tradition, der antiken wie der christlichen. Diese Tradition hemmte den fortschrittlichen, den erfinderischen Geist, sie hemmte zum Teil auch die eigene Denktätigkeit: wo diese sich stärker regte, wie in der Scholastik, konnte sie sich meist nur im Formalistischen bewähren. Und wenn auch gelegentlich die Pflicht, die eigene Vernunft zu gebrauchen, betont und verlangt wird, daß an der Erringung der keineswegs vollständig gegebenen Wahrheit weitergearbeitet werde, so stand das Denken doch immer unter dem Joch eines zwingenden Autoritätsglaubens. Dem Meister muß nach Vinzenz von Beauvais der Schüler unbedingt glauben. Die Lehrbücher, an deren Text sich ängstlich der Unterricht klammerte, und die doch meist Kompilationen aus antiken Werken waren, genossen eine Autorität wie die Bibel und hinderten zugleich das Zurückgehen auf die Originale. Unmöglich fast war es, in diesem traditionell fortgepflanzten Lehrstoff Irrtümer zu berichtigen.

Um so stärker war damals die Phantasie entwickelt: der Sinn für die realen Bedingungen und Verhältnisse trat zuweilen auffällig zurück, sogar in der Politik, etwa der staufischen Herrscher. Die poetische, nicht nur die religiös-poetische Literatur operierte ständig mit Wundern, und auch die scholastische Philosophie litt unter dem allgemeinen Zug auf das Übersinnliche. Der naive Wunderglaube, der die ganze Zeit beseelte, wird durch jene Tradition außerordentlich gestärkt; die Glaubenskraft ist von einer erstaunlichen Unerschütterlichkeit; und selbst die Kreuzzüge, so sehr sie vielfach befreiend wirkten, haben doch wieder die Masse des Wunderbaren und damit den Sinn dafür gemehrt (vgl. S. 303). Von der geographischen Fixierung jener Monstra war schon (S. 365) die Rede, gerade die Unbekanntheit eines großen Teiles der Erde erleichterte das, und die Fixierung festigte den Glauben. Auf Erzählungen weitgereister Kaufleute namentlich gehen viele Geschichten, zum Teil durch mißverständliche Auffassung von wirklich Gesehenem hervorgerufen, schon seit den Tagen der Phönizier zurück. Mit dem Nimbus der Tradition wurden diese Märchen dann weiter überliefert. Wenn aber Bertold von Regensburg oder seine Quelle von einem Meeresungetüm berichtet, das „hât aht füeze [acht Füße] und an ieglîchem fuoze drîhundert munde und ziuhet den man ûz dem scheffe in daz wazzer“, so steckt hinter dieser Schilderung des sagenhaften Kraken doch ein gewisser Kern der Wahrheit. Man hat überhaupt mit Recht für den

Wunderglauben zum Teil „die ersten Fortschritte des naturwissenschaftlichen Erkennens“ mit verantwortlich gemacht, die gerade „immer dem Auffallenden gelten“. Dem naiven Menschen mußte doch vieles auf diesem Gebiete, die Wirkung neuer Heilmittel z. B. oder gar ein Experiment, als Wunder erscheinen. Gerbert wie Albertus Magnus galten als Zauberer. Zu alledem kommt noch, daß man es in jener Zeit überhaupt mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm: nur bei dem Gegner erschien die Lüge verdammenswert, sonst fand man an der Lügenhaftigkeit sogar einen gewissen Gefallen, wie der „Reineke Fuchs“ zeigt. Gerade gegen 1200 trat darin allerdings ein vorübergehender Wandel ein. Freilich fehlte es nicht an aller Kritik gegenüber dem Wunderglauben: ernsthaft wird vor allzu großer Leichtgläubigkeit gewarnt, und wunderbare Heilungen hat man auf natürlichere Weise zu erklären gesucht. Die geschichtliche Bildung der Zeit anderseits war noch nicht groß genug, um die Erkenntnis des Möglichen fördern zu helfen.

Im wesentlichen war die Scholastik noch eine Form der geistlichen Bildung: aber es steckten in ihr doch schon *weltliche und modernere Elemente*. So sehr man an der Grundanschauung des Mittelalters festhielt, daß alles Studium nur betrieben werden solle, damit man ein vollkommener Christ werde, so lag praktisch die Sache jetzt vielfach für ein Studium um seiner selbst willen günstiger. Die pfründenreiche Kirche gab namentlich in Frankreich den Inhabern einträglicher Stellen die Möglichkeit, in Muße der Wissenschaft zu leben. Gerade die in Aufnahme gekommene Pflege der philosophischen Studien bedurfte gegenüber den lukrativen Berufen der Rechtsgelehrten und Ärzte einer solchen Stütze. Gelehrte wurden auch als Erzieher vornehmer Jünglinge, in fürstlichen Kanzleien oder in freierer Stellung im Kloster untergebracht. Anderseits wird das Wissen jetzt nicht mehr rein als geistliches Monopol behandelt. Von einer allgemeineren höheren *Laienbildung* (vgl. S. 236 ff.) ist zwar auch jetzt keine Rede, trotz einiger geistlichen Bildung vornehmer Frauen (vgl. S. 238 und 340) und trotz der weltlichen Künste der Ritter (vgl. S. 338 ff.): in den Städten aber zeigten sich, wie wir noch sehen werden, erst die Anfänge einer elementaren Laienbildung. Vorher war der großen, nicht nur der niederen, Masse lehrhafter Stoff oft nur in dichterischer Form, die auch die Triviallesebücher aufweisen, zugeführt worden, so bereits durch die geistlichen Dichtungen früherer Zeit und dann durch die schon gelehrter gefärbten des 12. Jahrhunderts („Anegenge“, Werners von Elmendorf Tugendlehre und andere). Denselben Schulcharakter hatten auch die zahlreichen ritterlichen Lehrgedichte (wie von Freidank oder Thomasin, vgl. S. 318). Immerhin gab es bei Rittern wie bei Bürgern einige Elemente, die höherer Bildung aus geistlichen Händen teilhaftig geworden waren, wie z. B., entsprechend einer ähnlichen Entwickelung in Frankreich, adlige Laien in der Rechtsliteratur Epoche machten (vgl. S. 382 f.). So behandelten denn auch die Scholastiker die Wissenschaft mit einer gewissen Rücksichtnahme auf weitere Kreise. Sie selbst trugen zum Teil nur halbgeistlichen Charakter, lebten nicht nach der Art der Geistlichen und hatten manchmal gar nicht die Weihen empfangen: für ihre Kämpfe wünschten sie ein größeres Publikum, und allmählich bereitete sich demgemäß, nachdem eine allgemeine deutsche Schriftsprache aufgekommen war, eine deutsche gelehrte Literatur vor. Die Scholastik stellte so, obgleich sie vom Klerus getragen war, eine Brücke zu den Laien her: sie beeinflußte die höhere Laienbildung des ausgehenden Mittelalters durchaus.

---

Denselben gemischten Charakter werden wir an der dritten hauptsächlich von Frankreich überkommenen Erscheinung hervorzuheben haben, an der *Gotik*. Der wunderbare Stil, den man einst als edelstes Erbteil deutsch-mittelalterlichen Geistes auffaßte, ist nicht in Deutschland



entstanden, sondern in Frankreich. Diese Wahrheit ist erst sehr allmählich durchgedrungen. Die auf die Antike gerichteten Gebildeten der Renaissancezeit schoben den ihnen unsympathischen Stil den barbarischen Germanen zu, und Vasari behauptete, daß „diese Manier von den Goten erfunden worden sei“. Später hat man bald Deutschland (z. B. Boisserée), bald, so neuerdings wieder, England, bald selbst Spanien als Mutterland des Stils angesehen, und auch die so oft betonten orientalischen und byzantinischen Einflüsse, die man im Ornament wohl auch nicht leugnen kann, sind für die Gotik als maßgebend hingestellt worden, so von Dieulafoy und von Courajod. Den französischen Ursprung haben in Frankreich besonders Félix de Verneilh und Didron, in Deutschland Franz Mertens erkannt; jetzt herrscht über die Entstehung der Gotik im nördlichen Frankreich ziemliche Übereinstimmung. Über die erste Entwickelung ist man aber noch verschiedener Ansicht. Dehio nimmt ein gleichzeitiges, unabhängiges Auftreten und Nachaußenwirken der Gotik in verschiedenen Gegenden des jetzigen Frankreichs, in der Normandie, in Anjou und Burgund, an, bis dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts das zentrale Frankreich, die Isle de France, als Mittelpunkt der neuen Kunst überwog und jene „primitiven Schulen“ zurückdrängte. *Nordfrankreich*, dessen Übergewicht im geistigen Leben wir schon (S. 355 ff.) kennen lernten, dessen Hauptstadt Paris die kulturelle Hauptstadt des Abendlandes, dessen Sprache Weltsprache geworden war, dessen ritterliche Poesie neben der südfranzösischen als maßgebend für ganz Europa galt, wurde auch der Führer auf künstlerischem Gebiet. Die politische Zentralstellung der Isle de France, der materielle Aufschwung im 12. Jahrhundert mögen dabei von Wichtigkeit gewesen sein, für die Baukunst wohl noch der Umstand, daß hier die romanische Architektur bisher keine hervorragende Pflege gefunden hatte.

Trotz des französischen Ursprungs der Gotik hat man nun auf das germanische Element in ihr nicht verzichten wollen. Gerade in Nordfrankreich ist eine stark gemischte Bevölkerung anzunehmen; ein eigentliches Volkstum ist in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts dort noch kaum festzustellen. Der Adel, auch der Klerus waren zu erheblichen Teilen germanisch, und wie sich die französische Dichtung wesentlich auf germanischen Stoffen aufbaute, wie das höfische Schönheitsideal der Franzosen (vgl. S. 335) germanische Züge trug und der Charakter des nordfranzösischen Rechts germanisch ist, so mögen auch manche innere Züge der Gotik germanisch sein. Gerade die in ihr ausgedrückte Emanzipation von der Antike wurde ja als barbarisch empfunden. Eben daraus erklärt sich jene Zuweisung des gotischen Stils an die Germanen zur Zeit der Renaissance wie seine Inanspruchnahme seitens der „Deutschtümler“ im 19. Jahrhundert. Jedenfalls ist die von den Deutschen nur langsam und spät übernommene Gotik gerade in Deutschland zu hervorragender Ausbildung und dauernder Pflege, besonders im Turmbau, gekommen, auch in dem stammverwandten England nie völlig verschwunden. Aber das wesentliche Moment (vgl. S. 373 f.) ist doch, *daß die Gotik, trotzdem sie einen ganz bestimmten örtlichen Ursprung hatte, ebenso wie das höfische Rittertum und die Scholastik aus dem kosmopolitischen Kulturleben des damaligen Abendlandes heraus geboren ist, daß neue Strömungen überall neuen Ausdruck forderten*. Jene bereits für die Blütezeit der romanischen Baukunst (S. 219) hervorgehobene Neigung zum Dekorativen, die einer aristokratisch gerichteten Zeit entsprach, schreitet, verstärkt durch die im Zeitalter der Kreuzzüge wirkenden orientalischen Einflüsse, ebenso fort wie der Drang zur Monumentalität. Daß die *Franzosen* in der künstlerischen Formulierung des Neuen *vorangingen*, lag an ihrer *kulturellen Vorherrschaft* und reicher entwickelten städtischen Kultur, wozu einige besondere Eigenschaften, wie die französische Neigung

zum Wechsel, die lebhafte Phantasie, die Sucht zu konstruieren und die Vorliebe für das Dekorative, gekommen sind.

Die künstlerischen Anregungen Frankreichs beschränken sich nun nicht auf die Baukunst allein. Sie sind auch in der **Plastik** zu erweisen. Es hängt das zum Teil schon damit zusammen, daß gerade in den gotischen Kirchenbauten die Plastik eine ganz andere Rolle spielte als früher. Umgekehrt verliert mit dem Schwinden der breiten inneren Wandflächen — die Wände umrahmen jetzt gewissermaßen nur die großen und hohen Fenster — die Wandmalerei die Wichtigkeit, die sie in den romanischen Bauten gehabt hatte. Für den malerischen Schmuck bieten sich jetzt konsequenterweise die großen Fenster als Objekt: die dekorative **Glasmalerei** gewinnt eine außerordentliche Bedeutung, aber auch größere äußere Wirkung: durch das Licht, welches durch die bunten Fenster fällt, wird das ganze Innere der Kirche in gedämpfte Farbigkeit getaucht. Den Schmuck des Inneren sonst aber übernimmt die Plastik, die früher vorzugsweise in den Rahmen der Kleinkunst gebannt war (vgl. S. 219). Ihr fiel nun auch der Hauptteil des bildlichen Anschauungsunterrichts zu, den (vgl. S. 222f.) die Kirche von jeher der Kunst als Aufgabe zuwies. Bereits hatte sie (vgl. S. 219) draußen die Portale mit Figuren zu schmücken begonnen. Das geschieht jetzt in reicherem Maße. Aber zugleich bieten nun außen und innen die Pfeiler wie andere Teile der überall zur Dekoration herausfordernden, formenreichen, vielgegliederten gotischen Bauten ein weites Betätigungsfeld für die Plastik. Sie mußte sich freilich dauernd der Architektur anschmiegen, wie sie ja nur von ihr die Aufgaben empfing, und hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Sie behielt so etwas Gebundenes, entwickelte sich sonst aber immer reicher, feiner und höher, monumentaler. Und eben in der Schöpfung eines monumentalen Stiles war, wie Dehio hervorgehoben hat, Frankreich vorangegangen. Im 13. Jahrhundert brachte es eine reiche Fülle schöner Denkmäler der Plastik hervor, und ohne Zweifel haben die deutschen Bildhauer unmittelbar von den Franzosen gelernt. Und doch bewahrten sie hohe künstlerische Eigenart. Die im 13. Jahrhundert überraschend auftretenden großartigen Schöpfungen der deutschen Plastik zeigen sich den französischen Erzeugnissen zunächst innerlich sogar überlegen. Das beweisen neben den Darstellungen an der Kanzel und vor allem am Altar in Wechselburg die Fülle der Gestalten an der Goldenen Pforte zu Freiberg und die Figuren der Synagoge und der Kirche, der Apostel usw. am Südportal des Straßburger Münsters. Dagegen sind die berühmten Statuen des Naumburger Doms (siehe die beigeheftete Tafel „Statuen Ekkehards von Meißen usw.“), die Denkmäler am südlichen Ostportal und am Südportal des Bamberger Doms wie die der Westfassade zu Straßburg ganz in dem neuen französischen Stil aufgegangen. Gleichwohl zeigen auch sie in der energischen Charakteristik, in ihrem gesunden Realismus, in dem Ernst und der Innigkeit des inneren Lebens deutschen Gefühlsgehalt, ebenso wie die französisch beeinflußte deutsche Dichtung (vgl. S. 316). Der Zug der höfischen Kultur zu weltfreudiger Lebensauffassung ist übrigens auch in diesen meist heiter und freundlich lächelnden Gestalten wohl zu spüren, was dann schließlich freilich zu gekünsteltem Ausdruck führt.

Ganz erheblich ist die Ausdrucksfähigkeit trotz starker konventioneller Züge auch in der **Malerei** gewachsen, für die im übrigen, wie erwähnt, die gotische Epoche eine schwierige Zeit war. Immerhin behielt doch die Wandmalerei noch für den Innenschmuck weltlicher Bauten größere Bedeutung. Auch die Malerei darf auf französische Befruchtung angesehen werden. In der Glasmalerei leistete Frankreich Vortreffliches und mag wohl auf Deutschland gewirkt haben. Die Buchmalerei erfreute sich namentlich in Paris der reichsten



Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. (13. Jahrhundert).

Nach einer Photographie von E. von Flottwell und einem Lichtdruck von Kühl u. Co., Frankfurt a. M.

Pflege, die sich zum Teil wieder aus dem entwickelten gelehrten Leben und der dadurch hervorgerufenen Handschriftenproduktion erklärt. Den Höhepunkt erreicht dieser Kunstzweig der Handschriftenillustration erst im 14. Jahrhundert, doch sind die Pariser enlumineurs schon seit dem 13. Jahrhundert berühmt. Dante spricht im „Purgatorio“ bei Erwähnung des Miniaturmalers Oderisi von dem „Illuminieren, wie sie die Kunst benennen in Paris“. Es wurde auch Mode, mit solchen reich ausgestatteten Handschriften zu glänzen, und gerade die französischen Großen haben namentlich später zahlreiche wundervolle Handschriften anfertigen lassen. Die Vorliebe für das Prächtige, Dekorative ist auch hier wieder das Motiv. In Deutschland zeigen manche Handschriften französischen Einfluß in der Technik, so die Manessesche Liedersammlung und noch mehr der „Wilhelm von Orense“ in Kassel. Allmählich verfiel die Buchmalerei.

Gerade weil nun die romanische Baukunst in Deutschland zu hoher nationaler Ausbildung gelangt war, vollzog sich die Aufnahme der Gotik nur langsam: sie entwickelte sich nicht organisch aus jener, sondern es fand, nachdem man anfänglich gotische Elemente mit den romanischen Bauten zu verbinden gesucht hatte, ein Bruch mit der Vergangenheit statt. An sich hätte die blühende deutsche Baukunst wohl einen eigenen neuen Stil schaffen können, aber Frankreich kam ihr zuvor, und sein kulturelles Übergewicht entschied den Sieg. Die Übernahme vollzog sich auch nicht einheitlich, sondern, entsprechend den verschiedenen Schulen in Frankreich, in verschiedener Weise und auf verschiedenem Wege. Darüber haben die Kunstgeschichten zu berichten. Im übrigen ist nach Dehios Meinung die Übertragung der Gotik, zunächst einzelner Motive, dann stärkerer Elemente, zumal die sporadische, sprunghafte Art der Übertragung, in erster Linie durch die Wanderungen einzelner deutscher Bauleute zu erklären, da ganze Schulen nicht entstanden. Dehio nimmt eine namentlich für das damals baueifrige Mitteldeutschland bedeutungsvolle Vermittelung durch in Frankreich gebildete Wandermeister als Führer größerer, gleichfalls in Frankreich ausgebildeter Arbeitertrupps für die Zeit etwa von 1150 bis 1250 an. Zur Verbreitung der Gotik haben auch besonders die Zisterzienser beigetragen. Auf die verschiedenen Stufen der Übernahme der Gotik, die sich bei vielen, lange im Bau gewesenen Kirchen sämtlich wahrnehmen lassen, auf die Übergangszeit mit ihrem noch deutschen Grundcharakter unter bloßer Aufnahme von Einzelheiten, auf die Frühgotik und Hochgotik mit ihren Denkmälern sei hier nicht eingegangen.

Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ist auch im deutschen Norden und Osten der gotische Stil durchgedrungen, wobei aber das Material, der Backstein, eine gewisse Bindung des Stils, namentlich eine Minderung der Dekoration, zur Folge hatte. Gleichzeitig macht sich die Baukunst von der bisherigen Abhängigkeit frei und beginnt die Gotik national zu behandeln, entsprechend dem allmählichen Sinken des französischen Einflusses wie dem immer schärferen Hervortreten deutsch-volkstümlicher, bald vorwiegend bürgerlicher Kultur. Die überreiche, glänzende Art der französischen Kathedralen findet im deutschen Bürgertum keinen rechten Anklang, wie denn dessen Reichtum nicht überschätzt werden darf; auch wetteifert dieser Stand nur wenig mit dem monumentalen Streben einzelner großer geistlicher und fürstlicher Bauherren. Die aristokratische Zeit der deutschen Kultur neigt sich ihrem Ende zu. Aber die Baulust selbst war noch sehr stark. Trotz des mehr nüchternen und herben Geistes, den diese seit 1300 überwiegenden städtischen Bauten namentlich unter dem Einfluß der demokratisch und städtisch gerichteten Bettelorden mit ihren überall entstehenden einfachen, wenig formschönen Kirchen aufweisen, zeigt sich doch ein ausgesprochenes Streben in die Höhe und Weite. Ragende, freilich oft verhältnismäßig zu hohe Einzeltürme, die die Freude am Stadtbild

vermehrten, und die Hallenkirche mit ihren gleichhohen Schiffen wurden charakteristisch. Gerade die Volkstümlichkeit des Stils verbürgte dauerndes Leben desselben, der deutsche landschaftliche Geist äußerte sich zugleich in der mannigfaltigen Ausbildung von Sonderstilen. Insbesondere wird nun jener Backsteinbau der norddeutschen Koloniallande wichtig, der trotz notgedrungenen Verzichtes auf manche Schönheiten doch ein mächtiges Zeugnis für den in die Weite gerichteten Blick, den monumentalen Drang der Norddeutschen und ihren strengen, das Überflüssige vermeidenden Sinn wurde. Bei dem Backsteinbau ergab sich auch eine eigenartige Technik. Gerade die Ebene läßt ferner das Ragende und Massige dieser Kirchen mit ihren, dem Seefahrer etwa schon von fernher sichtbaren Türmen besonders wirken. Von weltlichen Bauten aber sah der Osten die glänzende Marienburg erstehen. Im ganzen läßt sich sonst im 14. Jahrhundert von einer Blüte der Baukunst nicht sprechen. Eine schematische, handwerksmäßige Art herrscht vor, bis dann im 15. Jahrhundert eine Aufwärtsentwickelung einsetzt.

Wichtig muß uns vor allem die kulturgeschichtliche Betrachtung der Gotik sein. Wieder tritt uns hier das Verhältnis zum Laientum als entscheidend entgegen. Was zur Gotik drängte, waren zunächst rein technische Motive. In den Einzelheiten ist die Gotik gar nicht neu, das Neue ist die organische, einheitliche Zusammenfassung gewisser, bereits eingedrungener Elemente. Es handelte sich vor allem um das schon in vorgotischer Zeit ergriffene Problem, den Gewölbebau, das Kreuzgewölbe besser zu sichern, auszubilden und leichter zu gestalten, weil die Entwickelung der Städte zu größeren Kirchen drängte. Entscheidend sind neben dem Spitzbogen die Kreuzrippen, die eine Umgestaltung der Bogen und Pfeiler und ein durchgebildetes Strebesystem herbeiführten. Die Wände werden vom Tragen entlastet und füllen nur den Raum zwischen den Pfeilern, ihre einst weiten Flächen sind von hohen Fenstern durchbrochen (vgl. S. 370), alles wird gegliedert, aufgelöst, leichter. Die Proportionen ändern sich, die Pfeiler, die durch ihre Gliederung das Massige ohnehin verlieren, werden zugleich schlanker und wachsen in die Höhe. Alles Lastende ist mit der vollkommenen Lösung des Gewölbeproblems hinweggenommen. Dazu kommt eine stärkere Wirkung auf die Sinne, der schon erwähnte Stimmungsgehalt durch die Erfüllung des Inneren mit einem mystischen Farbenschimmer infolge der Wirkung der bemalten hohen Glasfenster und die Steigerung des dekorativen Elementes. Im ganzen ergab sich, namentlich auch durch das dekorative Beiwerk, eine Erhöhung der Anforderungen an die Technik.

Dehio hat nun sehr ansprechend ausgeführt, daß die romanische Kunst mehr naturalwirtschaftlichen, die gotische mehr geldwirtschaftlichen Charakter trägt, daß die Gotik das Material, dessen Herbeischaffung damals schwierig war, reduzierte, aber der Arbeit größeren Wert verlieh, daß an Stelle der billigen grundherrlichen Arbeitskräfte mehr und mehr fachmännische Bauhandwerker traten, zuerst bei den Zisterziensern, die in den Kolonialgebieten Laienorganisationen im Dienste des Ordens verwendeten, daß sich inzwischen die städtischen Baugewerbe entwickelten, daß jetzt auch Laienmeister, zunächst in Frankreich, dann ebenso in Deutschland vorkamen, daß der überraschend auftretende Baueifer zu großen Kirchen drängte, deren Bau ganze Arbeitermassen erforderte, daß dann naturgemäß ein langsameres Tempo eingeschlagen, damit aber eine ständige, wenn auch weniger zahlreiche Bauarbeiterschaft notwendig wurde. Schon für die spätromanischen Bauten ist eine größere Beteiligung technisch ausgebildeter Laien anzunehmen, je mehr jene Frage des Gewölbebaues in den Vordergrund trat. Jetzt entstand überall ein Bauamt, eine Kommission der geistlichen Bauherren,



die aber gelegentlich auch Laien zu Mitgliedern hatte, die das Programm entwarf, namentlich aber für Herbeischaffung der materiellen Mittel durch Ablässe wie durch immer erneute Anspornung des Schenkungseifers sorgte. Weiter organisierte sich seit dem 13. Jahrhundert die eigentliche Arbeitstruppe, die Bauhütte, die, im wesentlichen eine Zunft der Bauhandwerker nach Art der anderen Zünfte, ihren Namen von dem Lokal her erhielt und eine Reihe technischer Innungsgeheimnisse und Zeichen hatte, in die man grundlos einen mystischen Charakter hineingelegt hat. Es waren also Laienkräfte in großem Umfang, die die Gotik heranzog: sie ist aber nicht aus dem Laientum herausgewachsen. Die geistlichen Faktoren blieben die maßgebenden. Der Gotik liegt auch nichts ferner als eine der Weltlichkeit zugeneigte Grundauffassung. Im Gegenteil bedeutet sie die höchste Verkörperung einer auf das Überirdische gerichteten Weltanschauung und ist das glänzendste Zeugnis für den kirchlichen Sinn der Zeit. Sie gleicht der Scholastik, deren kunstvolles Wissensgebäude trotz mancher Ansätze zu freierer Richtung in der Wissenschaft von Gott gipfelte.

Überhaupt lassen sich Gotik und Scholastik miteinander vergleichen. Jener Ausdruck Wissensgebäude deutet auf das künstlich-konstruktive Wesen der Scholastik: sie hat in ihrer dialektischen Methode ein Mittel gewonnen, durch das sie über den widerstrebenden Verstand zur größeren Ehre Gottes ebenso Herr wird, wie das gotische System das Starre gleich einem weichen Gebilde behandelt, den ungefügen Stein in leichteste, gar nicht in seiner Natur liegende Formen bringt. Wenn man ferner den scholastischen Aufbau auch künstlerisch nennen kann, da er die auseinanderstrebenden Gedanken in ein feingegliedertes System von logischen Denkvorgängen zwingt, so steckt in der Gotik wieder ein durchaus verstandesmäßiges Element. „Steinerne Scholastik" hat man die Gotik genannt. Weiter ergeben sich nun aber auch Beziehungen beider Erscheinungen zur höfischen Kultur; von unmittelbaren Beeinflussungen ist dabei nicht die Rede. Dem Disputiersport der Scholastik huldigten z. B. auch die (romanischen) Minnehöfe (vgl. S. 333), soweit diese überhaupt in bescheidenen Grenzen wirklich existiert haben. Wichtiger ist die Wesensähnlichkeit der Erscheinungen. Die äußere Formvollendung ist in der höfischen Kultur ebenso Hauptsache wie in der Scholastik und Gotik. Das Ungefüge, Elementare ist bei allen dreien zum Feinen abgetönt und durch ein System des Gesetzmäßigen bezwungen. Zugleich führt aber jener feinere Zug zu immer größerer Wertschätzung der Dekoration. Namentlich in den späteren Zeiten der Scholastik, wo die Spielerei, das spekulative Beiwerk zum Wesentlichen wird, wo es immer mehr auf die äußere dialektische Glanzleistung ankommt, und in der späteren Zeit der Gotik, wo das organische vor dem dekorativen Element immer mehr zurückweicht, die Überladung mit Ornamenten immer stärker, das Ornament selbst immer feiner durchgebildet und exzentrischer wird, tritt dieses Moment ebenso hervor wie durchweg im höfischen Leben. Aber überhaupt darf das Zierwerk, die Dekoration von Anfang an als ein Grundzug aller drei Erscheinungen angesehen werden, und gerade darin prägt sich der französische Charakter aus, genau wie später im Rokoko. Jener verstandesmäßige Zug ferner ist auch dem ritterlichen Geiste teilweise eigen. Das laiische Element endlich, das in der höfischen Kultur stark hervortritt, fehlt der Gotik wie der Scholastik wenigstens nicht ganz; es wird anderseits auch im Rittertum wieder auf ein mystisch-christliches Ziel gelenkt. Bei allen drei Erscheinungen stehen jedenfalls Kirche und Welt nicht mehr in schroffem Gegensatz.

Trotz ihrer Ausbildung vor allem in Frankreich ist nun das Charakteristische für sie alle doch die Internationalität, die, wie wir (S. 202) sahen, überhaupt für die Kultur des

Mittelalters charakteristisch war, aber nun gerade wieder durch das überall gleichmäßig wirkende französische Übergewicht noch verstärkt wurde. Höfische Kultur, Scholastik und Gotik entsprangen dem Aufschwung, den seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das Kulturleben des romanisch-germanischen Völkerkreises im Abendlande nahm. Jener Zug zur Dekoration äußerte sich überhaupt schon früh, so in der Lebenshaltung (vgl. S. 179), auf dem Gebiete der Kunst bereits in der vollendeten romanischen Baukunst wie in den Fortschritten der Malerei, der Plastik, des Kunsthandwerkes. Gleichzeitig zeigte sich eine feinere Ausbildung des Formensinnes, überhaupt eine liebevolle Behandlung des Einzelnen. Derselbe Zug trat im gesellschaftlichen und geistigen Leben hervor. Die ganze neue Entwickelung aber vollzog sich noch wie in einer großen Familie, sie war überall getragen von den gleichen großen Kräften, dem im Vordergrunde stehenden Rittertum, dem höher gebildeten Klerus und dem wirtschaftlich bereits die Gesamtheit beeinflussenden Städtertum — auch das städtische Wesen zeigt stark internationale Züge, schon durch den Einfluß des internationalen Handels. Die nationalen und landschaftlichen Sonderentwickelungen (vgl. S. 303, 307) sind, wenigstens was höhere Bildung, höheres Leben anlangt, in dieser germanisch-romanischen Kulturgemeinschaft noch immer nicht ausschlaggebend. Die gemeinsame Grundlage boten die überall gleiche Schulung durch die übernommene römische Kultur, die Herrschaft der lateinischen Sprache, die immer noch lebendige Idee des allumfassenden römischen Reiches wie endlich die Einheit des christlichen Glaubens. Alle einte dasselbe höher gerichtete religiöse Streben. Dazu kamen gewisse Bande der Verwandtschaft dieser Völker: der Adel war in den romanischen Ländern zum Teil Abkömmling der germanischen Eroberer. Die Folgen der einstigen Zusammenfassung in einer großen Universalmonarchie äußern sich, wie schon früher (S. 202) betont, auch in der überall ähnlichen sozialen Entwickelung, jetzt namentlich in der Ausbildung des Rittertums. Universal, kosmopolitisch war ebenso die abendländische Bewegung der Scholastik: den Führern aus romanischem Blut reihten sich bald andere aus englischem und deutschem an. Universal war der gotische Stil: er war vor allem der Stil der nun immer kräftiger sich entwickelnden Stadt und zugleich das Erzeugnis einer Kunst, die von den Maßen der Antike sich abwandte und neuen „barbarischen" Formen zustrebte.

Im ganzen hat sich ein mächtiger Kulturwandel auf allen Gebieten vollzogen, eine glänzende Aufwärtsentwickelung, vor allem in Frankreich, aber auch in Deutschland. Das 13. Jahrhundert (vgl. S. 296), freilich auch schon das ausgehende 12. Jahrhundert, ist es, das diese Wendung am deutlichsten zeigt, und in dem die neue Kultur ihren glänzendsten Ausdruck gewinnt. Seitdem beginnt überhaupt ein schnelleres Tempo der Entwickelung. Wir beobachteten schon (S. 306 f.) die Anfänge eines Gegensatzes zu der rein kirchlichen Kultur, die für das Mittelalter das eigentliche Charakteristikum ist, wir sahen, wie sich die Laiisierung der höheren Kultur allmählich vorbereitet. Zugleich fangen die Nationen an, sich schärfer zu scheiden (vgl. S. 303, 307). In Deutschland setzte zwar nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ein beklagenswerter politischer Niedergang ein, und Deutschland verlor die erste Stelle unter den abendländischen Völkern, die es vor allem durch seine Kriegstüchtigkeit behauptet hatte. Aber vorher ging die glänzende Zeit der Hohenstaufen, die freilich schon in das 12. Jahrhundert (vgl. S. 311) zurückreicht. Und anderseits wurde in Deutschland zu dem zukunftsreichen Fürstenstaat der Grund gelegt (vgl. S. 309). Auf künstlerischem Gebiet kam es im 13. Jahrhundert in Baukunst und Plastik wie in der poetischen Produktion zu einer Blütezeit: kaum jemals hat eine andere Zeit wieder einen solchen Schönheits- und Formensinn



gezeigt, und dieser ästhetische Charakter prägte sich, wie wir (S. 334 ff.) sahen, auch in der neuen gesellschaftlichen Kultur aus. So mannigfache und starke Kultureinflüsse in diesem internationalen Zeitalter auf Deutschland wirkten, der Deutsche wußte sie doch zu bewältigen und selbst schöpferisch der Schönheit zu dienen. Und neben der neuen weltlichen Laienkultur bereitete sich schon ein tieferes, seelischeres religiöses Leben vor (vgl. S. 419). Weiter aber entwickelte sich im 13. Jahrhundert das geistige Leben zu jener von der Scholastik repräsentierten Höhe. Es ist das Jahrhundert des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino. Auf wirtschaftlichem Gebiete machte sich im 13. Jahrhundert die Geldwirtschaft bereits stärker geltend, und die Städte begannen eine größere Rolle zu spielen, noch geführt von ihrer aristokratischen Schicht (vgl. S. 292). Aber der Grund zu der späteren Kulturherrschaft des Bürgertums war gelegt. Auch der Bauer gedieh und reckte sich (vgl. S. 391 ff.). Weiter sieht gerade das 13. Jahrhundert jene bereits vorher einsetzende wirtschaftliche und nationale Gesamtbewegung der Kolonisation des Ostens, von der wir noch (S. 385 ff.) näher hören werden, sich besonders kräftig entwickeln.

Jene drei Erscheinungen der höfischen Kultur, der Scholastik und der Gotik, die den Hauptgegenstand dieses Kapitels bildeten, sind nun freilich in Deutschland innerhalb der eben charakterisierten Periode und trotz ihrer skizzierten Ähnlichkeiten chronologisch nicht völlig gleichzusetzen. Die Blütezeit der höfischen, ritterlichen Kultur entspricht dem glänzend entwickelten spätromanischen Stil, der mit seiner bereits reicheren, aber nicht übertriebenen Dekoration, mit seiner Würde und seinem Glanz den aristokratischen Geist in feinerer ästhetischer Durchbildung repräsentiert. Die in Deutschland, wie gesagt, nur langsam eindringende Gotik weist kaum noch auf die aristokratische Epoche zurück, sie wird, zumal in ihrer mittelmäßigen Gestaltung im 14. Jahrhundert, der Baustil des Bürgertums, der Bettelorden, einer demokratischer werdenden Zeit.

---

## VII. Das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses.

Höfisches Rittertum, Gotik und Scholastik waren trotz der betonten nationalen Züge international wie die mittelalterliche Kirche, wie die mittelalterliche Kultur überhaupt, und doch tritt in derselben Periode, die durch jene Erscheinungen kulturell besonders charakterisiert wird, das deutsche Volk als solches mit eigenen Kulturtaten hervor. Diese Zeit sieht ja überall die erste Emanzipation von der gemeinsamen lateinischen Bildung, die kräftigere Scheidung der nationalen Charaktere, die Ausgestaltung der eigenartigen Anlagen der verschiedenen Völker. Nach der Zeit glänzender Kaisermacht, politischer Vorherrschaft in Europa kam für Deutschland, wie schon (S. 374) betont, eine Periode politischen Niederganges, nach dem Falle der Staufer anscheinend nur Auflösung und Zerstörung, und doch war es zugleich eine Zeit kräftigster Äußerungen des Volkstums, volkstümlichen Gedeihens. Mit Unwillen spricht der politische Historiker von dem traurigen Wendepunkt unserer Geschichte, für ihn ist in der Schwächung des Kaisertums durch das Papsttum aller Grund künftigen Jammers ausgedrückt. Er kann auch mit Recht beklagen, daß noch immer nicht ein auf einen nationalen Staat gerichtetes Nationalbewußtsein entsteht. Der Kulturhistoriker muß für dieselbe Zeit das *kräftige Weben und Gestalten des Volksgeistes* betonen. Gewiß, *die große zentrale Gewalt litt außerordentlich.* Der Kaiser, „die Säule", wie ihn die österreichische Reimchronik nennt, „welche die Ehre der Christenheit auf sich trägt", der Hort der Gerechtigkeit, der Hüter des Friedens, der Schützer der Schwachen, war ein einflußloser Faktor geworden. Zur Erfüllung seiner Aufgaben fehlten ihm die finanziellen Mittel wie die militärische Macht, mit der er seinen Willen durchsetzen konnte. In seinem Schutze sollte die Kirche gedeihen, und diese Kirche triumphierte über ihn. Der Tiefstand dieser Entwickelung war das Interregnum, die oft berufene „kaiserlose, schreckliche Zeit". Eine der Hauptquellen der königlichen Macht, das Reichsgut, trotz so vieler früherer Minderungen in der Stauferzeit noch immer erheblich, wurde in diesen Jahren, noch mehr als in ähnlich verwirrten Zeiten sonst, wie etwa in denen Heinrichs IV., von den Herren wie von Wölfen angegriffen. Nach der Kolmarer Chronik „riß jeder der Herren von Reichsgütern an sich, was er kriegen konnte". Aber auch das Ende des Interregnums bedeutete nicht den Sieg des Kaisertums, sondern den der territorialen Fürsten. Diese waren in Deutschland die Herren. Freilich ging ihre Macht bald nach dem Aufschwung im 13. Jahrhundert (vgl. S. 309) wieder zurück. Sie hatten sich nunmehr der emporstrebenden Stände zu erwehren. Die Städte vor allem entwickelten sich kräftig. Überhaupt fühlten und regten sich die kleinen Gewalten, es bildeten sich die Grundlagen eines politischen Sonderdaseins ohne nationalen Geist, es erwuchs die Verfassung, in der das deutsche Leben bis ins 18. Jahrhundert hinein sich bewegte. Aber steckt nicht in diesen neuen



Gestaltungen und Bildungen frisches Leben, in dem Egoismus auch Gesundheit? Zeigt sich nicht schon hierin wirkliche Volkskraft, die gegen einengende Mächte sich wehrt?

Zunächst freilich überwiegt der *äußere Eindruck des Chaotischen.* Die Stände betonten nur den Gegensatz zueinander, gerade umgekehrt wie in England und Frankreich, wo sie sich jetzt näher kamen; das Lehnssystem, der Feudalstaat, zeigte nun, wo die oberste Gewalt zerfallen war, alle seine Schwächen. Die Ausübung der wichtigsten staatlichen Funktionen durch zahlreiche Teilkräfte ergab die Ausschaltung einer ausgleichenden zentralen Macht: wie man kein Reichsheer mehr zusammenbringen konnte, so zerfiel die Rechtspflege, starb der Landfriede. Der schon für das 12. Jahrhundert (vgl. S. 294 f.) geschilderte nackte *Egoismus* der Einzelnen wie der sozialen Gruppen steigerte sich noch. Die Fürsten gingen voran; der gepriesene Landgraf von Thüringen wechselte die Partei fortwährend, zum Teil geradezu durch Geld gewonnen. Überhaupt gaben in dem Thronstreit zwischen Philipp und Otto die Fürsten ein abstoßendes Bild der Treulosigkeit. „Da hin, da her ward nie so wert in deutschen Landen", sang Walter von der Vogelweide. Jeder kannte nur seine Interessen, verfocht sie mit gewaffneter Hand, auch gegen Recht und Sitte, und suchte sich für Übergriffe der Höheren an anderen schadlos zu halten. Die alte Unbändigkeit und Wildheit (vgl. S. 186 f.) war auch noch immer nicht gewichen. Ein Engländer, der mit König Richard nach Deutschland kam, spricht von der wahnwitzigen Leidenschaftlichkeit der Deutschen (furiosa Teutonicorum insania).

Gegenüber dem Versagen der öffentlichen Ordnung außerhalb einzelner kräftigerer Territorien war von nun an bis ins 16. Jahrhundert hinein das lange von Staat und Kirche bekämpfte Recht der Selbsthilfe, das *Faustrecht*, völlig in Geltung. In dieser Erscheinung, die nunmehr in der Form der *Fehde* eine förmliche Ausbildung und Regelung im einzelnen erfuhr, steckte das altgermanische Rechtsuchen auf eigene Faust, eine feststehende Rechtsanschauung. Bei dem Adel hatte sich diese Fehdelust schon im 11. und 12. Jahrhundert gezeigt: der Gottesfriede (vgl. S. 260) sollte das Mittel sein, sie einigermaßen einzudämmen. Ebenso suchte alsbald auch die weltliche Obrigkeit durch *Landfrieden* dem Unwesen zu steuern. Aber schon Kaiser Friedrich I. scheiterte mit seinen Friedensbestrebungen (1152, 1158, 1186). Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wucherten überhaupt die Gewalttaten wieder üppig. Eine Stelle aus Burchards Ursperger Chronik lautet, man könne nicht von einem Dorf zum anderen gehen, ohne tribuliert zu werden. Zorns Wormser Chronik gibt nach einer alten Quelle folgendes Urteil ab: „Damals stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß, wer der stärkste war, der schob den andern in den Sack, wie er konnt und mochte." Solche Zustände zu beseitigen, wurden immer wieder Anläufe gemacht. Friedetage schreibt auch der „Sachsenspiegel" vor; 1235 auf dem Mainzer Reichstage, auf dem der Kaiser Friedrich II. noch einmal als glänzende Spitze des Lehnsstaates erschien, wurde ein großer Landfriede beschlossen, der vor allem die wilde Fehde durch Gegenüberstellung einer berechtigten zurückdrängen sollte; der letzteren ging zunächst die gerichtliche Klage voraus. Aber viel wurde damit nicht erreicht. Die Zeiten der Kaiserlosigkeit haben dann erst recht das alte Unwesen gefördert. So sehr nachher Rudolf von Habsburg durch die Niederlegung der Raubburgen, durch die Festsetzung eines neuen Landfriedens von 1274 wie durch seine Bemühungen um ganze Friedensbünde für den allgemeinen Frieden arbeitete, durchzusetzen hat er ihn doch nicht vermocht, und die Fürsten haben sein Streben kaum anerkannt. Anderseits wirkte gerade jene Idee der berechtigten Fehde keineswegs friedefördernd. Das *Fehderecht* bildete sich mehr und mehr als

Gewohnheitsrecht aus, das, wenn es sich an bestimmte Formen und Regeln hielt, niemandem mehr anstößig schien. Im Laufe des 14. Jahrhunderts und fernerhin griff das Fehdewesen immer weiter um sich. Fehden der Fürsten, Ritter und Städte gegeneinander wechselten in allen Formen ab, und lange zog sich dann das verderbliche Übel hin, das oft aus geringfügiger Ursache entstanden war; selbst Dörfer kamen zu Fehden, und schließlich sagten auch der kleine Mann, der geschädigte Händler, die beraubte Witwe ihren Peinigern Fehde an, und wenn sie Hilfe fanden, konnte wirklich daraus etwas entstehen. Manche Fehdeansagen späterer Zeit, wie die von Schuhmachergesellen an einige Professoren in Leipzig, waren freilich lächerlich. In echt deutscher Weise wurden jene Formen und Regeln der Fehde in Ansage und Verlauf immer feiner ausgebildet; Altes und Junges mischte sich dabei durcheinander.

Sehr früh ist das Motiv für die Fehde nicht selten die einfache Raublust gewesen. Durch Gefangene wurde Lösegeld erpreßt, der Krieg war ein Erwerbsmittel, ein Geschäft. Aber selbst in den höfischen Zeiten band sich diese verbreitete Untugend nicht einmal an die Form der Fehde, sondern man raubte, wo und wie es einem gefiel (vgl. S. 353). Reisende Kaufleute und fette Klöster wurden immer mehr die Hauptopfer. In verkehrsreicheren und fruchtbaren Gegenden wurde der Raub ein einträgliches Gewerbe, die die Straße sperrenden Burgen wurden zu Räuberhöhlen. „Die Reuter und Edelleute", berichtet Zorns Wormser Chronik vom Rhein, „nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und versperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach." Am schlimmsten wurde dieser Zustand eben zur Zeit des Interregnums, in den Klagen Bertolds von Regensburg spiegelt er sich wider, Meister Rumelant schildert ihn abschreckend. Die Begleiterscheinung der Raubsucht, auf die auch Rumelant anspielt, die Bertold zornig beklagt, und für die er Kaiser und Fürsten verantwortlich macht, nämlich die Rechtsunsicherheit, ferner die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter vermehrten noch das Unerträgliche der Zustände, ebenso wie der Schutz, den die Großen den ihnen für Kriegszwecke unentbehrlichen ritterlichen Räubern angedeihen ließen.

Aber keineswegs ist nun durch diese üblen Verhältnisse das deutsche Volk in seiner Kraft gebrochen worden. Schon eine Erscheinung des politischen Lebens kann das zeigen. Das Volk war stark genug, in dem Prinzip der Einung das beste Mittel der Selbsthilfe zu finden. Am kraftvollsten machte sich sein zukunftsreichster Teil in den Städtebünden geltend, die auch nach dem Scheitern des großen Bundes von 1254, dem nicht nur Städte angehörten, immer von neuem Friede und Recht zu sichern suchten. Neben den Städtebünden, auf die wir noch (S. 400) zurückkommen, sind die Bündnisse unter den Territorialherren, an denen jedoch auch wieder Städte beteiligt waren, Mittel gewesen, den Landfrieden durchzusetzen, bildeten aber überhaupt ein einigermaßen kräftiges Gegengewicht gegen die Auflösung und führten eine gewisse wirtschaftliche Organisation herbei. Solchen Zusammenschluß erstrebten sogar die Hauptruhestörer selbst, die Ritter; freilich erst, als sie den Rückgang ihrer wirtschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit merkten. Im 14. Jahrhundert, zum Teil aber auch schon früher — wir kennen aus dem 13. Jahrhundert wenigstens einige Namen: die „Wölfe", die „Nebelringen" —, schlossen sie sich in den am meisten zersplitterten Landschaften, in Schwaben und am Rhein, zu zahlreichen Ritterbünden zusammen. So gab es die Wetterauische Gesellschaft, den Georgsschild, den Wilhelmsschild, den Löwenbund, die Schlegler, die Gesellen, „die die roden arme hant" (1331),



die mit dem Schwert, mit der Krone, die vom Stern, vom Falken usw. Sie hatten zuweilen große Herren an der Spitze, oder es schlossen sich sogar Städte an, anderseits trieben sie aber oft nur Raub im großen und erschienen namentlich den Städten gefährlich. Aber kräftige Selbsthilfe zum Schutz ihrer Rechte war doch auch für sie das leitende Motiv. Und so war es überall. Selbst die Bauernschaften haben sich zuweilen geeint. Es wurde anderseits das Entsetzliche der Zustände nicht immer sehr tief empfunden. Die Sehnsucht nach Recht und Gerechtigkeit, nach einer Macht, die gegenüber den selbstsüchtigen Gelüsten der Zeit das Wohl aller vertrat, war freilich groß: sie spricht sich in der Kaisersage aus. Der Volkswohlstand hat unzweifelhaft starke Schädigung erlitten: mancher Bauer hat, räuberischen Einfällen schutzlos preisgegeben, seinen Acker nicht bestellen können, zumal wenn er alles Viehes beraubt war, oder hat gar seine Scholle verlassen müssen; mancher Kaufmann ist um Hab und Gut gekommen. Aber man war dazumal gegen hartes Geschick etwas abgestumpft und an eine gewisse Unsicherheit des Daseins gewöhnt; es waren ferner die durchaus nicht immer sehr blutigen Fehden doch lokal beschränkt. Der eigentlich niedergehende Volksteil endlich waren nicht die unterdrückten Schichten, sondern die unterdrückende, das Rittertum. Besiegelte die Fehde den schon unaufhaltsamen wirtschaftlichen Ruin Einzelner vollends, machte sie die Ritter zu einer disziplinlosen Schar — die Erkenntnis der Notwendigkeit besseren Zusammenhaltes zeigte sich eben in den Bünden —, so schädigte das Raubwesen das Rittertum trotz materiellen Gewinns moralisch aufs tiefste, machte es der Versöhnung mit dem neuen städtischen Wesen abhold und nach Friedrich v. Bezolds Ausdruck „zu einem entschieden kulturfeindlichen Element und zur Schande des Reichs". Dem Ruin des Rittertums steht der wirtschaftliche Aufschwung der unteren Stände, der auch durch die ewigen Kriege und Räubereien nicht aufgehalten wurde, gegenüber. Vor den Übergriffen des Ritters aber duckte sich das Volk nicht: wie kräftig spricht der Trotz aus jenen Fehdeansagen selbst der kleinen Leute; überall, auch bei Steuern und Zinsen, wich man nur dem Zwang. Der sich breit machende Zug zu Exzessen im Genuß wurzelt nicht zum wenigsten in den unteren Schichten.

An sich hatte ja, wie wir (S. 267) sahen, die Herausbildung des Ritterstandes selbst und noch mehr die des Bürger- und des Bauernstandes auch schon eine Hebung der niederen Klassen und zugleich das Durchdringen einer laiischen Kultur bedeutet, aber das Rittertum war eine abgeschlossene Aristokratie geworden, ebenso wie die Führung des Bürgerstandes in den Händen eines hochmütigen Patriziates lag (vgl. S. 292). Alles schien eine unvolkstümliche Entwickelung zu nehmen. Das wurde mit dem Ende des 13. Jahrhunderts anders. Die begonnene Bewegung von unten herauf setzte sich nun in einer gewaltigen demokratischen Strömung fort. Dieses Emporkommen und Sichgeltendmachen der niederen Bevölkerung, doch wohl in seiner Wichtigkeit bisher nicht genügend betont, hatte der jetzt maßgebende Stand, das Rittertum, schon gesellschaftlich wie beruflich empfunden und abzuwehren gesucht. Er fühlte sich unangenehm berührt von dem volkstümlichen Treiben der Bauern. Und doch drang dieses sogar in seine Schichten ein (vgl. S. 352 f.). Überhaupt ist das Schwinden seiner gesellschaftlichen Kultur nicht zuletzt einem Wiederaufleben volkstümlichen Geistes in den eigenen Reihen gegenüber der romanischen Feinheit zuzuschreiben. In militärischer Beziehung suchte er — und es gelang ihm zeitweise — das plebejische Fußvolk zu unterdrücken. Aber er mußte schließlich erleben, daß sein gepriesenes Reiterheer 1315 unter Herzog Leopold bei Morgarten von den Bauern von Schwyz und Uri total geschlagen wurde, daß es 1319 dem Überfall der Dithmarscher Bauernhaufen unterlag, ebenso wie es 1316 im

Hainholz bei Stralsund den Städtern nicht widerstehen konnte. Bald war das Fußvolk, das freilich noch lange mißachtet war, in unaufhaltsamem Vordringen (siehe die untenstehende Abbildung) — von dieser Erscheinung wird noch ausführlich im zweiten Bande zu sprechen sein. Und mit diesem Erstarken der unteren Stände geht nun ein *ungeheurer Aufschwung des Volkstums* an sich einher, wie er sich schon seit längerer Zeit vor allem in der Kolonisation des deutschen Ostens und weiter in dem Aufkommen der deutschen Schriftsprache, das zunächst aber noch mit dem Emporkommen des ritterlichen Adels zusammenhing, äußerte. Zugleich steigert sich die Geltung volkstümlicher Art und volkstümlicher Lebensauffassung. Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts beginnt so eine in erster Linie *volkstümliche Epoche des Mittelalters*. Wie sich jetzt die Nationalitäten in der europäischen Völkergesellschaft überhaupt schärfer voneinander abheben, wie die kulturelle Internationalität langsam vor englischer und französischer, vor deutscher und italienischer Volkskultur schwindet, so zeigt sich die nationale Eigenart auch im inneren Leben. Und obgleich sich in Deutschland nicht wie in Spanien und Frankreich die nationale Macht politisch fest konsolidierte, obgleich man ferner von einem wirklichen Nationalgefühl und von allgemeinem Nationalbewußtsein nicht reden kann, begann ein Zeitalter höherer nationaler Kultur, zukunftsreicher Leistungen des Gesamtvolkes. *Dieses Volk* war nun freilich damals, wie schon seit langem, *nicht mehr von derselben Art wie zu altgermanischer Zeit*: unmöglich konnte die bewegte Entwickelung der letzten Jahrhunderte, unmöglich die Aufnahme fremder, z. B. romanischer, Elemente spurlos am Volksschlage vorübergegangen sein; wir kommen darauf im zweiten Bande zurück. In unserer Periode wird vor allem wichtig, daß *im Osten* seit Beginn der deutschen Kolonisation eine immer *stärkere Mischung mit Slawen* stattfand. Die Slawen wurden allerdings zu einem großen Teil völlig vernichtet, namentlich in der Mark geradezu ausgerottet, zu einem anderen Teil aber sicher von der herrschenden neuen deutschen Bevölkerung aufgesogen, obgleich diese verächtlich auf die Slawen herabsah (vgl. S. 312), nicht mit ihnen zusammenwohnen wollte, sie das

*Die neue und die alte Kampfweise.* Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.



deutsche Recht nicht genießen ließ und sie im allgemeinen als dienende Klasse behandelte. Es erklärt sich daraus entschieden auch das herrische Auftreten der oberen Klassen im Nordosten. Aber die unteren Klassen hatten sich eben mehr und mehr mit den Slawen gemischt, und ihrerseits ist ein Aufsteigen in die oberen Schichten doch möglich gewesen. Viel stärker mischten sich beide Völker aber in Ländern, in denen, wie in Schlesien, die slawischen Fürsten selbst die deutschen Ansiedler herbeigezogen hatten. Dort herrschte ein durchaus friedliches Verhältnis. Sehr hübsch hat Gustav Freytag für den schlesischen Volkscharakter die Verbindung slawischer und deutscher Art gezeichnet. Überhaupt kann der Gegensatz nicht allzu scharf gewesen sein, sonst hätte im 13. Jahrhundert der Bischof Bogufal nicht behaupten können, daß die Intimität zwischen Deutschen und Slawen alle Völkerfreundschaften der Welt übertreffe, eine Behauptung, der freilich viele andere Äußerungen über Rassenhaß, z. B. zwischen Slawen und Friesen (bei Helmold), gegenüberstehen. Aber abgesehen von der zum Teil wieder ganz geringen Mischung mit Slawen war nun auch der Schlag der Kolonialdeutschen an sich, die sich doch aus allen Stämmen Deutschlands zusammensetzten, ein Neuprodukt, freilich verschiedener Art. Ist der stärker slawisierte Schlesier heiter und wortreich, unkritisch und sorglos, so zeigt insbesondere der reiner deutsch gebliebene Märker den echten harten, energischen, selbstvertrauenden und kritischen, nüchtern-praktisch angelegten Kolonialtypus.

*Der Zug nach Osten* hat ferner eine gewisse Verschiebung des kulturellen Schwerpunkts nach Osten gebracht, von der wir im zweiten Bande im Zusammenhang sprechen werden. Immerhin bewahrte der *Westen ein durch das Alter seiner Kultur erklärliches Übergewicht*. Man kann z. B. im allgemeinen von einem wirtschaftlich günstigen Zustand Deutschlands im 13. Jahrhundert sprechen. Aber die Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung ist doch territorial sehr verschieden. Ein Maßstab dafür könnte sein, wie weit die Landwirtschaft imstande war, die damals so häufigen Hungersnöte fernzuhalten. Da findet sich nun ein auffälliger Unterschied zwischen den einzelnen Landschaften im 13. Jahrhundert. Je weiter nach Osten, insbesondere nach Südosten, um so größer ist die Zahl der Hungersnöte. Das alte nordwestliche und mittelrheinische Kulturland war vor ihnen am sichersten.

Eine ähnliche Beobachtung kann man bei der so wichtigen *Mündigwerdung der Volkssprache* machen. Wie darin den Deutschen überhaupt die älteren Kulturnationen vorangehen, die Südfranzosen und Spanier im 12. Jahrhundert, die Italiener vielleicht auch schon damals, sicher aber zu Beginn des 13. Jahrhunderts, so sind innerhalb Deutschlands in dieser Entwickelung der Westen wie der Süden dem Osten um Jahrzehnte voraus. Im Westen vom Niederrhein bis zur Schweiz und im Süden in den alten Donauländern kommen deutsche Urkunden bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts vor, später erst verbreiten sie sich über das übrige Deutschland. Die wenigen viel früheren Ansätze zur Verwendung der deutschen Sprache im geschäftlichen und amtlichen Leben zur Zeit Karls des Großen und nach ihm können hier ebenso wie kleinere niederdeutsche urkundliche Denkmäler des 9. Jahrhunderts außer Betracht bleiben. Freilich war der ganze Vorgang weniger ein Zeichen erstarkenden nationalen Geistes als ein Ergebnis höherer nationaler Kultur, ein Zeugnis für den kulturellen Aufstieg, zu dem das Joch einer fremden Schriftsprache nicht mehr paßte. Der Ausgleich zwischen Volkstum und höherer Kultur ist jetzt so weit gediehen, daß die Volkssprache zur Kultursprache wird.

Es ist eine höher kultivierte Schicht, *die der Volkssprache Bahn* gebrochen hat, das *Rittertum*. Das volkstümliche Element, das doch auch in ihm steckte, und die Betonung des

Weltlichen gegenüber der lateinischen, geistlich-asketischen Kultur ließen, allerdings in Befolgung des von Frankreich gegebenen Musters, die heimische Sprache auch zur Schriftsprache werden, zunächst um schriftlich die poetischen Erzählungen des Sängers, die volksmäßige Heldensage, die die Spielleute der höfischen Welt vermittelt haben, wie die Lieder des Minnegehrenden festzuhalten. Vor allem hat jedoch der neue Strom der Empfindung zur Emanzipation von dem einengenden Gewand der fremden Sprache geführt. Aber derselbe ritterliche Adel hat dann auch die Verwendung der Muttersprache im schriftlichen Verkehr des praktischen Lebens gefördert. In seinen Urkunden, die von den Traditionen der großen Kanzleien unabhängig waren und von vereinzelten Schreibern herrührten, überdies einfache Formen hatten, kommt schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts und dann immer häufiger, nachdem sich anfangs überhaupt in lateinische Urkunden deutsche Einzelbezeichnungen, sogar ganze deutsche Sätze eingeschlichen hatten, die deutsche Sprache auch für das ganze Stück zur Anwendung, zuerst, wie erwähnt, am Rhein und in Süddeutschland. Ja, eine sehr frühe, ganz vereinzelte Augsburger Schenkungsurkunde etwa aus dem Jahre 1070 hängt ebenfalls mit jenen Kreisen zusammen. Die Mehrzahl dieser adligen Herren verstand eben nicht Lateinisch, wollte aber ihre Angelegenheiten jetzt in einer für sie verständlichen Weise behandelt wissen. Derselbe Grund brachte, ähnlich wie in die noch zu erwähnenden Dienstrechte, in diejenigen politischen Urkunden, die namentlich in die Interessensphäre des niederen Adels fielen, die Sühnen und Schiedssprüche, weiter in die politischen Verträge, Bündnisse usw. immer stärker die deutsche Sprache hinein. Etwas Ähnliches gilt von der Königsurkunde, bei der, wie Vancsa gezeigt hat, „das Auftauchen der deutschen Sprache nur eine notwendige Begleiterscheinung des Einflusses der Privaturkunde ist und auf Rechnung des Anteiles, den die Empfänger an der Herstellung der Königsurkunden nahmen, gesetzt werden muß". Bei den deutsch abgefaßten Königsurkunden überwiegen wieder bezeichnenderweise die Sühnen und Schiedssprüche. Später als der ritterliche Adel, dem auch die größeren Herren allmählich folgten, äußerte seinen Einfluß auf die Schriftsprache der Faktor des Volkes, der jenen an Bedeutung bald übertreffen sollte, das Bürgertum; wenigstens blieb die offizielle städtische Vertretung, die die Tradition der Kanzlei schwer durchbrechen konnte, zurückhaltender. Städtische Urkunden begannen etwa zwei Jahrzehnte später als die des Adels deutsch zu werden, am spätesten die der Hansestädte.

Zur praktischen Anwendung des Deutschen zwangen aber die Interessen der Gesamtheit, die realen Ansprüche des Volkes immer mehr. In demselben Maße, wie die ästhetischen Neigungen der höfischen Gesellschaft zurückgingen, wie die Pflege der Dichtung abnahm und diese selbst stetig verfiel, wurde entsprechend der zunehmenden Wichtigkeit der Prosa des Lebens, der weltlichen Interessen, nicht mehr nur die Poesie, sondern nun auch die schlichte nüchterne Prosa von der deutschen Sprache erobert. Namentlich die Sphäre des Rechtslebens mit ihren Neubildungen ist hier von maßgebender Bedeutung gewesen. Schon die Aufzeichnung von Dienstrechten (Köln) oder Stadtrechten (Soest, Straßburg, Lübeck) an sich, wenn auch in lateinischer Sprache, wie sie uns im 12. Jahrhundert — ein Bamberger Dienstrecht schon im 11. Jahrhundert — entgegentreten, zeigt die zunehmende Rücksichtnahme auf die Interessen der Laien: diese führt auch zur praktischen Anwendung der deutschen Sprache. In diesem Falle war aber nicht der höherstehende Süden der Ausgangspunkt, sondern Sachsen. Es war vor allem der um 1230 entstandene „Sachsenspiegel" Eikes von Repgowe, der dem Volk in seiner Sprache sein Recht kündete. Freilich war auch er ursprünglich lateinisch abgefaßt und erst auf Bitten des Grafen Hoyer von Falkenstein von Eike selbst zu „allgemeinem Dank" „ins Deutsche gewandt" worden. Bald folgte ein Akt der Reichsgesetzgebung, der Mainzer Landfriede von 1235, der dem Volke nicht nur in lateinischem Text, sondern auch in deutscher Übersetzung zugänglich wurde. Andere ähnliche Gesetze schlossen sich an bis zu dem am stärksten beachteten allgemeinen Landfrieden Rudolfs von Habsburg (1287). Im Jahre 1275 legte auch das Parallelstück zum „Sachsenspiegel", der „Schwabenspiegel", mit der Anwendung der deutschen Sprache den Grund zu seiner weiten Verbreitung. Am schärfsten ging das durch Friedrich II. neu organisierte oberste Gericht, das Reichshofgericht, vor, das nicht nur seit Rudolf von Habsburg die deutsche Sprache in seinen Urkunden anwandte, sondern auch für das Deutsche bestimmte gleichmäßige Formeln ausbildete. Auch in die Stadtrechte dringt nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, im 14. Jahrhundert immer siegreicher, die deutsche Sprache ein. Deutsch mußten vor allem die ländlichen Weistümer der niederen Gerichte sein, die häufiger allerdings erst im 14. und 15. Jahrhundert vorkommen. Jene Dienstrechte, z. B. das Baseler, sind schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fast durchweg deutsch. Drang anderseits im Gegensatz zu den Privaturkunden des Adels in die Urkunden der Städte und großen Herren, die ein ausgebildetes Kanzleiwesen mit feststehenden Regeln hatten, und erst recht in die Urkunden der Bischöfe und der Klöster die deutsche Urkundensprache nur langsam ein, so zeigt gerade die zentrale Instanz die stärkste Hinneigung zu ihr, selbst wenn wir die erwähnte Beeinflussung durch den Empfänger mit Vancsa für alle deutschen Königsurkunden dieser ersten Zeit, z. B. auch für die Bestätigungen, annehmen.



Es scheint uns insbesondere, als ob sich solche Tendenzen stärker in der Person Rudolfs von Habsburg verkörperten. Zunächst hat er, ähnlich dem Adel, seine Privaturkunden (über Käufe usw.) auch als König deutsch abfassen lassen. Daß die königlichen Sühnen und Schiedssprüche, die am frühesten deutsch sind, erst von seiner Regierung an in größerer Masse auftreten, kann man zwar aus seinen Landfriedensbestrebungen erklären, aber auch in die anderen Königsurkunden dringt gegen den Schluß seiner Regierung das Deutsche immer mehr ein. Dazu kommt, daß auch jene hofrichterlichen Urkunden in deutscher Sprache erst unter ihm auftreten. Sollte man unter diesen Umständen einer alten Nachricht von einem persönlichen Vorgehen Rudolfs von Habsburg ganz skeptisch gegenüberstehen? Die allerdings nicht zuverlässige, hier aber auf eine Klosterquelle zurückzuführende Chronik des Sigismund Meisterlin aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erzählt: „Zu dieses Rudolphus Zeiten wolten sich die teutschen Fürsten, steten [Städte] und herren enthalten des lateinischen und der notarybrief, die durch die lateinischen allein gemacht werden." Um die üblen Folgen der Herrschaft des Lateinischen für den gewöhnlichen Mann zu beseitigen, habe man 1283 in Nürnberg die deutsche Sprache der lateinischen gleichberechtigt gemacht. Indessen ist Rudolf 1283 gar nicht in Nürnberg gewesen. Goldast führt später in seiner Konstitutionensammlung kurz ein entsprechendes Edikt Rudolfs vom Jahre 1274 an. Die Nachricht kehrt dann bei den eifrigen Förderern der deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert immer wieder, so bei Schottelius, der sich auch auf Goldast beruft, bei Megalissus usw. Bald wird das Gesetz ins Jahr 1273, bald auf den Reichstag zu Frankfurt 1274 verlegt. Jedenfalls ist der Zusatz Meisterlins: „ein ietlicher vernünftiger mag versteen, wie durch solich kaiserlich decret ein großer hinderschlag ist beschehen den Walhen [Welschen] und hilf und ein enthaltung [Unterstützung] den Teutschen", ebenso richtig und volkstümlich wie seine Motivierung des Schrittes mit der Unzufriedenheit des Volkes wegen seiner Schädigung durch

das Lateinische, „darburch oft in großen sachen die betrogen wurden, die latein nit verstunden". Bei Rudolf von Habsburg mag sein Zusammenhang mit dem Adel zur Übertragung von dessen Gewohnheiten, denen Rudolf ja auch in seinen Privaturkunden folgt, auf den offiziellen Schriftverkehr geführt haben. Er hat ferner sowohl eine starke Neigung zum Volkstümlichen, selbst zur Derbheit, die der gemeine Mann dankbar anerkannt hat, besessen als auch praktischen Geschäftssinn bewiesen. Er war kein Mann mehr nach dem Herzen der höfischen Zeit, und die Sänger hatten keinen Anlaß, seine Freigebigkeit zu rühmen. Er hielt gern zu den Bürgern, wie er einst für diejenigen Straßburgs gekämpft hat. Er hat die Kaufleute gegen die reisigen Räuber geschützt. So steckt in ihm schon der Zug der volkstümlichen neuen Zeit. Jedenfalls hat seine Epoche den Sieg des Deutschen in der Urkunde wesentlich mit angebahnt, und wenn um 1270 in der „summa Conradi" noch der lateinischen Urkundensprache der unbedingte Vorzug gegeben wird, so kann man doch mit Vancsa um 1300 den Sieg des Deutschen in den Urkunden des Südens und Westens für entschieden halten, während es erst etwa dreißig Jahre später in Mitteldeutschland, erst 1350 in ganz Niederdeutschland durchgedrungen ist.



Bote. Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1883.

Der damals noch vorwiegend öffentliche Briefverkehr, durch dessen Zunahme sich ein mehr oder weniger organisiertes Botenwesen (siehe die nebenstehende Abbildung) nötig machte, und der der Urkunde vielfach nahestehende geschäftliche Charakter des Briefes lassen nun auch für diesen eine ähnliche Wandlung vermuten. Wie die deutsche Urkunde aus der lateinischen, so entwickelt sich der deutsche Brief langsam aus dem lateinischen Brief; aber in der Verwendung des Deutschen hinkt er hinter der Urkunde her, wobei allerdings der spätere größere Verlust von Briefen zu bedenken ist. Im 14. Jahrhundert zeigt der Briefverkehr noch durchaus doppelsprachigen Charakter, in Niederdeutschland ist der lateinische Brief auch im 15. noch nicht ganz ausgestorben. Gleichwohl haben neben diesem, für die zukünftige Entwickelung allein maßgebenden geschäftlichen Briefverkehr sich starke Spuren eines intimeren Briefverkehrs erhalten, die bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine vollendete deutsche Briefsprache bezeugen. Es sind die Briefe der Mystiker, die überhaupt die deutsche Prosa früh in einer bewundernswerten Weise gepflegt haben. Wie wir schon für die Minnezeit einen deutschen, meist poetischen Liebesbriefverkehr, freilich nicht in großem Umfang, annehmen müssen, so hat starkes inneres Empfinden bei den Mystikern auch den alten klösterlichen Briefwechsel — meist handelt es sich um Briefe zwischen Männern und Frauen — in deutsches Gewand gebracht: das mächtige Gefühlsleben zwingt zum Gebrauch der Muttersprache in Briefen wie in theologischen Traktaten. Es findet sich in diesem geistigen Minneverkehr manche Anknüpfung an jenen höfischen Verkehr, ähnlich wie sich in dem deutschen Kirchengesang des 14. Jahrhunderts Nachwirkungen jener Zeit spüren



lassen. Wenn aber anderseits weder an den höfischen noch an den mystischen Briefverkehr die weitere Entwickelung anknüpft, so steckt in dem letzteren doch schon das wiederholt als wichtig bezeichnete volkstümliche Element. An ihm waren nicht nur Geistliche, sondern auch Laien beteiligt (vgl. S. 425).

---

Die zweite Kulturtat, die das deutsche Volk als Gesamtheit in einer Zeit politischen Niederganges vollbrachte, war eine wirtschaftliche, die Kolonisation des Ostens. Diese oft gepriesene und oft dargestellte, aber weder in ihren Ursachen noch in den Zusammenhängen völlig erforschte Bewegung reicht in ihren Anfängen vor die hier besonders berücksichtigte Periode zurück und umfaßt drei Jahrhunderte, das 12., 13. und 14. Die Hauptarbeit aber vollzieht sich gerade von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis hin zur Mitte des nächsten. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts wird in einer elsässischen Geschichtsquelle der Umfang Deutschlands im wesentlichen in den bisherigen Grenzen ohne Ostelbien angegeben. Man darf in der Bewegung, die überdies nicht etwas Neues darstellt, sondern, wie noch zu betonen sein wird, den für den Westen im ganzen vollendeten Ausbau nun im Osten fortsetzt, keine bewußt-nationale Aktion sehen: sie war vor allem eine wirtschaftliche Kraftleistung ersten Ranges, hervorgegangen aus den egoistischen Interessen insbesondere der Fürsten und Herren und dem Streben weiter Schichten nach einem besseren materiellen Lose. Gleichwohl war sie ein Zeichen wirklicher innerer Volkskraft und Arbeitslust — als Arbeitsmenschen (homines laboris) werden die Deutschen in einer Quelle damals bezeichnet — und in ihren Folgen von größter allgemeiner Bedeutung. Von den Eroberungen und Erweiterungen in sächsischer Zeit war schon die Rede (vgl. S. 119f.). Im Südosten machte die Kolonisation seit der Schlacht auf dem Lechfelde durch die Verleihung von Land an Bistümer und Klöster wie an weltliche Herren große Fortschritte. Aber diese Kolonisation der Ostmark, in Österreich, ist eine Sache für sich. Den von den sächsischen Königen dort vorgenommenen Gebietsverleihungen folgten andere unter den Saliern: es war wesentlich eine Festsetzung der nach Neuland strebenden großen Grundherren, die dann bäuerliche Siedler aus dem Westen herbeizogen; es war eine friedliche Verdrängung der Slawen fast ausschließlich durch Bayern. Die Dinge waren hier im wesentlichen seit dem 12. Jahrhundert abgeschlossen. Hier war jetzt alles deutsch, was Kultur hieß. Hier war sogar ein Hauptnährboden des neuen ästhetisch-gesellschaftlichen Lebens (vgl. S. 318).

Ganz anders entwickelten sich die Dinge auf dem Schauplatz im Norden. Wir können hier aber nicht an die Zeit der Sachsen anknüpfen: die italienische Politik hat eine Abwendung von den östlichen Interessen herbeigeführt; vor allem der Slawenaufstand von 983 hat vernichtet, was schon in gutem Gedeihen war. Später mußten die Herrscher froh sein, wenn sie ihr Reich vor Bedrohung durch die mächtigen neuen slawischen Staatenbildungen schützen konnten. Was an deutschen Keimen gepflanzt war, ging im eigentlichen Nordosten im Gegensatz zu den sorbischen Gebieten östlich der Saale wieder völlig verloren. An den geschaffenen Organisationen bot sich zwar auch späterhin ein gewisser Rückhalt, aber die Bewegung, die uns beschäftigt, hängt nicht unmittelbar mit den früheren Vorgängen zusammen. Ihre erste Periode freilich weist noch zum Teil gleiche Erscheinungen auf. Das Ziel war, wie früher, Eroberung der slawischen Lande, jetzt östlich der Elbe, und Bekehrung ihrer Bewohner. Seit dem Sachsenherzog Lothar, der später König wurde, war diese Politik wieder aufgenommen worden; nur wurde sie jetzt von den Landesherren getragen. Wie früher ging die

Eroberung mit der Christianisierungs- und Kolonisierungstätigkeit der *Mönchsorden* Hand in Hand. Die Kirche leistete wieder, namentlich im Sorbenlande, der Kultur Pionierdienste. Als Missionare wirkten in slawischen Gegenden zunächst die Prämonstratenser; für die Germanisierung arbeiteten, namentlich seit der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die *Zisterzienser.* Deren kolonisatorische Leistungen sind schon oben (S. 212 f.) gewürdigt worden. *Neu war nun, daß die Fürsten,* die, wie in Helmolds Slawenchronik gelegentlich der Feldzüge Heinrichs des Löwen behauptet wird, vom Christentum gar nicht sprachen, wohl aber vom Gelde, die zufrieden waren, wenn die Slawen nur Scheinchristen wurden, sofern sie nur Tribut zahlten, die aber mit Schrecken sahen, wie der Krieg die dünne slawische Bevölkerung noch dezimierte, daß diese Fürsten *darauf ausgingen, die eroberten Lande mit deutschen Kolonisten zu besetzen.*

Die *Niederlande* waren das Land, das sie hergab, und in der Heranholung niederländischer Ansiedler waren die Zisterzienser, die in diesen Gebieten zuerst außerhalb Frankreichs festen Fuß gefaßt hatten, schon vorangegangen. Zwischen niederländischen Kolonisten und ihnen bildete sich bald ein Zusammenhang. Was die Holländer auswanderungslustig machte, das bedarf zum Teil noch näherer Erforschung. Man nimmt als Gründe große, zu Anfang des 12. Jahrhunderts öfter eingetretene Überschwemmungen an, ferner sonstige wirtschaftliche Kalamitäten, freilich mehr für die sich den Holländern später anschließenden Rheinfranken, man darf aber vor allem auch ein bewußtes spekulatives Streben, die in der Heimat bewährte kolonisatorische Fähigkeit anderswo zu verwerten, bei den Holländern voraussetzen. Diese Fähigkeit hatten die Holländer wie später auch die Flamänder in jahrhundertelangem Mühen, ihr Land vor Überflutung zu sichern — Deiche gab es dort schon früh —, ihre Moore zu entwässern, ihren Heideboden zu meliorieren, erlangt und dabei Energie und Organisationstalent entwickelt. Leicht mochte es die Vorwärtsstrebenden in Lande ziehen, die ähnliche Aufgaben stellten, also weiter in den Osten. Sie kamen 1106 in die Gegend von Bremen und erhielten auf ihre Bitte vom Erzbischof Friedrich I. große Bruchländereien zur Kultivierung und Besiedelung; nach diesem Beispiel (der heutigen Marsch von Vahr) entstanden innerhalb eines Jahrhunderts die ganzen Wesermarschen. Die Holländer erschienen gegen 1120 auch an der Elbe und begannen zu deichen und zu kultivieren; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde namentlich auf Betreiben des Erzbischofs Hartwig von Stade das Alte Land und andere Gebiete kolonisiert. Sie siedelten sich später bei Hildesheim, bei Naumburg (um 1140 unter Bischof Udo I.) an; sie stellten, wie erwähnt, den Zisterziensern, z. B. 1127 bei Gründung des Klosters Walkenried, das kolonisatorische Menschenmaterial. Kein Wunder, daß ihre Erfolge auf die Fürsten, die bis Ausgang des 12. Jahrhunderts die Lande bis zur Oder völlig in ihrer Hand hatten, wirkten; denn vor allem Entwässerungsaufgaben waren rechts der Elbe reichlich auszuführen. Im Jahre 1142 siedelte sie Adolf II. von Schauenburg (Holstein) in dem eroberten Eutin an, Heinrich der Löwe zog sie nach Mecklenburg, Albrecht der Bär in die Altmark, später in die Mittelmark und die Lausitz. Insbesondere die beiden letzten Fürsten setzten so eine planmäßige, umfassende Neubesiedelung ins Werk, Heinrich vor allem in Mecklenburg und Pommern, Albrecht in Brandenburg. Daß man nunmehr Ansiedler aus dem Westen überhaupt systematisch heranzuziehen suchte, geht aus dem hervor, was Helmold von dem Grafen Adolf von Schauenburg berichtet. 1143 sandte er überallhin, nach Flandern und Holland, nach Friesland und Westfalen, Boten und forderte die Leute, die Land begehrten, zur Ansiedelung in Wagrien auf,



das ihm eben zugefallen war und das er außerordentlich rühmte. Mit der Angabe, daß seinem Aufrufe zahllose Menschen nachkamen, übertreibt Helmold wohl. Von geistlichen Förderern der Kolonisation sind Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Abt Arnold von Ballenstedt und Abt Arnold von Nienburg zu nennen. Was so die Landesherren, auch geistliche Fürsten und die Orden, um ihre Erwerbungen und Gründungen zu sichern, förderten, war also eine im Grunde doch wieder spontane, große bäuerliche Wanderung, die zunächst von Holland ausging, sich aber bald auch aus anderen westdeutschen Gegenden rekrutierte. Neben den Holländern folgten dem Zuge nach Osten, insbesondere dem nach Meißen, nach Schlesien und in den weiteren Osten, zahlreiche rheinfränkische Siedler. In die Besiedelung der nördlichen Zone teilten sich mit den Niederfranken Friesen, die auch früh Moorkolonisatoren waren, und vor allem Sachsen; so wurden Westfalen, Westholsteiner und Oldenburger nach Ostholstein, Mecklenburg und den weiteren Ostseeländern sowie in Teile von Brandenburg, wohin sonst namentlich Niederfranken kamen, gerufen, oder sie erschienen von selbst. In die Küstengebiete Preußens sind westfälische Siedler wohl auch zur See gekommen. Sonst waren in Preußen meist wieder Holländer vertreten. Aus Thüringen und Franken, aus dem gebirgigen Mitteldeutschland aber zogen die meisten Ansiedler nach Meißen und Schlesien, wo die Flamen später nicht mehr erschienen. Nach Schlesien wanderten Ansiedler auch aus den neuen Kolonialländern selbst, aus Meißen und Brandenburg; eine besondere Rolle spielte hier das 1179 gegründete Kloster Lebus. Ein anderes Kloster, Paradies, ist für die Kolonisation in Posen wichtig.

Es gibt nun, abgesehen *von dem holländischen Anstoß und dem Ansetzeifer der Fürsten, tiefere Ursachen der Bewegung,* die ja nicht einfach in einem Weiterrücken, wie bei den Österreich okkupierenden Bayern, sondern in einem Eindringen in ferne, stammfremde Lande unter Betonung des eigenen Volkstums bestand. Zunächst war eine Vorbedingung die damals äußerst starke *Beweglichkeit des Volkes.* Vor allem die Richtung nach Osten erhielt durch die Kreuzzüge das Übergewicht. Seit deren Beginn waren überhaupt nicht nur die Reisigen, sondern auch Bauern und Handwerker, Kaufleute und Bergleute wanderlustiger denn je. Dazu kam ein *Ausdehnungsbedürfnis* infolge des ziemlichen Überschusses der Bevölkerung. Diese vermehrte sich, wie die große Kinderzahl beweist, aus gesunder innerer Kraft heraus bedeutend; die zahlreichen Kriege und Fehden waren auch kein wirksamer Aderlaß, am wenigsten für die niederen Schichten, da ja die Heere Reiterheere waren. Es war vielfach noch eine gemeinsame Wanderung in primitiver Form: man war an die gemeinsame Wirtschaftsorganisation zu sehr gewöhnt, um ohne Genossen eine neue Siedelungs- und Wirtschaftsstätte zu suchen. Aber am *wichtigsten erscheint der Zusammenhang mit der sich dem Abschluß nähernden Kultivierung des westlichen Deutschlands.* Wie sich die nordamerikanischen Siedler, wenn alle Striche besetzt waren, immer weiter im Westen neues Arbeitsterrain suchten, so machten es die westlichen Deutschen im Osten. Insbesondere bei den Rheinfranken scheint das Bedürfnis nach ungerodetem Boden als ausschlaggebend erwiesen zu sein. Und auch anderswo wurde dieser seltener: es gab damals schon fast so viel Dörfer wie heute. Wo noch irgend halbwegs geeignetes Wildland war, da widmeten sich im inneren Deutschland auch jetzt noch Grundherrschaften und Bauern mit fast übertriebenem Eifer der Rodung. Die Besiedelung wurde überhaupt intensiver, der Allmendeboden zur Ansiedelung jüngerer Söhne verwendet, oft schon ganz ungeeignetes Land benutzt: kein Wunder, daß das sich dem Ausbau noch ungeschmälert

darbietende große Gebiet im Osten mit Begier aufgesucht wurde. Zahlreich war dessen Bevölkerung nie gewesen; jetzt war sie durch die Eroberungskämpfe, in Schlesien auch durch die Mongoleneinfälle noch mehr zurückgegangen. Anderseits gab es noch weite Sumpfniederungen und Moorflächen, namentlich rechts der Oder, aber auch noch mächtige Wälder zur Rodung und schwere Böden, denen die slawische Bestellungsart nicht gewachsen war.

Es waren nicht nur die eroberten Lande, in die der Ansiedler drängte, er kam durch seine Überlegenheit gegenüber dem Slawen auch friedlich in slawischen Ländern weiter, ja er wurde wegen dieser Überlegenheit, aber noch mehr aus dem materiellen Interesse, von ihm bessere Einkünfte zu ziehen, von den slawischen Fürsten selbst herangeholt, zumal diesen, wie z. B. den Piasten in Schlesien und den Böhmenfürsten, deutsch-christliche Kultur durch die Heirat mit deutschen Fürsten- und Herrentöchtern wie durch deren Begleitung oder durch eigenen Aufenthalt oder Erziehung im Westen bekanntgeworden war. Es wurden der deutsche Grundherr, der zugleich Träger der höfischen Sitte war, und der deutsche Bauer als Pioniere der wirtschaftlichen Kultur von jenen Fürsten ebenso geschätzt wie der deutsche Klerus als Träger der geistigen. Gern nahm man deutsche Sitte und Sprache an. Diese Überlegenheit hat denn auch die ziemlich rasche Germanisierung der rückständigen und ärmeren Slawen zur Folge gehabt, die überdies wegen der äußeren Vorteile, die dem Deutschen gewährt wurden, leicht ihr Slawentum abstreiften. Eine Nachwirkung alter germanischer Reste unter den Slawen in dieser Germanisierung zu sehen, ist ganz abwegig.

Dies war also das Neuland, das gutes Unterkommen bot für die jüngeren Rittersöhne, denen dort für militärische Dienste weite Landstrecken verliehen wurden, für die jüngeren Bauernsöhne, die kein Erbe daheim zu erwarten hatten, und endlich für manche Grundholde, denen zu Hause, besonders am Rhein, der zunehmende Druck der Grundherren (vgl. S. 278) schon fühlbar wurde. Und gerade in dieser Beziehung wie *für die rechtliche und wirtschaftliche Hebung des Bauern* überhaupt ist diese Kolonisation des Ostens von wichtigen Folgen gewesen. Der Bedarf an Ansiedlern wirkte höchst günstig auf die Gestaltung der Lage der Bauern im Osten, diese Besserung dann wieder auf die Besserung der Zustände in Altdeutschland zurück. Dort war der Bauer im ganzen bereits in einer Hebung begriffen (vgl. S. 271 ff.): man hatte häufig eine dem Einzelnen günstigere Anlage der Dorffluren bei Neuanlagen eingeführt, man war auch zur Ausmessung größerer Hufen als früher gelangt — schon Karl der Große scheint den Waldsiedlern die großen Königshufen, die das Doppelte der Volkshufe darstellten, verliehen zu haben —, man verzichtete gelegentlich auf Frondienste und vergab Land unter viel besseren Bedingungen. Dazu kam nunmehr der Einfluß der Holländer, bei denen sich schon daheim recht freie Formen erblicher Zinsgüter entwickelt hatten, und die in ihren Neusiedelungen sich ihre Freiheiten dem Grundherrn gegenüber sicherten. Dieselben Vorteile erlangten nun auch die übrigen Ansiedler: „Wo immer Bauern ein neues Dorf besetzen von wilder Wurzel [d. h. auf ungerodetem Boden], denen mag des Dorfes Herr wohl geben Erbzinsesrecht“, heißt es im „Sachsenspiegel“. Die Hufen im Osten waren durchweg Königshufen. Daß in den Kolonisationsgebieten mit ihren Reihendörfern (vgl. S. 22) die Hufe aus einem geschlossenen Landstück, meist hinter dem Hofe sich erstreckend, bestand, war gegenüber der alten Gemengelage mit ihrem Flurzwang ein Fortschritt. Daß ferner die größere Freiheit eine intensivere Nutzung, reichere Erträge ergab, den Fleiß anspornte, weil doch nicht alles für den Herrn war, das erkannten die Fürsten wie die Grundherren immer mehr, und die wichtige Folge war, daß auch die slawischen Fürsten in ihren



Ländern auf das heimische Recht verzichteten und das jus teutonicum, das deutsche Ortsrecht (das Erbzinsrecht), für die Neugründungen anerkannten. 1213 wird das deutsche Recht verliehen als „bis dahin in den Ländern Böhmens und Mährens ungewöhnlich und ungebräuchlich“. Die meisten der im Auftrag eines Herrn von Unternehmern planmäßig gegründeten Dörfer waren, wie erwähnt, Reihendörfer. Anderseits haben sich die Siedler auch in die slawischen Runddörfer (vgl. S. 22) hineingesetzt oder ähnliche gebaut. Vielfach haben die Grundherren die ältere slawische Bevölkerung kurzerhand entfernt und durch eine deutsche ersetzt. So erscheint denn die *Kolonisation des Ostens im Grunde als ein Werk des deutschen Bauern*, der mit seiner eisernen Pflugschar an sich dem mit hölzernem Hakenpflug oberflächlich ackernden Slawen überlegen war. Durch die Kolonisation ist er anderseits, zunächst wenigstens, freier und selbständiger geworden.

Auch bei den *Städtegründungen im Osten* muß man, wie bei der bäuerlichen Kolonisation den Zusammenhang mit der Kolonisation des inneren Deutschlands, so den Zusammenhang mit den dortigen Städtegründungen sich vor Augen halten. Durch diese wollten die Landesfürsten hier wie dort aus dem Verkehr Nutzen ziehen. Diese Gründungen waren im Osten aber erst möglich, als das Land mit deutschen Dörfern besetzt war. Erst dann konnten die Städte als Märkte wie als Mittel- und Anziehungspunkte des Verkehrs dienen, erst dann durch die Zölle wie durch die Abgaben der Bürger und die Gerichtsbußen gute Einkünfte und damit Machtzuwachs bringen. Daß neben diesem wirtschaftlichen Motiv auch das alte Moment der militärischen Sicherung, namentlich im Nordosten, in Preußen, mitspielte, ist klar. Jenes wirtschaftliche Moment war aber sicherlich für die slawischen Fürsten, die in ihren Ländern deutsche Städte anlegten, allein ausschlaggebend. Auch alle sonstigen Gründe, die im Mutterland ein eigentlich städtisches Wesen gefördert hatten, wirkten ebenso im Osten, so das Vorkommen von Bodenschätzen, das z. B. zur Gründung von Freiberg und Goldberg führte, — kurz, es setzt eine neue Periode der Städtegründungen ein, die ein großartiges Zeugnis für die wirtschaftliche Tatkraft des damaligen deutschen Volkes ist. Die Städte mehrten sich dadurch im 13. Jahrhundert außerordentlich. In Brandenburg wurde eine große Zahl angelegt, in Pommern, Schlesien, Sachsen, der Lausitz, in Preußen und Livland, in Böhmen und Mähren ebenfalls. Und wie sich diese Gründungen mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steigerten, so kam jetzt auch, *nachdem bisher im Osten fast alle Städte von den Landesherren angelegt worden* waren, nur wenige von Grundherren, die *Volkskraft mehr spontan zur Geltung*. Jetzt wirkte die Handelsbedeutung, die das von Heinrich dem Löwen geförderte Lübeck rasch erworben hatte, anspornend, jetzt gründeten an der Ostsee auch die Kaufleute selbst ihre Städte, wie Wismar 1228 von Kaufleuten aus Wisby angelegt wurde. Deutsche kaufmännische Ansiedelungen in slawischen Handelsplätzen waren im übrigen ja schon alt (vgl. S. 289); genannt sei noch diejenige im Dorfe Poritsch bei Prag, die von König Wratislav II. (1061—92) sehr begünstigt wurde. Von der schablonenhaft-künstlichen Anlage der östlichen Städte, die sich wohl oft nach Lübeck gerichtet haben, war schon (S. 26) die Rede. Wie die Dörfer, so wurden auch sie meist von Unternehmern (Lokatoren) oder fürstlichen Beamten gegründet, die durch allerlei Vorteile belohnt wurden (Häuser, Ämter und Einkünfte). Ein gewisses Schema zeigten auch die Häuser, für die meist gleiche Bauplätze bestimmt waren. Für die Wahl des Platzes einer Stadt waren naturgemäß wirtschaftliche Gründe (Rücksicht auf die Verkehrswege) und solche der Sicherheit (z. B. einige Entfernung von der Flußmündung wegen Überflutungsgefahr und

seeräuberischer Angriffe) entscheidend. Da nicht selten dieselben geographischen Bedingungen schon bei slawischen Siedelungen maßgebend gewesen waren, legte man die Stadt oft bei diesen an, doch so, daß der slawische Ort für sich blieb, z. B. durch den Fluß getrennt war oder ein besonderer Bezirk (Kiez) wurde; indes gab er häufig seinen Namen her. Der Platz mußte natürlich größer sein als der für ein Dorf, da der Landbesitz der Bürger den an sie gestellten Anforderungen bezüglich der Befestigung, zu deren Kosten der Herr aber zuschoß, und der Abgaben — der persönlich freie Bürger zahlte höhere Jahreszinsen an den Herrn als der Bauer — entsprechen mußte. Das Stadtrecht entnahm man vielfach Magdeburg (vgl. S. 293).

Ist im allgemeinen die bäuerliche Kolonisation die Grundlage des Ganzen gewesen, so hat *für gewisse Gebiete die Städtegründung besondere Bedeutung*: an der Ostsee beruhte auf den Städten nicht nur der Handel, sondern hier betonte gerade der Kaufmann, der mit großer Energie vorging, vor allem die nationalen Gegensätze, wie er ja auch im Ausland als „gemeiner deutscher Kaufmann" den nationalen Zusammenhang in die erste Linie stellte (vgl. S. 401). In Böhmen und Mähren ferner ging sogar die ländliche Besiedelung zum großen Teil von den deutschen Städten, die von den böhmischen Fürsten, namentlich Ottokar II., entweder selbst gegründet waren oder besonders gefördert wurden, aus. Und im neuen *Ordensland*, in Preußen, sind die Städte die eigentlichen Zentren der Germanisierungs- und Kolonisationsarbeit gewesen. Der christlich-militärische Charakter des Ordens, dessen Taten auch das verfallende Rittertum in glanzvoller Beteiligung an der allgemeinen Arbeit im Osten erscheinen lassen, hinderte zwar nicht, daß für die Ordensritter dasselbe Motiv wie für andere, nachgeborene oder auch unfreie Ritter, die nach dem Osten gingen, mitspielte, nämlich das Streben nach einem möglichst großen Besitz, der Reisige anzusiedeln und den Herrn zu spielen erlaubte; die Ordensritter haben ferner als Grundherren auf dem Besitz, den ihnen die Kulmische Handveste von 1233 in reichlichem Maße gab, deutsche Bauern nach deutschem Recht angesiedelt, obwohl diese nicht zahlreich kamen: aber der kulturelle Schwerpunkt liegt doch in den Städten, wie auch die bekannte Handelstätigkeit und die Verwaltungsarbeit des Ordens im Grunde von den Städten ausgeübt wurden. Die Verdienste des Ordens selbst sind *wesentlich militärische*. Zum Kampf gegen die preußischen Heiden war er berufen, und zahlreiche Kreuzfahrer zogen auf den wiederholten Aufruf der Päpste dorthin; in blutigem Kampf und Krieg ging seine Geschichte lange auf; durch die von Anfang an ausgewirkte Selbständigkeit seiner Eroberungen und Besitzungen stellte er ein eigenartiges Sondergebilde dar; er sicherte durch seine treffliche Organisation, seine diplomatische und Verwaltungsgeschicklichkeit alle militärischen Erfolge; seine Ordensburgen haben erst den Zustrom der deutschen Bevölkerung ermöglicht: aber alles waren doch nur Vorbedingungen. Erst von den Städten ging im 14. Jahrhundert, der Blütezeit des Ordens, die deutsche Kultur aus; das Land, teilweise erst im 14. Jahrhundert besiedelt, blieb dünn bevölkert. Vielleicht läßt sich ähnliches von ganz Ostelbien sagen. Die Städte waren überhaupt im Osten das vorwärts strebende Element. Wenn sich ihre Bürger z. B. bald von der Gerichtsbarkeit des Vogtes, des ursprünglichen Lokators, freimachten, auch sonst mehr Rechte erlangten, so wird umgekehrt die Entwickelung des Bauern in späterer Zeit, namentlich im 15. Jahrhundert, durch die Minderung seiner Rechte infolge der Übergriffe der Grundherren charakterisiert. Das letztere gilt nun aber, wie wir noch sehen werden, nicht nur vom Osten, den wir nunmehr beiseite lassen, sondern allgemein.

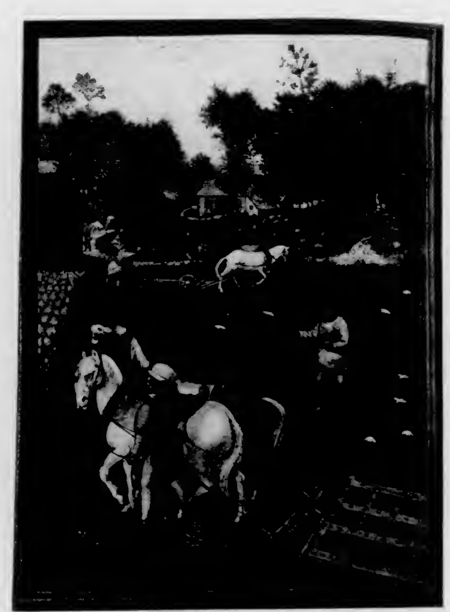
---



Zunächst war gerade das 13. *Jahrhundert*, und zwar im ganzen Abendlande, eine *Blütezeit des Bauernstandes*, der auch jetzt noch die große Masse des Volkes ausmachte. Schon für das 12. Jahrhundert stellten wir seine kraftvolle Hebung fest (vgl. S. 271 ff.), und noch im 14. Jahrhundert dauerte seine günstige Lage an. Es wirkte eben die Kolonisation, der Abzug der Leute nach dem Osten, günstig für die Zurückbleibenden (vgl. S. 277), wie schon die Kreuzzüge und ebenso der Zug in die Städte. Selbst die Hungersnöte, die viele Menschen dahinrafften, und im 14. Jahrhundert der Schwarze Tod haben die Arbeitskräfte, die übrig blieben, schonen und besser behandeln gelehrt. Die in keineswegs geringer Zahl vorhandenen freien Bauern (vgl. S. 106), neben den Vollfreien die freien Zinsleute, gewannen außerordentlich an Selbstbewußtsein; aber ebenso hob sich die Masse der verschiedenartigen Grundhörigen, und fast ganz, zum Teil unter dem Einflusse der Kirche (vgl. S. 211), schwand die Klasse der Leibeigenen. Der „Sachsenspiegel" verwirft die Leibeigenschaft durchaus. Immer stärker sahen sich jetzt die Grundherren, je mehr sie sich dem Eigenbetrieb entzogen, gezwungen, jene freieren Formen der Erb- und Zeitpacht (vgl. S. 277), des Lehnsgutes, des Meierhofes (vgl. S. 273) usw. zuzulassen. Wie man sich um arbeitsfähige Leute riß, zeigt eine Bestimmung für den Hof Gondenbret in der Eifel, nach der der fremde Mann nach Belieben sich auf dem Fronacker fünfzehn Morgen gegen geringe Dienste und Zinsen abmessen lassen konnte. Es stieg auch jene Tendenz, auf gutsherrliche Ansprüche zu verzichten. Der Rückgang des Eigenbetriebes führte ferner zur Aufteilung oder Minderung der großen Hufen und damit zu einer wachsenden Vermehrung der auch sonst (vgl. S. 271 ff.) damals zunehmenden kleinbäuerlichen Betriebe, nicht nur der Halb-, sondern auch der Viertel-, ja Sechstelhufner: aus Hofhörigen wurden kleine Bauern.

Im ganzen blieb nun durchaus Abgaben- und Dienstpflicht bestehen; die Formen zeigen dabei außerordentliche Buntscheckigkeit, aber eine *Tendenz zu größerer Freiheit* ist unleugbar. Die Erbpächter bilden entschieden die Mehrzahl. Abgaben in den verschiedensten Formen waren freilich genug zu leisten, an den Grundherrn wie an die Kirche, wozu noch häufig die an den Vogt und immer stärker auch die an den Landesherrn kamen. Wie mannigfaltig abgestuft die Verhältnisse der Leute selbst einer einzelnen Herrschaft sein konnten, zeigt unter anderem eine Stelle in Ortliebs Chronik des Klosters Zwifalten schon für das 12. Jahrhundert. Zu den verschiedenartigen Grundzinsen und den Zehnten und zu den sonstigen Lasten kamen weiter die Fronden für die Bestellung des Ackers, für die Anlegung von Wegen, für Bauten, die Leistung von Fuhren u. a. Hier war am stärksten eine Befreiung eingetreten: im Kolonialland gab es Fronden zunächst überhaupt fast gar nicht, und im Westen wurden sie immer seltener. Aber auch bei den bestehenden Fronden läßt sich eine zunehmende Erleichterung, nach Seite der Minderung wie der bestimmten Fixierung hin, wohl erkennen. Zudem wurden diese Dienste nicht ohne gewisse Entschädigungen geleistet. Je nach dem Standpunkte des Beobachters und seinem Material wird nun allerdings bezüglich der Lasten ein mehr oder weniger günstiges Urteil gefällt werden können, wie man denn auch Zeitstimmen anführen kann, die die Lage recht pessimistisch auffassen. Bertold von Regensburg eifert sehr gegen die bäuerlichen Lasten, gegen die Abgaben an die Herren („herrengülte"), auch schon gegen die landesherrlichen Zwangssteuern („nôtbeten") und sonst gegen „unrehten zoll" und „unreht ungelt", insbesondere aber gegen die Frondienste: „Ihr Herren, ihr Ritter, ihr bauet gern Häuser mit armer Leute Schaden. Der muß euch eine Woche helfen, der einen Tag, je nachdem es euch gutdünket, der mit seinem Vieh und

persönlich, und der mit seinem Knecht.“ Es ist auch nicht richtig, eine niedrige Belastung durchweg anzunehmen: aber eine erhebliche Besserung bezüglich der Lasten ist doch unleugbar, und man darf nicht, wie es geschehen ist, eine Fortdauer des alten Druckes in Deutschland im Gegensatz zu Flandern, Italien usw., ja bereits den Beginn eines noch härteren Druckes behaupten. Das Recht der ersten Nacht ist — das sei nebenher erwähnt — überhaupt nicht im deutschen Recht begründet. In dieser Zeit sind ferner die später wieder aufkommenden, aus den erbrechtlichen Ansprüchen der Herrschaft herzuleitenden Abgaben, wie die des Besthauptes (des besten Stück Viehes aus einem Nachlaß), und ähnliche, sehr häufig ganz weggefallen. Vielfach entzogen sich die Bauern den Lasten auch höchst selbständig, meist freilich ohne Erfolg, ebenso wie man den Ansprüchen der Kirche nur sehr unwillig nachkam: „Ich gebe keinem Pfaffen mehr als sein bares Recht“, sagt der alte Helmbrecht. Jedenfalls sind die Abgaben, die teilweise schon im 9. Jahrhundert festgesetzt waren, in dieser Zeit nicht gestiegen, während der Bodenwert außerordentlich und ebenso der Bodenertrag stieg. Die „armen Leute“, d. h. die abhängigen Bauern, waren zuweilen recht wohlhabend. Ganz richtig hat man auch das Hervortreten des Bauern in der Literatur und seine nicht gerade vorteilhafte Schilderung in derselben zum Teil auf den Neid, den seine günstige Lage erweckte, zurückgeführt.



**Herbstaussaat in den Niederlanden.** Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 393.

Auf der anderen Seite ist unleugbar, daß die **Spuren neuen Niederganges** sich frühzeitig zeigen (vgl. S. 278). Gerade der Wohlstand des Bauern rief bei weltlichen Herren wie bei der Kirche die Tendenz hervor, aus dem Bauer etwas herauszupressen; später wirkt sein Gegensatz zu der neuen städtischen Bildung als erniedrigendes Moment. Aber zunächst bleibt es dabei, daß das 13. und zum Teil noch das 14. Jahrhundert die gute Zeit des Zinsbauern sind, daß er erblich und ziemlich unabhängig auf einem Zinsgut sitzt, daß ihn die fixierten Zinsen in der Regel nicht drücken, so wenig wie die Fronden, die sich oft nur auf öffentliche Bauten beschränken, und die Steuern. Politisch bedeutet der Bauer ja allerdings nichts, aber seine Angelegenheiten verwaltet er selbst, und noch immer hat er geringe öffentliche Funktionen durch die Teilnahme an der Rechtsprechung, die sich auch noch im Freien abspielt. Diese ländliche Gerichtsverfassung scheint aber doch schon, wie die alte Gerichtsverfassung überhaupt, einer wirklich lebendigen, schöpferischen Pflege zu entbehren.



Natürlich gab es neben den Land- oder Zentgerichten verschiedene Formen dieser Bauerngerichte, die höheren und niederen Dorfgerichte, die „Baudinge“ der grundherrlichen Bevölkerung; auch die Leiter sind verschieden. Die Dorfordnungen zeigen im übrigen ein buntes Bild ländlichen Verfassungslebens, voll landschaftlicher Eigenart.

**Am meisten gehoben**, sozial wie materiell, erscheint **der Bauer in den Niederlanden** (siehe die Abbildung auf S. 392 und die untenstehende), wo kleine unabhängige Besitzer in großer Zahl in wirtschaftlich guten Verhältnissen lebten, insbesondere in Flandern. Ein ähnliches Bild wie hier im Westen ergibt sich im Südosten, in **Österreich und Bayern**, in Ländern mit günstigem Boden, die eine Zeit äußeren glücklichen Gedeihens unter kräftigen und glänzenden Herzögen erlebt hatten, und die zum Teil auch ein gutes Verhältnis zwischen Rittern und Bauern zeigen, wie es z. B. die Ehen untereinander beweisen. Hier, in diesen lebenslustigen Ländern, erschien das behäbige und reiche Landvolk einzelnen ritterlichen Sängern dichterischer, freilich spöttischer Schilderung würdig (vgl. S. 352), hier war es vor allem, wo der Ritter um die Dorfschönen warb und der Bauerssohn dem Ritter nachäffte (vgl. S. 351). Der Bauer ließ hier auch stolz die Haare lang herabwallen. Wo es freilich Bauern, die dann natürlich die kriegerischen Pflichten übernehmen mußten, gelang, selbst Ritter zu werden, wurden sie, nach Freidank, die härtesten Herren. **Der steigende Wohlstand** äußerte sich schon früh in luxuriösem Auftreten der Bauern, vor allem in ihrer Kleidung und in der Nahrungsweise, von deren Üppigkeit z. B. der „Seifried Helbling“ berichtet. Die ländliche Vergnügungssucht, die Spiele und Tänze unter der Dorflinde oder anderswo, das bunte Treiben der geputzten Scharen hat insbesondere Neidhart von Reuental höchst anschaulich, allerdings mit einem Herzen voll Neid, geschildert, das durch den Reichtum hervorgerufene Hinauswachsen über den Stand Wernher der Gartenaere in seinem „Meier Helmbrecht“. Der eitlen jungen Generation (vgl. S. 351) steht bei ihm freilich die ehrenfeste alte gegenüber, die auch später noch, wie die „Österreichische Reimchronik“ zeigt, ihre Vertreter hatte. „Arbeiten und Rechttun“ ist der Wahlspruch des alten Meiers; er hält an seinem Stande mit Stolz fest. Ja, es lebt schon in ihm das selbstbewußte Gefühl, daß auf des Bauern Arbeit alle Stände basieren; er meint höher zu stehen als mancher verlumpte Ritter: „Noch lieber bin ich Bauersmann denn ein armer Hofmann.“



**Niederländisches Bauernleben im Winter.** Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

Noch mehr läßt der Stricker in seinem „Märe von den Gauhühnern“ *das außerordentliche Selbstbewußtsein der Bauern*, das trotzige Sichaufbäumen gegen die Bedrückungen durch den Adel erkennen: auch vor der Zerstörung einer Burg, wenn sie auf dem flachen Lande lag, scheuten die Bauern nicht zurück. Das Tragen ritterlicher Waffen, das den Bauern schon durch Friedrich I. und später in Österreich, auch in Bayern 1244 durch den Landfrieden Ottos verboten war, d. h. nur innerhalb ihrer Dörfer, war nicht zu hindern: sie liefen zum Teil doch im Panzer und mit dem Schwert umher. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands weist der Bauer ähnliche Züge auf. Der volle Freiheitssinn ist bei den unabhängigen Dithmarschen am schärfsten ausgeprägt: sie zeigen freilich zugleich, daß solche Freiheit ihre Schattenseiten hat, da bei ihnen wilde Fehde familien- und volkszerrüttend tobte; auch erscheinen sie sonst als Seeräuber nicht vorteilhaft. Wie sich ferner trotziger Unabhängigkeitssinn in der Eifel oder an der Mosel im Verweigern des Zinses dartut, so wird anderseits die Üppigkeit der Bauern der Schweiz und des Südwestens hervorgehoben, so läßt der „Renner“ des Hugo von Trimberg die fränkischen Bauern mit den Rittern sich ebenso mischen wie die österreichischen, so schildert Cäsarius von Heisterbach die Bauern am Niederrhein ganz entsprechend. Gleichermaßen lassen Nachrichten aus Mitteldeutschland erkennen, daß bäuerliche Hoffart nicht immer Zeichen der Unsolidität und Reaktion gegen Herrendruck nicht immer Zeichen einer ungünstigen Lage ist. So muß man auch die Klagen Bertolds von Regensburg, der zudem die Gewalttätigkeit des deutschen Adels häufig im schlimmsten Lichte darstellt, richtig auffassen. Aufstachelnde Äußerungen wie die folgende: „Ihr habt gelebt so manchen üblen Tag mit großer Arbeit spät und früh und müßt doch alles erarbeiten, dessen die Welt bedarf, und von all dem insgesamt wird euch kaum mit Mühe so viel, daß ihr nicht viel besser esset als eure Schweine“, sind nicht durchaus wörtlich zu nehmen. Immerhin lagen die Verhältnisse in manchen Gegenden in der Tat wenig günstig; und daß die Lasten die zinspflichtigen Bauern auch in dieser Zeit drücken konnten, zumal bei Mißernten, daß die kriegerische Zeit und die Raublust des Adels sie zuweilen hart mitnahmen, sogar im gesegneten Österreich, haben wir bereits (S. 353) gesehen. Namentlich die Verwüstungen, die die Bauern bei Fehden und Kriegen kleiner und großer Herren über sich ergehen lassen mußten, bedeuteten für sie oft das größte Unheil.

Für die *kulturelle Gesamthaltung* der Nation ist *der Bauer* im 13. Jahrhundert bei weitem *nicht mehr der wichtigste Volksteil*, wirtschaftlich aber ruht auf ihm das Gesamtgefüge noch in hohem Grade, und innerhalb des landwirtschaftlichen Lebens tritt der Bauer vor dem Grundherrn jetzt immer stärker hervor. Im ganzen war jetzt die *bäuerliche Wirtschaft*, abgesehen von gewissen herrschaftlichen Vorrechten und der Wahrnehmung der Herrschaftsinteressen sonst, sich viel mehr selbst überlassen, *nahezu selbständig* geworden. Der ganze Betrieb ist in den Weistümern von den Bauern selbst geregelt, also welche Früchte anzubauen, welche Felder zu beackern, wann die einzelnen Arbeiten vorzunehmen sind, ebenso die Art und Weise der Düngung, die jetzt zum Teil auch künstlich mit Mergel geschah, der Weidegang, die Behandlung der Wiesen- und Spezialkulturen. Und nach Möglichkeit suchten sie über die Arbeitskräfte, über Maß und Gewicht, über den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte selbständig Verfügung zu treffen, wobei sie aber ein grundherrliches Vorkaufsrecht nicht immer beseitigen konnten. Wo große Einnahmeinteressen mitspielten, hat der grundherrliche Betrieb sich überhaupt erhalten, z. B. im Weinbau (siehe die Abbildung S. 395) und Hopfenbau sowie bei gewissen Zweigen der Viehzucht. Anderseits sind zahlreiche



eigentliche Herrengüter an Bauern verpachtet, auch z. B. die Weingüter in freieren Formen zur selbständigen Bewirtschaftung ausgetan worden, wobei sich aber noch lange ein mehr oder minder bedeutender Anteil der Herrschaft an der Bewirtschaftung und Fürsorge gerade wegen der technischen Schwierigkeiten erhielt.

Man kann nicht sagen, daß das Zurücktreten der großen Betriebe der ganzen Wirtschaft durchaus förderlich gewesen sei. Es war wirtschaftlich ein Glück, daß die Interessen der Herren dazu führten, *den Wald* zum wesentlichen Teile *den rodelustigen Bauern zu entziehen* und so seinen Bestand zu sichern. Nicht nur der Rodung fiel der Wald zum Opfer, sondern auch dem allzu starken Verbrauch an Holz und der Beschädigung durch das weidende Vieh. Die Nutzung des gemeinsamen Waldbesitzes der Bauern wurde zwar mehr und mehr geregelt, aber von einer planmäßigen Waldwirtschaft, insbesondere von Nachpflanzungen, ist keine Rede. Hier hat nun eben die Grundherrschaft verdienstlich gewirkt, auch die geistliche. Die Klöster z. B., die zum Teil, wie das Stift Melk, frühzeitig Holznot hatten, begannen bald an den Schutz des Waldes zu denken. Von einem Rodeverbot des Klosters Lorch wissen wir aus dem Jahre 1165. Die Grundherrschaft, wie später die landesherrliche Verwaltung, suchte einmal die weitere Rodung zu hemmen, ferner die Nutzung in den nunmehr durch bestimmte Zeichen abgegrenzten Bannwäldern durch Verbote ganz zu beseitigen oder zu beschränken und beeinflußte darin dann auch die Ordnungen der Markgenossenschaften. Die Grundherrschaft hat ferner nach dem Vorbilde der Forsten des Reiches für die Wiederbewaldung gesorgt. Bei diesem Interesse für den Wald spielte nun freilich die Weidlust der Herren, die für ihre Jagd auch die Gemeindewälder in Anspruch nahmen, eine große Rolle: ihr hat man die „mittelalterliche Waldtyrannei“, von der Riehl einmal spricht, zuzuschreiben. Der Bauer, in seiner Waldnutzung und Jägerei nunmehr streng beschränkt, hat durch diese Härte erst den Wald hassen gelernt und „Krieg gegen ihn geführt“. Wirkte hier die Grundherrschaft auch weiterhin günstig, so ließ anderseits der Rückgang des großwirtschaftlichen Betriebes zugleich das gute Beispiel, das er meist gegeben hatte, verschwinden. Die Back- und Brauanlagen, die Mühlen und Keltern, das reichhaltige Inventar, die besseren Wirtschaftsbauten, die Fruchtspeicher gaben doch ein anderes Bild von der Betriebsweise als die kleinen Wirtschaften. Und wenn jene herrschaftlichen Anlagen auch jetzt noch zum Teil zur



**Winzerarbeit in bergiger Küstenlandschaft.** Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 394.

Verfügung standen, so war ein gewisser Nachteil des Überwiegens der kleinen Betriebe doch unausbleiblich. Sehr scharf trat dieser Nachteil besonders in der Viehzucht hervor, bei der, wie eben erwähnt, die Form des Großbetriebes sich mehr und mehr auf bestimmte Zweige beschränkte, so auf die Pferdezucht und vor allem auf die Schafzucht, die wegen des mächtig sich entwickelnden Wollengewerbes wichtig war. Einen neuen Antrieb boten anderseits jetzt die wachsenden Ansprüche der städtischen Bevölkerung, die die landwirtschaftliche Produktion doch sehr erheblich beeinflußten. Die Stadt drängte auf Vermehrung der Rinderzucht, der Geflügelzucht, des Gemüse- und Obstbaues; sie wirkte, so im Gebiete des hansischen Getreidehandels, auf die Qualität des Getreides ein und führte einen sorgfältigeren Anbau herbei; der Weizenbau nahm im Westen und Süden stark zu; der Hopfenbau drang mehr und mehr auch in Norddeutschland ein; der Weinhandel der Städte hob den Weinbau sehr. Auch technische Neuerungen ergaben sich, und das Geld wirkte bald. Freilich deckte der landwirtschaftliche Betrieb der Städte zum Teil selbst den Bedarf.

Im ganzen bietet die bäuerliche Betriebs- und Wirtschaftsweise kein hervorragendes Bild, und auf dem Stande, den sie im 13. Jahrhundert zeigt, der aber in vieler Beziehung noch dem der früheren Zeit entsprach, blieb sie noch sehr lange stehen. Natürlich sind jedoch für die Höhe des Betriebes sowohl lokale Unterschiede als auch die großen Differenzen des Umfanges der Wirtschaften, z. B. bezüglich der Fruchtfolge, zu berücksichtigen. Wo, wie im Kolonialland, aber ebenso zum Teil im rheinischen Westen, Bauern mit ganz gleichem Wirtschaftsland angesetzt waren, war natürlich auch die Hofanlage im ganzen die gleiche, sonst aber unterschieden sich Größe und Ausstattung des Hofes des Vollbauern sehr von der Beschaffenheit der Katen des kleineren Zinsbauern. Diese Unterschiede in der Größe der Güter (Voll-, Halb-, Viertelhufen, dann kleinere Besitzungen von Katnern oder Häuslern), ziemlich früh aus den lokalen Verhältnissen, aus der Verschiedenheit des Bodenwerts, aus der bei rascher Bevölkerungszunahme notwendigen, später durch das Erbrecht inhibierten Teilung erwachsen, setzten sich gerade in dieser Zeit erst recht fest und damit auch die hochmütige Überhebung des größeren Bauern gegenüber dem kleinen, der zugleich mindere Rechte hatte. Die Bodenprodukte (ertwoucher) waren naturgemäß lokal ebenfalls verschieden: die Hauptsache blieb die Brotfrucht. Obst- und Gemüsebau wurden in den älteren Kulturgebieten mit wachsender städtischer Bevölkerung eifriger betrieben, der Obstbau namentlich in Bayern und am Rhein. Eine sehr große Rolle spielte im Mittelalter die Bienenzucht. Man gewann durch sie Zucker, d. h. Honig, und Licht, d. h. Wachs für die Kerzen, die man für die Kirche benötigte. Der eigentliche Zucker (vgl. S. 299) hatte noch die Bedeutung eines Heilmittels und war teuer. Die Wichtigkeit der Bienenzucht wurde nunmehr durch die städtischen Bedürfnisse noch erhöht. Auch der Handel war jetzt an ihr interessiert, so daß sich mehr und mehr ein eigener, technischer Beruf, der der Zeidler, entwickelte. Immerhin trieb der Bauer in sehr ausgedehntem Maße ebenfalls Bienenzucht, die damals in jeder Beziehung, auch in rechtlicher, auf ihrem Höhepunkt stand. Als Spezialbetrieb war die Bienenwirtschaft aber ein Teil der Waldwirtschaft (vgl. S. 143). Am meisten entwickelte sich das Zeidelwesen in dem „Bienengarten des heiligen Römischen Reichs", im Nürnberger Reichswald: dort saßen Zeidler auf erblichen Zeidelgütern unter eigenartigem Recht.

Sicherlich fehlte dieser Bauernkultur ein höheres Gepräge; in allen feineren Dingen war der Bauer abhängig von den Schichten, die sich über ihn erhoben hatten, wie eben vom Ritter. Diese Abhängigkeit zeigt besonders jener oft berührte Prunk des Bauern (vgl. S. 351).



Nur in diesem nachäfferischen Prunk konnte er ja seinen Wohlstand zeigen, denn Nahrung, Wohnung, Hausrat an sich waren für ihn leicht beschaffbar. Im ganzen trug auch sein Leben und seine Lebenshaltung das denkbar einfachste Gepräge. Der Bauernhof, das Bauernhaus in ihren verschiedenen landschaftlichen Gestaltungen (vgl. S. 19ff.) stimmten doch in ihrer beinahe primitiven Ausstattung ziemlich überein. Der Holzbau oder der Fachwerkbau war durchaus die Regel, das Dach des Hauses bestand, wie noch lange, aus Stroh oder Schindeln, wenn auch nicht durchweg. Der Verschluß der Lichtöffnungen war natürlich noch primitiver als in der Burg. Die inneren Räume waren schlicht und schmucklos, dürftig der Hausrat. Ein handfester großer Tisch und Bänke an den Wänden, dazu Schemel, aber ohne Kissen, endlich der große Ofen aus Stein und Lehm von backofenartiger Form (vgl. S. 147), das ist der Inhalt des Wohnraumes. Einfache Schränke und Truhen (Kisten), oft nach alter Weise bemalt, stehen in der Kammer. An den Wänden dienen einfache Bretter zur Aufstellung von kleinen Geräten, Schüsseln usw. Das Bett in seinen verschiedenen Formen — auch die Ofenbank wird zum Schlafen benutzt — entspricht aber mit seinem Zubehör einigermaßen dem bei den anderen Ständen üblichen. Von Geräten ist namentlich der Spinnrocken zu nennen, das wichtige Arbeitsgerät der Frauen. Die Reinlichkeit im Hause war gering, ebenso die Körperpflege, wie wir denn im „Renner" von Bauern hören, die sich daheim das Ungeziefer absuchen lassen. Wenn sich der von einigen geübte Kleiderluxus nur schlecht in diese Umgebung hineindenken läßt, so ist auch in der Tat die Durchschnittskleidung des Bauern selbst in dieser günstigen Zeit einfach gewesen — im wesentlichen ein grauer Kittel und graue Tuchhosen —: es war eben Arbeitskleidung, die an Festtagen ja allerdings jenem stattlichen Prunk weichen konnte. Gerade die oberen Stände hielten auf die unscheinbare Tracht des Bauern zur Kenntlichmachung seines Standes, der ja auch körperlich disqualifiziert (vgl. S. 335) war, sehr, und nach der „Kaiserchronik" schrieb man die Anordnung derselben schon Karl dem Großen zu. Auch sonst berief man sich auf solche Kleiderordnungen, so der „Seifried Helbling", nach dem laut einer Ordnung dem Bauer grauer Hausloden, als Festkleid blauer Stampfhart (gewalkter Loden) erlaubt war. Auch des Bauern Nahrungsweise ist von höfischer Verfeinerung weit entfernt, wie uns durch eine ganze Reihe von Nachrichten das alte einfache Essen, z. B. der Brei, bestätigt wird, scheint aber zuweilen dennoch eines gewissen üppigen Zuges, der überhaupt in der Zeit lag und sich immer mehr steigerte, nicht entbehrt zu haben. Die Schilderungen im „Meier Helmbrecht" zeigen bessere Speisen nur ausnahmsweise. Indessen heißt es in einem späteren Werk („Buch von den Früchten", 1498): „dieweyl der bawer arbeytet, so hat er auch rychliche narung und isset vollauf fleisch aller art und visch, brot und obst und trincket wein offten in uebermaß, das aber nit zu loben; sunst mag wol der bawerntisch als der gesundest geschätzt werden". Für die frühere Zeit trifft das bezüglich des Weingenusses nicht zu: der Bauer trank im allgemeinen keinen Wein.

Sein Gesichtskreis war natürlich sonst ganz auf die ländliche Arbeit beschränkt, die Feldarbeit hatte in seinen Augen auch eine heilige Weihe. Einförmigkeit ist dadurch freilich gegeben, eine gewisse Dumpfheit des geistigen Lebens ist nicht zu leugnen, sie war schon durch die dörfliche Isoliertheit gegeben, in die oft nur durch fahrende Händler Kunde von der Welt draußen drang. Die Stadt begann den Bauern aber bereits, wie wir eben gesehen haben, durch ihre Märkte stärker zu berühren, und allmählich griff die Geldwirtschaft zu ihm hinüber. Aber wie man noch zuweilen den Verkauf außerhalb der Mark verbot, so bestand auch noch oft ein primitiver Tauschverkehr, wie ihn uns der „Meier Helmbrecht" zeigt. Ein Pferd wird für neun

Rinder, Zeug und Korn eingetauscht. Daß der Bauer auch in der Wirtschaft geringe Fortschritte gemacht hatte und uraltes Gut sich naturgemäß forterhielt, wurde oben erwähnt. Ein starrer Regelzwang engte das wirtschaftliche Leben ein: jede Arbeit begann zu bestimmter Zeit, Heiligentage bezeichneten die großen Abschnitte, alle Tätigkeit war nach Zeit und Maß durch Herkommen oder durch den Zwang der Genossenschaft geregelt. Dieses Festlegen aller Dinge zeigte sich auch in der genauen Bestimmung der Grenzen. In feierlicher Weise — mit den bekannten Denkzetteln für die heranwachsende Generation — wurden die Grenzen sorgfältig immer wieder festgestellt. Überaus schwer wurden Grenzfrevel bestraft, etwa die Verrückung der Grenzsteine in betrügerischer Absicht. Wie der Zaun um Hof und Garten in ordentlichem Zustand erhalten werden sollte, so legte man auch Wert auf gute Einfriedigung der Äcker und Wiesen, namentlich allerdings wegen der möglichen Schädigung durch Tiere, z. B. Schweine, oder durch die Rosse der Ritter. Wer solcher Pflicht nicht genügte, wurde ebenfalls bestraft.

Ein durch die ganzen ländlichen Institutionen hervorgerufenes gegenseitiges Sichbeaufsichtigen trug nicht gerade zur Veredelung des *bäuerlichen Charakters* bei, auf den schon der frühere Druck seitens der Grundherren ungünstig gewirkt hatte. „Sie sint eht als [in der Tat so] ungetriuwe“, sagt Bertold von Regensburg von den Bauern, „daz sie vor nîde unde vor haz niht einander angesehen mügent. Sô trîbet einz dem andern sîn vîhe ze schaden unde ze leide unde koufet einer den andern von sînem hove.“ Früh zeigte sich auch eine betrügerische Neigung beim Verkauf der Produkte, vielleicht durch Kniffe bei den Zinslieferungen hervorgerufen. Erwerbssinn, der bis zu schnöder Gewinnsucht steigt, ist aber dem Bauern allzeit eigen gewesen. Praktisch und ohne jede höhere Färbung war sodann seine Auffassung der Ehe, wenngleich Neigungsheiraten vorkamen, und diese Auffassung, daß der Hof den Hof heirate, ist zum Teil bis heute im Bauern wurzeln geblieben. Daß anderseits noch eine *derbe Sinnlichkeit* auf dem Lande zu Hause war, wurde schon (S. 331) bei Betrachtung der sittlichen Zustände des Rittertums erwähnt. Bei den Tänzen, bei dem Herumjagen und den hohen Sprüngen auf dem Anger ging es ohne Handgreiflichkeiten der „geilen dorfsprenzel“ nicht ab, ebenso waren die Spiele von Derbheiten begleitet. Die Spinnstuben wurden namentlich später, zu Ausgang des Mittelalters, Stätten liederlichen Treibens. Anderseits beweisen die Rechtsbestimmungen, daß Unzucht recht streng bestraft wurde, und die späteren bedenklichen Schilderungen der bäuerlichen Sitten in den Fastnachtsspielen übertreiben ganz augenscheinlich. Innerhalb *der Familie* aber herrschte die *gute Sitte* schärfer. Ehebruch galt als ein sehr schweres Vergehen; noch war das alte Familiengefüge fest, der Vater der Herr im Hause, und manch hartes Recht stand ihm noch zu. Gleichwohl zeigen einige Strafbestimmungen, daß sich die Kinder zuweilen sehr gröblich gegen die väterliche Gewalt vergingen (vgl. auch S. 417). Auch die Frau, der das Hauswesen unterstand, während der Mann die Feldarbeit besorgte, wird, je nach Temperament, schon damals nicht immer die gehorsame Dienerin gewesen sein. Es wird darum eine ordentliche Zucht der Frau (wie des Fuchses im Sack) empfohlen. Aber rechtlich galt die Frau nichts oder war doch nur halbwertig. Alte Sitte wurzelte auch sonst überall fest. Und wie die Ehe noch oft — der „Meier Helmbrecht“ bietet dafür ein Zeugnis — ohne kirchliche Trauung in alter Weise im Kreise der Zeugen durch einfache Willenserklärung geschlossen wurde, wie sich uralte Züge in den Hochzeitsbräuchen und -geschenken erkennen lassen, so war überall im bäuerlichen Leben, in der Fülle von Gebräuchen bei der Arbeit, namentlich bei der Ernte und in der Viehzucht, *altes Volksgut* erhalten und erhielt sich noch



auf lange Zeit hinaus. Auch des Volkes Sinnen und Sagen, seine Spruchweisheit und seine alte Erfahrung fanden im Bauern ihren Hüter. So hatte er seine *geistigen Interessen*, wenn er auch weder lesen noch schreiben konnte und alle Schulbildung ihm fern blieb. Sein Arbeitsleben war mit einer Fülle von Poesie umgeben. Alte dichterische Volksschöpfungen waren bei ihm noch lebendig, der sonst alles unflätig malende „Ring“ Heinrich Wittenweilers läßt bei der Hochzeit alte Heldenlieder von Dietrich von Bern und König Laurin singen.

Aber mehr als in späterer Zeit brachte die günstige materielle Lage der Mehrzahl der Bauern, insbesondere in Süddeutschland, in Verbindung mit dem durchgehends zu beobachtenden volkstümlichen Sichfühlen bei ihnen eine *starke Lebensfreude* hervor. Die Sonn- und Feiertage waren die Zeiten, an denen man sich, wie das Volk noch heute, für die Arbeit der Woche entschädigte und der Eiferer gegen die Unkirchlichkeit nicht achtete. Der *Tanz* spielte die größte Rolle: vom Anbruch des Frühlings an kam man unter der Dorflinde auf dem Plane zusammen, schön geschmückt; dort oder auf dem Anger, auf Wiesen, auf einem Tanzhügel, selbst auf den Kirchhöfen drehte sich der Reigen nach Musik oder meist unter Gesang des Vortänzers und Nachgesang des Chores. Der Inhalt solcher Tanzgesänge ist oft höchst poetisch und, wie Freytag richtig bemerkt, von „einer Grazie, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute“; die Tänze selbst zeigten diese Grazie weniger. Im Sommer, im Freien, war der Tanz schöner als zu winterlicher Zeit in Stuben und Scheunen. Man liebte es, den Winter wegen der Beendigung des fröhlichen Treibens anzuklagen. Selbst an Werktagen kam auf dem Anger zuweilen die Dorfjugend zusammen; rasch hatte die Dorfschöne ihr Arbeitskleid mit dem Festkleid vertauscht, mochte auch die Mutter eifern, und mit dem Blumenkranze auf dem Haupte ging es zum Tanze. Der Kranz war überhaupt der natürliche Schmuck, mit dem Tänzer und Tänzerinnen sich gegenseitig auszeichneten; um einen Kranz als Preis sangen ebenso die Burschen beim Abendtanz. Die Tanzlust entfesselte oft die Eifersucht, und die nachäfferische Sitte der Burschen, ein Schwert zu tragen, machte die Rauferei gefährlich. Den Zusammenhang des ganzen Lebens mit der Natur zeigt im übrigen der Charakter der *Feste* als Naturfeste im Kreislauf des Jahres; altheidnischen Festen war auch jetzt zum Teil nur eine kirchliche Färbung gegeben. Mit alten Bräuchen verknüpften sich dann neue, und noch heute sind viele dieser ländlichen Festbräuche zur Osterzeit, beim Einzug des Frühlings, bei der Maifeier, dem Sonnenwendfest, dem Erntefest (zur Kirmes geworden) und so fort bis zur Fastnacht erhalten. Bei der Kirmes, die sich als ländliches Hauptfest ausbildete, ging es überall in den Dörfern hoch her, und das Schwelgen überstieg oft alles Maß; zu ihr luden sich auch die Bauern gegenseitig ein. Dazu kamen dann die Familienfeste, besonders die Hochzeiten, bei denen ebenfalls der rohe Luxus des Zuviel oft in abschreckender Form hervortrat. Schilderungen einer Bauernhochzeit finden sich wiederholt in Wittenweilers „Ring“: beim Hochzeitsschmaus wird die Gefräßigkeit der Bauern, die ja noch lange bezeichnend bleibt, in stärksten Farben vorgeführt, und die rohen, unflätigen Sitten müssen trotz aller Übertreibung des Dichters doch vorhanden gewesen sein. Eine Vergnügungsstätte des Bauern war auch früh das Wirtshaus, in dem Karten und Würfel die Herrschaft übten; doch erfreute man sich ebenso vor dem Wirtshaus an dem alten Kegelspiel im Freien.

---

Ist der Bauernstand im ganzen jetzt eine kulturell rückständige Klasse geworden, so zeigen sich *alle fortschrittlichen Momente* von nun an vor allem *beim Städter*. Den

beginnenden Aufschwung der Städte haben wir bereits geschildert (S. 290ff.), ebenso (S. 390) den fördernden Einfluß der Besiedelung des Ostens. Gerade im 13. Jahrhundert nahm die Zahl der neuen Städte, der Zuzug in die vorhandenen außerordentlich zu, und das rasche Hineinwachsen der neuen Elemente in eine spezifisch städtische Gemeinschaft, die Ausbildung jener eigenartigen Verfassung und Verwaltung gingen damit Hand in Hand. Wie man sich von den Stadtherren mit Energie emanzipierte, so verfolgte man seine Erwerbsinteressen mit derselben egoistischen Rücksichtslosigkeit. Mehr und mehr näherten sich die Städte der Zeit ihrer größten Blüte, als welche man in gewisser Hinsicht das 14. Jahrhundert ansehen kann. Wir berührten auch schon die wachsende politische Rolle der Städte, eine Folge jenes von Reichs- wie von Landstädten vertretenen, der allgemeinen Auflösung und Unsicherheit entgegenwirkenden Einungsprinzips (vgl. S. 378), dessen Wert dann auch von den Territorialherren wohl erkannt wurde. Diese stellten sich noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts nicht unter allen Umständen zu den Städten in Gegensatz, trotz fiskalischer Ausnutzung ihres Verkehrs, hatten vielmehr wie jene an der Niederhaltung der adligen Friedensstörer ein Interesse. So entstanden auch Landfriedensbünde zwischen Städten und Fürsten, während sich die Ritter dann ihrerseits, allerdings zum Teil wieder unter Ägide der Herren, zusammenschlossen (vgl. S. 378f.). Die Regel war jedoch ein feindliches Verhältnis der Landesherren zu den Städten, deren unabhängige Rolle ihnen sehr unbequem war. Übrigens brachten den Fürsten die Kriege und Fehden meist Gewinn, während die Städte immer darunter litten. An ihre festen Mauern wagten sich zwar die Feinde nicht heran, aber gegenüber dem raublustigen Adel war außerhalb derselben alles verloren, und eine einzelne noch so bedeutende Stadt konnte trotz gelegentlichen Brechens von Burgen, trotz aller Dienstverträge mit Rittern, die sich nachher doch meist als unzuverlässig erwiesen, nichts ausrichten, vor allem den vielverzweigten Handel, den ihre Bedeutung bedingenden Verkehr auf den Straßen nicht wirksam schützen.

Die einzige Abhilfe boten bei dem Versagen der königlichen Gewalt, die man sonst gestützt hatte, eben die Bünde. Der Gemeinsinn, nicht als sittliches Prinzip, sondern ein Erzeugnis der Verfolgung gleicher Interessen, schloß nicht nur die Bürger einer Stadt, sondern ganze Gruppen von Städten zusammen. Handelspolitische Erwägung, die Notwendigkeit, den Handel gegen ihn lahmlegende ungerechte Zölle der Herren, gegen Raubanfälle des kleinen Adels, überhaupt gegen die fortwährende Beunruhigung durch Fehde und Krieg zu schützen, führte zu den Bünden, die zugleich aber wieder eine Erweiterung des Handelsgebietes nach sich zogen. Es ist auch charakteristisch, daß das verkehrsreichste und für den Handel wichtigste Gebiet, das rheinische, diese Bünde zuerst zeigte. In Anlehnung an einen älteren Bund von Speyer, Mainz, Worms und anderen Städten vom Jahre 1226 und auf Grund des großen Landfriedens von 1235 verbündeten sich zunächst die drei Städte Worms, Mainz und Oppenheim, woraus dann 1254/55 der große rheinische Städtebund zur Erhaltung eines gemeinen Friedens auf zehn Jahre entstand. Er richtete sich vor allem gegen unberechtigte Rheinzölle, umfaßte neben zahlreichen geistlichen und weltlichen Herren, die notgedrungen mitmachten, schließlich neunzig Städte, spielte aber mehr und mehr eine politische Rolle und mischte sich in die Reichspolitik ein. Er bestand in vollem Glanze nur wenige Jahre. Die zu ihm gehörigen Städte sind dann auch an den beiden großen Bünden der späteren Zeit beteiligt. Der weniger bedeutende von diesen war der nach der Mitte des 14. Jahrhunderts sich bildende schwäbische, der, wesentlich aus oberdeutschen Reichsstädten bestehend, Ulm, Augsburg, Nürnberg an der Spitze, sich namentlich gegen die

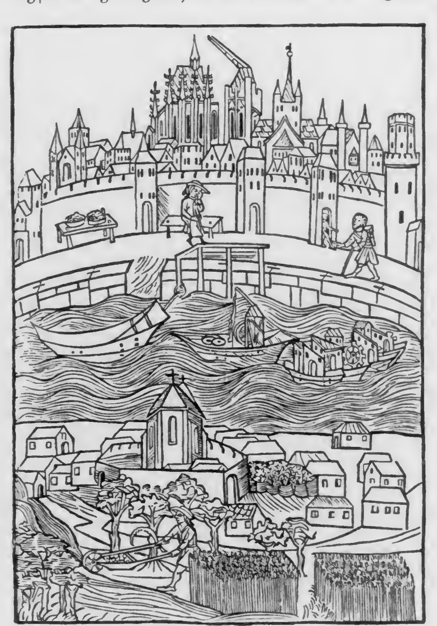


Übergriffe der Landesherren richtete, neben nur geringen, auf den Verkehr mit Oberitalien gehenden handelspolitischen Interessen vorwiegend politische vertrat und von Eberhard von Württemberg 1388 schwer geschlagen wurde, ohne daß dadurch übrigens seine einzelnen Glieder geschädigt wurden.

Rein auf den eigentlich städtischen, den Handelsinteressen war dagegen die Hansa aufgebaut; freilich waren mit jenen die Landfriedensbestrebungen sowie die Bemühungen um Angleichung der rechtlichen, der Münz- und Maßverhältnisse usw. immer verbunden. Vorläufer der Hansa waren die zahlreichen kleineren norddeutschen Bünde, die, ohne im Gegensatz zu den hier meist den Verkehr schützenden Landesherren zu stehen, sich gegen die Räuber zur See und zu Lande richteten und vor allem das nordwestliche, nordische und nordöstliche Ausland für ihren Handel durch gemeinsame Aktionen auf der Grundlage jener kaufmännischen genossenschaftlichen Niederlassungen in der Fremde (vgl. S. 288), durch Privilegien usw. zu erobern suchten. Die Hansa nahm ebenso durchaus von diesen Vereinigungen deutscher Kaufleute im Ausland ihren Ausgang. Wir sahen schon früher (S. 174), wie sich für diese zur Erlangung von Privilegien, überhaupt zur Sicherung einer rechtlichen Grundlage ihres Handels wie zur Befriedigung kirchlicher und geselliger Bedürfnisse der Zusammenschluß von selbst ergab. Alle Stammes- und Rechtsverschiedenheiten wurden durch die wirtschaftlichen Interessen überwunden; zugleich aber bildete der Nimbus des Reiches, obwohl es damals zerfiel, ein einigendes Moment und verlieh auch Ansehen den Fremden gegenüber. „Kaufleute des Römischen Reiches", „deutscher Kaufmann" nannte man sich, ebenso wie es später, zuerst 1343, „deutsche Hansa" — über die Bezeichnung Hansa vgl. S. 288 — hieß. Unter diesen Genossenschaften in der Fremde hat man früher für die Bildung der Hansa als wichtigste die der schon (S. 288) berührten Gotlandfahrer hervorgehoben, die nicht nur den russischen Handel beherrschte, sondern auch im englischen und flandrischen von Bedeutung war. Gerade nach Flandern richtete sich überhaupt der Handel der deutschen Auslandkaufleute vor allem; hier konzentrierte sich der Verkehr. Kießelbach hat daher die Bildung der Hansa von den dortigen Verhältnissen her abgeleitet, zunächst den festen Zusammenschluß aller dortigen deutschen Kaufleute, bald darauf die „gleiche Gruppierung" der betreffenden Heimatsstädte, die dort bereits im 13. Jahrhundert im Interesse des Auslandhandels gelegentlich gemeinsam vorgegangen waren. Dieser in dem maßgebenden Land erreichte Zusammenschluß der Städte sei dann durch die führende Stadt Lübeck, die bereits in dem nichtflandrischen Interessengebiet großen Einfluß besaß, auch auf dieses ausgedehnt worden. Das äußerst günstig gelegene, einen natürlichen Vermittelungsort auf der Handelslinie von Flandern bis Rußland bildende Lübeck, dessen Bedeutung die Übernahme seines Rechtes durch zahlreiche Kolonialstädte noch steigerte, war die gegebene Führerin für die Aufgaben, die namentlich der Ostseehandel, die eigentliche Grundlage der Hansa, stellte. Nicht mehr Wisby, sondern Lübeck räumten die Kaufleute der wendischen Städte allmählich eine immer ausgeprägtere Vormachtstellung ein. Diese wendischen Städte, d. h. außer Lübeck Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stralsund und andere, bildeten überhaupt, nach Art jener nachbarlichen Friedensbünde zusammengeschlossen (1256 tagten sie in Wismar), eine treibende Kraft in der sich allmählich entwickelnden Städtehansa. Der Bund wird noch lange als „der gemeine Kaufmann" bezeichnet. Zu ihm gehörten außer den wendischen Städten viele Landstädte im Ostseegebiet, in der Mark usw., ferner Bremen, die niedersächsischen Binnenhandelsstädte, besonders dann das wichtige, sich oft stolz abschließende Köln (siehe die

untenstehende Abbildung), andere rheinisch-westfälische Städte, endlich Breslau und Krakau, zu denen noch der ebenfalls Handel treibende Ordensstaat kam. Ein erster bedeutender Akt des Bundes war die Kölner Konföderation von 1367 gegen König Waldemar von Dänemark.

Die Hansa behielt auch später wechselnde Gestalt, hatte aber die beste Grundlage für ihre Dauer in dem gemeinsamen Bande natürlicher Gesamtinteressen, die die ebenso natürlichen kleineren Gegensätze zwischen den östlichen und westlichen Städten überwanden. Die wichtigste Angelegenheit war immer die Förderung des Auslandhandels und die Sicherung der auswärtigen Handelsniederlassungen. Über alle wichtigen Punkte an den fremden Küsten oder weiter stromaufwärts breitete sich nun ein Netz von Kontoren und Faktoreien aus, die den Handel der betreffenden Gegend völlig beherrschten. Die wichtigsten waren der Stahlhof in London, das Haus der Osterlinge in Brügge, die Fitten auf Schonen, die „deutsche Brücke" in Bergen, der Peterhof in Nowgorod. Ganze Kolonien deutscher Kaufleute, meist in ummauerten oder umschanzten Höfen (vgl. S. 288), waren entstanden. Mit der Macht der Hansestädte hinter sich und — auf Gewalttaten und Hinterlist kam es dabei nicht an — durch erzwungene oder erkaufte Privilegien der Herrscher geschützt, lebten diese Männer unter eigenem Rechte genossenschaftlich unter Älterleuten, abgesondert von den Eingeborenen, wehrten jeden unrechtmäßigen Zolldruck ab und organisierten untereinander wieder lebhafte Verbindungen durch Handelsgesellschaften. In ihrer exponierten Lage hatte sich ein straffes Band der Disziplin, das bei der allgemeinen Unbändigkeit überhaupt vonnöten war, bis zu zölibatären Anforderungen von selbst ergeben und wurde durch die Hansa noch fester geknüpft. Eine Kontrolle dieser wichtigen Auslandposten fehlte nie.

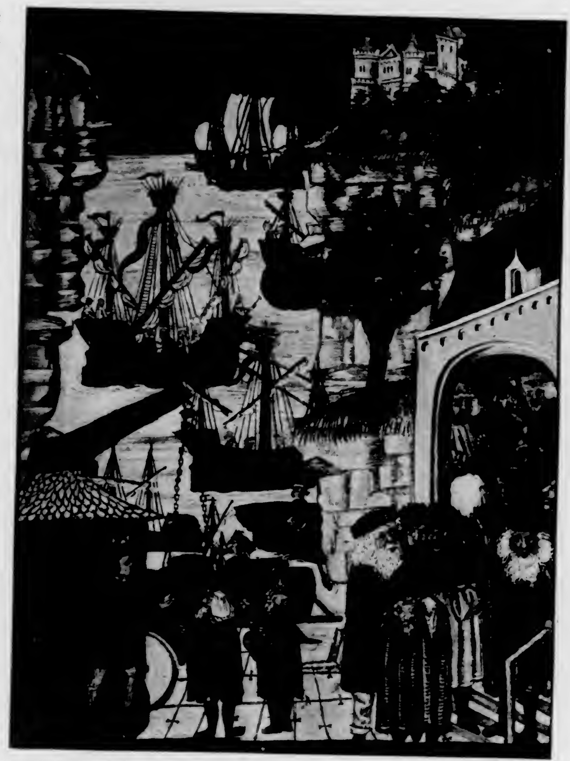


Köln. Aus der „Cronica von Cöllen", Köln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 401.

Die Hansa war so die gewaltige Organisation eines monopolartigen, weil nur den Bürgern von Hansestädten zustehenden Zwischenhandels, der das skandinavische, russische und englische Gebiet beherrschte, der die Erzeugnisse einer höheren Kulturwelt dorthin, aber auch in die eigenen Städte, überhaupt nach Norddeutschland, führte, der anderseits namentlich aus dem Nordosten Landeserzeugnisse (die als Fastenspeise begehrten Fische, Tran, Getreide, Flachs, Salz, Pelze, Felle, Holz, Teer, Eisen [schwedisches Osemund], Wachs, Honig und anderes) nach Deutschland und dem Westen brachte. Eine besondere Rolle, vor allem für die Ostseestädte, hat der Hering gespielt, der in Massen namentlich an



die Rügensche Küste kam, später seine Züge nördlicher nahm und so zu dem Aufschwung des lebhaften Handels mit Schonen beitrug: er wurde dann in Menge in das nord- und mitteldeutsche Binnenland, mit dem die Hansa natürlich überhaupt auf Straßen und Flüssen lebhaft verkehrte, oder in den Westen verhandelt. Entscheidend war die Handelsstellung der Hansa in dem wichtigen europäischen Vermittelungsland, in Flandern, d. h. in Brügge, wo sie die nordischen Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des Westens (Wein, Tuche), des Mittelmeergebiets (Öl, Südfrüchte, Seide) und des Orients (Gewürze, Luxusstoffe usw.) austauschte. In Italien (Venedig) und Frankreich dagegen, zum Teil allerdings auch in Flandern, begegnete sie außer dem überlegenen einheimischen dem immer stärkeren süddeutschen Handel als mächtigem Konkurrenten, wie sich später im 15. Jahrhundert einmal Köln bei Lübeck über das Eindringen der Nürnberger und Schwaben in Brügge beklagte.



Hafenbild. Aus dem Hamburger Stadtrecht von 1497 im Staatsarchiv zu Hamburg.

Die mächtige Stellung der Hansa im Norden beruhte auf der Schiffahrt: erst diese, jetzt in ausgedehnter Weise betrieben, erlaubte die Ein- und Ausfuhr in großem Maßstabe und ermöglichte jenen Zwischenhandel. Gerade sie bildete durch die gemeinsamen Fahrten die erste Grundlage zur Hansa, und anderseits waren es wieder diese Flotten, durch welche die Hansa den nordischen Herrschern imponierte und ihnen Privilegien und Schutz abrang. Sie nahm die alte Seetradition der Germanen in verstärktem Maße wieder auf. Schiffahrt und Schiffahrtsinteressen (siehe die obenstehende Abbildung) sind in Deutschland nun ausschließlich Sache der Hansen, die den alten Normannen freilich nicht gleichkamen, und diese Schiffahrtspflege hat dann einen Aufschwung des Schiffswesens überhaupt, auch im Binnenverkehr, zur Folge gehabt. Die Schiffe (siehe die Abbildung S. 404) wurden erheblich

größer. Man deckte sie und baute sie, um möglichst viel Menschen und Waren mitzuführen, dickbauchig. Sonst waren sie kurz, vorn und hinten rund und sehr hochbordig. Dieses typische Schiff — schon im 14. Jahrhundert kennen wir zahlreiche Namen für verschiedene Arten der Schiffe sonst — ist die in ihrem Ursprunge nicht zu erklärende „Kogge“. Sie wurde im Krieg wie im Frieden verwendet, erst im 16. Jahrhundert entwickelten sich besondere größere Kriegs- (Orlog-) Schiffe. Man kam auch zu mehr- (drei-) mastigen Schiffen. Die Schiffe trugen vorn und achter Figuren, wie ja Vorder- und Hinterteil ursprünglich in Tierköpfe ausliefen (vgl. S. 175). Man legte ihnen auch Namen bei. Das Steuer kam im 14. Jahrhundert von der rechten Seite (daher Steuerbord) nach hinten. Man klebte allmählich weniger an der Küste, obgleich der Kompaß in besserer Form sich im hansischen Gebiet wohl erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts einbürgerte. Übrigens befuhren die Hansen auch den entfernteren Westen, namentlich seit dem 13. Jahrhundert die sogenannte Baie (Bourgneuf usw.) in der südlichen Bretagne, um von dort Seesalz zu holen. Dieser Baiehandel blühte besonders später im 15. Jahrhundert. Hansische Schiffe kamen nachmals auch bis zum Eingang in das Mittelmeer, das sie im Mittelalter selbst aber nicht befuhren. Man fuhr sehr selten einzeln, nach alter Weise meist als Flottille, begleitet von Konvoischiffen, die Gewappnete und späterhin auch Büchsen, Feuergewehre schon 1393, an Bord hatten. Denn der Hauptschrecken waren außer den Kapern, die bei jedem Zwiste sofort in Tätigkeit traten, die Seeräuber, die von dem Aufschwung des hansischen Handels auch ihren Nutzen haben wollten, insbesondere später die gefürchteten Vitalienbrüder, die die Kämpfe zwischen der Hansa und den nordischen Mächten ausnutzten. Die Schiffer, durch Schwur aneinander gebunden, bildeten auf See eine fest organisierte Gemeinschaft mit Vogt, Schöffen usw. Schon 1378 wurde eine gemeinhansische Ordnung gegen Widersetzlichkeit usw. erlassen; eine alle Einzelheiten regelnde Schifferordnung kam 1480 (1482). Die Hansa, die, dem ländlichen Flurzwang, dem Zunftzwang usw. entsprechend, überall eine für alle bindende Ordnung im Seewesen herbeiführte, z. B. selbst die Eröffnung und den Schluß der Seefahrt jährlich bestimmte, hat überhaupt, allerdings unter Einflüssen vom Mittelmeer her, ein Seerecht geschaffen, das lange Geltung behielt.



**Handelsschiff.** Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges“ (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben bei A. Essenwein, „Kulturhistorischer Bilderatlas II: Mittelalter“, Leipzig 1883. Vgl. Text S. 403.

Im ganzen prägt sich in der Welt der Hansa eine *ursprünglichere Atmosphäre* aus als in dem mit der romanischen Kulturwelt in engerer Verbindung stehenden südlichen und westlichen Deutschland. Der kulturelle Vorsprung, den diese Teile seit langem hatten, wurde im 15. Jahrhundert zwar in den belebten hansischen Handelsstädten einigermaßen



eingeholt, die Kultur ging aber viel weniger auf das Land über und blieb auch bei den Bürgern immerhin grob-materiell. Ferner stand der städtischen Macht die der Landesherren immer im Wege. Wie die Geldwirtschaft in Norddeutschland immer noch mit der Naturalwirtschaft zu kämpfen hatte, die Hansen sich übrigens auch nur in ganz geringem Maße später an den großen Geldgeschäften des 16. Jahrhunderts beteiligten, so behielt das agrarische Leben einen Einfluß auf die ganze Kultur. Fischerei und Schiffahrt, überhaupt die See, aber auch die Ebene machen die Menschen nicht beweglicher und lustiger, und so trug das Ganze trotz viel prächtiger Behaglichkeit in den reichen Bürgerkreisen einen etwas rückständigen, aber eigenartigen Charakter.

Natürlich hat der Bund als solcher sehr viele wohltätige Folgen gehabt. Er hat eine große *Erziehungsaufgabe* erfüllt, aus einem Geschlecht von Strandräubern eine friedlichere Fischer- und Schifferbevölkerung gemacht und auch, als später jene neue Belebung des Seeraubes eintrat, diesen nicht nur mit Gewalt beseitigt, sondern mehr noch dadurch, daß der Handel den Beruf des Fischers einträglich und den des Schiffers zu einem geordneten und gut bezahlten gestaltete. Der Bund vertrat die versagende Zentralgewalt für seinen doch nicht kleinen Kreis durchaus, beseitigte Zwistigkeiten unter seinen Gliedern, schuf neben der größeren Sicherheit des Verkehrs die Grundlage einer einheitlichen Verwaltung in Münze, Maß und Gewicht, im Gewerbewesen, organisierte das große Netz von Verbindungen, das den Städten wie dem Einzelnen, z. B. auch für den Briefverkehr, zugute kam. Ungeheuer ist durch diese Organisation endlich die wirtschaftliche Macht seiner Glieder gestärkt worden. Freilich alles basierte auf dem Handel, an eine industrielle Entwickelung wie im Süden ist nicht zu denken. Aber der hansische Kaufmann war dafür allein das führende Element, und zugleich wuchs sein Reichtum bedeutend. Zu Anfang waren Handelsaristokraten in vorhansischen Zeiten vor allem in Köln zu finden gewesen, in jenem anfänglich wichtigsten Verkehrsgebiet, jetzt gab es sie auch sonst in den Städten der Hansa, so gut wie in den oberdeutschen Handels- und Gewerbszentren.

---

Das überall aufblühende Städtewesen war überhaupt zunächst noch an aristokratische Formen gebunden gewesen: wir sahen (S. 292), welche Bedeutung die Patrizierherrschaft in den Städten hatte. Jetzt zeigt sich nun aber auch *in den Städten* der demokratische Zug der Zeit, das *Emporringen der unteren Klassen*. Jene städtische Aristokratie, die die Stadtverwaltung in Händen hatte, war mehr und mehr zu einer herrschsüchtigen Kaste geworden. Die anfängliche Mißachtung des Kaufmanns, der zuweilen noch vom Rat ausgeschlossen war, war bald gewichen, und der städtische Adel trieb schließlich zum Teil selbst Kaufmannschaft. Ebenso fühlten sich die durch den Handel reich gewordenen Geschlechter, die also zunächst noch alteingesessene Grundbesitzer, dann auch Kaufleute (Gewandschneider) umfaßten, aber im allgemeinen sich doch gegen neue Parvenüs abschlossen, durchaus zu dem ritterlichen Adel der Städte, mit dem sie sich zum Teil verschwägerten, hingezogen (vgl. S. 352). Wie der städtische Adel aber ganz die höfischen Allüren angenommen hatte, so ging von ihm die höfische Kultur wieder auf die Geschlechter über. Die Schilderung der Lebenshaltung reicher Kaufleute in den höfischen Gedichten, etwa diejenige der Hochzeit des schließlich zum Ritter geschlagenen Sohnes eines reichen Kölner Kaufmannes, des guten Gerhard, in dem gleichnamigen Epos, spiegelt durchaus höfisch-ritterliche Gewohnheiten wider. Die Kaufleute veranstalteten sogar Turniere, wie 1226 „einen Gral“ zu Magdeburg, zu dem „alle Kaufleute, die da Ritterschaft wollten üben“, aus Goslar, Hildesheim usw. geladen

wurden. Wie die Tracht (vgl. S. 352) zeigt auch noch später die Geselligkeit in den Trinkstuben der Kaufleute, den Artushöfen usw., höfischen Anstrich. Übernommen wurde freilich zugleich das exklusive, hochmütige Gebaren. Gerade das rasche Reichwerden (vgl. S. 168) war dafür verhängnisvoll und der egoistische Zug der Zeit nicht minder. Der Reichtum des Kaufmanns wird in der dichterischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts stets hervorgehoben. „Der reiche Kaufmann“ ist eine stehende Wendung. Dem Kapitalreichtum waren freilich die meisten Träger selbst gar nicht gewachsen, und oft überdauerte er nur wenige Generationen. Die Beeinflussung durch das Rittertum aber wurde um so bedenklicher, je mehr dieses entartete. Jedenfalls finden sich in den Städten ähnliche, der Gesamtheit schädliche Züge wie bei den landsässigen Rittern. Nicht nur der ritterliche Adel der Städte barg gewalttätige Menschen in sich, wie etwa den alles Recht gänzlich mißachtenden Jakob Rape von Stein in Worms, sondern auch die bürgerliche jeunesse dorée glänzte in Exzessen, nächtlichen Überfällen und Mordtaten, in hochmütigem Gebaren und Auftreten. Fritsche Klosener hat für Straßburg von der „gewalt und andern manigen unlüsten“, die die Herren „an armen lüten begingent“, anschaulich erzählt, namentlich wie die Handwerker von ihnen geplackt wurden, kein Geld erhielten und bei Schuldeinforderungen noch Mißhandlungen erdulden mußten. Das Schlimmste war aber, daß die Patrizier, die freilich auch die Seele der großen Städtebünde wie des städtischen Aufschwunges überhaupt gewesen sind, ihre Verwaltung meist nach selbstsüchtigen Gesichtspunkten führten, natürlich auch das Recht nach Belieben beugten und alle Lasten dem schlecht behandelten Volke überließen, namentlich den Handwerkern.

Dazu kam nun, daß sie schon als Träger der neuen Macht, des *Kapitals, dem Volke verhaßt* waren. Es waren zum Teil kirchliche Anschauungen, die sich jetzt allgemeiner kundgaben. Nur so viel, als für den Unterhalt und die Bedürfnisse des Menschen notwendig war, sollte der Einzelne erwerben dürfen; hatte er mehr, so war er verpflichtet, den Ärmeren reichlich abzugeben. Unchristlich war jedenfalls die gierige Erwerbssucht, die Jagd nach Geld und Gut. Freilich frevelte die Kirche selbst genügend gegen ihr Ideal, hat aber doch mit diesem einen gewissen Einfluß auf die Anschauungen der Laien geübt. Die ganze Geldwirtschaft wurde von der Kirche, obwohl sie selbst durch ihre vorgeschrittenere Finanzwirtschaft ihr den Boden bereitet hatte (vgl. S. 290), als den kanonischen Gesetzen gegen den Wucher widerstreitend empfunden. Unter diesem Stichworte wurde alles Zinsnehmen, wurden alle spekulativen Handelsgeschäfte mit einbegriffen. So erhielt trotz äußeren Ansehens, ja trotz der Förderung und Privilegierung, die man der Ausnutzung wegen dem Handel angedeihen ließ, gerade die höhere kaufmännische Tätigkeit, das Arbeitenlassen des Kapitals, einen sündlichen Charakter. Nur ein mäßiger Gewinn als Lohn für seine Mühe sollte dem Kaufmann zustehen. Die *Antipathie der Kirche gegen den Kaufmann* ist sehr alt, tritt aber jetzt stärker hervor. Mit der Meinung des Cäsarius von Heisterbach, daß ein Kaufmann kaum ohne Sünde sein könne, harmoniert das Urteil des Thomas von Aquino über die Schimpflichkeit des Handels, der nur zur Beschaffung des Allernotwendigsten dienen dürfe, also z. B. bei den Lebensmittel und eigene Produkte verkaufenden Bauern und Handwerkern gerechtfertigt erschien. Duns Scotus wollte aus allgemein moralischen Gründen, wegen des Anreizes zu jener verpönten Gewinnsucht, den Handel verboten wissen. Dazu kommen bestimmte Vorwürfe gegen die Kaufleute. Heinrich von Melk wirft ihnen Untreue vor, Freidank, nachdem der Teufel den Handelsstand gestiftet hat, Betrug, Bertold von Regensburg falsches Schwören beim Handel, Hugo von Trimberg Lug und Trug sowie Habsucht usw. Mögen diese



Vorwürfe auch wesentlich durch jene kirchliche Grundauffassung beeinflußt sein, so ist doch allem Anschein nach der damalige Kaufmann, so großes Ansehen er anderseits genoß, auch in Wirklichkeit oft ein habgieriger, treuloser Mann gewesen, der zudem mit seinem Gelde protzte und häufig sittenlos lebte. Albrecht (Alpert) von Metz schildert die Kaufleute als Ehebrecher, Meineidige und Säufer. So grollte es auch im Volke, und solcher Stimmung entsprach schlecht die Überhebung der Geschlechter, ja der Kaufleute überhaupt, deren Gilden, wie wir (S. 285) sahen, sich vornehm gegen die Zünfte abzuschließen suchten.

Aber gerade die Handwerker fühlten sich keineswegs als servile Masse. Dem Handel, soweit er nicht ihren Interessen diente, im ganzen feindlich (vgl. S. 285), hatten sie sich mehr und mehr zu einem großen, wohlhabenden Stande entwickelt: in den schon (S. 281 ff.) charakterisierten Zünften hatten sie eine feste Form der Selbstverwaltung und wirtschaftlichen Sicherung gewonnen, anderseits aber auch eine durch den Zunftzwang geschlossene Organisation erlangt, die sie als Ganzes sich fühlen ließ. Nun waren sie im Laufe der Zeit äußerlich und innerlich gewachsen, an Zahl wie an materieller Kraft. Ihr Auftreten veranlaßte das Verbot aller Zünfte durch Friedrich II. von 1232, das ja auch die Ratskollegien aufhob. Aber die Zünfte widerstanden diesem Verbot wie den vielfachen Eingriffen der Landesherren in Bayern, Österreich usw., die überhaupt alle Einungen der Bürger untersagten. Anderseits waren sie wieder durch den Rat bevormundet. Sie waren mit Steuern besonders beschwert, hatten vor allem Kriegslasten in starkem Maße zu tragen. Bei dem geschäftlichen Sinn, der die ganze Zeit charakterisiert, mußte sie insbesondere die Finanzverwaltung der Geschlechter, die willkürliche Erhebung der Steuern zur Forderung einer Finanzkontrolle bringen. Dem Übermaß von Pflichten einerseits, der inneren Berechtigung mancher Ansprüche der Handwerker anderseits entsprach schlecht jene Behandlung seitens der Geschlechter. Die Unnachgiebigkeit des Patriziats rief dann schließlich offenen Aufruhr hervor. Es setzte die Reaktion gegen die Patrizierherrschaft ein, man kam zu einer neuen Form der städtischen Verfassung, die ebenso berechtigt war wie früher jene. Schon im 13. Jahrhundert begannen die *Erhebungen der Handwerker*, um im 14. Jahrhundert eine charakteristische Erscheinung, von Süden nach Norden sich ausbreitend, in der Geschichte fast aller Städte zu werden. Es waren häufig Kämpfe voll fanatischer Erbitterung. Siegten die Geschlechter, so wurden oft wahre Racheorgien gefeiert, wie in Magdeburg, wo 1301 zehn Aldermänner der Zünfte auf dem Markte verbrannt wurden, wie in Straßburg 1308, wo zahlreiche Opfer erschlagen wurden, wie in Nürnberg, wo 1349 die Rädelsführer enthauptet und sehr viele Handwerker geächtet wurden, wie in Köln, wo man 1371 nach der sogenannten Weberschlacht sofort 33 Weber und später noch mehr hinrichten ließ. Diese Grausamkeit zeigten die Zünfte, wo sie siegten, klugerweise nicht und sicherten sich so ihre Siege viel besser. Durchaus nicht überall haben sie die volle Herrschaft erlangt, wie etwa in Ulm, Speyer und Augsburg. Häufig kamen sie auch nur in zäh wiederholten Anläufen zum Siege. Oft wieder erzielten sie nur eine halbe oder minderwertige Teilnahme am Stadtregiment oder auch gar keine, wie in Nürnberg, wo sie früher überhaupt nicht aufgekommen, 1348 allerdings erfolgreich gewesen waren, schließlich aber doch wieder ganz unselbständig wurden. Hier, wie auch in den Hansestädten, hat sich das patrizische Regiment behauptet: gerade hier wurde es freilich mit voller Kraft gehandhabt. Anderswo ließ der mehr ländliche Charakter einer Stadt eine kriegerische Patrizierherrschaft bestehen. Wo die Zünfte herrschten, ist, wie schon (S. 283) betont, meist von einer größeren Rolle des Handels keine Rede. Ohne Zweifel bedeutete aber das Auftreten der neuen Elemente eine

innere Stärkung der Städte überhaupt: die langen Verfassungskämpfe und deren so verschiedenartige, aber meist sehr geschickte Lösung waren eine Art politischer Schule. Während der Kämpfe stockte allerdings die politische Machtentfaltung nach außen. Im übrigen entwickelte sich später selbst bei der demokratischsten Verfassung ein Regiment einer beschränkten Zahl von Familien, und so erklärt es sich, daß die Bewegung der unteren Schichten in vielen Städten andauerte, vielfach bis ins 16. Jahrhundert hinein. Das Wichtige ist dabei immer wieder ein Sichfühlen des „unfürsichtigen, mutwilligen, freveln pöfels“, auf den Meisterlin so wettert.

---

Insbesondere begann schon früh die Stimmung der wirklich entbehrenden Schichten, der Armen und Beladenen, Einfluß auf die Stimmung überhaupt zu gewinnen. Gerade hier waren jene eben (S. 406) dargelegten idealen Anschauungen, die die Kirche von jeher vertrat, äußerst wirksam. Die Pflicht des Reichen, dem Armen mitzuteilen, wurde um so schärfer betont, je mehr sie von den habgierigen Menschen damals vernachlässigt wurde, je mehr die Bereicherung gerade auf Kosten der Niederen erfolgte. Trotz des dargelegten Wohlstandes großer Teile der Bevölkerung war überdies soziales Elend genug vorhanden. Das zeigen die Klagen Bertolds von Regensburg, die freilich trotz einer gewissen Lebenswahrheit nicht selten übertrieben sind. „So sind diese Armen Gottes Kinder, daß ein Teil von ihnen kaum die Scham bedecket, und sie ruhen weder Tag noch Nacht vor großer Arbeit und gehen dabei nackend und bloß und liegen nimmer sanft und warm und essen nicht viel besser als ihr Vieh und sind bleich und mager“. Die gefährliche Vergleichung der Lage anderer mit der eigenen macht sich bald geltend: „owê herre, wie hastu mich sô gar unsaelic erschaffen, daz dû dem sô vil gibest unde mir sô wenic“. Die verhaßteste Figur wird der Aufspeicherer von Reichtümern, der „Geizige“, d. h. der Habgierige. Mit wahrem Fanatismus greift ihn Bertold an: „pfî dich, gîtiger, wie erklinget dîn âmen vor gotes ôren alse des hundes bellen.“ Und furchtbar soll die Bestattung eines Geizigen sein, unter der Schwelle weg soll er auf das Feld gezogen werden „als ein schelmigez [gefallenes] rint“. Weiter hat nun früh eine Ausnutzung und Bedrückung der Geldbedürftigen stattgefunden, und der Wucherer, der für das Volk meist mit dem Geizigen identisch ist, erscheint jetzt als der Volksaussauger. Damit hängt denn auch der steigende Volkshaß gegen die Juden zusammen. Sie werden jetzt als Wechsler neben den Lombarden, die wesentlich nur im Süden und Westen mit ihnen konkurrierten, mehr und mehr Träger des Geld- und Pfandleihgeschäftes; vom eigentlichen Handel (vgl. S. 169) wurden sie übrigens nur sehr allmählich verdrängt. Zum Geldgeschäft hatten die Juden im 12. Jahrhundert überzugehen begonnen (vgl. S. 169). Freilich erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte dieses Geschäft einen größeren Umfang gewonnen. Anfänglich liehen sie Geld auch nur gegen ein Faustpfand (von doppeltem Wert) aus. Schuldbriefe kamen in Deutschland erst viel später vor. Man hat diesen Übergang zum Geldgeschäft vor allem mit dem Ausschluß der Juden von den Zünften motiviert. Indessen hat v. Below darauf aufmerksam gemacht, daß die Zahl der Zünfte im 12. Jahrhundert noch zu gering war, als daß nicht den Juden außerhalb derselben hinreichende Möglichkeit zu gewerblicher Produktion geblieben wäre. Erst seit dem 14. Jahrhundert steht diese ebenso wie der Warenhandel wesentlich unter der Aufsicht der Zünfte und Gilden. Mittelbar herbeigeführt wurde der Übergang zum Geldgeschäft zunächst durch die strengeren Anschauungen der Kirche, die ursprünglich das Zinsgeschäft selbst ausgeübt hatte, aber es seit längerem als „Wucher“ verdammte. So war es den Juden als Nichtchristen gewissermaßen monopolartig zugestanden.



Daß es bei dem Mangel an rechtlicher Regelung leicht auszubeuten war, machte sie reich. Aber sie brauchten auch Geld, um die an sie gestellten Geldansprüche zu befriedigen. Eben der bei ihnen vorausgesetzte Geldbesitz ließ sie den weltlichen Mächten finanziell gut ausnutzbar und daher begünstigenswert erscheinen, worüber man denn den Schutz der Untertanen gegen etwaige Aussaugung übersah. Der Kaiser forderte von ihnen aus einer ursprünglich für den Schutz der Fremden geltenden Abgabenpflicht („Kammerknechtschaft“) heraus immer gesteigerte Abgaben, Einkünfte, die er als Regal wie andere Regalien auch weiter verlieh; die Fürsten und nicht minder die Städte zogen die Juden weidlich zu Steuern und Umlagen heran; letztere waren zum Teil wieder das Entgelt für den Schutz, der ihnen in weitgehendem Maße für Person und Eigentum gewährt war. Die Ermordung eines Juden wurde höher gebüßt als die eines Deutschen. Die Juden unterwarfen sich auch um des Schutzes willen jeder finanziellen Belastung. Dazu kam der Anleihebedarf der Fürsten, namentlich für Unterhaltung ihrer Kriegsknechte. Juden begann man überhaupt bereits die fürstliche Finanzverwaltung zu übertragen. Aber den völligen Übergang zum Geldgeschäft bewirkte vor allem das wachsende Kreditbedürfnis weiter Kreise. Geld brauchte der materiell ruinierte Adel, der Bauer, der Handwerker, selbst der Klerus: der Schuldbrief wurde nunmehr eine immer massenhafter auftretende Erscheinung. Gerade durch diese allgemeine Verschuldung wurde das Zinsgeschäft den Juden verderblich. Sie erklärt vor allem den stärkeren Haß, zumal bei jener Auffassung der Kirche, deren Gegensatz zu den Juden überdies die seit den Kreuzzügen verschärfte feindliche Stellung allen Ungläubigen gegenüber noch gesteigert hatte.



„Von Juden und Ungläubigen.“ Aus dem „Layenspiegel“, Augsburg 1512, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 410.

Die günstige Position, die die Juden unter den Saliern gehabt hatten, schwand mehr und mehr. Der Grundbesitz, den sie bisher ungehindert in beträchtlichem Maße und in beliebiger Lage in der Stadt hatten, wurde ihnen, namentlich von dem Klerus, zu entreißen gesucht. Ihr Reichtum wurde immer unangenehmer empfunden. Die von den Juden erlangten Handelsprivilegien (Zollfreiheiten) erregten Erbitterung. Die frühere Verschmelzung mit den Bürgern, die vielleicht der Name eines Kölner Patriziergeschlechts „Jude“ verrät — sicherer ist nach Lau die Zurückführung des Geschlechts von St. Laurenz auf den getauften Juden Eckebertus —, wurde nun ganz unmöglich. Das Streben ging jetzt, im Gegensatz zu

früher (vgl. S. 169), auf Absonderung. Äußerlich von den Christen durch den Spitzhut und die gelbe Farbe (Tuchstreifen am Rock; siehe die Abbildung S. 409), zuerst auf Anordnung des Laterankonzils von 1215, geschieden, galten die Juden mehr und mehr als wirkliche Volksfeinde. Im 13. Jahrhundert äußerte sich die Verachtung und der Haß oft nur im geheimen; es traten sogar noch Christen zum Judentum über. Bertold von Regensburg nennt die Juden zwar „stinkend“ und empfiehlt, sich ihrer zu erwehren wie der Heiden, will ihnen aber aus äußeren und Missionsgründen vollen Frieden gesichert und sie vor der Brutalität der Menge geschützt wissen. Aber er weiß doch schon von Gewalttaten zu berichten, wie denn „zur Taufe“ törichtes Volk „ein jüdelîn oder alte liute einen alten juden in schimpfe oder in goukel [im Scherz oder zum Possen] in wazzer stiez“. Mehr und mehr begleiteten jede Volksaufregung Judenverfolgungen und -plünderungen. Denn wenn die Masse, sobald sie sich fühlt, zu Gewalttätigkeiten überhaupt geneigt ist, so kam damals der (S. 295) geschilderte Zug der Zeit hinzu. Nicht nur die Ritter und die entarteten Stadtjunker liebten Gewaltstreiche, es gab auch im Volke rauflustige Gesellen genug, die immer zu solchen aufgelegt waren. Vor allem aber entschied, daß die Leute, wie gesagt, allgemein den Juden tief verschuldet waren. Bei den Plünderungen wollte man oft nur die Schuldbriefe beiseite schaffen. Je mehr die Geldwirtschaft sich ausbildete, um so häufiger wurden derartige Erscheinungen, natürlich besonders im Westen. Die Zahl der Opfer ist im übrigen meist sehr übertrieben. Die zuerst mit den Kreuzzügen einsetzenden Judenverfolgungen ließen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nach, insbesondere infolge der energischen Schutzgesetze Kaiser Friedrichs I., traten aber stärker seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Neben jenem wirtschaftlichen Moment, dessen Wichtigkeit einige fälschlich leugnen, hatte der Haß gegen die Nichtchristen immerhin nur sekundäre Bedeutung. Freilich entsprangen ihm die anstachelnden, immer wieder zu Verfolgungen Anlaß gebenden religiösen Beschuldigungen des Kindermordes und der Hostienschändung. Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß der eigentliche Hetzer zur Judenverfolgung doch der Klerus, insbesondere der volkstümlich denkende niedere Klerus war, der ja auch gegen die Reichen überhaupt wetterte.

---

In dieser demokratischen Zeit mußte sich auch die niedrigststehende Volksklasse stärker als sonst bemerkbar machen: das waren die fahrenden Leute. Nichts ist dem deutschen Gemüt trostloser als das „Elend“, die Fremde, und das Fahren in der Fremde. Und doch ist das Wandern dem Deutschen der Frühzeit wie des Mittelalters nur allzuoft Gebot gewesen, ein Gebot meist der Landnot, der Verringerung des Nahrungsspielraumes. Mit der zunehmenden Besetzung alles anbaufähigen Landes wuchs bei dichterer Bevölkerung die Schwierigkeit des Unterkommens. Darum strömte alles nach Osten (vgl. S. 387). Daher auch der rasche Zuzug in den Städten. Aber gerade die Sorge, sich die Nahrung nicht durch allzuviel Mäuler beschränken zu lassen, trieb die Städte wie die noch viel mehr sich abschließenden Dörfer dazu, den Zuzug immer mehr zu hindern. So schwoll im ausgehenden Mittelalter immer mehr das Heer der Unbemittelten an, deren Heimat die Straße war. Manchen hatten auch die Kreuzzüge mit fortgerissen, und er fand später keine bleibende Stätte. Die Straßen des Mittelalters, zumal die eigentlichen, nicht allzu zahlreichen Heerstraßen, waren überhaupt von Wandernden und Reisenden stark belebt. Man versteht wohl die Sorge um das Vorhandensein wie den Schutz der Straßen: die Königsstraßen vor allem suchte man durch hohe Bußen vor dem Abpflügen durch die Besitzer des angrenzenden Landes zu schützen. So wurde ihnen



wenigstens eine gewisse Breite gesichert. Obgleich die Landesherren überall Zölle erhoben, die sie im Grunde nicht nur zur Sicherung des Verkehrs, sondern auch zur Besserung der Wege verpflichteten, war der Zustand der Straßen meist nur genügend, wenn sie alte Römerstraßen waren (vgl. S. 27f.); noch lange, bis in die Neuzeit hinein, sind die vielleicht übertriebenen Klagen über die elende Pflege der Straßen, geschweige denn geringerer Wege, stereotyp. Auf diesen Straßen herrschte aber, wie gesagt, doch ein lebhafter Verkehr, von Kriegs- und Heereszügen ganz abgesehen (vgl. für das 10./11. Jahrhundert schon S. 174). Zu Pferde ritten die eigentlichen Reisenden, auch Frauen, einher (vgl. S. 141). Nur selten wird ein Reisewagen, wohl für vornehme weibliche Einzelreisende oder ältere Männer bei weiten Reisen, erwähnt; und sicher ist es noch lange ein ziemlich primitiver Wagen gewesen (siehe die untenstehende Abbildung). Auch die prunkvollen Wagen der Vornehmen hatten keine Federn. Später, im 16. Jahrhundert, gab es dann eine Art ständiger Verkehrsmittel in den „Rollwagen“, die aber immer noch unbequem genug waren. Der Führer ritt meist auf dem Sattelpferde. Auffallend ist, daß die Abbildung ihn auf dem Handpferd zeigt. Damen wurde das Alleinreiten in dieser Zeit schon verdacht, war auch der Unsicherheit der Straßen halber nicht zu empfehlen.



Wagen. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818.

Die ritterliche Gesellschaft war nicht der wichtigste Teil der Reisenden, vielmehr der Kaufmann (vgl. S. 170, 174), der meist, wenn er nicht kleiner, herumziehender Händler war, in Gesellschaft und in Begleitung berittener Knechte reiste. Auf ihn hatten es die Räuber der Straße, die namentlich in Bayern gefürchtet waren, besonders abgesehen. Außer dem Raubritter, der den Straßenraub im großen betrieb, legten sich auf diesen Erwerb allerlei Gesindel, das aus den Städten verbannt war, Reste von Kriegsheeren usw. Weiter bewirkte der Wallfahrtsverkehr eine starke Vermehrung der Reisenden. Die Pilger hoben sich bereits durch ihr Äußeres von den anderen Reisenden ab: in grauem Rock, mit breitkrempigem Hut, mit der Pilgertasche und dem Pilgerstock zogen sie einher; wenn sie vom Heiligen Lande zurückkehrten, trugen sie eine Palme mit sich. Oft bildeten sie große Scharen, mit Spielleuten voran, und kamen unter Schellenläuten und Gesang sowie unter häufigem Wiederholen ihres Wallfahrtsrufes in förmlichen Aufzügen daher. Die Wallfahrer zogen außer nach dem Heiligen Lande nach Rom, nach S. Jago di Compostella (dann Jakobsbrüder genannt), nach Aachen, wenn sie sich nicht auf kleinere lokale Fahrten beschränkten. Meist unternahmen sie die Fahrten aus sehr äußerlichem Bußgeist heraus, der Reiz des freien Streifens war oft das Wesentliche; es war zum Teil wieder nur eine Form, in der sich jene volkstümliche Ungebundenheit äußerte. Bertold von Regensburg ist daher für die Wallfahrer, die überhaupt als Faulenzer wenig angesehen waren, gar nicht sehr eingenommen: nicht nur, daß er die Frauen von den Fahrten fernzuhalten sucht, er schilt auch auf die Männer, die nicht besser, sondern schlechter heimkämen,

die nachher nichts anderes täten als von ihren Fahrten erzählen. In der Tat waren die Pilger noch lange Zeit, so im 15. Jahrhundert, die Hauptverbreiter von Neuigkeiten, daher auch meist gern aufgenommen. Diesem Neuigkeitsbedürfnis diente aber überhaupt die große Masse der fahrenden Leute, mit denen sich die Pilger nur allzuoft mischten, denen ferner von eigentlich höher stehenden Elementen namentlich die fahrenden Scholaren (Vaganten; vgl. S. 415), weiter aber auch sonstige fahrende Kleriker angehörten, die als Ärzte oder unter irgendeinem Vorwande als wirkliche Abenteurer umherzogen. Schon die Sänger älterer Zeit waren die lebendige Zeitung gewesen, und diese Eigenschaft ging, da noch lange ein besseres Mittel der allgemeinen Verbreitung von Nachrichten fehlte, auf die Leute über, die als fahrende Spielleute zum Teil ihre Erbschaft angetreten hatten, aber nun nicht mehr, wie einst die Sänger, Ansehen genossen, sondern, von dem Aufschwung eines Teiles zur höfischen Zeit abgesehen, verachtete Leute geworden waren.

In den fahrenden Leuten steckten zum Teil alte orientalisch-römische Elemente. Reste der römischen Gladiatoren, Fechter, Akrobaten, Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen waren in den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit durchaus erhalten geblieben: mit ihnen verbanden sich später neue, aus dem Orient zuströmende Elemente, früh aber auch heimische, insbesondere jene altgermanischen Sänger. Die ganze Klasse der eigentlichen Fahrenden, von der schon für die frühere Zeit kurz (S. 197) gehandelt wurde, wird als Spielleute, als joculatores, zusammengefaßt. Wir finden unter ihnen auch das ganze uralte Volk der „Artisten", der modernen „Spezialitäten" wieder (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Spielleute"). Sie werden z. B. im „Karlmeinet" aufgeführt, wo von mehr als vierhundert „Minstrels, die wir nennen Spielleute", berichtet wird. Neben den Sängern der Heldengeschichten wie der Liebeslieder und neben verschiedenartigen Musikanten treten da allerlei Tausendkünstler auf, Taschenspieler, Jongleure, Springer, Dresseure von Böcken, Meerkatzen und Hunden, Feuerfresser, Tierstimmenimitatoren. Ferner waren seit langem die Marionettenspieler bekannt, es gab vollendete Kunstreiter, es gab Possenreißer, Narren, „Clowns". Frauen waren wie heute unter den Leuten stark vertreten, namentlich als Tänzerinnen: man nannte sie „Spielweiber" und betrachtete sie von vornherein als leichte Ware. Eine damals wie noch lange besonders hervortretende, erst im 18. Jahrhundert mehr verschwindende Klasse waren die Fechter. Bei der Bewunderung ihrer Kunst mischten sich antike Kulturüberlieferung, die Freude an den Gladiatorenkämpfen, und altgermanische Lust an Kampf und Waffenhandwerk. Eine eigenartige Rolle hatten die Fechter im gerichtlichen Zweikampf (vgl. S. 328), ferner als höfische Schirmmeister (vgl. S. 329) gespielt. Jetzt wurden sie zu Klopffechtern, anderseits traten sie später im 15. und 16. Jahrhundert in die Dienste von Fürsten und Städten, ja die Fechtkunst wurde als zünftiges Handwerk gepflegt. Man hat im übrigen einen engen Zusammenhang der Fechter und der Spielleute, der sich in den verschiedensten Beziehungen kundgibt, überzeugend nachgewiesen. Außerhalb der eigentlichen Fahrenden stehen die im Gegensatze zu ihnen höchst unvolkstümlichen Zigeuner. Man hat als solche auch die verachteten „Kaltschmiede" angesehen, die im 12. Jahrhundert zuerst in Oberdeutschland auftreten. Nach der „Wiener Genesis", die auch ihre Dieberei und Unredlichkeit, die betrügerische Ausbeutung der Bevölkerung durch sie schildert, müßte man zunächst an vagierende niedere Handelsleute aus dem Südosten und dem Orient denken. Eigentlich sind es wohl Vorfahren der heutigen slowakischen Rastelbinder. Im übrigen scheinen auch die Spielleute, wie alle Schichten der mittelalterlichen Menschheit,



Spielleute, ihre Künste ausübend.

Nach Handschriften des 11.—13. Jahrhunderts, in der Nationalbibliothek zu Paris.

einer Organisation und einer Leitung durch Führer nicht entbehrt zu haben. Es entstanden Pfeiferbrüderschaften mit Königen oder Spielgrafen usw.

Jedenfalls aber zeigt sich in unserer Periode ein allgemeines Hervortreten der Fahrenden, eben infolge der sich stärker geltend machenden Bedürfnisse des niederen Volkes. Die Sänger und die Spielleute hatten ihre zweite Blütezeit, die sie zum Teil an die Höfe, trotz des Wetterns der Kirche selbst an die geistlichen, z. B. den des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, und in die Begleitung der Heere geführt und sie in der Minnezeit zu wichtigen, reich bewirteten und bezahlten Personen gemacht hatte, hinter sich. Schon früh mischte sich in ihre immer größere Zahl unholdes Gesindel, das bettelnd (gerend) und sich gegenseitig beschimpfend und verdrängend durch niedrige Schmeichelei sich Brot erwarb oder es sich durch drohende Schmähungen, vor allem kargen Herren gegenüber (vgl. S. 346), erzwang. Auch in der Zeit größerer Wertschätzung gelang es nur den Bevorzugten, in die Burgen und an die Höfe zu kommen. Schon damals fanden sie, die „armen diet" (Leute), ihr Hauptpublikum im Volke, dem sie auf dem Anger im Dorfe, an belebten Wegkreuzungen draußen und auf den Märkten der Stadt, auch wohl sogar in den Kirchen und auf den Kirchhöfen ihre Weisen vorsangen und vorspielten und ihre Künste vormachten. Das steigerte sich mit dem Rückgang der höfischen Kultur: jetzt nahmen diese Unterhaltungen in noch höherem Grade volkstümliche Formen an. Den Fechtern und Spielleuten gewährten die Rechtsbücher keinen Rechtsschutz: sie waren verfemt. In dieser demokratischen Zeit hatten sie aber dafür um so größeren Einfluß auf das niedere Volk gewonnen. Sie, wie die fahrenden Leute überhaupt, waren die eigentlichen „Freudebringer des Volkes", und als solche spielten diese von der großen ständisch organisierten Gesellschaft des Mittelalters ausgeschlossenen, von der Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche, verfolgten heimatlosen Menschen, die jetzt auch numerisch ins Gewicht fielen, eine größere Rolle als zu irgendeiner anderen Zeit. Zu den großen Festen der Städte und den dörflichen Lustbarkeiten zogen sie hauptsächlich heran: sie waren jetzt zum Teil wirkliche Volkssänger. Mehr und mehr machten sie aber auch ihren Frieden mit der nunmehr stärker von volkstümlichem Geist beseelten höheren Gesellschaft; sie fanden zum Teil ständiges Unterkommen als Hofnarren, als Pritschmeister, als fürstliche oder städtische Fechter, als Stadtpfeifergesellen, Heerpauker, Heertrompeter usw. Anderseits setzte freilich die fürstliche Landesverwaltung ihrem vagabundierenden Wesen immer stärker zu: sie wurden nicht nur verachtet, sondern zum Teil auch verfolgt; doch das gehört einer späteren Zeit, dem 15. Jahrhundert, an, gegen dessen Ende der Name der „fahrenden Leute" überhaupt schwindet. Jetzt waren auch die Zigeuner zahlreicher geworden, dazu allerlei Gauner, die betrügerischen Quacksalber und Teufelsbeschwörer, die auf den wachsenden Aberglauben des Volkes spekulierten. In den durch die Spielleute gebotenen Unterhaltungen finden sich übrigens keineswegs nur niedere Elemente. Alte nationale Stoffe blieben noch lange die beliebtesten. „Swer von herrn Ditreich von Pern do sagen kan", heißt es im „Renner", „und von hern Ecken und von den alten sturmrecken, für den giltet [zahlt] man den win." In dieser Zeit beginnt auch das Volkslied zu erblühen, dessen ganze Art die schönen Seiten dieses volkstümlichen Geisteslebens zeigt — wir kommen im zweiten Bande darauf zurück —, auf dessen Entstehung und Verbreitung die Spielleute aber sicherlich von Einfluß gewesen sind.

---

Ein Zug derber Lust, groben Lebensgenusses, niederer Sinnenfreude gibt sich nun mehr und mehr auch bei den höheren Klassen kund: die ganze Lebenshaltung, die Art, sich zu

geben, zeigt den überall vordringenden demokratischen, hier kann man sagen plebejischen Charakter der Epoche. Ein starker Materialismus war schon bei den Ausläufern der höfischen Kultur zum Vorschein gekommen, davon zeugt Ulrich von Lichtensteins Ideal: schöne Frauen, schöne Pferde, gutes Essen, feine Kleidung und Helmzier. Jetzt verdrängte die alte Völlerei wieder ganz die feinere Bildung. Das gesellschaftliche Anstandsgefühl ging außerordentlich zurück, schon zu Ausgang der höfischen Periode (vgl. S. 352f.). Ulrich von Lichtenstein läßt die Frage erörtern, ob die Frauen oder die Männer daran schuld seien: beide erscheinen in unholdem Lichte. Der gesellschaftliche Einfluß der Frau hörte jedenfalls auf, und hierauf war nicht nur der unhöfische materielle Sinn der Zeit von Einfluß, sondern wohl auch der wachsende Überschuß der Frauen in der bürgerlichen Bevölkerung, der einerseits Versorgungsanstalten nach Art der Beghinenhäuser — über diese im zweiten Bande Näheres — und einen stärkeren Zudrang zu den Frauenklöstern hervorrief, anderseits die Zahl der „fahrenden Frauen" stark vermehrte und die neuen „Frauenhäuser" — darüber ebenfalls später mehr — mit Insassen füllte, sicherlich aber auch zu minderer Achtung vor dem weiblichen Geschlechte beitrug. In literarischer Beziehung zeigte sich der volkstümliche Einfluß der Fahrenden in der Umgestaltung der Stoffe: sie boten lustige Geschichten, in denen zum Teil alte lateinische Tradition steckte, und die sie häufig wohl aus Frankreich holten und zurechtstutzten. Der allgemeine Geschmack ging nun auf den derben Schwank und burleske Erzählungen. Auch in die Miniaturmalerei drangen mehr und mehr Vorwürfe aus dem gewöhnlichen Leben ein, oft scherzhaft dargestellt. Dichtung wie Kunst waren nach den hohen Leistungen der aristokratischen Periode sehr gesunken; nur schablonenmäßig klammerte sich die jetzige ins Breite gehende Produktion noch an die überkommenen, freilich schon vorher oft nur konventionell gehandhabten Formen.

Im ganzen zeigt sich in dieser grob-volkstümlichen Art immer stärker ein Zusatz spezifisch städtischer Neigungen, während die plumpere bäuerliche Art früh zum Gegenstand des Spottes wird. Ohne Zweifel hat die Stadt den demokratischen Zeitgeist überhaupt wesentlich mit hervorgebracht. In ihr entwickelte sich namentlich in späterer Zeit ein Massengeist, der sich eben in der allgemeinen Vergröberung der gesellschaftlichen Kultur zeigt, weiter aber auch im öffentlichen Leben, in den städtischen Bewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts sowie im religiösen Leben (vgl. S. 421). In letzterem spielte freilich wieder das ländliche Volk, namentlich bei exaltierten religiösen Epidemien, eine Hauptrolle (vgl. S. 419). Aber in der Stadt, wo weit mehr Menschen auf engem Raum zusammenwohnen mußten als auf dem Lande, wo die Gegensätze von arm und reich weit schärfer in die Erscheinung traten, wo die Reichen in ihrer Lebenshaltung den Ärmeren auch viel sichtbarer wurden, wo ferner die Minderbemittelten ihre größere Zahl täglich vor Augen hatten, mußte die Masse sich ihrer selbst mehr bewußt werden. Dazu kam das damals noch sehr große Selbstgefühl der Menschen, das sich unbändig genug äußerte und noch nicht durch den späteren Polizeistaat geduckt und unterdrückt war, dazu kam weiter das Selbstgefühl des Städters im besonderen, das sich von den Patriziern auch auf die niederen Kreise übertragen hatte. Nicht unwichtig ist das Vorhandensein einzelner gebildeter Personen unter dem Volk, herabgekommener Kleriker und dergleichen, die die Instinkte der Masse nach ihrem Willen zu leiten und eine Bewegung eben als Massenbewegung zu gestalten wußten. Der niedere Klerus selbst spielt dabei ebenfalls eine Rolle. Das Überwiegen des Massengeistes zeigt sich aber auch in seinem Einfluß auf die oberen Klassen. Die einstige Nachahmung höfischer Manieren schwand bei den Patriziern



mehr und mehr, wie jene bei den Rittern selbst freilich ebenso schwanden. Wie dann diese ganze plebejische Art immer mehr steigt und sich im 15. Jahrhundert zum Grobianismus auswächst, werden wir später hören. Den Rückfall in eine niedrigere Kultur verrät weiter die wieder hervortretende Maßlosigkeit der Leidenschaften und Triebe: das Gängelband der höfischen Lebensregeln ist zerrissen. Auf der einen Seite zeigt sich immer stärker rohe Gewalttätigkeit, auf der anderen derbste Sinnlichkeit. Von einem sittlichen Verfall des Volkes wird man gleichwohl kaum sprechen können. Sittenprediger wie Bertold von Regensburg sind in dieser Beziehung doch mit Kritik zu verwerten, und immer ist eine hier und da treffende Äußerung doch noch nicht maßgebend für die Gesamtheit. Und wenn auch schon Ulrich von Lichtenstein, weiter der „Renner" Hugos von Trimberg und noch spätere Sittenschilderer mit Bertolds Klagen vielfach übereinstimmen, so ergibt sich als wesentlichstes Moment doch nur, daß der Rückgang feiner Sitte die alte Roheit und die ungebundene Genußsucht hat wiederaufleben lassen.

Jetzt war die freie Weltlichkeit dem Ideal der Weltentsagung in stärkerem Maße und mit Trotz gegenübergetreten: aufs höchste zeigte diesen Einfluß volkstümlich-weltlichen Lebens nunmehr gerade der Stand, der das Bußideal verkörpern sollte, und aus dem ja freilich auch jetzt in natürlicher Reaktion immer wieder Bußprediger und Bekämpfer alles Weltlichen, selbst der weltlichen Dichtung hervorgingen, der Klerus. Schon für die Zeit vor der Reformbewegung (vgl. S. 251) sind dessen bedenkliche sittliche Zustände gestreift worden, und wir werden sogleich weiter von ihnen hören, aber schließlich war der Geistliche ein Kind seiner Zeit. Und wie der höhere Geistliche zum Teil schon infolge seiner Herkunft dem Reize des ritterlichen Lebens nicht widerstand, so machte sich ein entsprechender Zug auch im niederen Klerus geltend. Nirgends tritt der zwingende Einfluß der volkstümlichen Weltfreude mehr hervor als in den erst viel später so benannten Vaganten, die, namentlich von den französischen Lehranstalten aus, als vagierende Kleriker (clerici vagi) durch die Lande fuhren und ein richtiges Poetenleben führten. Die nicht ganz klare Entstehung dieser Klasse wird vor allem einer zu großen Vermehrung der Kleriker im Zusammenhang mit dem neuen Bildungsleben und einem durch die Eingriffe der Territorialherren herbeigeführten Mangel an Pfründen zugeschrieben. Die Schwierigkeit, unterzukommen, vermehrte sich noch durch die bei der Habsucht der Zeit immer steigende Neigung der Geistlichen, mehrere Pfründen zu vereinigen. So zogen die jungen Pfaffen ähnlich umher wie die armen ritterlichen Sänger und suchten, wie diese, zunächst bei ihren Standesgenossen, allerdings durch lateinischen Sang, ihr Brot zu erwerben. Auch hier ist nun schon das 12. Jahrhundert für den Aufschwung der Weltlichkeit bezeichnend. Die Scholaren des 12. und 13. Jahrhunderts gleichen in ihrer trinkfreudigen lateinischen Poesie, die den Geist der Antike nicht nur im äußeren Apparat widerspiegelt, durchaus den deutschen Studenten neuerer Zeiten. Studentischer Übermut zeigte sich, nachdem man dem bindenden Zwang der Klosterschulen entronnen war, ehe es wirkliche Universitäten gab. An diesen Trink- und Liebesliedern der Vaganten, die besonders im 12. Jahrhundert zahlreich entstanden, hat Deutschland schon einen großen Anteil, wenn auch der Mittelpunkt des Scholarenlebens wie der höheren Schulbildung Frankreich war: der Archipoeta, der Dichter des „Mihi est propositum", der auch in der Umgebung des Kanzlers Reinald von Dassel bezeugt ist, war doch wohl ein Deutscher. Freilich mischten sich in diese Weltfreude stark gemeine und häßliche Züge, von denen das spätere Studententum ja ebensowenig frei ist. Man führte häufig ein überaus wüstes Leben, dessen wirtschaftliche Unterlage

recht bedenklich, oft verbrecherisch war, man schwelgte mehr und mehr auch in Unflätereien und Roheiten. Aber diese Burschen waren das volkstümliche Gegenbild zu den oft scheinheiligen Wölfen im Schafspelze, die Buße predigten. Freilich richtete sich gegen sie bald der Zorn der anfänglich milden offiziellen Kirche, zumal sie diese, insbesondere die Kurie, in beißendster Satire durchnahmen. Immer neue Berührung mit dem Volkstum schöpften sie aber aus ihrem fahrenden Leben, das ja für Lernende damals eine gewisse Notwendigkeit war (vgl. S. 229); ausdrücklich war Lehrern und Schülern, die „Studierens halber" immer neue Lehrstätten aufsuchten, durch Kaiser Friedrich sicheres Geleit verliehen (1158 privilegium scholasticum). Sie heischten auf den Straßen Gaben, erzwangen Geld von den Geistlichen und prügelten sich in Bauernschenken. Es ist aber charakteristisch für den plebejisch werdenden Geist schon des 13. Jahrhunderts, daß die Vaganten, die am höchsten im 12. Jahrhundert standen und damals die Spielleute verachteten, sich immer mehr feinerer Poesie abhold zeigten, bei Bauern und der städtischen Hefe ihr Publikum hatten, überhaupt immer tiefer sanken. Das wiederholte Vorgehen der Kirche, die auch Abhilfe durch Stellenvermehrung und Verbot jener Pfründenanhäufung zu schaffen suchte, gegen sie, namentlich im Norden — im Süden trat man 1287 in Würzburg scharf auf und entkleidete sie ihrer geistlichen Vorrechte —, brachte sie noch um das letzte Ansehen.

Nur ein Teil hatte sich rechtzeitig in den niederen Klerus hinübergerettet. Auch dieser ging jetzt, wie früher, von Bildungsinteressen wenig geplagt, ganz im Volke auf. Auf dem Lande war der Kleriker ein vollkommener Bauer oder trieb Gewerbe und Handel, ja wurde Schenkwirt, wozu er im Dorfe am meisten Zeit hatte. Oft lebte er ungestört mit seinem sogenannten Weibe, der „Pfäffin". In der Stadt aber machte sich ein wachsender Zug, nach Art der Bürger zu leben, geltend; immerhin war der Pfaffe dort, ganz abgesehen von seinem Amt, als Träger des immer mehr als notwendig empfundenen Schulwissens von größerer Bedeutung. Eine wirklich geistliche Haltung der Kleriker war — das zeigen vor allem die strafenden Worte Bertolds von Regensburg — weder in der Stadt noch auf dem Lande häufig zu finden. Erst recht freilich nicht unter dem hohen Klerus. Außerordentlich verweltlicht waren jetzt aufs neue (vgl. S. 250 f.) namentlich die Bischöfe und großen Äbte, die ihr Amt, wie wir sogleich sehen werden, ja häufig lediglich um weltlicher Ziele willen erworben hatten. Schon die kriegerisch-politischen Interessen dieser jüngeren Söhne des Adels erregten bei den kirchlich Gesinnten Anstoß. Aber welchen Eindruck ihr Leben im allgemeinen machte, zeigt die gelegentlich auftretende Anschauung frommer Gemüter, daß ein Bischof nicht in den Himmel kommen könne. Zu dem Bischof Lupold von Worms äußerte der eigene Bruder, daß er durch sein Beispiel ihnen, den Laien, großes Ärgernis gebe. Bevor er Bischof geworden sei, habe er Gott doch etwas gefürchtet, jetzt kümmere er sich gar nicht mehr um ihn. Aber auch die eigentlichen Träger des asketischen Ideals, die Mönche, boten jetzt oft wieder Beispiele eines lasterhaften Lebens. Man muß bedenken, daß viele um der Versorgung willen, nicht wenige aber auch, um sich einer schweren Strafe zu entziehen, ins Kloster gingen. Andere wieder waren wohl aus Reue über ein unbändiges Leben Mönche geworden, aber der alte Adam brach dann doch hervor. Im ganzen zeigen die Klagen Bernhards von Clairvaux über die Verderbtheit und die Sünden der Geistlichkeit, wie es schon im 12. Jahrhundert nicht selten — denn Derartiges wird allzu leicht verallgemeinert — um diese stand. Und vieles davon gilt sicherlich auch für den deutschen Klerus. Cäsarius von Heisterbach und Thomas von Chantimpré haben gleichfalls das ungeistliche Leben vieler ihrer Genossen heftig gerügt,



vornehmlich allerdings, wie das bei mönchischen Schriftstellern erklärlich ist, das der Weltgeistlichkeit. „Hoffart, Habgier, Sinnlichkeit" wirft z. B. Thomas von Chantimpré den Geistlichen und Prälaten vor.

Im ganzen ist nun nicht zu leugnen, daß man damals in dieser allgemeinen Weltfreude überhaupt außerordentlich weit ging, so daß man namentlich in Anbetracht mancher sonstigen Züge, wie der erwähnten Neigung zu Mord und Gewalttätigkeiten, doch wieder einen sehr düsteren Eindruck von den sittlichen Zuständen der Zeit erhalten könnte. Wenn Bertold von Regensburg von der Unkeuschheit als einer ganz gewöhnlichen Sünde spricht, deren Rüge nur Spott erwecke, wenn er berichtet, daß Frauen „verderbent ir kint in ir lîben oder trinkent sust [sonst] ein tranc, daz sie niemer kint tragende werdent und wellent ir gelust hân mit mannen und der arbeit niht haben mit den kinden", so sind das böse Züge. Noch schlimmer ist eine gewisse Lockerung des Familiengefüges, eine außerordentliche Respektlosigkeit der Kinder; auch davon spricht Bertold, und schon im „Meier Helmbrecht" zeigt sich der junge Helmbrecht als ein frecher, pietätloser Bursche; besonders schlimm aber ist es, wie er und seine Schwester über die eheliche Untreue der eigenen Mutter und auch des Vaters reden.

Aber die für das ganze Volk bezeichnende Weltlichkeit ist nun doch zugleich als verstärkendes Moment bei der schon beobachteten Hebung und Durchsetzung volkstümlicher Laienansprüche gegenüber dem kirchlich-romanischen Wesen von großer Wichtigkeit. Zunächst wird das Bildungsmonopol des Klerus beeinträchtigt. Neben der mehr episodenhaften höfisch-gesellschaftlichen Bildung entsteht jetzt allmählich auch eine breite, zunächst elementare Laienbildung, und zwar auf Grundlage der städtischen Kultur; im Zusammenhange wird davon im zweiten Bande zu sprechen sein. Überhaupt setzte ein allgemeiner geistiger Aufschwung ein. Aber es ergibt sich auch eine stärkere Mündigwerdung des Laientums auf dem religiösen Gebiete selbst. Die Einflüsse der Kreuzzüge in dieser Beziehung sind schon (S. 304 f.) erwähnt worden, hier und da regten sich Zweifel und Kritik. Die freiere Haltung des Rittertums ist der Niederschlag größerer Unbefangenheit (vgl. S. 320). Die Spielleute schlugen dann bereits scharfe Töne an und wirkten damit auf die niederen Volksschichten. Noch aggressiver waren jene Vaganten, denen die Kirche als eine „Lasterhöhle", die Kardinäle und Prälaten als Spitzbuben galten. Es kommt schließlich zu einer allgemeinen Opposition gegen die Kirche. Wir haben die Anfänge der Bewegung, die schließlich zur Auflösung der eigentlich mittelalterlichen, d. h. von kirchlichem Geiste bestimmten Kultur führen sollte, schon (S. 304 ff.) beobachten können. Gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts bereitet sich der Wandel vor. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst hatte doch die Kritik gegenüber der päpstlichen Autorität wachgerufen, die politisch-weltliche Ausgestaltung der Papstkirche den wahrhaft kirchlichen Geist beeinträchtigt (vgl. S. 305). Der gewaltige Widerspruch zwischen dem kirchlichen Ideal und der kirchlichen Wirklichkeit (vgl. S. 265) ist es wiederum, der die Gemüter erregt, aufbringt, empört. Die verweltlichte Kirche der ottonischen Zeit hatte man durch die große kluniazensische Reformbewegung (vgl. S. 251 ff.) seinerzeit zum kirchlichen Ideal zurückzuführen gesucht. Diese Bewegung hatte auch das Papsttum gewonnen und gerade zu seiner Stärkung beigetragen, zugleich aber das Streben gefördert, den Triumph der kirchlichen Idee über die Welt und ihre Mächte herbeizuführen. Trotz aller äußeren und inneren Schädigungen hatte die Kirche als solche eine folgenreiche Kräftigung erfahren: die erstrebte Macht über die Menschen und die Welt vollkommen zu sichern, hatte sie sich in der päpstlichen Hierarchie auf das straffste organisiert und zugleich

alle Mittel zur Beeinflussung und Beherrschung der Laiengemüter aufs wirksamste ausgebildet. Die zentralisierte, internationale, aber romanisch bestimmte Papstkirche hatte die Macht der Bischöfe, insbesondere der deutschen, deren Bestrebungen auf eine deutsche Bischofskirche hätten hinauslaufen können, gebrochen, den Einfluß der Erzbischöfe beiseite geschoben, um die Bischöfe ganz von sich abhängig zu halten, alle Glieder der Kirche, zuletzt durch das Mittel des Zölibats, zu disziplinierten Werkzeugen eines einheitlichen Willens gemacht. Dauer und Kraft des geistlichen Standes an sich aber waren durch die ständige Ergänzung von unten herauf gesichert. Dieser Stand, dessen Nimbus und Sonderstellung gegenüber den übrigen Menschen wir bereits (S. 206) charakterisiert haben — auch der Glaube an seine Zauberkraft, vor allem mittels der Hostie, war noch nicht erloschen —, wurde in seiner überragenden Stellung, in seiner Unverletzlichkeit, in seiner Exemtion von der weltlichen Gewalt, noch mehr befestigt, um jedes Glied als Vertreter der allein das Heil der Welt verbürgenden Kirche erscheinen zu lassen. Aber die niederen Geistlichen waren zugleich die Organe, um nach der durch die Bischöfe an sie gelangten Willensmeinung des Papstes den neuen Geist der Kirche auf die Laien unmittelbar wirken zu lassen und den Glauben an die Heilsmacht der Kirche wie an ihre verdammende Gewalt tief in ihre Gemüter zu pflanzen. Das alte Mittel, die Furcht vor dem Jenseits zu nähren und damit die Laien zum Gehorsam und zur Opferwilligkeit gegenüber der Kirche zu zwingen, wurde nunmehr in weitestem Maße angewandt, zugleich aber die vollkommene Herrschaft über die Laien durch das Mittel der Ohrenbeichte (vgl. S. 208) gesichert, durch das man alle ihre Handlungen und Regungen überwachte.

Eben diese unumschränkt herrschende, prinzipiell dem asketischen Reformideal huldigende Kirche war nun aufs neue jener eben (S. 416) geschilderten Verweltlichung anheimgefallen, einerseits wegen ihrer auf die Beherrschung der Welt gerichteten Ziele, anderseits weil alle möglichen Elemente danach strebten, an der von der Kirche erlangten Machtfülle ihrerseits teilzunehmen und sie weltlich auszunutzen, endlich infolge der Gelüste und Schwächen der menschlichen Natur selbst, denen gerade in einer überhaupt auf derbe Weltfreude gerichteten Zeit auch die Mitglieder des geistlichen Standes mehr oder weniger erlagen. Je mehr aber jene ehrgeizigen, habgierigen, herrschsüchtigen, gewissenlosen, genußsüchtigen Elemente in diesen Stand und naturgemäß gerade in die höheren Stellen gelangten, um so unheilvoller war die Fülle der Macht und der Rechte der Kirche. Wie schon früher (vgl. S. 250 f.) und ebenso später, suchte sich vor allem der Adel der einträglichen und auch weltlich einflußreichen höheren Stellen zu bemächtigen. Aber überhaupt griff die Simonie, der Ämterkauf, der von den Reformpäpsten seinerzeit als Wurzel alles Übels bekämpft wurde (vgl. S. 260), nunmehr in weitestem Umfange um sich. Auch die Pfründen der niederen Geistlichkeit wurden häufig verschachert. Was man aber nicht durch Geld erwarb, erlangte man durch Protektion. Der Nepotismus blühte, namentlich an der Kurie, die Verleihung nach Gunst, an Verwandte usw. erstreckte sich wiederum selbst bis auf die niederen Stellen. Die alten, scharf bekämpften Erscheinungen zeigten sich nun viel abstoßender. Die größtenteils adligen Bischöfe und Prälaten gingen, wie (S. 416) erwähnt, gerade auch in Deutschland in kriegerischen, politischen und materiellen Interessen auf. Mancher mochte zudem wirklich jenes gerügte Lasterleben führen. Dazu kam ein zweites, schlimmeres. Nach dem Muster der Kurie, die ihre zentrale Stellung zu drückender Besteuerung aller geistlichen Stiftungen, ihre Jurisdiktion zu schamlosem Gelderwerb ausnutzte, suchten auch die Prälaten oder ihre Organe besonders wieder durch ihre Gerichtsbarkeit, ferner durch unberechtigte Gebühren wie schon durch



jenen Pfründenverkauf Geld auf Geld herauszuschlagen. Man ging dabei bis zur Erpressung. Der niedere Klerus, sonst meist neidvoll der ärgste Kritiker der Prälaten, aber, wie wir sahen, ebenfalls stark verweltlicht, machte es zum Teil nach Möglichkeit ebenso, benutzte klüglich die Beichte, um Geld zu erpressen, verhängte Geldstrafen, angeblich um Messen zu lesen usf. Völlig verallgemeinern darf man freilich, wie gesagt, alle solche Erscheinungen nicht. Es gab z. B. nicht wenig getreue, um ihre geistlichen Aufgaben besorgte Bischöfe, weiter auch solche, die fast asketisch lebten, wie Otto von Bamberg. Auch sonst war die Entartung der Geistlichen nicht durchaus die Regel, aber schlimmer war es geworden. Und die Empörung über diese Zustände wie über den erpresserischen Druck der Kirche erklärt jene nun immer zunehmende Opposition gegen die Kirche zur Genüge.

Diese bietet nun auch den Boden, auf dem sich jetzt eine weitgreifende Ketzerbewegung entwickelt. Weit voran standen in dieser Beziehung freilich wieder die romanischen Länder. Im 12. Jahrhundert bereits war zum Teil infolge jenes allgemeinen Unwillens, aber auch infolge des Auflebens alten Sektenwesens und der Nachwirkung manichäischer, gnostischer und anderer älterer Lehren, die auf allerlei Wegen nach Westeuropa gelangten, dort eine sehr starke ketzerische Propaganda zu spüren, am schärfsten in Südfrankreich, wo Wohlstand, weltliche Sinnenlust, höhere geistige Einflüsse, Entartung des Klerus und religiöses Volksbedürfnis zusammenwirkten. Als „Katharer“, d. h. solche, die auf die ursprüngliche reine Kirche der Armen zurückgehen wollten, faßt man die verschiedenen ketzerischen Richtungen in Südfrankreich und Oberitalien zusammen. Gegen die südfranzösischen Ketzer, die Albigenser, veranlaßte Innozenz III., nachdem bereits 1148 Eugen III. in Reims ein Konzil gegen die Ketzer gehalten hatte, die bekannten furchtbaren Kreuzzüge. Aber antikirchliche Strömungen hatten auch schon in Deutschland um sich gegriffen (vgl. S. 306), und über den weltlich-höfischen Spott hinaus schritten Einzelne bereits zur Ketzerei, zum Abfall von der offiziellen Kirche. Die Waldenser namentlich waren auch im Südwesten Deutschlands überall an der Arbeit, durch Spott und Ernst die Macht der Kirchenlehre zu erschüttern. In Südwestdeutschland und am Rhein kamen ganz extreme Richtungen zu größerer Ausbreitung, so 1216 im Elsaß und in der Schweiz die Ortlibarier, die Anhänger des pantheistisch gerichteten Ortlieb von Straßburg. Es war im ganzen eine in ihren Einzelheiten noch nicht genügend erforschte große internationale Bewegung, die trotz aller möglichen lokalen Spielarten denselben Zusammenhang in sich bewahrt zu haben scheint wie die katholische Kirche selbst. Es handelte sich anderseits nicht mehr um „Irrlehren“ einzelner Theologen, einzelner Köpfe in Klosterzellen, um dogmatische Spekulationen. Das Gefährliche war vielmehr eben der jetzt überall hervortretende volkstümliche, dabei epidemische Charakter, der denn auch zu den scharfen Gegenmitteln des Staates (Friedrichs II.) wie der Kirche führte. Diese war aufs ernsteste bestrebt, ihre Macht zu erhalten, und fand auch namentlich in den Dominikanern die geeignete Inquisitionstruppe gegen die Ketzer.

Vor allem ist ein volkstümliches religiöses und sittliches Bedürfnis gegenüber der irreligiösen und unmoralischen offiziellen Kirche von Wichtigkeit, ein Bedürfnis, das sich dann in den volkstümlichen Bewegungen späterer Zeit weiter zeigt und in höherer Form sich ebenso in der Mystik (vgl. S. 424 f.) geltend macht. Charakteristisch ist, daß in Deutschland das Landvolk von der Bewegung am meisten ergriffen wurde: „sie gênt [gehen] ouch nicht“, sagt Bertold von Regensburg von den Ketzern, „ze frumen [d. h. den äußerlich sehr kirchlichen] steten, wan [denn] dâ sint die liute verstendic, sie gênt zuo den wîlern

und zuo den dorfen". Wie sie vorgingen, zeigt Bertolds Äußerung über einen Ketzer, „der machte lieder von ketzerîe und lêrte sie diu kint an der strâze, daz der liute deste mêr in ketzerîe vielen". Übrigens wurde die blutige Ketzerrichterei in Deutschland mit Entrüstung aufgenommen. Die Edelleute, die Konrad von Marburg erschlugen, handelten durchaus volkstümlich. Eine Art „Aufklärung" anderseits war schon von den neuen Einflüssen der arabischen Geisteskultur ausgegangen, die sich typisch bereits bei Kaiser Friedrich II. zeigten, obgleich er die Ketzer verfolgen ließ. Sie ist aber zunächst auf kleinere, höherstehende Schichten, namentlich Frankreichs, beschränkt geblieben. Es erscheint vielmehr jenes volkstümliche Element von größerer Wichtigkeit. Weder die von politischen Machtmotiven getragene Opposition gegen die weltlichen Ansprüche des Papsttums noch jene aristokratische, wesentlich romanische Bildung der Weltlichkeit, die, undogmatisch, aber vorzugsweise äußerlich, nach der religiösen Seite hin ihren tiefsten Ausdruck in Wolframs „Parzival" gefunden hat (vgl. S. 319), haben auf die breite Masse gewirkt. Deren Geist machte sich in anderen Formen geltend, nach der negativen wie nach der positiven Seite hin.

Auch abgesehen von den Ketzerbewegungen, gab das Volk jener Opposition gegen die Kirche in mannigfacher Weise Ausdruck. Jene Verweltlichung des Klerus, jene dreisten Geldansprüche der Kurie und das korrupte System der offiziellen Kirche riefen einen wirklichen Haß hervor. Die tiefe Verachtung des gesunkenen Klerus bei den Laien wird von zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben: er steht in der Volksmeinung, wie es einmal heißt, sogar unter den Juden. Jene jeunesse dorée der Städte vergnügte sich mit Gewalttätigkeiten gegen geistliche Herren; Kleriker waren auf den Straßen zuweilen selbst Mordanfällen ausgesetzt; das Wort „Pfaffe" erhielt im Volksmund einen beschimpfenden Charakter. Gewiß wirkte bei solcher Stimmung auch jene äußere Zerstörung religiösen Lebens durch die großen kirchlichen Kämpfe (vgl. S. 305) nach, anderseits machten sich die materiellen weltlichen Interessen immer stärker geltend. So stellt sich also nach der negativen Seite trotz aller äußeren Kirchlichkeit eine gewisse Entkirchlichung auch der Masse heraus.

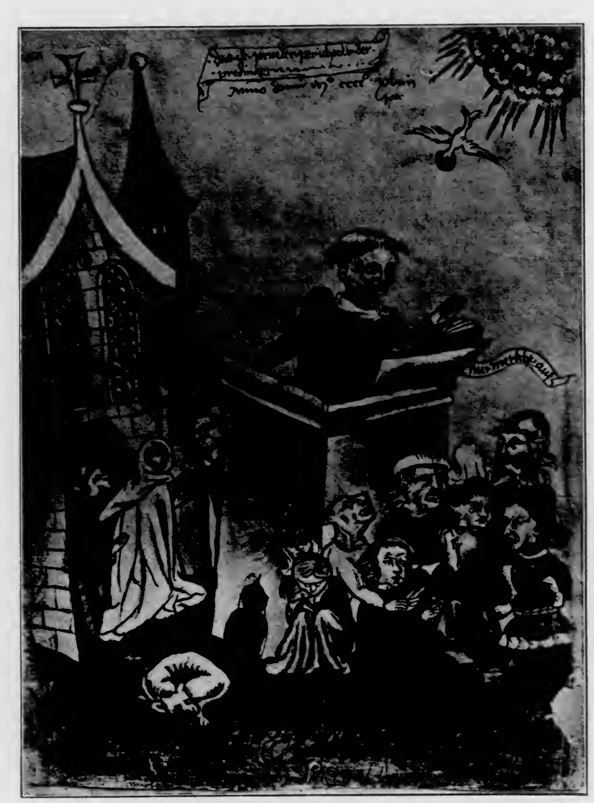
Ihr steht nun aber eine gerade entgegengesetzte Entwickelung gegenüber. Selbst derjenige, der ganz im weltlichen Treiben aufging, bewahrte niemals eine konsequente Haltung in dieser Beziehung. Dazu kamen die Stürme des äußeren Lebens, die damals immer wieder in das private Dasein aufrüttelnd, erschütternd, zerstörend eingriffen. Die Hauptsache war aber eine gerade durch den Materialismus hervorgerufene, durch äußere Schrecken, wie die politischen Wirren, den Mongoleneinfall von 1248, die allgemeine Fehdesucht, geförderte Reaktion jenes schon betonten, unzweifelhaft vorhandenen tiefen religiösen Volksbedürfnisses. So ergibt sich nach der positiven Seite hin eine stark volkstümliche Färbung der Religiosität nicht nur, wie bei den Ketzern, außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche. Freilich ist festzuhalten, daß die mittelalterliche Kirche immer im äußerlichen Sinne volkstümlich gewesen ist, aber dieser Zug trat von jetzt ab erst recht bei ihr hervor. Neben volkstümlichen Andachten sind vor allem die kirchlichen Feste zu erwähnen, die wirklich Volksfeste waren. Das Volk hat die Kirchen immer als Schauplätze seines Lebens angesehen und sich dort nach seiner Art gegeben; das wird noch näher die Schilderung des kirchlichen Lebens in der mittelalterlichen Stadt im zweiten Bande zeigen. Die Kirchenfeste erhielten dadurch freilich immer mehr einen äußerlichen Schaucharakter; auch wurden sie immer zahlreicher, bis etwa ein Drittel des Jahres zu Festtagen, die Sonntage eingerechnet, geworden war. Aber auch in innerer Beziehung machte sich das Volk geltend. Zunächst zeigte sich, wie meist



bei ihm, der Drang nach dem Ursprünglichen, Einfachen, Praktischen. Das dogmatische Element trat zurück vor der Frage nach der Gewinnung des Heils. Im ganzen hatte sich überhaupt die Frömmigkeit von dem primitiven, rohen Wunderglauben und der groben Fetischanbetung (vgl. S. 192f.), wie sie der frühere Heiligenkult darstellte, zu der höheren Form einer inbrünstigen Verehrung der exemplarischen, das geistliche Ideal erfüllenden Persönlichkeit einzelner begnadeter Heiligen erhoben. Und auch die Anbetung Christi erhielt einen innerlicheren, vertiefteren Charakter. Die seelische Wirkung, das Nacherleben der leidensvollen Gefühle und der alles überwindenden Seelenvorgänge in Christus und den Heiligen wurde erstrebt. Die volkstümliche Religionsbewegung nahm anderseits naturgemäß grobe, enthusiastische Formen an. Die Askese gewann einen Massencharakter: von den Geißlern werden wir noch hören, ebenso von anderen religiösen Volksepidemien. Solche mit Schwärmerei und Aberglauben verknüpften Erscheinungen nahmen später im 15. Jahrhundert noch zu (vgl. Bd. II). Der Bußgeist der Masse konnte an den mechanischen Bußeinrichtungen der Kirche nicht mehr Genüge finden, er verlangte immer von neuem Aufstachelung.

Durchaus volkstümlich waren sodann die neuen Orden der Bettelmönche. Sie waren das Produkt einer abermaligen romanischen asketischen Reformbewegung innerhalb der Kirche, aber durchaus in Abhängigkeit von der zentralen Spitze der Kirche, vom Papst, gewissermaßen berufen, der berechtigten Opposition gegen die Kirche die Spitze abzubrechen und zugleich ihre Herrschaft gegenüber den Ketzern neu zu festigen. Diese Bettelorden ohne Grundbesitz waren vor allem auf den städtischen Kulturboden berechnet. Sie kamen den sozialen Bedürfnissen der Masse, die sich in dieser ganzen Zeit mit den religiösen Volksbewegungen eng verknüpften, entgegen: sie waren die Werkzeuge der Kirche, um die Sehnsucht der Armen nach den kirchlichen Urzuständen in ihre Bahnen zu lenken und sich so ein wesentliches Element der Ketzerbewegung zu verbinden, ohne daß die Kirche sonst ihren Charakter zu ändern brauchte. Denn die Bettelorden hatten im Grunde dasselbe Ideal wie jene ketzerischen „Armen Christi", aber sie blieben auf dem Boden der Kirche und suchten mit ihrer bedeutenden Macht — sie waren als päpstliche Truppe unabhängig von den Bischöfen — aus jenen niederen Leuten ein großes kirchliches Laienheer zu schaffen. So trat ihr Charakter als Kampforden allmählich zurück: in den deutschen Städten, in denen sie etwa seit 1220—25 oder 1230 festen Fuß faßten, kamen sie vielmehr den nicht allzu tiefen, aber starken religiösen Bedürfnissen der Masse entgegen, arbeiteten übrigens auch ausgiebig mit den Wundern ihrer Heiligen. Gerade jene seit geraumer Zeit erkennbare Minderwertigkeit des habsüchtigen und ungebildeten niederen Klerus — der vornehme Weltgeistliche kümmerte sich erst recht nicht um seine Pflichten — ließ sie eine Lücke ausfüllen. Ihr Bettelcharakter, durch den sie sich gerade in den Städten am ersten erhalten konnten, machte sie überaus volkstümlich; namentlich die wirklich bettelhaften, besitzlosen Franziskaner waren die Lieblinge der niederen Klassen, während die Dominikaner mehr dem höheren Bürgertum zugewandt waren und überdies, wie sie die Theologie dogmatisch vertieften, die Hauptträger der neuen gelehrten Bildung (vgl. S. 363), aber auch die Chronisten der Städte wurden. Allerdings haben die Insassen der neuen, überall in den Städten entstehenden „schwarzen" und „grauen" Klöster trotz ihrer Weltverneinung sich durch Austun des ihnen geschenkten Bodens gegen Zins wie auf andere Art bereichert, auch im Zusammenhang mit dem städtischen Leben an der Höhe und Reinheit ihrer Ideale sehr bald eingebüßt, dafür aber doch immer in der Predigt, überhaupt in der Seelsorge, in der Armenpflege usw. all ihren Sinn auf das Volk gerichtet.

Das **Predigen** lag eigentlich den Bischöfen ob, der Pfarrer bedurfte dazu der Erlaubnis: die Folge war bei den oben geschilderten Verhältnissen eine starke Vernachlässigung dieses Mittels der Seelsorge. Der Umstand gerade, daß die Bettelmönche der episkopalen Aufsicht entzogen waren, ließ sie die Predigt als willkommenstes Wirkungsmittel ergreifen. Der Drang, durch die Predigt die Masse zu beeinflussen, war im übrigen schon seit längerem durch die Kreuzzugsagitation, durch die reformerische Bußbewegung, durch die Heidenmission stärker geworden. Otto von Bamberg wird wegen seiner Erfolge als Prediger gerühmt. Daß die Bettelmönche deutsch zum Volke redeten, war nicht etwas Neues. Das ist vor Laien immer geschehen (vgl. S. 238). Aber wie Schönbach ausgeführt hat, war bis gegen 1200 die deutsche Predigt durchaus von der lateinischen abhängig. Schon im 12. Jahrhundert hatte sich nun in der französischen Predigt unter dem Einfluß des gesteigerten Kulturlebens ein neuer bewegter, packender, ins Leben hineingreifender Geist geltend gemacht, und dieser Geist wurde mit dem Auftreten der Bettelorden allgemein. Die deutsche Predigt hatte schon vorher stark unter dem französischen Einfluß, der sich ja auf so vielen Gebieten äußerte, gestanden: die neue Art der Predigt erklärt sich also geschichtlich. Am volkstümlichsten predigten die Franziskaner, und unter ihnen erstand dann, berühmten Mustern der Vergangenheit nacheifernd, der größte Volksprediger Deutschlands, **Bertold von Regensburg** (siehe die obenstehende Abbildung). Ein feiner Seelenkenner und scharfer Beobachter, wußte er zum Volke in hinreißendster Weise zu sprechen, aus dem Leben heraus



Bertold von Regensburg predigt vor einer Kirche. Aus einer Handschrift (15. Jahrhundert) der k. k. Hofbibliothek in Wien.



und für das Leben, spannend, dramatisch bewegt, spottend und schreckend, vor allem die Phantasie seiner Hörer gewaltig anregend, immer aber volkstümlich. Der Gegensatz der neuen **volkstümlichen Kultur** zur höfischen spricht sich in seinen Angriffen auf die höfischen Sitten und die höfische Dichtung aus. Ebenso zeigt er aber den Gegensatz zur städtischen Aristokratie, zur habsüchtigen Kaufmannswelt, zum Materialismus der reichen Schwelger (vgl. S. 408). Demokratisch ist sein Schelten auf die das Volk drückenden Adligen und Reichen, sein Eintreten für die Bauern (vgl. S. 391f.). Neben Bertold, dessen Tätigkeit gerade in der Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzte, der im Süden und Osten und im Herzen Deutschlands zahllose, meist von der Sage noch vermehrte Zuhörer fand, und den ein Roger Baco den hervorragendsten Prediger der Zeit nannte, sind zwei andere Franziskaner, David von Augsburg, später Bertolds gelehrter Begleiter, und der sogenannte Schwarzwälder Prediger zu nennen. Beide waren ebenfalls, wie Bertold in viel höherem Maße, Erzieher des Volkes, wesentlich nach der praktisch-christlichen Seite hin. Denn am Volke selbst war genug auszusetzen. Und die Einkehr, die Bertolds Predigten zur Folge hatten, war nicht immer von Dauer. Insbesondere wollte das Volk seine Unterhaltungen, gegen die (wie z. B. gegen die Spielleute) jener auch eiferte, nicht missen. „Bruoder Berhtolt, rede waz dû wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn“, riefen ihm die Tänzer entgegen. Anderseits ist erst in dieser Epoche, im 13. und besonders im 14. Jahrhundert, nach Abstreifung der romanischen Allüren und nach Zurückdrängung der lateinischen Sprache, das Christentum wirklich tiefer in die deutsche Masse, d. h. namentlich in die städtische, gedrungen.

Der volkstümliche Charakter des religiösen Lebens der Zeit zeigt sich nun allerdings auch in der starken Steigerung jener **wundersüchtigen Stimmung** (vgl. S. 306), die zum Teil mit der Massenaskese zusammenhängt und scheinbar einen Rückfall in frühere Barbarei andeutet. Genährt wird sie durch den alten Volksglauben, der noch immer in den niederen Schichten, insbesondere auf dem Lande, fast ungeschwächt lebendig war und noch immer die Auffassung des christlichen Gottesdienstes beeinflußte. Für die Zeit um das Jahr 1000 haben wir als reiche Quelle für den Volksglauben jenes Poenitential (vgl. S. 194) kennen gelernt: jetzt finden wir eine ähnlich reiche Quelle in dem 1225 geschriebenen „dialogus miraculorum“ des Zisterziensermönches Cäsarius von Heisterbach, dessen Teufelsgeschichtensammlung allerdings mit den Produkten der kirchlichen Dämonologie verquickt ist. Bertold von Regensburg hebt ebenfalls jene Sucht, für die sich übrigens auch noch bei Wernher dem Gartenaere manche Beweise finden, wiederholt hervor, namentlich für das Landvolk: der Aberglaube sei so stark und vielgestaltig, „daz sin nieman ze ende komen mac“. Sehr lebendig war noch immer der Schicksalsglaube: Begegnungen mit Tieren (Wölfen oder Hasen), mit Priestern wurden als bedeutungsvoll angesehen; bestimmte Tage galten als Schicksalstage; Wahrsagerei fand wieder besonders in den Dörfern guten Boden. Weiter knüpfte sich an das Abendmahl, an die Taufe mancher Aberglaube, ebenso an die Letzte Ölung. An Spuk und Nachtgespenster glaubte man natürlich allgemein. Endlich spielten noch heilige, zauberkräftige Bäume und Brunnen eine Rolle.

Aber auch der eigentliche **Zauberglaube** war sehr mächtig: schon der Dichter der „Wiener Genesis“ spricht von den „heute bestehenden Zauberkünsten“. Bertold erwähnt die „mortbeter“, die einem den Tod anzaubern konnten, ferner die Leute, die den Liebeszauber verstanden; andere verschrieben „sich dem Teufel um des Guts willen“ oder konnten gelegentlich in die Hölle fahren. Namentlich den Frauen traut Bertold bezeichnenderweise

allgemein Übung von Zauber zu. „Ihr Männer“, ruft er z. B., „es ist ein großes Wunder, daß ihr nicht unsinnig werdet vor der großen Zauberei und vor der Unbill, welche die Frauen euch mit Zauberei antun.“ Die eigentliche Verknüpfung des weiblichen Geschlechtes mit dem Hexenwesen bildet sich aber erst später aus (vgl. Bd. II). Auf der anderen Seite findet sich bei Bertold gegenüber dem ganzen Volksglauben außerordentliche Skepsis. Den Schicksals- und Gespensterglauben verwirft er ebenso wie den volkstümlichen Zauberglauben; die Zauberer hält er für Betrüger. An die Möglichkeit der Zauberei an sich aber hat er, wie wir sahen, ebenso geglaubt wie die ganze mittelalterliche Kirche, die das Zauberwesen zwar auch als Aberglauben hinstellte, aber, abgesehen von ihrer sonstigen Vermittelung fremden Aberglaubens, wie des Planetenglaubens, den Teufelsglauben, den Glauben an dämonische Mächte, ständig förderte. Jetzt wurde der Teufelsglaube überdies noch wissenschaftlich durch die Scholastik befestigt und ausgebildet, worauf später zurückzukommen sein wird. Auch die bisherige Praxis der Kirche wie des Staates, dem Zauberglauben als Rest der alten Volksreligion im allgemeinen entgegenzutreten, aber nur einzelne nachweisbare Fälle von Schädigung zu bestrafen, begann sich um diese Zeit zu verschärfen. Die steigende *Ketzerfurcht* trieb dazu. Wie der „Sachsenspiegel“ die Ketzer mit den Zauberern und Giftmischern als eine verbrennenswerte Kategorie zusammenfaßt, so findet sich diese Vermischung teilweise ebenso bei Bertold, der die Zauberei aber nur für halbe Ketzerei erklärt, sich übrigens keineswegs fanatisch bezüglich der den Zauberern gebührenden Strafen zeigt. Auch sonst knüpften sich mancherlei Vorstellungen verfänglicher Art hier und da an die Ketzer. Man kann indessen gleichwohl sagen, daß im Gegensatz zu Südfrankreich und Italien, wo die Vermischung von Ketzerei und Zauberei zu einer furchtbaren Erweiterung der Ketzerinquisition führte (trotz der Einschränkungen des Papstes Alexander IV., der nur die wirklich Häresie aufweisenden Zaubereien der Inquisition überließ), in Deutschland die Beschuldigung der Zauberei gegen die Ketzer doch zunächst kaum nachweisbar ist. Jedenfalls sind, soweit wenigstens aus dem Schweigen der Quellen zu urteilen ist, in Deutschland die päpstlichen Ketzerinquisitoren nicht gegen die Zauberer vorgegangen, sondern die Zauberei wurde, sei es von der Kirche, sei es von der weltlichen Obrigkeit, nicht anders bestraft als früher. Auf die ganze Erscheinung, insbesondere den Einfluß fremder Elemente, wird erst bei der Erörterung der Ausbildung des Hexenwahns im 15. Jahrhundert zurückzukommen sein.

Überall finden sich also im Glaubensleben der Deutschen jener Zeit ausgesprochen volkstümliche Züge. Aber auch eine höhere Strömung desselben kann einen solchen Zug nicht ganz verleugnen. Außer in der charakterisierten massiven Reaktion gegen die allgemeine Verweltlichung, besonders diejenige der Kirche, äußerte sich die Stärke jenes religiösen Bedürfnisses bei feineren Geistern in einer *tiefinnerlichen* Bewegung, in der *Mystik*. Die Übertreibung des rationalistischen Elementes in der Scholastik und weiter deren Niedergang in späterer Zeit ließen den Wert des inneren Glaubenslebens gegenüber dem verstandesmäßigen Beweisen wieder hervortreten, damit gewann aber zugleich eine von jeher immer wieder auftauchende, auf das innere Erfassen des Übersinnlichen gerichtete enthusiastische Strömung an Boden. Auch früher ist wohl ein unmittelbares Verhältnis zu dem Urgrund des Daseins, zu Gott, wie es die Mystiker jetzt zu gewinnen suchen, von einzelnen Gemütern erstrebt worden: auch früher ist hier und da ein in der eigenen Seele wurzelndes, lebendiges religiöses Bewußtsein zu erkennen. Anderseits ist das mystische Element der mittelalterlichen Kirche überhaupt eigentümlich: es läßt uns sogar erst das eigentliche Wesen der mittelalterlichen



Anschauung erkennen, wenn es auch innerhalb der offiziellen Kirche ganz zurücktritt. Die jetzt als besondere Richtung durchdringende Mystik bringt in ihrer Pflege des innerlichen Lebens freilich auch einen besonderen *deutschen* Zug zum Ausdruck: insofern tritt bei ihr zuerst das Christentum in einer dem deutschen Wesen entsprechenden Form in die Erscheinung. Zweifellos steckt in ihr sodann ein feinerer Zug, der an die höfische Zeit erinnert, ein Zug, der in der Formvollendung der Predigten wie der Briefe der Mystiker (vgl. S. 384) sich deutlich ausprägt. Die Bahnbrecher der neuen Richtung waren tiefe, durchaus auf der Höhe der theologisch-philosophischen Gelehrsamkeit ihrer Zeit stehende Geister, die, wie der Meister Eckart, die bedeutendste Erscheinung, und Suso, sich von dem unschönen äußeren Treiben in Welt und Kirche ab- und der Pflege des inneren Lebens zuwandten, das Wesen der Religion nicht in der werkheiligen Frömmigkeit, nicht in der Askese, sondern im inneren religiösen Erlebnis sahen. Die Seele soll sich befreien von allem Irdischen und eins mit dem lebendigen Gott werden. Der Wirkungsbereich dieser Männer blieb zunächst das Kloster. Durch die lebhafte Beteiligung der *Klosterfrauen*, namentlich von Dominikanerinnen, gewann die Bewegung freilich auch einen besonders schwärmerischen Zug. Zwischen ihnen und den geistlichen Vätern entwickelte sich ein empfindsamer geistig-seelischer Verkehr. Die gegenseitige Mitteilung des Inneren ist dabei die Hauptsache. Ein starker Gefühlskultus, der zum Teil ein Ausfluß der schon älteren enthusiastischen Richtung war, ließ die Frauen in der Ekstase den erwünschten begnadeten Zustand sehen. Visionen wurden in den süddeutschen Nonnenklöstern überaus häufig. Ein Mann wie Meister Eckart war solchem Wesen durchaus abhold. Schon im 13. Jahrhundert hatte es hervorragende Vertreterinnen dieses visionären Seelenlebens gegeben, Mechthild von Magdeburg, die Schwestern Gertrud und Mechthild von Hackeborn und ihre Freundin, die „große Gertrud“, alle im Kloster Helfta. Im 14. Jahrhundert wurden sie häufiger: Elsbeth Stagel, die geistliche Tochter Susos, Margareta Ebner, diejenige Heinrichs von Nördlingen, wären vor vielen anderen zu nennen. Waren es auch nur geistliche Frauen, so ist doch das Hervortreten von Frauen an sich charakteristisch: bei den Ketzern wie bei den Zauberern spielen sie eine ähnliche Rolle.

Die Mystik eines Eckart konnte an sich nicht volkstümlich sein und in die Breite wirken. Das waren Erlebnisse der Stille und Abgeschiedenheit. Aber die Bewegung beeinflußte allmählich doch weitere Kreise. Beachtenswert ist vor allem die Beteiligung des *Laientums* an ihr. Gerade in den unteren Schichten fand sie Verständnis. Den Übergang von einer internen Lehre zu volkstümlicherer Propaganda erleichterte die auch von den Mystikern gepflegte deutsche Predigt (vgl. S. 422). Dabei mußte freilich die höhere Gedankenwelt eines Meisters Eckart vor gröberen, praktischeren Formen der Mystik zurücktreten. Das zeigte sich schon bei Eckarts Schüler Johannes Tauler, der ein wirklicher Volksprediger wurde. Aber das Laientum wurde auch aktiver. So tat ein solcher Laie, ein früherer Anhänger Taulers, einen weiteren Schritt, verwarf die Vermittelung der Geistlichen und fand in dem gottbegnadeten Laien das wahrhaft religiöse Ideal und den idealen Führer zu Gott. Es war Rulman Merswin, ein ehemaliger Kaufmann, der in dem „Gottesfreund aus dem Oberland“ eine solche Idealfigur erfand und Schriften von ihm ausgehen ließ. Mehr und mehr verband sich aber auch diese ebenso in der *Kunst* erkennbare und für deren Verständnis höchst bedeutsame mystische Strömung mit jenen volkstümlichen sozialen Bewegungen: gerade Merswins Schrift „von den neun Felsen“ (1352) ist dafür charakteristisch. Die in Deutschland,

der Schweiz und den Niederlanden sich immer mehr verbreitende mystische Richtung erhielt ganz sozialen Charakter.

Aber wieder trugen äußere Momente dazu bei, stärkere innere Erschütterung überhaupt in die Masse zu bringen, das an sich genußsüchtige und lebenslustige Volk, das, zum Teil schon durch jene enthusiastische Strömung angesteckt, gerade jetzt auch durch die volle sinnliche Wirkung des Kultus psychisch immer erregter geworden war, aus seinem Weltleben wie durch Krankheitsschauer vollends aufzurütteln. Der Schwarze Tod ging seit 1349 durch die deutschen Lande. Es war diese Pest, die späterhin noch wiederholt Deutschland heimsuchte, auch eines von den Geschenken, die der Orient seit den Kreuzzügen neben so vielen wichtigen kulturellen Gaben dem Abendlande machte. Wohl durch italienische Schiffe verschleppt, verbreitete sie sich infolge des starken Pilger- und Wallfahrtsverkehrs, der Kriegs- und Fehdezüge, der Masse von Fahrenden überaus schnell. Durch Kärnten und Steiermark war sie nach Österreich, auf der anderen Seite wieder vom Rhonetal und Burgund her in die Schweiz und das Elsaß gekommen; langsam drang sie in der zweiten Hälfte des Jahres 1349 und im Jahre 1350, den Verkehrsstraßen folgend, weiter und weiter in die Mitte Deutschlands, nach Norden und Osten, wozu übrigens auch wieder Einschleppungen von der See her kamen, verschonte aber einige Gegenden, wie anscheinend z. B. Ostfranken, wohl auch Böhmen und Schlesien. Überall schallen uns aus den Städtechroniken, auch aus denen norddeutscher Städte, wie Lübeck, Wismar, Bremen, die Stimmen des Schreckens über die gewaltige Zahl der Todesfälle entgegen, eine Zahl, die freilich wieder stark übertrieben sein wird, wie z. B. Fritsche Closener von 16000 Sterbefällen in Straßburg berichtet. Nach der Detmar-Chronik von Lübeck blieb, was ebenso unwahrscheinlich ist, oft „kaum der zehnte Mensch lebendig". „Die lute, die do sterbent", berichtet Closener im übrigen bezüglich der Natur dieser Pest (Bubonenpest), „die sturbent alle an bülen und an drusen, die sich erhubent under den armen und oben an den beinen, und wen die bülen ankoment, die do sterben soltent, die sturben an dem vierden tage oder an dem dirten oder an dem andern." Zur Verbreitung der furchtbaren Seuche trugen auch die zahlreichen Geißler bei, die gerade durch die Schrecken der Zeit zu einer völlig krankhaften Form der Buße und Weltabkehr gekommen waren. „Und alle die wile", sagt Closener, „daz die geischeler weretent [währeten], die wile starb man ouch, und do die abegingent, do minret [minderte] sich daz sterben ouch."

Diese Geißelfahrten (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Geißler") waren für Deutschland etwas Neues, aber in anderen Ländern, insbesondere in Frankreich, waren solche sich geißelnden, singenden Prozessionsscharen schon im 13. Jahrhundert häufiger gewesen. Es war wieder derselbe die Massen in Bewegung setzende, nun epidemisch wirkende und völlig exaltiert gewordene rohmassive Bußgeist, der nicht nur die Kreuzzüge hervorgebracht hatte, sondern auch so pathologische Erscheinungen wie die Kreuzfahrten von Kindern, der aber eben seit den Kreuzzügen ganz orientalische Formen annahm. Daß der Kampf zwischen Papst und Kaiser, der Verfall des Reiches und die Mongoleneinfälle eine verzweifelte Stimmung hervorgerufen hätten, trifft wohl nur sehr teilweise zu; vorhanden war aber eine solche, sie äußerte sich in der Furcht vor dem Weltuntergange, vor dem Kommen des Antichrist, dessen Erscheinen in einem Verse für das Jahr 1250 prophezeit wurde. Zu ihrer Verbreitung trugen auch Erdbeben, Überschwemmungen und sonstige gewaltige Naturerscheinungen bei. Im Jahre 1260 begann eine große Geißlerfahrt in Italien, die auch nach Deutschland drang. In Straßburg z. B. fanden diese Scharen, nach Closener, zahlreichen Zuzug.



Geißler.

Nach der Konstanzer Chronik (15. Jahrh.), in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 426).

1296 war abermals eine solche Fahrt. 1349 kam dann die große Pest. Schon vor ihrem jeweiligen Einzug verbreiteten sich die Geißler: ihre Bußfahrt sollte gerade die drohende Gefahr, von deren Furchtbarkeit die Kunde sich rasch fortpflanzte, abwehren. Und nun erschienen die Scharen im Frühjahr und Sommer 1349 überall in den deutschen Städten, zogen, ihr Kreuzlied singend, in Prozession in die Kirchen und geißelten sich dann auf den Kirchhöfen, die Menge zur Nachahmung begeisternd. Wieder findet sich bei Closener ein ausführlicher Bericht, der zum Teil durch andere Chroniken, wie die Magdeburger Schöppenchronik, bestätigt wird, über alle Einzelheiten: über den von Fahnen begleiteten Aufzug der Geißler, über ihre Tracht (Mäntel, Hüte mit roten Kreuzen — die Magdeburger Schöppenchronik nennt sie die „crucebrodere"), über das Geißlerlied („leis"), über ihren Gottesdienst, das Niederknien, Niederfallen und dreistündige Singen in der Kirche, über ihre Regel, über die mindestens zweimal täglich vorzunehmende Prozedur der Geißelung, bei der sie auch wieder sangen, über die nach der Geißelung von einem Laien verlesene „Geißlerpredigt" (Himmelsbrief). Auf die Pest wurde stets Bezug genommen, so auch in dem Gebet: „Nu hebent uf die üwern hende, Daz got dis grosse sterben wende." Auch in den Geißlern steckte, und zwar in bedeutendem Grade, ein laienhaft-demokratisches Element. Die Vermittelung der Kirche fiel bei ihnen fort. „Vom Himmel" kamen die zur Buße mahnenden Briefe; die religiösen Verrichtungen geschahen ohne Geistliche, die, wenn sie zu den Geißlern gehörten, keine Rolle spielten und an den Versammlungen gar nicht teilnehmen durften. Das Volk begann „der Geißler Worten mehr zu glauben denn der Pfaffheit". Natürlich merkte die Kirche die Gefahr, überall wurden die Geißler von den „Pfaffen" bekämpft, und der Papst gebot ihre Unterdrückung als Ketzer. Die Detmar-Chronik von Lübeck — in Lübeck trat ihnen der Rat im Einverständnis mit dem Bischof gegenüber — nennt sie daher „Verkehrer des rechten Glaubens und kopflose [hovedlose] Leute".

Zu den Geißlern kamen die Tänzer. Große psychische Volkskrankheiten gingen so vor und neben den eigentlichen Seuchen einher und dehnten sich weiterhin neben diesen aus. Die Tanzwut verbreitete sich namentlich am Niederrhein. Die Magdeburger Schöppenchronik berichtet ferner von Tänzern, die von der Lausitz aus in die Mark und weiter zogen. Die Leute tanzten, bis sie in Zuckungen fielen: dabei waren sie in religiöser Ekstase, hatten Visionen, kurz, es war eine noch schlimmere pathologische Form religiöser Aufrüttelung als bei den Geißlern. Und wie diese rekrutierten sie sich aus den unteren und untersten Klassen bis zu den Bettlern. Beide Geschlechter waren beteiligt, was dann freilich wieder zu Ausschweifungen führte, wie sie einmal in der Luft lagen. Wie unter die Geißler mischte sich auch unter die Tänzer überhaupt viel schlimmes Volk.

Die schreckliche Aufregung der Zeit äußerte sich endlich in den schon (S. 410) erwähnten Judenverfolgungen, deren furchtbare Steigerung wieder von den romanischen Ländern, namentlich von Südfrankreich, ausging. Den Juden schrieb man die Urheberschaft an jener großen Seuche durch Vergiftung der Brunnen zu. Man vertrieb sie daher meist schon vor dem Erscheinen der Pest, es war gleichsam eine Präventivmaßregel. Von Solothurn, vom Oberrhein, von Stuttgart und Augsburg pflanzte sich die Verhetzung nach Straßburg, nach Worms und Speyer und weiter fort bis Köln, anderseits bis Österreich. Das Judenbrennen war ziemlich allgemein. „Do man zalte 1349 jor", sagt Closener, „da würdent die Juden zu Strosburg verbrant in irme kirchhof uf eime hultzinen geroste.... sü würdent ouch des selben jores verbrant in allen steten uf deme Rine, es werent frie stette oder des

riches stette oder andern herren [was nicht ganz zutrifft]. Daz geschach darumbe: man ziech [zieh] sü, sü hettent burnen [Brunnen] und andere wasser entsüfert [verunreinigt] mit vergift. In etlichen steten brante man sü mit urteil, in etlichen stiessent sü die huser an mit füre, do sü inne worent, und branten sich selben.“

Und doch — das alles war meist episodenhaft, es waren Erscheinungen einer den Volkskörper durchschüttelnden Krankheit. Von einem wirklichen sittlichen und geistigen Verfall, wie man gewollt hat, ist im 14. Jahrhundert kaum die Rede. Die Schrecken gingen schließlich vorüber, und die alte volkstümliche Lebenslust begann von neuem zu erwachen — gute Weinjahre trugen das Ihre dazu bei. Die oft erwähnte Äußerung der Limburger Chronik: „Die Welt hub wieder an, fröhlich zu sein“, ist von großartiger Wahrheit. Die nun folgende Epoche des späteren 14. und des 15. Jahrhunderts zeigt die in diesem Kapitel dargelegten Erscheinungen urwüchsigen, sinnlich-derben und überschäumenden Volkslebens in immerwährender Steigerung.

---

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel,** von Professor Dr. **W. Marshall.** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . | 2 | 50 |
| **Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere,** von Prof. Dr. **W. Marshall.** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 2 | 50 |
| **Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere,** von Prof. Dr. **W. Marshall.** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinen | 2 | 50 |
| **Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie,** von Dr. **Moritz Kronfeld.** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . | 2 | 50 |
| **Kunstformen der Natur.** 100 Tafeln in Farbendruck und Ätzung mit beschreibendem Text von Prof. Dr. **Ernst Haeckel.** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 Mk. — Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . | 35 | — |

## Geographische Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Allgemeine Länderkunde.** *Kleine Ausgabe,* von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** Mit 62 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen, 30 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 1 Tabelle. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je | 10 | — |
| **Die Erde und das Leben.** Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 17 | — |
| **Afrika.** *Zweite,* von Prof. Dr. **Friedr. Hahn** *umgearbeitete Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| **Australien, Ozeanien und Polarländer,** von Prof. Dr. **Wilh. Sievers** und Prof. Dr. **W. Kükenthal.** *Zweite Auflage.* Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| **Süd- und Mittelamerika,** von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . | 16 | — |
| **Nordamerika,** von Prof. Dr. **Emil Deckert.** *Zweite Auflage.* Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 16 | — |
| **Asien,** von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** *Zweite Auflage.* Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| **Europa,** von Prof. Dr. **A. Philippson.** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| **Das Deutsche Kolonialreich.** Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Meyer.** Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Holzschnitt und Ätzung, 54 farbigen Kartenbeilagen und 102 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 15 | — |
| **Meyers Geographischer Handatlas.** *Vierte Auflage.* 121 Haupt- und 128 Nebenkarten, 5 Textbeilagen und Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. Gebnnden, in Leinen . . . . . . . . . . . . | 15 | — |

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs.** *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit 52 Stadtplänen, 19 Umgebungs- und Übersichtskarten, einer Verkehrskarte und vielen statistischen Beilagen. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 2 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 18 | — |
| **Ritters Geographisch-Statistisches Lexikon.** *Neunte Auflage.* Revidierter Abdruck. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . je | 25 | — |
| **Bilder-Atlas zur Geographie von Europa,** von Dr. **A. Geistbeck.** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . | 2 | 25 |
| **Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile,** von Dr. **A. Geistbeck.** Beschreibender Text mit 314 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 2 | 75 |
| **Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland** nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von **P. Krauss.** Maßstab: 1:1 500 000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinen gespannt mit Stäben zum Aufhängen | 2 | 25 |

## Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Weltgeschichte,** herausgegeben von Dr. **Hans F. Helmolt.** Mit 55 Karten und 178 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 10 | — |
| **Meyers Historischer Handatlas.** Mit 62 Hauptkarten, vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß in tabellarischer Form und 10 Registerblättern. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 6 | — |
| **Das Deutsche Volkstum,** herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Meyer.** *Zweite Auflage.* Mit 1 Karte u. 43 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk. — in 1 Halblederband . . . . . . . . | 18 | — |
| **Urgeschichte der Kultur,** von Dr. **Heinrich Schurtz.** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte und 23 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| **Geschichte der Deutschen Kultur,** von Prof. Dr. **Georg Steinhausen.** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 219 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 2 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 10 | — |
| **Natur und Arbeit.** Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. **Alwin Oppel.** Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden je 10 Mk. — in 1 Halblederband | 20 | — |

## Literatur- und kunstgeschichtliche Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Geschichte der Deutschen Literatur,** von Prof. Dr. **Friedr. Vogt** und Prof. Dr. **Max Koch.** *Dritte Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 43 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . . je | 10 | — |
| **Geschichte der Englischen Literatur,** von Prof. Dr. **Rich. Wülker.** *Zweite Auflage.* Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung, Kupferstich und Holzschnitt und 15 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 10 | — |
| **Geschichte der Italienischen Literatur,** von Prof. Dr. **B. Wiese** und Prof. Dr. **E. Pèrcopo.** Mit 158 Textabbildungen und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimilebeilagen. Geb., in Halbleder | 16 | — |

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Geschichte der Französischen Literatur,*** von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** *Zweite Auflage.* Mit 160 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimilebeilagen. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .je | 10 | — |
| ***Weltgeschichte der Literatur,*** von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je | 10 | — |
| ***Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker,*** von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit 1361 Abbildungen im Text und 162 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 3 Halblederbänden . . je | 17 | — |

## Wörterbücher.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Konrad Duden.*** *Achte Auflage.* Gebunden, in Leinen . . . . . . | 1 | 60 |
| ***Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Konrad Duden.*** *Zweite Auflage.* Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | — | 50 |
| ***Wörterbuch der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Daniel Sanders.*** Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .je | 20 | — |
| ***Handwörterbuch der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Daniel Sanders.*** *Achte,* von Dr. ***J. Ernst Wülfing*** *neubearbeitete Auflage.* Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 10 | — |

## Technik.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Moderne Technik.*** Die wichtigsten Gebiete der Maschinentechnik und Verkehrstechnik allgemeinverständlich dargestellt und erläutert durch zerlegbare Modelle. Herausgegeben von Ingenieur ***Hans Blücher.*** Mit 1391 Abbildungen im Text und 15 zerlegbaren Modellen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . | 40 | — |

## Meyers Klassiker-Bibliothek.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Arnim**, herausgeg. von *J. Dohmke*, 1 Band | 2 | — |
| **Brentano**, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band | 2 | — |
| **Bürger**, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band | 2 | — |
| **Chamisso**, herausg. von *H. Tardel*, 3 Bände | 6 | — |
| **Eichendorff**, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände | 4 | — |
| **Freiligrath**, herausg. von *P. Zaunert*, 2 Bände | 4 | — |
| **Gellert**, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band | 2 | — |
| **Goethe**, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden . . . | 30 | — |
| — große Ausgabe in 30 Bänden . . . | 60 | — |
| **Grabbe**, herausgegeben von *A. Franz* und *P. Zaunert*, 3 Bände . . . . . . | 6 | — |
| **Grillparzer**, herausg. von *R. Franz*, 5 Bände | 10 | — |
| **Gutzkow**, herausgeg. von *P. Müller*, 4 Bände | 8 | — |
| **Hauff**, herausg. von *M. Mendheim*, 4 Bände | 8 | — |
| **Hebbel**, herausgeg. von *K. Zeiß*, 4 Bände . | 8 | — |
| **Heine**, herausgeg. von *E. Elster*, 7 Bände . | 16 | — |
| **Herder**, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände | 10 | — |
| **E. T. A. Hoffmann**, herausg. von *V. Schweizer* und *P. Zaunert*, 4 Bände . . . . | 8 | — |
| **Immermann**, herausg. von *H. Maync*, 5 Bände | 10 | — |
| **Jean Paul**, herausg. von *R. Wustmann*, 4 Bde. | 8 | — |
| **Kleist**, herausgegeben von *E. Schmidt*, 5 Bde. | 10 | — |
| **Körner**, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände | 4 | — |
| **Lenau**, herausg. von *C. Schaeffer*, 2 Bände | 4 | — |
| **Lessing**, herausg. von *G. Witkowski*, 7 Bde. | 14 | — |
| **O. Ludwig**, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bände | 6 | — |
| **Mörike**, herausgeg. von *H. Maync*, 3 Bände | 6 | — |
| **Nibelungenlied**, herausg. von *G. Holz*, 1 Bd. | 2 | — |
| **Novalis** u. **Fouqué**, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd. | 2 | — |
| **Platen**, herausgegeben von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*, 2 Bände . . . . . . | 4 | — |
| **Reuter**, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände . . . . | 10 | — |
| — große Ausgabe, 7 Bände . . . . | 14 | — |
| **Rückert**, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände | 4 | — |
| **Schiller**, herausgegeben von *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden . . . | 16 | — |
| — große Ausgabe in 14 Bänden . . . | 28 | — |
| **Shakespeare**, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung. Bearbeitet von *A. Brandl.* 10 Bände | 20 | — |
| **Tieck**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände | 6 | — |
| **Uhland**, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände | 4 | — |
| **Wieland**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände | 8 | — |

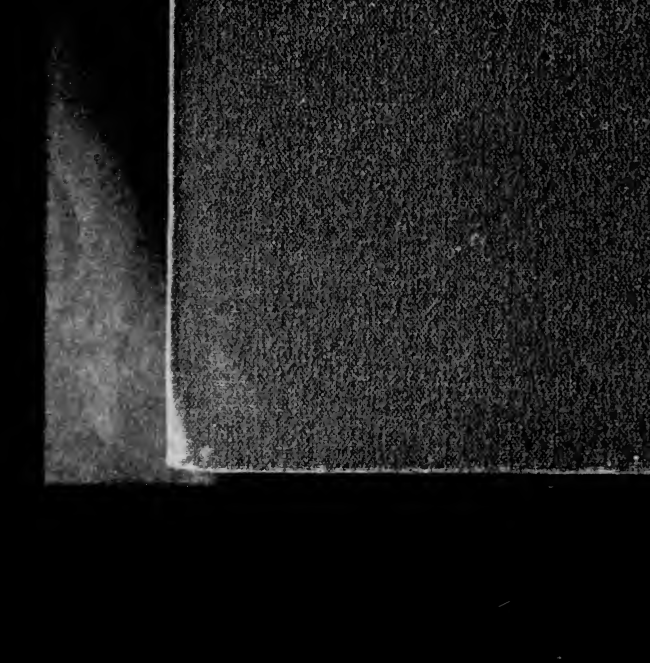
—— *In Leineneinband; für Halbledereinband sind die Preise um die Hälfte höher.* ——

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

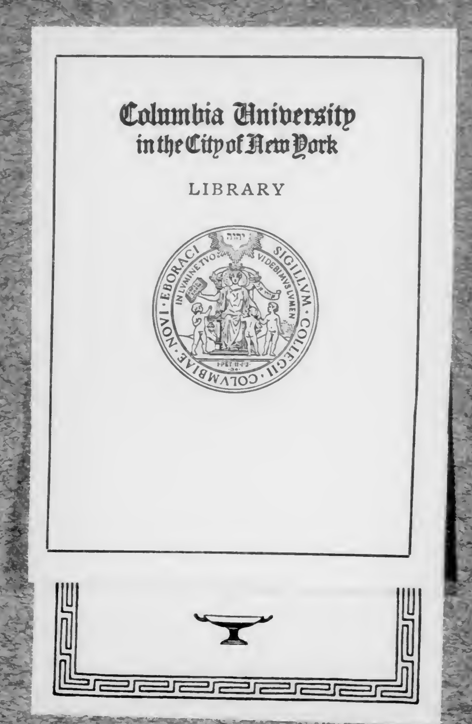




Geschichte der deutsc en kultur



VOLUME 2



Columbia University
in the City of New York
LIBRARY
SIGILLVM COLLEGII COLVMBIAE NOVI EBORACI

# Geschichte

der

# Deutschen Kultur.

Zweiter Band.

# Geschichte

der

# Deutschen Kultur.

Von

Prof. Dr. Georg Steinhausen,
Bibliotheksdirektor in Cassel.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Mit 127 Abbildungen im Text und 12 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung.

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1913.

Zweiter Band.

# Vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

# Inhalts-Verzeichnis.



# Verzeichnis der Abbildungen.

## Farbendrucktafeln.



## Tafeln in Kupferätzung.



## Abbildungen im Text.

# I. Geschichte der deutschen Landschaft vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Der Zeitpunkt, mit dem dieser zweite Band unserer Darstellung anhebt, bedeutet den Beginn einer neuen Periode in der Geschichte der deutschen Landschaft. Wenn auch deren Umgestaltung sich unaufhaltsam weiter vollzog — denn die Entwickelung der Kultur steht nicht still —, so trat doch gegenüber der vorhergehenden Zeit des eifrigen Ausbaues, die bereits eine abwechselungsreiche Kulturlandschaft hervorgebracht hatte, vom 14. Jahrhundert etwa bis zum 18. eine ruhigere Periode ein. Für sie ist vor allem ein Nachlassen der bisherigen Ausbau- und Rodungstätigkeit bezeichnend. Nicht freilich für alle Gebiete. Einerseits ging die Ausbautätigkeit jetzt höher in die Gebirge hinauf; in den Alpengebieten ist im 16. Jahrhundert viel neues Land kultiviert worden. Dasselbe war damals in größerem Maßstabe in den nordöstlichen Kolonialgebieten der Fall, wo mit der Ausbautätigkeit früher meist erst im groben begonnen war. Die Rittergüter entwickelten sich noch mehr in die Weite, und der lohnende Getreidehandel führte im Ostseegebiet eine größere Ausdehnung des bebauten Landes herbei. Im Bereich des Deutschen Ordens hatte anfangs zum Teil die städtische Siedelung überwogen (vgl. Bd. I, S. 390), gegründet auf den Handel mit den Produkten der großen Waldmasse: jetzt ging man allgemeiner an den Ausbau des Landes. Auch im übrigen Deutschland, in gewissen Gebieten der Mittelgebirge z. B., kamen noch Rodungen nach Bedarf vor, waren jedoch nichts Charakteristisches mehr. Im Nordwesten endlich begann schon damals manchenorts eine Kolonisation der gewaltigen Moorstrecken, indes ohne wesentlichen Erfolg. Die Eindeichung der Ströme in den Niederungen ferner ließ noch vielfach zu wünschen übrig, und die Sicherung des Kulturlandes ist hier erst viel später völlig gelungen. Die Neugründungen von Städten und Dörfern hören nach dem 14. Jahrhundert im wesentlichen auf. Es sind sogar viele Dörfer durch Kriege, den Bruder-, den Bauernkrieg usw., auch durch verheerende Seuchen zu Wüstungen geworden. Das Bauland um die Wüstungen wurde aber oft von den Herren einfach okkupiert. Anderseits ließ man Land wirklich wüst werden und dem Walde wieder zufallen, da nämlich, wo man im Ausbauzeitalter zur Kultur ungeeignete Flächen in Angriff genommen hatte, oder wo längerer Raubbau den Boden erschöpft hatte.

Daß im allgemeinen die Ausbautätigkeit nachließ, bewirkten verschiedene Gründe. Die Fruchtbarkeit der Bevölkerung hat wohl kaum abgenommen. Aber die Bevölkerung selbst minderte sich durch gewaltige Seuchen, wie vor allem den Schwarzen Tod (vgl. Bd. I, S. 426). Aus dem Westen waren ferner im Kolonisationszeitalter viele Leute nach Osten abgewandert. Infolge der dichteren städtischen Wohnweise wurde das Ausdehnungsbedürfnis überhaupt

geringer. Der Zug in die Städte entleerte vielmehr zum Teil das Land. Der Zunahme der Städte entsprach der Rückgang der Dörfer. Die Abnahme der Rodetätigkeit im besonderen lag einmal daran, daß der gute, anbaufähige Boden dem Wald in der Hauptsache nunmehr entrissen war, weiter aber vor allem an einer von den Landesherren und der Grundherrschaft ausgehenden Reaktion gegen die fortgesetzte Waldverwüstung (vgl. Bd. I, S. 395). Rodeverbote oder entsprechende Maßnahmen begegnen ungefähr seit 1300, im 15. Jahrhundert werden strenge Ordnungen gegen das Roden erlassen (vgl. auch S. 11). Dazu trieb zunächst die Holznot. Die Bautätigkeit in den Städten — noch überwogen die Holzbauten — verschlang sehr viel Bauholz, insbesondere Eichenholz. Die Holzarmut einzelner Gegenden rief dann auch früh einen lohnenden Holzhandel (Flöße) hervor und die Nachfrage nach Holz wieder eine vermehrte Wertschätzung des Waldes und damit bessere Waldwirtschaft. Auch das Interesse der Grundherren wie der Bauern an der Erhaltung der Weide im Wald, insbesondere der Mastnutzung in Eichen- und Buchenwäldern, die erst im 18. Jahrhundert schwindet, wirkte der Rodung entgegen. Anderseits schädigte die Viehweide den Laubwald außerordentlich; der Bauer nutzte überhaupt den Wald rücksichtslos aus. Bald war der Wald nur im Innersten großer Komplexe einigermaßen unberührt; je näher dem Rande, um so lichter war er infolge der Nutzung, um so verkrüppelter durch den Verbiß der jungen Bäume. Zum Waldschutz führte endlich die von den Herren befürchtete Beeinträchtigung der Jagd (vgl. Bd. I, S. 395).

Landschaftlich ist im Walde der Beginn einer anderen Verteilung der Holzarten von Wichtigkeit. Bisher überwog der wegen der Nutzung, Weide usw. auch von den Menschen begünstigte Laubwald. Seine Fläche wurde aber durch die Rodung, weil er den günstigeren Boden innehatte, mehr gemindert als die des Nadelwaldes, auch wohl durch die fortschreitende Auslaugung des Bodens — der Laubwald braucht Nährsalze — infolge des Regens. Der Bedarf an Bauholz ließ bei den Schutzmaßregeln, die, wie erwähnt, für den Laubwald, besonders für die Eichen einsetzten, an Nadelholz stärker als bisher denken. Man muß auch die geringeren Ansprüche desselben, besonders der Kiefer, an den Boden erkannt haben. Im 15. Jahrhundert begann man in Gegenden, die kein Nadelholz hatten, Nadelwälder künstlich anzulegen. Aus alten Nadelholzgebieten, zumal dem fränkischen, aus Nürnberg, wo man sich auch auf eine wirkliche Nadelhölzkultur, somit überhaupt zuerst auf eine Waldkultur legte, führte man schon im 14. Jahrhundert Tannensamen aus, im 15. und 16. Jahrhundert besonders nach der Rheinebene und nach Frankfurt am Main. Aus dem Brandenburgischen sandte man solchen nach Holstein und dem Nordwesten. Die anspruchslosen Nadelhölzer eroberten ferner jene verödeten Ländereien oder wurden zur Aufforstung heruntergekommener Waldbestände verwandt. Wir werden noch weiter (S. 13) davon hören.

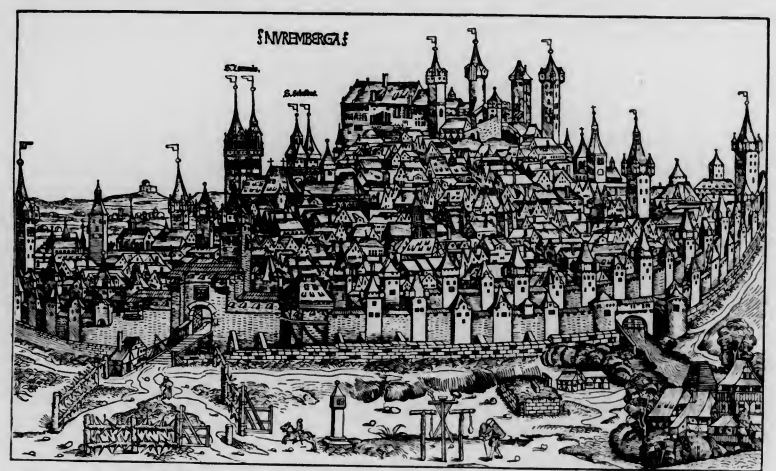
Das Kulturland erlebte seinerseits naturgemäß weiteren Wandel. Immer mannigfaltiger wurde das Bild, das es bot. Unter den angebauten Pflanzen nahm der Weizen zu, neu trat seit dem 15. Jahrhundert der ursprünglich orientalische Buchweizen auf, besonders in Norddeutschland. Später ging aber sein Anbau ebenso wie der der uralten Hirse und der Linse sehr zurück. Von Futterpflanzen begann man den früher wild wachsenden Klee spärlich anzubauen, in der Rheinpfalz im späten 16. Jahrhundert auch die Luzerne, im 17. die Esparsette. Rübsen- und Rapsbau ist im wesentlichen für Thüringen (Goldene Aue) seit dem 16. Jahrhundert belegt. Um 1630 beginnt der Tabakbau in Deutschland (Elsaß, Pfalz,



Nürnberg, Sachsen, Thüringen) einzudringen, gegen 1700 erobert er Brandenburg, Hessen, Mecklenburg. Ursprünglich wurde diese amerikanische Pflanze als Zier- und Heilpflanze in den Gärten gezogen. Durch die Einfuhr des Indigo litt der namentlich in Thüringen äußerst lebhafte und zu Ausgang des Mittelalters für ganze Gegenden charakteristische Anbau der altheimischen Farbpflanze, des Waid, außerordentlich, namentlich seit dem 17. Jahrhundert. Doch hat er erst im 19. ganz aufgehört.

Die Entwickelung der Siedelungen, die in der abgelaufenen Periode zu den landschaftlich wichtigen neuen Erscheinungen der Burg und der Stadt geführt hatte (vgl. Bd. I, S. 23ff.), weist jetzt weniger einschneidende, aber zum Teil doch bedeutsame Änderungen auf. Von der ältesten Siedelungsform, dem Dorf, ist in der neuen Periode gegenüber dem für die frühere Zeit Gesagten (vgl. Bd. I, S. 21ff.) nichts Besonderes hervorzuheben; es sei nur nachträglich erwähnt, daß die Form des Runddorfes neuerdings nicht mehr als schlechthin slawisch gilt. Dagegen gewinnt die Stadt, so wichtig ihre Entwickelung bereits im 13. Jahrhundert geworden ist, doch gerade erst für das ausgehende Mittelalter ihre überragende Bedeutung. Jetzt beginnt ihre eigentliche Blütezeit. Zwar sahen wir (Bd. I, S. 26), daß der äußere Umfang der bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts vorhandenen Städte seitdem nicht mehr zunimmt: von besonders bedingten größeren Veränderungen, wie in Augsburg, abgesehen, handelt es sich mehr um inneren Ausbau und immer reichere Ausgestaltung. Stärker als zuvor heben sich die Städte, an Einwohnerzahl bedeutend, freilich nicht nach modernen Begriffen, gewachsen, überall durch die festen Mauern, Wehrtürme und Tore, durch die ragenden Kirchen mit ihren oft gewaltigen Türmen und Dächern, durch die Türme und Giebel der Rathäuser und sonstiger Bauten aus der umgebenden Landschaft mit scharf umrissener Silhouette hervor. Sie sind nun völlig zu beherrschenden Mittelpunkten der Landschaft geworden, unterbrechen anziehend und abwehrend die verhältnismäßige Ruhe der übrigen Teile und geben der Landschaft gerade in der späteren Zeit des Mittelalters eine neue charakteristische Färbung. In den Holzschnitten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind uns diese stolzen Städteprospekte überliefert, etwa in Werken wie Hartmann Schedels Weltchronik und später in demjenigen Brauns und Hogenbergs. Auch noch die Merianschen Kupfer des 17. Jahrhunderts haben eine gewisse Gültigkeit für frühere Zeiten. Die Turmfülle ist das bezeichnendste. Namentlich in der gotischen Epoche entstanden jene ragenden Türme an kirchlichen Bauten, kleinere auch an weltlichen, wie den Rathäusern. Vor allem sind es die Reichsstädte, die dadurch wie überhaupt durch mächtige, nicht immer den Verhältnissen entsprechende Bauten ihre Macht äußerlich kundzutun suchen. In den Residenzstädten tritt anderseits der Schloßbau als Machtdokument der Fürsten am meisten charakteristisch hervor, vor allem in den kleinen. Auf das Stadtbild wirkten seit Ausgang des Mittelalters im übrigen zum Teil fremde Einflüsse, so auf eine Reihe süddeutscher Städte, in welche Verkehrsstraßen von Italien her mündeten, italienische, auf einige westliche Städte, z. B. Straßburg, französische. Die Häuser der Stadt, die, aus den ländlichen erwachsen (vgl. S. 36), den Hof nach hinten gedrängt und eine schmale Front, dafür größere Tiefe und Höhe erhalten hatten, waren auch immer stattlicher geworden. Die Brandgefahr, aber auch die Sucht, seinen Reichtum zu zeigen, trugen zur Verdrängung der Holzbauten bei (vgl. S. 37, 39), abgesehen vom Nordwesten. Man spricht häufig und gern von dem malerischen Straßenbild der mittelalterlichen Stadt. Dieses Malerische entsteht einmal durch die krumme Linie, die Gewundenheit der Straßen. Infolge dieser Krümmung

konnten aber auch die Häuser nicht in einer ununterbrochenen Linie fortlaufen, sondern dies oder jenes mußte gegenüber einem anderen vor- oder zurücktreten: es entstanden in der Straßenfront Ecken, Winkel, also eine fortwährende Abwechselung von Licht und Schatten. Dazu kamen nun (vgl. S. 35 f.) die Überhänge, Lauben und Erker der Häuser selbst, die freilich den Straßen Luft und Licht absperrten, aber das malerische Bild ebenso hoben wie die meist spitzen Giebel und die durch Türmchen, auch durch phantastische Wasserspeier belebten Dächer. Steigt eine Stadt, wie öfter, bis zu einer krönenden Burg an, so ist das immer völlig geschlossene Bild des turmreichen Häuser- und Mauernkomplexes wahrhaft imponierend — man denke an Nürnberg (s. die untenstehende Abbildung). Aber auch kleinere Städte konnten in ihrer wehrhaften Trutzigkeit wohl den Gegensatz zur umgebenden bäuerlichen Landschaft scharf ausdrücken.




Nürnberg. Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum", Nürnberg 1493, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Und dieser Gegensatz zwischen Stadt und Land ist nun überhaupt das Bezeichnende geworden, so sehr die Städte in ihrem Inneren vielfach noch lange den agrarischen Charakter bewahrt haben (vgl. S. 48 f.). Natürlich ist dieser Gegensatz in den einzelnen deutschen Landschaften nicht der gleiche. Was Riehl einmal in dieser Beziehung für die Verhältnisse der Gegenwart ausführt, gilt im wesentlichen schon für die damalige Zeit. Neben einer Zone der reinen Bauernlandschaften, in der die kleinen Städte mehr große Dörfer sind, und die sich über einen großen Teil von Österreich (Tirol usw.), das bayerische Hochland, die höheren Striche der deutschen Mittelgebirge und über die Marschgebiete an der Küste erstreckt, gibt es die großen Gebiete, in denen „Stadt und Land aufs bestimmteste gesondert nebeneinander liegen". Es sind „das Hügel- und Hochflächenland des Südens und die großen offenen norddeutschen Ebenen", das „Hauptgebiet der größeren deutschen Staaten". Die fortschreitende Ausgleichung der Unterschiede zwischen Stadt und Land sodann, die Riehl in „Mitteldeutschland und dem Südwesten, dem Paradies der deutschen Kleinstaaterei", findet, und zwar so, daß das Dorf (ungünstig) von der Stadt beeinflußt wird, ist damals natürlich noch nicht festzustellen.



Vielmehr beeinflußte das Dorf auch hier eher die Stadt. Jedenfalls waren die kleinen Residenzen und sonstigen Städtchen mit dem kleinen Territorium, das sie beherrschten, inniger als Ganzes verbunden. Die Hauptsache bei der Erscheinung der entwickelteren städtischen Komplexe ist die Loslösung von der natürlichen Landschaft, mit der das Dorf noch im Zusammenhang geblieben war. Die feste Stadt dokumentiert das Ausschlaggebende der Kultur in der Landschaft. Zugleich führt die Stadt die wirtschaftlich-kulturelle Rolle des Dorfes in höherer Weise fort.

Außerhalb der Stadt war die Welt natürlicher Einfachheit viel weniger gestört. Auch da, wo, abgesehen von der landwirtschaftlichen Tätigkeit, Arbeitsbetriebe der Menschen auf dem Lande oder im Walde in die Erscheinung traten, fügten sich diese Gewerbsstätten, zumal wenn sie auf die natürlichen Elemente basiert waren, wie eine harmonische Ergänzung in den Rahmen der Landschaft. Man denke an die Mühlen, ob sie nun in der windoffenen Ebene Niederdeutschlands als Windmühlen reizvoll die horizontale Fläche unterbrechen, oder ob sie in den Tälern der mittel- und süddeutschen Gebirge als Wassermühlen jene idyllischen, malerischen Bilder gewähren, die den schärfsten Gegensatz zu der heutigen hastenden industriellen Arbeit darstellen. Auch die Ausgangspunkte hämmernder Bearbeitung der Metalle und rauchigen Feuerbetriebes, die Schmieden, wirken in ihrer Isoliertheit draußen vor dem Dorfe oder gar im Walde eher malerisch als unschön. Häßlicher mögen die Eisenhütten und Eisenwerke, wie sie sich von der Steiermark schon ziemlich früh im Mittelalter nach Sachsen, Thüringen und dem Harz, ferner am Niederrhein und im Elsaß verbreitet hatten, in die Erscheinung getreten sein. Hochöfen gab es wohl am frühesten in den Niederlanden, in Sachsen und dem Harz erst mit Beginn des 17. Jahrhunderts. Frühmittelalterliche Betriebe sind ferner schon die Kalköfen, die die Landschaft aber auch nicht verschönert haben.

Als die Macht des Bürgertums allmählich dahinschwand, behielten die Städte ihr altes Aussehen, wirkten freilich mehr und mehr als erstarrende Körper, die neuer Blutzufuhr bedurften. Sie hatten gleichwohl noch eine Zukunft: längst aber war um diese Zeit die Mehrzahl jener Gebilde zerstört oder in unaufhaltsamem Verfall begriffen, die einst ein bedeutendes Element in die Landschaft gebracht hatten, die Mehrzahl der Burgen. Seit die Kultur im ausgehenden Mittelalter in die Städte gezogen war, war es mit der Glanzzeit der Burgen zu Ende: auch der hohe Adel residierte nun wie der Fürst in der Stadt und ließ seine Burgen durch Verwalter instand halten. Die häufig verarmten Ritter aber, die auf ihren Burgen von kärglichen Lieferungen oder vom Raub leben mußten, konnten nichts für deren bauliche Erhaltung tun. Mit dem wirtschaftlichen Verfall kam auch der Verfall der Burg. Und wenn anfangs noch das wehrhafte Prinzip der Burg, insbesondere bei den ausdrücklich zu Sicherungszwecken gebauten, aufrechterhalten war und noch im 15. Jahrhundert neue Burgen in nicht geringer Zahl errichtet wurden, so kam die Zeit, da sie den neuen Geschützen gegenüber immer weniger standhalten konnten und die hohe Berglage zwecklos wurde. Mit zahlreichen Burgen wurde in den Kriegen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts aufgeräumt. Bei manchen Raubnestern wurde im 14. und 15. Jahrhundert von den Städtern nach der Zerstörung der Wiederaufbau verhindert. Die Verfeinerung der Kultur tat auch das ihre, um die Bewohner die oft unwirtlichen Burgen meiden zu lassen. Treffend kennzeichnet das einmal die Zimmerische Chronik: „Unsere vorfaren haben ainest uf den hochen bergen in iren heusern und schlösern gewonet, do ist auch traw und glauben bei inen gewest, iczunder aber so lassen wir unsere bergheuser abgeen, bewonnen die nicht, sondern vilmehr befleißen wir uns in der ebne zu

wonnen, damit wir nahe zum badt haben." Vernachlässigung und Zerstörung machten so den größten Teil der Burgen zu Ruinen. Nur wenige blieben bis in die neueste Zeit erhalten. Die Bauern haben den Untergang verlassener Burgen noch befördert, indem sie die verfallenen Überreste als Steinbruch nutzten. Aber für die Landschaft und auch für das Gemütsleben der Nation sind die Burgen nicht wertlos geworden. Selbst als **Ruinen** und gerade als Ruinen haben sie seitdem einzelnen Teilen der deutschen Landschaft, den bergigen vor allem, ein geschichtliches Relief gegeben, zugleich ein höchst malerisches Element eingefügt. An sie knüpft die Romantik des Mittelalters. Was von Burgen wirkliches Leben behielt, das waren die auf einer Erhöhung oder bei gleichem Niveau abgesondert in den Städten gelegenen Wohnburgen der Fürsten, die nunmehr zu Stadtschlössern geworden waren, zu **Palästen**. Von ihnen ist in kunstgeschichtlichem Zusammenhang an anderer Stelle zu handeln.



**Garten in der Stadt.** Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrh.) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

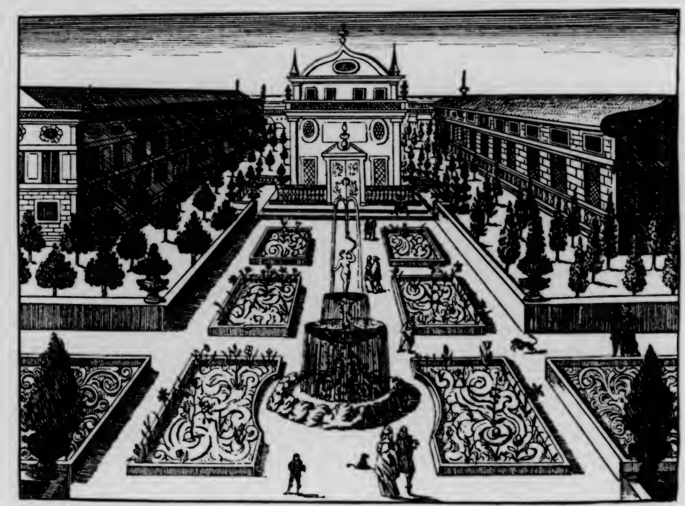
An die Sitze der Fürsten und Herren knüpft in dieser Zeit vor allem auch die neue bedeutende Rolle des **Gartens**, der aber schon vorher einen gewaltigen Fortschritt erlebt hatte. Die Entwickelung des Gartens ist zum Teil in anderen Kapiteln dieses Buches darzulegen: hier handelt es sich um die rein landschaftliche Seite. In dieser Beziehung hatte, wie wir (Bd. I, S. 17, 140 f., 337) sahen, der wenig entwickelte Ziergarten der mittelalterlichen Höfe, Burgen und Klöster noch nicht allzuviel Bedeutung. Wichtiger war immer der Nutzgarten. Und so blieb es auch in der Stadt. Die Enge derselben und die Ausnutzung des Raumes erlaubten größere Anlagen zudem nur außerhalb der Mauern. Durch Stadterweiterungen wurden nun solche Plätze öfter in das ummauerte Gebiet einbezogen und erhielten sich dann häufig als Gärten. Immerhin kamen auch ältere Gärten in den Stadtklöstern und in den Höfen weltlicher und geistlicher Herren vor (s. die obenstehende Abbildung). Was aber der Durchschnittsbürger an Gartenland beim Hause hatte, das war durchweg Gemüse-, kaum noch Obstgarten. Wenn ferner bereits 1486 das „Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern" von den „wunderliblich angelegten gaerten" spricht, die namentlich am Rhein „nit alleyn bei großen herren, sondern auch offtmals bei einseltigen bawersleuten" anzutreffen seien, so handelt es sich meist wieder um Nutzgartenbau, der ja z. B. bei Erfurt, Frankfurt, Bamberg usw. schon damals eine gewisse Höhe erreicht hatte. Auch Äneas Silvius hat bei seinem



Lob der ländlichen und vorstädtischen Gärten wesentlich den Nutzgarten im Auge. Und wenn auch jener Ziergarten aus höfischen Kreisen auf reichere Patrizier hier und da überging — er befand sich dann oft mit burgartig eingerichteten Lusthäusern außerhalb der Stadt (vgl. S. 45) —, so wurde die eigentliche Gartenkunst doch erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts aus Italien übernommen: erst damals wurden auch jene Lustgärten häufiger, und wie die Zimmerische Chronik im 16. Jahrhundert von einem „schönen Lustgarten" bei Speyer zu erzählen weiß, so suchten die Gärten der Peller und Tetzel in Nürnberg und die von Beatus Rhenanus gepriesenen Gärten Raimund Fuggers wie überhaupt der Fugger in Augsburg, wo auch der des Ambrosius Hochstätter hervorragte, dem italienischen Vorbilde wenigstens nahe zu kommen. So drang denn, vor allem, wie gesagt, für die allmählich prunkvolleren Sitze der Fürsten und Herren, **der geometrisch-formale italienische Renaissancegarten**, der die Natur beherrschende und umformende, aber nicht nachahmende Kunstgarten mehr und mehr in Deutschland ein. Im Barock wurde er erst ein wirklich architektonischer Garten im Zusammenhang mit der Architektur des Hauses. Er wurde anderseits vor allem eine Stätte der Entwickelung des neuen welschen Prunkes, wobei man später im barocken Streben nach Effekt und in barocker Willkür immer mehr zu Unnatürlichkeiten und Ungereimtheiten, aber auch zu pompösen, großartigen Wirkungen kam und zugleich den immer mehr geschätzten Charakter würdevoller Steifheit auch dem Garten aufdrückte. Den neuen, auf oft mühsam hergerichteter ebener Fläche gelegenen, in entsprechendem Gelände nach italienischem Vorbild terrassenförmig angelegten Lustgarten mit jener streng architektonischen Anlage, mit den regelmäßigen Linien der Beete, Wege und Laubgänge, mit Irrgärten, Grotten, Springbrunnen, Kaskaden, Tempelchen, Statuen kann für Deutschland der Heidelberger Schloßgarten repräsentieren, der von seinem Schöpfer de Caus 1620 im „Hortus Palatinus" beschrieben worden ist. Das Wasser verwertete man früh, vor allem fügte man es durch Bassins in die regelmäßige Anlage ein. Selbst den natürlichen Pflanzenwuchs zwang man ebenfalls früh zu künstlichen, regelmäßigen Formen: das ergab sich schon aus jener architektonischen Gestaltung des Gartens, man konnte dadurch zudem Rhythmus in die Anlage bringen. Man schnitt aber bereits zur Renaissancezeit auch aus Gewächsen allerlei Spielereien (Tiere und dergleichen) zurecht, wovon wir in einem späteren Kapitel hören werden. Das nahm im Barock immer mehr zu und charakterisierte dann besonders den **französischen Gartenstil**, der ebenso jene vom Altertum stammende gerade Anlage der Wege, Laubwände usw. übernahm. Aber er richtete sich doch gegen das übertriebene Beiwerk des italienischen Gartens, aus dem er sich entwickelte — die Wasserkünste blieben freilich ein Hauptstück —, betonte, dem französischen Geist entsprechend, neben der Regelmäßigkeit die Einfachheit und Klarheit, behielt aber auch die Harmonie und Symmetrie als Prinzip. Der eigentliche Schöpfer dieses Stiles ist André Lenôtre, der ganz von der Renaissance ausging. Nach dem Muster des von ihm angelegten Versailler Gartens, der in der Tat großzügig genug war, wurde nun der Garten der Großen auch in Deutschland gestaltet (s. die Abbildung S. 8), freilich oft viel kleinlicher und öder. In der Rokokozeit wandelte sich das Grandiose des Barocks in zierlichere, graziösere Anlagen mit Pavillons usw. Wir kommen auf diesen Stil noch (S. 18) ausführlich zurück.

Die **Blumen** als solche waren in diesen Gärten nicht die Hauptsache, aber man verlangte um des Prunkens willen nach seltenen, neuartigen Blumen. Und der reiche Pflanzenimport besonders aus Amerika und von den blumenliebenden, damals die Welt erschütternden

Türken her (über Venedig und Wien) hat seinerseits den Garten bedeutend umgestaltet. So sind aus Italien die Nelke, die später, im 18. Jahrhundert, zur Lieblingsblume wurde, die Levkoje, wohl auch die Feuerlilie gekommen, aus der Türkei die Narzisse, die Hyazinthe und die bald sehr beliebte Tulpe, die, zuerst in Prag bezeugt, Konrad Gesner schon 1559 in einem Augsburger Patrizierhaus sah, und die nachmals bekanntlich besonders bei den Holländern Pflege fand. Aus Mittel- und Südamerika führte man (meist erst später) die heute überall gesehene Sonnenblume, die Fuchsie und vielerlei Kakteen ein. Dazu kamen Ziersträucher und Zierbäume, wie die Zypresse und Myrte (aus Italien), die Syringe, der Goldregen und der Kirschlorbeer (aus der Türkei), der wilde Wein. Einiges wird noch für



Garten des 17. Jahrhunderts. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 7.

die zuletzt zu betrachtende Periode zu erwähnen sein. Neben dem Blumengarten ist nun aber auch der Nutzgarten, die Obstkultur bereichert worden. Die Vorliebe für das Fremdartige führte im 17. Jahrhundert zur Kultur von Südfrüchten, wieder aber mehr als absonderlicher Zier ohne praktischen Zweck. Pomeranzen und Feigenbäume werden beliebt, seit dem 17. Jahrhundert legt man bei den Schlössern „Orangerien“ an. Neu sind sodann die rote Johannisbeere und die Gartenerdbeere. Die Beerenkultur überhaupt wurde stärker erst im 18. Jahrhundert gepflegt. Von Gemüsepflanzen erscheinen jetzt der Kürbis (aus Amerika über Italien) und der Blumenkohl, von Arzneigewächsen der Kalmus und das Süßholz (in Deutschland vor allem in Bamberg seit Jahrhunderten angebaut).

Landschaftlich von Interesse ist nun aber weiter, daß in unserer Periode der Anbau einzelner schon im früheren Mittelalter bekannter Gemüse eine Neubelebung erfuhr und ganze Fluren in einzelnen deutschen Landesteilen bedeckte. Das betrifft unter anderem die Gurke, den Kopfkohl, aus dem das Sauerkraut bereitet wird, die weiße Rübe und den Meerrettich. Von einer Spargelzucht hören wir erst im 16. Jahrhundert. Ebenso nahm nun



die Obstkultur (vgl. Bd. I, S. 16f.) ganz bedeutend zu, später auch gefördert von dem landesherrlichen Regiment. Einen großen Aufschwung erfuhr der Obstbau, zum Teil schon im 16. Jahrhundert, insbesondere in Südwestdeutschland und in der Bamberger Gegend. Eine umgekehrte Entwickelung nahm in unserer Periode die Weinkultur, die man ja früher (vgl. Bd. I, S. 16) zum Teil auf ganz ungünstige Gebiete ausgedehnt hatte. Sie beschränkte sich schließlich auf die heute bekannten Weingegenden. Dieser Rückgang erklärt sich aber nicht aus klimatischer Verschlechterung, sondern aus dem weithin reichenden Handel mit besseren Weinen, denen der geringe Wein vieler Gegenden unterliegen mußte; weiter aber auch aus dem siegreichen Vordringen des Bieres. In jener Beziehung wirkte später besonders die Verfeinerung durch die neufranzösische Kultur, die mittels des Geschmacks der französischen Weine auch eine bessere Weinzunge bei den Deutschen ausbildete.

---

Der Garten wie jene Schloßbauten der Fürsten, die von der früheren Einfachheit allmählich abwichen, zeigen, wie die erneute Annäherung Deutschlands an die feinere Kultur der Romanen, der Italiener und Franzosen, auch die Landschaft beeinflußte. Die Fürsten sind es anderseits, die die Kultur der eigentlichen Neuzeit überhaupt sehr wesentlich bestimmen. Bald nach dem Zeitpunkt, mit dem man neuerdings richtiger als früher die Neuzeit beginnen läßt, nämlich der Mitte des 17. Jahrhunderts, etwa seit Beginn des 18., beginnt nun auch landschaftlich eine neue Periode. Es ist die Zeit, in der die bewußte Kulturarbeit des absoluten Staates schärfer einsetzt. Landschaftlich kommt vor allem die Arbeit auf dem Gebiet der inneren Kolonisation, für die es noch reichlich Betätigungsfeld gab, in Betracht. Die Pläne und Maßregeln der Fürsten und ihrer Regierungen wurden ganz wesentlich unterstützt durch einen großen Kolonisierungseifer der Bevölkerung selbst, der dem damaligen sonstigen Kultureifer entsprach. Man suchte jetzt namentlich die wasserbedeckten und sumpfigen Teile unseres Vaterlandes der Kultur zu erobern. Es ging nicht mehr gegen den Wald, sondern gegen das Wasser. Im 18. Jahrhundert nahm vor allem in dem immer noch sehr unkultivierten Osten diese Neugewinnung von Kulturland einen gewaltigen Umfang an, besonders durch die preußischen Könige. Sand und Sumpf, wie sie zum großen Teile die Mark charakterisierten, wasserbestandene Flächen, wie sie in Pommern häufig waren, wurden in großem Maßstabe zu Kulturland umgewandelt. Friedrich Wilhelm I. wandte in der Hauptsache sein Augenmerk der Wiederkultivierung des durch die Pest entvölkerten Ostpreußens zu, in das er zahlreiche Kolonisten aus dem Reich und der Schweiz, später vor allem jene oft erwähnten 17000 Salzburger zog. Vorher (1718—22) aber war von ihm schon die seit 1714 geplante Entwässerung des Havel- und Rhinluchs ins Werk gesetzt worden. Die Kolonisation hat das bis dahin völlig wilde Havelluch nicht zu einem fruchtbaren Garten, sondern nur zu einem „Gras- und Torfland“ machen können. Die entsprechenden Unternehmungen Friedrichs des Großen, die dieser selbst als friedliche Eroberung einer Provinz bezeichnete, die Entwässerung des Oder- und später des Warthebruchs, hat Fontane anziehend geschildert. Unter dem großen König wurden ferner im Drömling 80000 Morgen kultiviert. Auch Friedrich zog überall möglichst viel fremde Kolonisten heran. Bei der durch seine Kriege herbeigeführten Entvölkerung war diese Maßregel für sein Land überhaupt nötig. Insgesamt soll er 300000 Kolonisten angesetzt haben. Eine Heranziehung von solchen erschien schließlich auch in den neugewonnenen, früher polnischen Ländern geboten; Westpreußen erhielt so zum Teil ein anderes Aussehen. Auch Friedrich Wilhelm III. hat

solche Verdienste: er bekämpfte besonders die zunehmende Versandung in Pommern und Ostpreußen durch Aufforstungen. Im ganzen wurde in diesem Zeitraum überhaupt der Osten auf eine viel höhere Stufe wirtschaftlicher Kultur gehoben, so daß allmählich auch die Bevölkerung dichter, die Betriebsamkeit größer wurde.

Ein anderer Schauplatz umfassender Kultivierungstätigkeit dieser Zeit liegt im Nordwesten. Dessen durch umfassende Moorkolonisationen herbeigeführte Umgestaltung bildet gewissermaßen die letzte große Etappe des Ausbaues unseres Vaterlandes. Die gewaltigen Moore im heutigen Oldenburg, Hannover und Nordwestfalen hatte man im Mittelalter sich selbst überlassen, nur Torfstich seit langem betrieben. Seit 1700, in Ostfriesland und Papenburg schon im 17. Jahrhundert, ging man an Meliorierung und Kultivierung der Moore, und zwar mittels Moorbrennens, dessen geregelte Form aus Holland um 1700 übernommen wurde, oder mittels der holländischen Fehnkultur mit ihrem System von Hauptkanal und Seitenkanälen; bei ihr spielt der Abbau von Torf eine Hauptrolle. Gewonnen wurden im 18. Jahrhundert so zwischen Elbe und Weser das Teufelsmoor, das Gnarrenburger Moor und andere, so daß um 1800 dies Gebiet im ganzen kolonisiert war; immerhin hat sich im 19. Jahrhundert das Kulturland noch beinahe verdreifacht. In dem Gebiet der mittleren Ems kultivierte man mit geringem Erfolg das Bourtanger Moor links und das Arenberger Moor rechts der Ems, mit großem dagegen das von dem Drost Dietrich von Velen schon seit 1641 (1630) in Angriff genommene Papenburger Moor. In Ostfriesland gewann man mittels Brennkultur anfangs nur geringe, seit dem Urbarmachungsedikt Friedrichs des Großen von 1765 größere Flächen. Im ganzen gedieh hier die Kolonisierung nicht besonders. Für das übrige Deutschland, das ja namentlich im Südwesten und am Rhein seit langem fast kein Kolonisationsfeld mehr bot, ist von solcher Betätigung im wesentlichen nur noch aus einzelnen Gebieten Bayerns zu berichten. So sind im 18. Jahrhundert im Algäu kleinere Moore der Abtei Kempten kultiviert worden, so in der Hauptsache im 19. die größeren Moorflächen Oberbayerns, namentlich das große Donaumoos (seit 1790, erneut seit 1872), zu einem geringeren Teil die beiden Isarmoore, das Dachauer Moos und das Erdinger Moos, neuerdings auch der Chiemseer Filz und niederbayerische Moore links der Isar. Mit den nordwestdeutschen und den preußischen Gewinnen an Kulturland können sich diejenigen in Bayern indes nicht messen.

Landschaftlich hat die Moorkolonisation jedenfalls für die von ihr ergriffenen Gebiete einen völligen Wandel hervorgebracht. Je mehr sich die Kolonisten von Torfgräbern — das blieben sie (s. oben) zunächst vorzugsweise — zu wirklichen Bauern entwickelten, um so abwechselnder, um so reicher, um so heiterer wurde das Aussehen der Landschaft. Hier vollzog sich der Wechsel von Wildland, noch dazu einem lebensarmen, einförmigen, düster melancholischen Heide- und Sumpfland, zu einem fortgeschritteneren Kulturland mit besseren Bauernhäusern, festen Straßen, mit Kornfeldern, Wiesen und Weiden unmittelbar, ohne die sonst dazwischen liegende lange Entwickelung. Charakteristisch für die Moorkolonien bleiben die Gräben.

Die Beseitigung der Bruchregionen in Preußen ist in landschaftlicher Beziehung aber auch wegen des durch sie bedingten Verschwindens breiter Wasserflächen, wie sie insbesondere im Frühjahr die Gegend charakterisierten, von Wichtigkeit. Eine Beseitigung kleinerer Wasserflächen ist auch in einem anderen Teile Deutschlands in späterer Zeit festzustellen, in Mitteldeutschland. Riehl berichtet in seinem 1857 erschienenen Buch „Die



Pfälzer", daß die vielen kleinen Weiher im Westrich neuerdings meist trocken gelegt seien. Die Ergötzlichkeit der Fischerei, um derentwillen dieses Gebirge im Mittelalter berühmt war, sei fast ganz erloschen, die Gesundheit der Gegend habe sehr gewonnen, aber die landschaftliche Schönheit Einbuße erlitten. Diese künstliche Trockenlegung der zahlreichen kleinen Weiher, die noch um 1750 fast alle deutschen Waldgebirge schmückten, wiederhole sich in den meisten Mittelgebirgen. Der fette Weiherboden lohne freilich den Anbau besonders. Daß im übrigen unsere Seen überhaupt durch Vermoorung, neuerdings zum Teil auch durch künstliche Entwässerung, in außerordentlich starkem Umfange in historischer Zeit vermindert sind, sei nebenher erwähnt.

Ein Gebiet einer an das Mittelalter erinnernden Rodetätigkeit endlich muß noch hervorgehoben werden. Es ist im Bayerischen Walde gelegen. Die Passauer Fürstbischöfe haben hier kolonisierend sich betätigt. Aus zwei mittelalterlichen Waldsiedelungen sind hier seit Mitte des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe von freilich nur wenig gedeihenden „Reutorten" in dem Grenzgebiet nach Böhmen zu geworden. Gut haben sich aber die weiter südwärts gelegenen Siedelungen im Breitenberger Wald (wesentlich seit 1698) entwickelt, „Neuwelt" genannt. Auch sonst hat die Rodetätigkeit nicht völlig aufgehört, so nicht in Oberschwaben, wo man im 17. und 18. Jahrhundert sich neues Ackerland erschloß, so auch nicht in den westlichen Landen. Freilich handelte es sich dabei zunächst um die Wiederurbarmachung der vom Wald nach dem großen Krieg eroberten Gebiete. Besonders ist aber in Preußen kräftig gerodet worden, namentlich unter Friedrich dem Großen. Eine stärkere, von Smithschen Anschauungen beeinflußte Rodeperiode hat sodann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingesetzt. Unter dem Zeichen der wirtschaftlichen Freiheit des Einzelnen minderten Private wie Gemeinden unbekümmert und vom Staate meist nicht gehindert ihren Waldbesitz. Waldland wurde wieder in größerem Umfange zu Bauland gemacht, bis die zunehmende Entwaldung ihre Schattenseiten deutlich zeigte und nun aufs neue eine Zeit energischen Waldschutzes und eifriger Aufforstung begann, die den Waldbestand in den letzten Jahrzehnten wieder vermehrt hat, zum Teil freilich, weil wegen des immer stärkeren Mangels an Arbeitskräften zum Anbau weniger geeignete Flächen leichter aufgegeben wurden.

Waldschutz und Waldpflege hatten schon seit längerer Zeit im Vordergrund gestanden (vgl. S. 2). Jene früh einsetzenden Rodeverbote und die Beschränkung der Holznutzung wurden seit dem 16. Jahrhundert immer notwendiger. Mit der zunehmenden Bevölkerung stieg damals und später im 18. Jahrhundert der Verbrauch an Bauholz und Brennholz fürs Haus außerordentlich. Aber auch die Köhlerei, die Betriebe zur Gewinnung von Pottasche und Harz für die aufblühende und vom Staat wie alle Industrie eifrig geförderte Glas- und Harzindustrie, die vermehrten Bergwerke und Salinen bedurften immer größerer Holzmengen. Dazu kam der schon (S. 2) erwähnte Holzhandel nach holzarmen Gegenden, der insbesondere nach Holland mit großen Stämmen, für den Schiffbau vor allem, betrieben wurde, und der guten Gewinn brachte. Das Geldbedürfnis der Fürsten und auch des Adels hatte überhaupt schon seit dem Dreißigjährigen Kriege zu einer rücksichtslosen Ausnutzung des Holzes im Walde geführt, der nur als Einnahmequelle galt. Auch in Preußen war die Domänenverwaltung mit dem Holzverkauf rasch bei der Hand; darunter litten namentlich die Waldungen an der Küste in Pommern und besonders (unter Friedrich Wilhelm I.) auf den preußischen Nehrungen. Die als höfische Vergnügung eifrig gepflegte Massen- und Hetzjagd ferner veranlaßte die Haltung ganz außerordentlicher Wildbestände,

die den Bäumen größten Schaden zufügten. Dasselbe tat, wie von jeher, das im Walde weidende Vieh. Dazu kam die nunmehrige starke Ausdehnung und die schädigende neue Art der Streunutzung, das „Streurechen", das zum Teil zur Entblößung des Waldbodens von der Feinerde führte, ein namentlich für arme Böden höchst bedenklicher Vorgang. Zur Ausdehnung der Streunutzung wurde man getrieben, weil der namentlich im 18. Jahrhundert aus mancherlei Gründen (unter anderen wegen des Überganges zur Stallfütterung) steigende Strohbedarf nicht gedeckt werden konnte. Der Bauer hatte überhaupt keinen Respekt mehr vor dem Wald: geriet ein Stück Gemeindewald durch Teilung in seinen Besitz, so verkaufte oder verbrauchte er Holz, bis nichts mehr da war. Ein übriges taten dann endlich die Verwüstungen in den Kriegen, insbesondere im Dreißigjährigen. Anderseits ist gerade durch diesen Krieg viel wüstgewordenes Land, wenigstens zunächst (vgl. S. 11), wieder dem Walde anheimgefallen. Der Rückgang der Bevölkerung minderte überdies den Holzbedarf, und die Dezimierung des Viehes ließ eine Zeitlang die Wälder von dem schädigenden Verbiß mehr als früher verschont werden. Aber das waren vorübergehende Zustände, und jene anderen Momente bewirkten, daß es im 18. *Jahrhundert um die Zierde der deutschen Landschaft, um den deutschen Wald trostlos aussah.* Wir haben aus der Mitte des Jahrhunderts betrübende Schilderungen seines verkommenen, traurigen Zustandes. Nach 1800 war es nicht besser geworden, wie denn der Spessart bei seinem Übergang an Bayern 1814 in seinem vierten Teil kaum noch Wald war.

Nicht jedoch die ästhetischen, sondern die wirtschaftlichen Rücksichten, die große, immer steigende Holznot, hatten bereits zu einer energischeren Handhabung des Waldschutzes geführt. Eben weil der Wald als Einnahmequelle galt, war man bald nach Beginn des 18. Jahrhunderts immer eifriger auf deren Erhaltung bedacht, wenigstens in einzelnen Gebieten. Dort wurden jetzt wieder Rodeverbote erlassen und streng durchgeführt. Weiter suchte man aber der übertriebenen, den Wald ruinierenden Nutzung zu steuern (z. B. Verbot von Schindeln, Ersatz der Zäune durch Hecken, Einschränkung des Verbrauchs an Bauholz, besonders an Eichenholz, Beschränkung der Köhlerbetriebe und der Glashütten, Maßregeln gegen die rücksichtslose Streunutzung). Wichtig war, daß die Forstverwaltung von den hohen Jagdbeamten an die Finanzkammern überging, daß, wie in Hessen zu Anfang des 18. Jahrhunderts, die Waldungen der Städte und Gemeinden unter die landesherrliche Forstverwaltung gestellt wurden, daß ferner damals die Forstwissenschaft selbst einen erheblichen Aufschwung nahm und der allgemeine ökonomische Eifer auch in einer von einsichtigen Männern gelehrten neugearteten Forstwirtschaft sich äußerte. Eine geregelte Forstwirtschaft hatte sich schon früher entwickelt und bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts eine bedeutende Höhe erreicht, war aber dann zurückgegangen, so daß man im 18. Jahrhundert teilweise wieder früher Dagewesenes neu erstehen lassen mußte.

*Die Geschichte der Waldwirtschaft und der Waldformen* können wir hier nicht verfolgen. Nur kurz sei erwähnt, daß von den drei Betriebsarten, dem Hochwald, der durch Besamung entsteht (Kernwuchs), dem Niederwald, der durch Wurzel- und Stockausschlag verjüngt und durch kurze Umtriebszeit jung erhalten wird, und dem Mittelwald, in dem beide Formen vereinigt sind, der *Mittelwaldbetrieb* in der Hauptsache bereits durch die Forstordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts gegenüber dem früheren ungeregelten Plänterbetrieb eingeführt war. Er erschien als eine für den Laubwald geeignete Form, und da dieser in dem vorgeschrittenen Westen überwog, ist es erklärlich, daß man hier



im Gegensatz zum Osten, dessen Laubwälder noch lange in rohem Plänterbetrieb blieben, zu rationellerer Forstwirtschaft kam. Der Mittelwaldbetrieb, wegen seiner Abwechselung, seiner größeren Lichtheit und stärkeren Flora und Fauna der landschaftlich schönste Betrieb, herrschte bis zum 18. Jahrhundert vor, zeigte dann aber, weil man frühere rationelle Methoden nicht anwandte, große Nachteile, so daß man zum Nieder- und vor allem zum Hochwaldbetrieb überging. Der *Niederwaldbetrieb* ist schon im 13. und 14. Jahrhundert nachweisbar und beruht, „ein Kind der Not", zum großen Teil auf der abwechselnden Bewirtschaftung von weniger gutem Gebirgsboden als Feld und als Waldfläche, diente anderseits vor allem dem Brennholzbedarf. Jetzt wandte man zum Teil wieder diese Form, aber mit viel größeren Umtriebszeiten an. Auch der *Hochwald* kommt in früherer Zeit vor. Es waren für den Bedarf an Bauholz bestimmte Wälder mit geregeltem Schlagbetrieb (geregelter Plänter- oder Femelbetrieb). Im 18. Jahrhundert entwickelte sich zunächst „aus Mittelwald- und Femelwirtschaft eine neue Waldform, Schirmschlag (auch Dunkelschlagmethode und Femelschlagbetrieb genannt). Sie gewann dann bald eine ausgedehnte Verbreitung und blieb bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts die herrschende Form des Laubwaldes" (Hausrath). Denn sie war für Buchen geeignet, und diese gaben Brennholz, auf dessen Erzeugung die Forstverwaltungen jetzt in erster Linie ausgingen. Aber diese Form versagte für Buchenverjüngung auf geringeren Böden und für andere Bäume auch sonst. So kam man mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zum periodischen Kahlschlag und zur Verjüngung durch Saat oder namentlich durch Pflanzung, vor allem im Nadelwald. Der heute überwiegende Kahlschlag ergibt gleichmäßige Geschlossenheit der einzelnen Waldteile, aber dafür das landschaftlich unschöne Bild der kahlgeschlagenen Partien, das auch durch einzelne stehenbleibende große Bäume (Überhalter) wie durch den zeitweiligen Gewinn freier Aussichten nicht völlig wettgemacht wird. Schlimmer ist die Vernichtung der Flora und Fauna durch den Kahlschlag: in dem unterholzentblößten, allzu schematischen neuen Wald finden sie sich auch nicht recht wieder ein. Die Poesie ist aus solchem Walde geschwunden. Der *Hochwald* überhaupt, der mit dem Rückgang des Brennholzbedarfs (vgl. S. 14) sich ständig ausgedehnt hat, nimmt *heute fast neun Zehntel der Waldfläche* ein, der Mittelwald ein Zwanzigstel, der Niederwald etwas mehr. Daß das Vorherrschen dieser oder jener Waldform das Landschaftsbild stark beeinflußt, ist klar.

Jedenfalls erfreut sich der Wald in neuester Zeit einer außerordentlichen Pflege und Schätzung. Die Forstkultur hat doch nicht nur hier und da in ungepflegten wilden Beständen vorhandene malerische Schönheit vernichtet, sondern auch der Schönheit gedient, Momente, die ihre freie Entwickelung hinderten, beseitigt. Freilich droht neuerdings durch ein Überwiegen finanzieller Interessen der ästhetisch schönere *Laubwald* immer stärker gegenüber dem Nadelholz *vermindert* zu werden. Der *Nadelwald* hat aber, wie wir (S. 2) sahen, bereits seit dem 15. Jahrhundert durch planmäßige Förderung wie durch ungewollte Ausbreitung (insbesondere durch Eroberung wüsten Landes nach dem Dreißigjährigen Krieg) bedeutend *an Terrain gewonnen*, und im 18. setzte sich dieser Vorgang, der landschaftlich von großer Bedeutung ist, fort. Gerade jene trostlosen Zustände des Waldes im 18. Jahrhundert forderten Aufforstungen und Ersatz schlechter Bestände, und dafür empfahlen sich bei dem heruntergekommenen Boden, wie schon früher, die Nadelhölzer, besonders die Kiefer; man wollte freilich nach Besserung des Bodens wieder die anspruchsvolleren Buchen und Eichen heranziehen. Auch für die nordwestdeutschen Heiden waren Kiefern das beste.

Bedeutend stärker nahm dann der Nadelwald seit Beginn des 19. Jahrhunderts zu. Auch jetzt wirkte zunächst wieder die leichtere Aufforstungsmöglichkeit bei den während der Napoleonischen Kriege verwahrlosten, niedergeschlagenen oder übermäßig ausgenutzten Waldbeständen, von denen manche aber auch durch die früheren, noch immer nicht ganz beseitigten Mißstände (rücksichtslose Streunutzung) gelitten hatten, so daß Laubwald nicht mehr gedieh. Den eigentlichen Umschwung bewirkte aber die Verdrängung des Brennholzes durch die Steinkohle, die dank dem neuen Verkehrsmittel der Eisenbahnen rasch und leicht überallhin gebracht werden konnte. Die nicht viel mehr als Brennholz liefernde Buche lohnte also den Anbau jetzt weit weniger als das Nadelholz, das als Nutzholz besser zu verwerten war, auch von der Industrie (Papierindustrie) gebraucht wurde. Nadelholzbestände lieferten zudem überhaupt einen höheren Holzertrag als Buchenbestände. Heute gehören zwei Drittel des Waldes dem Nadelholz (von rund 14000000 Hektar Gesamtforstfläche rund 9450000, der Kiefer, dem Nadelbaum der Ebene, davon rund 5600000), ein Anteil, den im Mittelalter die Laubbäume gehabt haben. Daß der Laubwald heute in der Ebene wie in den Gebirgen, auch an Orten, wo er, der Buchenwald vor allem, dem Boden weit besser entspräche, dem Fichten- oder Kiefernwald hat weichen müssen, ist naturgemäß auch landschaftlich keineswegs gleichgültig. Formen und Farben sind andere. Die Rundung, das Wellige der mit Laubwald bedeckten Höhen sind ein Charakteristikum besonders Mitteldeutschlands. Die Landschaft ist freundlicher, als wenn sie mit düsteren, strengen, starren Nadelwäldern bedeckt ist. Die Frühlings- und Herbstlandschaft verliert durch den Rückgang des Laubwaldes ungeheuer; die Winterlandschaft gewinnt freilich durch das Grün der Nadelbäume.

Hervorzuheben ist noch, daß besonders die *Eichenbestände zurückgegangen* sind. Diese uns wie ein Symbol der knorrigen Vorzeit erscheinende beste Baumart war schon bei der Minderung der Wälder in früherer Zeit stark mitgenommen, bereits im 16. Jahrhundert begünstigten die Fürsten ihre Wiederanpflanzung und verpflichteten ihre Untertanen zur jährlichen Setzung von Eichen, und im 18. wurden diese besonders viel gepflanzt. Aber trotzdem sind gegenüber dem Ende des 18. Jahrhunderts die Eichen heute lange nicht mehr so häufig. Das Aufhören der Schweinemast im Walde (vgl. S. 2) ist auch darauf von Einfluß gewesen. Von Nadelhölzern ist die Edeltanne sehr zurückgegangen, die Eibe vielfach völlig verschwunden. Charakteristisch ist endlich, daß gegenüber dem gemischten Wald des Mittelalters heute leider die reinen Bestände bevorzugt werden.

Die Richtung auf das Vernünftige, die die Zeit der Aufklärung auch in ökonomischer Beziehung charakterisiert, die *rationelle Wirtschaft* also, die seitdem überhaupt eifrig hochgehalten wird, hat nun nicht nur zugunsten des Waldes gewirkt, sondern auch durch fortschrittliche Maßnahmen das *Kulturland vielfach umgestaltet*. Nicht ohne landschaftliche Bedeutung ist unter anderem das neuerdings angewandte, zum Teil schon ältere System des Fruchtwechsels, das nach englischem Muster von Thaer empfohlen wurde (jährlich abwechselnde Bestellung mit einer Halmfrucht, dann mit einer Blattfrucht). In landschaftlicher Beziehung kommt aber vor allem der freilich sehr unerfreuliche Wandel des Flurbildes in Betracht. Eine *Umgestaltung der Fluren* führte das Flurbereinigungssystem, die *Verkoppelung*, herbei. Einerseits ist mit diesem Verfahren infolge einer öfter eingetretenen Aufteilung der Gemeindeweide (Separation) zu Anbauzwecken eine neue Vermehrung des Kulturlandes verbunden. Der Kern der Sache liegt aber in folgendem. Die nach dem Prinzip der alten Gemengelage hier und dort verstreuten und



durch diese Zersplitterung einer rationellen Bewirtschaftungsweise hinderlichen Ackerflächen der einzelnen Besitzer werden nach der Beschaffenheit des Bodens zusammengelegt und dann nach Maßgabe der früheren Besitzanteile und unter zweckmäßiger Wegeanordnung, gerader Gestaltung der Grenzen, Neuanlegung und Verbesserung der Gräben in zusammenhängenden Komplexen neu verteilt. Dabei werden zum Teil neue Höfe außerhalb des Dorfes je nach diesen neuen Komplexen geschaffen. Ein Gebiet, in dem ein entsprechendes System früh angewandt wurde, ist das Stiftsgebiet Kempten im Algäu, wo bereits im 16., dann wieder Ende des 17. und besonders seit Ende des 18. Jahrhunderts nach und nach fast alle Orte „vereinödet" wurden. Wie Baumann hervorhebt, wurde dadurch „das Aussehen des Landes wesentlich verändert". Jetzt ist „das ganze Land mit Einzelhöfen und kleinen Ansiedelungen gleichmäßig überdeckt". Neue Flureinteilungen wurden auch von norddeutschen Regierungen im 18. Jahrhundert eingeleitet, so in Schleswig-Holstein (hier auch schon im 17. Jahrhundert), in Preußen unter Friedrich dem Großen, insbesondere in Schlesien (Reglement von 1771), in Hannover seit 1768. Energischer ging man in Norddeutschland seit 1820—40 vor, erst in den achtziger Jahren folgte Süddeutschland im allgemeinen. Die großen wirtschaftlichen Vorteile dieses Verfahrens sind nun mit großen *landschaftlichen Einbußen* verbunden gewesen. Mit ihm ist aus dem Flurbild, ganz anders als in England, wo trotz dessen Industrialisierung die Landschaft, von den Industriebezirken abgesehen, ihr altes Bild bewahrt hat, nicht nur häufig das Malerische, sondern überhaupt alle einfache natürliche Schönheit verschwunden. Mancher Baum ist gefallen, die Hecken und Büsche, die Unterschlupfe der Vogelwelt, sind dahin, statt der sich schlängelnden, von Bäumen beschatteten Feldwege hat man hübsch gerade Zufahrtswege angelegt. Die sonst vor- und zurückspringende Waldgrenze verläuft nun gleichfalls gerade, ebenso wie die Bäche, deren Windungen einst freundliches Buschwerk begleitete. Die rechteckigen Felder zeigen kahle Regelmäßigkeit. Man hat übrigens mit Recht für diese „Verödung" nicht die Verkoppelung allein verantwortlich gemacht, sondern auch eine dem technisch-praktischen Sinne der Zeit ganz entsprechende, neuerdings eingerissene utilitarische Gesinnung der ländlichen Bevölkerung. Man wollte jedes brauchbare Stück zum Anbau ausnutzen und beseitigte vor allem Bäume und Sträucher, während man früher Bäume etwa am Rande der Äcker häufig sah. Schon wenn die Verkoppelung bevorstand, wurde zunächst alles ohne Rücksicht auf den künftigen Besitzer niedergeschlagen, da Holz Geld brachte. Und wie man in und bei den Städten bei anderen Gelegenheiten schöne Alleen niederlegte, so hatte man es im Dorfe sogar auf die hohen Bäume am Anger oder bei den einzelnen Höfen abgesehen. Neuerdings wendet sich alles zum Besseren. Hier und da sieht man schon ein, wieviel man der Landschaft genommen hat. Man kehrt wieder zu den Allmenden zurück, man pflanzt wieder Hecken und anderes mehr.

So ist die uralte Fluranlage in vielen Gegenden beseitigt worden, und nur die *Dorfanlage* zeugt, obwohl auch sie zum Teil, wie wir eben sahen, eine Verwischung erfahren und ein anderes Gesicht erhalten hat, stärker von alter Art. Die (S. 9f.) besprochene Kolonisierung und Neubesiedelung hat im 17. und 18. Jahrhundert übrigens naturgemäß viel neue Dorf- und Hofanlagen ins Leben gerufen, so in Ostpreußen oder in den nordwestlichen Moorgegenden die Fehndörfer. Ganz neue Dörfer entstanden im späten 19. Jahrhundert ferner durch die Ansiedelungsaktion der preußischen Regierung im polnischen Osten. Aber auch sonst änderte sich manches, zum Teil eben im Zusammenhang mit der Verkoppelung, wie z. B.

in Ermland eine Bewegung von den alten geschlossenen Dörfern zur Einzelhofsiedelung erkennbar ist, ebenso in Litauen; vom Algäu im Süden sprachen wir schon.

Weniger stark als durch die Umgestaltung des Flurbildes ist die Landschaft durch Wandlungen in dem Anbau der Kulturpflanzen beeinflußt worden. Vor allem kommt eine Einschränkung des Getreidebaues in Betracht. Darauf war zum Teil die Vermehrung der Wiesenflächen durch Aussaat von Gras von Einfluß, schon seit dem 17. Jahrhundert. Nach der Mitte des 18. wirkte besonders auch der nach holländischem Muster von den nassauischen Fürsten eingeführte Kunstwiesenbau anregend. Übrigens steigerte sich namentlich in neuester Zeit die Pflege der Wiesenkultur überhaupt bedeutend. Anderseits hat mit dem seit dem 17. Jahrhundert ständig steigenden Bierkonsum der Anbau der Gerste bedeutend zugenommen; gegenwärtig nimmt sie ebenso große Flächen ein wie der Weizen. Besondere Gründe hat der Rückgang des Getreidebaues im Alpengebiet. Hier waren die beim Ausbau des Landes (vgl. S. 1) in Angriff genommenen Flächen dafür zum großen Teil infolge ihrer Bodenbeschaffenheit ungeeignet, auch die klimatischen Verhältnisse ungünstig. So ging man denn vielfach zum Wiesenbau für die Zwecke der Viehzucht über: damit wurde dem Kulturland des Gebirges dann der heute bekannte landschaftliche Charakter gegeben. Nicht allzusehr kommt für den Anbau in unseren Gegenden der Mais, der in Europa im 16. Jahrhundert zunächst in Gärten, bald auch als Feldfrucht gesät wurde, in Betracht, mehr für Österreich. Ganz anders beeinflußte die Landschaft, namentlich die ostdeutsche, ein zweites Produkt Amerikas, die Kartoffel. Anfangs nur Gartenpflanze, beginnt sie im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts die Felder zu erobern, im Bambergischen, in Baden, im Vogtland und anderswo. Die schlimmen Jahre 1770—72 beförderten dann ihren Anbau wesentlich, Friedrich der Große hatte ihn schon länger, zum Teil unter obrigkeitlichem Druck, in Pommern und Schlesien namentlich, „poussieret". Gegen Ende des Jahrhunderts war der Kartoffelbau dann allgemein, namentlich jetzt auch auf den Brachfeldern; in Bayern setzte er sich in größerem Umfang zuletzt durch. Im 19. Jahrhundert, als die gegen 1800 noch wenig verbreitete Verwendung der Kartoffel zur Spiritusherstellung ihren Anbau ungemein belebte, wurde dieser teilweise übertrieben ausgedehnt. Heute nimmt er (nach Höck) den fünfzehnten Teil der gesamten Ackerfläche ein. Als Volksnahrungsmittel verdrängte die Kartoffel übrigens die bis zum 17. Jahrhundert noch immer eine Rolle spielende, einst so wichtige Hirse, die ebenso dem durch den Handel eingeführten Reis als Nahrungsmittel weichen mußte. Die Kartoffelfelder, die zur Zeit der Blüte ein anmutiges Aussehen haben, wirken später beim Reifwerden der Früchte trostlos und melancholisch.

Wir sahen eben, wie durch den Kartoffelbau die Brachfläche geringer wurde. Auf ihr wurden auch seit Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Übergang zur Stallfütterung die (teilweise neuen) Futterkräuter — ein wichtiger landwirtschaftlicher Fortschritt — stärker angebaut, vor allem der Rotklee. Besonders für das Landschaftsbild des Ostens ist auch die italienische Lupine, die, größere Flächen bedeckend, ein helles farbiges Element darstellt, von Bedeutung geworden. Friedrich der Große suchte sie in ausgedehntem Maß zur Verbesserung des märkischen und pommerschen Sandbodens einzubürgern, also zur Gründüngung, noch nicht als Futterpflanze. Später ging der Anbau zurück, hob sich aber im 19. Jahrhundert aufs neue da, wo sandiger Boden in Frage kam. Eine vorzugsweise wieder die weiten ostelbischen Flächen landschaftlich beeinflussende Pflanze ist im 19. Jahrhundert die Runkelrübe geworden. Mit der gegen Ende des 18. Jahrhunderts zuerst in Schlesien aufkommenden



Rübenzuckerfabrikation ist der Anbau dieser früher als Futterpflanze zuerst in die Rheinpfalz (Burgunderrübe) eingeführten Pflanze ein sehr ausgedehnter geworden. Er blüht besonders in der Provinz Sachsen (1905: 115410 Hektar), demnächst in Braunschweig und Anhalt, Schlesien und Posen. Im 18. Jahrhundert erlangte eine allgemeinere Bedeutung auch der schon (S. 2) erwähnte Rapsbau. Mit dem Eindringen des Petroleums ist der Anbau dieser farbigen Ölpflanze aber sehr zurückgegangen. Im 18. Jahrhundert steigt ferner die in ihren Anfängen bereits (S. 2f.) geschilderte Tabakkultur in bedeutendem Maße, besonders von Kleinbesitzern gepflegt. Einige Wichtigkeit hat endlich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Anbau der blau blühenden Zichorie gewonnen, die von Franzosen wie der Tabak zuerst im 17. Jahrhundert im Südwesten Deutschlands eingeführt wurde: sie bedeckt heute 11000 Hektar. Im Mittelalter war sie nur Salatpflanze.

Ein charakteristisches Element in der Landschaft bildeten eine Zeitlang die Maulbeerplantagen. Die Einbürgerung der Seidenzucht, die Gewinnung der kostbaren Seide im eigenen Lande, war ein Hauptbestreben der auf Hebung der Manufakturen und Zurückhaltung des Geldes im Lande bedachten Fürsten. Friedrich Wilhelm I., vor allem aber wieder Friedrich der Große förderten die Maulbeerzucht, die schon 1685 in Brandenburg durch Hugenotten eingeführt worden war, eifrig. 1782 gab es in Preußen 3 Millionen Maulbeerbäume. Seitdem aber der intensiver gewordene Ackerbau mehr lohnte als die Seidenkultur, ging diese (unter Friedrich Wilhelm III.) alsbald zurück. Ein unerfreuliches Ende nahmen wegen des ungeeigneten Bodens die seit etwa 1750 vielfach betriebenen bayerischen Seidenkulturen: die kurfürstlichen Plantagen in Nymphenburg und Landshut wurden 1799 versteigert. Auch die von dem Würzburger Fürstbischof 1753 angelegten, seit 1772 von einer Seidenbaugesellschaft gepflegten Kulturen in Unterfranken und ebenso die Plantagen im Bambergischen waren nicht von Dauer.

Fremde Zufuhr hat sodann unseren Obstbau durch die Einbürgerung feinerer Sorten schon seit dem 16. Jahrhundert in der Qualität erheblich bereichert. Er nahm in der Neuzeit auch immer größere Flächen ein oder hatte eine ausgedehnte Bepflanzung der Landstraßen zur Folge. Überall, wie zum Teil schon im 16. Jahrhundert, waren auch die Landesherren auf Förderung des Obstbaues bedacht, besonders Friedrich der Große. 1754 wurden in der Mark 160963 Bäume, meist Obstbäume, angepflanzt, 1781 gar 381085. Vor allem aber bedeckte sich das alte südwestliche Obstgebiet immer dichter mit Obstbäumen. Im bambergischen Gartenlande, das schon Ende des 16. Jahrhunderts an solchen reich war, kamen im 18. Jahrhundert zahlreiche neue Pflanzungen hinzu. Gegen 1800 hatten sich dadurch manche Gegenden des Bamberger Landes, so die um Weismain, landschaftlich völlig verändert. Die Kirschbäume, die namentlich in der Blütezeit ganzen Strichen des Maingebietes einen bestimmten landschaftlichen Charakter geben, sind teilweise erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts gepflanzt worden, so an den Abhängen der Fränkischen Schweiz. In Thüringen, im Saaltal, wurden zahlreiche Zwetschenbäume gepflanzt usf.

Mit dem steigenden Bierkonsum hat sich der Hopfenbau stark vermehrt und sich aus bestimmten Gegenden, die ihn seit langem pflegten, auch weiter in Deutschland verbreitet. Für einzelne Gebiete Bayerns, so die Bamberger Gegend oder die Umgebung von Spalt in Mittelfranken, ist der Hopfen, der sich an langen Stangen emporrankt, landschaftlich besonders charakteristisch. Der Weinbau hat in neuerer Zeit — schon oben (S. 9) stellten wir den bedeutenden Rückgang gegen früher fest — weiter abgenommen. Zum Teil trat

an seine Stelle eben der Hopfenbau. Auch andere Kulturpflanzen wurden weniger stark angebaut als früher, so der Flachs und der Hanf wie die Hirse (vgl. S. 16).

Von der Umgestaltung des *Gartens* und der bedeutenden *Bereicherung der Gartenflora* in neuerer Zeit haben wir schon (S. 7f.) gesprochen. Im 18. und 19. Jahrhundert kamen weitere Gartenblumen hinzu, so die 1804 von Humboldt aus Mexiko mitgebrachte Georgine, die eine Zeitlang die „Modeblume der reichsten und ärmsten Gärten" war. Aus Südafrika erhielt Deutschland gegen 1700 die Eispflanze über Holland, später das Pelargonium und die Lobelie. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drangen chinesische Pflanzen ein, z. B. die Hortensie, aus Japan später die Kamelie.

Von neuen Garten- und Parkbäumen mehr dekorativen Charakters sind die erst gegen 1800 in Deutschland häufigere amerikanische Akazie und die sehr beliebte nordamerikanische Weimutskiefer hervorzuheben. Die Vorliebe für fremdartige Bäume beeinflußte gegen 1800 und später auch den Wald. Doch hat man schließlich diese fremden Hölzer (außer der Weimutskiefer z. B. Roteiche, amerikanische Esche), die in größerem Umfang auch nicht aufkommen können, doch meist wieder beseitigt. Nur die seit dem 18. Jahrhundert allgemeiner eingebürgerte und im 19. zunächst sehr gepflegte Lärche hat sich nach einem Rückgang ihres Anbaues infolge falscher Behandlung in kleinen Beständen an vielen Orten erhalten. In der Hauptsache sind die fremden Bäume auf Parkanlagen beschränkt.

Der *Park*, die verfeinerte natürliche Landschaft, der Landschaftsgarten, ist nun überhaupt ein *neues* Element in der Landschaft. Er wird den Engländern verdankt. Der englische Garten beruht auf dem mächtig gewordenen Gegensatz zu der immer mehr übertriebenen Regelmäßigkeit des *französischen Gartens* (vgl. S. 7), zu seiner späteren Verzerrung im *Rokoko*, das entgegen seiner eigentlichen Neigung das streng symmetrische Prinzip im Garten vom Barock durchaus übernahm und es nur durch kleine Unregelmäßigkeiten und launische Zutaten zuweilen verdeckte. Es bleibt die bestimmende Rolle der geraden Linie, die, in der Ferne verkürzt erscheinend, den Blick auf eine weite Perspektive leitet. Daher jene Bevorzugung der Ebene, die lange, gerade Linien, überhaupt regelmäßige Anlage erlaubt, daher das Abtragen der Hügel und Ausrotten der Wälder, die man als Abschluß jener erstrebten Perspektive aber um so mehr schätzt. Die langen Linien ergeben sich nicht nur durch Wege, die man mit Bäumen oder gern mit Heckenwänden einfaßt, sondern auch in der beliebten Verwendung des Wassers durch Kanäle. Beide buchtet man zur Abwechslung zu Rondells bzw. Bassins aus. Der Ausstrahlungspunkt der geradeaus wie nach den Seiten gehenden Linien bleibt das Haus, das so den Garten beherrscht, zuweilen auch auf eine kleine Anhöhe gesetzt ist. Vor ihm liegt zunächst das Parterre in regelmäßigster, oft durch farbige Erde hervorgehobener Anlage, ohne jede vertikale Störung der Aussicht. Den weiteren Gartenteil, das Boskett, verbinden eben jene Linien mit dem Hause. Den künstlichen Zusammenhang mit diesem zeigt auch die übertriebene Verwendung von kleinen Mitteln der Architektur. Daher jenes Zurechtschneiden der Bäume selbst, namentlich des jetzt beliebten Taxus, zu Pyramiden, zu Kugeln, aber auch zu tierischen und menschlichen Figuren, z. B. zu Jagdszenen, der Hecken zu Wänden mit Fenstern und Türen, so daß gleichsam Salons entstehen. Die künstliche Formung des Pflanzenwuchses findet sich schon in der Renaissance (vgl. S. 7). Die Verbreitung dieser an Bäumen und Sträuchern geübten Schneidekunst auch in kleineren Gärten stammte dann wesentlich aus *Holland*. Bizarre Laune machte diese „grüne Architektur" (Fürstlich Liechtensteinscher Garten in Wien) mit



ihrem verschnörkelten Statuenschmuck immer gekünstelter. Wie Claudius später sagte: „Ist purer, purer Schneiderscherz und trägt der Schere Spur, hat nichts vom großen, vollen Herz der herrlichen Natur."

Der *englische Garten*, der auf die Anschauungen William Kents zurückgeht, und den in Deutschland besonders Ludwig von Skell in Bayern (Schwetzingen, Nymphenburg, später „englischer Garten" in München) einbürgerte — der erste englische Garten soll aber der in Schwöbber bei Hameln (1750) gewesen sein —, gab all diese Gekünsteltheit, auch den Kultus der geraden Linie auf und erstrebte „die Flächen- und Farbenwirkung". Er wollte wirkliche Natur, Wald, wenigstens in kleinen Gehölzen, und Wiesen, selbst Heidestücke, in die nähere Umgebung des Menschen bringen, alle architektonische Anlage aber verbannen. Schon der Rokokogarten ging in seinen Grenzpartien in die freie Landschaft über. Es war freilich die *englische Landschaft* mit ihren grünen Flächen, ihren lichten Waldgehölzen, ihren sanften Hügeln, deren Ausschnitt der neue Garten darstellte, und in reiner Form hat er mit den weiten Wiesenflächen und hohen Baumgruppen, wie schon Fürst Pückler hervorhob, etwas Eintöniges. Bei den Engländern gehörte auch das weidende Vieh zum ständigen Inventar des Parks, wie zum französischen Garten die Belebung durch gesellschaftlich sich erfreuende Menschengruppen. Man wollte aber bald durch größeren Wechsel malerisch wirken und entfernte sich in dem wohl durch den chinesischen Garten beeinflußten Streben, alle möglichen Elemente der Landschaft, idyllische und romantische, Seen und Hügel, Wiesen und wirre Felsen, Schäferhütten und finstere Höhlen usw., auf kleinem Raum zu vereinigen, immer weiter von der Natur. Man erniedrigte sie, wie Schiller später sagte, zu „kindischer Kleinheit". Schließlich überschlug sich die Regellosigkeit. Dazu kam ein phantastisch-exotisches Element, als man infolge jener modischen Vorliebe für China Pagoden und chinesische Pavillons in den Park setzte. Doch gilt dies eigentlich schon von dem französischen Garten. Dagegen brachte in den englischen Garten ein freilich wieder gekünsteltes Element der *Stimmung* der sentimentale Charakter des neuen Naturgefühls, der sich in den Tempeln der Freundschaft, in den Steinen und Bänken mit rührenden Inschriften, in den Eremitagen äußerte; weiter zogen in die neuen Parkgärten mit dem romantischen Stadium des Naturgefühls die künstlichen Ruinen, gotischen Kapellen und dergleichen ein, schließlich überhaupt Bauten aus allen Ländern und Zeiten. Goethe hat einmal alle diese Unnatürlichkeiten verspottet:

„Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Pagoden, Hütten, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weimutsfichten, babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Türme mit Kabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-gotische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben."

Später kam man aber von diesen theatermäßigen Zutaten mehr und mehr zurück und pflegte den Naturpark reiner, so Lenné in Potsdam und besonders Fürst Pückler in Muskau. Anderseits widmete man in der stillen, familienhaft-häuslich gesonnenen Biedermeierzeit dem einfachen *Hausgarten*, der sich im 18. Jahrhundert in bescheidener Form, aber mit jenen Schneiderkünsteleien verbrämt, aus älteren Anfängen weiterentwickelt hatte, eine eifrige, behagliche Pflege. Die englische Mode war hier wenig zu spüren: es herrschte die regelmäßige Anlage der Wege und der Beete, auf denen man einen reichen Blumenflor zog, vor. Die Laube (Geißblattlaube) war ein Hauptstück des Gartens, man liebte auch umrankte

Laubengänge. Ein unangenehm künstliches Element stellten nur die Glaskugeln auf hölzernen Ständern dar. Heute schätzt man diesen Biedermeiergarten aufs neue, anderseits hat man sich für die großen Anlagen mehr und mehr von dem englischen Garten, der ja freilich eines einheitlichen formalen Prinzips völlig entbehrt, abgewandt; man preist wieder den als allein künstlerisch hingestellten architektonischen Garten im Anschluß an das Haus und gerade auch den Garten Lenôtres, also die Renaissance in französischer Form: man erstrebt wieder, wie damals, eine räumliche Wirkung.

Den regelmäßigen französischen Geist repräsentierten im 18. Jahrhundert in der Landschaft noch die Alleen, die sie im Sinne des damaligen Geschmacks „angenehm" gestalten sollten. Die Hauptlandstraßen, namentlich in der Nähe der Residenzen, bepflanzte man nun mit Linden. Riehl hebt ferner hervor, es sei „gleichsam standesgemäß" gewesen, die Herrenhäuser „durch stolze Lindenalleen vor bürgerlichen Prunkgebäuden auszuzeichnen". Die „Alleen, die sich oft meilenweit ausdehnten, sind kulturgeschichtlich wichtig, denn sie weckten zuerst die Lust der großen und kleinen Herren am Kunststraßenbau". Berühmt waren die vielen langen Alleen des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt. Die ebenso wie die Kanäle vor allem in dem ebenen Holland gepflegten Alleen kamen der Vorliebe der Zeit für die gerade Linie aufs höchste entgegen. Landschaften wie eben Holland preist man deshalb besonders. Man freut sich, wenn die Bäume, wie es 1730 in der „Insel Felsenburg" heißt, „recht nach der Schnur gesetzt sind". 1765 schildert Löwen eine „lachende Gegend" so: „Reiche Felder, meilenlange, nicht öde (!), sondern zu unabsehlichen Alleen erschaffene Hölzungen, Wasserfälle und Kanäle machen diese Gegend zu einem irdischen Auffenthalt der Götter." Ein Hauptalleebaum war neben der Linde die Roßkastanie, die sich über Wien (1576) seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts sehr rasch in Deutschland eingebürgert hatte. In der Zeit Napoleons kam es, zum Teil auf dessen unmittelbare Veranlassung, auf, die Straßen mit der Pyramidenpappel, die seit Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland aus der Lombardei eingedrungen war, einzufassen. Nach 1800 wurde die heute nur noch von wenigen verstandene Vorliebe für die Pappelalleen eine Zeitlang allgemein. Riehl nennt die Pappel „das echte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Zentralisation; sie ist der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarschieren lassen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten". Hehn dagegen hat die Pappel als „den einzigen Baum" bezeichnet, „der in unserm Norden Gestalt hat und daher auch von den Gemütsschwärmern der romantischen Zeit und Schule verachtet und verfolgt" sei. Bereits gegen 1800 sind übrigens viele ältere Alleen wegen des Holzwertes gefällt worden, so die „großartigen Alleen bei dem bayreuthischen Schloß und Kloster Himmelskron".

Die Alleen führen zu den Straßen sonst. Das erstarrte Straßensystem des Mittelalters (vgl. Bd. I, S. 27) hat bis zum Beginn des **Kunststraßenbaues** gedauert. Dieser setzt erst in unserer Periode ein und damit ein neues Stadium der Entwickelung der Straßen und zugleich der Landschaft gegenüber den alten Landstraßen (s. die Abbildung S. 21). Die Anlegung neuer Straßen überhaupt beginnt zum Teil schon im 17. Jahrhundert, und zwar vor allem in Norddeutschland, das dem Verkehr ja auch noch viel mehr aufgeschlossen werden mußte als das südliche und westliche Deutschland. Im Kunststraßenbau eiferten die Landesherren wieder dem Ausland, d. h. Frankreich, nach. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die ersten wirklichen Kunststraßen in Deutschland eingerichtet, und zwar vom schwäbischen Kreise. Die kleineren Staaten, weltliche und geistliche, gingen voran, auch in



Mitteldeutschland, wurden aber von den größeren später überholt. Als beste Straße galt die von Frankfurt nach Mainz. Im Norden stand Dessau voran; Hannover folgte, später Sachsen; Preußen blieb zurück. „Noch 1818 erschienen die schönen württembergischen Chausseen den an ‚hannöversche Eile' und Sandwege gewöhnten Norddeutschen als ein Wunder. Erst im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kann man wohl von einem Kunststraßennetz für die Hauptrichtungen reden" (Rauers). Manche Straßenbauten in gebirgigen Gegenden waren bereits technische Wunderwerke. An den Straßen lagen wie vor alters große Ausspannungen, überhaupt hatten sich ganze Fuhrmannsorte entwickelt.

Das Frachtfuhrwesen erhielt seinen Todesstoß durch die Eisenbahnen. Ehe wir zu diesen kommen, sei noch der die Landschaft belebenden künstlichen Wasserstraßen, der schon gelegentlich erwähnten **Kanäle**, gedacht. Bereits im 16. Jahrhundert plante man umfassendere Kanalverbindungen, noch mehr im 17. Jahrhundert, das sich gern mit solchen Projekten beschäftigte. Manche Bauten sind auch wirklich in Angriff genommen worden. Zwischen Elbe und Oder hat man (16.—18. Jahrhundert) den Finowkanal und den Müllroser Kanal angelegt. Friedrich der Große baute dann den Kanal zwischen Netze und Weichsel, der gleichzeitig der Entwässerung dienen sollte. Von lokalen Kanälen sei abgesehen. Im 19. Jahrhundert entstanden der Donau-Main-Kanal, der Schiffahrtskanal bei Berlin und andere. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts kam dann ein neuer Aufschwung (Oder-Spree-Kanal, Kaiser-Wilhelms-Kanal usw.). Wie die Kanäle haben übrigens auch die dringend notwendigen Stromregulierungen (vgl. S. 1) in neuerer Zeit das Landschaftsbild beeinflußt. An den oberen und mittleren Läufen ist die frühere Wildnis der Ströme meist einem üppigen Laubwald gewichen, der die infolge der Stromkorrektion vom Wasser befreiten Flächen bedeckt und die Reste des alten Stromes, die seenartigen Altwasser, umschließt, freilich auch ihre Verlandung befördert.



**Landstraße im 18. Jahrhundert.** Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710. Vgl. Text S. 20.

---

Tief schnitten dann in das Bild der Landschaft die **Eisenbahnen** ein. Die von Telegraphenleitungen begleiteten Schienenwege — diese hoch über dem Boden gespannten fortlaufenden Drähte wirken hier noch charakteristischer als bei den Chausseen, weil sie bei diesen durch die Baumreihen am Rande mehr versteckt sind, — bilden nicht nur gerade Schnittlinien durch eintönige wie durch wechselvolle Landschaften, sie veranlassen auch

Einschnitte in Höhenrücken, sie gehen auf oft hohen Dämmen dahin, sie überschreiten Senkungen, Schluchten und Niederungen auf Viadukten wie die Flüsse auf hochragenden Eisenbrücken, die die Brücken für den Fuhrverkehr der alten Zeit in den Schatten stellen. Sie zeigen, daß die Natur, die Bodengestaltung der Technik, der Kultur keine Schwierigkeiten mehr bietet. Der Mensch bindet sich nicht mehr an die Landschaft: sie erhält vielmehr zum Teil den Stempel poesieloser Technik, die alle ihre Eigenart mißachtet.

Damit treten wir in die *neueste, tief eingreifende Periode der Gestaltung der deutschen Landschaft*. Das Zeitalter des Verkehrs, der Technik und der Industrie äußert auch auf sie seinen gewaltigen Einfluß. Rauch und Dampf in der Landschaft zeugen



Industriegegend (Elberfeld). Nach Photographie von Wilhelm Fülle in Barmen.

von ihm. Dampfwolken begleiten die Eisenbahnzüge, Rauchwolken den Lauf der Dampfschiffe auf den Flüssen und Seen, Rauchschwaden entströmen den hohen Schornsteinen der immer zahlreicheren Fabriken. Diese *Fabriken und Industrieanlagen* sowie die entsetzlichen Schlackenhalden bei den Hochöfen sind charakteristische Erscheinungen der modernen Kulturlandschaft. Ihre Übermacht prägt sich in häßlichster Form in den eigentlichen Industriegebieten (s. die obenstehende Abbildung) mit ihrer Rauchatmosphäre aus ganzen Wäldern von ragenden Essen und dem die Luft erfüllenden, nervenerschütternden Lärm aus. Aber fast jede größere Stadt hat auch ihr Industrieviertel — wie häßlich, wenn von der Burg zu Nürnberg der Blick auf die Schornsteine der Vororte fällt —, die kleinsten Städte freuen sich wie über eine Errungenschaft, wenn sie ein Unternehmer mit einer Fabrikanlage beglückt, und im Lande draußen erheben sich Zuckerfabriken und Brennereien oder auch Ziegeleien. Der heute so wichtige und außerordentlich gesteigerte *Kohlenbergbau* hat in seinen Revieren besonders verunstaltend auf die Landschaft gewirkt, zumal sich an ihn immer sonstige industrielle Anlagen knüpfen. Hier sei eine Stelle aus Riehls „Pfälzern“ zitiert: „Ein größerer



Gegensatz läßt sich kaum denken als die vom Steinkohlenrauch geschwärzten Waldhänge, die mit dickem grauem Qualm bedeckten Wiesengründe in den Tälern gegen Neukirchen, wo am Tag der Rauch die Luft verdüstert und in der Nacht die rote Glut der Koksöfen das enge Waldtal hell erleuchtet — und ganz nahe dabei die reinlichsten, stillsten Talgründe mit dem frischesten Wiesengrün in tiefster Waldeinsamkeit, nur der Viehzucht dienstbar, wie jene der Industrie, und doch beides Täler ganz derselben Art. . .“

Ganz unerfreulich ist dann endlich ein weiterer charakteristischer Zug in der außerordentlichen landschaftlichen Umgestaltung, die unser Vaterland wie die übrigen Kulturländer in der neuesten Zeit erfahren hat, die immer zunehmende *Bildung von Großstädten* auf Kosten der kleinen Städte und des Landes. „Bei den ins Ungeheuerliche und Formlose ausgereckten Großstädten“, sagt wieder Riehl, „hört der besondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichsam persönlichen Einzelwesens von selber auf.“ Die Bildung von Großstädten war in erster Linie durch die moderne wirtschaftlich-technische Entwickelung, vor allem durch die außerordentliche Verbesserung der Verkehrsmittel und die dadurch gegebene Erleichterung des Zuzugs bedingt. Die gewaltige Zunahme der Einwohnerzahl hatte naturgemäß eine entsprechende Erweiterung des bebauten Areals zur Folge, so daß eben die frühere Geschlossenheit des Stadtbildes verloren ging. Der Grund und Boden stieg als großstädtisches Bauterrain ungeheuer im Wert: daraus ergab sich wieder die stärkste Ausnutzung des Terrains, die Errichtung vielstöckiger, möglichst viel Wohnungen enthaltender Mietskasernen. Im übrigen nahm man in dem übereifrigen Streben, den Anforderungen des Verkehrs, überhaupt des modernen Lebens zu entsprechen, allzuwenig Rücksicht auf das Gewordene und zerstörte auch wertvolle Teile des alten Stadtbildes häufig erbarmungslos. Ebenso warf man durch das notwendige Neue, weil man es nicht an die bisherige Entwickelung anzugliedern suchte, oft die alte organische Gestaltung der Stadt völlig um, z. B. durch die neuen Bahnhöfe, die man meist nicht an die Einmündungsstellen der alten Verkehrsstraßen setzte. Solche Erscheinungen traten ebenso, wenngleich zum Teil in geringerem Maße, auch in *mittleren Städten* auf, die zum größten Teil ebenfalls ein außerordentliches Wachstum und daher das Emporschießen ganzer Viertel erlebten. Vor allem beeinflußte sie der Baucharakter der Großstadt vielfach. Überhaupt bildete die nivellierende moderne technische Kultur einen gleichmäßigen städtischen Bautypus aus, der zwar in Nachahmung aller möglichen Stile rasch wechselte, aber sich doch jedesmal schnell überallhin in die neuen Teile der Städte verbreitete. Jedenfalls ging der landschaftliche Baucharakter, den bisher nicht nur die Dörfer, sondern auch die Städte gezeigt hatten, größtenteils verloren. Diese Bodenständigkeit hatte freilich die jeweilige Herrschaft der allgemeinen Baustile namentlich bei den besseren Häusern nicht ausgeschlossen, und so wies auch eine ältere Stadt Beispiele von Häusern aus den verschiedensten Zeiten auf: aber das Ganze trug dennoch jenen ausgeprägt lokalen Charakter. Weit größere landschaftlich bedingte Gleichmäßigkeit zeigt natürlich das einzelne Dorf in seinen Bauten, wenn auch hier und da, wie am Rhein, die Bauernhäuser früh städtisch beeinflußt wurden. Jetzt drang nun jene nivellierende städtische Bauweise, natürlich in einfachsten Formen, allgemeiner in die Dörfer (Gasthäuser usw.). Heute wird man sich aber allmählich der dadurch bedingten Entstellung bewußt. Doch wir kehren zur Großstadt zurück. In den weiten Steinwüsten ging bei den großen Entfernungen der Zusammenhang mit der Natur, mit der landschaftlichen Umgebung, der den kleinen und manchen mittleren Städten nicht fehlt, fast völlig verloren. Freilich gewähren die Eisenbahnen auch wieder die

Möglichkeit, schnell der Stadt zu entfliehen. Aber eben der als notwendige Reaktion auftretende Zug zur Natur — darüber im letzten Kapitel mehr — hat nun doch bewirkt, daß man gewissermaßen die Natur in die neue Großstadt hineinzutragen suchte, und dies Moment ist für die Umgestaltung der Großstadt wieder wichtig und landschaftlich bedeutungsvoll geworden.

Schon vor der Ära der Großstädte war mit vielen *Städten überhaupt ein landschaftlicher Wandel* vor sich gegangen. Lange hatte ja, wie schon (S. 5) angedeutet, die Entwickelung fast stillgestanden. Die Reichsstädte, namentlich die kleineren, und erst recht die Landstädte waren in Schlaf versunken. Nur die größeren Handelsstädte, insbesondere Hamburg, auch Bremen, Leipzig, Frankfurt u. a., machten Fortschritte, ebenso, wie es in der Blütezeit des Fürstenstaates natürlich war, die größeren Residenzen, in denen sich zum Teil neue prächtige Schloßbauten erhoben, Dresden, Berlin, Würzburg u. a. Von den Fürsten gingen auch die wenigen Neugründungen dieser Periode aus, wie die von Karlshafen oder Karlsruhe. Mannheim kann man nur in gewissem Sinne hierher rechnen. Nach alledem kam es in den deutschen Städten nur selten zur Anlegung von Vorstädten und Neustädten infolge stärkerer wirtschaftlicher Entwickelung, Einwanderung (von Refugiés) usw., und die Mehrzahl der Städte bewahrte bis gegen 1800 das mittelalterliche Bild. Wenn auch an Stelle der alten Privathäuser aus dem Mittelalter oder der Renaissancezeit zum großen Teil solche im Stile des Zopfes und der Biedermeierzeit getreten waren (vgl. S. 23), so umschloß die Stadt doch meist noch die mittelalterliche Mauer mit ihren Toren. Diese Befestigung war, wo es sich nicht weiterhin um Festungen handelte, zwecklos geworden, und so hatte man zum Teil schon früher entweder die Mauern niedergelegt, Graben und Wall planiert und neue Straßen auf diesem Terrain angelegt, oder man ließ Mauer und Wall ganz oder teilweise bestehen, respektierte sie aber nicht mehr als Umgrenzung der eigentlichen Stadt, sondern baute sich, wie zum Teil ja auch schon früher, außerhalb der Mauer in regelmäßiger Weise an. Die Wälle aber wurden durch Bepflanzung mit Bäumen zu Promenaden ausgestaltet, und namentlich norddeutsche, z. B. mecklenburgische und pommersche Städte bieten noch heute außerordentlich reizvolle Bilder durch diesen die ältere Stadt umgebenden Baumkranz, zumal wenn noch die Mauer mehr oder weniger erhalten und mit Efeu und Schlingpflanzen bewachsen ist. Die Umgestaltung ehemaliger Befestigungswerke zu Anlagen und Promenaden ist am großzügigsten und schönsten unter landschaftlicher Ausnutzung der alten Bastionen in Bremen seit 1802 durchgeführt worden. Um diese Zeit war ja namentlich unter dem (S. 19) erwähnten Einfluß der englischen Parkgärten wie des gesteigerten Naturgefühls überhaupt ein Drang nach schöner landschaftlicher Umgebung allgemein geworden, und so entstanden neben den vielen einfachen Gärten vor den Toren, wohin der Bürger aus der oft noch mittelalterlich engen und düsteren Stadt in guter Jahreszeit täglich seine Schritte lenkte, wie einst (vgl. S. 7) auch größere Anlagen bei den Landhäusern reicher Patrizier, so im Laufe des 19. Jahrhunderts vor allem in Augsburg. Aber eben diese Gartenumgebung fiel nun weiterhin dem immer gewaltigeren Expansionsdrang der größeren Städte wieder zumeist zum Opfer. Nur zum Teil blieben größere Anlagen älterer Zeit, Gärten von Landhäusern usw., bei der Stadterweiterung erhalten. Aber je mehr nun die Großstadt zur bloßen Steinwüste zu werden drohte, um so stärker setzte jene Gegenbewegung ein. Was gerade die engen Teile des älteren Stadtkerns, wenn man nicht zu großen Niederlegungen schreiten wollte, unmöglich machten, suchte man in den so rapid wachsenden neuen Stadtteilen durchzuführen: man sorgte zunächst für Luft und Licht durch Anlegung von Plätzen und breiten



Straßen; man begann weiter jetzt die Reste älterer Gärten sorgfältiger zu schonen oder legte neue öffentliche Parkgärten, Spielplätze usw. an; man brachte das landschaftlich, aber auch hygienisch wichtige Element der Bäume mitten zwischen die steinernen Massen, indem man die Plätze und Straßen damit bepflanzte. Einen freundlichen, schmückenden Zug verleihen den neuen Großstadtstraßen endlich die kleinen Vorgärten, die zugleich wieder jene breiten Straßenanlagen bedingen. Den industriellen Charakter, den viele Großstädte tragen, suchte man anderseits durch Beschränkung der Industrie auf bestimmte Teile der Stadt im Gegensatz zu den Wohnbezirken weniger unangenehm in die Erscheinung treten zu lassen. Das moderne wirtschaftliche Treiben und Hasten bringt im übrigen neuerdings ein häßliches äußerliches Moment in das Aussehen der heutigen Großstadt. Die Reklame entstellt durch Schilder auf Dächern, grelle Bemalung der Häuserwände und Giebel, Lichteffekte und dergleichen das Straßenbild ganz außerordentlich.

Jenes *industrielle Element in der Landschaft*, auch das Verkehrselement, ist nun im *Westen Deutschlands* weit stärker und *auffallender als im Osten*, in dem die agrarische Atmosphäre älterer Zeiten meist noch vorherrscht. In dieses weite Kolonialland mit seinem Großgrundbesitz ist zwar auch die gepriesene Industrie manchenorts mit Maschinenfabriken, Eisengießereien, Holzverarbeitungswerken usw. eingedrungen, namentlich in die großen Städte: aber die Größe und Massenhaftigkeit der Betriebe — vom oberschlesischen Kohlenbezirk natürlich abgesehen — fehlt doch meistenteils. Und vor allem überwiegt aufs stärkste der Eindruck der weiten Getreideflächen, Rüben- oder Kartoffelfelder, der schweigsamen langen Wälder am Horizont, der spärlichen Siedelungen. Aber auch im Westen wird man sich in jenen nördlichen Teilen zwischen Ems und Weser, in Oldenburg mit seinen Viehweiden oder in gewissen großen Heidestrecken weit entfernt von unserer eigentlichen Welt fühlen.

Das führt auf eine andere Erscheinung. Wie es in der Gegenwart Menschen gibt, die Züge aus den verschiedensten Zeiten der Vergangenheit tragen, so zeigt die *deutsche Gesamtlandschaft von heute noch die mannigfaltigsten Formen*, die den jeweiligen Hauptcharakter vergangener Epochen repräsentieren können, nebeneinander, worauf schon die (S. 22/23) zitierte Äußerung Riehls deutet. In der Landschaft des frühen Mittelalters haben wir eine starke Einheitlichkeit festgestellt: sie ist von der späteren Kulturentwickelung gründlich zerstört worden. Aber immer ist doch etwas von früherer Zeiten Bild bestehen geblieben. Wir haben in der Mark Gegenden, wo Sand und Sumpf, die einst überwogen, sich in das Kulturland eindrängen. Nicht unbedeutend sind noch die erwähnten Heidelandschaften, auch die nicht kultivierten Strecken der Moore. Dann haben wir die Dünen der Kurischen Nehrung. Es gibt ferner Stellen in den mitteldeutschen Waldgebirgen, wo der Blick nur über Wälder und Wälder oder allenfalls kahle Bergrücken schweift und keine Spur von menschlicher Behausung oder sonstiger Kultur entdeckt, von der erhabenen Landschaft einsamer Regionen der deutschen Alpen zu schweigen. Und dann wieder jene rein agrarischen, durch Viehzucht oder Ackerbau charakterisierten Teile unseres Vaterlandes. Ein Stück der älteren deutschen Landschaft hat allerdings erhebliche Einbuße erlitten, das Weideland. Vom Gebirge und anderen Teilen, wo die Wiese der Viehweide dient, von den Küstenstrichen mit gutem Grasland abgesehen, ist das die Landschaft belebende Element des weidenden Viehes stark geschwunden. Man hat meist nur noch Schafweiden, die aber auch zurückgehen. An sich drängt die lohnendere Viehzucht neuerdings den Ackerbau sogar zurück, aber sie beruht immer mehr auf der Stallfütterung, und so wird der Anbau von Futterpflanzen

immer stärker. Von den agrarischen Gegenden unterscheiden sich nun weiter Gebiete mit größerem oder geringerem Übergewicht von Industrie und Handel, wie das bevölkerte Königreich Sachsen. Endlich stellen sich uns jene eigentlichen Industriegebiete sowie die Steinmeere der Großstädte dar. Im ganzen ist aber der deutschen Landschaft noch recht viel des Natürlichen oder des der Natur sich Anschmiegenden erhalten geblieben. Daß man nicht ein bedrückendes Überwiegen des Kulturlandes in Deutschland bemerkt, das liegt vor allem an der großen Waldmasse, die es zum Glück noch sein eigen nennt. Der heutige Waldbestand umfaßt 14 Millionen Hektar, mehr als ein Viertel der Gesamtfläche. Schon die Staël hat in ihrem Buch über Deutschland dessen Wälder als charakteristisch für die größere Natürlichkeit der Landschaft gegenüber der überkultivierten Landschaft der Romanen hingestellt. „Die Menge und die Ausdehnung der Wälder", sagt sie, „zeigen eine noch jugendliche Kultur an: der alte Boden des Südens bewahrt beinahe keine Bäume mehr, und die Sonne fällt unmittelbar auf die durch die Menschen entblößte Erde."

Im allgemeinen geht mit dem Schwinden der Natürlichkeit, der Ruhe und Reinheit der Landschaft auch ihre Schönheit zurück. Heute haben die Schattenseiten unserer fortgeschrittenen äußerlichen Kultur wieder eine starke Sehnsucht nach dem Ursprünglichen und Natürlichen geweckt. Man ist darauf bedacht, „Naturdenkmäler" zu erhalten, eine Bewegung des Heimatschutzes, von der noch im letzten Kapitel die Rede sein wird, ist entstanden. Die Flucht des Städters aufs Land, zur Natur hat nun auch eine ungeheure Zunahme der Bäder und Sommerfrischen bewirkt; sie sind heute an den Küsten, in den Mittelgebirgen und den Alpen in außerordentlicher Menge zu finden, stellen zum Teil aber wieder ein bezeichnendes Stück der modernen unerfreulichen Gestaltung der Landschaft dar.

Die Amerikanisierung der Landschaft, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, mindert nun nicht nur ihre Schönheit, sondern sie bedeutet auch oft Tod und Vernichtung für Pflanze und Tier. Man hat treffend von einer „Tragödie der Kultur" gesprochen. Nordamerika ist ein typischer Schauplatz solcher Tragödie. In unserem Vaterlande kann man davon nur in sehr beschränktem Maße reden. Eben die Waldmasse zeugt von der Erhaltung alter Naturschätze, anderseits hat unsere Landschaft durch die Gaben reicherer Länder an Kulturpflanzen seit je außerordentlich gewonnen. Gemindert sind, wie wir schon früher (Bd. I, S. 29 f.) sahen, die Bestände an großen alteinheimischen, zum Teil dem Leben der Kulturwelt allzusehr widerstreitenden Tieren. Das Verschwinden des Auerochsen ist bekannt. Wisent und Elch werden nur noch in kleinen Resten sorgsam gehegt. Der Bär, den es im 16. und 17. Jahrhundert noch zahlreich in Thüringen, Schlesien, Bayern und vor allem in den deutschen Alpen gab, ist allmählich ausgerottet; in Thüringen soll der letzte 1797, im Bayerischen Wald erst 1833 erlegt worden sein. Die Wölfe, früher eine gefürchtete Landplage, haben zeitweise mit der Verwilderung der Kulturlandschaft, so während des Dreißigjährigen Krieges, wieder zugenommen und mußten im 17. Jahrhundert noch viel gejagt werden. Als sie dann gegen 1700 in dem kultivierteren Westen und Süden in der Hauptsache vertilgt waren, hielten sie sich noch lange im nördlichen deutschen Osten; die Plage verschlimmerte sich dort 1812, als die Wölfe die Trümmer des Napoleonischen Heeres begleiteten. Der schon seit dem 16. Jahrhundert seltener gewordene Luchs ist heute völlig ausgerottet, kam indes noch im 18. Jahrhundert in Thüringen, der Lausitz, im Harz und Odenwald vor. Vom vielgejagten Biber gibt es heute nur noch eine Kolonie an der mittleren Elbe. Das Wildschwein, das in den früher so häufigen sumpfigen Waldgegenden mit Vorliebe hauste, trat damals vielenorts in außerordentlicher



Zahl auf und war der bitter gehaßte Verwüster der Felder. Da die Verfolgung dieses Wildes erlaubt war, minderte sich seine Menge im 17. und 18. Jahrhundert sehr. Der Hirsch, von jeher das Haupttier der Herrenjagd, war im mitteldeutschen Gebirge im 16. Jahrhundert noch sehr zahlreich, zum Teil auch noch im 18. Im 19. ist er dann stark gejagt worden und heute wenig häufig. Von den größeren Vögeln ist der Waldrabe (Waldrapp), der im 16. Jahrhundert in der Schweiz, in Österreich und Bayern noch viel vorkam und in Felsschroffen und Steintrümmern nistete, längst verschwunden. Heute gilt er als afrikanischer Vogel (Schopfibis). Der Steinadler ist heute auf Striche im Hochgebirge und an der Küste beschränkt, der Fluß- oder Fischadler selten, der Wanderfalke stark gemindert, der Blaufuß verschwunden, der Kolkrabe nur in unzugänglichen Gegenden im Gebirge und an der Küste zu finden. Gefährdet sind der Schwarzstorch und der Kranich. Der Fischreiher wird immer seltener.

Solchen Minderungen der Tierwelt steht nun aber auch die Zunahme gewisser Tiere wie die für das Mittelalter bereits (Bd. I, S. 29) besprochene Neueinführung anderer gegenüber. Zugenommen haben die früher von dem massenhaften Raubwild zu sehr verfolgten Rehe und die ehemals sehr seltenen Hasen. Häufiger sind das Rebhuhn und der Fasan geworden, stark vermehrt hat sich der Haussperling, der den Thüringer Wald und später den Schwarzwald erst im 19. Jahrhundert erobert hat, sowie neuerdings der Star. Neu aus dem Süden ist der Girlitz gekommen. Eine Bereicherung des Hausgeflügels stellt seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Truthahn dar, wird aber jetzt nicht mehr so viel wie früher gezogen.

Im ganzen ergibt sich immerhin, daß die Gefahr einer gewissen Verödung der Landschaft auch bei uns besteht, und gerade die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in der Ausrottung nicht nur der übriggebliebenen Raubtiere, Raubvögel und Fischfresser (bis zur Verfolgung der Wasseramsel herab), sondern auch in der Verdrängung der Singvögel infolge der Beseitigung des Unterholzes, der Hecken usw. — die Vogelwelt ist überhaupt am meisten gefährdet — und in ähnlichen Dingen durch Voranstellung von Nützlichkeitsmomenten, von Verkehrs- oder Industrieinteressen so Schlimmes geleistet, daß neuerdings jene sehr berechtigte Bewegung zum Schutze der heimischen Natur sich auch auf den Schutz der Tierwelt erstreckt. Heute schont man z. B. den Adler wegen der ästhetischen Wirkung seines Fluges. Meistens rächt auch die Natur ein Lückenreißen durch anderweitige, alsbald eintretende Übelstände, gerade wie die allzu rechnerisch vorgehende Forstwirtschaft (vgl. S. 13) das Auftreten von allerlei Pflanzenkrankheiten, Schädlingen und dergleichen herbeigeführt hat.

Aber es ist doch von Bedeutung, daß die Gefahren, die die technisch-industrielle Kultur für die natürliche und geschichtliche Schönheit unserer Landschaft birgt, neuerdings erkannt worden sind. Anderseits ist naturgemäß eine Konservierung der älteren, historischen Landschaft, soweit nicht jene bestimmten Gebiete diesen oder jenen Charakter aus natürlichen Gründen bewahrt haben, unmöglich, oder die Landschaft wird Museumsobjekt. Die durch die moderne Entwickelung, in letzter Linie durch die Zunahme der Bevölkerung, herbeigeführte Umgestaltung der Landschaft kann man, so häßlich die oben geschilderten Folgen zum Teil sind, nicht hemmen, nur, durch die Verbreitung feineren kulturellen Empfindens, die schlimmsten Auswüchse beseitigen. Schließlich behält das schöpferische Leben immer die Oberhand: jede Zeit hat die ihr gemäße Landschaft.

---

## II. Blüte und Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung.

Mit dem Hervortreten des städtischen Kulturelements beginnt in der Entwickelung eines Volkes ohne Zweifel eine neue wichtige Stufe. Und wenn auch die Anfänge des deutschen Städtewesens weit zurückliegen (vgl. Bd. I, S. 149 ff., 290 ff.), wenn ferner bereits im 13. Jahrhundert die Städte eine bedeutende kulturelle Rolle spielten (vgl. Bd. I, S. 399 ff.), so setzt doch, wie schon (S. 3) betont, erst mit dem 14. Jahrhundert, mit dem Schwinden des aristokratischen Geistes des früheren Mittelalters, eine Kulturperiode ein, die man als eminent städtische bezeichnen darf. Sie ist es aber, die in vieler Beziehung die Grundlagen des modernen Lebens geschaffen hat. Keineswegs kann man freilich die Anfänge der Neuzeit bis in jene Zeiten zurückführen, aber wenn man die städtische Lebensatmosphäre als ein unbedingt grundlegendes Element der modernen Kultur, als ein weiteres mit ihr zusammenhängendes Element die Geldwirtschaft ansehen darf, so liegen gewisse Keime neuzeitlichen Geistes doch bereits in jener Periode. In anderer Hinsicht hat man freilich als Führer zu einer modernen Entwickelung die Fürsten, die Landesherren anzusehen, indes verdanken auch sie wieder vieles den Städten. Aber in bezug auf die geistige Befreiung, auf den entscheidenden Gegensatz zu dem die mittelalterliche Kultur beherrschenden kirchlichen Geist bedeutet diese städtische Kulturperiode durchaus noch keine Etappe: Stadt und Kirche darf man nicht als feindliche Mächte bezeichnen — das wird noch am Schlusse dieses Abschnittes näher zu zeigen sein. Immerhin kann man doch insofern von einem antigeistlichen Zuge sprechen, als sich das in den Städten entwickelnde Leben dem (theoretisch) weltabgewandten Geiste der mittelalterlichen Kirche noch mehr entgegenstellen mußte als die höfisch-ritterliche Kultur. Neue Bedürfnisse drängten das kulturelle Übergewicht der Kirche vielfach zurück: das zeigt sich im Schulwesen, in der Kunst. Wichtiger aber noch als die leisen Anfänge einer Verweltlichung der höheren Interessen in den Städten (vgl. S. 160 ff.) ist die Ausbildung der städtischen Verfassung und Verwaltung; eben hierin dienten die Städte, wie noch (S. 73 ff.) dargelegt werden wird, dem späteren modernen Staat zum Teil als Muster. Man darf endlich in dem antiagrarischen Zuge der Städte an sich (vgl. S. 31), der freilich vor der älteren gegenteiligen Haltung oft zurücktritt, die Vorbedingung zu einer höheren und feineren Kultur erblicken, so materiell der Charakter der städtischen Kultur selbst ist. Ohne den materiellen Wohlstand der Städte, ohne ihre Verkehrsbeziehungen und neuen Bedürfnisse, ohne den beweglicheren Geist, die stärkere Betätigung der Intelligenz, die Erweiterung des Horizontes läßt sich ein moderner gestaltetes geistiges und künstlerisches Leben nicht denken.

Das Neue, das in der städtischen Atmosphäre lag, wurde auch von den älteren Kulturmächten scharf empfunden. Das, was zunächst in die Erscheinung trat, waren



aber keineswegs jene Elemente feinerer und höherer Kultur, die man für das städtische Leben mit seinem durchaus materiellen Grundzug (vgl. S. 32) überhaupt nicht allzusehr betonen darf, sondern eben das wirtschaftliche Moment, das ja freilich (vgl. S. 31) erst die weitere Entwickelung ermöglichte, die Bedeutung des Geldes. „Got hât driu leben geschaffen“, heißt es bei Freidank, „gebûre, ritter, pfaffen: daz vierte geschuof des tiuvels list — daz lebn ist wuocher genant.“ Wie hier der vierte Lebenskreis, das neue, unter dem Zeichen des Gelderwerbs erblühende städtische Leben, als außerhalb der göttlichen Weltordnung stehend gebrandmarkt wird, so wird auch sonst die natürliche Berechtigung und die Zusammengehörigkeit nur jener drei älteren Stände hervorgehoben: „der pfaff, ritter, bumann, die drie sollen sin gesellen“, sagt Regenbogen. Kriegerisch-geistlich-bäuerisch kann man in der Tat den Charakter der bisherigen Kultur vorwiegend nennen: jetzt tritt der Bürger als Kulturträger auf. Und merkwürdig, wie sich das immer auch in dem Eindruck auf die Frauen zeigt! Wie einst der Ritter den Pfaffen, so sticht jetzt der geldreiche Bürger den höfischen Ritter aus. „Ein hofmann und ein bürger begunden disputirn“: dieser in Form des Streitgedichtes gehaltene Disput Oswalds von Wolkenstein ist charakteristisch. Der ritterliche Dichter ist natürlich auf seiten des jungen, feinen, aber armen Edelmannes gegen den bürgerlichen Protzen, der nur durch sein Geld mit Hilfe der Kupplerin triumphieren kann. Überhaupt wurde der Gegensatz der neuen Kultur zu der bisherigen allgemein fühlbar. Wenn auch die deutschen Städte viel später als die italienischen und französischen aus der vorwiegend agrarischen Atmosphäre heraustraten, so erschienen sie doch bald wie ein fremdes, störendes Element in dem feudal-agrarischen Körper.

Die vorbereitenden Anfänge des Aufschwungs der Städte wurden schon (Bd. I, S. 290 ff. und 399 ff.) geschildert, das Ende der Epoche aber darf man nicht zu früh ansetzen. Das 16. Jahrhundert gehört ihr noch zum großen Teil an. Die nachfolgende Schilderung greift daher bis in Zeiten, deren kulturelle Haltung zum Teil erst durch die in Kap. III darzustellende geistige und soziale Wandlung verständlich werden wird, wie sie anderseits Züge noch aus dem 13. Jahrhundert in sich aufnehmen wird. Aber nur so wird ein einheitliches Bild ermöglicht.

Der Darstellung der städtischen Kultur dieser Blütezeit hat man sich von jeher gern zugewendet, teilweise wohl auch unter dem Eindrucke des farbenprächtigen Lebens einzelner Städte und aus Freude an der Machtentwickelung etwa der Hansa die Lichtseiten zu stark hervortreten lassen. Es ist eine Zeit, für die die wachsende Masse der Quellen die Fülle geschichtlichen Lebens uns besser erkennen und seine bunte Mannigfaltigkeit in vielen Nuancen abtönen läßt. Über das äußere Leben und Treiben, über Sitten und Bräuche belehren jetzt stärker die illustrativen Quellen. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt man phantasievolle Bilder früherer Zeit durch treue Wiedergabe des Lebens zu verdrängen, namentlich im Holzschnitt; gleichzeitig erstreckt sich die immer wachsende Neigung, überall bildliche Darstellung zu geben, auf alle Verhältnisse und Vorgänge. Entsprechend tritt auch der ursprünglich wesentlich religiöse Charakter des Bilddruckes mehr und mehr zurück. Oft ist das Motiv der Bilder die satirische Vorführung von Unsitten und Lastern, von lächerlichen Eigenheiten der Stände, aber ebenso ausgedehnt ist die objektive Darstellung des Volkslebens, gerade auch des Lebens der unteren Stände (Bettler, Fahrende usw.). Man strebt besonders im 16. Jahrhundert nach einer ausgesprochen systematischen Wiedergabe des gesamten Volks- und Kulturlebens. Man sucht die äußeren Zustände der Zeit quellenmäßig der Nachwelt zu übermitteln, wie der Friesenhäuptling Unico Manninga

um 1500 ostfriesische Trachten abbilden ließ mit folgender Motivierung: „Dieweil ich spüre, daß die alte friesische Schmuckart und Tracht vergeht und unsere Nachkommen nicht wissen werden, wie ihre Voreltern gegangen sind, so habe ich dies alles lassen abkonterfeien.“ Aus ähnlichen Motiven ließen sich die Augsburger Bürger Matthäus Schwarz und Sohn, jener seit 1520, dieser seit 1560, in jeder neuen Kleidung malen. Diese Trachtenbücher sind uns noch heute erhalten. Dazu kommt dann gerade für die Kenntnis des Lebens und Treibens eine stärkere textliche Quellenfülle in Betracht. Wie jene Bilder sind auch manche *Memoiren* mit kulturhistorischen Zügen, etwa mit der Schilderung der Tracht, absichtlich ausgestattet, so aus dem Ende der Epoche vor allem das „Gedenkbuch“ des Kölner Bürgers Hermann Weinsberg. Dieser zeigt namentlich auch die Neigung, alles bis ins Detail auszumalen, Alltägliches zu betonen. Ganz anders sind jetzt ferner die *Reisebeschreibungen* und Reisetagebücher gehalten, doch handelt es sich hier allerdings für Deutschland meist um die Berichte fremder Beobachter, wie des Poggio oder des Froissard. Zu den Tagebüchern kommen die nun lebensvolleren und oft detaillierten privaten *Briefe*. Für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Städte sodann liegt in den Privaturkunden wie sonst ein reicher Quellenstoff vor, ähnlich übrigens auch für das Land, dessen Verhältnisse die zahlreichen Weistümer und Urbarien veranschaulichen. Insbesondere sind die *Stadtrechte* und *Stadtordnungen*, überhaupt Ordnungen verschiedenster Art, sowie die öffentlichen und privaten *Rechnungen* wichtig. Die Menge der Quellen erlaubt nun aber auch eine tiefere Erkenntnis der *territorialen und lokalen Verschiedenheiten* der allgemeinen Kulturverhältnisse wie auch besonders der städtischen. Mit Recht hat Riehl jede Stadt „eine kleine Welt für sich“ genannt. Überall ergibt die besondere äußere und innere Entwickelung auch Unterschiede in den Zuständen, in der Verwaltung, in dem Tempo des Fortschrittes. Und doch wieder zeigt die städtische Entwickelung allerorten viel des Gemeinsamen, so in den Kämpfen der Städte um ihre politische Selbständigkeit, den Streitigkeiten im Inneren, den Zunftkämpfen; Recht und Verwaltungsgrundsätze wandern von einer Stadt zur anderen; die Wirtschaftspolitik kommt aus denselben Verhältnissen oft zu denselben Maßnahmen. Auch im Stadtbild selbst (vgl. S. 3f.) bedingt die Notwendigkeit der Sicherung und die Technik der Zeit vielfach große Ähnlichkeiten.

Als *politischer Faktor* zunächst sind die Städte bei weitem nicht so maßgebend wie in wirtschaftlicher Beziehung, obwohl, wie wir sogleich näher sehen werden, die politische Rolle der Städte seit langem recht bedeutend war. Wirtschaftliche Interessen ferner beeinflußten durch sie jetzt zuerst die Politik: die Sicherung von Handel und Verkehr stand dabei im Vordergrund. Aber das allgemeine politische Leben wird durch die Städte doch nicht entscheidend bestimmt. Die italienischen Stadtstaaten, so rasch sie auch an einheimische Tyrannen oder fremde Machthaber ihre Selbständigkeit verloren, wurden doch die unmittelbare Grundlage des staatlichen Wesens des freilich arg zersplitterten neueren Italiens: die Grundlage der deutschen staatlichen Entwickelung dagegen bildet durchaus der Territorialstaat, die Landesherrschaft, die allerdings, wie oben betont, viel Wichtiges dem städtischen Vorbild entlehnte. *Das Verhältnis der deutschen Städte zu den Territorialherren* nahm mehr und mehr ein für die Städte ungünstiges Aussehen an. Die Emanzipation von ihren einstigen Förderern, den Fürsten, ist von Anfang an für die Entwickelung der Städte von Wichtigkeit gewesen. Daß diese sich in der Reibung mit den immer mächtigeren Territorialherren politische Selbständigkeit erwarben, hat sie auch wirtschaftlich



sehr gefördert. Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts steigt diese Machterweiterung. Wenn schon im 13. Jahrhundert einmal zeitweise die Städte von sich sagen konnten, daß auf ihnen das Wohl des Reiches und des Königs beruhe, so haben sie in späterer Zeit ihre politische Bedeutung noch vermehrt. Freilich war ihre Politik auch nichts anderes als Sonderpolitik. Gerade ihr materieller Wohlstand erlaubte ihnen, sich neue Rechte, selbst landesherrliche, käuflich zu erwerben. Auch auf anderem Wege errangen sie solche mit ihrer steigenden Bedeutung, und die großen Bünde und Einungen (vgl. Bd. I, S. 400f.), die sich immer mehr erweiterten und kräftigten, waren das Mittel, dem Bürgertum eine wichtige Stellung im Reiche neben den Landesherren, unter Umständen gegen sie zu geben. Der verheißungsvolle Fortschritt, welcher durch den Zusammenschluß der Städte angebahnt wurde, wurde freilich durch die Niederlagen der Städte bei Döffingen (vgl. Bd. I, S. 401) und im Westen zunichte gemacht. Aber wenn den oberdeutschen Städten damit die Neigung, sich in die Reichspolitik zu mischen, vergangen war, so wurde doch ihre politische Selbständigkeit nicht gehemmt. Das Streben nach der Reichsstandschaft, also nach der Reichsunmittelbarkeit und der Teilnahme am Reichstag, unter Emanzipierung von der Herrschaft eines Fürsten, blieb nach wie vor erfolgreich, und auch norddeutsche Städte erreichten dieses Ziel. Überdies wurden die Niederlagen im Süden durch die großen Erfolge des Hansabundes im Norden, der gerade zu dieser Zeit gegen Waldemar Atterdag siegreich gewesen war und den Höhepunkt seiner politischen Macht erreichte (vgl. Bd. I, S. 402), wettgemacht. Allerdings doch nur scheinbar. Denn ein großer Teil der Schwäche der mächtigen städtischen Entwickelung lag eben in dem Mangel eines Zusammenhanges zwischen den Städten der Hansa und denen Oberdeutschlands. Immerhin blieb die städtische Unabhängigkeit, zum Teil sogar vermehrt, bestehen, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzte der eigentliche, erfolgreiche Kampf der erstarkten Fürsten gegen die Städte ein, der um 1500 mit einer politischen Degradierung der Städte endete (vgl. S. 131). Der „Kern des Reiches“, wie sie 1507 Macchiavell nennt, waren sie nicht mehr, wohl aber auch damals noch der Kern der deutschen Kultur, insbesondere der deutschen Wirtschaft.

Und diese *wirtschaftliche Bedeutung der Städte*, ihre schon oben (S. 29) betonte Rolle als Sitze der Geldwirtschaft, war doch auch bisher das Wichtigste gewesen. Die Bedeutung des Durchbruchs der Geldwirtschaft und deren allgemeine kulturelle Wirkung sind bereits im ersten Bande (S. 289f.) charakterisiert worden. Die Städte bilden ihre Rolle als Träger geldwirtschaftlichen Lebens vor allem freilich erst recht in unserer Periode aus. Wir werden anderseits sogar für die spätere Zeit noch von der Fortdauer jener schon (Bd. I, S. 159) erwähnten agrarischen Haltung auch der Städte hören und können Bücher darin beistimmen, „daß das mittelalterliche Städteleben sich sozusagen in einer durchaus ländlichen Atmosphäre bewegt“, aber man wird dies doch niemals als den wesentlichen Zug ansehen können. Der nichtagrarische Charakter vielmehr sicherte den Städten ihre wirtschaftliche Bedeutung. Der Marktverkehr wies das Land immer stärker auf die Städte hin, die besseren sozialen und Erwerbsverhältnisse der Städte übten dauernd ihre Anziehungskraft aus, so daß man bald für die Aufnahme in die eigentliche Bürgerschaft einigen Vermögensbesitz forderte. Aber die ärmeren Zuwanderer begnügten sich auch mit untergeordneten Beschäftigungen. Schon damals wollte man in der Stadt sein „Glück machen“ wie heute. In „der Pauren Lob“ heißt es zu Ende des 15. Jahrhunderts: „Wo ycz [jetzt] die pawrn sune [Söhne] gewinnen, machens all zu hantwercksleuten — wer will hacken oder reuten?“

Der *Grundzug der städtischen Kultur* dieser Zeit ist, wie betont, ein durchaus *materieller*, materiell wie die Lebensauffassung jener ganzen Epoche überhaupt (vgl. S. 163). Daß die Stadt dabei den plebejischen Charakter des Lebensgenusses besonders förderte, ist schon (Bd. I, S. 414) hervorgehoben worden. Der *Massengeist* wird in der Stadt großgezogen. Und wenn auch (vgl. S. 28) auf Grundlage der erhöhten materiellen Kultur sich schließlich eine gewisse geistige und zweifellos eine künstlerische Blüte in einer Reihe deutscher Städte entwickelte, so ist doch die materielle Färbung, die Richtung auf den Erwerb wie auf den Genuß das Wesentliche, und hinter der glänzenden geistigen und künstlerischen Entwickelung der italienischen Städterepubliken, denen ja freilich ganz andere Vorbedingungen und fördernde Momente zu Hilfe kamen, blieben die deutschen Städte weit zurück. Mit diesem materiellen Zuge ist wieder der *praktische*, geschäftliche, auf den Nutzen gerichtete Sinn eng verwandt, und diesem wieder sind gewisse Ansätze zu *rationalistischem* Denken, ebenso wie der Geldwirtschaft an sich, zu danken. Anderseits zeitigt er eine große *Nüchternheit* des geistigen Lebens, die als für die ganze Zeit bezeichnend später noch näher (S. 164) zu behandeln ist. Weiter ist aber für den Geist der Bürger schon damals eine starke Kleinlichkeit und Engherzigkeit zu betonen, die auch mit dem rechnenden Sinne des arbeitsamen, erwerbseifrigen mittleren Bürgerstandes, vor allem der das städtische Wesen erheblich beeinflussenden Handwerker zusammenhängt. Dieser Handwerkergeist hat auch jenen wirtschaftlichen Abschluß, jene Wirtschaftspolitik der Städte (vgl. Bd. I, S. 157, 283), die auf nichts bedacht war, als den Bürgern die Nahrung zu sichern, wesentlich mitbestimmt. Auch die Kaufleute, denen die Handwerker unfreundlich gegenüberstanden (vgl. Bd. I, S. 407), waren doch meist von demselben Geiste beseelt. Erst die kapitalistische Entwickelung der späteren Zeit bringt in diese Schicht einen größeren Zug.

---

Die Überlegenheit, welche die wirtschaftliche Machtfülle den Städten verlieh, prägte sich nun auch äußerlich in dem schon (S. 3f.) geschilderten Stadtbilde mit aus. Besonders fällt die *Befestigung* auf, die ja für die mittelalterlichen Wohnstätten unerläßlich war. Natürlich bestanden in der mehr oder minder vollkommenen Art der Befestigung große Unterschiede zwischen den einzelnen Städten. Anfänglich war (vgl. Bd. I, S. 152) die städtische Befestigung überhaupt ziemlich primitiv, wenn sie auch systematischer als die eines Dorfes war. Wälle mit Palisaden und Graben mögen im Osten und im norddeutschen Flachlande, das der Bruchsteine entbehrte, anfangs vorgeherrscht haben, kamen aber auch im Westen vor. Dann verbreitete sich die Steinmauer mehr (vgl. Bd. I, S. 152 und 324f.), und eine immer vollendetere Bautechnik wurde durch die Entwickelung der städtischen Baugewerbe verbürgt. Immerhin unterscheidet noch der „Schwabenspiegel" neben ummauerten Städten solche, die mit Pfahlwerk verschanzt sind, solche, die nur einen Graben haben, und ganz offene Städte. Hier und da fügte man bald zu der ersten noch eine äußere Mauer hinzu, die man dann unter dem Einflusse der aufkommenden Feuergeschütze, meist freilich erst spät im 15. Jahrhundert, wieder durch einen breiten und hohen, ziemlich weit vor der ursprünglichen Mauer liegenden Erdwall ersetzte. Vor der Mauer, die von immer zahlreicheren Wehrtürmen oder auch von festen Wehrhäusern unterbrochen war, und an deren Innenseite überall ein verbindender Wehrgang entlang lief, zog sich der Graben hin oder, wenn die Stadt an einem solchen lag, der sichernde Fluß. War eine zweite Mauer vorhanden, so befanden sich Gräben vor und hinter ihr; wo außer einer Mauer ein Wall Schutz bot, lag der Graben vor diesem.



Die Stadteingänge, zu denen feste Brücken, aber auch Zugbrücken führten, waren durch architektonisch oft reich ausgestaltete Torbefestigungen gesichert. Die meist doppelten Tore lagen in einem Turm oder zwischen zwei Türmen; Fallgitter traten als Schutz hinzu. Draußen waren die Zugänge zu den Brücken wieder durch Türme oder Bohlen- und Flechtwerk geschützt; die weitere Umgebung sicherten Warttürme, die möglichst auf Höhen lagen, und die die Stadt umziehende Landwehr (Wall mit Pfählen und Graben).

Das ganze Stadtgebiet war meist keineswegs klein: das von Nürnberg umfaßte etwa zwanzig Quadratmeilen, auch kleinere Städte hatten oft einige Quadratmeilen. Denn zu den noch (S. 48f.) zu erwähnenden landwirtschaftlichen Betrieben eines Teiles der Bevölkerung gehörten größere Ländereien, namentlich war auch ein nicht zu kleiner Waldbesitz für den Bezug von Bau- und Brennholz wie zur Schweinemast nötig. Aber der *Umfang* der eigentlichen ummauerten Stadt war nur gering. Freilich drängte die ständige Zunahme der Bevölkerung schon früh zu Stadterweiterungen: man mußte die meist durch Pfahlwerk notdürftig gesicherten Vorstädte schon um des eigenen Schutzes willen bei starkem Anwachsen in die Stadtbefestigung mit einbeziehen. In der Regel legte man dann einen weiteren Mauerring an. Schon im 12. und 13. Jahrhundert, häufiger im 14., kam so zu der Altstadt, die indes ihr Ansehen und sogar den Abschluß wahrte, die *Neustadt*. Daß Erweiterungen des Mauerringes im ganzen mit etwa 1350 aufhörten, aber das zuletzt einbezogene Land für die meist noch zunehmende Bevölkerung durchaus genügte, sahen wir schon (Bd. I, S. 26).

Auch die *Bevölkerung* darf man sich nicht allzu groß vorstellen, und es wäre ein Fehler, die Zahlenangaben der damaligen Geschichtsschreiber unbesehen hinzunehmen. Man darf überhaupt die Gesamtbevölkerung Deutschlands im ausgehenden Mittelalter nicht an den heutigen Verhältnissen messen. Im ganzen hat sich wohl die Bevölkerung zunächst bis zu der verheerenden Seuche des Schwarzen Todes das Mittelalter hindurch stetig vermehrt: man muß aber immer die territoriale Verschiedenheit im Auge behalten. Am meisten bevölkert waren die alten Kulturgebiete im Westen, weit weniger Mittel- und Süddeutschland und die alten nordwestlichen Stammsitze der Niedersachsen, ganz spärlich zu Anfang der neu besiedelte Osten, dessen Volkszahl erst im 14. Jahrhundert einigermaßen wuchs. Nach jener Unterbrechung durch den Schwarzen Tod zeigte sich ziemlich allgemein eine stärkere Vermehrung der Bevölkerung, die im 15. und 16. Jahrhundert anhielt (vgl. S. 121). Etwas Genaueres läßt sich nur über die städtische Bevölkerung sagen, meist freilich auch erst für das ausgehende Mittelalter. Die älteren Berechnungen, z. B. nach der waffenfähigen Mannschaft, sind hinfällig und zuerst von Hegel durch bessere ersetzt worden. Nach Schönberg, Bücher und Inama werden Frankfurt a. M., Nürnberg, Hamburg, Breslau und Rostock gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts etwa auf 10000 Einwohner zu schätzen sein, auf eine höhere Zahl aber Bremen, Lübeck und namentlich Köln. Im 15. Jahrhundert haben Städte wie Ulm, Straßburg, Nürnberg, wo 1449/50 überhaupt zum erstenmal in Deutschland eine systematische Zählung (im Zusammenhang mit dem beginnenden Markgrafenkriege) stattfand, die Zahl 20000 wohl erreicht, Augsburg kam ihnen mit 18000 nahe; Frankfurt ist nicht viel größer geworden; dieser Stadt sind auch Zürich und Basel etwa gleich; Mainz und Dresden werden 5000 und Meißen 2000 Einwohner gehabt haben. Zwischen 5000 und 10000 bewegte sich wohl die Einwohnerzahl sonstiger bedeutenderen Städte, die meisten anderen sind jedoch unter dieser Zahl geblieben. Auch die größten haben aber sicherlich 40000 nicht überschritten. Gewiß strömten andauernd Zuwanderer, und zwar besonders aus

der nahen Umgebung, hinein, aber die immer wiederkehrenden Seuchen, wenn sie auch nicht die Wirkung des Schwarzen Todes hatten, die kriegerischen Zeitläufte und ähnliche Momente rissen dafür fortwährend große Lücken in die Bevölkerung; in gewissen Orten scheint diese im 15. Jahrhundert sogar zurückgegangen zu sein.

Jene lokale Verschiedenheit zeigte sich nun auch in der Anlage der Stadt, über die bereits bei der Geschichte der Landschaft (Bd. I, S. 25 f.) gehandelt worden ist. Keiner Stadt fehlte naturgemäß der Marktplatz (s. die untenstehende Abbildung), auf dem sich das öffentliche und wirtschaftliche Leben konzentrierte, der, früher zuweilen größer als heute, Versammlungen der Bürgerschaft wie Zusammenrottungen oder auch Gerichtsszenen als Schauplatz diente, Zentralpunkt des Handels war. An ihm standen die wichtigsten öffentlichen Gebäude, und zu ihm führten die Hauptstraßen hin, die breiter als die engen übrigen Straßen und Gäßchen waren. In größeren Städten, namentlich solchen, die im Grunde aus zweien oder mehreren bestanden, gab es naturgemäß mehrere größere Plätze. Die Hauptstraßen, meist eben jene Zugangsstraßen, waren es auch, die zuerst gepflastert wurden. Die Pflasterung gehörte wieder zur römischen Kulturerbschaft; von gepflasterten Wegen ist schon in einem Kapitular Karls des Großen die Rede, und im „Heliand" hält Pilatus an einem stênweg Gericht. Aber diese „Steinwege" waren doch noch lange recht spärlich. Und schon wenn gegenüber den sonst üblichen primitiv aufgeschütteten Wegen einzelne Straßen durch kleine Steine und Kies eine festere Unterlage erhielten, wandte man darauf den Namen Steinweg an. Wirklich gepflasterte Straßen, die in den italienischen Städten schon früher verbreitet waren und in Deutschland zuerst anscheinend in Köln vorkamen, sind in einiger Menge doch erst im 14. Jahrhundert nachweisbar (Lübeck 1310, Straßburg 1322, Wesel 1324, Prag 1331, Nürnberg 1368, Frankfurt, Bern 1399, Regensburg um 1400, Augsburg 1418); die Nachrichten beziehen sich teils auf schon bestehende Pflasterung, teils auf den Beginn derselben, namentlich für den Markt und die Hauptstraßen. Der Neumarkt in Breslau wurde erst 1534 gepflastert, die Hauptstraßen mancher Städte noch viel später.



Marktplatz. Handzeichnung des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. Nach H. Bergner, „Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer", Bd. I (Leipzig 1906), S. 194.



Im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert werden auch städtische Pflasterer (Estricher) erwähnt (Aachen, Nürnberg, Ulm). Indessen hatte man (vgl. über Ulm und Straßburg S. 47) meist doch nur Kiespflasterung (Chaussierung).

Der sonstige Zustand der Straßen, die niemals bei ihrer Anlage nivelliert waren, auch meist nicht entwässert wurden, auf denen (vgl. S. 49) Vieh herumlief und aus den Häusern geworfener Unrat lagerte, war gewiß nicht einladend: „kottig überall", wie Burkhard Zink über Augsburg urteilte, bei Trockenheit äußerst staubig. Solche selbst für Nürnberg, Köln und andere große Städte für das „Mittelalter" belegten Zustände, die auch das Tragen von Stelzschuhen nötig machten, hielten noch im 16. Jahrhundert an. Straßenreinigung war zwar vielfach angeordnet, es gab auch städtische Reinigungseinrichtungen, aber viel wurde nicht erreicht. Kam fürstlicher Besuch, so wurde wohl eine besondere Reinigung bestimmter Straßen befohlen, in Frankfurt auch vor der Messe. Man legte dann auch Stroh über den Kot oder Holzschwellen an den Häusern entlang. Am schlimmsten war es im Dunkeln, da eine Straßenbeleuchtung fehlte. Nur bei Rumor, bei Feuerlärm und wieder bei hohen Besuchen mußten Lichter aus den Häusern herausgehängt werden. Allerdings mußte auch jeder, der nachts sein Haus verließ, mit einer Leuchte versehen sein. Im allgemeinen haben die mangelhaften Straßenzustände die große Seuchengefahr jener Zeit noch gefördert, und auch der Ausweg, den Unrat statt auf die Straße in einen die Stadt durchziehenden Wasserlauf zu werfen — ersteres verbot man oft —, war hygienisch nicht besser. Die Straßen hatten übrigens schon früh ihre Benennungen, die natürlich rein aus dem Volksgebrauch ohne jeden obrigkeitlichen Einfluß erwuchsen und im späteren Mittelalter in üppiger Fülle wucherten. Sie knüpfen vor allem an besonders auffällige Merkmale der Straßen an, z. B. an jene sie auszeichnende Pflasterung: Steinstraße, Steinweg, an ihre Länge und Gestalt: Lange, Kurze, Krumme Straße, auch an ihren Eindruck: Düstere Gasse, an größere Bauwerke, zu denen sie führen oder die an ihnen liegen (Brücken, Tore, Türme, Kirchen). Sie heißen ferner nach den ja meist in einem bestimmten Bezirk betriebenen Gewerben: Gerbergasse, Färbergasse (die aber nicht allein von solchen Gewerbsleuten bewohnt waren), nach fremden Kaufleuten, die dort ihre Herberge hatten (Engländergasse in Lübeck). Auch nach Privathäusern mit charakteristischen Hausnamen oder Hauszeichen wurden, wie Grohne kürzlich ausgeführt hat, Straßen und Gassen benannt (z. B. Hahnenstraße oder Sternengasse in Köln), und zwar meist nur bestimmte Teile und kleinere Strecken einer Straße. Diese vor allem eben an die Hausnamen knüpfende Teilbenennung von Straßen war natürlich durch die vielfachen Krümmungen, Ecken und Winkel erleichtert.

Die Straßen waren in mittelalterlichen Städten eng, denn die Befestigung zwang zur Ausnutzung des Raumes. Aber die engen Straßen wurden noch durch das Ausdehnungsbedürfnis der Anwohner weiter beschränkt. Man suchte den nicht allzu großen Raum, den man zur Verfügung hatte, nach Möglichkeit zu vergrößern, baute einerseits oft hoch hinauf, suchte anderseits durch Überbauung für jedes obere Stockwerk auf Kosten des Luftraumes der Straße mehr Platz zu gewinnen. Dieses „Vorkragen" der Stockwerke wurde insbesondere durch hinausschießende feste Balken bei dem noch lange überwiegenden Holzbau ermöglicht. Den eigentlichen Grund solcher „Balkenvorsprünge", die sich auch beim Bauernhause finden, sich aber in der Stadt erst zu eigentlichen „Überhängen" ausbilden, hat man zunächst in rein technischen Momenten gesehen. Obgleich nun die Obrigkeiten zum Schutze der Straße gegen diese Überhänge vorgingen, z. B. ein bestimmtes Maß festsetzten,

erhielten sie sich im Norden noch im 17. Jahrhundert und länger. Im Süden trug zu ihrer früheren Beseitigung schon die größere Verbreitung des Steinbaues bei. Aber auch bei diesem hatte man von jeher die Straße in erheblicher Weise beeinträchtigt. Man baute vor das Erdgeschoß laubenartige Gänge (Arkaden), die die Fußgänger freilich auch vor Regen und Sonnenbrand schützten. Das obere Stockwerk ragte dann wieder, auf den Lauben ruhend, in die Straße hinein. Die Lauben selbst blieben aber ihrerseits nicht frei, sondern hier hielt man Waren feil, oder der Handwerker arbeitete gelegentlich in ihnen. Auch gegen diese Vorbauten, die in den einzelnen Gegenden verschieden sind und auch verschieden benannt werden, nicht minder gegen Kellerhälse und anderes, schritt die Obrigkeit früh ein und ebenso endlich gegen kleinere Ausbauten an den oberen Stockwerken, die ja ohnehin schon zum Teil überhingen, also gegen die Erker und Chörlein.

---

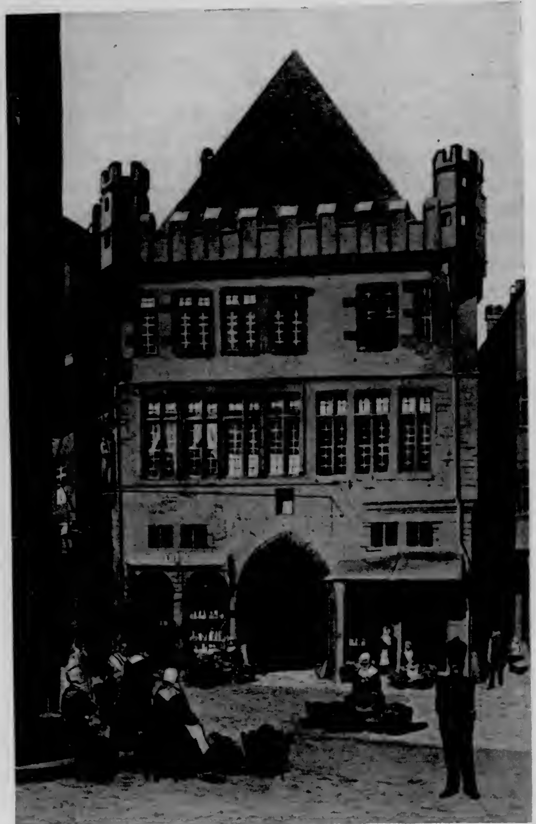
Was die *Häuser* selbst anlangt, so war das private Bürgerhaus keineswegs von Anfang an der stattliche Bau, den wir heute in alten Reichsstädten bewundern. Wenn man schon um 1200 in Köln die Gebäude rühmte, so hatten diese doch diejenigen des 14. und namentlich des 15. Jahrhunderts bei weitem noch nicht erreicht. Ursprünglich *unterschied sich* das städtische Haus *von der ländlichen Wohnstätte nicht*. Das ist eigentlich selbstverständlich. Denn die Städte sind organisch erwachsen, und selbst bei Neugründungen konnte man zunächst unmöglich ohne weiteres auf eine andere Wohnweise kommen als auf die bisherige. Die Anschauung, daß es sich bei den städtischen Wohnstätten um eine selbständige Entwickelung vom 11. Jahrhundert an handle, ist nicht haltbar. Anderseits bietet die Erforschung der Formen des städtischen Wohnhauses, die man bei dem zunächst der Bauernhausforschung zugewandten großen Interesse bisher zu sehr vernachlässigt hat und erst neuerdings in Angriff zu nehmen beginnt, noch ein sehr dankbares Arbeitsfeld. Natürlich muß man dabei landschaftlich vorgehen und den Zusammenhang der volkstümlichen Bauweise einer einzelnen Stadt mit derjenigen ihrer Umgebung nachzuweisen suchen, wie dies Lauffer für Frankfurt a. M. getan hat. Ebenso klar ist nun aber, daß die allgemeinen Bedingungen und Verhältnisse des städtischen Lebens, die veränderte Wirtschaftsweise von Anfang an ihren Einfluß äußern mußten und allmählich auch die Bauart wie den Grundriß der Stadthäuser wesentlich umgestaltet haben, so daß sich eben eine neue Hausgattung bildete. Zunächst hatte jenes die Stadt besonders auszeichnende Moment der Befestigung (vgl. Bd. I, S. 150 f.) bei stärkerer Zunahme der Bevölkerung die schon hervorgehobene Folge des Wohnens auf engerem Raume. Die Häuser, deren hergebrachte Größen im allgemeinen das Ausmaß der ziemlich gleichen Grundflächen der Durchschnittsbürger bestimmt hatten, mußten näher aneinandergerückt werden als im Dorfe. Immerhin blieben sie anfangs noch voneinander getrennt, und so blieb noch die alte individualistische Bauart angedeutet. Zwischen den Häusern befanden sich schmale Gänge, in die ursprünglich auch die Dachtraufen ausliefen (nicht also nach der Straße hin). Aber der Eingang konnte naturgemäß nicht mehr von der langen Seite genommen werden, sondern er lag an der Giebelseite, die die der Straße zugewendete Seite war. Man hat darin Anschluß an die dörfliche Anlage gesehen. Indessen erklärt sich die anfängliche Orientierung des Hauses mit dem Giebel nach der Straße doch schon aus dem natürlichen Grunde, daß man bei der allgemeinen Raumbeschränkung nur die schmale, also die Giebelseite an die Straße legen konnte. Vom Giebel aus wurden dann alle Waren, Vorräte und Geräte von der Straße hinauf in die Bodenspeicher



gewunden. So wurde auch der Hof alsbald hinter das Wohnhaus gelegt, etwaige Wirtschaftsbauten gleichermaßen. Weiter ergibt sich aus der Raumbeschränkung ein Wachsen des Hauses nach oben, der Aufbau eines oder (später) mehrerer Stockwerke, ebenso jene Übertreibung der Überhänge. Daß der Eingang von der Giebelseite genommen werden mußte, hatte nun, wie Lauffer gut ausgeführt hat, allerlei Änderungen des Grundrisses zur Folge: erst sehr viel später ist dann dieser „Grundrißschwenkung" auch die „Firstschwenkung" gefolgt. Die Anordnung der inneren Räume trat nach außen in den Fenstern hervor, die durchaus nicht gleichmäßig an der Straßenseite verteilt waren. Neu war in der Stadt die Anbringung von Verkaufsläden im Erdgeschoß. Das Wohnhaus bewahrte sonst die althergebrachte Geviertform, erhielt aber in der Stadt in der Regel ein steinernes Fundament, was dann wieder die Anlage von Kellern ergab, die sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters im Zusammenhang mit der ausgebildeten Technik der Wölbung außerordentlich entwickelten. Auf das alte Bauernhaus weist dann wieder die anfängliche Einräumigkeit des Erdgeschosses (vgl. S. 39) hin. Die Notwendigkeit, daß alle Häuser unmittelbar an der Straße lagen, ergab im übrigen neben der erwähnten schmalen Hausfront große Tiefe des Grundstückes. Das Haus selbst war, abgesehen von dem Fundament, noch lange, wie das Bauernhaus, ein Holzbau, d. h., namentlich im Norden, ein Fachwerkbau, während im Süden der Riegelbau überwog (vgl. jedoch S. 39). Der *Steinbau* war bei Privathäusern noch lange eine zum Teil durch die Einflüsse des Handelsverkehrs herbeigeführte Ausnahme, sonst ein Vorzug der geistlichen Höfe und derjenigen der Vornehmen, die anfangs feste Wohntürme aufführten, später nur das Erdgeschoß befestigten. Ein steinernes Haus gab auch Veranlassung zur entsprechenden Benennung des Hauses und dann wieder des Besitzers (zum Steinhaus, Steinhausen; vgl. S. 81). In Frankfurt hießen noch in neuerer Zeit fünf Häuser danach. Eben diese Hervorhebung deutet die Seltenheit der Steinhäuser an. Daß nun, wie das an noch erhaltenen Häusern des ausgehenden Mittelalters in Frankfurt zu sehen ist (s. die Abbildung S. 38), solche Häuser zum Teil Zinnen und Ecktürmchen aufweisen, hat man dem Wehrcharakter auch dieser bürgerlichen Wohnbauten zugeschrieben. Einen solchen bestreitet Lauffer indes aus allgemeinen wie aus kriegstechnischen Gründen, will den Steinbau vielmehr als Schutz gegen Feuer angewandt wissen und bezeichnet wenigstens jene Frankfurter Häuser als Handelshäuser mit festen Lagerräumen. Die Zinnen usw. seien bloße Zierformen; sie waren in der Gotik als solche auch für den Hausrat usw. üblich. Anderseits konnten die Bauleute jene kriegerischen „Zweckformen", an die sie gewöhnt waren, leicht als „Zierformen" auf den friedlichen Wohnbau übertragen. Öfter wurden zunächst nur die Brandmauern oder einzelne Teile aus Stein aufgeführt (Steinkammern).

Ein eben erwähntes Moment hat sicherlich, wie sich das z. B. für Breslau nachweisen läßt, auf die *Zurückdrängung des Holzbaues* mit der Zeit eingewirkt: die damals ungemein häufige *Gefahr der Brände*. Auch die Stroh- und Schindeldächer, das Fehlen von Schornsteinen oder deren Mangelhaftigkeit, die Enge der Straßen, überhaupt der Wohnweise, die Existenz allerlei heimatlosen Gesindels verschuldeten zum Teil diese namentlich im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts auftretende Heimsuchung. Regensburg brannte im 12. Jahrhundert dreimal fast ganz nieder. In Worms gab es ausgedehnte Brände in den Jahren 1221, 1234, 1242, 1259, 1269 und 1298; in Straßburg wurden im 14. Jahrhundert oft ganze Straßen vernichtet, schon 1298 aber 355 Häuser, wobei sogar das Münster gefährdet war, in Basel 1294: 600 Häuser. Aber auch in späterer Zeit tauchen in

den Chroniken immer wieder solche Brandnachrichten auf. In der Chronik des Dietrich Westhoff heißt es zu 1546: „Sundaegs Quasimodogeniti brante die Stat Herzberg (?) im stichte (Stift) van Collen up 26 hueser [bij]nach rein uet (aus); gelichvals brante ouch Gulich bijnach ganz uet up 40 hueser (26. Mai); ... (1. Juni) branten to Lunen wol 50 huse[r], und 2 kinder doet.“ Gewiß erklärt auch die Mangelhaftigkeit des Löschwesens das starke Umsichgreifen solcher Brände, obschon die städtischen Obrigkeiten sich in dieser Beziehung viel Mühe gegeben haben und mehr oder weniger praktische Feuerordnungen erließen. Von Straßburg rühmte z. B. der Kastilianer Peter Tafur die „herrliche“ Ordnung bei Feuerlärm. Insbesondere zeichnete sich aber hierin Nürnberg aus, dessen Feuerordnungen bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Über die Organisation der Helfer und das Eingreifen der Obrigkeit, über die Tätigkeit der Zunftleute — auch in anderen Städten wurden bestimmte Handwerker, namentlich Bauhandwerker und Schmiede, zum Feuerdienst verwandt —, über die Wasserzufuhr, über Verteilung und Verwendung der Feuergeräte wurden genaueste Bestimmungen gegeben. Und obwohl sie nicht immer innegehalten wurden, so hat doch gerade Nürnberg allzu große Brände nicht erlebt. Wie man das Löschen handhabte, zeigt insbesondere auch eine Schilderung in Endres Tuchers Baumeisterbuch (1449). In Nürnberg kam auch zuerst (im 15. Jahrhundert) die Spritze, d. h. die unvollkommene Handspritze, auf, die im Altertum schon bekannt gewesen war, während sich im Mittelalter sonst die Feuergeräte auf lederne Feuereimer und Wasserkufen beschränkten. Die moderne Feuerspritze ist erst im



Das „Steinerne Haus“ in Frankfurt a. M. (erbaut 1464). Nach einem Aquarell von Th. Reiffenstein im Städtischen Historischen Museum zu Frankfurt a. M. Vgl. Text S. 37.



17. Jahrhundert erfunden worden. Sehr bewundert wurde die 1655 von Johann Hautsch in Nürnberg erbaute Spritze. Bei der allgemeinen Unsicherheit wurden während eines Feuers übrigens die Tore und Mauern der Stadt durch Schutzwachen gesichert. Abschreckende Mittel, wie die Bestrafung des Hausbesitzers, bei dem ein Brand auskam, trugen zur Minderung der Brände wohl kaum bei. Wenig wirkten auch Maßregeln wie das Verbot der Strohdächer, wobei man in Frankfurt z. B. Ärmere bei den Kosten der Herstellung von Ziegel- oder Schieferdächern unterstützte. Schon 1423 verfügte man in Seligenstadt: „es sal keyn strohedache nyemant han“, aber noch im 17. Jahrhundert kamen in den Vorstädten von Bremen Strohdächer vor.

Wichtiger war jenes mit steigendem Wohlstand eintretende allmähliche Verschwinden des Holzbaues. In Norddeutschland, namentlich im Nordwesten, ließ indessen die tief eingewurzelte Vorliebe für den nationalen Holzbau diesen oder doch den Ständerbau auch noch im 16. Jahrhundert fortdauern, jetzt freilich oft künstlerisch gestaltet, mit vielem Schnitzwerk und Malereien. Aber schon in frühgotischer Zeit zeigte der damals überall häufige Holzbau, der im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch grob und einfach gewesen war, reichere Ausbildung durch die Holzschnitzkunst. Natürlich entwickelte sich alles landschaftlich verschieden. In Mitteldeutschland bestand seit alters eine besondere Fachwerktechnik. Fachwerkbau wird ferner z. B. 1492 durch ein Mitglied einer venezianischen Gesandtschaft als (süd-) „deutsche Art“ des Hausbaues beschrieben: es ist von „Balken und Hölzern, die zwischen dem Mauerwerk liegen und mit Holz-, nicht mit Eisennägeln, befestigt sind“, die Rede.

Anfangs reichten die Häuser, wie sie immer nur schmal blieben, auch nicht allzusehr in die Höhe: über dem Erdgeschoß befand sich zunächst nur ein Obergeschoß, darauf das Dachgeschoß. Wie das Erdgeschoß war das Obergeschoß anfangs nur einräumig. Das einräumige Erdgeschoß, die Hausflur, die die Hauptstätte der Arbeit, der gewerblichen Tätigkeit, aber auch des Kochens und Essens und des Familienlebens war, wurde allmählich durch Abzweigung einer besonderen Werkstätte oder eines Ladens sowie einer Küche um den in den Hintergrund gedrängten Herd zu mehreren Räumen; doch blieb in Norddeutschland die große „Diele“ als Prunkraum erhalten, während im sonstigen Deutschland diese Flur ganz verschwand. Im Obergeschoß, zu dem oft recht primitive Treppen führten, stellte der Vorsaal den Rest des großen Einraumes dar, von dem nun die „Stube“, Schlafkammern und Vorratsräume abgetrennt waren. Das alte Handwerkerhaus mit der das ganze Erdgeschoß einnehmenden Werkstatt, den darüber befindlichen bescheidenen Wohnräumen und dem wieder darüber liegenden „Söller“ mit Vorratsräumen hat sich hier und da noch in alten Städten erhalten. Dieser Vorratsboden lag zwischen den hohen Giebeln. Das Dach war früh mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, aber lange konnten weder jenes alte Strohdach noch die Schindeln, die in Niedersachsen nach Johannes Boëmus noch im 16. Jahrhundert allgemein waren, verdrängt werden. Für den Ablauf des Wassers sorgte man gegen Ausgang des Mittelalters durch Wasserspeier, meist durch hölzerne „Dachkändel“, die das Wasser später (vgl. S. 36) mitten auf die Straße beförderten und z. B. in Frankfurt erst im 18. Jahrhundert durch blecherne Dachröhren, die bis zum Boden reichten, ersetzt wurden.

Auch als sich im Laufe der Zeit das Bürgerhaus reicher entwickelte, ließen die Vermögensunterschiede doch immer noch viele recht primitive Wohnstätten ohne Keller oder ohne Obergeschoß namentlich in den Nebengassen weiterbestehen. Johannes Boëmus berichtet im 16. Jahrhundert von den Bauten der Armen aus Holz und Lehm. Namentlich die

Zinshäuser waren in der Regel ärmlich. Es waren nun aber nicht allein Kirche und Rathaus, Kloster und Kaufhaus, die den Bürger auch für seinen Hausbau zu den erwähnten stattlichen Steinbauten anregten, vielmehr auch die Bauten von weltlichen und geistlichen Herren, die zum Teil ähnlich wie die inselartigen großen Komplexe der Klöster besondere Höfe bildeten, zum Teil in der Straßenfront lagen. Weiter wirkte aber auch, wie (S. 37) erwähnt, der Anblick der Häuser in romanischen Ländern, die der Kaufherr aufsuchte. Seit dem 14. Jahrhundert begann das Bürgerhaus mit jenen Bauten zu wetteifern, und die Entwickelung der Baugewerbe begünstigte das, bis dann im 15. Jahrhundert allenthalben, doch immer im Rahmen der landschaftlichen Sonderart, eine *neue Periode* für die Bürgerhäuser eintrat. Jetzt begann die *Kunst das deutsche Bürgerhaus zu verschönern.* Reicher gestaltete sich das Äußere: die Fassade ward gegliedert, jene Erker wurden immer häufiger, Steinmetzarbeiten, Wappen und Hauszeichen darstellend, kamen hinzu, an Holzbauten kunstvolle Holzschnitzereien, endlich auch Malereien, die in Wien z. B. Äneas Silvius rühmte. Übrigens erlaubte gerade der Holzbau eine individuellere Behandlung des Äußeren als der Steinbau, z. B. bezüglich der Stellung der Fenster. Der Backsteinbau des Nordens aber neigte jetzt namentlich zu feinerer Gestaltung der Giebel (Treppengiebel). Die Haustür sodann verlor die primitive Form, wurde nicht mehr, wie früher, horizontal, sondern senkrecht in zwei Flügel geteilt oder war jetzt einflügelig, wurde ferner mit Beschlägen und durch Holzschnitzereien geschmückt, auch mit kunstvollen, zum Teil wunderschönen Türklopfern versehen. Die Fenster erhielten nicht nur Butzenscheiben (vgl. S. 41 f.), sondern entwickelten sich allmählich nach dem Vorbild der Kirchenfenster zu schöngemalten Glasfenstern. Zunächst ließ man wohl nur das Wappen auf die Fenster malen, auch später blieb es neben den sonstigen dekorativen biblischen und historischen Malereien das Wesentliche.

Nach dem Äußeren, freilich ebenso nach anderen Momenten, wurden die Häuser auch benannt. Die *Hausnamen*, über die Grohne kürzlich zusammenfassend gehandelt hat, entstanden naturgemäß erst, seitdem sich das städtische Wesen in seiner charakteristischen Eigenart stärker entwickelt hatte, d. h. seit Beginn des 13. Jahrhunderts. Jetzt wuchs die Zahl der Häuser und damit das Bedürfnis der Unterscheidung, und diese wurde durch die Vermehrung der äußerlich vor anderen hervortretenden Häuser erleichtert. Die Sitte der Hausnamen verbreitete sich, der Entwickelung des Städtewesens entsprechend, im 13. Jahrhundert zunächst in den alten Kulturgebieten des Westens, in Köln schon im 12. Jahrhundert, und drang im 14. und 15. auch weiter nach Deutschland hinein. Im Nordosten und ebenso zum Teil im Nordwesten (Hamburg und Bremen) kam sie dagegen nur zu einer spärlichen Entwickelung, vor allem weil hier, in der bürgerlichen Sphäre des Handels und der Schiffahrt, die uralte *Hausmarke* als Eigentumszeichen eine größere Bedeutung als im übrigen Deutschland gewonnen hatte und als Mittel der Kennzeichnung jedes andere aus dem Felde schlug. Die Hausnamen entstehen in natürlicher Weise in der Einwohnerschaft und aus ihr heraus, wie sonst volkstümliche Benennungen entstehen, anfangs wenig beachtet, aber allmählich fester werdend. Sie knüpfen, wie Grohne ausgeführt hat, an Merkmale, wie sie das Grundstück, z. B. in einem Baum, namentlich einem Obstbaum, oder einem Rebstock, einer Gartenanlage (Baumgarten, Wurzgarten, Rosengarten) oder sonst, bietet, weiter an die bauliche Beschaffenheit des Hauses (Gattung: Palas, Kemenate; Größe; Baustoff: Steinhaus [vgl. S. 37]; Farbe: rotes Haus) oder an den Hausschmuck (Hirschhorn), dann an die im Hause betriebenen Gewerbe (Benennung nach dem Handwerk, dem



Handwerker, dem Handwerkszeug), endlich an die am Hause angebrachten Marienbilder (zur Magd, zur Jungfrau) und Bilder von Schutzheiligen (zum Christoph, zum Ritter Georg oder auch einfach zum Ritter), auch schon an christliche Sinnbilder (zum Einhorn, zum Pelikan). Man nennt das Haus ferner nach dem Namen des Hausbesitzers (zum Ingelheimer) — die sich ungefähr gleichzeitig bildenden Haus- und Familiennamen stehen zum Teil in Zusammenhang —, auch nur (besonders in Köln) nach der Heimat des Bewohners (Paris, Düsseldorf), eine Bezeichnung, die wohl von dem Bewohner selbst ausgeht, ferner nach Eigentümlichkeiten desselben, die schon zu einem persönlichen Übernamen geführt hatten (zur Hasenscharte, zum Rindsfuß [Klumpfuß]), endlich nach bildlichen Über- und Beinamen des Bewohners (Bär, Bock, Finke, Kalb usw.), alles Namen, die schließlich, nachdem die persönliche Beziehung vergessen ist, am Hause haften. Zuletzt gibt die Anbringung des Wappens am Hause Anlaß zu dessen Benennung. Im 13. Jahrhundert, als nur die kleine Zahl der Patrizier Wappen führte, war das selten; seitdem aber im 14. und 15. Jahrhundert alle ratsfähigen Bürger Wappen hatten, nahm diese Gruppe von Hausnamen sehr zu, ja die Sitte der Hausnamen wurde durch die Wappen am Hause, wenigstens die verständlichen, besonders gefördert. Auf solche Wappen gehen Hausnamen wie „Zum Schild" und sicherlich die gewisse Farbenbezeichnungen (rot und gold) enthaltenden wie „Zum roten Löwen" zurück. Diese Gruppe von Namen ist nun für die weitere Entwickelung besonders wichtig. Wer sich ein neues Wappen zulegte, knüpfte in der Suche nach einem abzubildenden Gegenstand wohl an den schon bestehenden Namen seines Hauses an. So wurde in einem „redenden Wappen" dieser verbildlicht, und zum natürlichen Hausnamen trat ein künstliches Hauszeichen. Zu ihrer Verwendung leitete also gerade die Heraldik, aber jene anderen Gruppen von Hausnamen konnten zum Teil auch eine solche Tendenz fördern, z. B. die Hausnamen nach dem Haupthandwerkszeug oder diejenigen nach Eigentümlichkeiten des Bewohners oder nach dem bildlichen Übernamen (Necknamen) desselben (Bär usw.), nachdem der ursprüngliche Zusammenhang vergessen war. So beginnt man — der Zug zur bildlichen Darstellung liegt ja überhaupt im mittelalterlichen Menschen — immer häufiger die Hausnamen bewußt zu verbildlichen, und damit hebt erst die Zeit der eigentlichen *Hauszeichen* an, die also jünger sind als die Hausnamen und in außerordentlicher Fülle und Buntheit nunmehr in dem Straßenbilde der Städte hervortreten. Auf Tafeln gemalt oder plastisch dargestellt, prangen nun an den Häusern oder ragen an Aushängestangen in die Straße hinein Tiere und Pflanzen, Schwerter und Helme, Schiffe und Wagen, Schlüssel und Zangen usw. Jetzt, seit dem späten Mittelalter, benennt auch der Besitzer sein Haus nach seinem persönlichen Geschmack und läßt ein entsprechendes Hauszeichen fertigen, etwa seinen Namenspatron abkonterfeien. Dem Volk aber, das nicht zu lesen verstand, war diese Bildersprache höchst willkommen.

---

Im *Inneren* des Hauses überwiegt noch lange der Arbeitscharakter. Erst allmählich wird das Haus des reichen Bürgers auch zu einer künstlerisch ausgestalteten Stätte der Geselligkeit. Indessen Mängel bleiben doch auch dann am Hausinneren, z. B. bezüglich der Höhe der Räume, haften: sie treten erst recht bei den Häusern der mittleren Klasse hervor. Die lange mit Absicht schmal oder niedrig gehaltenen, spärlichen, später größeren und zahlreicheren Fenster (vgl. S. 40) z. B. wurden, wie auf den Burgen, anfangs noch verstopft oder mit Holzläden verschlossen; dann kamen Rahmen auf, in denen Gewebe, dünne Leinwand,

Pergament, Papier eingespannt waren, endlich, aber zunächst als Luxusgegenstand, Glasfenster. Im 15. Jahrhundert waren diese aber noch meist auf die Prunkräume beschränkt. Jedenfalls war ein ordentlicher Verschluß häufig nicht vorhanden. Der Ofen entwickelte sich aus dem backofenartigen Bauernofen allmählich zum Kachelofen (vgl. Bd. I, S. 147), der anfangs plump aus Ziegeln oder dunklen Kacheln auf Füßen errichtet wurde. Im 15. Jahrhundert wurde dann der Ofen formenschöner und oft künstlerisch gestaltet: er bildete seitdem häufig eine Zierde des Wohnraumes (s. die nebenstehende Abbildung). Im 16. Jahrhundert bevorzugte man am Rhein eiserne, mit Reliefs geschmückte Öfen. Kamine, die mehr romanische Eigentümlichkeit geblieben sind, waren, wo sie in Häusern reicher Bürger vorkamen, als vornehme Einrichtungsstücke nach dem Vorbild von Burgen und Schlössern übernommen. Ebenso machte der Patrizier das Behängen der meist schlicht gestrichenen Wände mit Teppichen nach. Doch geschah das nur, wie auf den Burgen, bei Festen und nur in den besseren Zimmern, in denen wohl auch hin und wieder Wandmalereien vorkommen mochten. Der Bezug der Teppiche war durch die seit dem 14. Jahrhundert mächtig aufblühende Industrie in den Niederlanden sehr erleichtert: diese Erzeugnisse hatten Weltruf, wie die italienische Bezeichnung Arrazzi (nach Arras) zeigt. Allmählich wich aber der Wandteppich der viel behaglicheren Wand- und Deckentäfelung, die durch zum Teil prächtige Holzschnitzereien verschönert wurde. Erst später kamen gerahmte Wandbilder und Wandspiegel auf; der Handspiegel aus Glas war schon länger bekannt.

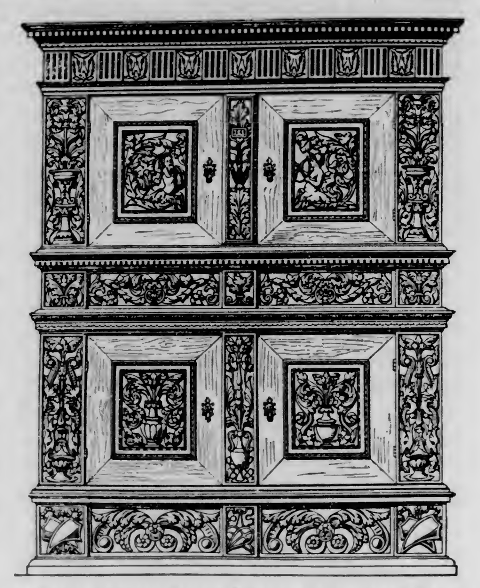


Grünglasierter Ofen des 16. Jahrhunderts auf der Burg zu Nürnberg. Nach den „Mitteil. aus dem German. Nationalmuseum" 1900.

Die Entwickelung zu immer schönerer Gestaltung zeigten nun vor allem auch die Möbel des Bürgers, die sich im Anfang von denen des Bauern kaum unterschieden. Den Hausrat finden die Italiener noch im 16. Jahrhundert sehr einfach und bescheiden. Immerhin war schon mit dem 15. Jahrhundert alles schöner und reicher geworden, und mit Recht hat Heyne „das Kunstmöbel recht eigentlich eine Schöpfung der Bürgerkreise" genannt. An den Wänden standen zunächst die Bänke, die allmählich Seiten- und Rückenlehnen erhielten, aber noch befestigt waren. Oder es dienten die Truhen, d. h. anfangs schwere Kästen, zum Sitzen. Durch Kissen machte man es sich bequemer. Daneben gab



es Schemel und einen meist als Ehrensitz bestimmten Stuhl. Fest und schwer wie die Bänke war auch der Tisch, der selten rund, häufig ein „Schragentisch" war, aber wie jene jetzt ein Objekt der zierlichen Holzschnitzerei der Gotik wurde; seine Platte war ausgelegt oder bemalt. Die Unbeweglichkeit und Steifheit des ganzen Interieurs konnte freilich auch die Leichtigkeit des Ornaments nicht aufheben. Letzteres zierte allmählich ebenso die Truhen, deren Seiten jetzt in längliche Felder geteilt waren. Aus ursprünglich in die Mauer eingelassenen Wandschränken hatten sich ferner aufrechtstehende Schränke auf hohem Gestell oder ohne Füße entwickelt. An ihnen, die später die Truhen überhaupt verdrängten, zeigt sich oft die künstlerische Ausstattung am hervorragendsten (siehe die nebenstehende Abbildung). Das gotische Schnitzwerk der Truhen und der häufig mit Zinnen gekrönten Schränke sowie die Bemalung (z. B. der zunächst ungegliederten Schranktüren) sehen wir später dem Renaissançeornament weichen. Zum Interieur gehörten noch Wandbretter mit Krügen und Gläsern, auch wohl im Prunkzimmer ein kleiner schrankartiger Hausaltar. Oft waren die Möbel noch mit künstlerisch gewirkten Decken belegt. Das Hauptmöbel des Schlafzimmers, das meist sehr große Bett, zeigte ebenfalls den Einfluß des immer höher entwickelten Kunstgewerbes. Die Formen der Betten waren verschieden, von dem einfachen Spannbett, das als Lotter- oder Faulbett auch in den Wohnräumen vorkam, bis zu dem großen Bett mit Himmel (s. die Abbildung S. 44 oben) oder mit kunstvoll geschnitztem Bettdach. Man schlief aber noch nackt unter der Decke (s. beide Abbildungen S. 44). Federbetten hatte man allgemein, ebenso große federgefüllte Kopfkissen. Viel Wert legte man auf schöne Bettdecken; Bettzeug galt überhaupt als wertvolle Habe. Auch die Tischtücher wurden allmählich allgemeiner verwendet und immer feiner. Von sonstigem Hausrat seien die immer luxuriöseren und mannigfaltigeren Trinkgefäße aus Glas, Fayence, Majolika erwähnt, weiter die zu Ausgang des Mittelalters aufkommenden Stand- und Wanduhren (s. die Abbildung S. 46), die durch die großen, seit dem 14. Jahrhundert sich einbürgernden Uhrwerke der öffentlichen Gebäude angeregt waren, sodann die Vogelkäfige, die ebenso im Bauernhause und in der Burg zu finden waren. Besonders in Thüringen war die Sitte, Stubenvögel zu halten, sehr verbreitet. Für Oberdeutschland ferner berichtet Antonio de Beatis (1517/18): „Die Einwohner haben große



Nürnberger Schrank aus der Mitte des 16. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Nach den „Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum" 1884/86.

Freude daran, sich in den Zimmern verschiedene Vögel in kunstvollen Käfigen zu halten, von denen einige auch nach Belieben frei aus und ein gehen." Bemerkenswert sind noch die in „Scherben" gepflegten Blumen.



*Lagerstatt.* Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 43.

Die *Beleuchtungsmittel* endlich waren jetzt weniger primitiv, Kerze und Lampe sind die wichtigsten Leuchtgeräte geworden. Die Wachskerze allerdings war wesentlich für die kirchliche Verwendung bestimmt, und nur die feinere höfische Gesellschaft hat sie ebenfalls benutzt. Für den häuslichen Bedarf des Bürgers diente vielmehr die Talgkerze; Talg und nicht Öl, das mehr zu Heilzwecken benutzt wurde und sich trotz des Gebrauches seitens der Kirche erst im 16. Jahrhundert mehr verbreitete, wurde auch als Brennmaterial für die Lampe verwendet. Die Kerze wurde entweder, namentlich zu Gängen usw., in die Tülle einer Laterne gesteckt, die sich in Bürgerhäusern wohl schon im 14. Jahrhundert überall vorfand, oder auf Hängeleuchtern, auch auf Wandleuchtern angebracht. Laterne wie Hängeleuchter waren beide aus dem kirchlichen in den gewöhnlichen Gebrauch gekommen. Aus einfachen Holzkreuzen entwickelten sich aber Leuchter in immer vollendeter gegossenen metallenen Formen. Daneben schnitzte man die im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert so gebräuchlichen kunstvollen Leuchterweibchen, jene zierlichen, an einem Gehörn oder Geweih angebrachten weiblichen Büsten. Gewöhnlicher als die Kerze wird die mit Fett, Talg oder in Niederdeutschland mit Tran gefüllte Lampe gewesen sein, deren Mängel (Qualm) auch die Cardanussche Verbesserung (um 1550) nicht aufhob. Das ganze häusliche Gerät des Bürgers stellt Hans Folz in seinem Spruch „von allem hausrot" zusammen. Eine Wascheinrichtung fehlte meist. Erwähnt seien noch Spielbrett, Würfel und Karten und neben jenen Vogelkäfigen der Fliegenwedel. Für die Hauseinrichtung ist wieder eine große Differenz zwischen reichen und armen Haushaltungen ebenso wie zwischen den höher oder geringer entwickelten Landschaften stark zu betonen. Noch 1610 hebt Guarinoni für Tirol die große Enge der Räume und ihre Unreinlichkeit hervor, findet aber auch sonst die Zimmer in manchen Städten Deutschlands „unordentlich und finster".



*Familienschlafzimmer.* Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert) im German. Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1883. Vgl. Text S. 43.

Eines war in der damaligen Stadt wie erst recht wieder in der modernen Großstadt

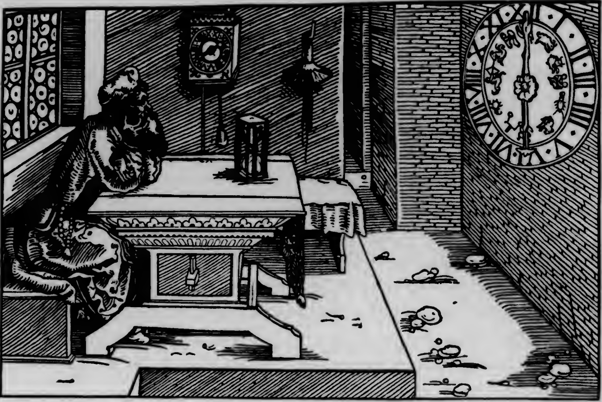


ziemlich selten, der *Garten* beim Hause; meist nur außerhalb der Stadt mochte man, wie (S. 6) erwähnt, größere Gärten anlegen. Was von Gärten in der Stadt vorkam, war vorwiegend Nutzland. Es gab auch Gärten von Berufsgärtnern, die anfangs nur mit Nutzpflanzen und Kräutern handelten. Die wenigen Ziergärten der Patrizier, die darin den weltlichen und geistlichen Herren (vgl. S. 6) nacheiferten, befanden sich meist wieder außerhalb der Stadt. Nach italienischem Muster entwickelte sich in Nürnberg, Augsburg usw. der Geschmack an solchen „Lustgärten", in denen man auch Landhäuser errichten ließ. Freilich, die Sittenprediger begannen alsbald über die Pracht der Landhäuser zu lamentieren. „Die fünfft schell [Narrenschelle]", sagt Geiler von Kaisersberg, „ist, lusthäuser bawen. Dann es sein etlich, die lassen ire häuser auswendig und inwendig mit wunderbarlichen und seltzamen figuren mahlen und zieren .... Darnach haben sie ouch eygen badtstuben, weyher, see, fischtrög und springendt brunnen in den kuchen oder im saal."

---

Mehr als die Privathäuser fielen die *öffentlichen Gebäude der Städte* in die Augen, vor allem das *Rathaus*. Hatte anfangs die Bürgerschaft als Versammlungsort den Markt oder wohl eine Kirche, auch den Hof des Stadtherrn, des Bischofs benutzt, so dokumentierte die häufigere Errichtung eines eigenen Gebäudes für die städtische Verwaltung im 13. Jahrhundert immer die erlangte Selbständigkeit, wie denn auch seine Erbauung bei den Stadtherren oft Widerstand fand und gleichzeitig mit der Einführung von Stadträten (vgl. Bd. I, S. 291 f.) erfolgte. Anfangs auch ein einfacher Holzbau, gehörte das Rathaus bald zu den ersten Steinbauten der sich entwickelnden Stadt, und der großartige Aufschwung der Baukunst in der Epoche der Gotik hat dann so glänzende Rathausbauten geschaffen, wie sie am schönsten die Niederlande, aber auch der Nordwesten und Nordosten Deutschlands noch heute zeigen. In Süddeutschland überwiegt die Renaissance: früher gotische Rathäuser sind dort zum Teil ganz in Renaissancebauten umgewandelt worden. Oft ist die nötige Vergrößerung aber auch durch Ankauf von Nebenhäusern geschehen, so daß die Einheit zerstört ist. Ein Turm braucht nicht immer notwendig vorhanden zu sein, wichtiger ist die Lage am Markte, dem Zentrum städtischen Lebens. Der auf dem Markte versammelten Bürgerschaft konnten etwa von einem Vorbau des Rathauses, später von seinem Balkon aus Mitteilungen gemacht werden; vom Markt aus griff der Handel in seine Lauben hinüber, in denen sich bald regelmäßige Verkaufsstände einnisteten; auf dem Markte vor dem Rathause stand der Pranger. Im Inneren des Rathauses diente vor allem der große Saal dem öffentlichen, namentlich dem gerichtlichen, zum Teil auch dem gesellschaftlichen Leben der Bürgerschaft. Hier wurden Huldigungen vollzogen, hier fremde Fürsten und vornehme Herren empfangen, hier waren die großen Zusammenkünfte und Beratungen, hier wurden die allgemeinen Feste gefeiert, auch solche vornehmer Bürger, namentlich Hochzeiten, hier war der Schauplatz großer Tänze. Der Saal war daher auch besonders geschmückt, vor allem durch Wandmalereien, die an dieser Stätte der Rechtspflege mit Vorliebe das Jüngste Gericht darstellten. Das geschäftliche Leben spielte sich sonst mehr in der „Ratsstube" und anderen, freilich nicht zahlreichen Schreib- und Amtsstuben, z. B. der des Kämmerers, ab. Schatzkammer und Archiv waren natürlich auch im Rathaus untergebracht. Unten im Rathause befanden sich Gefängnisse und als Gegenstück die Ratskellerei mit Trinkräumen für die Biere oder Weine, die die Stadt, zuweilen im Besitz eines Biermonopols, selbst ausschenkte. Der Boden diente etwa als Kornboden der Gemeinde.

Neben dem Rat- oder Bürgerhaus sind als städtische Gebäude das Gefängnis, in der Regel ein Torturm, die Münze, das Zeughaus, die Stadtwage, die aber häufig im Rathaus war, und vor allem das *Kaufhaus* zu nennen. Dieses war meist eine Tuchhalle, aber auch Kornhaus, Salzhaus, Schuhhaus gehören hierher. Ursprünglich im Besitze des Stadtherrn, sind die schon im 13. Jahrhundert vorkommenden Kaufhäuser später in den der Stadt übergegangen und dienten dann oft zugleich als Rathaus. Die Mehrzahl ist aber im 14. und 15. Jahrhundert von den Städten selbst errichtet worden (Mainz 1317); noch heute sind die Kaufhäuser von Straßburg (1358 erwähnt) und von Konstanz (1388) erhalten. Sie dienten wesentlich als Lagerhäuser wie der Kontrolle und Ausnutzung des Handels der fremden Kaufleute, erst daneben dem Verkauf seitens der Bürger (vgl. S. 71); in zwei Stockwerken lagen die besseren und die gewöhnlichen Waren aus. Von den Kaufhäusern sind die meist im 16. Jahrhundert errichteten, oft schönen Zunfthäuser, die zwar unter Umständen auch Kaufhäuser sein konnten, im übrigen aber Versammlungs- und Beratungshäuser sowie Stätten der Geselligkeit für die Handwerker waren, und die Kauffahrerhöfe im Auslande (vgl. Bd. I, S. 288, 402), in denen der Deutsche Unterkunft und Auslageräume für seine Waren fand, wohl zu unterscheiden. Es gab ferner städtische Gebäude, die, ursprünglich von Gesellschaften der Patrizier gegründet, rein der Geselligkeit dienten, wie den Artushof in Danzig oder den Gürzenich in Köln, auch „Tanzhäuser" (Augsburg) oder „Hochzeitshäuser".



Uhren verschiedener Konstruktion. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text S. 43.

Als höchste und vornehmste Gebäude in der Stadt sind dann die *Kirchen* nicht zu vergessen. Sie gingen zuweilen, wie das Ulmer Münster, stark über die gegebenen Größenverhältnisse hinaus. Insbesondere in der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts entfaltete sich ein fast fieberhafter Eifer, Kirchen zu bauen. In stärkstem Maße kam er in Köln zum Ausdruck, für das die zahlreichen Kirchenbauten, -umbauten, -erweiterungen während der Jahre 1450—1513 hier nicht einzeln aufgezählt werden sollen. Oft wurde an mehreren Kirchen gleichzeitig gebaut, z. B. in Danzig. Dort entstanden die Marien- und die Trinitatiskirche, die Barbara- und die Bartholomäuskirche so ziemlich alle in demselben Zeitraum, und kurz vorher wurden die Johanniskirche und bald nachher die Brigitten- und die Petri-Paulskirche gebaut. Die Kirchen mit ihrer Fülle von Skulpturen an Pfeilern und Säulen, an Portalen und Türmen haben dann auch Skulpturen an



den Bürgerhäusern angeregt, und, wie noch heute in Nürnberg und anderen Städten zu sehen, schmückten Madonnen- und Heiligenfiguren die Ecken oder die Front der Häuser, ebenso Wappen und andere sich später entwickelnde Hauszeichen (vgl. S. 41).

Ein künstlerischer, oft phantastisch-humoristisch gestalteter Schmuck der Städte waren endlich die meist höchst malerischen öffentlichen *Brunnen*, die freilich in ihrer künstlerischen Form meist erst aus der Renaissance stammen. Dagegen rührt eines der besten Werke, der mit Recht so genannte „Schöne Brunnen" in Nürnberg, schon aus dem 14. Jahrhundert her.

---

So muß denn der *Gesamteindruck der deutschen Städte* ein imponierender gewesen sein. *Damalige fremde Beobachter*, Spanier, Italiener, Franzosen usw., singen auch alle das gleiche Loblied. 1438 weiß ein kastilianischer Ritter, Peter Tafur, von Basel mit den „zierlichen Häusern, den Häuserfronten mit ihren Glasfenstern, den vielen Türmchen mit Kreuzen und Wetterfahnen, mit den schön gepflasterten Straßen", von Straßburg, „einer der schmucksten Städte der ganzen Christenheit", und von Köln, „der größten, der reichsten und der schönsten Stadt, die es in ganz Deutschland gibt", wie von Mainz, Nürnberg, Breslau und Wien nicht genug Rühmens zu machen. Daß der russische Metropolit Isidor, der in demselben Jahre zum Florenzer Konzil reiste und deutsche Städte berührte, seiner staunenden Bewunderung derselben, insbesondere Erfurts, Ausdruck gab, ist leicht erklärlich. Aus dem Jahre 1458 sodann stammt die bekannte Lobpreisung auf Deutschland durch Äneas Silvius. Auch er hebt besonders die Städte hervor. „Durchwandern wir nur die merkwürdigsten derselben, so wird die Herrlichkeit dieses Volkes, der Schmuck dieses Landes uns klar entgegenleuchten. Wo gibt es in ganz Europa eine prachtvollere Stadt als Köln?" So rühmt er Mainz, Worms, Straßburg, „ein zweites Venedig, aber gesünder und anmutiger", Basel, Bern, Augsburg, München, Wien — hier stellt er die Bürgerhäuser bekanntlich in übertriebener Weise als so stattlich dar, daß man in Fürstenwohnungen zu treten glaube, — und endlich Nürnberg, „diese herrliche Stadt" in ihrem „wahrhaft majestätischen Glanze". Auch hier scheinen ihm die Bürgerhäuser für Fürsten gebaut zu sein. „Aufrichtig zu reden, kein Land in Europa hat bessere und freundlichere Städte als Deutschland." 1471 rühmt der Sekretär eines italienischen Kardinals und Legaten, Augustinus Patritius, den Glanz und die Schönheit der deutschen Städte, die zum Teil die italienischen überträfen. 1492 berichtet ein untergeordnetes Mitglied einer venezianischen Gesandtschaft ganz ähnlich, wenn auch nicht so überschwenglich, über die Städte Oberdeutschlands und der Ostschweiz, z. B. über Ulm mit „breiten Straßen, alle mit Kies gepflastert", und mit „recht vornehmen" Häusern und über Straßburg, das er „sehr groß und innen von höchster Schönheit" nennt; „die Straßen sind alle mit Kies gepflastert und sehr breit und schön, mit prächtigen Palästen(!): kurz, es ist eine der schönsten Städte Deutschlands". 1497 sah ein Franzose, Pierre de Froissard, in den Städten den Reichtum der deutschen Kaufleute ausgedrückt. „Die Blüte der Städte", meint er, „die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und die kostbaren Schätze im Inneren der Wohnungen legen von diesem Reichtum sprechende Zeugnisse ab." Aus dem 16. Jahrhundert ist schon (S. 31) Machiavells Ausspruch von den deutschen Städten als dem Kern des Reiches erwähnt worden. Der absichtlich herabsetzende L. Contarini freilich nennt (1548) nur die größten Handelsstädte reich, und zwar auch nur wegen einiger sehr reicher Familien. Andere Italiener heben sowohl den Reichtum wie die Schönheit vieler Städte hervor; besonders werden München, Landshut, Augsburg,

Nürnberg, Straßburg, Köln hervorgehoben. Letztere Stadt stellt nach G. Contarini das Ideal einer Stadt dar. Ganz am Ende dieser Periode noch lobt Montaigne an den Städten die „Straßen und öffentlichen Plätze, die Wohnungen samt ihrem Hausrat, ihren Tafeln und Tafelgeschirren" und nennt sie „weit schöner und sauberer als in Frankreich".

Man muß nun freilich solche häufig sehr allgemein gehaltenen Urteile nicht ohne Kritik annehmen. Derselbe Machiavell, der den Reichtum der deutschen Städte rühmte, hat doch die niedrige Stufe des gesamten deutschen Kulturlebens, den Mangel an Verfeinerung, die Ärmlichkeit und Plumpheit der Lebensverhältnisse genugsam hervorgehoben, und er hat damit gewiß das Urteil jedes gebildeten Italieners wiedergegeben. Und viele der günstigen Urteile von Romanen mögen überhaupt aus dem Erstaunen darüber hervorgegangen sein, daß es in Deutschland lange nicht so barbarisch und schlimm aussah, wie man daheim im glänzenden Italien und in Frankreich glaubte. Daß ferner noch andere Motive das dick aufgetragene Lob des Äneas Silvius hervorriefen — er wollte nämlich dadurch die Klagen über die Aussaugung Deutschlands durch den römischen Stuhl hinfällig machen —, hat man schon des öfteren betont. Am meisten hat immer Nürnberg Ruhm und Ehre genossen, auch bei den Deutschen selbst. Es war mehr als Nürnberger Lokalpatriotismus, wenn Hans Rosenplüt dichtete: „O Nürnberg, du viel edler Fleck! Deinesgleichen wird nicht gefunden, nein!" Der Nürnberger Dr. Scheurl urteilte, was der Italiener beim Namen Venedig, das empfinde der Deutsche bei demjenigen Nürnbergs. Im stolzen Venedig selbst nannte man im Volksmunde übrigens alle deutschen Städte blind, nur Nürnberg auf einem Auge sehend. Eine ehrenvolle Bezeichnung hat ihm endlich Luther gegeben, indem er es „das Auge und Ohr Deutschlands" nannte. (Vgl. auch noch S. 55 und 67.)

---

Die Faktoren, die solche Blüte der deutschen Städte bewirkten, waren Gewerbe und Handel. Sie drückten schon äußerlich dem Bilde der Straßen ihren Stempel auf. Der Hauptmarkt und daneben in größeren Städten andere, kleinere Märkte dienten in erster Linie dem Verkaufe von Naturalien und Lebensmitteln (Viehmarkt, Roßmarkt, Heumarkt, Kornmarkt, Fischmarkt, Fleischmarkt, Weinmarkt, Grünmarkt) oder von Handwerksprodukten (Schuhmarkt, Krammarkt), dem sonstigen Handel das Kaufhaus und die Verkaufsstände in den Lauben des Rathauses und in bestimmten Straßen. Auf dem Markte und an den Kirchen standen Bänke und Buden in mehr oder weniger fester Form in großer Zahl. Aus den Reihen der Verkaufsstände der Handwerker gingen zuweilen ganze Gassen und Quartiere, die dann nach den betreffenden Gewerbetreibenden genannt wurden (vgl. jedoch S. 35), hervor. Das Bürgerhaus selbst aber zeigte in den meisten Fällen von der Straße her im Erdgeschosse die Werkstätte des Handwerkers oder ein Kaufgewölbe oder eine Auslage von Lebensmitteln. Schmiede, Gerber und andere Handwerker nahmen auch (vgl. S. 36) die ohnehin enge Straße oder Gasse zu ihrer Arbeit mit hinzu.

Weiter prägte sich nun allerdings das keineswegs verdrängte agrarische Element auch im Äußeren der Städte aus. Der in landschaftlicher Beziehung bereits (S. 4) charakterisierte Gegensatz zwischen Land und Stadt (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Stadt und Land usw.") ist selbst in der Blütezeit des Städtewesens niemals sehr schroff gewesen, freilich schroffer als in anderen Ländern und heute noch nicht kulturell überwunden. Einmal hat es eine große Reihe von Städten, selbst noch bis in die neueste Zeit, gegeben, die den alten Charakter der Ackerbaustadt (vgl. Bd. I, S. 159) — man denke auch an





Stadt und Land in den Niederlanden zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Links: Weinmarkt (in Brügge), ein großer Holzkran wird durch ein Tretrad betrieben. Rechts: Heuernte.

Nach dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

die Wichtigkeit des Weinbaues für viele Städte — durchaus bewahrt haben. Lange hat gemeinsam geregelte Bewirtschaftung mit Flurzwang geherrscht; bis ins 15. Jahrhundert hat sich in niederdeutschen Städten jene (Bd. I, S. 159) erwähnte Bezeichnung „Bauerschaft" (bûrschap) gehalten. Auch größere Städte hatten außerhalb der Stadt ihre Allmende, städtische Güter und Weiden, die sie anfangs freilich zum Teil gegen oberherrliche Ansprüche verteidigen mußten; ihre Bürger hatten in- und außerhalb der Stadt meist selbst bewirtschafteten Grundbesitz, den man später in der Regel in Zeitpacht austat; die Viehzucht, für die es auch Gemeindehirten gab, namentlich die Schweinezucht, war meist sehr bedeutend, und die Stadtverwaltung beschäftigte sich oft ebenso mit Landwirtschaft wie mit Handel und Gewerbe; der Grundbesitz blieb das Hauptsteuerobjekt. Im Äußeren der Stadt zeigte sich der agrarische Zug in der großen Zahl von Scheunen, die allerdings, wie der landwirtschaftliche Betrieb überhaupt, in die Vorstädte verbannt wurden, deren es aber z. B. um 1400 in Frankfurt a. M. noch 229 gab; die Häuser selbst hatten noch Getreideböden, in Weingegenden einen Kelterraum, ferner Ställe für Kuh und Schweine im Hofe und zuweilen sogar in der Front des Hauses; endlich ist auch der Aufenthalt gerade der Schweine auf den Straßen bezeichnend. Wenn es um 1500 in Frankfurt noch etwa 1200 Mastschweine gab, so haben diese Tiere nicht im Verborgenen gelebt. Sehr bezeichnend ist eine Nürnberger Ordnung des 15. Jahrhunderts, die aus hygienischen und ästhetischen Gründen wie wegen der Beschwerden namentlich auch fremder hoher Gäste und im Interesse des guten Rufes der durch ihre Polizei berühmten Stadt gebietet, „daß nun fürbas weder burger, burgerin oder ymandts von iren wegen einich swein, das sie ziehen, für die hewser und hofreyt [Hofland] oder sust auff die gemein [den städtischen Grund und Boden] und pflaster weder tag noch nachts treiben oder davor in den steigen halten sollen, auch den zurch [Kot] und harn, so dieselben swein in den hewsern machen, in einich weise für ire hewser oder sust auff das pflaster und gemeinde schütten lassen sollen". In Frankfurt wird 1421 verboten, Schweineställe an die Straße stoßen zu lassen, in Breslau untersagt man es erst 1495 (erneut 1515), zugleich das Herumlaufen der Schweine auf der Straße. In Ulm beschränkt man das letztere 1410 auf eine Stunde (mittags 12—1 Uhr). Noch im 16. Jahrhundert suchten Verordnungen dem Unwesen zu steuern. Wie so oft, muß man nun aber auch diesem mittelalterlichen Bilde bessere Seiten abgewinnen. Man denke daran, daß neuerdings sogar in amerikanischen Städten, in denen mangelhafte Straßenreinigung herrscht, empfohlen worden ist, die Abfälle durch Schweine hinwegräumen zu lassen.

Aber das Wichtige bleibt für uns doch die Ausprägung jener besonderen städtischen Eigenart. Sie tritt auch im ganzen Leben immer deutlicher hervor. Die Konzentrierung von Gewerbe und Handel in den Städten bedingt eine vom Lande immer stärker abweichende Lebenshaltung, während anderseits für den von der städtischen Produktion nicht mehr gedeckten Bedarf an agrarischen Erzeugnissen eine immer wachsende Zufuhr vom Lande erforderlich wird. Die Gewerbe namentlich geben auch mehr und mehr der in ihren Elementen so mannigfaltigen Bevölkerung einen gleichartigen städtischen Charakter trotz aller gewerblichen Spezialisierung; gesondert stehen freilich immer Klerus und jetzt auch die Judenschaft. Allmählich wird die Zuwanderung vom Lande, da die Gewerbe sich nunmehr hinreichend aus städtischem Ersatz füllen, schwächer, und gewerbliche wie Handelsinteressen, dazu der Bedarf an gelehrten Leuten, Schreibern, Lehrern, veranlassen seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert mehr eine Wanderung von Stadt zu Stadt. Die neuen, rascheres Leben

bedingenden Verhältnisse bewirken anderseits überhaupt eine stärkere Fluktuation der Bevölkerung. Glück und Tüchtigkeit bringen die einen rasch herauf, andere versinken wieder. Auch die Familien der Geschlechter wechseln, wie Worms, Augsburg, Nürnberg zeigen, überaus rasch, wandern oder sterben aus, werden aber durch Einwandernde, durch neue Leute aus den Bürgern ergänzt. Solcher Wechsel zeigt sich in der ziemlich starken Änderung der Namen der Bewohner, die auch den Zuzug aus anderen Städten andeuten. Trotz der schärfer ausgebildeten Gleichartigkeit der Interessen herrschten nun freilich größere Gegensätze innerhalb der eigentlich städtischen Erwerbsklassen, zwischen größeren Kaufleuten und Krämern, zwischen Kaufleuten und Handwerkern. Immerhin hatten die Zunftkämpfe (vgl. Bd. I, S. 407 f.), welche den Handwerker sozial höher gebracht hatten, den letzteren Gegensatz doch vielfach gemildert. Auch die Gegensätze, die zwischen der übrigens keineswegs geschlossenen unteren Bevölkerung und den Bessergestellten bestanden (vgl. S. 152 f.), Gegensätze, die auf gewerblichem Gebiete mehr und mehr in den sozialen Kämpfen der Handwerksgesellen, ebenso der Handelsgehilfen, hervortraten, störten doch jene äußere Gleichartigkeit der Erwerbsinteressen, die auch die unteren Klassen teilten, nicht. Wenn nun so in der Stadt selbst die agrarischen Interessen mehr und mehr zurücktraten, so war mit der wachsenden allgemeinen Bedeutung der Städte wieder eine Beeinflussung der gesamten Nation in nichtagrarischer Richtung verbunden. Zu Ausgang des Mittelalters waren für die gesamte Volkswirtschaft Gewerbe und Handel fast von größerer Wichtigkeit als der Ackerbau.

---

In dem städtischen Erwerbsleben hatte das Gewerbe von Anfang an eine grundlegende Bedeutung. Mit dem mehr oder minder bedeutenden Anteil an dem Stadtregiment (vgl. Bd. I, S. 407) waren die Handwerker, von denen einzelne überdies zu blühendem Wohlstand gelangt waren, eine selbstbewußte, auch politisch interessierte Schicht geworden, deren eigentlicher Rückhalt doch aber in ihrer Zahl bestand. Sie machten den Hauptteil der städtischen Bevölkerung aus, so daß die im 14. Jahrhundert immer zahlreicher entstehenden Zünfte mehr und mehr zu Abteilungen der Bürgerschaft überhaupt wurden, zumal hier und da der Sieg der Zünftler einen erzwungenen Eintritt aller Bürger in eine Zunft herbeigeführt hatte. Die bisherige Entwickelung der Zunft ist (Bd. I, S. 281 ff.) bereits dargestellt worden. Die allgemeine Bedeutung der zünftlerischen Organisation tritt darin hervor, daß diese für die sonstigen Berufe und Lebensgebiete zum Teil maßgebend wurde; das zeigen im gelehrten Leben die Fakultäten und Grade der Universitäten. Auch bei den Landsknechten gibt es solche Spuren. In Zünften fanden sich selbst die Bettler zusammen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Zunft lag zunächst in der Verkörperung der Interessen der Arbeit, die eine fast liebevolle Wertschätzung, ja ein ehreverleihendes und sittliches Relief erhielt. Es deckte sich das mit der kirchlichen Anschauung (vgl. Bd. I, S. 406). „Wer", heißt es in der Schrift „Eyn christlich ermanung", „nur suchet Gelt und Reichtumb zu scharren mit sin Arbeit, der handelt schlecht, und sin Arbeit ist Wucher." Freilich entwickelte die besorgte Wahrung der Interessen der Gesamtheit durch eine kleinliche Beschneidung alles Überragenden und die Unterdrückung der freien Konkurrenz früh empfindliche Schattenseiten, während anderseits unter der Maske dieser Fürsorge sehr bald selbstsüchtige Interessen einzelner führender Meister sich verbargen. Zunächst aber zeigte diese straffe, geschlossene Einheit ihre wirtschaftlichen Vorteile: die Kräftigung der Produktion durch den Zunftzwang hat die Blüte des Gewerbes geradezu mit hervorgerufen und den Handwerker



stolz gemacht. Als Glied einer Genossenschaft, die die Technik ihrer Arbeit wie ein teures Geheimnis pflegte und fortpflanzte, meinte er der Träger einer Kunst zu sein, die andere Leute nicht verstanden und nicht üben durften. Weiter wurde der Zusammenhang der Handwerker überhaupt gestärkt. Nicht international, wie es der Klerus und zum Teil das Rittertum waren, fühlte die Handwerkerschaft sich doch ebenso als einheitlichen Körper wie jene, nur eben in nationalem Rahmen (vgl. auch S. 52). Es gab für das ganze Reich die gleiche Organisation, den gleichen Brauch, und diesen nationalen Zusammenhang förderte ganz außerordentlich die Sitte des Wanderns. Dieser Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer großen Genossenschaft hat auch ein sehr lebendiges Ehrgefühl entwickelt, das auf die Ausbildung der bürgerlichen Ehre überhaupt von größtem Einfluß gewesen ist, und eine scharfe sittliche Aufsicht über die Mitglieder, freilich ziemlich äußerlicher Natur, sowie strenge Forderungen an Unbescholtenheit und „Ehrlichkeit" bei der Aufnahme hervorgerufen. Diese handwerkerlichen ethischen Anschauungen gehen wieder auf die Kirche und ihren Einfluß zurück. Gerade die Handwerker waren auch meist große Feinde der starken Sittenlosigkeit in den Städten und haben gelegentlich auf Abstellung von Mißständen gedrungen.

Zweifellos reichte die Bedeutung der Zunft über das Gebiet der Arbeit weit hinaus. Sie machte oft die politische und immer die militärische Organisation der Stadt aus; durch sie beteiligte sich der Einzelne an der Stadtverwaltung und fühlte sich als Träger politischer Rechte, wie er den Sinn für Ordnung und Gesetz, den ihm die Zunft gab, auch auf das öffentliche Leben übertrug. Wir haben ferner schon (Bd. I, S. 281) von dem Korpsgeist, der Nächstenliebe und Unterstützungstätigkeit, weiter von dem kirchlichen Anstrich und der Geselligkeitspflege der Zunft gehört. Durch die letztere wurden den Genossen zugleich gesellschaftlicher Anstand und gute, abgeschwächt höfische Sitten anerzogen, wie der Meister schon im Hause eine seiner Hauptaufgaben in der guten Zucht der Lehrlinge sehen mußte. Die größte Bedeutung der Zunft liegt aber doch auf wirtschaftlichem Gebiet. Diese Organisation diente einmal (vgl. Bd. I, S. 282) durch die Beaufsichtigung der Produzenten in gewissem Sinne dem Schutz der allgemeinen Interessen der Konsumenten. Unter dem Druck der städtischen Obrigkeit haben auch die Zünfte selbst auf Güte ihrer Arbeit und gerechte Normierung der Preise hingearbeitet. Vor allem bezweckte die Zunft aber doch die Förderung der Interessen ihrer Mitglieder, die Sicherung ihrer Nahrung: der streng gewahrte Zunftzwang schloß die Konkurrenz aller Außenstehenden aus, die Zünfte suchten ferner seit Ausgang des Mittelalters auch den Eintritt nichteinheimischer Handwerker, überhaupt neuer Meister, möglichst zu erschweren, und innerhalb der Zunft suchte man ein möglichst gleiches Dasein aller Glieder zu erzwingen. Wenn die Zunft diesen gewissermaßen ein „Recht auf Arbeit" gab, so sollte doch auch wieder der Anteil jedes Einzelnen an der Arbeit und damit am Erwerb der gleiche sein, und so verhinderte man das Aufkommen großer Betriebe, beschränkte überhaupt den Willen, die Gaben des Einzelnen in hohem Grade. Es war ein Prinzip, das in jenen Zeiten noch immer ungebändigter Leidenschaft, mangelhaften Rechtssinnes, gewaltsamen Erwerbs freilich auch eine sehr erzieherische, kultivierende Seite hatte. Der starke Drang nach persönlicher Freiheit schien dem Mittelalter weniger der Förderung als der Unterdrückung zu bedürfen. Keiner sollte schwach, aber auch keiner zu stark sein. Daher die Ausgleichung der Produktionsbedingungen. Die Zunft sorgte für den Rohstoff und dessen möglichst billigen Bezug durch Ausschaltung des Zwischenhandels, kaufte entweder gemeinschaftlich

durch besondere Einkäufer ein und gab jedem sein Teil oder verbot wenigstens den Bezug zu persönlich vorteilhafteren Bedingungen, z. B. durch Vorkauf, und gestattete nur den Einkauf auf dem jedem offenstehenden Markte. Dabei durfte niemand mehr Material erwerben, als er persönlich verarbeitete, also auch kein Material anhäufen. Unter bestimmten Bedingungen war indes der Bezug von außerhalb erlaubt. Die Betriebsmittel ferner, namentlich die Kohlen, durften nicht auf dem Wege des Vorkaufes, sondern nur in bestimmter Weise erworben werden. Es durfte auch niemand besonders feine Einrichtungen und neuartige Werkzeuge haben, ein talentfeindlicher Zug, der überhaupt dem Fortschritt des Handwerks schädlich war. Die Gleichstellung der Meister zeigte sich weiter in der genau fixierten Zahl der Lehrlinge (1—2) und der Gesellen (2, höchstens 4); die neuen Meister durften aber erst nach einiger Zeit Lehrlinge halten. Bei großer Arbeitsüberhäufung wurden Ausnahmen gestattet. Die Arbeitslöhne waren ebenfalls fixiert. Bei manchen Handwerken gab es endlich gemeinsame Arbeitseinrichtungen, wie etwa bei den Wollwebern Wollküchen. Auf diese Weise war natürlich jene Fixierung der Preise bis ins einzelne möglich. Auch sonst war der Verkauf der fertigen Waren örtlich und zeitlich genauen Bestimmungen unterworfen.

Die Zunft richtete nun weiter ihr Hauptaugenmerk auf die Qualifikation ihrer Mitglieder. Wer ihr als Meister angehören wollte, mußte neben der sittlichen Qualifikation, der Redlichkeit, und der politischen, dem Bürgerrecht, auch die technische nachweisen, und zwar bei vielen Zünften durch ein vor den Zunftmeistern abzulegendes Meisterstück, sonst durch Nachweis der Absolvierung des vorgeschriebenen Lehrganges und Beibringung der „Briefe“ darüber. In ältester Zeit hat ein Lehrzwang sicherlich noch nicht existiert, wird aber von der Stadtverwaltung im Interesse der Konsumenten und auch entsprechend den Wünschen der Meister bereits seit dem 14. Jahrhundert allgemeiner eingeführt worden sein. Schon für den Lehrling galt es zunächst, insbesondere nach der oben erwähnten Ehrenseite, seine Geeignetheit für das Handwerk, das „so rein sein sollte, als sei es von Tauben belesen“, darzutun. Besonderes Gewicht legte das Handwerk auf die eheliche Geburt, auch auf die der Vorfahren des Aufzunehmenden: man war schon im 15. Jahrhundert darin sehr rigoros. Den nationalen Zug zeigt die Bestimmung, daß der Lehrling deutscher Zunge sein mußte, eine Bestimmung, die sich insbesondere im Osten gegen die als unfrei geltenden Slawen richtete. Denn freie Geburt war ebenfalls unerläßlich. Aus slawischer oder sonstiger länger haftenden Unfreiheit hat man auch die „Unehrlichkeit“ mancher Handwerke zu erklären gesucht, so die der Leineweber und Müller. Nur Lehrlinge männlichen Geschlechtes wurden zugelassen, wenigstens in späterer Zeit. Denn früher wurden einzelne Gewerbe, entsprechend der alten Frauenarbeit, nur von Frauen, die dann weibliche Zünfte bildeten, ausgeübt, etwa das der Garnmacherinnen, oder es gab an vielen Orten Gewerbe, in denen weibliche Hilfskräfte tätig waren, wie die der Gewandmacher, Weber, Wappensticker und andere; und auch später wurden Mägde zu Nebendiensten verwendet, insbesondere freilich die Meistersfrauen und -töchter. Der Lehrling wurde von der Zunft feierlich aufgenommen: bei den einzelnen Handwerken waren die Bräuche verschieden. Daß seine Lehre und Erziehung, deren Dauer verschieden war (3, 4 und 5 Jahre) und zum Teil von der Zahlung oder Nichtzahlung eines Lehrgeldes abhing, nach den Vorschriften des Handwerkes vor sich ging, darüber wachte wieder die Zunft. Feierlich erfolgte dann die „Lossprechung“ des Lehrlings, der in älterer Zeit bei Erfüllung der übrigen Bedingungen damit zum Meister technisch qualifiziert war, später aber nunmehr erst Geselle werden mußte.



Schembartläufer.

Nach einem Schembartbuch im Besitz von Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig.

Die Gesellen wurden anfangs nicht viel anders als die Lehrlinge gehalten und unterlagen namentlich einer strengen Hauszucht, wie anderseits auch die Handelsdiener. Aber sie konnten leicht ihre Stelle wechseln; insbesondere vermehrte die Sitte des Wanderns diese Veränderlichkeit. Das Wandern, das schon zu Ausgang des Mittelalters hier und da Bedingung war, später ganz allgemein verlangt wurde, hat die Gesellen nicht nur technisch, sondern ebenso geistig gefördert. Sie besaßen auch bald ein starkes Selbstbewußtsein, hielten äußerlich in der Kleidung auf sich, trugen sogar, wie die Meister, ihre Wehr an der Seite und wollten stolz in nichts zurückstehen. Die Gesellen erstrebten den Zusammenschluß aller ihrer Genossen im großen durch die Gesellenverbände. Diese entwickelten sich insbesondere zu Ausgang des Mittelalters, nicht ohne heftigen Widerstand der Meister, ebenso der Obrigkeiten, z. B. in Nürnberg, aus oder neben den geistlich-humanitären Gesellen-Brüderschaften nach dem Vorbild der übrigen mittelalterlichen Einungen zu festen wirtschaftlich-sozialen Interessenverbänden. In der Organisation richteten sie sich ziemlich nach den Zünften der Meister: sie gestalteten nach deren „Morgensprachen" (Versammlungen) ihre „Auflagen", „Schenken", erhoben Beiträge, Geldstrafen usw., richteten also ein „zünftisch Wesen" ein, das besonders bekämpft wurde. Allmählich wurden sie auch Kampfverbände, je mehr der Gegensatz der arbeitnehmenden Gesellen zu den Meistern wuchs. Dieser ergab sich aus der Verschlechterung der sozialen Lage der Gesellen, die bei der wachsenden Überfüllung des Handwerkes und der größeren Engherzigkeit der Meister immer weniger Aussicht hatten, selbst Meister zu werden. Nach ihrer erzwungenen Anerkennung durch die Meister dienten die Gesellenverbände dann in erster Linie der Arbeitsvermittelung. Während der Kämpfe war übrigens die alte Bezeichnung „Knecht" vor der neuen „Geselle" zurückgetreten. Im ganzen muß aber die soziale Lage der Gesellen nicht so übel gewesen sein, wie sie denn ein ziemliches Ansehen in der Bürgerschaft genossen. Sie traten auch öffentlich auf, veranstalteten z. B. große Feste und Umzüge, die zum Teil Berühmtheit erlangten, wie der Schwerttanz der Messerer in Nürnberg — von hier aus war wohl auch der im 15. Jahrhundert erwähnte Schwerttanz der Malergesellen in Eger beeinflußt — oder das Schembartlaufen, ein prächtiger Maskenumzug der Metzger und Messerer in Nürnberg zu Fastnacht (s. die beigeheftete farbige Tafel „Schembartläufer"). Diese Feste zeugen immerhin von einem gewissen Wohlstand, den auch die nicht unerheblichen Beiträge für kirchliche Stiftungen sowie der Kleiderluxus der Gesellen voraussetzen. Letzterer ging allerdings wesentlich auf das Streben, sich den höheren Klassen gleichzustellen, zurück und wirkte eher wirtschaftlich zerrüttend.

Die Gesellenverbände standen den Zünften fast wie eine gleichberechtigte Macht gegenüber. Ihr demokratischer Grundzug fehlte aber auch den Zünften nicht. Er äußerte sich schon in jener Gleichmacherei. Entscheidend war auch hier die Versammlung der Gesamtheit, also der Meister, die zugleich eine Straf- und Sühne-Instanz für die Mitglieder bildete. Aber naturgemäß gab es eine leitende Verwaltung und Vertretung nach außen, die in den Händen der Zunftmeister (Obermeister, Älterleute) lag; doch hatten diese oft einen Beirat neben sich. Sie führten die Listen, verwalteten das Vermögen, beaufsichtigten die Mitglieder und prüften deren Produkte. Bei der außerordentlichen Bedeutung der Zunft ist es im übrigen klar, daß diese Organisation das erstrebte Ziel aller Gewerbe war. Die Entwickelung der äußeren Kultur rief immer neue Gewerbe (vgl. auch S. 55) hervor, die zunächst als „freie Künste" existierten, dann entweder in einem bereits berechtigten Handwerk

aufgingen oder selbst im Laufe der Zeit und durch verschiedene Stadien hindurch zu einem solchen wurden. Es entsprang diese Entwickelung vor allem jenem Streben nach wirtschaftlicher Sicherung, nach Fernhaltung einer drückenden Konkurrenz durch immer neue Ausüber der Kunst, die überdies oft schlechte Arbeit machten. In Betracht kommt dabei auch, daß, wie wir gleich sehen werden, viele Gewerbe zunächst häufig als Nebengewerbe ausgeübt wurden, Kerzenmachen unter Umständen von Schlossern usw. Die oft doch nur geringen Ansprüche an die Qualifikation führten auch zu einem häufigen Wechsel des Berufes, so daß der Eindruck anfangs zuweilen eher der der größten Freiheit und Ungeregeltheit als der des starren Regelzwanges ist. Zunächst suchte auch das neue Gewerbe eine Organisation durch obrigkeitlich gegebene Ordnung und einen Schutz gegen Eindringlinge zu erlangen. Das eigentliche Ziel, das „geschworene Handwerk“ mit geschworenen (vom Rate verpflichteten) Meistern, mit Meisterstücken usw., wurde oft erst nach langer Zeit erreicht.

In ihrer Blütezeit hat nun die Zunft, deren eigentliches Prinzip doch der Schutz der persönlichen Arbeit unter Verpönung jeder kapitalistischen Entwickelung war, einerseits einen gewissen wirtschaftlichen Wohlstand aller Beteiligten und damit die Existenz eines leistungsfähigen Mittelstandes gesichert, anderseits hat sie, solange sie nicht verknöcherte, auch die Blüte des Gewerbes selbst mitbegründet. Es ist damals eine von späteren Zeiten nicht wieder erreichte *Vollkommenheit der Leistungen* für viele Gewerbe charakteristisch: einmal lag das an der Bewahrung einer festen technischen Tradition eben durch die Zunft und der durch deren Kontrolle gesicherten Sorgfalt der Unterweisung und der Arbeitsweise. Weiter aber ist von größter Wichtigkeit das außerordentliche Übergewicht der persönlichen Arbeit, das wieder die Zunft durch Fernhaltung einer Massenproduktion herbeiführte. Bei seinen geringen Arbeitskräften mußte der Meister viel mehr selbst machen als später; das förderte die liebevolle Versenkung in die Arbeit. Keineswegs wurde in jener Zeit die Originalität getötet, im Gegenteil gab sich in jeder Arbeit, die der Mühe wert schien, ein Stück der Eigenart, der Seele des Meisters kund. Dieser persönliche Zusammenhang mit der Arbeit, der Stolz auf sie zeigte sich auch darin, daß bei einzelnen großen Werken sich der Schöpfer selbst darauf anbrachte, so Peter Vischer beim Sebaldusgrab, Adam Krafft, der auch seine beiden Gesellen nicht vergaß, am Lorenzer Sakramentshäuschen. Die Entwickelung des Handwerkes zur Kunst (vgl. S. 57ff.) war so ein ganz natürlicher Vorgang. Aber diese liebevolle Betonung der persönlichen Seite wie des Könnens überhaupt haben nun noch zwei Momente gefördert, die die Blüte des gewerblichen Lebens mit bedingten, den Tendenzen des Zunftwesens freilich gerade entgegengesetzt waren, nämlich eine auffallende *Vielseitigkeit* der Handwerker und eine große Regsamkeit ihres *erfinderischen Geistes*. Der rechte Meister konnte gar vielerlei. Zunächst verschmähte er niemals niedrige Arbeiten, so der Maler nicht das Reiben der Farben und das Kochen des Firnisses, weiter aber betätigte er sich gern in verwandten Arbeitszweigen. Der Maler war auch Bildschnitzer oder übte den Kupferstich. Dürer, erst Goldschmiedlehrling, ätzte in Kupfer, verstand den Buchdruck, zeichnete für den Holzschnitt und wurde der größte deutsche Maler. Peter Flötner war Bildhauer, Bildschnitzer, Zeichner, Medailleur. Der Erfindungsgeist des deutschen Handwerkers aber hat damals sich glänzend bewährt. Von der Buchdruckerkunst, der Fertigung von Taschenuhren und der Feuerwaffenfabrikation bis zu der Erbauung von Orgeln und der Herstellung von allerlei mehr spielerischen Subtilitäten gibt es dafür zahlreiche Beweise. Hand in Hand damit ging die äußerste Verfeinerung der technischen und mechanischen



Arbeit. Man verstand die schwierigsten Instrumente, oft wieder mit Hilfe jenes Erfindertriebes, herzustellen, Meßinstrumente, Wagen, merkwürdige Schlösser, Uhrwerke. Im 16. Jahrhundert war solch ein überaus vielseitiger und erfinderischer Mann Hans Lobsinger. Übrigens konnten Vielseitigkeit und Erfindergeist sich oft insofern ungestört von der Zunft entfalten, als die wachsende Fülle neuer Lebensverhältnisse neue Aufgaben stellte, deren Erfüllung die alten Gewerbe nicht weiter schädigte, und die von den Meistern dieser Gewerbe gelöst werden mußten. Besonders kräftig entwickelte sich dieser Geist in Nürnberg, das damals als „das weitberühmte und löbliche Gewerbshaus in dem ganzen Deutschland“ gepriesen wurde.

Zur gewerblichen Blüte haben nun auch manche *äußeren Umstände* beigetragen. Einmal machte die damalige Stadt in ihrer Eigenschaft als *abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet* (vgl. S. 70) eine möglichst vollkommene Ausübung aller erdenklichen Gewerbszweige erforderlich. Freilich hinderte das nicht, daß sich in manchen Städten, zum Teil auf Grund althergebrachter Zufuhr der notwendigen Rohstoffe usw., aber auch infolge kräftiger Entwickelung der dortigen Gewerbe selbst, besondere *Spezialitäten* herausbildeten, wie denn auch für gewisse Produkte kleinere Städte immer auf andere angewiesen blieben. Künstlerische und feinmechanische Arbeiten, der feinere Hausrat, Gold- und Silberschmiedearbeiten waren z. B. Haupterzeugnisse Nürnbergs, auch Augsburgs und anderer süddeutscher Städte. Im allgemeinen aber überwog die lokale Produktion und suchte allen Ansprüchen zu genügen. Weiter ist die *rasche Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse* von großer Wichtigkeit gewesen. Sie gab einerseits zu der besprochenen Entstehung neuer Handwerke, zum Aufschwung weniger beachteter Gewerbe, wie der Glaserei, anderseits aber vor allem zu einer immer ausgedehnteren, technisch anregenden Spezialisierung, zur Auslösung neuer Handwerke aus den alten Anlaß. Oft angeführt wird z. B. die Entwickelung zahlreicher Sondergewerbe aus den Eisenschmieden (s. die obenstehende Abbildung), die sich überhaupt sehr früh, schon lange vor der eigentlich städtischen Zeit, nach dem verschiedenen Material (Gold, Silber, Kupfer, Eisen) angebahnt hatte. Vom Hufschmied trennte sich der Schlosser, der Uhrmacher usw. Die Waffenschmiede (ursprünglich allgemein Sarwürke genannt) teilten sich in Harnischmacher (Plattner), Panzermacher (Sarwürke), Helm- und Haubenschmiede, Sporer. Es gab ferner Messerschmiede, Ketten- und Nagelschmiede, Pfannenschmiede usw. Auch aus dem Ledergewerbe entstand eine große Zahl neuer Gewerbe durch Berufsteilung.



Schmied. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

Speziell für den Fortschritt des Handwerks zum *Kunsthandwerk* kommen wieder die reichere Lebensgestaltung und die Verfeinerung der Bedürfnisse in Betracht. Stark hatten ja schon seit langem die Erzeugnisse des Orients (Waffen, Teppiche, Juwelierarbeiten; vgl. Bd. I, S. 302) gewirkt. Das früher entwickelte Kunsthandwerk der romanischen Völker ist ebenso von Einfluß gewesen. Im Kunsthandwerk hat jedenfalls das gewerbliche Wesen Deutschlands seine höchste Blüte erreicht. Was einzelne Steinmetzen und Gießer leisten konnten, was Goldschmiede wie Wenzel Jamnitzer geschaffen haben, davon haben wir noch heute hervorragende Zeugnisse. Und ähnlich arbeiteten Maler und Bildschnitzer, Schreiner, Zinngießer, Kupferschmiede usw. Diese „köstliche“ Arbeit der Handwerker wurde jetzt vom Auslande gesucht, von Fürsten und vornehmen Herren eifrig begehrt. Ein solcher Meister wurde

von Herren und Obrigkeit auch lieb und wert gehalten. Ein deutscher Reisender, Felix Fabri aus Ulm, fand allenthalben im Ausland eine hohe Wertschätzung deutschen Handwerkes: deutsche Handarbeit in allem Erz, in allem Holze und jedem Stoffe sei in der ganzen Welt berühmt. Selbst im Orient überträfen die deutschen Goldschmiede und Steinmetzen, aber auch die gewöhnlichen Gewerke der Maurer, Schneider, Schuster die einheimischen und italienischen Handwerker bedeutend. Deutsche Handwerker waren wie deutsche Kaufleute, denen sie sich oft anschlossen, in den verschiedensten Ländern zu finden. Wo sie sich in größerer Zahl hinwandten, organisierten sie sich auch alsbald, und gerade dieser Organisation haben sie z. B. in Norwegen, wohin namentlich Westfalen zogen, ihre überragende Stellung zu verdanken. Das führende deutsche Handwerk war dort das der Schuhmacher.

Gewisse große Grundgewerbe waren natürlich in ihren Fortschritten ziemlich beschränkt, so vor allem die Nahrungsmittelgewerbe, namentlich die der Bäcker und der oft, z. B. bei Aufständen, die Masse führenden Fleischer; beiden brachte aber der gesteigerte Konsum häufig großen Wohlstand. Freilich haben gerade sie beide durch die Qualität wie die Preise ihrer Waren oft den Unwillen des Volkes erregt und jene obrigkeitlichen Brot- und Fleischtaxen zur Verhinderung der sehr gefürchteten Teuerung herbeigeführt. Mehr Entwickelung zeigten die Bekleidungsgewerbe, vor allem die schon mit den Anfängen städtischen Aufschwunges wegen des größeren Konsums mächtig aufblühende, in allen Städten zahlreich vertretene Wollweberei, während die Leinweberei bei dem Rückgang der Leinenbekleidung (z. B. der Beinbinden) schon im 13. Jahrhundert sich mehr auf die Unterkleidung sowie vor allem auf Bett- und Tischzeug werfen mußte. Für sie kam aber meist noch die alte, ländliche Hausarbeit in Betracht, die in einzelnen Gegenden (Bodenseegegend; vgl. S. 68) allerdings zu einer Art Industrie wurde und damit den städtischen Handel befruchtete. Wollengewebe dagegen wurden nur noch in allergröbster Qualität im Hause hergestellt; die Ansprüche der Zeit erforderten schon im 13. Jahrhundert ein ausgebildetes Gewerbe, das wieder diejenigen der Walker und Färber voraussetzte und sich entwickeln ließ. Die oft erreichte Höhe oder die Sonderart der Produktion — hier gab es die besten schwarzen, dort die besten scharlachenen oder grauen Tuche, dort die besten Loden — ließ dann den Handel sich auch der einheimischen gewöhnlichen Tuche in großem Umfange bemächtigen, obwohl die feinen (flandrischen und englischen) Tuche ihm vor allem Gewinn brachten. Doch suchten einzelne Tuchmacher die begehrte ausländische Ware zu erreichen. Auch sie wurden teilweise reich, spielten aber überhaupt eine bedeutende Rolle, namentlich wo sich, wie in Westfalen oder in Augsburg (1466: 743 Meister), ganze Weberindustrien bildeten. Anderseits machte der Gegensatz der zahlreichen ärmeren Wollweber zu den reichen Tuchhändlern, den Gewandschneidern (vgl. Bd. I, S. 285), diese Handwerker zu einem sehr unruhigen Element, das oft auch politisch hervortrat. Das größere Luxusbedürfnis hob weiter die Erzeugnisse der Schneider, der Schuster, der Kürschner, der Posamentierer, der Schreiner (s. die obenstehende Abbildung). Besonderen Aufschwung nahm das Schmiedegewerbe, nicht nur das der Gold- und Silberschmiede, an welche



Tischler. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.



**Der heilige Goldschmied Eligius.**

Nach dem Gemälde von Petrus Christus (1449), in der Sammlung A. von Oppenheim zu Köln (Kohledruck von Braun, Clément und Cie. in Dornach i. Els. und Paris).

Ein Brautpaar sucht bei dem Meister die Trauringe aus; er ist im Begriff, einen in die Wagschale zu legen. Ein Rundspiegel (rechts) reflektiert die Ansicht der Straße.



die wachsende Prunksucht immer größere Ansprüche stellte (s. die beigeheftete Tafel „Der heilige Goldschmied Eligius“), sondern namentlich das der Waffenschmiede, das sich durch die Verfeinerung der Rüstung und die technische Entwickelung der Waffen hob. Was die Augsburger, Innsbrucker, Nürnberger Plattner, Harnischmacher usw., deren Werke heute unsere Museen zieren, im 16. Jahrhundert leisteten, übertraf die Erzeugnisse Italiens. Trotz der neuen Feuerwaffen begehrten die Vornehmen zu ihren Turnieren immer kostbarere tauschierte, vergoldete Rüstungen, und die Fürsten, wie König Maximilian, die Bayern und Sachsen, förderten diesen Prunk besonders. Weltruf erlangten endlich die **Bauleute**, die ihre Kunst von Ort zu Ort trugen, sie aber in eigenartigen Organisationen eifrig hüteten. Diese Bauhütten, deren Mitglieder sich den sonstigen Zunfthandwerkern überlegen dünkten (vgl. jedoch Bd. I, S. 373), Privilegien beanspruchten usw., schlossen sich auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1459 in Regensburg und 1464 in Speyer auf großen Versammlungen von Steinmetzen, Polieren usw.) zu einem großen Verband mit vier Haupthütten zusammen, der überall die Gleichheit der Bräuche, freilich auch die Herrschaft der bloßen Regeln, verbürgte.



Zimmermann. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

---

Diese Träger der städtischen Gotik, insbesondere die Steinmetzen, führen uns schon zur Kunst, die durchaus im Rahmen dieses Abschnittes behandelt werden kann. Denn einerseits ist ihr **Boden jetzt im wesentlichen die städtische Kultur**, sie dient zwar nur wenig monumentalen weltlichen und öffentlichen Aufgaben, bleibt vielmehr in erster Linie im Dienste der Kirche und auch innerlich **religiös gerichtet und Ausdruck des religiösen Bedürfnisses**; sie schmückt aber immer stärker das Haus, verbindet sich auch in ihren Interessen und Zielen immer mehr mit dem privaten, mit dem Volksleben. Anderseits steht die Kunst noch in engem Zusammenhange **mit dem städtischen Handwerk**. Namenlos sind in der Regel die Schöpfer der großen Bauten, weil sie eben als Handwerksmeister im Rahmen der großen gewerblichen Genossenschaft auf Grund alter, im ganzen gleichartiger Arbeitstraditionen unter verständnisvollem Zusammenarbeiten aller Bauleute und Steinmetzen, aber auch der Schnitzer, Schlosser, Zimmerleute (s. die obenstehende Abbildung) schufen. Ebenso ist in den übrigen bildenden Künsten Meister- und Gesellenarbeit immer eng verbunden, und nur der zufällige Eintrag Dürers in sein Tagebuch hat uns den Namen des Meisters Stefan, des Schöpfers des Kölner Dombildes, erhalten. Keiner der großen Künstler jener Zeit hat sich anders denn als Handwerker gefühlt: der hervorragende Bildner Syrlin in Ulm heißt ein „Schreiner“, Peter Vischer ein „Rotschmied“. Dürer hat bei Michael Wohlgemuth eine geplagte Lehrzeit durchgemacht wie sonst ein Handwerkslehrling, ist gewandert und hatte als Meister nachher seine „Knechte“. Die Maler waren überhaupt meist mit Holzschnitzern, Vergoldern und Tünchern **in einer Zunft** vereinigt, und noch Lukas Cranach hat lackiert und vergoldet. Diesen handwerkerlichen Charakter hatte schon die Kunstübung der Geistlichen gehabt, und gerade darin lag das **Volkstümliche der mittelalterlichen Kunst** auch der späteren Zeit. Die Kunst durchdrang als Volkssache das ganze Leben, sie ging durch alle gewerblichen Schöpfungen,

erstreckte sich bis in den kleinsten Hausrat hinein, weil eben nicht nur die Künstler Handwerker, sondern die Handwerker unbewußt Künstler waren. Es ist doch außerordentlich, was die nicht gerade vorzugsweise künstlerisch begabten Deutschen jetzt in der Kunst leisteten. Die Volkstümlichkeit verhinderte aber auch eine allzu große Uniformität, ließ vielmehr überall den landschaftlichen Geist durchleuchten. Freilich hat die Bindung an das Handwerk auch gewisse Schranken für den höheren Flug der künstlerischen Individualität im Gefolge gehabt: die Künstler, die sich als solche, wohl außer dem universal angelegten Dürer, nicht fühlten und ebenso von den Bürgern als Gewerbsleute angesehen wurden, blieben im Banne der bürgerlich beschränkten, unidealen Atmosphäre, und das platt-materielle Niveau der Kultur — so ganz anders als in Italien — hat viele hochstrebende Geister festgehalten, obgleich auf diesem Boden doch eben ein Dürer erstehen konnte. Und ganz abgesehen von dem Mangel an harmonischer Formenschönheit, zu künstlerischer Freiheit wie in Italien konnten die Deutschen im ganzen nicht gelangen. Man hat mit Recht, von Peter Vischer zum Teil abgesehen, den geringeren Schwung der Plastik gegenüber den ohne Zweifel edleren und idealeren Schöpfungen des 13. Jahrhunderts hervorgehoben, auf den kleinbürgerlichen Charakter der freilich realistischen und gemütvollen Schöpfungen Kraffts hingewiesen und selbst in Dürers „Melancholie“ etwas Bürgerliches gefunden.

Vor allem trat das in der Baukunst hervor. In ihr zeigte sich, was Zunfttradition und technische Meisterschaft vieler in Bauhütten vereinigter Leute leisten konnten. Das Genie des Einzelnen litt jedoch. Die Idee der Gotik, die nicht nur die Bauten, sondern das gesamte Kunstgewerbe, Schreinerei, Schnitzerei usw., durchdrang, lebte in vielen und erfüllte ihre Phantasie, aber sie beherrschte diese auch vollkommen, setzte über die Erfindung die Schulung, und eben die äußerst geschulte Technik fand ihre Aufgabe mehr und mehr in der vollendeten Dekoration, im Ornamentalen. Wie im Meistersang immer krausere Formen und Weisen beliebt wurden, so wurde in den Bauten, in den Schnitzereien usw. das reiche Zierwerk immer mehr zur Hauptsache; die Harmonie des Ganzen, die Rolle der Konstruktion traten zurück. Ebenso fand sich die Künstlichkeit jener poetischen Leistungen wieder in krausen, symbolischen Phantastereien der bildenden Kunst.

Anderseits war aber die künstlerische Betätigung nicht mehr vorwiegend an die Baukunst gebunden, die Malerei und die Bildhauerei traten die Rolle an, die sie in der Neuzeit charakterisiert, gerade weil sie, nicht mehr im Dienste der Baukunst stehend, aus dem Leben der Zeit heraus eigene Aufgaben gewannen. Auch die Kirche bot ihnen jetzt solche in Fülle, das zeigt die große Zahl der Schnitzaltäre, der Ölberggruppen usw. Dazu kommen die Grabdenkmäler und Epitaphien. In Deutschland wie in anderen Ländern ist jetzt überhaupt ein großer Aufschwung der Kunst zu beobachten; es erblüht eine reiche Produktion. Der entscheidende Zug in der Entwickelung der Malerei und Bildhauerei wird in spätgotischer Zeit das Streben nach Naturwahrheit. Die Wendung dazu ist, wie in der Skulptur in den Grabdenkmälern, so in der Malerei leise bereits im 14. Jahrhundert in der Buchmalerei zu spüren, namentlich in den burgundischen Landen, deren aufblühende lebenstrotzende Kultur nicht nur die Farbenfreude, sondern auch den Wirklichkeitssinn förderte. Diese Kunst wirkte weit nach Osten; von der Prager Miniatorenschule werden wir im nächsten Kapitel (S. 172) hören. Aber auch die neben der älteren Wandmalerei sich entwickelnde Tafelmalerei (Bemalung der Altarflügel und -türen, dann selbständige Tafelbilder; s. die Abbildung S. 59) blühte im späteren 14. Jahrhundert auf.



Früher wußte man nur von einer Kunstblüte in Köln, wo der damals vielgerühmte, aber für uns nicht recht greifbare Meister Wilhelm eine Schule begründete. Heute kennen wir noch andere Zentren. Zunächst Westfalen: die Traditionen des 14. Jahrhunderts gipfelten hier in dem Meister Konrad von Soest (Anfang des 15. Jahrhunderts). Seine und seiner Schüler Werke (vor allem der Altarschrein in Niederwildungen) weisen wohl ähnliche Züge wie die der Kölner Schule auf, sind aber nicht von ihr abhängig. Dagegen sprechen der Farbensinn und die Malweise Konrads, seine Schilderungsfreude und seine getreue Darstellung der Trachten seiner Zeit wieder für Einflüsse der burgundischen Buchmalerei. Von Westfalen mag sodann anfangs das nördliche Niedersachsen beeinflußt, mögen auch kölnische und andere Einflüsse dorthin getragen worden sein: aber wie schon die niedersächsischen Westfalen gegenüber den Niederfranken ihre Eigenart wahrten, so zeigt sich dieselbe Selbständigkeit im nördlichen Niedersachsen. Die in Hamburg blühende Kunst steht zeitlich sogar voran. Der in Hamburg 1367—1387 bezeugte Meister westfälischer Herkunft, Meister Bertram von Minden, ein außerordentlich selbständiger Künstler, ist „der älteste deutsche Maler und Bildhauer, dessen Namen, Leben und Werke wir kennen“. Er führte vor allem die längst geübte einheimische Holzschnitzerei auf eine künstlerische Höhe. Auch bei ihm finden wir jene Schilderungsfreude und besonders ausgeprägt jenen Sinn für die Darstellung der wirklichen Umgebung, zumal die genaue Wiedergabe der damaligen Trachten. Er steht indes ganz für sich, wirkt aber seinerseits weithin, in Hamburg selbst vor allem auf den Meister Francke, der vielleicht sein Schüler gewesen ist. Ihn kennen wir nur als koloristisch wichtigen Maler. Weiter bestehen nun enge Kunstbeziehungen zwischen Hamburg und Lübeck und wieder zwischen Lübeck und Holstein sowie Mecklenburg. Vielleicht — mehr kann man heute nicht sagen — hängt anderseits die Kunstübung in Bremen mit Hamburg und Lübeck zusammen, so daß die Vorstellung Lichtwarks von einer geschlossenen hanseatischen Kunstprovinz bis zum Eindringen der niederländischen Einflüsse um 1440 (vgl. S. 60) wohl der Wahrheit nahekommen mag.



Maler. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 58.

Aber wir kehren zu Köln zurück. Den Höhepunkt erreichte die altkölnische Malerei in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit dem schon neue Züge aufweisenden Stephan Lochner aus Meersburg. Eben im Süden, am Oberrhein, in Schwaben hatten sich um diese Zeit bereits Kräfte geregt, die entschieden nach Neuem strebten. Die rein auf die seelische Wirkung,

die Erweckung frommer Gefühle und kirchlichen Denkens gestellte *gotische Kunst* mit ihrem ätherischen, unsinnlichen Geist, ihrem leisen Weben, ihren schemenhaften, schmalen und gestreckten Gestalten, ihren konventionellen Gebärden, ihrer schlanken Zierlichkeit schwindet nicht ohne weiteres vor dem Streben nach Wahrheit und Natur. Jene Art lebt noch in der Kölner Schule wie bei dem Meister Francke wie sonst. Sie zeigt auch der weiblich-zarte Schwabe *Lukas Moser*, der aber gleichwohl schon stärker auf Natürlichkeit ausgeht und sich mit dem Raum auseinanderzusetzen sucht. Ganz überraschend kräftig drückt solches Streben dann der realistische *Konrad Witz* in Basel aus, der den Raumproblemen wesentlich näher kommt, wirkliches Leben in die Figuren bringt und auch malerisch etwas bedeutet. Mehr für sich steht der nach Ulm verschlagene Algäuer *Hans Multscher*, der ebenfalls nach Raumbeherrschung ungeschickt strebt, auch nach Naturwahrheit, die er wie Witz im Derben, im Auffallenden, im Häßlichen sieht, der aber zugleich ein phantastisch-wirres malerisches Element in seinen Bildern aufweist und insofern schon eine Abwendung von dem neuen Realismus bedeutet.

Man hat die deutsche Kunst der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Recht als ernst und groß bezeichnet, Charakterzüge, die in der zweiten Hälfte einem eleganteren, geschmeidigeren, feineren, aber auch wieder gekünstelten Wesen mehr oder weniger weichen. Man hat diese Züge feinerer Kultur dem *Einfluß der burgundisch-niederländischen Kunst* zugeschrieben, die aber auch in anderer Beziehung durch die von ihr erreichte Höhe wirken mußte, mindestens durch ihre neue Technik. Die Fortschritte der niederländischen Kunst knüpfen anscheinend an jene in Burgund glänzend entwickelte Miniaturmalerei an, waren überhaupt durch die höfische und städtische Kultur dieser Lande gegeben. Einen völligen Wandel in der Malerei führte die neue Ölmaltechnik (naß in naß) der Brüder Hubert und Jan van Eyck zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit ihren leuchtenden Farben herbei. Aber auch künstlerisch bedeutete die natürliche, realistisch-lebendige Art Jan van Eycks einen großen Aufschwung; die weitere Entwickelung im 15. Jahrhundert zeigen die Namen Roger van der Weyden, Dirk Bouts und Memling an. Wirkte die niederländische Kunst weithin, nach Spanien und Italien, so konnte sich Deutschland ihrem Einfluß gewiß nicht entziehen. Selbstverständlich bürgerte sich jene Ölmaltechnik ein, etwa im 6. Jahrzehnt des Jahrhunderts. Aber auch sonst nimmt man einen weitgehenden Einfluß der niederländischen Kunst auf die deutsche an, insbesondere einen solchen des Roger van der Weyden, neuerdings ebenso des Dirk Bouts. Roger hat auch z. B. den Maler des Sterzinger Altars beeinflußt, sehr stark dann den Stadtmaler von Nördlingen, Herlin, und Hans Schüchlin, weiter ebenso wie Dirk Bouts auf Kaspar Isenmann in Kolmar und angeblich auch auf dessen Nachfolger, den großen Schongauer, gewirkt. Indessen darf man in der Annahme solcher Einflüsse — unter denen sicherlich namentlich die fränkische Schule steht — nicht zu weit gehen: von einer völligen Abhängigkeit kann keine Rede sein. Die Bedeutung der deutschen Kunst vor und nach 1600 beruht in der Hauptsache auf ihrer *Eigenart*.

Ein selbständiges reiches Kunstschaffen und ein frisches weiteres Fortschreiten zur Naturwahrheit zeigt sich in deutschen Landen ebenso wie in Italien und den Niederlanden: aber der individualistisch-stammesmäßigen Dezentralisation der deutschen Kultur entsprechend gibt es, wie wir schon sahen, nicht einige wenige beherrschende Kunstzentren, sondern in vielen Landschaften zeigt sich künstlerisches Leben und Wirken; zugleich prägt sich in der Menschendarstellung dieser bodenständigen Kunst die Stammesart aus. Freilich tritt gerade jetzt das (S. 57) erwähnte handwerkerliche Moment in der Kunst, verbunden



mit der wenig großzügigen kleinbürgerlichen Atmosphäre, besonders hervor. Künstlerische große Persönlichkeiten sind selten, es überwiegt jene Werkstättenarbeit, die die Namenlosigkeit so vieler Arbeiten erklärt (vgl. S. 57). Aber es ragen auch einzelne Meister — von der Bildnerei werden wir noch besonders sprechen — über die anderen hervor. Da sind in Ulm die schon genannten Herlin (von Nördlingen) und Schüchlin und vor allem Bartholomäus Zeitblom, in Nürnberg Michael Wohlgemuth, in Tirol der auf dem Boden seiner Gebirgskunst erwachsene, für sich stehende wuchtige Maler und Schnitzer Michael Pacher, in Kolmar der erwähnte Isenmann und der weitberühmte *Martin Schongauer*, der zu der Blütezeit deutscher Kunst hinüberleitet. Sie kam nicht plötzlich. Wie bedeutend die deutsche Kunst, gerade auch als Ausdruck deutschen Wesens, schon vor Schongauer ist, haben wir gesehen, zugleich freilich betont, daß die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts an Größe hinter der ersten zurücksteht. Das Streben nach Naturwahrheit und Wirklichkeitswiedergabe schwindet auch jetzt nicht, ohne aber das eigentliche Ziel zu sein, es wird anderseits sogar übertrieben und allzu absichtlich. Schongauer ist darin maßvoll. Und wenngleich wir bei ihm durchaus das Hineingreifen ins wirkliche Leben, eine fast naturalistische Schilderung des Volkes in all seinen mannigfaltigen Typen und in seiner ganzen Gewöhnlichkeit finden, so ist doch das eigentlich Bezeichnende für ihn jener oben (S. 60) betonte Zug der Feinheit, und bei seiner überragenden Bedeutung ist er darin auch für die Kunst seiner Zeit, freilich nicht für die gesamte, typisch. Nicht auf das Große, Tiefe und Kräftige ist mehr der Sinn gerichtet, sondern auf das Feine, Kleine, ja Kleinliche, Zierliche, Milde, eine Art, die sehr wohl mit ausdrucksvoller Innigkeit des Empfindens und einer zarten Anmut einhergehen kann, häufig aber zur Gekünsteltheit, zur spielerischen Manier wird. Das Schlanke, Gestreckte der Gotik (vgl. S. 60) kommt so in den Figuren zu neuer Geltung, ebenso das Ätherische. Schongauer gelangt zu überirdischer Idealität und Unwirklichkeit der Darstellung. Derselbe Künstler schildert anderseits, wie gesagt, das Alltägliche und Grobe mit allem Detail der Wirklichkeit. Eine reiche Fülle von Figuren usw. kennzeichnet seine Bilder. Eben die Überladung mit oft sehr interessantem Detail ist ein weiterer Zug der Kunst dieser Zeit, wobei ja allerdings der deutschen Phantasie ein weiter Spielraum gewährt und der *malerische* Charakter der spätgotischen Kunst besonders gefördert wird. Die malerische Wirkung wird das eigentliche Ziel der deutschen Kunst. Daher auch die dekorative Behandlung des Gewandes, die Wichtigkeit des Faltenwerks. Das Unorganische wird nicht störend empfunden trotz jener Richtung auf die Natur, und das Unsymmetrische und Unharmonische ebensowenig. Erst die späteren großen Meister ringen sich zur Wesentlichkeit, Größe und Klarheit der Komposition durch: immerhin ist auch Schongauer schon auf diesem Wege. Die klare Beherrschung des Raumes, die Harmonie und Symmetrie waren Ziele, denen man sich erst später näherte, und nicht ohne Förderung durch die italienische Kunst. Zunächst bedeutete aber Schongauers Kunst einen ersten Höhepunkt der Entwickelung. Daß man in dieser Richtung ohne Gefahr nicht weitergehen konnte, sahen die Zeitgenossen nicht. Schongauers Schüler in Kolmar zu werden, war das eifrige Streben vieler; seine Bilder waren in Deutschland wie im Ausland außerordentlich geschätzt. Unter seinem Einfluß stehen Zeitblom in Ulm und Burgkmair in Augsburg, ebenso Hans Holbein und Albrecht Dürer.

Als *Dürer* nach Kolmar kam, war Schongauer nicht mehr am Leben, aber die in ihm am ausdrucksvollsten verkörperte Kunst war zunächst der Boden, auf dem Dürer sich entwickelte. Weit weniger wichtig ist, was er seinem Lehrer Michael Wohlgemuth verdankte,

der an sich in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden darf; man wird auch bei Dürer eine besondere Nürnberger Art des Strebens nach charakteristischem Ausdruck und Schärfe der Formen, zuweilen auf Kosten der Wahrheit und Schönheit, nicht verkennen. In Dürer, in dem sich mit der eigenen Art zweifellos neue, ganz anders geartete italienische Einflüsse mischten — auf sie ist später bei der Erörterung der Renaissanceeinflüsse zurückzukommen —, und in dem schon moderner gerichteten Holbein erreichte die deutsche Malerei ihren Höhepunkt — von Grünewald vorläufig abgesehen. Der zeitweilige Ruhm Kolmars war vor dem Nürnbergs und Augsburgs, deren Meister nach 1600 die deutsche Kunst führten, zurückgetreten. Dürer, der zuerst bewußt jenem ganz anderen Kunstideal zustrebte, hat sich doch mit dem Fremden ohne Gefährdung des Eigenen abgefunden und *deutsches* Wesen, *deutsche* Eigenart zu schönerem Ausdruck gebracht als irgendeiner. Das Beste nahm er doch aus sich selbst. Mit ihm kam anderseits wieder das Große in die deutsche Kunst. Innerlichkeit, Charakter, Phantasie, Geistestiefe und -reichtum machen seine Schöpfungen zu echten Offenbarungen deutschen Wesens; ebensowenig verleugnen sie aber die herbe, spröde Art der Deutschen, die Neigung zu allzu großer Gründlichkeit, und von krauser, unorganischer Darstellung ist auch er nicht ganz losgekommen. Die reine Form, die klare Proportion, das Ideal des Südens, ist freilich theoretisch auch das seine. Ist daher bei Dürer und erst recht bei *Holbein*, wesentlich eben durch italienische Einflüsse, der Sinn für reine und klare Formen immerhin schon vorhanden, so tritt diese neue Richtung ganz zurück bei einem für sich stehenden Meister, dem man erst heute das rechte Verständnis und höchste, freilich zum Teil das Maß überschreitende Wertschätzung entgegenbringt, bei *Matthias Grünewald*. Dieser „verwunderliche und hochgestiegene Meister", wie ihn, sein Vergessensein beklagend, Sandrart in seiner „Teutschen Akademie" nennt, bedeutet in künstlerischer Beziehung eine Vorwegnahme viel späterer Tendenzen und ist daher auch ohne Nachfolge geblieben. Zugleich stellt er aber den Höhepunkt der gotischen Kunst dar. Die Farbe ist bei ihm etwas Wesentliches, er weiß mit ihr wunderbare Wirkungen zu erzielen, wie bei dem Mittelbilde des Isenheimer Altars mit der Mutter Gottes in der Landschaft. Aber er ist nicht nur ein großer Maler, er ist auch ein deutscher Maler in fast extremer Verkörperung nordischen Wesens. Jene Innerlichkeit hat bei ihm im Ausdruck religiösen Fühlens, seelischer Ergriffenheit etwas Verzehrendes; die innere Leidenschaft äußert sich mit denkbarster Stärke, ohne Rücksicht auf Form und schöne Gestaltung, Klarheit und Maß. Mit vollster Gewalt bricht die Empfindung aus seinen Menschen heraus; der Künstler scheut nicht naturalistische Verzerrung: über der Schönheit steht ihm die Wahrheit des Ausdrucks, die seelische Wirkung.

Der die gotische Kunst durchdringende Jenseitscharakter (vgl. S. 60), die in den gleichmäßig idealisierten, süßen und weichen Zügen und Gebärden ausgeprägte Sehnsucht nach dem Himmel, blieb im übrigen gegenüber dem realen Sinn, gegenüber dem Streben nach individueller Gestaltung das Kunstideal weiter fromm und kirchlich gesinnter Kreise auch zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Wie bezeichnend ist eine Äußerung Murners: „Wa ich ietzund ein weibsbild find, die zuo heiligem gemalet sind, so sind sie also huorisch gmalt, und so schamper [unzüchtig] das gstalt mit kleidern und mit irer brüst, das ich oft nit han gewist, ob ichs solt für heiligen eren, oder [ob sie] uß dem frowhus weren." Schwester Katharina Lemlin in Maihingen beklagt sich 1519 in einem Briefe an Hans Imhof über die moderne Malerei auf ihren neuen Klosterfenstern: die „Figuren" seien alle nicht „senlich" genug, den Herrn male man jetzt mit rotem und grauem Haar, er säße da wie „ein feister



Priester". Aber der Zug der Zeit ging gleichwohl auf das Leben, auf die Wirklichkeit. Und mehr und mehr wandte sich die Kunst nun auch *weltlichen Aufgaben* zu. Die *Porträtmalerei* (s. die Abbildung S. 59) entwickelte sich, freilich erst allmählich und später als bei den Niederländern. Die Kunst der Charakterisierung, die seelische Vertiefung wird immer größer, und ebenso tritt ein Hauptzug des deutschen Wesens jetzt kräftig hervor, der Humor. Alles das zeigen namentlich auch die Holzschnitte und Kupferstiche.

Es ist bezeichnend, daß die damaligen deutschen Lobredner der heimischen Kunst, die sie der gerühmten italischen an die Seite stellen, ein Jobin, Rivius, Specklin, sich namentlich auf die Leistungen im *Holzschnitt* und im *Kupferstich* beziehen. Deren Ausbildung wird eben den Deutschen verdankt, in ihnen leisteten diese im ganzen sogar Größeres als in der Malerei. Holzschnitte wie Kupferstiche wurden damals auch als wirklich originale Produkte geschaffen und ließen gerade das deutsche Wesen am besten zum Ausdruck kommen, sie dienten dem Drang nach charakteristischer Wiedergabe und waren die freiesten Gebiete für die Phantasie, sie allein wurden sogar für die Italiener Muster, waren bei diesen freilich nur Mittel der Reproduktion. Sie vor allem stellten die Hauskunst dar und trugen die Kunst wirklich ins Volk. Sie brachten jenen wiederholt betonten *volkstümlichen* Geist des ausgehenden Mittelalters am deutlichsten zur Geltung. Der Holzschnitt, das der Typographie entsprechende Mittel der Verbreitung von künstlerischen Darstellungen in Masse, zunächst zur Erbauung und zur Belehrung der Menge handwerksmäßig und höchst primitiv ausgeführt, wurde namentlich durch den Drucker Koberger ebenso gefördert wie ausgenutzt. Was die besten Künstler seiner Zeit zeichneten, brachte er, soweit jene nicht selbst in Holz schnitten, durch seine Holzschneider in Masse unter das Volk: der religiöse Charakter trat dabei mehr und mehr zurück, und alle Gebiete des Lebens wurden behandelt, zur Erbauung, zur Belehrung, zur Unterhaltung, zur Polemik, immer aber in volkstümlicher Weise. Niemand schuf hier jedoch Größeres als wieder Dürer in seinen Zeichnungen für den Holzschnitt. Noch mehr hat er als fruchtbarer Meister der Kupferstechkunst, die schon früher tüchtige Arbeiten, vor allem vom Meister E. S., aufwies, dann aber durch Martin Schongauer auf eine höhere künstlerische Stufe gehoben war, geleistet.

Nicht in technischer Beziehung, aber an innerem Gehalt stand damals die *Glasmalerei* — Glaser und Maler waren häufig in *einer* Zunft — zurück. Sie war gerade durch die Gotik erst zur Blüte gelangt (vgl. Bd. I, S. 370) und brachte Farbe in die hohen Dome, suchte sich auch wieder von der Unterordnung unter die Architektur zu emanzipieren. Aber ihre immer stärkere Verwendung bei den öffentlichen Bauten wie vor allem in den Privathäusern gewährte ihr wenig Förderung. Die ziemlich stereotypen heraldischen Vorwürfe (vgl. S. 40) und die niedrigen Ansprüche der Besteller überhaupt drängten sie in Verzettelung und Kleinlichkeit. Trotzdem erreichte auch sie, technisch schon früh verbessert, gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts einen Höhepunkt (Veit Hirschvogel in Nürnberg).

Die *Plastik* (s. die Abbildung S. 64) der spätgotischen Zeit bietet der Forschung noch ein dankbares Feld. Wie Loßnitzer ausgeführt hat, kann man schon seit dem 14. Jahrhundert ein Zurücktreten, aber auch einen künstlerischen Niedergang der im Verbande der Bauhütten stehenden Steinmetzen feststellen. Das bloße Zierwerk, die handwerksmäßige Arbeit überwog. Anderseits kamen die (S. 58) erwähnten neuen Aufgaben, die bei der Neigung der Zeit zur Dekoration die Ausschmückung des Inneren der Kirchen mit sich brachte, also die Herstellung prächtiger Grabdenkmäler und Schnitzaltäre, vorzugsweise der Plastik zugute.

Ihre Beherrschung durch die Architektur, wobei die Statuen als gotische Dekorationselemente länglich gedehnt und gestreckt wurden, hörte gegenüber diesen nicht zum eigentlichen Bau gehörigen Objekten auf. Der Figurenschmuck bei diesen wurde ein Spezialgebiet. So traten denn auch an Stelle der nur noch selten erwähnten Steinmetzen der Bauhütten unabhängige Bildhauer und Bildschnitzer auf, die je nach den in Aussicht stehenden Aufgaben im Dienste von Fürsten oder selbständig in einer größeren Stadt tätig waren und ihren Aufenthalt nach Bedarf wechselten. Es handelte sich nicht immer um prunkvolle Grabdenkmäler in Marmor, wie sie nach dem glänzenden Vorbild des burgundischen Hofes im 15. Jahrhundert die Fürsten begehrten. Auch der Adel und der reiche Bürger wie der Klerus schufen der Plastik durch entsprechende Aufträge wie durch die Stiftung prächtiger Altäre dankbare Aufgaben genug. Die Herstellung dieser Altäre fiel in der Gotik der Holzbildkunst zu, und diese altnationale Übung erhielt damit ein weites Betätigungsfeld. Übrigens war der Bildschnitzer meist auch Bildhauer, zumal wenigstens der weiche Sandstein eine ähnliche Bearbeitung wie das Holz erlaubte. Anderseits war er aber — von der Vielseitigkeit der spätmittelalterlichen Künstler war schon (S. 54) die Rede — häufig zugleich Maler, denn die Altäre wurden nicht nur geschnitzt und vergoldet, sondern auch bemalt. Blieb die Schnitzerei nun auch lange die Hauptsache und mußte sich die Malerei bei den Flügelaltären mit den Flügeln begnügen, so gewann doch durch das Zusammenwirken beider Künste die Malerei erheblichen Einfluß auf Ziele und Tendenzen der Plastik. Diese wetteiferte mit jener und ging auf malerische Wirkung aus, die wir ja schon (S. 61) als Ziel der spätgotischen Kunst überhaupt feststellten. Um ihretwillen entwickelt sich auch, wie betont, der dekorativ-bauschige Faltenstil, die liebevolle Behandlung des fließenden, flatternden Gewandes. Aber damit drückt man zugleich die Bewegung aus, die durch den Einfluß der Malerei überhaupt in die Plastik gekommen ist. Bewegung, Leben, war wiederum ein Moment jenes ebenfalls schon (S. 58) betonten realistischen Strebens nach Naturwahrheit, das vor allem vom Westen, besonders von Burgund und den Niederlanden her wirkt und mehr und mehr auch in der Plastik in der Behandlung der Körper, des Raumes usw. hervortritt. Der fortschreitende Naturalismus drängt daher gegen 1500 jene Überladung, jenen Faltenstil zurück: er verlangt größere Wahrheit und weniger Dekoration. Zugleich geht die Beeinflussung der Plastik durch die Malerei zurück.



Bildhauer und Bildschnitzer. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 63.



Fragen wir nach den einzelnen Künstlern, so fehlen uns anfangs zu manchen hervorragenden Werken die Namen ihrer Schöpfer. Als erster greifbarer Künstler tritt uns im Norden der (S. 59) erwähnte Meister Bertram entgegen, aus dem 15. Jahrhundert kennen wir in Süddeutschland Hans Multscher, der uns auch schon (S. 60) als Maler begegnete, Jürgen Syrlin den Älteren mit seinem tiefsinnigen Schnitzwerk an den Chorstühlen im Ulmer Münster und Syrlin den Sohn, weiter Nikolaus von Leyen und dessen Schüler Simon Leinberger. Die beiden letzten haben auf den alle Vorgänger überragenden Veit Stoß gewirkt, der als Holzschnitzer Außerordentliches leistete. Jene natürliche und die spätgotische dekorative Richtung vereinigte er in glänzender Weise. Überreich und überwältigend malerisch ist sein Marienaltar in Krakau. In seiner Nürnberger Zeit erfuhr Stoß dann die Einwirkung jenes dort heimischen Strebens nach lebendigem Ausdruck der Empfindung (vgl. S. 62). Innige Empfindung wiederzugeben, verstand in Nürnberg vor allen anderen Adam Krafft. Er brachte den Detailreichtum, das Malerische der Spätgotik, ihre phantastische Art auch in dem Steinwerk zu stärkstem Ausdruck. In seiner Innerlichkeit und in seinem kraftvollen, lebenswahren Deutschtum aber ist er neben Dürer zu stellen, steht auch höher als der trefflich charakterisierende Stein- und Holzbildhauer Tylman Riemenschneider in Würzburg. Im Norden ist um diese Zeit als hervorragender Holzschnitzer Hans Brüggemann (Altar in Bordesholm, 1521 vollendet, jetzt in Schleswig) zu nennen, der trotz niederländischer und oberdeutscher Einflüsse eine große Eigenart zeigt. Die Holzschnitzerei schmückte im übrigen neben dem Inneren der Kirchen auch den Hausrat der Privathäuser (vgl. S. 43) mit reichem Blattwerk, mit kleinen figürlichen Darstellungen, mit architektonischen Motiven (vgl. S. 43). Daß endlich auch die Metallbildnerei einen bedeutenden Aufschwung nahm, ist natürlich. Seit langem waren die Gold- und Silberschmiedearbeiten (vgl. S. 55 f.) zu hoher Vollendung gediehen, jetzt entstanden zahlreiche köstliche Werke, namentlich wieder in Nürnberg, weiter in Augsburg, Regensburg, Köln. Wesentlich kamen auch diese Arbeiten der Kirche zugute: manche Schatzverzeichnisse sind dafür Zeugen. Im Erzguß aber ist damals ein so wundervolles Meisterwerk geschaffen worden wie das Sebaldusgrab von Peter Vischer in Nürnberg.

Die Verbindung von Kunst und Handwerk verleiht dem letzteren in jener Zeit einen edleren Charakter, aber es lebt in ihm damals überhaupt ein höherer Geist, es steckt damals noch viel Poesie im Handwerk. Solche Poesie haftete auch an den Sitten und Zeremonien der Handwerker. Nach deutscher Art umgaben ihre Genossenschaften ihr ganzes Zusammenleben mit besonderem, oft als geheimnisvoll angesehenem, jedenfalls in seiner feierlichen Form ängstlich bewahrtem Brauch. Altes poetisches Gut ist da oft traditionell erhalten; man vergleiche etwa die von Freytag aus Frisius' „Ceremonialpolitica" angezogene Vorsage der Schmiede: „Und wenn du deine Straße ziehst, wirst du kommen an einen dürren Baum; darauf sitzen drei Raben und schreien: er zieht dahin, er zieht dahin. Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen." Feierliche Rede und Gegenrede kehren immer wieder, bei Aufnahme der Lehrlinge, bei Begrüßung wandernder Gesellen in der Herberge, bei mancher Handlung zwischen Meister und Gesellen. Freilich erstarrte alles mehr und mehr zu umständlichen Formen. Die damalige Freude gerade an der Poesie zeigt die bewußte Pflege auch der höheren Dichtung im Meistergesang, der allerdings durchaus auf einzelne kleine Kreise beschränkt blieb, für die Gesamtheit nicht charakteristisch ist und auch, von den Leistungen

des Hans Sachs abgesehen, eine literarische Bedeutung nicht beanspruchen kann. Aber dieser große „Schuhmacher und Poet dazu" war eben doch auch ein Handwerker.

Im späteren 16. Jahrhundert verfiel das Handwerk, wie wir sehen werden, aber schon um 1500 auf seinem Höhepunkte war das materielle Gedeihen keineswegs so glänzend, wie man meistens annimmt.

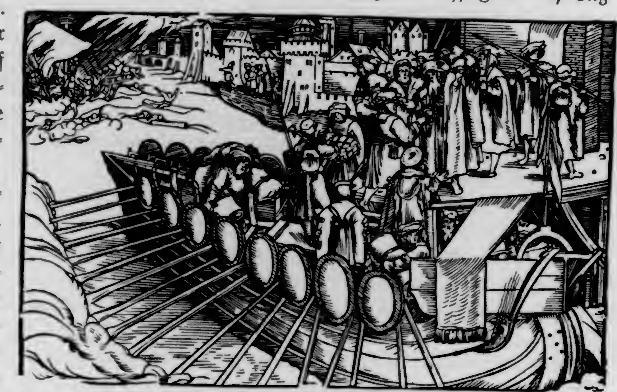
---

Nun ward auch der Kaufmannsberuf der von den Bürgern am meisten erstrebte, und darunter litt wieder das Handwerk. Diese Anziehungskraft des Handels schildert einmal Agricola: „Die fuernemsten stedt Teutschlands lassen jetzt niemand mehr künste und sprachen lernen, sondern so bald ein knab teudtsch schreiben und lesen kan, so muß er gen Franckfordt, Antwerpen und Nuernberg und muß rechen lernen und des handels gelegenheit. ... Mit den handwerken auch also. Ja, es wil niemandt sein, er muß ein hendeler und kauffman werden." Man darf die Verhältnisse der im Mittelpunkt des Welthandels stehenden Städte Flanderns und der südlichen Niederlande mit ihrer ganz auf dem Handel aufgebauten Kultur gewiß nicht auf Deutschland übertragen, aber daß der Handel nicht nur im hanseatischen Gebiet, sondern auch im Süden trotz der oft größeren Bedeutung des Gewerbes (vgl. Bd. I, S. 280, 289) die Politik wenigstens vieler Städte beherrschte (vgl. S. 73), ist unzweifelhaft. Eine gewisse Überfüllung des kaufmännischen Berufes war das natürliche Ergebnis des außerordentlichen Aufschwunges, den der deutsche Kaufmann schon längere Zeit (vgl. Bd. I, S. 286 ff., 401 ff. und 405 f.) genommen hatte.

Die beherrschende Stellung, welche sich die italienischen Städte im Orienthandel erobert hatten und infolge des politischen Verfalls von Byzanz und bei dessen Bedrängung durch die Türken unbestritten einnahmen, ließ die alte Verbindung von Süddeutschland mit Italien (vgl. Bd. I, S. 171, 287) immer fruchtbarer werden: jetzt war der deutsche Handel unmittelbar an den Welthandel angeschlossen, der bisher um Deutschland im Osten (von den arabischen Ländern nach Nordeuropa) wie im Westen (Italien—Frankreich—Flandern—England) mehr herumgegangen war. Der Handel mit Italien erblühte freilich recht erst nach dem schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts besiegelten Rückgang der bis dahin den Weltaustausch fast allein vermittelnden Messen in der Champagne (vgl. Bd. I, S. 287), auf denen sich auch der deutsch-italienische Handel zum größten Teil, aber, wie jener oberdeutsch-italienische Verkehr zeigt, doch nicht ausschließlich abspielte. Die Gründe für diesen Rückgang, wie falsche Maßnahmen der französischen Könige und der Hader und Kampf mit den Flamen, mögen hier beiseite bleiben. Flandern vor allem riß die Handelsstellung der Champagner Messen an sich, wenn sich auch seine Bedeutung ohnehin mächtig gehoben hatte (vgl. Bd. I, S. 287, 401): auch in Flandern, zuvörderst in Brügge (vgl. Bd. I, S. 287), dem nunmehrigen großen Vermittelungspunkt zwischen Orient und Mittelmeer einerseits und Nordwest- und Nordeuropa anderseits, traf der deutsche Kaufmann, der schon länger Flandern aufgesucht hatte, mit dem Italiener zusammen, der namentlich auf dem Seeweg dorthin kam. Aber mehr und mehr entwickelte sich nun jener unmittelbare Verkehr der oberdeutschen Reichsstädte, vor allem Augsburgs, Ulms, Nürnbergs, mit Italien (vgl. S. 180 f.). Übrigens wurde auch der Verkehr mit Frankreich und (namentlich über Genua) mit Spanien von den Oberdeutschen eifrig gepflegt. Weniger hob sich der Handel der zum Teil, wie Basel, einseitig von den Zünften beherrschten schweizerischen und Alpenstädte mit Italien, dagegen erfuhr die alte Straße des Rheins infolge des Durchganges der italienischen



wie der flandrisch-englischen Waren, soweit sie nicht den Seeweg nahmen, eine außerordentliche Steigerung des Verkehrs, namentlich zu Schiff (s. die untenstehende Abbildung). Dazu kam nun die immer wachsende Stellung des hansischen Handels (vgl. Bd. I, S. 401 ff.). In gewissem Sinne wie eine Sondermacht außerhalb des deutschen Reiches stehend, aber doch eine deutsche Macht, beherrschte die Hansa im 15. Jahrhundert Rußland, Litauen, Polen, Skandinavien, England und Schottland vollkommen; ihr Bund, jetzt in vier Quartiere, das wendische (Vorort Lübeck), rheinische (Köln), sächsische (Braunschweig), preußisch-livische (Danzig) geteilt, reichte vom äußersten Westen bis nach Riga und tief in das Innere Deutschlands hinein. Es waren also zwei große gesonderte, wenn auch nicht ganz unverbundene Handelsgebiete, die Deutschland zum Schauplatz des Welthandels, zum Stapelplatz der Waren aus dem Orient, aus Italien, Spanien, Frankreich, Flandern, England, Rußland usw. machten. Dieser Welthandel rief dann auch im deutschen Binnenlande an geeigneten Vermittelungsplätzen große Messen hervor (vgl. S. 71). Aber auch der eigentliche Binnenhandel mit Landesprodukten und heimischen Gewerbserzeugnissen blühte unter solchen Verhältnissen bei der starken Zufuhr und den gesteigerten Bedürfnissen, wenn er auch gegen Ausgang des Mittelalters überhaupt zurückging. Die alte Bedeutung des Tuchhandels (vgl. Bd. I, S. 285) trat noch weiter stark hervor. Salz, Getreide, Fische, Holz, Leinwand, Bier, am Rhein und in Franken der Wein, den rheinische Händler auch schon im Ausland vertrieben, waren andere Hauptgegenstände des Handels, der vor allem aber die eingeführten fremden Gewürze, Industrieerzeugnisse, Rohstoffe usw. (vgl. Bd. I, S. 402 f.) unter die Leute brachte.



Handelsschiff. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Zahlreich waren die Städte, die an solchem Aufschwung des Handels teilnahmen. Da war das vortrefflich an einer Verkehrskreuzung gelegene und durch systematische Erlangung und Sicherung von Zollfreiheiten (vgl. S. 68) vorwärts gekommene Nürnberg: Regiomontanus nannte es den Mittelpunkt Europas wegen des Handels seiner Kaufleute. Dieser war auf die außerordentliche und stark spezialisierte gewerbliche Produktion (vgl. S. 55), vor allem auf die sehr bedeutenden Metallgewerbe gegründet, die zum Export der Waren und zum Import der Rohstoffe drängten. Da war das ebenfalls gut gelegene und sehr gewerbfleißige (vgl. S. 55 und 57), besonders die Barchentweberei pflegende Augsburg — über dessen Anteil am Bergbau und seinen Geldreichtum vgl. S. 73 —, weiter das die Barchentweberei noch mehr entwickelnde Ulm, da waren auch kleinere Handelsstädte in Schwaben,

am Bodensee — so neben dem größeren Konstanz Ravensburg, beide in der Leinenindustrie (vgl. S. 56) bedeutend —, am Oberrhein, im Elsaß, in Franken, Bayern und Österreich. Da waren Frankfurt a. M., das 1519 Franz I. von Frankreich „die berühmteste Handelsstadt der ganzen Welt" nannte, Köln, das im italienischen und niederländischen so gut wie im hansischen Handel eine bedeutende Rolle, wenn auch nicht mehr seinen einstigen Vorrang behauptete, dann Lübeck, die Königin der Hansa, aber ebenfalls mit Italien in Fühlung, begünstigt durch seine Lage, auch durch das Reich und die Territorialherren besonders gefördert und durch eigene Politik seine Stellung ständig steigernd, eine Stadt, auf deren Wink nach Äneas Silvius die skandinavischen Könige ein- und abgesetzt wurden. Da war, von anderen Hansestädten zu schweigen, das große Emporium im Osten, Danzig; endlich im Südosten Breslau, das dem hansischen wie dem süddeutschen Handel für die Donauländer als Vermittelungsort diente. An dieser allgemeinen Blüte im 15. Jahrhundert änderte auch die Ungunst dieser oder jener immerhin nicht zu vernachlässigenden lokalen Verhältnisse wenig. Allerdings wurde der hansische Handel durch den oberdeutschen schon etwas beeinträchtigt, dieser machte selbst das norddeutsche, noch agrarisch gefärbte Binnenland von seiner Einfuhr der feineren Waren abhängig. Die Hansen empfanden dergleichen bitter, von der Klage Kölns über die sich in Brügge eindrängenden Süddeutschen hörten wir schon (Bd. I, S. 403), aber die letzteren hatten über Breslau auch den polnischen Handel (Krakau) erobert, und ihrem Vordringen in Livland und Preußen gegenüber verordnete der Hochmeister schließlich, daß sie nur einmal im Jahre nach Marienburg und Danzig auf die dortigen Messen kommen dürften. Den Oberdeutschen schadete auch zunächst der Mitteleuropa später gefährliche Wandel infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien nicht, indem sie sich in dem neuen Vermittelungsland des indischen Handels, in Portugal, festsetzten. Darüber später mehr.

Aber dieser ganze Aufschwung ging doch im Grunde aus der Kraft der großen Kaufleute, nur wenig aus der Fürsorge des Reiches oder der Fürsten und auch nur in beschränkterem Maße aus der der Städte hervor. Gewiß haben noch die Hohenstaufen, nachdem die Periode der Marktgründungen in der Hauptsache vorüber war, wichtige Städteprivilegien verliehen, Ludwig der Bayer ferner hat den Nürnbergern, Karl IV. den Augsburgern Zollfreiheit für den Verkehr mit einer nicht geringen Zahl von Städten gewährt, aber von einer planvollen Handelspolitik des Reiches, von einem Schutze des Auslandverkehrs durch das Reich ist nicht die Rede. Eher haben Maßnahmen wie die von Kaiser Siegmund über Venedig verhängte Handelssperre diesen Verkehr geschädigt. Auch schwand ja der Einfluß des Herrschers auf die Märkte, sein Land- und Wasserstraßenregal mehr und mehr vor den territorialen Ansprüchen dahin: der Schutz der Kaufleute, die zu den vom König bevorrechteten Märkten fuhren (vgl. Bd. I, S. 173), deutete noch auf die ältere Zeit. Die seit 1157 wieder versuchte Inanspruchnahme des Zollregals, der Kampf gegen alle nicht bestätigten oder verliehenen Zölle — die Verleihung erfolgte ohnehin meist in einer Zwangslage —, wie er namentlich auch in den Landfrieden zum Ausdruck kam, waren im ganzen nutzlos. Wir kennen eine englische Stimme über den „Wahnwitz" der Deutschen bezüglich der Zölle. Diese fortwährend neu auftauchenden oder stark erhöhten Zölle von seiten der Sondergewalten, auch kleiner Grundherren, die Straßen-, Fluß-, Brücken-, Fähr-, Durchgangszölle und die Abgaben auf den Märkten, für Geleit usw., waren eines der schlimmsten Hindernisse für den aufstrebenden Handel, freilich das willkommene Mittel für die



Landesherren, diesen Aufschwung für die Stärkung der staatlichen Macht aufs äußerste auszunutzen. Nur selten sind hier und da besondere Ungerechtigkeiten auf Drängen der Städte durch die Bünde (vgl. Bd. I, S. 400f.) oder auch durch Reichstage beseitigt worden, aber niemals systematisch. Die Landesherren verstanden ferner, durch den Straßen-, den Markt- und den sogleich näher zu erwähnenden Stapelzwang die Umgehung der Zölle in ihrem Gebiet unter allen Umständen zu verhindern. Aber diese Mittel, in gleich unsinnigem Maße in den einander benachbarten Territorien angewendet, drohten sich gegenseitig aufzuheben und den Hauptzweck, große Einnahmen zu erzielen, zu vereiteln. Lediglich aus eigennützigen Motiven kam man so zu Vereinigungen mit dem Zweck, die Sicherheit der Handeltreibenden zu schützen, die willkürliche Verlegung der Straßen zu hindern, die Zölle gemeinschaftlich zu regeln und alle Kaufleute der betreffenden Gebiete gleich zu behandeln, so namentlich im rheinischen, aber auch im Hansagebiet. Überhaupt gingen alle für den Handel und das Wirtschaftsleben günstigen Maßregeln der Landesherren schließlich auf die Einsicht zurück, daß man den Handel fördern müsse, wenn man ihn ausnützen wollte, und so haben denn auch norddeutsche Landesherren die Bestrebungen der Hansestädte, im Ausland Privilegien zu erhalten, durch ihre Vermittelung öfter unterstützt. Aber wenn sie ihre Kaufleute etwa gegen Raub und Strandrecht schützten, ihre Handelsstädte begünstigten, im Interesse ihrer Kaufleute die fremden durch höhere Zölle drückten oder fernhielten, so war das immer eigennützig und nicht von großen Gesichtspunkten getragen.

Lediglich das lokale Interesse ist sodann für die Städte selbst, bei denen man nur in diesem Sinne von einer wirklichen Handelspolitik reden kann, entscheidend gewesen. Diese Politik war fast immer engherzig, hervorgegangen aus dem Geiste der Zünfte und von diesen namentlich im 15. Jahrhundert durchgesetzt, wie die Zünfte ja auch ihrerseits (vgl. S. 51) fremde Handwerker auszuschließen suchten und das Aufkommen großer, weitreichender Betriebe hinderten. Jede Stadt wollte ein Verkehrsmonopol haben, sie sicherte es durch Ausdehnung des Bannmeilenrechts, das den Handel wie auch bestimmte Gewerbe außerhalb der Stadt in einem gewissen Umkreise ausschloß, also die Umgegend wirtschaftlich der Stadt botmäßig machte, sie unterdrückte im Interesse des heimischen Gewerbes den Handel mit Dingen, die in der Stadt selbst erzeugt wurden, wie sie anderseits die Zufuhr und den billigen Einkauf von Rohstoffen durch den Stapelzwang (vgl. unten) erreichte. Sie beschränkte zugunsten der einheimischen verkaufenden Handwerker und Kaufleute die ursprüngliche Handelsfreiheit und hemmte durch ein besonderes Gästerecht überall den Handel der Fremden, d. h. durch Beschränkung auf wenige bestimmte Tage (abgesehen von den Hauptmärkten), durch höhere Zölle — denn die Städte pflegten auch ihrerseits das Zollwesen —, durch besondere Gebühren, durch das Verbot des Detailverkaufs. Dazu kam jenes allenfalls einer niederen Kulturstufe angemessene Stapelrecht, demzufolge jeder fremde Kaufmann, an der Weiterfahrt gehindert, im Stapelort die Waren, insbesondere Tuche, Getreide, Vieh, eine Zeitlang feilhalten mußte. Die Stadt hemmte, um den Verkehr auf den zu ihr führenden Straßen zu erhalten, alle Verbesserungen anderer Straßen, überhaupt die Schaffung neuer, für sie nicht günstiger Verkehrswege. Wenn so die städtische Handelspolitik den Abschluß der Stadt auf alle Weise verstärkte, so war das freilich im ganzen nur eine Folge der vorhandenen Verhältnisse. Die Unvollkommenheit des mittelalterlichen Verkehrswesens wie die allgemeine Unsicherheit schon eine Stunde vor den Toren ließen von selbst jede Stadt nur an sich denken. Wenn man in Fehdezeiten nicht verhungern wollte, wenn die Handwerker

ihre Rohstoffe, die gutsituierten Bürger ihre fremden Luxuswaren nicht zu unerhörten Preisen haben wollten, mußte die Stadt Handel und Verkehr beeinflussen. So bildeten sich zum Teil schon von selbst überall kleine wirtschaftliche Sondergebiete: aber der Abschluß zu lokalen Zufuhr- und Absatzgebieten war gleichwohl erst allmählich (vgl. Bd. I, S. 157, 170, 283) vor sich gegangen, und das Streben, sich gleichsam mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, tritt erst jetzt in voller Schärfe hervor. Erst jetzt schränkte man den Verkehr der Städte untereinander gegen früher erheblich ein, schloß ihn freilich, was schon die Notwendigkeit des Imports feiner Tuche zeigt, nicht ganz aus. Eine großzügigere Handelspolitik findet sich nur vereinzelt, so vor allem bei den Nürnbergern, die sich an anderen Orten umsichtig und planmäßig Zollfreiheiten (vgl. S. 67) sicherten, aber auch ein System der Gegenseitigkeit durch Begünstigung der fremden Kaufleute verfolgten. Jenen eigennützigen, rückständigen, die Städte gegenseitig schädigenden wirtschaftlichen Abschluß erreichten diese meist auch unter Förderung durch die Landesherren. Im ganzen ist es ein System ehrlicher Fürsorge. Der Handel sollte nur den eigenen Bürgern zugute kommen, d. h. zwar vor allem in den Händen einheimischer Kaufleute liegen, aber doch immer der Versorgung der Bürgerschaft dienen. Dieser, nicht den Kaufleuten, sollten die stapelpflichtigen Waren zuerst vorgelegt werden. In der Bürger Interesse wurde die schärfste Beaufsichtigung des Handels und die Warenschau eingeführt, wie überhaupt aller Handel öffentlich unter Passierung der städtischen Wage vor sich ging und der Verkauf an bestimmte Stätten, die Tuchhallen, Lebensmittelmärkte, Holzmärkte usw., gebunden war, während die Krämer wie die Handwerker in ihren Häusern verkaufen durften. Freilich hielten sich auch die Großhändler (vgl. unten) naturgemäß nicht immer an bestimmte Stellen, die Kaufhäuser usw. Auch der Zwischenhandel, der Fürkauf, überhaupt aller spekulative Handel, der Aufkauf insbesondere von Getreide, wurde unterdrückt, damit die Konsumenten unmittelbar von den Produzenten kaufen könnten und die Nahrung der Bürger wie der Bedarf der Handwerker nicht verteuert würde. Dem entsprach die Festsetzung der Preise durch die Obrigkeit. Aber diese, die so eifrig für ihre Bürger sorgte, beschränkte mit derselben Engherzigkeit, mit der sie dem Handel begegnete, ihre Fürsorge auch wieder nur auf die eigentliche Stadt, wie denn an die ländliche Umgebung z. B. verdorbenes Fleisch ohne Bedenken verkauft werden durfte.

Die Schicht der Kaufleute, die am meisten unter dieser städtischen Politik für den gewerblichen Mittelstand zu leiden hatte, war der Großhandel, der sich einer ziemlich allgemeinen Abneigung (vgl. Bd. I, S. 406 f.) zu erfreuen hatte. Gerade er ist es aber gewesen, der trotz aller jener Beschränkungen auf eigene Faust die Vorbedingungen zu einem über Stadt- und Territorialgebiet hinausreichenden, vielverzweigten Handelsverkehr schuf, wie er für die allgemeine Versorgung doch nötig war. Diese Großhändler (vgl. Bd. I, S. 285) sind meist zugleich Kleinhändler gewesen, ja sind gerade wegen des Detailhandels von den Kleinen und den Handwerkern bekämpft worden. Die Organisationsform nun, mittels deren der eigentliche Kaufmann seine ins Große gehende Tätigkeit vor allem durchsetzte, war die Handelsgesellschaft. Ihr Wesen schildert Geiler von Kaisersberg, der sie als allgemein üblich hinstellt, in naiver Form einmal also: „In der großen geselschafft, da seind die kaufleüt mit einander verpflicht, da legt einer fünff hundert güldin, einer zwei hundert güldin und haben ir gewerb zuo Venedig, zuo Lugdun, zuo Antorff und uberall ire verweßer: wenn einer gewinnt oder verlürt, so gewinnen oder verlieren sie alle sammen, und wenn sie zuosammen kummen, so sind ettwan zwei tausend güldin gewonnen, so wissen sie bei der



rechnunge, was yeglichem gehört, nachdem und er gelegt hat." Zu dieser Form hatten die Nachteile des anfangs allein möglichen persönlichen Eigenhandels geführt, der bei den steigenden Fernverbindungen versagte, den anderseits die unsichere Besorgung durch Angestellte oder fremde Kaufleute zunächst nicht ersetzen konnte. Ursprünglich wohl aus Verwandten gebildet, ergab sich die Genossenschaft gemeinsam Interessierter als natürlichster Ausweg: bald ging sie über die Verwandten hinaus, man tat sich mit Stadtgenossen und Fremden zusammen, und der zunehmende Auslandhandel machte die Handelsgesellschaft immer beliebter, da sie die Möglichkeit gab, ohne persönliche Anwesenheit in der Fremde zu operieren, das arbeitende Kapital vergrößerte und das Risiko, vor allem aber die Transportschwierigkeiten sowie die persönliche Arbeit minderte. Man machte endlich auch Angestellte, namentlich die hansischen „Lieger" (Faktoren), zu Mitgliedern solcher Gesellschaften durch Einlegung eines für sie arbeitenden Kapitals. Schon aus dem Stadtrecht von Medebach (1165) geht das Vorkommen von Handelsgesellschaften hervor, und 1205 ist eine in Köln erwähnt; im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert wurden die Gesellschaften, die die Betätigung des Einzelkaufmanns weit hinter sich ließen, immer häufiger, insbesondere im hansischen Gebiet, erst später, in Anlehnung an italienisches Vorbild, im Süden.

Wurde der Großhandel des ausgehenden Mittelalters, vor allem der deutsch-italienische Verkehr, mehr und mehr von diesen Gesellschaften, die sich freilich in Süddeutschland später immer kapitalistischer entwickelten, getragen, so wurde der konzentrierte Austausch im großen in der Form der ebenfalls den schwierigen Transport verringernden Messen nicht minder wichtig. Die Messen entwickelten sich nach dem Muster der Champagner Messen (vgl. Bd. I, S. 287) und unter der freilich nötigen Protektion der Könige und Fürsten (Zollvorrechte, besondere Verkehrssicherheit, Meßmonopol innerhalb eines weiten Gebietes). Nach dem Vorbild jener Messen hat schon Kaiser Friedrich II., wie für Sizilien, so auch für den rheinischen Westen solche Mittelpunkte zu schaffen gesucht, so in Oppenheim, Worms, Speyer. Aber nur Frankfurt am Main, dem er 1240 seinen Schutz verlieh, kam zu einer Weltrolle. Es hatte später zwei, in den Terminen zunächst nicht ganz feste Messen (die Ostermesse wurde 1330 verliehen), die nach Süden wie nach Norden hin vermittelten. „Auf die Frankfurter Messe", schreibt Hieronymus Münzer 1495, „strömen Kaufleute zusammen aus den Niederlanden, aus Flandern, England, Böhmen, Italien und Frankreich." An der Küste mit ihrem ständigen Schiffsverkehr waren solche Plätze weniger nötig, obgleich auch Hamburg und Danzig ihre Messen hatten. Innerhalb der Städte kamen die Obrigkeiten dem interlokalen Handel einigermaßen durch jene Kaufhäuser (vgl. S. 46) entgegen, die freilich dem Stapelzwang für die fremden Waren und ihrem Verkauf im großen an die Bürger dienten, zugleich der Obrigkeit die Aufsicht erleichterten, die aber auch Verkaufsstätten der einheimischen Großhändler, zuweilen der Kleinhändler waren. Allmählich wurden sie belebte Mittelpunkte des Handels, brachten durch die Abgaben den Städten auch besonders gute Einnahmen.

Der treibende Faktor der Entwickelung blieb der kühne Unternehmungsgeist des damaligen Kaufmannes. Dieser Geist überwand vor allem eben durch die Gesellschaften zunächst die Plackereien der rechtmäßigen Gewalten: die Belastung durch die Zölle, die Beeinträchtigungen durch das Stapelrecht, durch die Ausnutzung des Münzrechts, also die unglaubliche Verschiedenheit der Münzen und ihre immer zunehmende Verschlechterung, die Verluste durch das Strandrecht und seine Analogie auf dem festen Lande, die Grundruhr, wonach alles zu Schaden kommende Gut weggenommen wurde. Dieser Geist überwand weiter die

Schädigung durch die räuberischen Gewalttaten zu Lande und zur See, den Haß der Kirche gegen den Handel (vgl. Bd. I, S. 406) und die nicht geringe Antipathie der Handwerker, des niederen Volkes, des Adels, überhaupt der öffentlichen Meinung. Daß diese Antipathie noch zunahm, gleichzeitig freilich auch der Reichtum der Kaufleute stieg, dazu trug nun der gegen Ausgang des Mittelalters sich anbahnende Übergang zum Geldgeschäft bei. Wir sahen schon, wie die Vielheit der Münzarten das Geld zur reinen Ware und Wechsler, Lombarden und Juden, die dann bald zum eigentlichen Wechselgeschäft übergingen (vgl. Bd. I, S. 169 und 290), notwendig machte. Diesem Geldhandel waren eben in Deutschland wieder zunächst nur Fremde gewachsen. Da man sie brauchte, zog man sie sogar trotz allen Hasses obrigkeitlich heran. Aber die Lombarden (auch Caorsini, Kawerzen, nach Cahors in Frankreich, genannt, indes doch Italiener, aus Asti und Chieri) nutzten ihr Geldmonopol durch das Ausleihen gegen Zins ebenso aus wie die Juden, wobei der Zinsfuß oft zu unglaublicher Höhe stieg. So hatten sie, die z. B. von den hansischen Kontoren ausgeschlossen waren, an dem sündhaften Charakter ihres Gewerbes (vgl. Bd. I, S. 408) ebenso zu tragen wie die Juden, wurden genau wie jene nur durch Privilegien geschützt und von den Landesherren wie den Städten durch Auferlegung von Abgaben ausgenutzt, waren als Christen aber besser daran, wenn sie auch unter jener kirchlichen Auffassung zu leiden hatten. Allmählich wurde jedoch die Auswucherung unerträglich, man sann auf Abhilfe, suchte im 15. Jahrhundert den Zinsfuß herabzudrücken oder kam nach dem Vorbild der kirchlichen montes pietatis zu städtischen Leihhäusern (Nürnberg 1490, Augsburg). Während man nun die Juden verfolgte (vgl. Bd. I, S. 410 und 427), anderseits auch die dadurch zunächst von ihren Konkurrenten befreiten Lombarden im 15. Jahrhundert zum Abziehen veranlaßte, ging das ganze Geldgeschäft immer mehr in deutsche Hände über.



Bergwerk. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Das hing wieder, abgesehen von der nunmehrigen besseren Schulung der deutschen Kaufleute, mit ihrer Beteiligung an dem blühenden Bergbau (s. die obenstehende Abbildung) zusammen. Er war ebenso wie der Salinenbetrieb eine alte Quelle des Gedeihens (vgl. Bd. I, S. 165 und 289). Seit dem 9. Jahrhundert in Böhmen, später im sächsischen Nordwesten und im alpinen Süden sich langsam entwickelnd, nahm er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen großen Aufschwung, blieb dauernd der Anlaß zum Aufblühen zahlreicher Städte in Böhmen und Bayern, in Sachsen und Schlesien, im Harz, in den Alpen und machte die



Landesherren durch das Bergregal, das ihnen, wenn sie den Bergbau nicht selbst betrieben, Abgaben sicherte, geldreicher. In der Technik war man seit langem ziemlich weit; Deutschland war darin vorbildlich, wie es ja auch so reich an Erdschätzen war, daß es das übrige Europa versorgte. Der Bergbau wurde ebenso hoch wie der Ackerbau geschätzt, die Leute, die ihn betrieben, waren tüchtig und angesehen, hielten in ihren festen Organisationen auf alte Bräuche, waren zudem wehrhaft und unternehmend. Den alten, den ländlichen Weistümern ähnlichen Bergrechten folgten allmählich auch fürstliche Bergordnungen. Neben dem Edelmetall wurde Eisen, namentlich in Steiermark, Tirol, Krain, in Bayern und Westdeutschland, gewonnen. Die blühende bayerische Eisen- und Waffenindustrie (Regensburg, Passau, Nürnberg) hing damit eng zusammen; das märkische und bergische Land, die Grafschaft Stolberg wurden berühmte Eisenstätten, und mit steirischem Stahl handelten auch die Hanseaten. Die Hauptsache aber blieben die reich vorkommenden Edelmetalle. Wenn sich daher, wie seit langem die Kirche mit kostbarem Gerät, so nach Äneas Silvius jetzt auch die Bürgerhäuser mit silbernem und goldenem Hausrat füllten, so mußten diese Metalle, überall begehrt, schließlich doch ein natürlicher Handelsgegenstand nach dem weniger begünstigten Ausland werden. Nach Wimpheling brachten die deutschen Kaufleute namentlich Silber fast in alle europäischen Länder, und so berichtet auch das 1493 erschienene „Buch der Chroniken“, daß die romanischen und anderen Nationen alles Silber von jenen hätten. Der Silberhandel der Nürnberger, Augsburger und anderer Kaufleute beruhte nun vor allem auf ihrer im 15. Jahrhundert eingetretenen Beteiligung am Bergbau: in Tirol, Böhmen, Schlesien, Sachsen besaßen sie jetzt Bergwerke, die sie freilich bald raubbaumäßig ausnutzten. Die Höchstetter wie insbesondere die Fugger in Augsburg wurden gerade dadurch reich. Dieser Silberhandel, der sich vornehmlich nach Spanien richtete, auch wie der übrige Großhandel mehr und mehr in die Hände großer Gesellschaften kam, führte von selbst zur Bevorzugung des überaus lohnenden Geldgeschäftes vor dem Warenhandel. Augsburg wurde ein Zentrum des Geldhandels. Dieser den spekulativen Geist fördernde, zunächst aufwärts führende Vorgang sollte schließlich doch ein Verfallsmoment für den oberdeutschen Handel werden.

---

Es war nun trotz aller Stimmung gegen das Geld und trotz jener Mittelstandspolitik der Städte bei dem Reichtum und der bedeutenden Rolle der Kaufleute nur natürlich, daß das Stadtregiment vielerorts doch sehr erheblich durch sie beeinflußt wurde, etwa wie in Augsburg, wo in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts meist der eine Bürgermeister, häufig aber beide aus dem Kaufmannsstande waren, wo der Rat gelegentlich „von unsern Kaufleuten nebst den übrigen Mitbürgern“ spricht. Aber auch wo die Zünfte das Regiment in Händen hatten, ist doch die Rücksicht auf den einheimischen Handel niemals völlig beiseite gesetzt worden, so sehr die Interessen des lokalen Marktes allein maßgebend waren (vgl. S. 70). Auch in diesen Städten blieb überdies, wie (Bd. I, S. 408) erwähnt, das Regiment auf bestimmte Familien beschränkt und der Rat trotz demokratischer Zusammensetzung ein oligarchisches Institut. Die Zünfte erreichten meist nur eine gegen früher gewachsene Berücksichtigung ihrer egoistischen Interessen in der gesamten städtischen Politik.

Der Rat (vgl. Bd. I, S. 291 f.) war doch vor allem Vertreter der Gesamtheit, er war, wie er die äußere Politik leitete, die Seele des inneren Lebens der Stadt. Er hat die städtische Verwaltung auf die Höhe gebracht, die sie teilweise als Vorbild der staatlichen Verwaltung erscheinen läßt. Seine Befugnisse übertrafen aber auch weit die

der heutigen Magistrate, nicht nur weil die Stadt, die er leitete, oft ohnehin eine große politische und besonders wirtschaftliche Bedeutung hatte, sondern weil er sogar auswärtige Politik trieb, weil er ferner gerichtliche Funktionen ausübte, weil die Gemeinde überhaupt viel weiter in das Leben eingriff. Der Rat stellte wirklich ein „Regiment" dar, war aber zugleich Volksausschuß. Seine Mitglieder, in umständlichem Verfahren gewählt, unbesoldet, allerdings durch mancherlei Einkünfte aus Strafgeldern, durch Steuerprivilegien, Bewirtungen usw. entschädigt, verwalteten ihr Amt entweder als Gesamtkörper — von den Bürgermeistern kam nur eine kräftige Persönlichkeit zuweilen zu größerer Geltung — oder in kleineren Gruppen, Kommissionen als „Geschickte", „Vierer", „Fünfer", „Schoßherren" usw. „Die Herren" war eine beliebte Bezeichnung für sie. *Die Gesamtrichtung der vom Rate geleiteten Politik und Verwaltung* war nun vor allem durch *zwei Momente* gegeben. Das eine war die *Ausbildung eines formell gleichberechtigten freien Stadtbürgertums*. Gewiß gab es reiche Geschlechter und einfache Handwerker, aber entscheidend war nur das Bürgerrecht: alle Bürger hatten daher auch *einen Gerichtsstand*. Die ständische Gliederung war eben durch die Berufsgliederung ersetzt. Eine rechtliche Differenzierung, wie sie auf dem Lande bestand, erschien unmöglich. Dazu kam, daß eben infolge jener vielgegliederten beruflichen Tätigkeit der Schwerpunkt der bürgerlichen Bevölkerung in einer zahlreichen Mittelklasse lag, die überdies fortgesetzt wuchs und durch ihre Menge jedem Vorrecht entgegenwirkte. Aus dieser Bedeutung eines numerisch starken Mittelstandes ergab sich dann wieder jene wirtschaftliche Mittelstandspolitik des Rates (vgl. S. 69 f.) als der Gesamtvertretung von selbst. Das zweite Moment war der mit dieser Politik zusammenhängende, bereits (S. 70) erörterte *wirtschaftliche Abschluß der Stadt*. Aus der geschlossenen Stadtwirtschaft ergab sich die Begünstigung jeglicher Gewerbetätigkeit durch die Stadt, um alle Bedürfnisse selbst decken zu können, ebenso auch die Pflege des heimischen Handels. Gerade die durch den Charakter der Stadt als einheitlicher Wirtschaftskörper hervorgerufene Vielseitigkeit der Berufe und der Interessen hat nun aber wieder eine Spezialisierung der inneren Verwaltung herbeigeführt, wie sie auf dem Lande unter einfachen Verhältnissen nie entstehen konnte. Das Streben nach äußerer Selbständigkeit und Sicherung brachte sodann eine nachdrücklichere Pflege des Wehrwesens wie der Befestigung hervor, woraus sich früh Ansprüche an die Steuerkraft der Bevölkerung, auch der nichtbürgerlichen, und im Zusammenhang damit ein ausgebildetes Steuerwesen entwickelten.

Wenn im Nachstehenden die Verwaltungsverdienste der Städte näher charakterisiert werden — die *beste Verwaltung* hatte übrigens *Nürnberg*, diesen Ruf genoß es auch allgemein in Deutschland —, so wird damit zugleich die *Entwickelung der modernen Verwaltung* überhaupt berührt, und daher ist auch jeweils das Verhältnis zu derjenigen der Landesherren, die ja bereits im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) in dieser Beziehung sich Verdienste erworben hatten, festzustellen. Schon im *Kriegswesen* hinkte aber die fürstliche Verwaltung der städtischen nach. Die Städte hatten ja infolge des entwickelten Steuerwesens und ihrer steuerfähigen Bevölkerung oft reiche Mittel zur Anlage bedeutender Befestigungen, zur Beschaffung kostspieliger Geschütze (s. die Abbildung S. 75) und zur Ausrüstung zahlreicher Söldner, die bald die Bürger als eigentlichen Wehrfaktor in den Hintergrund drängten. *Die Steuern* selbst sodann, die Quelle jener Mittel, sind zwar nicht von den Städten erfunden worden, denn die öffentliche Abgabe an den Landesherrn, die „Bede", ist älter als alle städtischen Steuereinrichtungen. Auch bleiben die direkten Steuern



der Städte meist für die öffentlichen ordentlichen Abgaben und außerordentlichen Kontributionen an König und Landesherrn bestimmt, die übrigens jeder Stadt als Gesamtheit auferlegt waren und von dieser selbständig auf die einzelnen Bürger, zuerst vor allem auf der alten Basis der Grundsteuer als Vermögenssteuer, verteilt wurden. Aber diese Bede oder Losung (Nürnberg; in Norddeutschland Schoß), die man als Vermögenssteuer dann auch von der beweglichen Habe erhob, wurde doch früh für städtische Zwecke benutzt, ja es finden sich für solche sogar jene außerordentlichen Kontributionen. Für diese Zwecke, vor allem für die militärischen, wurde der Bedarf indes meist durch die von den Städten ausgebildete indirekte Steuer, das Ungeld, aufgebracht, das, zunächst auf Getränke, z. B. auf fremdes Bier, gelegt, bald zu einem großen Akzisesystem führte (Wein-, Bier-, Salz-, Fisch-, Fleischsteuer). Die Schwierigkeiten, die die direkte Besteuerung machte (richtige Einschätzung, gerechte Belastung usw.), ließen diese vor der indirekten, die bei wachsender Handels- und Gewerbetätigkeit zudem viel ergiebiger war, mehr und mehr zurücktreten und die letztere auch den Landesherren vorbildlich erscheinen. Dazu kamen dann die Zölle. Weniger fallen diesen Einnahmen gegenüber die aus städtischem Grundbesitz und die aus Gebühren (für Benutzung etwa der Wage oder der Verkaufsstätten), aus gerichtlichen Strafgeldern, Meister- und Strafgeldern der Handwerker, Bürgergeldern, Judenabgaben usw. ins Gewicht. Überhaupt haben die Ausgaben der Stadt, obgleich sie nicht kommunale Ausgaben im heutigen Sinne waren, die oft aus Stiftungen bestritten wurden, sondern im wesentlichen nur auf Bauten und Repräsentationskosten, vor allem aber auf die militärische Sicherung gingen, eben wegen der Kostspieligkeit der letzteren die Einnahmen so wenig genügend erscheinen lassen, daß die Städte zuerst systematisch und bald ganz regelmäßig den *öffentlichen Kredit* in Anspruch nahmen und hierin wieder den Landesherren vorangingen. Man verschaffte sich Geld mittels des



Geschütze (sowie Armbrüste und Bogen). Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text S. 74.

Verkaufes von Zinsrenten und Leibrenten. Freilich wurde diese Kreditwirtschaft oft höchst mißbräuchlich betrieben, und die Städte ließen sich häufig mahnen.

Der große Bedarf, aber auch der moderne Gedanke der gleichen Verpflichtung aller, hat dann die Kämpfe der Städte gegen die Privilegien des Adels wie vor allem des Klerus bezüglich der Besteuerung (vgl. S. 119 f.) hervorgerufen. Die Verantwortung vor der Bürgerschaft hat ferner eine genaue Ordnung dieses ganzen Einnahme- und Ausgabewesens, in das uns die erhaltenen detaillierten Städterechnungen einen Einblick gewähren, notwendig gemacht, ein ausgebildetes, allerdings schon durch die Dezentralisierung der einzelnen Kassen sehr kompliziertes und schwerfälliges Rechnungswesen unter Leitung der Kämmerer. Von einem wirklichen Haushalt, der den Bedarf mit den aufzubringenden Beträgen in das richtige Verhältnis setzte, kann man nur als Ausnahme sprechen. Im allgemeinen machte man, obwohl schon im 14. Jahrhundert derartige Versuche begegnen, keine genauen Voranschläge wie heute — man konnte ja auch in den kriegerischen und bewegten Zeiten niemals den Bedarf für die nächste Zukunft übersehen —, und dieser Zustand dauerte noch recht lange an. Überhaupt sind Beispiele genug für eine höchst ungenaue Buchführung da; diese war noch wenig entwickelt.

Die Hauptleistung der Städte liegt aber in der inneren Verwaltung. Die Aufsicht, die schon in einfachen Verhältnissen die Landgemeinde wenigstens agrarpolizeilich übte, wird eine mannigfaltige und vielgegliederte, und die in Fülle erlassenen städtischen „Ordnungen“, denen seit dem 15. Jahrhundert die landesherrlichen Ordnungen, aber auch die Polizeiordnungen des Reiches nachfolgten, erstreckten sich über alle Gebiete menschlichen Lebens und Treibens, auch über die Sitten der Bürger, und gingen herab bis zu dem Bettler- und Frauenhausunwesen. Es war ein großes, sehr selbständiges System der Fürsorge, der Wohlfahrtspflege, das sich aus der bisherigen Halbkultur ergab, und das der hausväterliche Rat durch immer neue Zutaten nach Gelegenheit und Anlaß immer weiter ausbaute. Da gab es baupolizeiliche, feuerpolizeiliche und ähnliche Aufgaben. Daß den Bürgern die Nahrung gut und nicht zu teuer geliefert würde, dafür sorgte eine sehr spezialisierte Lebensmittelpolizei. Derselbe Schutz der Konsumenten bestimmte die so wichtige Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, die zugleich die Sorge um eine christliche Lebensordnung verriet. Wurden die Bürger, mehr und mehr allerdings unter Vermittelung der Zünfte selbst, die ihrerseits aber unter Aufsicht des Rates standen (vgl. S. 51), gegen Unreellität und Übervorteilung seitens der Gewerbetreibenden und Kaufleute durch Warenschau, überhaupt ausgedehnte öffentliche Kontrolle, Marktpolizei, Preistaxen, durch das Institut der Unterkäufer (Makler), Verbot des Fürkaufes (vgl. S. 70) usw. gesichert, so schützte man den Handwerker wiederum (vgl. S. 69) gegen Verteuerung seiner Rohstoffe, gegen die Konkurrenz auswärtiger Produkte, wie sie der Handel mit sich brachte, und den einheimischen Kaufmann gegen die Konkurrenz des fremden. Jedem wollte man genügende Nahrung garantieren. Nebenher ging dann jene Fürsorge für Gewerbe und Handel durch besondere Einrichtungen wie durch Ordnung von Maß und Gewicht.

Um das Münzwesen haben die Städte vor allem Verdienste. Als Sitze der Geldwirtschaft waren sie gegen die zunehmende Münzverschlechterung und Ausnutzung des Münzrechtes besonders empfindlich: durch Kauf erlangten sie vom Landesherrn wohl selbst das Münzrecht, das in vielen Städten eine patrizische Genossenschaft („Hausgenossen“) ausübte, und hoben dann meist die Münze, so daß einzelne städtische Münzen weit über ihren



Kreis beliebt wurden (vgl. schon Bd. I, S. 176) und auch die Landesherren diesen Vorteil einsahen. Die Hauptsache bei der Verbreitung solcher Typen tat freilich der Großhandel, für den die früh eingetretene Zersplitterung des Münzwesens ein erhebliches Hindernis darstellte. Noch immer rechnete man in alter Weise nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen. Seit dem 13. Jahrhundert gewann im Süden der Heller größere Verbreitung, litt freilich später unter jener Ausbeutung des Münzrechts. Weiter hatten sich auch bereits für einzelne Gebiete verschiedene Arten von Silbergeld mittleren Wertes, Groschen (im Osten, in Böhmen und Meißen), Albus (im Westen) und Schillinge (im Süden und im hansischen Norden), als Handelsmünze eingebürgert. Aber der Großhandel brauchte eine interterritoriale geschützte Goldmünze, die einen größeren Wert darstellte, wie sie das Ausland schon prägte — die zuerst aufkommenden, ältere Zeiten zurückrufenden geeichten Silberbarren waren zu wenig handlich und bequem. Diese Münze fand sich in dem rheinischen Goldgulden, der sich im späteren 13. und im 14. Jahrhundert als Hauptverkehrsmünze verbreitete und eine wirkliche Währung darstellte. Kurz sei hier auf die allgemeinen Münzzustände eingegangen. Jene Ausnutzung des Münzrechts wurde am schlimmsten in der Zeit des Interregnums, und so suchte man nunmehr der Zersplitterung durch Münzvereine entgegenzuwirken. Der bedeutendste war der Münzverein der rheinischen Kurfürsten, er allein erreichte eben durch seine Gulden eine Konsolidierung der Münze über ein landschaftliches Gebiet hinaus. Der rheinische Goldgulden galt in Deutschland überhaupt, vor allem freilich im Westen, als „die oberste Währe für alle Haupt- und Wiederkäufe“, wurde natürlich auch anderswo geprägt und leistete dem Handel bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die besten Dienste, trotzdem auch er der Münzverschlechterung nicht entging. Dann gewannen — wir folgen hier neueren Ausführungen Freiherr von Schrötters —, nachdem Siegmund der Reiche von Tirol zuerst, aber ohne große Folgen, Silbergulden gemünzt hatte, die seit 1500 geprägten sächsischen Guldengroschen Einfluß. Die Sachsen, die lange für ihre Groschen gegen den rheinischen Goldgulden gekämpft hatten, waren schließlich auch zur Prägung desselben übergegangen und hatten ihn gleich 21 Groschen gesetzt, prägten dann aber, wie gesagt, sein Äquivalent in Silber. Den sächsischen Fuß übernahmen darauf auch die seit 1518 geprägten Joachimsthaler Silbergulden (Taler). Das Gold trat wieder zurück.

Endlich sorgte sich die Obrigkeit nun auch um das Privatleben ihrer Bürger, bekämpfte Sittenlosigkeit und übermäßigen Lebensgenuß, den sie jedem nur fein nach seinem Stande zubilligte, wie sie überhaupt trotz allen Bürgergeistes die vorhandenen sozialen Unterschiede namentlich durch Kleiderordnungen (vgl. S. 94 f.) hütete, suchte aber durch diesen Kampf gegen die Üppigkeit vor allem die Bürger auch vor materiellem Ruin zu bewahren. Die jetzt erstarkte obrigkeitliche Gewalt hielt sich eben zu allem berechtigt, als christliche Obrigkeit aber für geradezu verpflichtet, über dem sittlichen Wohl ihrer Bürger zu wachen. Freilich haben alle diese Luxusordnungen, wie wir sehen werden, nie erfolgreich gewirkt, wie schon die häufigen Wiederholungen zeigen. Und echt mittelalterlich war es, daß man sich überhaupt von obrigkeitlichen Verboten unter Umständen loskaufen konnte.

Aus dieser intensiven Verwaltung heraus hat sich denn auch in der Stadt im Zusammenhang mit dem Schreibwesen, das besonders früh in Köln gepflegt wurde, ein wirkliches, besoldetes Beamtentum trotz weitgehender Ausnutzung der ehrenamtlichen Tätigkeit jener Kommissionen — eine Entschädigung aus Sporteln usw. gab es, wie gesagt, freilich — entwickelt. Abgesehen von Unterbeamten, handelt es sich dabei vor allem um die

Verwaltungszentrale, das Stadtschreiberamt, das bei der größeren Wichtigkeit des Schreibwesens und der sich jetzt ergebenden Notwendigkeit besserer, vor allem auch juristischer Bildung besonders qualifizierte Männer erforderte, und das entsprechend der noch zu erörternden Ausbreitung der Laienbildung (vgl. S. 166ff.) im 15. Jahrhundert aus geistlichen in weltliche Hände überging. Dem Stadtschreiber mit seiner juristischen Qualität — er war die Seele der ganzen Verwaltung, meist der Gesandte der Stadt, führte ihre Prozesse, war oft auch ihr Geschichtsschreiber — entspricht der landesherrliche Kanzler. Auch sonst zog die Stadt später gern Juristen als Konsulenten in ihren Dienst. Unter den übrigen nicht zahlreichen ständigen Beamten war der wichtigste der Baumeister.

Sehr wesentliche Kulturfortschritte der Neuzeit sind so auf die mittelalterlichen Städte zurückzuführen. Bedenken wir dazu noch eine Grundtendenz derselben, die möglichste Sicherung des öffentlichen Friedens und die Bekämpfung der Selbsthilfe, weiter ihre Verdienste um die Rechtspflege, deren Handhabung auch wieder oft für die Landesherren Muster war, dazu die Heraushebung eines rein öffentlichen Rechtes und wenigstens die Anbahnung der Trennung von Rechtspflege und Verwaltung, obzwar der Rat beide vereinigte, so werden wir die Bedeutung der Städte noch höher schätzen müssen. Die Stadt gab, was sie in wirklich öffentlicher und politischer Beziehung geschaffen hatte, an den aufstrebenden Territorialstaat weiter, in dem aber der Gedanke der Fürsorge für das öffentliche Wohl doch auch schon früh lebendig war, bis schließlich der nationale Staat zu nationaler Wirtschaft und nationaler Verwaltung führte.

---

Was über die Städte bisher gesagt wurde, darf nicht zur Annahme einer Uniformität ihrer Verwaltung verleiten. Ihre ungleiche Größe und Bedeutung, ihr wirtschaftlicher Charakter als Ackerbau- oder Gewerbe- oder Handelsstadt, die Vorherrschaft der Zünfte oder der Kaufleute, die Lage im Norden oder im Süden brachten doch große Verschiedenheiten hervor. Solche Unterschiede sind auch bei der nachfolgenden Schilderung des städtischen Lebens und Treibens nicht zu vergessen, auch wenn wir sie nicht ausdrücklich hervorheben. Zunächst geben die städtischen Gewerbs- und Handelsinteressen dem ganzen Leben äußerlich und innerlich ein anderes Gepräge, als es das bäurische und das höfische trugen. Dem Verkehrstreiben auf den Märkten, vor den Buden, vor den Läden und Werkstätten, dem Gassenlärm, dem Abfahren und Ankommen der Frachtwagen hier, der Schiffe dort entspricht manch innerer Wandel. Geschäftliche Gewandtheit, kluger Sinn, rasche Auffassung, mindere Schwerfälligkeit, aber auch leichtere Lebensanschauung, ein Bauen auf das Glück ergeben sich bald. Das Geschäft bringt Ordnung und Pünktlichkeit, zugleich Sparsamkeit und Berechnung mit sich — von dem kleinlichen Geist der Bürger, namentlich der Handwerker, war freilich auch schon (S. 32) die Rede. Die größere Sicherheit des Daseins befördert noch die Philisterhaftigkeit, die freilich eigentlich erst im 17. und 18. Jahrhundert aufkam. Die alten Sitten, wie sie der Bauer hütet, werden geändert, gefärbt, oft auch zerstört, und neue treten an ihre Stelle, entsprechend dem Wandel der Lebensgewohnheiten und Lebensansprüche durch neue, damals uns überkommene Geräte, Bequemlichkeiten und Einrichtungen. Manche alte Sitten, wie die Spenden an Gäste, vom Fürsten bis zum Boten, in Wein, Hafer für die Pferde, Schenkungen von lokalen Erzeugnissen, erhielten sich freilich trotz Kosten und Ärger. Die Zeit wird wichtig, daher die Bedeutung der sich seit dem 14. Jahrhundert langsam verbreitenden Uhren usf. Vieles im Folgenden Angeführte wird



durch die späteren Abschnitte seine Ergänzung über die Stadt hinaus finden: das meiste ist dann aber wieder von der Stadt auf andere Kreise übergegangen.

Zunächst fällt in der Stadt eine eigenartige Gestaltung der Namen ihrer Bewohner auf, die indes mit einer allgemeinen Wandlung der Personennamen zusammenhängt. Der frühere Namenreichtum (vgl. Bd. I, S. 199) schwand. Eine Namenarmut macht sich in geringem Grade schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts bemerkbar und nimmt seit dem späteren 12. Jahrhundert stärker zu. Das Verständnis für die alten Namen ist freilich schon sehr früh geschwunden, nicht erst auf der Höhe des Mittelalters: insofern ist auch eine im Zusammenhang mit der sprachlichen Entwickelung stehende Abschwächung der Namenformen kaum von Bedeutung. Ein Sinken der namenschöpferischen Kraft, wie man es früher annahm, ist auch nicht zu konstatieren. Heute sieht man den Grund des Schwindens der früheren Namenfülle in einer von den Vornehmen ausgehenden modischen Bevorzugung bestimmter Namen, ein Grund, der aber schwerlich zur Erklärung ausreicht. Andere sehen in dem Schwinden erst eine Folgeerscheimung des alsbald zu erörternden Aufkommens kennzeichnender Beinamen. Allmählich wurden nun aber die alten Namen überhaupt unmodern. Das die Sitten mehr und mehr durchdringende Milieu der Kirche erlangte trotz des schon leise beginnenden inneren Umschwunges und der immer stärkeren Geltung des Laientums doch äußerlich erst seit dem 13. Jahrhundert seine volle Bedeutung. Eine Steigerung wirklicher Religiosität kommt hinzu. So wurde die Verwendung der bereits früher auftauchenden, seit dem 10. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 199) auch unter den Geistlichen wieder zurückgedrängten Heiligennamen üblich, begründet in der zunehmenden Heiligenverehrung, in dem Brauche, Heilige zu Schutzpatronen zu wählen, wohl auch in dem natürlichen Bedürfnis, in den Namen etwas Bedeutungsvolles, den Träger Bestimmendes hineinzulegen, vor allem in der Rolle der Heiligentage im Kalender. Die schon im 11. Jahrhundert, zunächst namentlich in Bischofskanzleien, aufkommende Datierung von Urkunden nach Heiligentagen wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer beliebter und überwog im 14. völlig. In das Volk drangen bestimmte Heiligennamen namentlich durch gewisse Termine der Zinsabgaben (Johannis, Jakobi). Jedenfalls ist Aventins Meinung, daß die Heiligennamen erst „nach Kaiser Friedrichs des Andern Tod, nachdem das heilige Römische Reich durch Anrichten der Römischen Kirche in Abfall bracht sei", eingedrungen wären, zeitlich zutreffend. Die anfangs meist nur von Mönchen und Nonnen bevorzugten Heiligennamen verbreiteten sich im 13. Jahrhundert zuerst anscheinend beim Adel, erst dann bei den Bürgern und zuletzt bei den Bauern. Es scheint auch, als ob der fromme Geist der Frauen sie bei dem weiblichen Geschlecht zuerst beliebt gemacht habe. Jedenfalls treten die im 12. Jahrhundert in reicher Fülle vorkommenden, im 13. noch überwiegenden deutschen Namen gegen Ende des 14. sowie im 15. Jahrhundert vor den Heiligennamen völlig zurück, wobei lokal die Übergangszeiten wechseln. Nach Vetter stehen in der Berner Gegend für die Jahre 1191 bis 1216 noch 211 altdeutsche Namen von Männern 30 biblischen usw. gegenüber; die weiblichen weisen doppelt so viel altdeutsche als biblische auf. In den Jahren 1375/76 aber sind die weiblichen fast sämtlich kirchlich, und die Namen der Männer weisen nur 181 altdeutsche gegenüber 380 kirchlichen auf. Im Jahre 1530 endlich stellen die altdeutschen Namen nur noch ein Zwölftel der männlichen Personennamen dar. In Breslau bilden die biblischen Namen gegen Ende des 13. Jahrhunderts 28 Prozent der Gesamtheit der Namen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts aber 87 Prozent.

Gewisse altdeutsche Namen, wie Konrad, Heinrich, Dietrich, bleiben allgemein beliebt. Indessen eben die Häufigkeit dieser Namen im 14. Jahrhundert zeigt die bereits unter den deutschen Namen eingetretene Monotonie. Das oben über die Namenarmut Gesagte wird nun dadurch bestätigt, daß auch bei den neuen fremden Namen sich alsbald eine hervorragende Beliebtheit einzelner bemerkbar macht. Der häufigste Name wird der im 13. Jahrhundert zuerst aufkommende Johannes; gegen Ende des 15. Jahrhunderts hieß oft der fünfte Mann so. Nach meinen Zählungen für die verschiedensten Landschaften nimmt seit dem 13. Jahrhundert der Namenreichtum zugunsten weniger Namen rapid ab. Von anderer Seite ist diese Abnahme z. B. für Breslau festgestellt worden: dort kam der gleiche Taufname gegen 1300 auf 4, gegen 1400 auf 43 Personen. Im 16. Jahrhundert (1518) fiel es bei der Taufe des Kölners Hermann Weinsberg auf, wie viele der Gäste Hermann hießen. Auch für weibliche Namen ist die Erscheinung nachweisbar: nach einem Frankfurter Bedebuch von 1385 kommen auf 1662 Frauen nur 83 Namen, vier davon (Else, Katharine, Gude, Metze) allein auf 772. Unbewußt charakteristisch ist so die Sage von jener Gräfin mit 364 Kindern, insofern die Knaben alle Johann, die Mädchen alle Elisabeth hießen. Es waren das eben die häufigsten Namen. Im übrigen zeigt auch die Verwendung der Heiligennamen wieder, wie wichtig für das Namenleben der Zeitgeist ist. Welcher Heiligenname gewählt wurde, dafür war der Tag der Geburt, die Beliebtheit eines Schutzpatrons, auch die örtliche Stellung eines Heiligen als Patrons der Pfarrkirche, der Name des Paten, falls dieser schon einen Heiligennamen trug, von Bedeutung. Anderseits wirkte gerade die Familientradition, die Vererbung bestimmter Namen, doch auf die Festhaltung von deutschen Namen, namentlich beim Adel, der noch im 15. Jahrhundert die Namen der höfischen Romane fortpflanzte (vgl. Bd. I, S. 352), und auch beim städtischen Patriziat.

Daß die bisherigen Personennamen durch die Häufigkeit derselben Namen innerhalb einer größeren Bevölkerung ihre Eigenschaft, den Träger besonders hervorzuheben, verloren, hat man früher als Grund für das Aufkommen der Beinamen angesehen. Indessen hat, wie gesagt, das letztere umgekehrt zur Minderung der früheren Mannigfaltigkeit der Einzelnamen beigetragen. Nach Socin kann überhaupt das Unterscheidungsbedürfnis unmöglich der eigentliche Grund für die Beilegung eines zweiten Namens, der dann zum Familiennamen wurde, sein. Denn diese Sitte begann gar nicht in der Stadt, sondern beim hohen Adel (im späteren 11. Jahrhundert), griff ein Jahrhundert später auf die Ritter und Ministerialen über und dann erst auf die Bürger. Socin will in der Sitte einen Ausdruck des Familienstolzes, eines aus Standesgefühl hervorgehenden Strebens, sich von Leuten weniger guter Herkunft abzuheben, sehen. Gewisse Merkmale der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht sind ja schon in früher Zeit in den Namen angedeutet: das Streben, seine Abkunft auszudrücken, wird jetzt allgemeiner, zum Teil gewiß selbst im Bürgertum infolge einer Neigung zu prunken. Als eigentliche Familiennamen bürgerten sich zuerst die örtlichen Herkunftsbezeichnungen ein, zunächst wieder beim Adel, der sich nach seinem Erb- und Stammsitz benannte. Auch in der Stadt trugen die Patrizier solche Namen nach ihrem Stammsitz; sie zuerst nannten sich dann auch nach ihrem städtischen Besitz, nach ihrem meist hervorstechenden Hause. Dem Brauch folgten bald die übrigen Bürger. Einmal nannten sich die zahlreich Zuziehenden nach ihrer Heimat, nach dem Heimatslande (Bayer, Hesse, Schwabe, Böhm [Behaim]), der Heimatsstadt oder dem Heimatsdorf (mit oder ohne Präposition oder Ableitungssilben). Dann aber boten sich eben die Hausnamen, die sich



(vgl. S. 40f.) gerade um diese Zeit in den älteren Städten bildeten, in diesen als willkommene Bezeichnung dar. Die Benennung nach dem Hause ist die eigentlich bürgerliche Heimatsbenennung. Trug das Haus keinen Namen, so nannte man sich nach dem Bezirk, nach der Lage des Hauses usw. Grohne sieht nun mit Recht den Haupteinfluß der Hausnamen auf die Bildung der Familiennamen nicht sowohl in dem Namenmaterial als in der Beschleunigung der Entwickelung der Familiennamen, zumal die Benennung nach dem Hause nicht nur an dem ersten danach benannten, sondern auch an allen folgenden Besitzern haften bleibt, also bei richtigem Erbgang zu einer Familienbezeichnung wird, daher gerade bei den Patriziern mit ihrem festen Besitz zuerst auftritt. Anderseits haftet sie nur an dem Teil eines Geschlechtes, der das Haus besitzt. Häufig freilich, zumal bei mehrfachem Übergang des Hauses in fremde Hände, bleibt die Benennung nach dem Hause mehr „Adressenbezeichnung". Schwankt also diese Benennungsart überhaupt sehr, werden viele Namen wieder vergessen — das Festwerden hängt namentlich erst mit der Verbreitung des Wappenwesens zusammen (vgl. S. 41) —, so tritt der Einfluß der Hausnamen auf die Familiennamen bereits an sich da zurück, wo jene erst später, etwa nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, aufkommen. Da hatten sich die städtischen Familiennamen schon auf andere Weise gebildet. Grohne meint in der Benennung nach Hausnamen überhaupt eine spezifisch fränkische Neigung zu erkennen. Im Osten und Norden, wo die Hausnamensitte nicht recht eindringt, spielt jene Benennung naturgemäß überhaupt keine Rolle. So tragen die Hausnamen nur sehr zum Teil zu den Familiennamen bei. Als Beispiele mögen dienen: Steinhaus, Schlüssel (Köln); Gänsfleisch (Mainz); im Steinhaus, zum Hohenhaus, zum Römer, zum Paradies (Frankfurt); zum Kirschbaum, zum gemalten Haus (Worms). Weiter gehören namentlich die ursprünglich auf Wappen und Hauszeichen zurückgehenden Tier- und Pflanzennamen (z. B. Schaf, Bock, Hahn, Kranich, Storch, Blume, Rose) sowie Namen wie Spor, Spieß, Helm, wie Engel, vielleicht auch König hierher.

Erst als die Beilegung eines zweiten Namens allgemeinerer Brauch wurde, begann man als Familiennamen auch einen zweiten Personennamen zu verwenden. Man hatte ja, wie alle Völker, seit langem die Sitte, den Einzelnen öfter als Sohn seines Vaters zu benennen. Dieser Name wurde nun Familienname, nicht nur in der Genitivform oder mit besonderen, den Abkömmling bezeichnenden Bildungssilben (-ing, -ung), sondern alsbald auch im Nominativ. Eine Hauptquelle für die Beinamen waren sodann die persönlichen Eigenschaften des Trägers, zunächst die rein physischen: ein großer Johann wurde ein Großjohann (Grotjohann, im Gegensatz dazu Lüttjohann) oder Johann (der) Große, Lange usw., wohl nach der Haarfarbe ein anderer Johann (der) Rote, woraus dann Namen wie Rot, Weiß, Schwarz entstanden. Der Frankfurter Name: Klaus mit dem einen Auge zeigt die Beachtung auffälliger Merkmale. Moralische und geistige Eigenschaften gaben ebenfalls Anlaß zu Zunamen (Wunderlich), aber auch großes Vermögen (Reich) und dergleichen. Sehr maßgebend waren weiter Amt, Beruf und Gewerbe (Vitztum, Graf, Richter, Vogt, Schultheiß, Schulz, Oppermann; Schneider, Müller, Wagner, Schmied; Bauer). Aber ebenso spielten rein zufällige Umstände eine Rolle; wenn von den vielen Frankfurter Greten 1405 eine als „Grede, die man nennet die Frau mit den vier Kindern", hervorgehoben wird, so war das nur eine vorübergehende Benennung, aber ähnliche Beinamen konnten haften bleiben. Viele Beinamen entstanden vor allem aus Spott- und Scherznamen. Hörten wir schon aus Sankt Gallen von Notker Pfefferkorn und Notker dem Stammler, führt Thietmar von

Merseburg einen Mann namens Pulverel an, der alle Gegner zu Staub pulverte, so finden wir in den städtischen Urkunden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zahlreiche Belege für solche Namen, z. B. Ziegenfuß (Erfurt), Spinnebein (Hannover), Eselskopf (Göttingen). Sie haben oft die sehr volkstümliche imperativische Form (Suchenwirt, Saufaus), sind sonst häufig sehr derb (Wenzel Kuhdreg), aber wohl oft treffend (Hans Jungfrauendienst). Fürsten und Fürstinnen blieben zuweilen nicht verschont. Anderseits können bürgerliche Namen wie König, Papst, Bischof ursprünglich Spottnamen gewesen sein. Man hat diese freilich auch aus Rollen bei den geistlichen Spielen ableiten wollen. Im übrigen sind in den älteren Städten manche persönlichen Bei- und Übernamen erst auf dem Umweg über die Hausnamen (vgl. S. 41) zu Familiennamen geworden.

Im ganzen kann man bei der Festwerdung der Familiennamen dieselbe Beobachtung machen wie bei dem Aufkommen der nationalen Schriftsprache, wie überhaupt bei Erscheinungen entwickelterer Kultur: die Romanen gehen voran, so mit den Familiennamen die Italiener. In Deutschland zeigen die Erscheinung zunächst der Süden und Westen (1150—1250), also wieder die Lande älterer Kultur, dann Mittel- und zuletzt Norddeutschland. Bei den Friesen haben sich die Familiennamen erst spät in der Neuzeit eingebürgert. Lange blieben ferner die Namen flüssig. Der Hauptname war überhaupt noch weiterhin der Personenname, den man in niederen, in bäuerlichen und landstädtischen Kreisen auch oft, wie früher, allein führte. Die Anrede ging noch lange nur nach ihm, wie der Rat seine Bürger in Briefen „lieber Nikolaus" oder ähnlich anredete. Anfangs haben natürlich zuweilen Glieder derselben Familie verschiedene Zunamen, einige gar keinen getragen; es sind weiter bereits vorhandene Zunamen vor neuen (z. B. bei Ortsveränderung) wieder verschwunden, überhaupt manche rasch gegebenen Namen bald wieder vergessen worden usw.

Die Festwerdung von Familiennamen hatte naturgemäß für die *Entwickelung der Familie* selbst keine besondere Bedeutung: diese änderte ihren festgefügten Charakter auch im städtischen Kreise gar nicht. Nur die Bedeutung der Sippe lockerte sich bei der stärkeren Beweglichkeit der Bevölkerung (vgl. S. 50) — auf letztere weisen, wie erwähnt, die vielen Namen nach der Herkunft aus anderen Ländern und Orten. Im fränkischen Rechte verschwand auch das Erbrecht der Sippe. Doch behielt sie in vielen Städten noch ihren Zusammenhang und Einfluß. Die Einzelfamilie aber blieb in jedem Falle die feste Grundlage des sozialen Daseins. Wesentlich materiell waren, wie bisher, die Motive der Familiengründung, der *Eheschließung*. Man muß unterscheiden zwischen Liebeleien und Heiraten. Den unverheirateten jungen Leuten ward sehr viel nachgesehen, in diesem Punkte wurde es in der Stadt mit ihrer größeren oder geringeren Menge von leichten Frauen schlimmer als früher; aber die Bürgersöhne liebelten doch auch mit den Mädchen aus ihren Kreisen. Aus solchen Liebeleien gingen nun freilich oft genug Ehen hervor, so die des Vaters von Dr. Christoph Scheurl in Nürnberg. Und die Mahnungen mancher Autoren, daß die Mädchen mit Bedacht unter ihren Werbern wählen sollen, zeigen, daß diese doch auch oft ihrer Neigung zu folgen suchten. Was man von den vielen „Narrheiten der Verliebten", den verschwenderischen Geschenken usw. bei Sittenpredigern und Satirikern liest, auch von Ständchen, von dem „hofieren mit seitenspiel, lauten, zincken, violen, auf der fiedlen, mit pfeiffen, singen, springen, tantzen, großem geblärr", bezieht sich in vielen Fällen auf Verlobte. Nicht viel Wert hat das Urteil des unkritischen Italieners Faleti (1547), daß die Deutschen meist aus Liebe heiraten. Überdies betrachtete die öffentliche Meinung, nach einer Reihe



literarischer Zeugnisse zu schließen, die Verheiratung von Verliebten keineswegs als etwas Lobenswertes und Glückverheißendes, verurteilte freilich auch die reine Geldheirat. Jedenfalls spielte aber das vorherige Einverständnis der Liebenden bei der Werbung selbst keine Rolle und wurde dabei gar nicht erwähnt. Denn immer noch galt die Ehe in erster Linie als eine Abmachung der Familien, keine Ehe wurde ohne geschäftsmäßige Erwägungen, ohne Beredungen der Verwandten usw. geschlossen. Recht charakteristisch ist, was Hermann Weinsberg aus Köln von sich erzählt. Als zwanzigjähriger Jüngling hat er schon auf Anstiften anderer ein Auge auf eine „sehr reiche" Witwe von 48 Jahren geworfen, erhält aber einen Korb und „verfehlt" dann noch „etliche gute Heiraten". Darauf bestimmen ihm die Eltern eine sechs Jahre ältere Witwe mit zwei Kindern, der Vater wirbt für ihn, es folgt eine Besprechung der Verwandten bei seinem Schwager, dann wird in der Verwandten Gegenwart am nächsten Tage der Ehevertrag geschlossen. Ähnlich geht es später bei der zweiten Ehe Weinsbergs her. Auch der Berner Patrizier Ludwig von Diesbach berichtet, wie seine beiden Ehen durch die Fürsorge seiner Verwandten zustande kamen. So wurde wohl *meist ohne vorherige Neigung* geheiratet, obgleich sich diese, z. B. bei Felix Platter, nach der ersten künstlich veranstalteten Zusammenkunft oft einstellte. „Gerät" eine „Handlung" nicht, wird eine neue versucht. Die Briefe des 15. und 16. Jahrhunderts erzählen oft davon, wie einer zum Heiraten „überredet", wie ein anderer gemahnt wird, „die reichen Jungfrauen nicht zu versäumen", und man zeigt wohl bei der Vermählung an, daß alles mit Herrn N. N. und N. N.'s Rat geschehen sei. Man gab sich einer naiven Freude am Heiratstiften hin.

Die Stärke der natürlichen Triebe zeigt sich im übrigen in dem überaus *frühen Heiraten* und in dem durch keine Verpflichtung zu längerer Trauer gehemmten baldigen, nach Umständen mehrfach wiederholten Wiederverheiraten. Die Heirat im frühen Alter finden wir, zumal die Kirche die Eheschließung vom Eintritt der Geschlechtsreife an guthieß, in allen Kreisen verbreitet, freilich nicht als durchgehende Regel. Aber wie Koebner treffend ausgeführt hat, gründet sich die frühe Heirat in den Kreisen der Fürsten, des Adels und der vornehmen Bürger auf das Familieninteresse, das Bestreben, Familien miteinander zu verbinden, entspricht also jenen materiellen Motiven. Ähnliches gilt von der namentlich für die Schweiz und den Schwarzwald, auch für Westfalen bezeugten gleichen Sitte in bäuerlichen Kreisen. Gerade die Obhut ferner, die der gefestigte Familienverband der jungen Ehe angedeihen ließ, wie er das Paar ja auch zusammenbrachte, verhinderte, daß die persönliche Unreife Unheil anrichtete. Und bei den Besitzenden war ja auch keine materielle Not zu besorgen. Anders stand es aber mit den Ärmeren, die natürlich ebenfalls die allgemeine Sitte befolgten. Diese frühen Heiraten der Ärmeren, die eben durch die städtische Entwickelung zu einer auffälligen Erscheinung wurden, entbehrten meist des Rückhaltes an der Familie, kamen bei Heimatlosen überhaupt ohne Rücksicht auf diese zustande („Winkelehen"). Sie werden daher auch von der zeitgenössischen Literatur vielfach bekämpft, namentlich die frühen Ehen der Handwerksgesellen. Der Mangel an moralischer Reife wurde gerade bei den Nichtbegüterten erst verhängnisvoll, und auch deshalb werden die frühen Heiraten für bedenklich gehalten. Aber nicht nur von Schriftstellern. In Nürnberg mußte sogar die Obrigkeit verbieten, daß Lehrlinge heirateten. Um aus Bürgerkreisen noch einige Beispiele für frühe Heiraten anzuführen, so heirateten Albrecht Dürers Mutter mit 15 Jahren, Ulman Stromers zweite Gattin mit 14½ Jahren, seine Tochter mit 14. Felix Platters

Beispiel zeigt, daß in der Schweiz Verlobungen von Kindern nicht selten vorkamen. Auch für die baldige Wiederverheiratung seien einige Beispiele gegeben. Stromer heiratete 1366 jene Frau bereits sechs Monate nach dem Tode der ersten, Zink in Augsburg die zweite Gattin siebenundeinhalb Monate später, obgleich er die erste sehr geliebt hatte. Die Koelhoffsche Chronik erzählt, allerdings als auffällig, von einer Frau zu Köln: „hadde gehat 6 eliche man zo der hilligen ee und nam den 7.“ Bei solcher Heiratslust — einen Junggesellen sah man als minderwertig an, ließ ihn z. B. zuweilen nicht Meister, Ratsherr oder dergleichen werden — ist der große Kinderreichtum in jener Zeit nur natürlich: ihm entspricht freilich eine übergroße Kindersterblichkeit. Über 15 Kinder waren häufig da, Dürers Vater hatte 18, ebensoviel Zink, Konrad Stromer, der Ahnherr, 33 Kinder von drei Frauen.

Bei der Eheschließung (s. die untenstehende Abbildung) erhielt sich, wie Weinsbergs Fall schon zeigt, im ganzen der uralte Hergang. Auf die feierliche Werbung durch den Vater oder sonst einen würdigen Herrn, die zuweilen erst sichtlichem Zögern und Hinundher begegneten, folgten die Eheberedung zwischen den Familienbevollmächtigten, darauf der feste Abschluß des Vertrages über Mitgift und Widerlage sowie die Verlobung, d. h. der Handschlag des Paares vor den Verwandten und das Anstecken der Ringe. Zuweilen trennte man von der Verlobung, die auch in städtischen Kreisen als wichtigster Akt galt, noch die feierliche Verkündung, „Lautmerung“. Ihr schlossen sich bereits Festlichkeiten an, die ebenso wie die Geschenke des Bräutigams immer üppiger wurden. Die kirchliche Trauung fand bald darauf statt, das erste Beilager dann meist im Hause der Braut, erst am nächsten Tage nach der Überreichung der Morgengabe (irgendeiner Kostbarkeit) und dem Kirchgang aber die Heimführung, die man oft auch noch länger anstehen ließ. Die Eheleute lebten inzwischen im Hause der Brauteltern. Die Gestaltung der kirchlichen Trauung zum Mittelpunkt des Ganzen ist im allgemeinen erst eine Folge der Reformation. Die nicht immer gleich am Tage der Trauung abgehaltenen Hochzeitsfestlichkeiten, zu denen durch besondere männliche oder weibliche Hochzeitsbitter, in Nürnberg durch den „Hegelein“, eingeladen wurde, dauerten drei und mehr Tage. Bei Vornehmen gehörte dazu ein großer Tanz auf dem Rat- oder dem Hochzeitshause. Gegen die zunehmende Üppigkeit, gegen die Menge der Schüsseln, gegen teure Speisen, die übergroße Zahl der Gäste — 20 bis 24 ist die durchschnittlich erlaubte Zahl, die aber z. B. in Frankfurt am Main auf 50 stieg; man zählte wohl auch nach Tischen —,



Beglückwünschung nach der Eheschließung. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.



schritt die Obrigkeit bald ebenso ein wie gegen die übertriebenen Festlichkeiten nach der Verlobung und die vielen „Höfe“ und Mahle nach der Hochzeit zu Ehren des jungen Paares. Ähnlich beschnitten wurden die alle Feste begleitenden Mummereien, die Musik bei dem Kirchgang, die Frühzechen nach dem Hochzeitstage, die überreichen Geschenke der Brautleute unter sich — z. B. wurde der Wert der Trauringe fixiert —, die Geschenke der Verwandten an die Verlobten oder des Brautpaares und der Eltern an die Gäste (z. B. Festkleider) sowie an die Spielleute, das festliche Brautbad, das Badegeld an das Gesinde, die Bewirtung der Uneingeladenen, die nur bei einem Teile des Festes erscheinen durften, usw.: alles im ganzen vergeblich. Der Zug der Zeit ging auf immer größeren Luxus. Aus Augsburg berichtet z. B. 1516 eine Chronik „von eines kostlichen burgers hochzeit“, bei der der Schwiegervater, Laux Gaßner, 12000 Gulden Heiratsgut gab und der Bräutigam, Ulrich Fugger, der Braut 13000 vermachte und ihr für 3000 Gulden Kleider und Schmuck schenkte, „und verschanckt anderen frainden und knechten wol umb 3000 fl. seidin gewand und samat und attlas und sunst klaider“. Die Hochzeit selbst kostete 1000 Gulden. Über den Hochzeitsluxus im einzelnen orientiert sehr anschaulich der Abschnitt in Lukas Rems Tagebuch: „meins heirats beschlus, hochzeit, ausgab, verschencken“ usw. (1518). Eine bürgerliche Hochzeit in Schwäbisch-Hall dauerte neun Tage: bei den Mahlen wurde an 60 Tischen gegessen (vgl. auch S. 91). Auf die zahlreichen lokalen Sonderbräuche ist hier nicht einzugehen.

In der Ehe selbst haben sich die gemütlichen Neigungen des Deutschen auch damals oft herzlich betätigt. Trotz der Schweigsamkeit der Quellen in solchen Dingen zeigt sich häufig ein überaus inniges Verhältnis der Gatten: das beweisen wie aus fürstlichen Kreisen die Briefe zwischen Kurfürst Albrecht Achilles und seiner Anna oder die der Sibylle von Sachsen an ihren gefangenen Gemahl, so aus bürgerlichen die der Magdalena Paumgartner an ihren Gatten, den Nürnberger Kaufmann. Und die Frau des ins Unglück geratenen Bürgers Martin Winter, die viel Not durchzumachen hat, schreibt doch: „ich wollt nirgends lieber sein dann bei ihm“. Damals hat sich in den Städten, aber ebenso auch beim Landadel die typische deutsche Hausfrau erst recht entwickelt, tüchtig und in allen weiblichen Arbeiten wohl erfahren (s. die Abbildung S. 86), treu und gut, mit gesundem Verstande, aber jetzt meist ohne geistige Interessen. Die höfische Dame war das nicht mehr, die deutsche Frau ist wie die ganze Zeit gröber geworden. Die bildlichen Darstellungen auch der großen, das Charakteristische wiedergebenden Meister zeigen niemals schöne Frauen, auch niemals bedeutende. Natürlich hat es nicht an bösen Weibern gefehlt. Der Kampf „um die Hosen“ spielte eine große Rolle, und der geplagte Pantoffelheld wird auf Kupferstichen wie in den Fastnachtsspielen weidlich verspottet, muß auch allerlei schimpflichen Scherz im Brauche des Volkes wie in den geselligen Sitten über sich ergehen lassen. Der Simon (Siemann; vgl. Kap. IV) wird im 16. Jahrhundert eine beliebte komische Figur. Daß es in den Familien auch damals viel Zank und Streit gab, zeigt jenes Weinsberg Bericht über seine Eltern, seine Schwester und deren Mann, über das Verhältnis zu seinem Bruder und anderes. Die häufige tatsächliche Überlegenheit der Frau darf man nicht vergessen, wenn man das theoretische Fortbestehen jener alten, von der Kirche im Sinne der Erziehung gutgeheißenen Gewaltherrschaft des Mannes über die Frau, die ja selbst die höfische Zeit (vgl. Bd. I, S. 331) überdauert hatte, betont. Auch jetzt noch ist die Frau, abgesehen von der eigentlichen hauswirtschaftlichen Tätigkeit und Geschäftssphäre sowie ihrer Ehrenstellung als Hausfrau, unselbständig und im wesentlichen unfähig zur Vermögensverwaltung —

in Wirklichkeit hat sie freilich oft genug an den Sorgen und Arbeiten des Mannes teilgenommen —, persönlich dem Manne untertan und auch körperlicher Züchtigung unterworfen. Nur gegen Tötung war die Frau durch die Allgemeinheit nach Möglichkeit geschützt. Tötung war nur bei Ehebruch, und zwar bei Ertappung auf frischer Tat, straflos, was aber von der Kirche, die den Ehebruch vor ihr Forum allein ziehen wollte, nur widerwillig geduldet wurde. Die frühere selbstherrliche Verstoßung der Frau war von der Kirche durch die von dem geistlichen Gericht unter Umständen zu erkennende Scheidung von Tisch und Bett beseitigt worden. Aber es scheint doch, als ob sich in Volksleben und Volksanschauung gewisse Reste eines älteren Racherechts des in seiner Ehre beleidigten Ehemannes auch jetzt noch gehalten haben, nämlich das Haarabschneiden und vielleicht auch die mit Zustimmung des Familienrates erfolgende Verstoßung, beides schon von Tacitus für die Germanen bezeugt.



**Wohnzimmer mit arbeitenden Frauen.** Wismutmalerei (erstes Viertel des 16. Jahrhunderts) auf dem Deckel eines Käßtchens im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit" 1876. Vgl. Text S. 85.

Tatsächlich wurde das Eheleben damals durch die **laxe sittliche Haltung** der Zeit häufig gestört, allerdings mehr nach der Auffassung der Gegenwart. Denn damals war man duldsamer. Zunächst spielte das vor der Ehe sehr häufige Konkubinat durch die Sprößlinge in die Ehe hinein. Die Kinder einer Konkubine („gute Tochter, heimliche Frau, Buhle") waren meist testamentarisch bedacht, ohne allerdings den Stand des Vaters, die soziale Stellung der Familie zu überkommen. Sie lebten häufig mit den ehelichen Kindern vertraut zusammen, galten überhaupt lange Zeit nicht als verächtlich, wie die Kinder einer wirklichen Dirne oder die Pfaffenkinder. Nun lebten aber in solchem Konkubinat nicht nur Unverheiratete oder Witwer, wie Burkhard Zink mit seinem „torenden freulin", sondern auch Ehemänner hatten oft ihre ständigen Geliebten; in Mainz scheint zeitweise Bigamie geduldet worden zu sein. Freilich war das Konkubinat als Ehebruch des Mannes strafbar, aber dieser, für den man früher hart büßen mußte, wurde nun meist milde oder nur durch Verwarnung bestraft. Eine schärfere Auffassung, überhaupt nach der ganzen Seite der „Ehrbarkeit" hin, drang allmählich vom Handwerkerstand aus (vgl. S. 51) durch, der das Konkubinat bei Meistern und Gesellen nicht duldete. Der Ehebruch war im übrigen nicht häufiger als



jetzt und mehr eine Sünde der Männer, obgleich z. B. nach Brant, Geiler u. a. manche Geistliche mit Vorliebe den verheirateten Frauen nachstellten, wobei die Frauen der oft abwesenden Kaufleute besonders Gefahr liefen. Gefallsüchtigen Weibern imponierte vor allem häufig der Adel. Freche Frauen drohten wohl ihrem Gatten im Zorne, sie wollten „zu den Mönchen, zum Adel, zu den Pfaffen" gehen. Scholaren und Schreiber, die anfangs ja auch Kleriker waren, spielten ebenfalls eine Rolle. Geiler führt das Sprichwort an: „wiltu haben dein huß suber, so hüt dich vor pfaffen, münchen und duben [Tauben?], diener, vetteren, blotzbruder [Begharden, vgl. S. 117], ertzet [Ärzten]." Die niederen Frauen waren naturgemäß Versuchungen am meisten ausgesetzt.

Von dem regen **Familiengeist** der Bürger zeugen namentlich die allmählich mit dem Schreibwerk aufkommenden Familienchroniken oder Hausbücher der Handwerker und Kaufleute, auch der Gelehrten, Ärzte usw. Schon aus dem 15. Jahrhundert sind uns einige erhalten: ihre meist ganz kurzen, einfachen Notizen über Familienvorfälle, wirtschaftliche Veränderungen, über Witterung und elementare Ereignisse, wozu knappe Nachrichten über städtische und politische Begebenheiten, Kriminalfälle usw. kommen, sind immer echt hausväterlich gehalten, verraten auch immer den freilich meist äußerlich frommen Geist des Hauses: mit Gott und in Gottes Namen geschieht alles. Echtes und rechtes Behagen sodann spricht ferner aus manchen künstlerischen Darstellungen, die uns einen Einblick in die Familie tun lassen. Sie geben uns auch einen solchen in die einzelnen Stadien des **Kinderlebens** (s. die Abbildung S. 88) von der Geburt an — es sei an Dürers „Wochenstube" erinnert. Doch wissen wir auch durch schriftliche Quellen vielerlei. Die Taufe, die in der Kirche und trotz des Dringens der Geistlichen auf schnelle Vornahme meist erst bei dem ersten Kirchgang der Mutter erfolgte, gab durch den zunehmenden Luxus, der bei der Feierlichkeit wie bei den Besuchen am Kindbette, bei den Patengeschenken usw. entfaltet wurde, ebenso Anlaß zu einschränkenden Bestimmungen der Obrigkeit wie die Hochzeiten. (Das von der Kirche im 9. Jahrhundert eingeführte Institut der Paten hatte sich im Laufe der Zeit innig mit dem Familienleben verbunden, was heute noch auf dem Lande erkennbar ist. Aber die Prunksucht und die Aussicht auf die Patengeschenke hatten die Zahl der Paten — es sollte eigentlich nur ein Pate oder eine Patin sein — ungebührlich anschwellen lassen; schon Bertold von Regensburg eiferte dagegen.) Vor allem wurden die Feste während der Wochen (Kindbetthöfe) und die von anderen, Paten usw., veranstalteten „Höfe" nach der Taufe verboten; auch in den Niederlanden, z. B. 1445 in Leiden, wurde den Wöchnerinnen die Bewirtung von Gesellschaften untersagt. Solche Feste fanden ferner beim ersten Bad der Wöchnerin statt. Gegen deren Beschenkung schritt man ebenfalls ein. Recht unmittelbare Bilder von der Entwickelung eines Bürgerkindes geben die Memoiren des mehrerwähnten Hermann Weinsberg aus Köln, der umständlich von seinen Kinderfreuden und Kinderleiden — auch daß ihm der Vater nachts, um ihn zum Schlafen zu bringen, „auf einem Becken gespielt und gepfiffen", wird erzählt —, von seinen Knabenstreichen, seinem Schülerleben berichtet. Vieles im damaligen Familienleben war ganz so wie heute. Das gleiche gilt vom **Hausgesinde**, über dessen Putzsucht, Lohnansprüche, Kostverachtung bei gleichzeitiger Unsauberkeit, Liederlichkeit und Faulheit damals ebenso geklagt wurde wie später und heute, so von Brant, Geiler von Kaisersberg und Luther. Anderseits gehörte damals das Gesinde, das übrigens zu Lichtmeß eintrat, noch durchaus zur Familie, nahm auch an den großen Festen, Hochzeitstänzen usw., in seiner Weise in reichem Schmucke teil. Der Luxus der Zeit äußerte sich in der

gegen heute größeren Zahl der Dienstboten, womit der Bürger dem Adel nachstrebte, wie denn die Hausherrin sich auf ihren Gängen wohl von einem oder zwei Mädchen begleiten ließ.

Die häuslichen Mahlzeiten entsprachen im allgemeinen auch unseren Bräuchen, nur daß es morgens eine Suppe mit Zukost gab, zu Mittag aber nicht. Vor dem Abendbrot gab es wohl eine Vesper, die aber bei kleinen Leuten, bei den Gesellen usw. die Stelle jener Mahlzeit vertrat. Man aß gewöhnlich von zinnernen oder hölzernen Tellern und bediente sich noch immer der Finger, auch der Hilfe von Brotscheiben (vgl. Bd. I, S. 178, 343). Wir kommen damit zur Rolle der Speisen und Getränke. Die Backkunst machte gegenüber der früh verfeinerten der Klöster und Herrenhaushalte (vgl. Bd. I, S. 178) keine besonderen Fortschritte. Gewöhnliches wie feineres Gebäck ward oft noch im Hause zubereitet, aber beim Bäcker gebacken. Die Bäcker wurden bezüglich der Güte und Vollgewichtigkeit der von ihnen hergestellten, nun in Masse gebrauchten gewöhnlichen Brotnahrung, die man anfangs auch auf eigenen Brotmärkten feilhielt, von der Obrigkeit mit besonderer Sorgfalt überwacht, ebenso wie die Fleischer bezüglich des Fleisches.



Kinderstube. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 87.

Die schon früher so mannigfaltigen Formen der Gebäcke wurden nun noch städtisch-lokal spezialisiert und erhielten wohl eigene, oft scherzhafte Namen. Von feineren Arten wurden besonders die Brezeln beliebt, für größere Kuchen war der Kringel, aus dem sich auch Napfkuchen, Gugelhupf usw. bildeten, typisch. Überhaupt verbreitete sich die feinere Kuchenbäckerei bei dem steigenden, nun auch von der großen Masse begehrten Luxus allgemeiner. Die vermehrte Zufuhr des Gewürzes (Pfeffer, Safran, Zimt, Ingwer, Nelken [Nägelein], Muskatnuß, Zibeben, Kardamom usw.) war dafür wesentlich: die namentlich in Klöstern gut bereiteten Lebkuchen wurden jetzt wegen ihres Gewürzzusatzes Pfefferkuchen genannt. Das Gewürz, namentlich der Pfeffer, spielte ferner seine schon (Bd. I, S. 178) erwähnte Rolle in der Fleischnahrung in erhöhtem Maße. Die gepfefferten Brühen, die jedes Fleischgericht begleiteten, würden dem heutigen Geschmacke nicht entsprechen. Die am Spieß gebratenen oder im Kessel gekochten oder gerösteten Fleischstücke erforderten eben besondere Saucen, ursprünglich Salzbrühen (salsa), die dann mit dem Eindringen fremder Gewürze immer schärfer wurden. Noch heute zeigt das in vielen Dingen am Mittelalter haftende England die Spuren dieser Art. Das Mittelalter ging im Gebrauch der Gewürze bis zum Äußersten. Erst die verfeinerte Küche Frankreichs hat in der Neuzeit darin Wandel geschaffen und läßt die Sauce vor allem



aus dem Fleisch selbst als organische Zutat entstehen. Die Kochkunst machte sonst immerhin Fortschritte. Auch verbreiteten sich, wohl in Anlehnung an klösterliche Rezeptsammlungen, allmählich Kochbücher, anfangs natürlich handschriftliche: aus dem 14. Jahrhundert ist uns in dem „Buch von guter Speise" eine solche Sammlung erhalten. Von den späteren gedruckten Werken ist das ausführlichste das „New Kochbuch" von Marx Rumpolt (Frankfurt a. M. 1576).

Natürlich waren für diese Entwickelung die vermehrten Einflüsse des Auslandes wichtig: auf patrizischen Tafeln erschienen schon früh griechisch zubereiteter Reis — Reis wurde überhaupt beliebt —, orientalische Konfekte, französische Torten und Pasteten usw. Doch herrschte bei den meisten Bürgern wohl derselbe Geschmack, wie ihn die Zimmerische Chronik beim reichen Bauern findet: „der behalf sich mit den deutschen trachten, als guet flaisch, brates, pfeffer, guet fisch [die auch außerhalb der Fasten viel gegessen wurden] und groß krebs [weit häufiger als jetzt genossen], und gab der welschen und frembden costen kein acht". Beim reichen Kaufmann erwähnt dagegen Hutten „seine wolberayte und künglich [königlich] zuogericht speyß — zwaenzig gericht uff ein maltzeyt". Auf dessen Tisch fehlte natürlich die Herrenspeise, das Wildbret, nicht, ebensowenig das Geflügel (Rebhühner, Krammetsvögel, Fasanen, aber auch Vogelarten, die wir nicht mehr essen, Spechte, Stare und andere); namentlich das Huhn wie der Kapaun dienten häufig zur Speise, während die Gans kein vornehmer Vogel war. Bei festlichen Mahlen prangten natürlich auch Schaugerichte auf der Tafel, wie Blumen die Tafel und die Schmausenden selbst schmückten. Mehl- und Milchspeisen, Eierkuchen, Puddings (Mandelkäse) waren sehr beliebt, ebenso Leckereien. Das Konfekt wurde noch lange von den Apothekern bereitet, doch gab es im 16. Jahrhundert bereits Zuckerbäcker. Der schon früher übliche Nachtisch, Obst, nun auch oft Feigen und Rosinen, und der gern genossene Käse, wurde beibehalten. Die Hauptsache war aber allgemein das Fleisch, vor allem (nach de Beatis' Reisebeschreibung) Kalbfleisch, obgleich der Gemüsekonsum (Kohl, Sauerkraut, Rüben, Hülsenfrüchte usw.) andauernd stieg. Gerade in der Fülle der Fleischgerichte, die freilich durch das viele Gewürz besser zu bewältigen waren, zeigte sich der roh quantitative Luxus auch des Städters. Anderseits veranlaßte der starke, durchaus nicht auf die wohlhabenden Kreise beschränkte Fleischkonsum der Städter den Rat, auch ländliche Fleischer — Viehzufuhr vom Lande war selbstverständlich — zuweilen zuzulassen.

Von den Getränken waren Bier und Wein die wichtigsten. Die steigenden Ansprüche der Städter haben eine bessere Zubereitung des Bieres und die dafür nötigen Einrichtungen einen Rückgang des Hausbrauens, das aber ebenso wie Hausbacken und -schlachten noch lange üblich blieb, herbeigeführt. Entsprechend den klösterlichen Brauanlagen entstanden vor allem gemeinschaftliche Anlagen wie in Dörfern, so in den Städten, namentlich seitens einzelner Genossenschaften. Weiter hob sich nun auch das Braugewerbe, besonders im 15. Jahrhundert; in Hamburg soll es 1371 schon 181 (?) Meister dieses Gewerbes gegeben haben. Daneben hat sich aus der Hausbrauerei ein Reihebrauen von Bürgern entwickelt, die wohl infolge besserer technischer Anlagen ein Braurecht sich erhalten hatten und dies nun durch Brauknechte oder auf ihre Rechnung arbeitende Brauer ausübten. Der Aufschwung des Brauwesens wurde vor allem auch durch den zunehmenden Bierhandel gefördert. Er entstand durch das Übergewicht des gehopften Bieres. Das alte niedergermanische Bier ist nach Al. Schulte wahrscheinlich in dem mittelalterlichen Bier des Nordwestens, dem Grutbier, zu erkennen. Es enthielt als Würze und zur Konservierung Gagelkraut, Porsch, Harz und anderes. Das Grutrecht, eines der mittelalterlichen Bannrechte, gewährte den

Städten eine für ihren ganzen Haushalt wesentliche Einnahme. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts begann das Hopfenbier in das Gebiet des Grutbieres einzudringen; jenes, das allein zum Versand geeignet war, bezog man aus dem östlichen Teil des Hansagebietes, der damit eine Biervorherrschaft im Nordwesten eroberte, braute es dann auch selbst. Der Bierhandel wurde von den norddeutschen Städten aus, von denen fast jede ihre eigene Sorte hatte, eifrig betrieben. Einzelne Städte produzierten bald berühmte Biere, namentlich Doppelbiere; so gab es schon im 13. Jahrhundert das Erfurter, weiter das Naumburger, Einbecker, Zerbster Bier, die Braunschweiger Mumme usw. Oft trugen diese Sorten scherzhafte Namen. Ein Verzeichnis findet sich z. B. in einer halb ernsten, halb launigen akademischen Rede von Erfurt aus dem Jahre 1516: „Von den Arten der Trunkenbolde und der Vermeidung der Bezechtheit (de generibus ebriosorum et ebrietate vitanda)", später in einer Schrift des Dr. Knaust vom Bierbrauen, auch bei Fischart. Bezeichnungen wie Biet den Kierl (Boitzenburg), Erfurter Schluntz, Magdeburger Filz sind sicher sehr populär gewesen. Ganz hat das Bier im Süden nicht gefehlt. Das Münchener „Bock"bier leitet sich von dem dorthin importierten Einbecker Bier her. Aus Nürnberg, in dessen Nähe viel Hopfen gebaut wurde, gibt es manche Brauordnung, der Rat hat auch einen städtischen Braubetrieb im 15. Jahrhundert versucht, und das Braugewerbe war dort sehr angesehen, überhaupt das Nürnberger Bier berühmt. Aber gleichwohl haben die reichen Kaufherren in Franken Bier auf ihren Tafeln mißachtet, während es in Norddeutschland manchen Fürsten labte. So sandte der Bischof von Brandenburg an Kurfürst Friedrich 1465 eine Tonne Zerbster Bieres mit der Bitte, er möge „up den avent darmede collacien (eine Kollation) halden". Der Konsum stieg namentlich wieder in Niedersachsen im 15. Jahrhundert immer mehr. Daß dieser Konsum auch bei der Masse seine Folgen hatte, behauptet eine naive Äußerung der Chronik Oldecops zu 1513: „in dussem sommer war de mumme to Brunswik alto stark: derhalven worden de borger under sik, ok bewilen gegen den rat, uprorich [aufrührerisch], keven [keiften] und haderden up der strate, ift [als ob] dat wiver [Weiber] weren."

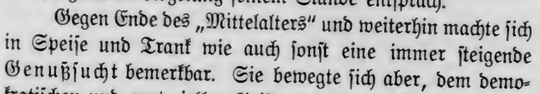
Die Rolle des Bieres spielte im Süden der durchaus nicht als Luxusgetränk geltende *Wein*. Denn von dem zum ländlichen Getränke gewordenen Met (vgl. Bd. I, S. 179) hört man nur gelegentlich noch als Spezialität, z. B. in Aachen. Auch der Obstwein wurde wesentlich auf dem Lande, besonders in Bayern und Sachsen, getrunken, während der anfangs nur als Arznei gebräuchliche Branntwein sich im 15. Jahrhundert nur langsam als Getränk verbreitete, zuerst anscheinend in Frankfurt am Main. Der Weinbau wurde wegen des sehr starken Konsums sehr intensiv betrieben und beeinträchtigte im Westen oft den Ackerbau, so daß z. B. der Frankfurter Rat 1501 gegen die Anlage neuer Weingärten einschritt. Der Weinbau hatte sich (vgl. Bd. I, S. 16) im Mittelalter auch den Osten erobert. Gubener Wein z. B. wurde viel im Norden und Osten gehandelt. Hauptartikel des immer stärkeren Weinhandels, der zur Bezeichnung mancher Straße als „Weinstraße" führte und ebenso wie der Bierhandel auch das Ausland, namentlich Skandinavien, versorgte, waren aber naturgemäß die rheinischen, die Mosel-, Franken- und Neckarweine. Diese guten Weine läßt selbst ein Italiener, Mocenigo, vor den italienischen gelten. Beliebt waren ferner der Tiroler (Bozener) und der Donauwein, aber immer stärker kamen auch über Venedig italienische und griechische Weine, Malvasier usw., ins Land, deren volkstümliche Bezeichnungen oft kaum den Ursprung erkennen lassen (Rainfal: Wein von Rivoli, Passauer: vinum Pucinum, von Bassano [?]). Der ebenfalls viel importierte Ungarwein hieß „osterwin". Der Weinhandel,



dessen Zentrum in Deutschland Ulm war — auch die Hanseaten befaßten sich damit, namentlich mit dem Rheinweinhandel —, wurde schon wegen der Abgaben und des Ungeldes (vgl. S. 75) streng beaufsichtigt. Letzteres wurde nicht nur von fremden, sondern in geringerem Betrage auch von einheimischen, überhaupt von in der Stadt ausgeschenkten Weinen erhoben. Weinfälscherei wurde aber früh betrieben, Verwässerung und Verschnitt wie Versetzung mit allerlei Ingredienzien, z. B. Weidasche. Trotz strengen Einschreitens der Städte, auch trotz aller Verbote von Reichs wegen (Weinordnung 1487; Reichstage zu Freiburg und Augsburg 1498 und 1500) blühte dies Gewerbe lustig weiter; die dichterische Satire nimmt die Pantscher oft aufs Korn. Der gewöhnliche Wein wurde im Lande gern als Most getrunken, überhaupt als junger, „firner" Wein, weil er sich nicht hielt. Man verbesserte ihn wegen seiner Minderwertigkeit ferner durch Einkochen, Versüßung und Würzung mit Kräutern (siehe auch die nebenstehende Abbildung), wobei, wie überhaupt bei der Bereitung aromatischer Tränke, zum Teil antike Traditionen nachwirkten. Lûtertranc nannte man solchen Wein nach der nötigen Klärung. Landwein wurde zur gewöhnlichen Mittags- und Abendmahlzeit und als Schlaftrunk, von den Tagelöhnern in Bayern z. B. zweimal täglich getrunken. Wein wurde auch oft als Belohnung den Arbeitern, Maurern usw. gereicht. Bei Verträgen, Käufen und dergleichen tranken die Beteiligten zur Besiegelung Wein (Weinkauf). Ebenso verhandelte man wie im fürstlichen Kollegium, so namentlich im städtischen Rate gern bei Wein, natürlich bei feinerem. Von der Stadt erhielt ferner jeder vornehmere Gast sein Quantum, das in genauer Regelung seinem Stande entsprach.



Weinwürzer. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505.



Gegen Ende des „Mittelalters" und weiterhin machte sich in Speise und Trank wie auch sonst eine immer steigende *Genußsucht* bemerkbar. Sie bewegte sich aber, dem demokratischen und materiellen Geiste der Zeit entsprechend, auch in den Städten *in bäuerischen, wenig feinen Formen*. Viel naiver als heute äußerte sich die Lebenslust. Ihre Ungebundenheit und derbe Frische verraten wohl die gesunde Kraft des Volkes, aber das Zuviel, das Rohe des quantitativen Luxus stößt uns doch ab. Wenn schon in niederen Kreisen zuweilen die gewöhnlichen Mahlzeiten allzu umfangreich waren, Butzbach z. B. aus Böhmen von durchschnittlich vier Gerichten des gemeinen Mannes zu Mittag oder Abend erzählt, wenn wir von recht erheblichen Ansprüchen der Lohnarbeiter hören, so war die Zahl der Gänge bei den Mahlzeiten der Patrizier und gar erst bei Festen, Hochzeiten, Taufen usw., weit höher. Das zeigen die Ordnungen, die der Genußsucht besonders im 16. und 17. Jahrhundert noch genug Spielraum lassen. Die Art der Gänge darf man freilich nicht mit der unsrigen vergleichen. Damals kam bei jedem „Gang" eine größere oder geringere Menge verschiedener Gerichte zugleich auf die Tafel, und nur von einigen oder einem nahm man. Bei Festen entsprach solcher Genußsucht die große Zahl der Gäste (vgl. S. 84). Auch im Mittelstande wurde bei solchen Gelegenheiten, z. B. bei der Hochzeit eines Augsburger Zinkenbläsers mit einer Bäckerstochter 1493, Unglaubliches konsumiert. Die Folge dieser Lust am Schwelgen war eine starke Vermehrung der *Festlichkeiten* (siehe die Abbildung S. 92). Neben den großen Familienfesten, den Hochzeiten, die

zu wahren Schwelgefesten (vgl. S. 84 f.) gestaltet wurden, gab es üppige private Gastungen („Eßmähler") mit vielen Gängen im 16. Jahrhundert immer häufiger. Für andere Feste sorgten aber die Korporationen, Zünfte, Gilden usw. Und der Rat ging mit gutem Beispiel voran. Nicht nur, daß man bei Beratungen auf Kosten der Stadt trank und kalt aß, man veranstaltete auch auf deren Kosten oder, wie in Frankfurt am Main, auf Grund einer besonderen Stiftung, die ein Privater für eine jährliche Kollation gemacht hatte, große Mahlzeiten, z. B. bei der jährlichen Bürgermeisterwahl, bei Ablieferung der Zinshühner von den Gütern, bei Übersendung von Wildbret seitens eines befreundeten Territorialherrn. Man hielt auch wohl einmal im Jahre eine solche Mahlzeit nur um ihrer selbst willen ab, wie in Frankfurt jeden Sommer in dem Garten eines Ratsherrn das Hirschessen, wofür ein Hirsch aus dem Hirschgraben herhalten mußte, und das immer luxuriöser wurde, oder wie das Gänseessen in Nördlingen. Dem Rate taten es die einzelnen Ämter nach, und die gesteigerte Üppigkeit ließ endlich doch auf Einschränkung dringen. Charakteristisch ist, daß man zuweilen einen besonderen Stadtkoch anstellte. Wie es in manchen Zünften herging, zeigt das in Weinsbergs Memoiren angeführte, von ihm gegebene Bannteressen. Es handelt sich übrigens um eine sogenannte Ritterzunft. Bei den Zünften, überhaupt bei den Korporationen, erklärt sich die Übertreibung leicht aus dem Wetteifer mit den Genossen.



Gasterei. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Am schlimmsten zeigte sich das Zuviel aber im Trinken. Das alte nationale Laster begann schon im 15. Jahrhundert gewaltig überhandzunehmen, insbesondere infolge der nun um sich greifenden Sitte des Zutrinkens. Das „Vollsaufen" wurde geradezu erstrebt. Die Ausländer waren darüber entsetzt. „Einst", schreibt Poggio einem Kardinal, „war das deutsche Volk kriegerisch; jetzt kämpfen sie statt mit Waffen mit Wein und Völlerei." Insbesondere taten sich die Niederdeutschen hervor. Johannes Boëmus verwundert sich über die Maßen, wieviel Bier von dem „unmäßigen Volk" der Sachsen „vertragen wird, wie sie sich gegenseitig zum Trinken zwingen und einladen: nicht ein Schwein, nicht ein Stier würde so viel herunterschlucken". Natürlich beschränkte sich das nicht auf die Städte. Von den beim Wormser Reichstag 1495 versammelten Edelleuten berichtet Zorns Chronik, daß sie sich „mit saufen ... ziemlich säuisch gehalten"; z. B. verschlangen vierundzwanzig von ihnen einmal rohe (?) Gänse und tranken dazu 174 Maß Wein. Um diese Zeit, nicht erst im 16. Jahrhundert, begann denn auch das Einschreiten der Obrigkeiten wie der Kirche: der Nürnberger Rat verbot das Zutrinken 1496, dasselbe taten die Reichstage von Worms, Freiburg, Frankfurt am Main und Augsburg 1495, 1496, 1498 und 1500, von Köln und Trier (1512), Augsburg



(1518), dasselbe die Synoden, so die von Bern 1492 (das „niederlaendisch [d. h. niederdeutsche, vgl. S. 92] lanzknechtisch, ja suewisch zuotrinken"). Der Geist des Trinkens zog jetzt auch, von Laune und Humor verklärt, in die volkstümlich gewordene Poesie, die ihn zur Minnezeit weit von sich gewiesen hatte (vgl. Bd. I, S. 349). Gehuldigt wurde dem Bacchus nicht so sehr, wie heute, in Wirtshäusern als in geschlossenen Trinkstuben. Die Geschlechter, die vornehmen Bürger hatten ihre Herrentrinkstuben mit teuren Weinen und feinen Speisen; in Frankfurt am Main gab es z. B. Stuben der Gesellschaften Frauenstein (früher „Zur goldenen Schmiede") und Limpurg, welch letztere auch Frauen hinzuzog und Tänze veranstaltete, worüber Bernhard Rorbach eine genaue Quelle ist. Die Zünfte kamen wieder in ihren Trinkstuben zusammen. In Frankfurt hatten selbst die Juden eine solche. Auch der Adel der Umgegend hatte in den Städten wohl seine „Ritter- oder Junkerstube".

Trotzdem gab es seit dem 13. Jahrhundert immer mehr öffentliche Schenken, Tavernen, „Weinhäuser" (siehe die nebenstehende Abbildung), zum Teil in Verbindung mit den zuerst aufkommenden und nur zur Beherbergung der Reisenden und fremder Gäste dienenden Gasthäusern. Auf gewisse Unterschiede der Bezeichnungen Schenke und Taverne sei hier nicht eingegangen. Die Gasthäuser, anfangs bei der allgemeinen Gastfreundschaft, namentlich der Klöster, überflüssig, waren mit dem steigenden Verkehr häufiger geworden, namentlich auch auf dem Lande, standen aber, wenigstens nach der bekannten abschreckenden Schilderung des Erasmus, als nicht gerade einladende Stätten den feineren französischen weit nach. Ganz elend waren die Herbergen für Fuhrleute und gewöhnliches Volk. Die Weinschenken kennzeichnete ein Sinnbild (der grüne Kranz, der schon aus dem alten Rom stammt, oder der Maibusch, der in einem Wasserkübel vor dem Hause stand, der Faßreifen, die Kanne), und aus diesem entwickelten sich ihre Bezeichnungen. Die Wirtshäuser erhielten sonst ihre Namen wie andere Häuser; immerhin führten sie auch besondere beziehungsvolle, oft scherzhafte Namen, z. B. „zum letzten Heller". Anderseits pflanzen die Wirts- und besonders die Gasthausnamen die Hausnamensitte (vgl. S. 40 f.) noch nach deren Absterben fort und finden sich später auch dort, wo jene nicht eingedrungen war. Die Gasthäuser heißen z. B. nach den vorzugsweise in ihnen absteigenden Landsleuten (Hamburger Hof) oder nach dem Wappen eines besonders vornehmen Herrn, der dort eingekehrt war. Die Herren pflegten nämlich in solchen Herbergen ihre Wappen auszuhängen: diese blieben bei der Abreise zurück, eine große Zahl derselben war der Stolz des Wirtes. Wein- und Bierschenken gab es in Menge, in Erfurt z. B. angeblich um 1300 fast in jeder Straße schon fünf bis sechs. Volk genug, das nicht in die Trinkstuben gehörte, Knechte, fahrende Schüler und dergleichen, war ja vorhanden. Spiel, Gesang, Tanz, Lärm, Streit und Schlägerei waren in den Schenken hergebracht. Hier schwelgte auch der Tagelöhner, freilich wohl nur an Sonn- und Festtagen, wo er nach Agricola bei Wein, Bier und Spiel seinen Wochenlohn — wie oft noch heute — fast ganz ausgab. Der starke Wirtshausbesuch, verbunden mit kärglicher Lebensweise daheim, wird von einem Venezianer im 16. Jahrhundert für den Niederrhein hervorgehoben. Im allgemeinen hat eben erst das



Schenke. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkranz Marie", Nürnberg 1505.

Wirtshaus das Trinken des kleinen Mannes, der im ganzen freilich auch später noch, von Festtagen abgesehen, enthaltsamer lebte, gefördert. Die fürsorgende Obrigkeit sah aber bald auf strenge Innehaltung einer Polizeistunde, die eine Glocke ankündigte, und die im Verhältnis zu der das Nachtleben liebenden Gegenwart recht früh war (8 Uhr im Winter). Übrigens wurden die Wirte nicht minder bezüglich der Maße und der Qualität der Getränke scharf beaufsichtigt.

Das Grob-Quantitative des Genusses hängt nun auch mit jenem, zunächst aus dem rasch gesteigerten materiellen Wohlstand zu erklärenden Hange der Zeit zum Luxus zusammen. Wir haben ihn bereits bei den Hochzeiten und Taufen (S. 84 f., 87) kennen gelernt, ebenso die Versuche der Obrigkeit, ihm durch Ordnungen zu steuern. Obgleich diese seit dem 13. und 14. Jahrhundert erlassen wurden und sich im 16. geradezu häuften, war der Erfolg gleich Null, zumal die Obrigkeit sich oft selbst nicht an sie kehrte. Ebenso geringen Erfolg hatten die im 15. Jahrhundert immer schärfer auftretenden Sittenprediger und Satiriker, auf deren Betreiben zuweilen wohl die Erneuerung einer Ordnung zurückgehen mochte. Aber der Luxus behielt durchaus einen derben, unfeinen Charakter: es war der Luxus des reichen Emporkömmlings, der nur die Völlerei und die Überladung kannte. Das zeigte sich in höchst grotesker Weise namentlich im Kleiderluxus (siehe die obenstehende Abbildung). Bedingt durch die Fülle der immer stärker eingeführten fremden kostbaren Stoffe, war er das Mittel, den erworbenen Reichtum äußerlich ständig zu zeigen, und die Eitelkeit wie die allgemeine Üppigkeit trieben wieder die weniger Wohlhabenden, den Reichen nachzutun. Man durchbrach auch die damals so scharfen ständischen Unterschiede der Kleidung und ging in den Stoffen einher, die die vornehmen Klassen, übrigens wieder mit Differenzierungen, kennzeichneten. „Wenn man die Stendt nit me in der Cleidunge unterscheiden kan“, lamentierte daher Geiler, „das ist ein bös Anzeichen!“ Solche Erwägung war auch ein Hauptmotiv der von den Landesherren schon früher (vgl. Bd. I, S. 397) erlassenen und damals namentlich die Bauern, freilich vergeblich, einengenden Kleiderordnungen. Die jetzigen fürstlichen Ordnungen — sehr eingehend ist unter diesen die des Kurfürsten Ernst von Sachsen 1482 — wollten vor allem das Selbstbewußtsein der Städter herabdrücken, was ihnen indes nicht gelang. Die von den Obrigkeiten der Städte selbst ausgehenden Ordnungen aber wollten



Kleiderluxus. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.



mehr dem wirtschaftlichen Ruin der Bürger wehren und in sittlicher Beziehung die Hoffart bekämpfen. Jene Wahrung der ständischen Unterschiede war dann namentlich auch das Ziel der Reichskleiderordnungen, die den städtischen und den landesherrlichen folgten (Reichstage zu Lindau, Freiburg, Augsburg 1497, 1498, 1500). Hier wurden den Bauern, Handwerkern, Bürgern usw. bestimmte Stoffe und Schmucksachen, den Bewohnern der Dörfer und kleinen Städte gelegentlich überhaupt ausländisches Tuch verboten. Nichtritterliche Adlige sollten nicht Gold und Perlen verwenden, Ritter kein Brokat usw. Indessen die reichen anspruchsvollen Bürger haben sich um die Ordnungen nicht gekümmert, Perlen an Hut und Wams, silber- und goldgestickte Kleidung, goldene Ringe, übermäßig viel Pelzwerk usw. getragen. Den früh im Pelzwerk entfalteten Prunk (vgl. Bd. I, S. 182, 341) setzte die städtische Gesellschaft in noch höherem Grade fort. Man muß dabei die Masse des damals noch zur Verfügung stehenden Pelzwerks einerseits, den hohen Wert feineren Tuches anderseits bedenken, der dieses oft kostspieliger als Pelzwerk machte. Mit der Renaissance wird der Pelz mehr und mehr zur bloßen Verbrämung benutzt, und mit der französischen Hofkultur des 17. Jahrhunderts und weiter im Rokoko tritt die Pelztracht fast ganz zurück. Im Kleiderluxus spielten im Mittelalter die Männer im übrigen eine größere Rolle als heute. Aber die Frauen standen auch damals nicht zurück, und manche Frau trug nach Geiler für 300 bis 400 Gulden (bei damaligem Geldwerte!) Stoff und Schmuck an ihrem Leibe. Die Frauen leisteten auch etwas in der Überladung mit Stoff. Natürlich führte die Sucht, den Reichtum zu zeigen, vor allem zur Beschaffung vieler Kleider (in Regensburg durften 1485 die Frauen noch 18 Röcke und Mäntel haben), damit man immer wechseln konnte.

Es ergab sich überhaupt ein Bestreben, aufzufallen, und dieses beeinflußte auch die Formen der Kleidung. Es entstand damals erst recht eigentlich das, was man Mode nennt. Sie überschlug sich auch sogleich und wurde lächerlich, närrisch. Freilich wirkte hier wesentlich das fremde Vorbild mit, denn in den romanischen Ländern und den Niederlanden herrschten solche Auswüchse zuerst. Insbesondere ist ein abermals einsetzender starker französischer Einfluß zu konstatieren. Aus Frankreich kam jene vielleicht nicht ursprünglich französische enge Tracht, welche die morgenländischen weiten Gewänder der Vornehmen verdrängte und besonders auch auf die Sinnlichkeit wirkte. Ihre Anfänge machten sich schon in der höfischen Zeit (vgl. Bd. I, S. 342) bemerkbar. Sie war dann von Frankreich um 1320 zuerst nach Böhmen — dies damals wichtige kulturelle Vermittelungsgebiet (vgl. auch S. 58) wird uns noch häufiger begegnen —, weiter nach Österreich, um 1330 auch an den Rhein und anderswohin, freilich immer zögernd und nie ganz sklavisch nachgeahmt, gedrungen. Die Röcke der vornehmen Männer wurden immer enger und kürzer, schließlich im 15. Jahrhundert bei den Gecken zur engen Jacke, behielten aber neben engen auch weite und lange, zuweilen fast bis zur Erde wallende oder zerschnittene, gepuffte Ärmel. Die Enge des Rockes, den man kaum mehr über den Kopf anziehen konnte, führte schließlich zum Aufschneiden des vorderen Teiles, zur Anbringung von Knopflöchern und Knöpfen, also zur Grundform des noch heute üblichen Rockes. Anderseits wurden die Knöpfe aber auch auf der Rückenseite angebracht. Ebenso eng wurden schon früher (vgl. Bd. I, S. 342) die Beine umhüllt, die nun in ihrer ganzen Länge hervortraten, was wegen der Sichtbarkeit von Oberschenkel und Gesäß der Zeit höchst unsittlich erschien („Hinten bloß und vor verschamt“). Dabei ist zu bedenken, daß die Hosen aus der „Bruch“ (vgl. Bd. I, S. 342) und den an diese heranreichenden, jedoch nicht immer mit ihr verbundenen Strumpfhosen bestanden. Im 14. Jahrhundert wurden diese langen Beine

gewissermaßen noch durch jene Schnabelschuhe (vgl. Bd. I, S. 182, 342) närrisch verlängert. Zum Jahre 1480 berichtet aber Stolles Chronik: „Da vergingen die langen Schnäbel an den Männerschuhen: danach gingen aus die breiten Schuh, genannt Kuhmäuler.“ Um die Mitte des 15. Jahrhunderts trat dann neben der fortdauernden französischen Mode der Einfluß der entwickelten burgundischen Kultur hervor. In Burgund bildete sich jenes auf Frankreich und dann auf Deutschland wirkende Hofideal aus, von dem wir später hören werden, hier ein früh bewunderter Prunk der Hofhaltung, hier ein feines höfisches Zeremoniell, hier eine reiche Staatstracht. Ihr Charakteristikum sind unter anderem die schweren, glänzenden Brokatstoffe: sie verbreiteten sich rasch unter den vornehmen und reichen Leuten.

Wieder dem lockeren, wenn auch nicht frivolen Zug der Zeit angemessen war die weibliche, ebenfalls seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von Frankreich beeinflußte Tracht. Die Kleider (Unter- und Oberkleid) lagen am Oberkörper mittels Schnürung eng an, waren dabei tief ausgeschnitten und erweiterten sich nach unten in einer immer längeren Schleppe, deren Tragen später in dem burgundischen Hofzeremoniell eine besondere Behandlung erfuhr. Der Gürtel rückte nach oben und drängte den Busen hinauf, dessen Formen man aber auch durch Ausstopfung vortäuschte. Dieser dekolletierten Tracht, die schon einmal aus Frankreich gekommen, aber im 13. Jahrhundert wieder verdrängt worden war, schrieben die Sittenprediger eine Anreizung zur Unzüchtigkeit zu. Vielfach aber bedeckte Hals und Busen ein feines Hemd. Eine für die Folgezeit wichtige Änderung trat etwa zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Trennung des Leibchens von dem Rock ein. Die Frauen wurden übrigens erst allmählich in ihrer Tracht luxuriöser. Der Kopfputz freilich wurde immer toller — man spottete damals selbst z. B. über die (ursprünglich burgundische) doppelhörnige Kopftracht —, aus dem Schleier (vgl. Bd. I, S. 341) wurden die mannigfachsten Putzformen gemacht, auch kam neben der Haube das Barett auf — das männliche Barett ist wesentlich auf die gelehrten Kreise als ein Abzeichen ihres Standes beschränkt geblieben. Im ganzen erregte die Frauentracht nicht vor dem 15. Jahrhundert eine schärfere Kritik.

Allmählich wurde die Tracht (siehe die Abbildung S. 97) immer bunter und toller, ein Zeichen der Eitelkeit und der stärkeren Sucht nach Neuem, anderseits der Exzentrizität der Zeit, die einen narrenhaften Zug annahm. Wieder waren die Männer nach Geiler „noch nerrischer als die wiber“. Die Hauptsache war Verbannung des Einfachen, Bewunderung alles Auffallenden; jede närrische Neuheit schlug durch, und die älteren Leute wurden schon damals sehr schnell „ganz altfrenkisch“. Es kann hier nicht der fortwährende unerquickliche Wechsel der Mode seit dem 14. Jahrhundert, wie ihn z. B. die Limburger Chronik getreulich verfolgt, geschildert werden. Die modische Narrheit zeigte sich auch in der Kopfkapuze, der einst volkstümlichen, nun fein gewordenen bunten und schwanzförmigen „Gugel“ der Männer, ferner in ihren ungeheuren Hüten und Kappen oder ihren seltsamen turbanartigen Kopfbinden, in den wunderlich geformten, ungeheuren Hauben und jenem Schleierkopfputz der Frauen, in dem freilich viel älteren Schellenbehang fast aller Kleidungsstücke, des Gürtels usw. (vgl. Bd. I, S. 341), in den „Zaddeln“, die man in die Ränder und Säume der Kleider schnitt, in dem ursprünglich französischen langen Schleppmantel, dem „Taphart“, oder anderen auffallend gearteten Überwürfen, der französischen Heuke, dem Glockenmantel usw. Im 15. Jahrhundert ging man in der Regel „zerhackt, kurz und verbrämt“ einher, wobei man oft die einzelnen Teile des Gewandes aus verschiedenfarbigen Stoffen herstellte, was aber schon früh, namentlich bei der Beinbekleidung, vorkam. Man



stickte auch andersfarbige Figuren (nach Butzbachs Chronik: Wolken, Blitze, Sterne, Würfel, Brillen, verschlungene Hände und anderes), sogar Buchstaben auf das Gewand. Die zunächst den Vornehmen kennzeichnende Farbenfreude — kleinen Leuten gebührten unscheinbare Farben — war übrigens schon seit dem 13. Jahrhundert gestiegen, und selbst die Bauern hatten das Grau ihres Standes oft genug verschmäht (vgl. Bd. I, S. 351, 396 f.). Bei der Farbe der Kleider und vor allem der Zusammenstellung verschiedener Farben spielte auch die Farbensymbolik eine immer größere Rolle, als Liebessprache wie überhaupt als Ausdruck der Empfindung und Gemütsstimmung. Anderseits respektierte man bald nicht mehr die



Trachten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mair von Landshut, „Unverhofft naht der Tod“ (1499), nach dem Exemplar des k. k. Kupferstichkabinetts in Wien. Vgl. Text S. 96.

Eigentümlichkeiten der Geschlechter: die Frauen gingen nach Geiler „wie die Man“ einher, mit auf die Schultern herabhängendem Haar und Hahnenfederbaretts, und die Männer mit gekräuseltem Haar („gekruselt mit eierklar“ [Eiweiß]), selbst zuweilen mit Zöpfen, mit gestickten Hauben oder mit ausgeschnittenem Wams — man wollte wie beim Zerhacken der Kleidung das feine Hemd sehen lassen —, auch mit bloßem Hals und bloßen Schultern, oft sogar geschnürt. Schon beim modischen Ritter haben wir solche feminine Haltung (Bd. I, S. 335, 341) beobachtet. Die „Narrheiten der städtischen Modegecken“, die Murner „Fantasten“ nennt, — selbst die Schuhe wurden „zerhauen und zerschnitten“ — haben nun naturgemäß auf die nichtstädtischen Schichten ebenfalls gewirkt, wie der Kleiderluxus der Städter überhaupt. Manche Adlige verboten freilich ihren Angehörigen solchen Prunk als „des adels unwürdig“ und „den kaufwuchern“ zu überlassen, und Fürsten und Adelsgenossenschaften haben durch Verbote z. B. den prächtigen Kleidungen namentlich

der Frauen bei den Turnieren entgegengewirkt: aber es war doch menschlich, daß man sich von dem verhaßten Städter nicht übertrumpfen lassen wollte. „Sie wollen prunken, als die richen Kaufleute in den Stedten tun, den sy es ehedem in Eren vorausgethan, und wollen nit lyden, das die Frauen und Tochter der Kaufherren besser und costlicher gecleidet sind dan ihre Frauen und Tochter.“ Der so schreibt, macht diesen Prunk mit Recht für die wachsende Verschuldung der Edelleute verantwortlich. Aber auch die Bauern taten es den Städtern und den Edelleuten nach. Die „cristlich ermanung“ klagt über die „costbaren Stoffe“ und „nerrischen“ Moden selbst der Landleute, und Brant geißelt diese ebenfalls deswegen: „die buren tragen siden kleit und gulden ketten an dem leib“. Immerhin ist die untere Masse, obgleich auch sie lebhafte Farben liebte, natürlich einfacher einhergegangen; überhaupt hat an den Auswüchsen der Mode, wie namentlich die Trachtendarstellung in den erhaltenen Werken der Plastik und Malerei zeigt, immer nur ein Teil der Deutschen Gefallen gefunden, von der Bewahrung der so wichtigen lokalen Besonderheiten ganz abgesehen. Johannes Boëmus meint sogar, daß an Werktagen fast alle Deutschen mit einfacher Kost und Kleidung zufrieden seien. Nach de Beatis wären die Frauen im 16. Jahrhundert meist in ganz bescheidene Stoffe gekleidet gewesen. Niedere Frauen gingen in der Regel barfuß.



Bild zu Hans Sachs, „Ein Tischzucht“. Nürnberger fliegendes Blatt des 16. Jahrhunderts, nach dem Exemplar des königl. Kupferstichkabinetts in Berlin. Vgl. Text S. 99.

---

Alle bisher besprochenen Züge verraten eine gesellschaftliche Rückständigkeit: die halbbarbarische Art ist nur durch den materiellen Wohlstand verbrämt. Die Leidenschaftlichkeit und der naive Egoismus bedürfen noch fortwährend strenger gesellschaftlicher Regeln, die der freieren Bildung zuwider sind. Daher die große Wichtigkeit der Zeremonien, überhaupt der vielen konventionellen Formen, die schon seit langem den ganzen menschlichen Verkehr beherrschten. Für die notwendige gesellschaftliche Erziehung wirkte die höfische Kultur wesentlich nur bei den eigentlich höfischen Kreisen nach. Dem Bürger, aber auch entarteten Rittern, mußten erst wieder die Elemente beigebracht werden. Bezeichnend ist dabei, daß man sich um die Frauen in den Anstandslehren kaum noch bekümmerte. Bei



der Wichtigkeit der materiellen Geselligkeit bildeten sich als Hauptstück der bürgerlichen Anstandslehre die Tischzuchten (siehe die Abbildung S. 98) aus, die zum Teil an höfische Lehrschriften anknüpfen, aber sich auch sehr erweitern und vielfach auf die eine erhebliche Besserung fordernden Sitten bei Tisch ein böses Licht werfen. Doch machen sich in den Tischzuchten gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch höhere Elemente geltend. Für die Erziehung der Kinder zu guten Manieren ferner werden alte Anweisungen wieder aufgefrischt sowie fremde Einflüsse verwertet. Feineren Charakter trägt dann die zunächst für einen Prinzen geschriebene Schrift des Erasmus „über die Erziehung der Knaben zur Höflichkeit“ („De civilitate morum puerilium“), die aber doch, entsprechend dem jetzigen Einfluß des Bürgers auch in gesellschaftlicher Beziehung, bürgerliche Züge aufweist und vor allem weitere Gebiete des Lebens umfaßt. Das ausgebildete Genossenschaftswesen der Zeit sodann hat der sich wohl sehr handgreiflich zeigenden Notwendigkeit gesellschaftlicher Erziehung der Zunftgenossen usw. durch manche Regel Rechnung getragen.

Solcher Stufe entspricht jener materielle wie der Massencharakter der Geselligkeit. Eine feinere häusliche Geselligkeit war damals unmöglich. Dagegen bildete sich später eine private Geselligkeit mit sehr materiellem Einschlag (vgl. S. 92) aus, auch über die (S. 85, 87) erwähnten „Höfe“ zu Ehren eines jungen Paares oder einer Wöchnerin hinaus. Man sagte sich sogar, wie der in dieser Beziehung sehr lehrreiche Briefwechsel zwischen Balthasar und Magdalena Paumgartner zeigt, zum Essen an usf. Auch im bürgerlichen Hause waren aber wie in der Burg noch oft die Räume eng und beschränkt, so daß man, wie es schon die höfische Gesellschaft liebte, Gastereien gern im Freien abhielt. So berichtet Magdalena Paumgartner ihrem Gatten von „des Paulus Pehems Gastung im Garten“, bei der die Tafel „in der neuen Laube im hinteren Garten“ hergerichtet war. In den (S. 45) erwähnten Lustgärten der Patrizier zu Nürnberg und Augsburg huldigte man besonders gern jener materiellen Geselligkeit. Große Freunde üppiger Feste in ihren Gärten waren auch die Frankfurter Patrizier. Die Gesellschaft Alt-Limpurg veranstaltete z. B. am dritten Tage nach einer Hochzeit in ihrem Kreise eine Gartenfahrt; allzu große Üppigkeit führte schon 1576 zur Abstellung des Brauches. Die Verbreitung solcher Gartengesellschaften in Deutschland, bei denen auch Musik und Gesang, Spiel und Tanz die Teilnehmer vergnügten, bestätigt Frey durch seine „Gartengesellschaft“ betitelte Schwanksammlung (1556). Die großen Familienfeste (Hochzeiten usw.) sodann waren meist Massenfeste. Ebenso dienten die Trinkstuben nur der groben Massengeselligkeit. Deren Hauptform waren aber die öffentlichen Feste, von denen wir später (S. 123) hören werden. Einen wahren Kultus als Festzeit erfuhr in den Städten die Fastnacht, deren Freuden aber auch die Fürstenhöfe und Adelssitze schätzten. Von der Fastnacht sind die Privatbriefe aus bürgerlichen Kreisen voll: man gab sich ihren Lustbarkeiten so allgemein hin, daß die Städte in dieser Zeit besondere Maßregeln für die äußere Sicherheit trafen. Man setzte die Vergnügungen bis in die Fastenzeit selbst fort, was schließlich verboten wurde. An diesen Tagen ließ man aber auch vornehmlich der alten Lust zu Mummereien und Aufzügen freien Lauf. Dem Frankfurter Verbot, daß man sich „unter den Augen“ nicht „vermachen“ solle, ward hinzugefügt: „wird nit gehalten zu Fastnacht“. Öffentliche Kritik und gesellschaftliche Satire mischten sich in diese frohe Laune leicht hinein: in Stockach hielt man z. B. ein Narrengericht.

Dieser Zug trat besonders in den Fastnachtsspielen hervor, die dem Ganzen eine höhere kulturgeschichtliche Bedeutung verliehen haben und für die Entwickelung eines weltlichen

Schauspiels wichtig wurden. Doch ist vor dieser diejenige des **geistlichen** Schauspiels zu betrachten. Diese geistlichen Schauspiele, anscheinend seit dem 10. Jahrhundert aus der kirchlichen Liturgie erwachsen, indem man die Evangelien der hohen Festtage, insbesondere des Osterfestes, zum Wechselgesang herrichtete, im 12. Jahrhundert schon wirkliche dramatische Spiele, dienten demselben Zweck religiöser Belehrung wie die Malereien und Bildwerke in den Kirchen, waren aber durch das lebendige Wort und die agierenden Menschen weit eindrucksvoller. Ein bekanntes Beispiel aus späterer Zeit erzählt Johann Rothes Chronik von dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen, den ein 1322 zu Eisenach aufgeführtes Osterspiel dermaßen erregte, daß ihn bald darauf der Schlag traf. Dieses geistliche Schauspiel erweiterte sich nun einerseits stofflich nach der Seite der gesamten christlichen Geschichte, anderseits kamen weltliche, volkstümliche Elemente hinein, vor allem in das Weihnachts- und Dreikönigsspiel, so daß kirchliche Eiferer Anstoß daran nahmen und die Spiele nicht mehr in der Kirche selbst abgehalten wurden, sondern auf den Kirchhöfen, in einer benachbarten Stiftsschule usw. In der Hand der Scholaren wurde das Schauspiel weiter verweltlicht. Überdies wurde der mit jener Mündigwerdung der Volkssprache (vgl. Bd. I, S. 381 ff.) zusammenhängende Schritt zur Anwendung des Deutschen statt des Lateinischen getan, sehr allmählich, zum Teil schon im 13. Jahrhundert, und anfangs (wie im Brief und in der Urkunde) noch unter gleichzeitiger Anwendung des Lateinischen: so wurde es möglich, daß nunmehr der derb-behagliche volkstümliche Geist des ausgehenden Mittelalters sich auch im geistlichen Schauspiel voll ausgeben konnte. Jetzt bemächtigten sich ferner die Spielleute der Ausgestaltung der Spiele, überhaupt Laien, vor allem aus Bürgerkreisen. Zugleich wurden die Aufführungen zu immer größeren, die ganze Stadt aufregenden und beschäftigenden Aktionen; das Volk wurde anderseits nicht mehr nur ergriffen, sondern konnte auch seine Lachlust befriedigen, etwa über die rumorenden Höllenbewohner. Gerade die lustigen und derben Szenen und Einlagen, die sich eingebürgert hatten, wirkten häufig am meisten.

Solche komischen Bestandteile sind nun sicherlich durch gewisse ältere Arten von weltlichen dramatischen Vorführungen und Possen hervorgerufen worden. Diese Anfänge eines **weltlichen** Schauspiels gehen zum Teil auf die (S. 99) erwähnten, vielleicht aus heidnischer Zeit stammenden Aufzüge und Mummereien zurück, die sich nun vor allem an die Tage vor Eintritt der Fastenzeit hefteten, nicht ohne Zusammenhang mit alten Frühlingsfeiern. Zum Teil wurden bei diesen Umzügen und Vorstellungen bereits dramatische Szenen vorgeführt. Ferner trugen die Spielleute schon längere Zeit gern Einzelreden oder Gespräche vorwiegend schwankartigen Charakters vor, die sich zu dramatischen Szenen auswuchsen. Mit dem frischen Volksleben der Zeit stieg überhaupt die Neigung zur Dramatisierung von Stoffen aus dem Leben selbst wie von älteren literarischen Stoffen, zumal wenn diese schon in Gesprächsform überliefert waren. Dabei wirkte sicherlich wieder das geistliche Schauspiel anregend, auch stofflich. So entstanden weltliche Schauspiele, jene Fastnachtsspiele, literarisch ohne hohe Bedeutung, aber echte Zeugnisse des volkstümlichen Geistes und Geschmackes. Ihre Verfasser und die Aufführenden waren natürlich Laien; neben den Stadtschülern agierten besonders zahlreich die Handwerker. In dem von Nürnberg mehrfach beeinflußten Eger verehrte der Rat 1443 den Goldschmiedegesellen zehn Groschen Trinkgeld für ein Fastnachtsspiel. Verfasser kennen wir nur aus Nürnberg, so Hans Folz und Hans Rosenplüt. An vielen Orten blieb man bei den ernsten Spielen, zu denen noch das Fronleichnamsspiel hinzugekommen war. Im späteren 16. Jahrhundert wurden z. B.



in Frankfurt am Main von den Buchdruckern „Die zehn Lebensalter“, von den Schustern „Der Verlorene Sohn“ und „Das Jüngste Gericht“ gespielt. Die Aufführung, bei den großen, die ganze Geschichte Jesu begreifenden Spielen oft über mehrere Tage ausgedehnt und von vielen Leuten, zum Teil unter Führung geistlicher Brüderschaften, unternommen, ging wohl meist auf dem Markt vor sich, unter großem Zulauf auch des Landvolkes und heiterem Gedränge in den Straßen und Trinkstuben.

Feste des Adels waren die **Turniere**, aber die Städte waren doch oft der Schauplatz. Wie früher wollten die reichen Bürger es dem Adel überdies gleichtun (Magdeburger Gral; vgl. Bd. I, S. 405). Ein Vorgehen z. B. des Nürnberger Rates im Jahre 1362 gegen die Beteiligung von Bürgern am Turnier hat wenig geholfen: gerade in Nürnberg fand 1446 ein berühmtes Gesellenstechen der vornehmen Bürger statt, von dem Beschreibungen umliefen, und dessen bildliche Darstellung in Volckamers Haus in Kopien noch im 16. Jahrhundert verbreitet wurde. 1471 fand ein solches Stechen in Frankfurt am Main statt. Der Adel war aber darüber ergrimmt: den exklusiven Charakter solcher Feste betonte er 1481 durch die Ausschließung der bürgerlichen Patrizier von dem Heidelberger Turnier ausdrücklich.



Ballwerfen. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Die Bürger fanden in einem anderen Waffenspiel Ersatz, dessen Bedeutung wohl mit der aufsteigenden Entwickelung des Fußvolkes (vgl. S. 132 ff.) zusammenhängt, in dem **Schützenfest**. Übrigens pflegte das Volk die alten Spiele und körperlichen Übungen, Speerwerfen, Steinstoßen usw. (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 102), auf dem Anger, der Spielwiese, im Rosengarten usw. namentlich an Feiertagen noch gern, in Nürnberg z. B. auf der Hallerwiese, in Basel auf dem Petersplatz, in Magdeburg auf dem Marsch auf der Elbinsel usw. Hier wurde freilich neben „allerlei kurzweiligen Spielen“ vor allem dem Tanz gehuldigt. Die von den Bürgern in der Stadtmark betriebene Jagd konnte anderseits von dem Adel nur belächelt werden. Auch wurden damals schon die Sonntagsjäger verspottet. Recht wenig vornehm war das sehr beliebte und oft zum Fest gestaltete Vogelfangen am Vogelherd. Das Schützenfest nun war wie das Turnier aus einer Waffenübung zum Waffenfest geworden. Im Zusammenhange mit der städtischen, nunmehr meist auf Quartiereinteilung unter Viertelsmeistern gegründeten Wehrverfassung, aber nicht immer in völliger Abhängigkeit von der städtischen Obrigkeit, von dieser jedoch im

Interesse der Wehrkraft stets gefördert, bildeten sich im Laufe des 14. Jahrhunderts Genossenschaften von Schützen, um sich in der Handhabung ihrer Hauptwaffe, der Armbrust, die in ihren verschiedenen Arten den älteren mächtigen Bogen im 14. Jahrhundert verdrängte, zu üben. Sie waren um 1400 im Süden überall verbreitet, entwickelten sich aber auch im Norden im 15. Jahrhundert immer großartiger. Nach dem Schutzpatron hießen sie zum Teil auch „Sebastianusbruderschaften". Jenem Magdeburger Turnier der Geschlechter



Ringen und andere körperliche Übungen. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text S. 101.

folgte hundert Jahre später, 1387, ein Schützenfest der zünftigen Handwerker, bei dem der Preis freilich noch, wie damals, ein Maidlein war. Bei den Übungen, die meist im Stadtgraben stattfanden, gab die Stadt Schießwein, später Schießgeld; Gelage und Umzüge waren von vornherein im Schwange. Die behördliche Leitung wurde bald verstärkt, als nach dem Aufkommen der Feuerwaffen sich Büchsenschützengesellschaften bildeten, die, wenigstens zu Anfang, die Büchsen vom Rat erhielten. Auch die Kleidung — anfangs gingen die Schützen in Kriegsrüstung, später in besonderen Mänteln usw. einher — ward zuweilen geliefert. Die Schützen versahen dafür Sicherheits- und Ehrendienste, die über die allgemeine Wehrpflicht der Bürger hinausreichten (z. B. als Gefolge des Rates). Aber im ganzen ging die



Richtung auf größere Freiheit wie auf Umwandlung der Übungen in Feste und Wettschießen um Gewinne. An Stelle der mehr technischen, ursprünglich städtischen Beamten, des Armbrusters und des Büchsenmeisters, traten eigene Schützenmeister. Auf den Schießfesten spielten im Süden, namentlich in der Schweiz, die Büchsen bald eine große Rolle (Zürich 1472 nur Büchsen), wie überhaupt die Zahl der Büchsenschützen rasch überwog; aber die Armbrust blieb lange das feinere. Die großen festlichen Schießen mit Geschützen, wie ein solches einmal in Nürnberg stattfand, haben mit den Schützenfesten nichts zu tun. Geschossen wurde ursprünglich wohl auf einen lebendigen, dann auf einen künstlichen, oft prächtig ausgestatteten, silbernen oder vergoldeten Vogel (Adler, „Papagei"): das „Vogelschießen" hat sich z. B. in Thüringen bis heute gehalten. Wo aber (seit dem 15. Jahrhundert) Schießscheiben waren, bildete sich für sie später ein großer Bau aus. Überhaupt zeigte der zunehmende Luxus bald seinen Einfluß, so in den Gewinnen. Ursprünglich gab es den alten natürlichen Ehrenpreis, den Kranz, dann Gewinne in natura (zunächst kleine, wie Gänse, nachher namentlich einen Ochsen, ein Pferd), weiter die wegen ihres Wertes vielbegehrten Tuchstoffe, dann aber immer häufiger Geld, später besonders geprägte Münzen, und Kostbarkeiten (1458 in Nürnberg z. B. vergoldete Becher, Halsbänder, Schalen, Ringe), kurz „cleinet (oder „gaben") und obenteuer", wie man insbesondere solche Preise nannte. Wer den ersten Preis davontrug, wurde „König"; ihn zierte die prächtige Ehrenkette. War ein besonders großes Freischießen geplant, so ergingen von der Stadt oder der Genossenschaft in andere, oft ferne Städte Einladungsschreiben, die auch die Preise aufzählten und die genauen Schießbedingungen enthielten; ihnen folgten immer zahlreichere Schießgesellen, oft auf Kosten ihrer Stadt, was dann wieder zur Beschränkung der Einladungen führte. Die Zahl der Schützen betrug, wie 1506 in Hildesheim, oft über 1000.

Für den bei den Festen nie fehlenden Humor sorgten der oder (bei großen Schießen) die Pritschmeister, die, Herold und Narr in einer Person, als Ausrufer dienten, das Volk amüsierten oder verspotteten, schlechte Schützen verhöhnten, aber auch mit ihren Pritschen die nötige Ordnung aufrechthielten. Buden, Würfel- wie Schaubuden, boten früh Unterhaltung, und wie zu jedem größeren Feste strömte viel fahrendes Volk, um seine Künste zu zeigen, zusammen. Kurz sei hierbei erwähnt, daß es an „staunenerregenden" Produktionen von Gauklern und Akrobaten, namentlich Seiltänzern, Springern, Schwertschluckern usw. (vgl. schon Bd. I, S. 412), nach den Städtechroniken auch sonst nicht fehlte, daß man aber damals noch wenig Besonderes, etwa wilde Tiere aus fremden Ländern, sehen konnte (1443, 1480, 1483 erschien in Frankfurt am Main ein Elefant). Häufiger wurden Mißgeburten oder Geringeres, ein „Schwein mit Stacheln", tanzende Schlangen, lachende Vögel, vorgeführt. Trotz der Schaulust des Volkes fanden die Fahrenden beim Rate nicht immer Entgegenkommen. Indessen berichtet z. B. die Chronik des Dietrich Westhoff gelegentlich des Auftretens von „Kunsteners" 1546 in Dortmund: „Dit hebben angeschouwet de herrn burgermester und raet der stat Dortmunde und vel 1000 menschen, junkhern, jungfern, burger und burgerschen (Bürgerinnen), und ider moste geven 2 ₰."

Schon im 15. Jahrhundert spielte bei den Schützenfesten der aus Italien eingedrungene Glückshafen, eine große Lotterie, die man auch in der Einladung (z. B. Gemünd 1480, mit allem Detail Straßburg 1473) erwähnte, eine später immer bedenklichere Rolle und zog namentlich die Frauen an. 1470 gab es in Augsburg auf 36000 Zettel à 8 Pfennig 22 Gewinne (Tuche, Kostbarkeiten). Das Einladungsschreiben der Armbrustschützen der Stadt

Straßburg von 1473 kündigt nun weiter auch noch die Veranstaltung eines Pferderennens an. Die Preise bestanden in „gutem roten Lündischen Tuch“ (Tuch aus London). Der Passus „darum mit Pferden zu laufen nach alter Gewohnheit“ deutet auf das Alter dieser Wettrennen. In der Tat handelt es sich um eine zunächst vom Landvolk zu Pfingsten geübte, wohl aus dem Pfingstumritt erwachsene hergebrachte Belustigung. Auch das rote Tuch als Preis findet sich dabei wieder, ebenso der gleichfalls in dem Straßburger Schreiben erwähnte Spottpreis (Sau) für den letzten Reiter. Im 15. Jahrhundert wurden diese bäuerlichen Pferderennen auch in den Städten gegenüber den ritterlichen Turnieren beliebt und finden sich für die zweite Hälfte desselben öfter erwähnt; so 1488 in München. Es blieb aber ein durchaus volkstümlicher, von allerlei Possen umgebener Brauch, der sich auf dem Lande noch lange hielt, zum Teil bis heute.

Festlichkeit mit Tanz in reichem Hause. Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

Neben den Mahlen — auch die Stadt selbst richtete wohl eins aus — war für die Schützen ebenso wie für die Ritter bei ihren Turnieren ein Hauptvergnügen der Tanz. Er spielte überhaupt bei öffentlichen wie privaten Festen die wichtigste Rolle (siehe die nebenstehende Abbildung). In beiden Fällen stellte der Rat oft den Rathaussaal zur Verfügung, was aber für die privaten Feste als Begünstigung der herrschenden Familien Anstoß erregte (in Konstanz deshalb 1420 verboten) und zur Beschränkung auf andere Räume im Rathause oder zur Errichtung jener besonderen, freilich gelegentlich, wie in Heidelberg, anders verwendeten „Tanzhäuser“ führte (vgl. S. 46; in Frankfurt am Main hatten schon 1356 die Patrizier dafür eigene Häuser, in Köln benutzte man den Gürzenich). Die Handwerker tanzten in ihren Zunftstuben, das Volk aber wie vor alters gern im Freien, etwa um einen Baum herum, und daher vor allem im Sommer (siehe die Abbildung S. 105). Selbst die Kirchhöfe mußten dazu herhalten. Der demokratische Geist der Zeit hat nun auch dieses gesellige Vergnügen in den Städten stark vergröbert. Der feine, höfische polonäsenartige Schrittanz trat mehr und mehr vor den eigentlich bäuerischen, oft tollen Springtänzen zurück: gleichzeitig erhielten die alten Tanzlieder beim Reigen (vgl. Bd. I, S. 338 und 399) einen immer unanständigeren Charakter. Freilich richteten sich wohl die Verordnungen der Obrigkeit gegen „das wüste umblauffen, unzüchtige drehen, greiffen und maullecken“ (Küssen) wie das Schelten der Sittenprediger wesentlich an die niederen Stände, aber auch in feineren Kreisen hielt man sich von dem verpönten „unzüchtigen halsen



und umbvahen“ nicht fern. Die Polizeiordnungen wie Geiler reden dabei von „ungewonlichen“, „neuen Tänzen“ — Geiler nennt auch einige Namen (Schäfer-, Bauern-, Keßler-, Bettler-, Edelleute-, Studententanz) — und meinen, es kämen immerfort andere auf. Das entspricht der damaligen Sucht nach Neuem, aber im ganzen war es ein Vordringen jener volkstümlichen derben Lebenslust, über das sich die Obrigkeiten so entsetzten, daß man in Ulm schon früh überhaupt das paarweise Tanzen und anderswo, wie in Breslau und Nürnberg, alle neuen „schändlichen“ Tänze, ebenso das Aufspielen zum Tanze verbot. Denn beim Tanz zog man dem Gesang zum Teil schon die Musik der Spielleute (vgl. Bd. I, S. 412f.) vor, die nun in den Städten als „Stadtpfeifer“, „Hofierer“ festen Fuß gefaßt hatten; ebenso wirkten diese natürlich bei allen Festen mit, bei denen Musik unentbehrlich schien, besonders bei zeremoniellen Feiern. Zunächst standen diese Spielleute überhaupt im Dienste der Stadt. Die Zahl der damaligen Instrumente war nicht gering: es kam jetzt auch die Sackpfeife (s. die nebenstehende Abbildung) stärker auf. Auch sonst erscholl in den Städten viel Saitenspiel und andere Musik, und namentlich abends waren Ständchen beliebt. Ein Instrument, anstatt der höfischen Fiedel nun vor allem die Laute, pflegte der Jüngling außerhalb der Schule zu erlernen.



Tanz und Reigen mit Musik. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 104.

Wurde dem Tanz in den Wirtshäusern damals noch nicht gehuldigt, so waren die Tavernen (vgl. S. 93) die Hauptstätten einer anderen Unterhaltung, des von jeher von den Deutschen betriebenen, von der Kirche immer erfolglos bekämpften Spieles. Schon im 13. Jahrhundert nahm diese Spielsucht besonders zu, übrigens häufig genug mit Falschspielerei verbunden. Zu den sehr beliebten, in der höfischen Zeit (vgl. Bd. I, S. 338) aber ungern gesehenen Würfeln, gegen die sich im 14. Jahrhundert auch ein Gedicht Peter Suchenwirts wendete, war nun aus Italien und über Frankreich aus Spanien das durch die Araber vermittelte Kartenspiel gekommen (siehe die Abbildung S. 106), hatte sich aber erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts weiter verbreitet. Trotz der Verbote seitens süddeutscher Städte bereits aus dem Ende dieses Jahrhunderts wurden die Karten immer beliebter und bald in Masse in Deutschland (Ulm, Augsburg) hergestellt, anfangs mit der Hand, dann gedruckt oder gestochen; sie sind dabei auch kunstgeschichtlich wichtig geworden. Man spielte in Deutschland später namentlich das Landsknechtsspiel. Auch die Frauen haben in den Städten dem Kartenspiel gern gehuldigt und sogar „Karthöfe“ veranstaltet. Hatte man zunächst zuweilen

das Kartenspiel mit niedrigem Einsatz erlaubt, so riefen die steigende Lust am Hasardspiel und ihre Folgen allgemeine Spielverbote hervor. Ein Höchstetter in Augsburg z. B. und sein Schwager verloren gelegentlich bis zu 30000 Gulden in einer Nacht. Aber die Nutzlosigkeit der Verbote führte, wie in Straßburg, um „solichen sachen zuofürkommen", zur Errichtung und Verpachtung von städtischen Spielhäusern. Frankfurt betrieb von 1390 bis 1434 eine Spielbank (bei der gewürfelt wurde): sie hieß „auf dem heißen Stein" (nach ihrem Hause; der Name ging auch auf ein anderes, später bezogenes Haus über); ebenso hieß die in Mainz. Hasardspiel daheim oder in den Wirtshäusern war dann verboten.

Eine wichtige Rolle im geselligen Leben der Stadt haben namentlich die zunächst nur der Körperpflege dienenden Bäder gespielt. Es war ähnlich wie gegen Ausgang des Mittelalters mit den natürlichen Bädern, die, stark benutzt, zu höchst unterhaltenden Vergnügungsorten wurden. Hans Folz nennt in seiner „Lehre von allen Wildbaden" (siehe die Abbildung S. 107) die meisten der heute berühmten deutschen Bäder; von der fröhlichen Geselligkeit in dem damals bekanntesten Badeorte, Baden in der Schweiz, entwirft Poggio, der es einem paradiesischen „Garten der Lust" vergleicht, ein anschauliches Bild; und über die Mode werdenden „Badefahrten" und den dabei schon nötigen Luxus läßt sich Murner in seiner überhaupt für die Badesitten lehrreichen, symbolischen „Geistlichen Badenfahrt" näher aus. Bei diesen Badereisen spielte das Naturgefühl doch wohl immerhin eine gewisse Rolle, ebenso wie bei dem Spazieren der Bürger auf die benachbarten Dörfer und erst recht bei dem Sommeraufenthalt der Reichen in Landhäusern. Dienten die Wildbäder der Gesundheit — man blieb damals übrigens meist sehr lange im Wasser —, so hatte das körperliche Reinlichkeitsbedürfnis, zumal bei der Vernachlässigung des gewöhnlichen Waschens, seit langem Bäder in Klöstern wie in Burgen und in Dörfern hervorgerufen. Es war im Gegensatz zu der häufigen Unreinlichkeit der Wohnräume keineswegs gering. Daß man vor jedem Fest usw. ins Bad ging, war schließlich erklärlich. Das Reinlichkeitsgefühl war aber auch bei den unteren Ständen so ausgeprägt, daß der Handwerker allwöchentlich sein Bad nahm, daß man kein „Trink"-, sondern ein „Badegeld" gab und Stiftungen, um Bäder für Arme zu bezahlen, machte (Seelbäder). Das Baden wurde durch die Meinung, das Schwitzbad wirke dem Aussatz entgegen, noch gefördert. In den Städten, auch in Dörfern, kam man so, abgesehen von den privaten Badestübchen der Reicheren (in Ulm 1489: 168), zur Errichtung zahlreicher öffentlicher Badestuben (in Wien 29, in Breslau 12, in Frankfurt am Main 15 usw.); die Juden hatten eigene Judenbäder. Die Badestuben waren von den Städten oder den Besitzern verpachtet und an bestimmten Tagen geöffnet. Der Bader gab mit einem Trompetenstoß das Zeichen. Man hatte Wasserbäder in Wannen und jene besonders begehrten Schwitzbäder, bei denen in heißem Raume Dampf durch Aufgießen von Wasser auf den Ofen hergestellt wurde. Sie sind nach Heyne altgermanisch, befanden sich ursprünglich im Hause, sind aber wohl früh wegen ihrer Umständlichkeit gemeinsam eingerichtet worden. Nach anderen sind diese für die Slawen im 10. Jahrhundert ausdrücklich bezeugten Dampfbäder erst seit dem Ende des 13. allgemeiner geworden. Nach dem „Seifried Helbling" schlugen sich die Badenden dabei mit Laubbüscheln, wurden auch von Badern oder Badeweibern massiert. Nach dem Bade frisierten diese bedenklichen



Spielszene. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505. Vgl. Text S. 105.



„hübschen Fräulein" die Gäste; andere ließ der Bader zur Ader (vgl. S. 112). Das anfangs vom Bader mit geübte Scheren wurde später dem besonderen Berufe der Scherer vorbehalten.

Bei dem langen Aufenthalt im Bade vergnügte man sich regelmäßig mit Trinken, bald auch mit Essen, und schließlich gewannen auch die Stuben den Charakter eines geselligen Vergnügungsortes, wohin man z. B. seine Gäste nach einem Feste führte. Die Meistersinger scheinen dort sogar Singeschulen abgehalten zu haben, und Badelieder sind bei ihnen sehr beliebt. Verliebte gaben sich dort ferner unter dem Schutze des Baders ein Stelldichein. Das oft bestaunte, ursprünglich orientalische und wohl seit den Kreuzzügen eingedrungene gemeinschaftliche Wannenbaden von Männlein und Fräulein war durchaus nicht überall, so wohl nicht in Frankfurt am Main, üblich, wurde auch zum Teil verboten, anderseits badete man ebenso in den Wildbädern gemeinsam. Die bildlichen Darstellungen dieser schmausenden, unzüchtigen Paare scheinen bewußt übertrieben zu sein und spekulieren auf die Freude an solchen Bildern. Die Kirche hat dies Zusammenbaden früh bekämpft; Geistliche durften die städtischen Badestuben überhaupt nicht besuchen. Das ganze Badewesen ist seit dem Ende des 15., namentlich aber im 16. Jahrhundert stark zurückgegangen, zum Teil durch diese Haltung der Kirche. Weiter war aber, wie dies Erasmus bezeugt, die Angst vor Ansteckung mit der heftig auftretenden Syphilis (vgl. S. 109), aber ebenso mit anderen Krankheiten, vor allem der Pest, mit im Spiel. 1497 wurde die Rote Badestube in Frankfurt am Main geschlossen, weil „viel lude darinn befleckt sind worden". Auch sollten die Dampfbäder den Syphiliskranken selbst schaden, wie überhaupt die Ärzte gegen das übertriebene Baden ihre Stimme erhoben. Nach Zappert hätte ferner der steigende Preis des Brennholzes und damit der Bäder, die vorher wenig kosteten, ungünstig gewirkt. Man meinte in den Bädern auch die Zusammenkünfte der Unzufriedenen gefördert. „Dort sitzen sie in einem Badstübl", heißt es in einer Quelle, „und reden ketzerisch wider Gott und Kaiser."




Wildbad. Aus Sebastian Münster, „Cosmographia", Basel 1544. Vgl. Text S. 106.

---

Wiederholt sind wir schon auf die große Unsittlichkeit jener Zeit geführt worden. Das Maß derselben entsprach aber nur der allgemeinen derben Genußsucht, erscheint auch durch das offene Hervortreten besonders stark: in Wahrheit sind die Zeiten in dieser Beziehung nicht allzusehr verschieden. Anderseits hat gerade die Kirche durch ihren asketischen Eifer in allen Fragen des Geschlechtslebens, in ihrer Verpönung alles Nackten wider Willen eine Lüsternheit insbesondere auch unter Klerikern großgezogen, die schlimmer war als die

freilich sehr starke naive Sinnlichkeit der Menge. Der Geschlechtsgenuß auch außer der Ehe erschien dieser massiven und kraftstrotzenden Zeit so selbstverständlich wie gut und viel Essen und Trinken. Dafür gab es eben die große Zahl fahrender Frauen, die nun in den Städten eine erhöhte Bedeutung, zugleich eine feste Organisation, wie alles im Mittelalter, erlangten. Überhaupt hat die Stadt, in der sich zum erstenmal größere Menschenmengen dauernd zusammenfanden, in der auch jene leichten Frauen stärker zusammenströmten und seßhaft wurden, gegenüber dem Leben in Dörfern und Burgen mit ihrer beschränkten, einander genau bekannten Menschenzahl unzweifelhaft die Unsittlichkeit durch die Darbietung der Gelegenheiten gefördert. Außerordentlich ist die Offenheit, mit der man sich dem geschlechtlichen Genusse hingab. Wenn Kaiser und Fürsten mit Gefolge am Tage in die ihnen zu Ehren festlich geschmückten Frauenhäuser gingen, oder wenn abends, wie für König Siegmund in Ulm 1434, bei solchen Besuchen die Straßen beleuchtet wurden, wenn Siegmund in Bern dankbar anerkannte, daß die Stadt den Besuch im Frauenhaus bezahlt hatte, wenn ein nach Köln gesandter Frankfurter sogar für den Besuch des Frauenhauses liquidierte, so sprechen solche Züge für sich selbst. Die Nachricht bei Kriegk, daß in Würzburg die städtische Obrigkeit im Frauenhause jährlich ein Mahl abhielt, ist freilich nicht richtig. Vielmehr handelt es sich um eine Art Abgabe des Frauenwirts an den Schultheißen, die dem letzteren 1487 vom Rat zugestanden wurde. Der Frauenwirt sollte ihm alle Jahre ein Mahl auf Sankt Johannis Baptistä Abend mit drei Gerichten geben. Jenem so starken Bedürfnisse kam nun die Fülle der Prostituierten entgegen; jedes Heer begleiteten sie in Masse, zogen auch zahlreich zu allen größeren Versammlungen. 1500 sollen auf dem Konstanzer Konzil, 1800 in Basel gewesen sein, auf dem Wormser Reichstag von 1521 soll ein „Wesen wie in Frau Venus Berg" geherrscht haben. Wenn aber in Ulm 1527 verboten wurde, 12—14jährige Knaben weiterhin ins Frauenhaus zu lassen, wenn ebenda verheiratete „ehrbare" Frauen dorthin gingen, wenn solche früher schon in Lübeck vermummt in die Weinkeller schlüpften, so muß man doch wieder dazu neigen, eine gewisse Demoralisierung der damaligen Gesellschaft anzunehmen. Vornehme Herren fanden in den Städten unter den Bürgersfrauen, z. B. in Wien, oft Entgegenkommen (vgl. S. 87). Noch schlimmer wirkte, wie von jeher, der Zölibat der zahlreichen Kleriker. Dazu kamen die Badehäuser und anderes. Lüsternheit zeigt auch die wenig anständige Frauentracht (vgl. S. 96).

Gerade um die ehrbaren Frauen weniger zu gefährden, errichtete man denn auch die Frauenhäuser, die schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden; sie sollten nur von der Fremde her ergänzt werden. Sie kamen überall vor als konzessionierte private oder als städtische Anstalten, sogar, wie die Badestuben, als fürstliche Lehen — die Pachtzinsen und Abgaben waren durchaus willkommen —, waren in der Regel an der Mauer gelegen, wurden von einem „Frauenwirt" (Frauenmeister) geleitet und standen oft unter der Aufsicht des Scharfrichters oder Stockers. Die alles reglementierende Obrigkeit hatte meist, außer z. B. in Frankfurt am Main, „Frauenhausordnungen" erlassen (Konstanz 1413, Ulm 1416, Nürnberg 1470 uff.), die aber auch dem Schutzbedürfnis der Dirnen, namentlich gegenüber dem Frauenwirt, im ganzen Rechnung trugen und zugleich auf ihre Rückkehr zur Ehrbarkeit bedacht waren. Diese Dirnen, schöne, gemeine, leichte, arme, böse, wilde, törichte Frauen, Hübscherinnen genannt, waren zwar „unehrlich", aber nicht so mißachtet wie heute; daß sie bei Empfängen von Fürsten mitwirkten, war mehr Schutz für die Bürgerstöchter. Sie trugen auch bestimmte Abzeichen (rote Schleier, Streifen am Schleier, grüne Mäntel oder Röcke, gelbe Tuchstreifen



an den Schuhen usw.), fühlten sich aber durchaus als zu einem berechtigten Gewerbe gehörend und fochten wie die Handwerker gegen die Konkurrenz, insbesondere die heimliche des Gesindes, der Nonnen usw. Die ganze Erscheinung, die allgemeine Unsittlichkeit wie die Frauenhauswirtschaft, fand ihre Hauptgegner, von den kirchlichen Sittenpredigern abgesehen, bei den Handwerkern (vgl. S. 51 und 86). Im 16. Jahrhundert wurde man rigoroser und erhob generelle Forderungen gegenüber der Unzucht. Insbesondere bewirkte die strengere Anschauung nach der Reformation die Aufhebung der Frauenhäuser.

---

Ihr Rückgang erfolgte übrigens auch wegen jener ebenso die Badestuben beeinträchtigenden Ansteckungsgefahr nach dem plötzlichen und überaus starken Auftreten der Syphilis (Franzosen, bösen Blattern, Venerie) etwa um 1495. Die Seuche, deren amerikanischer Ursprung mit Recht bestritten wird, ergriff alle Stände, und zwar in gefährlichster Weise. Anfangs verstieß man die Kranken und machte ihnen wie den Feldsiechen (siehe unten) draußen „Feldhütten", denn die Furcht vor der Ansteckung wuchs bei der tödlichen oder fressenden, äußerlich entstellenden Wirkung der Seuche außerordentlich. Die Ärzte konnten wenig helfen. Man beschuldigte zum Teil wieder die Juden der Urheberschaft, gab aber auch häufig der maßlosen Genußsucht die Schuld: „wisset", sagte Paracelsus, „daß die Luxuria und die Venus so gewaltig nie gewesen sind als zu der Zeit dieser Geberung". Die niederen Heilkünstler bis zum Scharfrichter versuchten zunächst die Seuche für ihre Quacksalbereien auszunutzen; dann kam aus Indien das Guajakholz, das man, wie Rem berichtet, sieden lassen mußte: „und tranck das wasser davon 30 tag lang". Es gab aber auch bald Spezialärzte; so hatte Markgraf Friedrich von Brandenburg 1497 seinen „franzosenarzt".

Schon seit Beginn des Mittelalters hatte die Menschheit eine andere Plage heimgesucht, der Aussatz, die Lepra (die „Miselsucht", auch einfach „die Krankheit" genannt). Lange vor den Kreuzzügen in Südeuropa verbreitet, griff sie im Westen in der Zeit, aber nicht infolge derselben stärker um sich, am stärksten jedoch im 13. Jahrhundert. Früh hatte sie scharfe Abwehrmaßregeln hervorgerufen. Anfangs hatte man die Kranken, die daher Feldsieche hießen, in elenden Hütten draußen auf dem Felde zerstreut wohnen lassen. Bald hatten aber kirchliche Organisationen auch für eigene Aussatzhäuser gesorgt, worüber wir für Deutschland Nachrichten schon aus dem 8.—11. Jahrhundert haben. Im 12. und 13. Jahrhundert errichtete man fast überall solche Aussatzhäuser (Leproserien, Siechen-, Sondersiechenhäuser, Gutleuthäuser, St. Jürgenhäuser) außerhalb der Städte. Mit Ende des 14. Jahrhunderts war so eine völlig kontrollierbare Zusammenfassung der Kranken und eine Verhinderung des ungeregelten Wohnens außerhalb der Stadt wie des Eindringens in diese durchgeführt. Jeder war zur Anzeige eines Kranken verpflichtet, Arme wurden unentgeltlich aufgenommen, Begüterte mußten sich meist einkaufen. Der Absonderung der Kranken ging lange ein kirchlicher Akt vorher, manchenorts (Belgien) wurden sie geradezu zeremoniell begraben. Sie trugen besondere (graue) Kleidung und mußten sich durch ein Horn, später durch eine Klapper kenntlich machen, erfuhren aber auch, wozu die Kirche ständig anregte, viel Wohltätigkeit und genossen an bestimmten Tagen Predigt und Abendmahl, wie überhaupt die Kirche sich immer ihrer annahm. Der Lazarusorden widmete sich ganz ihrer Pflege, seine Mitglieder nannte das Volk „Hornbrüder", d. h. ebenso wie die genossenschaftlichen Organisationen der Aussätzigen selbst, welch letztere sich aber bald durch Auffässigkeit, große Ansprüche und dergleichen lästig machten und daher allmählich unterdrückt wurden. Einen merkwürdigen Grund für die

Verbreitung der Seuche führt Antonio de Beatis in seiner Beschreibung der Reise des Kardinals d'Aragona (1517/18) an, indem er sagt: „In Deutschland wie in den Niederlanden gibt es wegen des vielen Butter- und Milchspeisengenusses zahlreiche Aussätzige, die wie in Italien außerhalb der Städte wohnen." Die Seuche, die man auch durch die Schwitzbäder zu bekämpfen glaubte (vgl. S. 106), ging im 16. Jahrhundert zurück und verschwand im 17. Die Absonderung war schließlich auch nicht mehr so streng.

Die Seuche, die die meisten Menschen dahinraffte, war aber seit dem Altertum die Pest (siehe die untenstehende Abbildung), die als Schwarzer Tod ihren Hauptvernichtungszug im 14. Jahrhundert gehalten hatte (vgl. Bd. I, S. 426). Sie blieb auch ferner die Geißel der Menschheit, aber nicht alle als Pest weiterhin bezeichneten Seuchen sind wirkliche Beulenpest gewesen. Diese vornehmlich die Städte im 15., 16. und 17. Jahrhundert dezimierenden, meist in der Sommerhitze besonders grassierenden Epidemien oder „Sterben" („es stirbt") waren größtenteils durch die unhygienischen Zustände der Städte selbst hervorgerufen, durch die enge, lichtfeindliche Bauart, durch das stehende Wasser in den Gräben, die Verseuchung der Brunnen infolge der Senkgruben, die Beerdigung der Toten innerhalb der Stadt und anderes. Große Sterbejahre sind z. B. in Frankfurt am Main nach 1349: 1352, 1356/57, 1364, 1365, 1395/96; 1402, 1412, 1418, 1419, 1420, 1428, 1438, 1439, 1443, 1449, 1450, 1451, 1461, 1463, 1467, 1468, 1473, 1480—82 usf.; für andere Städte sind zum Teil andere Jahre einzusetzen, für Köln z. B. 1401, 1421, 1437 (ebenso für Nürnberg) usf. Die Zahlen der Opfer sind in den Chroniken meist übertrieben: 1437 sollen in Nürnberg nach Tucher 13000, von August 1462 bis Februar 1463 nach dem Ratsbuch 4493, 1494: 8780, in Köln 1451: 21000 (!) Menschen gestorben sein. Groß war nach einer Seuche die Zahl der Heiraten, namentlich von Witwern und Witwen; sie betrug 1452 in Köln 400. Die Reicheren flohen bei beginnender Seuche meist aus der Stadt, so 1521 Ulmer nach Augsburg, wo sie nach Rem in der Trinkstube auch festlich bewirtet wurden. Die Abwehr gegen die Pest war eine sehr mangelhafte. Natürlich suchte man vor allem die Ansteckung zu verhindern, einmal wieder durch Absonderung der Kranken — aus den später weniger notwendigen Aussatzhäusern wurden zum Teil („Franzosen"- oder) Pesthäuser —, weiter durch Desinfektion (Anwendung von Räuchermitteln, Verbrennung der Krankenwäsche usw.) sowie durch andere sanitäre Anordnungen, die aber nicht zu allgemeinen vorbeugenden Maßnahmen



Die Pest. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.



außerhalb der Zeiten von Epidemien führten (Verbot des Ausschüttens von Unrat, des Schweinehaltens, nur selten der Beerdigung innerhalb der Stadt). Die Obrigkeiten erließen Pestordnungen; man druckte später auch Anweisungen für das Verhalten des Einzelnen („Pestregiment"). Aber im ganzen blieb alles erfolglos, im 17. Jahrhundert grassierte die Pest noch sehr heftig und verschwand aus Deutschland erst zu Anfang des 18. Eine besondere schützende Kleidung (mit schnabelförmiger Maske) trugen übrigens die Pestärzte.

Die Heilkunst machte sonst im Rahmen der städtischen Kultur ziemlich erhebliche Fortschritte. Sie lag bis dahin in den Händen der Geistlichen, insbesondere der Klöster (vgl. Bd. I, S. 244), weiter in denen der Frauen, die sich z. B. selbst in höfischen Kreisen als sachverständige Wundpflegerinnen erwiesen, aber wohl auch einen Wundsegen benutzten. Die Volksmedizin pflegten vor allem gewisse Gruppen, Hirten, Henker usw., das Besprechen und dergleichen vornehmlich weise Frauen. Aber die alte Auffassung der Krankheiten als von einem Dämon zugefügte Übel ist noch sehr allgemein zu spüren. Nur ist die zauberhafte Abwehr nunmehr Sache der Heiligen geworden. Mit der Vermehrung der erkannten Krankheiten gibt es nun auch für die einzelnen Krankheiten Spezialheilige. Gegen die Pest halfen die Heiligen Sebastian, Rochus, Quirin und andere, gegen die „Franzosenkrankheit" Dionysius von Paris, gegen das Podagra Levinus, gegen Halsschmerzen Blasius, gegen Brustkrankheiten Agatha, Mamertus, gegen Epilepsie Valentin, bei Schwangerschaft Maria, Notburga usw. Die Kleriker wurden zum Teil in ihrer traditionellen Ausübung der Heilkunst behindert (z. B. seitens des Papstes Honorius III.), durften auch keine blutigen Operationen vornehmen. Höhergebildete Ärzte, meist aus der Fremde, gab es zunächst nur an den Höfen (Leibärzte): häufig waren das (vgl. Bd. I, S. 169) Juden, selbst bei geistlichen Fürsten (z. B. bei Bruno von Trier), obgleich die Kirche von den Juden Arznei zu nehmen verbot. Noch 1469 vertraute man ihnen am sächsischen Hofe mehr als anderen. Mit den Universitäten verbreiteten sich dann die studierten, vornehmlich fremden Ärzte, bis allmählich auch in Deutschland die Möglichkeit einer akademischen Ausbildung für Ärzte eintrat. Doch waren die studierten Ärzte noch um 1450 überwiegend Geistliche; von der ärztlichen Kunst der sonstigen Geistlichen hielt aber z. B. Geiler nichts mehr. Immerhin fand sie selbst unter höheren Klerikern noch im 15. Jahrhundert Liebhaber. So teilt der Koadjutor von Augsburg, Graf Johann von Werdenberg, der Gräfin Margarete von Württemberg zwar 1467 den Rat „eines weisen Arztes" für ihr Leiden mit, er ist aber auch selbst heilkundig und will nach Übersendung des „Brunnens" seine „Bücher darauf sehen, was in solcher Sachen gehört". Brieflicher ärztlicher Rat wurde überhaupt gerade von hohen Personen oft begehrt. Solchen sendet derselben Gräfin, die sich auch der Freundschaft des berühmten Doktor Heinrich Steinhöwel erfreut, z. B. der „Meister" Thomas Rüß. Auch aus geistlichen Kreisen sind uns solche Briefe mit Rezepten oder diätetischen Verhaltungsmaßregeln, z. B. an Nonnen in Söflingen, erhalten. Es gab eben wenig der „höheren" Medizin Kundige. Anfangs waren die studierten Ärzte sogar in den Städten, die sich allmählich um eigene Stadtärzte bemühten, nur selten, und große Städte mußten die ihrigen zeitweise den benachbarten Höfen, die sich aber auch gegenseitig aushalfen, und kleinen Orten überlassen. Nürnberg hatte schon im 14. Jahrhundert Stadtärzte, ebenso Frankfurt am Main. Die überall zu findende Behauptung, Kaiser Siegmund habe für jede Stadt einen Stadtarzt bestellt wissen wollen, beruht, wie Sudhoff gezeigt hat, auf einer Verwechselung mit einem Vorschlag der bekannten Reformschrift „Reformation des Kaisers Siegmund". Aber die Städte zogen die Ärzte naturgemäß an. Die Stadtärzte erhielten

bestimmte Besoldung und mußten die im städtischen Dienste Verwundeten, die Spitalkranken und andere behandeln. Der Titel „Meister“, auch physicus, wich allmählich dem „Doktor“; so nannte das Volk aber bald jeden Arzt. Zum Teil waren diese wesentlich buchgelehrten, nicht immer fähigen Ärzte nur höhere Wundärzte und Geburtshelfer in schwierigen Fällen, namentlich aber innere Ärzte, die man von jenen bald als Leib- oder Bauchärzte unterschied.

Für die Diagnose spielte damals die Harnschau eine sehr wichtige Rolle, weshalb auch das Uringlas (das urinâl) auf Bildern das stehende Attribut des Arztes ist (siehe die untenstehende Abbildung). Schon im 14. Jahrhundert gab es Ordnungen für die Ärzte, später eigentliche Taxen. Die Hauptmasse der „Ärzte“ bildeten freilich die nichtstudierten Wundärzte, d. h. Barbiere und Bader, die zur Ader ließen, Klistiere gaben, verbanden und dergleichen. Der Aderlaß, für den bestimmte Tage zu beobachten waren und eine Menge von Regeln galt, war eine absolute Notwendigkeit für jedermann; man glaubte, nach Melanchthon, insbesondere den Folgen der allgemeinen Völlerei damit zu begegnen: „alßdann lasset man zur Ader und saufft wieder, daß ’s kracht“. Der Aderlaß war wie die geringere Blutentziehung durch das Schröpfen antike Erbschaft und früh auch in Deutschland geübt. Er geriet dann wie dieses alsbald in die Hand der Bader. In Anlehnung an die Schule von Salerno waren aber auch seit dem 14. Jahrhundert die gelehrten Ärzte auf seine wissenschaftliche Gestaltung und minutiöse Anwendung bedacht, die dann namentlich mit dem 15. Jahrhundert bis ins einzelne ausgebildet wurde. Dem Volke vermittelten sie durch die Kalender die nötige Kunde. Besondere „Laßzettel“ und „Laßtafeln“ fanden dann durch den Buchdruck weiteste Verbreitung. Die Gesundheitspflege war überhaupt bereits ein wichtiges Kapitel. Für Fürsten und Herren war im 14. und 15. Jahrhundert, nachdem das salernitanische „Gesundheitsregiment“ schon eine ganze Reihe literarischer Nachahmungen gezeitigt hatte, ein solches Regiment zu besitzen die Regel. Weiter gab es nun eine große Zahl von Quacksalbern, die gerade die für die gelehrten Ärzte schwierigen Spezialleiden zur Domäne ihres von niemandem gehemmten Pfuschertums machten, die Bruch- und Steinschneider, Zahnärzte, Augenärzte (Okulisten; Blinde kamen bei den schlechten hygienischen Verhältnissen im Mittelalter besonders häufig vor, ebenso wie Lahme und Taube). Sie waren teils seßhaft, teils fuhren sie im Lande umher und lockten durch alle möglichen Mittel, Schaustellungen und Possen die Leute an. Mit Recht zählt sie Geiler nebst den „Triackerskrämern“ — Theriak war ein Allerweltsmittel — und den alten „klugen“ Weibern zu den „Leutebescheißern“. Daß Ärztinnen vorkamen, ist bei der hergebrachten Erfahrung der Frauen in der häuslichen Krankenpflege und ihrer Kenntnis alter Hausmittel nicht verwunderlich.

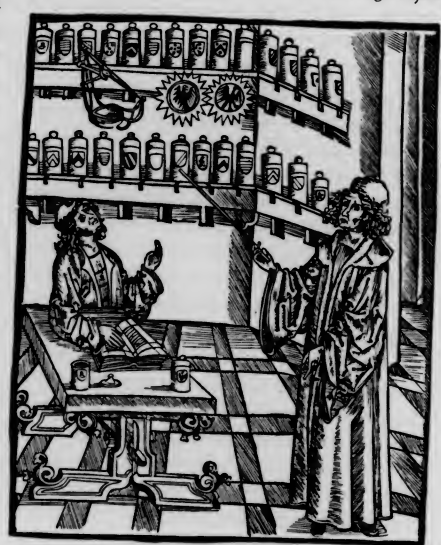


Arzt am Krankenbett und Harnschau. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren“, Straßburg 1512.



Gegen jene niederen Wundärzte gingen übrigens, soweit sie in die höhere Medizin übergriffen, die studierten Ärzte bald vor. Anderseits lernten jene von ihnen unmittelbar oder aus ihren Schriften, und auch in die Volksmedizin ist früh manches aus der gelehrten Medizin übergegangen. Allmählich wuchsen überhaupt die Ansprüche der Städte selbst. In Nürnberg gab man 1553 einem jungen Arzt den Rat, erst in einem kleinen Städtchen sich Erfahrungen zu sammeln.

Im Zusammenhang mit den Fortschritten der Krankenbehandlung steht die Fürsorge der Städte bezüglich der Apotheken (siehe die untenstehende Abbildung), die sich zunächst wieder in den Klöstern entwickelt hatten, und die nun auch von den Städten selbst eingerichtet wurden. Daneben gab es dann bald in wachsender Zahl private Apotheken, die die Städte aber von ihren Stadtärzten beaufsichtigen ließen. Apotheke konnte übrigens anfangs jedes Kramgewölbe heißen, namentlich ein solches, in dem Gewürz, Konfekt, Wachs und dergleichen feilgehalten wurden. Doch wird auch die Anwendung des Namens nur für Arzneimittelhandlungen bereits für das 13. Jahrhundert behauptet, wie schon früher der Heilkräuterraum der Klöster, dann der des Arztes — denn anfangs ist der Arzt, wie noch später in kleinen Städten, selbst zugleich Apotheker — so hieß. Ein gelernter „Meister“ kommt in Frankfurt am Main erst 1381 vor. Apothekerordnungen seitens der Obrigkeit gab es natürlich bald; größere Beachtung, besonders wohl wegen der angeführten Mittel, scheint die Frankfurter von 1461 gefunden zu haben. Ihre Weisheit holten die Apotheker vor allem aus dem „Antidotarium“ des Nikolaus Myrepsus: so spricht ein Dienstbrief für einen Frankfurter Apotheker von 1469 von den „buchere Anthidetarien Mesue und Nycolai, die man in den apotecken gemeynlich pleget czu haben und czu halden“.



Apotheke. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren“, Straßburg 1512.

Von der Kirche übernahm die Stadt (vgl. S. 119) allmählich auch die Anstalten für Krankenpflege, die Spitäler, die ja daneben überhaupt humanen Zwecken dienten und im Mittelalter sehr zahlreich waren. Städtische Krankenhäuser, die es in Italien schon im 12. Jahrhundert gab, kommen in Deutschland bereits im 13. vor (Passau, Ulm, Köln mit je einem für die sieben Kirchspiele). Doch behielten vielfach die Geistlichen, vor allem die Orden, die Krankenhäuser gestiftet hatten, Teil an der Verwaltung; auch waren die Krankenpfleger und -pflegerinnen meistens Ordensleute, die nach der Regel Augustins lebten. Die Kosten wurden aus fundierten und neuen Stiftungen bestritten, Arme wurden unentgeltlich behandelt. Nur für eine Kategorie von Kranken, die in dieser das Gemüt oft bis zu Massenepidemien aufregenden, ferner so genußsüchtigen und daher die Nerven angreifenden, endlich

auch durch den Hang zu Gewalttaten Angst und Schrecken verbreitenden Zeit sehr zahlreich war, fehlte jede Pflege, das waren die *Irren* („Unsinnigen"). Man hatte nur das Bestreben, sich vor ihnen zu sichern, und sperrte sie, soweit sie nicht unschädlich waren, ins Gefängnis, aber auch bald in besondere Gefängniszellen von Spitälern. Eine Irrenanstalt ist zuerst im Ordensland, in Elbing, 1326 bezeugt, doch ist diese vielleicht ebenso wie die in Hamburg 1375 erwähnte „dorhenkiste" nur ein Spezialgefängnis für Irre. Eine vernünftige Irrenpflege hat aber überhaupt noch lange auf sich warten lassen.

Trotz aller Fürsorge für ihre Bürger hat nun die städtische Obrigkeit, entsprechend den Kenntnissen der Zeit, auf einem gerade für die Bekämpfung der Seuchen wichtigen Gebiete nur sehr wenig geleistet, auf dem der *öffentlichen Hygiene*. Abgesehen von der Kontrolle der Nahrungsmittel und von den Badeeinrichtungen ist nur für gutes Trinkwasser, aber auch nur zum Teil, gesorgt worden. Wir hören mehrfach von einer zentralen Wasserversorgung: so von einer solchen in Lübeck (1291) mit Flußwasser, von einer Leitung durch Holzröhren in Basel (1266 vom Domkapitel angelegt, 1316 von der Stadt übernommen; 1317 kam eine weitere hinzu) und in Hamburg (um 1370), von einer solchen durch eiserne Röhren aus höher gelegenen Wasserbehältern in Braunschweig (14. Jahrhundert); nach Zittau führte man 1374 „wasser von dem gebirge", und der Schöne Brunnen in Nürnberg wurde durch Grundwasser aus dem Reichswald gespeist, dieses Wasser später auch durch Pumpwerke in die höheren Stadtteile geleitet. Auch sonst gaben die Brunnen oft laufendes Wasser (z. B. in Basel durch Fassung lokaler Quellen), freilich zumeist aus den Flüssen. Gefährlich wegen des verseuchten Bodens waren die ursprünglich allein vorhandenen Schöpf- (Zieh-) Brunnen. Man achtete aber durch Brunnenmeister auf gute Instandhaltung derselben. Überhaupt war man, erklärlich genug, auf den Schutz vor Verunreinigung der Brunnen in Stadt und Land ängstlich bedacht und strafte solche Vergehen streng. Trefflich verwaltete Städte, wie Nürnberg, sind auch den bereits (S. 35) geschilderten höchst unhygienischen Zuständen auf den Straßen zu Leibe gegangen, verboten das Ausgießen von Abwässern und leiteten solche in verdeckten Gräben ab. Augsburg hat schon früh für solche Ableitung gesorgt; auch im inneren Wien gab es unterirdische Kanäle. Aber im ganzen blieben diese Einrichtungen wie die früher erwähnten Reinigungsmaßregeln Ausnahme. Die Straßenreinigung wurde erst im 17. Jahrhundert allgemeiner. Ebenso geschah nichts Rechtes gegen den Unrat in den Häusern und Höfen selbst. Es gab zwar hier und da Abzugsröhren aus den Häusern in jene Kanäle oder in Flüsse und Gräben, aber meist führten die Fallrohre nur in Senkgruben, die höchst selten geräumt wurden. Auf allen diesen Gebieten hat erst die Neuzeit segensreichen Wandel geschaffen.

Zuweilen hat man sodann, wie erwähnt, in Pestzeiten die Beerdigung innerhalb der Stadt verhindert. So war sie 1505 in Nürnberg nur für den St. Johanniskirchhof erlaubt, 1517 allgemein verboten. Was so für Seuchenzeiten galt, hat sich schließlich überhaupt eingebürgert. Die Beschränktheit der Kirchhöfe führte ferner dazu, die alten Gräber sehr bald aufs neue zu benutzen; die sich vorfindenden Knochen brachte man im Beinhaus unter. Über die *Beerdigung* ist schon (Bd. I, S. 259f.) teilweise gehandelt worden. Die Leichen, in ein besonderes, oft kostbares Leichenkleid, auch wohl in eine Mönchskutte gehüllt, wurden in der Regel am Tage nach dem Tode beerdigt. Wie für Zwickau nachgewiesen ist, wie es aber wohl auch für andere Orte gilt, war die Bestattung in Särgen noch lange nur auf die Beisetzung in Grüften beschränkt. Selbst wenn der Tote in einer Kiste (Truhe) oder einem



Sarg auf den Kirchhof gebracht wurde, nahm man den Sarg (ebenso das Bahrtuch) vor der Beerdigung zu weiterer Benutzung wieder fort. Die in Zwickau 1549 erlaubte Beerdigung in Särgen galt als Üppigkeit, seit 1572 forderte man für sie Gebühren, die erst 1593 wieder fortfielen. Auf die Gräber wurde ein länglicher, anfangs sehr schmaler Grabstein gelegt. Der Tote wurde von den Angehörigen oder Genossen zu Grabe getragen; dafür sorgten namentlich die vielen Brüderschaften, die vor allem zu diesem Zweck und für die Veranstaltung von Totenmessen sowie einem jährlichen Betfest für die Abgeschiedenen (diese Anniversarien wurden kirchlicherseits verzeichnet) gebildet waren. Für ganz Arme, die dann Begharden zu Grabe trugen, gab es oft Stiftungen. Die eigentliche Totenfeier war das innerhalb dreißig Tagen nach dem Tode abgehaltene kirchliche Begängnis, die Seelenmesse. Daß die Kirche dabei nicht ein übriges tat, zeigt die Äußerung Francks: „Kummen die Freund zum opfer viel meil wegs, opfern wein, mel, gelt, brod, liecht, anders und anders nach landsbrauch, dieweil singt der Pfarrer, so lang das opfer währt; bald verstummt er, so sy aufhören." Wer Geld hatte, suchte für das Seelenheil des Toten, namentlich um die Läuterungszeit im Fegefeuer abzukürzen, ausgiebiger zu sorgen, ließ wiederholt (am 7. und 30. Tage), auch wohl täglich im ersten Monat Messe lesen, ließ das Grab an diesen Tagen beleuchten und dabei eine Beghine beten, machte Stiftungen für Messen am Todestag oder sonst, selbst auf ewige Zeiten, Stiftungen für Arme zu des Toten Gedächtnis usw. Die Übertreibung ist hier aber bald bekämpft worden, ebenso der von den Reichen und Scheinsüchtigen zur Schau getragene Luxus bei der Beerdigung (Zahl der Träger und Begleiter, Menge und Größe der Kerzen, Ausstattung des Sargtuches, Zahl der begleitenden Klageschwestern, die auch sieben Tage am Grabe beteten), bei dem darauffolgenden Leichenmahl (Zahl der Gäste und Üppigkeit der Bewirtung), bei der Ausstattung des in der Kirche oder am Grabe aufgehängten Toten- (Wappen-) Schildes und sonst. Wohlhabende Leute ließen endlich kostbare Grabdenkmäler (vgl. S. 64) aufführen, deren Pracht in der Renaissance ihren Höhepunkt erreichte.

---

Alles, was mit Tod und Sterben zusammenhängt, läßt die trotz aller weltlichen Kultur das ganze Volk damals doch immer durchdringende *Kirchlichkeit* besonders erkennen. Diese Kirchlichkeit zeigt auch die Stadt durchaus. Das beweist schon der in keiner Periode übertroffene *Eifer, viele und große Kirchen zu bauen* (vgl. S. 46) und sie reich zu schmücken. Der prächtige Kirchenschmuck, zum überwiegenden Teil geschenkt oder gestiftet, hing freilich mit dem Luxus der Zeit zusammen, er schien Geiler schon für die Andacht schädlich zu sein. Die kirchliche Opferwilligkeit der Bürger beruhte überdies immer auf dem Hintergedanken, damit das Seelenheil erkaufen zu können. Aber es ist erstaunlich, wie zu Kirchenbauten — man vergleiche die Nachrichten über Xanten, Frankfurt am Main, Mainz, Nürnberg, Ulm usw. — im 15. Jahrhundert die Leute nicht nur Geld gaben, sondern auch Hausgerät, Kleider, Vieh, Waffenstücke, Edelsteine emsig beisteuerten — Gegenstände, die dann versteigert wurden —, wie sie freiwillig Fronden leisteten, Holz und Steine heranfuhren, wie ein Steinmetz gelegentlich auch seinen Wochenlohn hergab usw. Weiter ist die große Zahl der *Stiftungen* und Vermächtnisse zu kirchlichen Zwecken bezeichnend. Kirchlichen Sinn zeigen namentlich die Stiftungen von Laien für besondere Predigerstellen, wie z. B. die Stelle Geilers von Kaisersberg wesentlich eine Stiftung des Ammeisters Peter Schott war. Großer Schenkungen erfreuten sich vor allem die sehr darauf angewiesenen Klöster seitens reicher Bürger, die dort allerdings unverheiratete Töchter oder Witwen unterbrachten. Die Schenkungen von Nürnberger

Bürgern, den Fürer, Scheurl und anderen, an das Kloster Gnadenberg waren überaus bedeutend; namentlich die Brigittenklöster erfuhren die Gunst der süddeutschen Patrizier. Eine Verwandte von diesen wurde im Kloster daher mit Freuden aufgenommen, sie mußte dann für Bauten und sonstige Bedürfnisse des Klosters Geld von jenen erbetteln, wie das z. B. Katharina Lemlin, später Äbtissin in Maihingen, ständig bei Hans Imhoff in Nürnberg tat. „Hätte sie nur viel von ihren Freunden erbetteln und herbrengen können, wäre ihr eine große Freude gewesen", schreibt Walburg Scheffler über sie. Man denke ferner an die Unterstützungen, die die Bettelorden aus weiten Kreisen empfingen. Die Durchsetzung des Lebens mit äußerer Kirchlichkeit zeigt sich sodann vor allem in den öfter erwähnten Brüderschaften, die immer zugleich religiöse Zwecke verfolgten und in den Kirchen auch besondere Altäre oder Kapellen hatten. Es gab ferner rein geistliche Brüderschaften ohne sonstige Zwecke, wie etwa die St. Georgsbrüderschaft zu den Karmelitern.

Die Prozessionen ließen das kirchliche Leben vor der Welt zum Ausdruck kommen, ebenso die Wallfahrten und Pilgerzüge. Die Feste des Volkes waren zumeist auch immer Kirchenfeste oder wenigstens von kirchlichen Akten begleitet; die Schaulust des Volkes wurde durch das geistliche Schauspiel in erster Linie auf das religiöse Gebiet gelenkt. Weiter trat der Gottesdienst selbst, für den ja so viele Kirchen und Kapellen bestimmt waren, damals ganz anders hervor; zuweilen wurde er unter freiem Himmel abgehalten. Im heiligen Köln mit seinen vielen Kirchen, Kapellen und Klöstern würden, meinte man, über 1000 Messen täglich gelesen. Das ist freilich richtig, daß recht oft die Andacht des Volkes gegenüber den gewöhnlichen Predigten zumal bei dem sogleich zu erwähnenden weltlichen Treiben in den Kirchen äußerst gering war. Überdies war das Predigen vielfach minderwertigen Leutpriestern überlassen. Anderseits spielten die häßlichen Streitigkeiten und der mißgünstige Hader zwischen Mönchen und Weltgeistlichen auch in die Predigten hinein, die gegenseitigen Beschimpfungen machten diese nicht erbaulicher. Außerordentliche Anziehungskraft besaßen aber die volkstümlichen Prediger (vgl. schon Bd. I, S. 422f.), bei denen die Kirchen ständig gefüllt waren. Ein Kölner Barfüßer, der zu Frankfurt am Main 1466 während der Fasten predigte, hatte am Palmsonntag an 10000 Zuhörer, und am Karfreitag predigte er von 3 bis 8 Uhr vor einer gedrängten Menge. Im übrigen fühlte man sich in den Kirchen oder auf ihren Höfen ganz zu Hause (vgl. schon Bd. I, S. 420). Man verknüpfte sie sogar mit dem weltlichen Tun und Treiben, versammelte sich dort, holte dorther die Neuigkeiten; Krämer und Hausierer hielten dort ihre Waren feil. Wie es z. B. im Straßburger Münster zuging, hat Winckelmann neuerdings geschildert. Zunächst betrachtete die Stadtobrigkeit, deren Einfluß infolge der besonderen Straßburger Verhältnisse bei der geringen Einwirkung der Bischöfe auf das Münster sehr groß war, dasselbe fast als ihr Eigentum. Man hielt dort Sitzungen ab, ließ Mandate vom Lettner aus unter zeitweiliger Unterbrechung der Predigt verkünden und dergleichen. Advokaten hielten dort gleichsam Sprechstunde, Weinsticher schlossen Geschäfte ab. Auch sonst wurde gehandelt und gefeilscht. Man trieb selbst gelegentlich Schweine vom Schweinemarkt her durch das Münster, um einen Umweg zu sparen. Vor allem bewegte sich dort alles, was etwas sehen und hören oder gesehen werden wollte, selbst die feilen Dirnen fanden sich dort ein, setzten sich, wie es in einer Ratsverordnung heißt, „uf die staffelen für die altar", mit dem Rücken gegen denselben, und schauten die Leute an, als ob sie „uf dem gümpelmarkt sehssent". Von dem lärmenden Pfingstunfug im Münster mit dem Roraffen werden wir noch (S. 126) hören. Die Kirche war eben der große Mittelpunkt des ganzen



Lebens, und mindestens spielte sich auf dem Kirchhof ein nicht geringer Teil desselben ab. In kleinen Orten wurde auf dem Kirchhof auch Gericht gehalten. Um die Kirche herum lagen Buden von Händlern und Handwerkern. Gegen den Handel der Krämer auf den Kirchhöfen und am Eingang der Kirchen eiferte schon Bertold von Regensburg.

Eine enge Verbindung aller Bürgerkreise mit der Kirche stellten sodann die zahlreichen Angehörigen her, die in den geistlichen Stand oder in ein Kloster getreten waren. Die geistliche Hochzeit einer weiblichen Angehörigen oder die erste Messe eines Priesters gestalteten sich zu weltlichen, oft allzu üppigen Festen der Familie und der Freunde. Freilich wurde der Eintritt eines Weibes in ein Kloster oft rein vom Versorgungsstandpunkt angesehen (vgl. Bd. I, S. 251). Geiler meint, der Eintritt geschehe meist nur wegen der Armut der Eltern. Und von den vornehmen Ständen sagt Murner: „ist jetzund ein edelman, der sin kind nit vermähelen kan, und hat kein gelt ir nit zuo geben, so muoß sie klösterlichen leben"; nachher klage sie dann: „was stießens mich in dieses kleid!" Aber auch ernste Frömmigkeit trieb namentlich verwitwete Frauen ins Kloster: die Briefe der Katharina Lemlin geben davon Zeugnis. Der Drang nach einem geistlichen Leben zeigte sich in der großen Zahl halbgeistlicher Männer und Frauen, die zum Franziskanerorden als Tertiarier gehörten. Auch die Laien bleibenden, zum Teil nur ihre Versorgung in der Genossenschaft suchenden Beghinen — denn die Frauenklöster wurden im Gegensatz zu den Männerklöstern mehr und mehr den Wohlhabenderen, die sich einkauften, reserviert — lebten in halb klösterlicher Weise unter einer Meisterin. Auf die Entwickelung des Beghinenwesens aus einer religiösen, zunächst an die Orden der Prämonstratenser, dann der Zisterzienser sich anschließenden, von beiden wieder abgewiesenen Frauenbewegung im Lütticher Sprengel ist hier nicht näher einzugehen. Diese in eigenen „Höfen" lebenden religiösen Gemeinschaften enthaltsamer Frauen verbreiteten sich von Lüttich auch sonst in den Niederlanden und weiter nach Deutschland; in Köln gab es im 13. Jahrhundert nach Matthäus Paris schon „Tausende" von Beghinen. Zum Teil pflegten sie eine mystische Richtung, die sie der Ketzerei verdächtig machte. Diese später nur ärmeren Kreisen entstammenden „Schwestern" (oder „armen Kinder"), die sich oft durch kleine Arbeiten weiterhalfen, vor allem der Krankenpflege sich widmeten, und denen Unterkunft, Nahrung usw. meist gestiftet wurde, freilich nicht ausreichend, fanden ihr Gegenstück in den weniger zahlreichen männlichen Begharden (Lollharden), die sich selbst Alexianer nannten und ebenfalls wesentlich der Krankenpflege dienten.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Kunstpflege zum großen Teil trotz des Überganges der Kunst in Laienhände kirchlich bedingt blieb. Die großen Denkmäler der Baukunst gingen ebenso wie die Aufwendungen, welche Private für Kunstzwecke machten, vor allem aus kirchlichem Sinne hervor. Ein Heiligenbild, eine Madonnenfigur, ein Glasgemälde stiftete jene Brüderschaft, diese Familie. Der Reiche nahm die besten Künstler vor allem für die Kirche in seinen Sold. So ließ Jakob Heller in Frankfurt am Main nach seinen Angaben kostbare gestickte Kirchengewänder machen, ließ durch Dürer eine Himmelfahrt Mariä für den Altar der Dominikaner, durch einen Unbekannten ein schönes plastisches Werk, den Kalvarienberg, in der Liebfrauenkirche ein weiteres, den Ölberg, sich selbst bei den Dominikanern ein kostbares Grabdenkmal fertigen. Die Kunstpflege durch und für die Kirche hat auch das Volk oft erst kirchlich gestimmt; „durch Bilder wird das Volk unterrichtet und gefestigt", lautet ein lateinisches Wort: von dem religiösen Anschauungsunterricht durch die Kunst war schon (Bd. I, S. 223) die Rede. Trotz jenes Hervortretens neuer weltlicher Aufgaben (vgl. S. 63) blieb

die Grundrichtung aller Kunst überwiegend eine religiöse. Das Volksleben des ausgehenden Mittelalters ist überhaupt gewiß durch den verbreiteten materiellen Sinn, durch die Weltfreude und Genußsucht charakterisiert, aber ebensosehr durch das Gegenteil, nicht nur durch jene äußerliche kirchliche Färbung alles Tuns, sondern auch durch eine tiefere, wirklich religiöse Strömung (vgl. S. 209 ff.).

Trotz aller solcher Erscheinungen traten indes früh ausgeprägte Gegensätze zwischen Kirche und Bürgertum auf. Diese Gegensätze sind aber wirtschaftliche und soziale. Sie sind in der Selbständigkeit, den Wohlfahrtsaufgaben und den finanziellen Ansprüchen der städtischen Verwaltung begründet. Die Stadt bekämpfte vor allem das Übermaß der Sonderrechte des Klerus und die Versagung pflichtmäßiger Leistungen. Sie wollte in ihrem Eifer, alles wohl zu ordnen und zu beaufsichtigen, auch nicht vor der Kirche haltmachen. Sie nahm es eben ernst mit ihrer Verwaltung und vertrat deren Autonomie, wie es auch der Staat ähnlich tat. Einmal handelte es sich um die von der Kirche früh ausgebildete Armenfürsorge (vgl. Bd. I, S. 210). Auch die rege Privatwohltätigkeit hing mit der Kirche zusammen. Man war aber wieder wohltätig vor allem im Interesse des eigenen Seelenheils. Die Armen sollten dafür beten. Namentlich in den Spitälern war den Leuten tägliches Beten oft bis zum Übermaß vorgeschrieben, z. B. im Heiliggeistspital in Lübeck. Im ganzen zeigte nun diese kirchliche oder kirchlich beeinflußte Wohltätigkeit einen sehr ungeregelten Charakter, und das ohnehin durch die Verhältnisse stark geförderte Bettlertum war kirchlich geradezu privilegiert. Kein Wunder, daß auch der Betrug unter den Bettlern im Schwange war. Das beweist z. B. der „Liber vagatorum“, jenes zuerst wohl gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts gedruckte Buch von „der Betler orden“. Mit Vorliebe wurden kirchliche Masken (als Büßer, Pilger usw.) vorgenommen, sonst Krankheiten und Gebrechen vorgeschützt.

Den Städten mißfiel bei dem Armenwesen nun allerlei. Zwar erstreckte sich jener Schutz der Einheimischen selbst auf das Bettlergewerbe, das im übrigen durch Ordnungen geregelt und namentlich in seiner Unverschämtheit eingeschränkt wurde (in Nürnberg schon im späteren 14. Jahrhundert, dann in weiterem Umfange 1478): man wollte aber wenigstens die fahrenden und fremden Bettler nicht noch gefördert wissen. Wichtiger war eine argwöhnische Stimmung gegen den Klerus selbst infolge der Verwilderung eines großen Teiles desselben. Man fürchtete, daß er die reichen Spenden mehr für sich oder für andere Zwecke als für die Armen und Kranken verwalte. Gegen die fortwährenden Sammlungen der Klöster wurde man, ebenso wie gegen die zu Kirchenbauten sammelnden Stationierer, allmählich mißtrauisch. Nicht minder gegen die Almosensammler der ausdrücklich zu Spitalzwecken gegründeten, bereits (Bd. I, S. 210) erwähnten Orden sowie der Ritterorden selbst, der Johanniter und Deutschherren. Manche Innungen oder Private, die Spitäler gegründet hatten, wünschten schon eine schärfere Aufsicht über die Verwaltung. So vertrauten denn einzelne Bürger die Aufsicht über ihre Stiftungen dem Rat an, häufiger zum Beispiel im 14. und 15. Jahrhundert in Nürnberg, im 15. in Frankfurt am Main. Aber auch an eine eigentlich städtische Armenpflege dachte man früh, so schon 1254 bei dem rheinischen Landfriedensbund; auf dem rheinischen Städtetag in Würzburg wurde den wohlhabenderen Bürgern eine Steuer auferlegt zur Verteilung von Almosen am Karfreitag. Wesentlich blieb die Fürsorge aber auch bei städtischer Aufsicht eine private: es entstanden große Stiftungen, wie das 1388 von Konrad Mendel in Nürnberg gestiftete Brüderhaus für zwölf Arme und 1519 die viel großartigere Fuggerei, ein von den Fuggern begründeter Komplex von 53 Häusern für arme Augsburger.



Häufig setzten, in Frankfurt am Main schon seit 1437, die städtischen Obrigkeiten Almosenherren zur Verwaltung der Almosenstiftungen, zur Verteilung von Geld oder Naturalien ein (die Bezeichnung Almosenkasten entsteht erst im Reformationszeitalter). Vorher hatten (vgl. S. 113) schon jene Spitäler, die keineswegs nur für Kranke, sondern auch für Arme bestimmt waren, in die sich aber auch alte Leute einkaufen konnten, zunächst einen halbweltlichen, durch die finanzielle Kontrolle seitens einiger Bürger ausgedrückten, dann einen ganz städtischen Charakter unter weltlichen Spitalpflegern gewonnen. Bei anderen Versorgungs- und Wohltätigkeitsanstalten führte die eingerissene Zuchtlosigkeit zu städtischer Aufsicht und Verwaltung, so bei den Beghinenhäusern (vgl. S. 117), deren freiere Organisation der ohnehin starken Sittenlosigkeit besonderen Vorschub leistete, oder bei den meist von besonderen Elendenbrüderschaften unterhaltenen Elendenherbergen, deren Insassen aber oft höchst locker lebten. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden und namentlich in Deutschland, besonders am Mittelrhein und im Magdeburgischen verbreitet, im 16. Jahrhundert verschwindend, hatten diese Brüderschaften die Fürsorge für arme und kranke Fremde, namentlich Pilger, zum ausdrücklichen Zweck. Neben der Sorge für Unterkunft und Unterhalt war die Hauptsache aber diejenige für ein christliches Begräbnis fremder Toter. Im übrigen pflegten diese Brüderschaften wie die anderen vor allem die Geselligkeit nach damaliger Weise und oft im Übermaß. Ganz besonders streng suchte der Frankfurter Rat jeden geistlichen Charakter der Beghinen zu unterdrücken und betätigte dafür seinerseits eine stärkere Fürsorge durch Schenkungen usw. Allgemeiner wurde eine städtische Armenpflege und damit die notwendige Prüfung der Bedürftigkeit gegenüber dem kritiklosen und von den Bettlern ausgenutzten Dahingeben, das die Arbeitsscheu geradezu großzog, also eine Erziehung zur Arbeit seit der Reformation durchgeführt, doch klagte man auch später wieder über eigennützige Verwaltung des Armenkastens.

Ein weiteres Gebiet der Konkurrenz zwischen Stadt und Kirche war sodann das von der Geistlichkeit als Monopol betrachtete Schulwesen, dessen Förderung und Verwaltung die Stadt wegen der praktischen Bedürfnisse der Bürger erstrebte, ohne etwa kirchlichen Geist aus den Schulen bannen zu wollen: von diesen Konflikten werden wir im nächsten Kapitel hören. Ferner mußten auf dem Gebiete der Rechtspflege der Sonderstand des Klerus wie das kirchliche Asylrecht, vor allem aber der Anspruch, daß gewisse Vergehen der kirchlichen Rechtsprechung vorzubehalten seien, den Städten ein Dorn im Auge sein, ebenso die durch das höherstehende kanonische Recht begründete Überlegenheit des Klerus und die durch den ganzen kirchlichen Apparat bis zum Papst hinauf verstärkten Eingriffe in die Rechtspflege wie in die städtischen Verhältnisse überhaupt. Im ganzen war man übrigens früh geneigt, den Einflüssen des kanonischen Rechtes nachzugeben. Die Hauptspannung lag aber auf finanziellem Gebiet, auf dem des Steuerwesens. Dieselben recht zahlreichen Welt- und Ordensgeistlichen, die nicht nur sich, sondern auch ihre abhängigen Leute der städtischen Gerichtsbarkeit entzogen, die nichts für die äußere Sicherung der Stadt taten, aber ihren Schutz in Anspruch nahmen, verlangten geschlossen Freiheit nicht nur von allen Abgaben für ihren Grundbesitz, sondern auch von allen Schatzungen, Zöllen und Ungeld. Der empfindlichen Minderung der Einnahmen, zu der weiter noch die Schenkungen von bisher abgabenpflichtigem Grundbesitz an die Kirche beitrugen, suchten die Städte wenigstens durch gewisse Bestimmungen bezüglich der Überlassung von Immobilien an die Kirche entgegenzuwirken. Starke Kämpfe entbrannten aber wegen der Heranziehung des Klerus zur

indirekten Steuer, zum Ungeld. Kloster- und Weltgeistlichkeit trieben auf Grund ihrer Naturaleinkünfte vielfach Gewerbe (Weberei) und Handel (mit Korn, Mehl usw.), insbesondere ausgedehnten Weinausschank und -handel, wobei sie Einfuhrzoll und Ungeld verweigerten. In Mainz, Worms, Speyer und anderswo gab es deswegen, zumal bei den steigenden finanziellen Nöten der Städte, heftigen Streit, wobei der Bischof die Stadt wohl auch mit dem Interdikt strafte; später kam an einzelnen Orten der Klerus der Stadt einigermaßen entgegen. Dabei machten die Klöster selbst unter Umgehung des Zinsverbotes mittels des Rentenkaufes ausgedehnte Geldgeschäfte. Das Streben der Städte ging deshalb weiter: man wollte überhaupt eine Kontrolle der kirchlichen Finanzen in der Stadt. Es ist dies ein die Erfolge der Reformation später begünstigendes Moment.

Im ganzen haben wir bei dem städtischen Leben dieser Zeit manche bedenklichen Schattenseiten gefunden: in sozialer Beziehung werden wir alsbald noch mehr kennen lernen. Aber gleichwohl standen die Städte damals an der Spitze der gesamten Kultur. Dieser kulturellen Herrschaft des Bürgers mußten sich auch alle übrigen Stände beugen, selbst die früheren Kulturträger, der Klerus und der arg widerstrebende Adel. Sogar die Fürsten suchten das Muster für ihre gleichwohl oft recht knappe Lebenshaltung im 15. Jahrhundert bei den reichen Städtern. Aber nicht nur in der materiellen Kultur gab der Bürger den Ton an, sondern nicht minder in der künstlerischen Ausstattung des Daseins, zum Teil auch im gesellschaftlichen Leben, das dadurch freilich nicht verfeinert wurde, und erst recht im geistigen Leben. „So jemand lieset alle Chroniken", schrieb Luther 1521, „so findet er von Christus Geburt an dieser Welt in diesen hundert Jahren gleichen nicht, in allen Stücken. Solch Bauen und Pflanzen ist nicht gewesen so gemein in aller Welt, solch köstlich und mancherlei Essen und Trinken auch nicht gewesen so gemein, wie es itzt ist. So ist das Kleiden so köstlich geworden, daß es nicht höher mag kommen. Wer hat auch je solch Kaufmannschaft gelesen, die itzt umb die Welt fähret und alle Welt verschlinget? So steigen auf und sind aufgestiegen allerlei Künste: Malen, Sticken (Stechen), Graben, daß es sint Christus Geburt nicht gleichen hat. Dazu sind itzt solch scharf verständige Leut, die nichts verborgen lassen, also auch, daß itzt ein Knabe von zwenzig Jahren mehr kann, denn zuvor zwenzig Doctoren gekunnt haben." Waren es nicht wesentlich die Städte, die die Deutschen auf diese Kulturhöhe gehoben hatten?

---

# III. Das Zeitalter des Zwiespaltes: die materiell-volkstümliche Kultur und neue geistige Mächte. Soziale, geistige und religiöse Krisen.

Die Zeit vor und nach 1500 ist eine wundersame Zeit: überall sieht man Fortschritt, Regsamkeit, Wohlstand, unter Führung der Städte; dazu eine alle Stände durchdringende saftige Lebenslust, einen strahlenden volkstümlichen Humor bei hoch und niedrig — man meint, und manche Quellenstimmen sprechen also, den Deutschen in seiner glücklichsten Epoche zu sehen. Und doch treten uns damals ebenso unerfreuliche Züge, Züge der sozialen Zerrissenheit, des äußeren Elends, der geistigen Finsternis, des inneren Zwiespaltes in Masse entgegen — wer viele Menschen dieser Epoche unglücklich nennen wollte, würde nicht fehlgehen. Es war eine Zeit der Gärung, des Kontrastes, eine Zeit der Aufwühlung, des Kampfes. Und solchen Charakter deuten zeitgenössische Stimmen nicht minder an.

Auf den ersten Blick haben wir es mit einer Blütezeit des gesamten deutschen Volkslebens zu tun. Auch äußerlich wuchs die Masse: die außerordentliche Fruchtbarkeit der Deutschen trat jetzt recht in die Erscheinung. Eine Erfurter Chronik gibt acht bis zehn Kinder als Durchschnitt an. Vor allem das niedere Volk vermehrte sich stark. Wir sahen (Bd. I, S. 379 ff.), wie schon seit dem 13. Jahrhundert das niedere Volk überhaupt zu immer größerer Bedeutung gekommen war: wir stehen jetzt auf dem Höhepunkt dieser demokratisch-plebejischen Zeit, freilich auch kurz vor ihrem Ende. Das Eigenartige derselben ist, daß trotz aller materiellen und sozialen Unterschiede keine innere Trennung zwischen hoch und niedrig besteht, daß der Geist der gesamten Nation durch und durch volkstümlich ist. Diese gesunde und frische Volkstümlichkeit, bei der man derbe und abstoßende Züge mit in den Kauf nehmen muß, bringt eine starke Einheitlichkeit des Gefühls- und Geisteslebens der Nation hervor, trotz der äußeren und sozialen Zerrissenheit: aber auch diese innere Gleichförmigkeit stand wieder kurz vor ihrem Ende. Sie war vor allem und zunächst wenigstens durch das Fehlen tieferer Bildungsunterschiede zwischen den einzelnen Schichten bedingt. Die exklusive ästhetische Bildung der Minnezeit war dahin, mit ihr die gesellschaftliche Feinheit. Man hatte sich den heraufkommenden unteren Ständen genähert. Auch die geistige Trennung durch das Bildungsmonopol der Geistlichen war wenigstens verringert: die Laien waren geistig gewachsen. Gar keine innere Trennung konnte damals die verschiedene Entwickelung von Stadt und Land trotz aller Unterschiede der Lebenshaltung und der Berufsarbeit wie auch schon der Bildung bedeuten, vor allem nicht, soweit das niedere Volk in Frage kommt. Einen gewissen Ausgleich zwischen den beiden Sphären stellten überdies die Fahrenden (vgl. Bd. I, S. 410 ff.) dar, die in der Stadt wie auf dem Lande die gleiche Rolle spielten und die Träger manches volkstümlichen Gutes waren. Die naive, volkstümliche Redeweise der Zeit ist ein Ausdruck des Inneren: beim Geistlichen und Handwerker, beim Bauern und Ritter, beim

Fürsten und Bürger, überall ist sie die gleiche. Wir lernen sie jetzt gegenüber den vorzugsweise lateinischen Quellen früherer Zeit und den unvolkstümlichen höfischen Dichtungen der Minnezeit allerdings nur besser als früher kennen. Natürlich ist diese Volkstümlichkeit durchaus an die Stammesart gebunden. Große Unterschiede ergeben sich da zwischen den einzelnen Landschaften; auch hier gilt das spätere Wort Sebastian Francks: „und hat schier ein jede Provintz yr eygen sitten". Der volkstümliche Geist der Zeit tritt in ihrem religiösen Leben (vgl. schon Bd. I, S. 419 ff. und unten S. 209 ff.), in der Geselligkeit (vgl. S. 123), in der Kunst, die nun mit Vorliebe das leibhaftige Volksleben darstellt, hervor. Die Kunst ist bis zu einem gewissen Grade jetzt überhaupt Volkssache (vgl. S. 57 f.) geworden. In der Dichtung erlebt das Volkslied, dessen Dichter man nicht kennt, im 15. Jahrhundert seine Blütezeit. Das Volksbuch macht die ursprünglich für die Vornehmen bestimmten Prosabearbeitungen der alten höfischen Stoffe zur Volkskost. Die geistlichen Schauspiele gewinnen stark volkstümlichen Charakter, von dem die Fastnachtsspiele völlig getragen sind (vgl. S. 100). Die Dichtung beschäftigt sich auch sonst in ihren höheren Formen, wie in der Satire, mit dem Volke, nimmt das Volk als Gesamtobjekt. Bezeichnend ist weiter die Rolle der Volkspredigt (vgl. S. 116), bezeichnend die volkstümliche Tendenz der Vervielfältigung von Kunstprodukten durch Holzschnitt und Kupferstich (vgl. S. 63), und auch bei der Buchdruckerkunst ist ein volkstümlicher Charakter nicht zu leugnen. Die Erfindung schien einzelnen geradezu plebejisch.

Die innere Einheitlichkeit der Gesamtheit ist nirgends so deutlich ausgeprägt wie eben in dem Volkslied. Das ganze Volk hat es gesungen, obgleich es wesentlich von den Spielleuten getragen wurde und immer zunächst von einem Einzelnen herrührte. Im niederen Volk hatte es freilich seine Hauptstätte. Auch in seinen Stoffen blieb es vornehmlich in der Sphäre der niederen Schichten. Sehr charakteristisch für die Gesamtheit ist das, was man das Lebensideal des Volksliedes nennen darf. Eines führt einmal die Wünsche, die man wohl haben könnte, an: man wünscht sich ewige Jugend und Freude, Wein und schöne Mädchen, Geld und Gut, kurz, man möchte „im Rosengarten sitzen", wie die naturfreudige Zeit den Höhepunkt alles erwünschten Behagens, sorgloser und ungebundener Lebensfreude bezeichnet. Das Ideal ist, kurz ausgedrückt, „der Schlemmer"; man findet sich zusammen im „feinen Orden der Schlemmer". Neben dem fröhlichen Trunk, dem feinen braunen Mägdelein oder der schönen Jungfrau und dem lustigen Gesang ist ein Leben in und mit der Natur, d. h. im Mai und in der Rosenzeit, zu solcher Freude stetes Erfordernis. Das naiv-herzliche und gesunde Naturgefühl des Volksliedes ist überhaupt für den damaligen Menschen charakteristisch: das traute Verhältnis zum Wald und seinen Bäumen, zu den Tieren des Waldes und Feldes, insbesondere zu den Vögeln, zur viel lieben Nachtigall oder zum armen Käuzlein, ist noch sehr lebendig. Einen hervorragenden Ausdruck hat dieses innige, ursprüngliche Naturgefühl durch Luther gefunden, gemischt freilich mit frommer, aber nicht künstlicher Naturbetrachtung. Ihm ist die Natur zur herrlichen Gotteswelt geworden. Im ganzen ist das Volkslied ein Zeugnis dafür, daß das poetische Element gerade im niederen Volke noch am meisten lebendig geblieben ist (vgl. S. 165). Geistige Freuden wünscht sich das Volkslied im übrigen nicht: „kein größer freud auf erden ist, denn gutes leben han" — der ganzen Zeit ist das so recht aus der Seele gesprochen.

Dieser Sucht nach Lebensgenuß entspricht die allgemeine, schon bei den Städtern (vgl. S. 91 f.) hervorgehobene Festesfreude. Die offen zur Schau getragene natürliche Lust an Vergnügungen ist überhaupt für das ganze Mittelalter, wie auch die höfische Periode zeigte,



bezeichnend und läßt aufs neue den naiv-lebenslustigen Grundzug, der neben der asketischen Strömung immer bestanden hat, erkennen. Gerade die Kirche gab besonders Gelegenheit zu volkstümlichen Feiern. Ja, man meinte wohl, daß die Kirche das ganze Jahr zum Feste mache und den Bauern die Arbeit abgewöhne. In ihre Feiern mischten sich oft Züge alter Naturfeste, namentlich auf dem Lande, aber auch ohne Anknüpfung an die Kirche hielten sich alte Feste, wie die Maitänze usw. „Wir Deutsche", sagt Agricola, „halten Fastnacht, Sankt Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich sein und schlemmen; Burkhards Abend um des neuen Mosts willen, St. Martin vielleicht um des neuen Weines willen; da brätet man feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen; zu Pfingsten macht man Lauberhütten, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage." Weihnachten, das seinen Familienfestcharakter mit Kinderbescherung erst nach der Reformation erhielt und vielmehr der Beginn toller Maskeraden und lauter Feste während der unheimlichen „Zwölften", d. h. bis Epiphanias, war, trat vor dem Neujahrsfest, bei dem man neben Glückwünschen, zuweilen in Versen (Klopfan), auch Gaben unter Erwachsenen wechselte, noch zurück, ebenso vor dem Bohnenfest zu Epiphanias. „Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen", heißt es weiter, „gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen." Die Kirchweihen waren die Hauptfeste der Dörfer, mit „großem gefreß" (Johannes Boëmus), spielten aber auch in den Städten eine Rolle, eine geringere dort die Maienbäume und Maifeste. In der Stadt gab es aber viel weiteren Anlaß zu Festen. Fürstenbesuche, Reichstage, bei denen die hohen Herren sich auch vergnügen wollten, in den Städten abgehaltene Turniere boten dazu Gelegenheit. Namentlich die Schützenfeste (vgl. S. 101 ff.) wie die Handwerkerumzüge waren allgemeine Volksfeste, auch die Hochzeiten der Vornehmen erhielten durch die Bewirtung und Beschenkung vieler Ungeladenen ähnlichen Charakter. Die Prozessionen (Heiltumfahrten) schlossen häufig mit vergnügtem Zechen und Schmausen usw. Wichtig ist aber, daß die allgemeinen Feste wirklich solche der Gesamtheit waren, nicht „Volksfeste" im heutigen Sinne. So zeigt sich der wiederholt von uns betonte Massencharakter des ausgehenden Mittelalters, wie (S. 99) erwähnt, auch in der Geselligkeit.

Gewiß trug diese Lebenslust durchaus den Stempel des Materialismus, oft der Völlerei: die Sinnenfreude kam allgemein, nicht nur bei den Städtern, in maßloser Gestalt zum Ausdruck. Aber auch in weit häßlicheren Zügen gerade des inneren Lebens waren sich alle Schichten so ziemlich gleich. Jener alte egoistisch-gewalttätige Zug (vgl. Bd. I, S. 294 f.) ist noch keineswegs geschwunden. Die die Landstraßen unsicher machende Räuberei wurde nicht etwa nur von den in Fehde liegenden und sie als Kriegsrecht betrachtenden Rittern (vgl. S. 137), nicht nur von ihren schlimmeren Genossen, die zu bloßen Wegelagerern und Viehräubern herabgesunken waren, oder von fahrendem verbrecherischen Gesindel betrieben, sondern auch von gar nicht schlechtsituierten Bürgern und gelegentlich sogar von Pfaffen. Über die Unsicherheit der Straßen klagen, ebenso wie über ihren unglaublichen Zustand, ausländische Reisende noch im 16. Jahrhundert häufig. Geleit war durchaus notwendig. Auch den Adligen, der vermöge seiner Verbindungen eine geistliche Pfründe erhalten hatte, kümmerte sein geistlicher Charakter oft wenig, und er ließ sich in seiner Raublust nicht stören. Sehr bezeichnend ist die Erzählung einer Lübecker Chronik zum Jahre 1419. Die Mitglieder einer bei Straßburg aufgehobenen Räuberbande sagten danach aus, daß sie über 2000 Genossen in den rheinischen Städten hätten: ihre Beute hätten sie durch einige „Bübinnen" in ein Nonnenkloster gebracht, in das sie von ihrem Waldesschlupfwinkel aus auch ungestört

hineingingen. Der wilde Zug zeigt sich so noch in allen Gesellschaftsschichten. Das häufigste Verbrechen ist der Mord oder der Totschlag; erschreckend muß die Kriminalität der Zeit gewesen sein. Wir hören Geschichten, wie bei Burkhard Zink von einem Priester, der eine Frau zur Beichte zu führen vorgab und sie in abgelegener Gegend ermordete.

Die Härte der Strafen (siehe die untenstehende Abbildung) war zum guten Teil die Folge der herrschenden Unbändigkeit und Gewalttätigkeit, die die sich energischer durchsetzenden weltlichen Obrigkeiten seit dem hohen Mittelalter in immer schärferer Form zu bekämpfen suchten; am schärfsten taten es die Städte. Ging man bei Gewalttaten unmenschlich vor, schlug z. B. ein Frankfurter seiner Gattin beide Beine ab, verbrannte man etwa einem Boten die Füße mit Lichtern, so verfuhr man auch ähnlich bei der Strafe, die oft wie ein wütender Racheakt erscheint. Die alten Geldbußen traten seit längerer Zeit immer mehr zurück. Zunächst machte man von der Todesstrafe in weiterem Umfange Gebrauch, so fast allgemein bei Diebstahl, falschem Spiel, Falschmünzerei: nach Laurentius Schmits wohl übertriebener Rechnung sollen in Lübeck, „dieweil die Stadt Recht und Urteil gehabt", bis 1527: 18489 Personen hingerichtet worden sein. Weiter war aber die Art der Tötung bezeichnend. Neben den häufigsten Formen des Hängens (für Diebstahl) und Ertränkens (namentlich von Frauen) und der schon selteneren des Enthauptens wandte man diejenigen des Räderns (z. B. für Straßenraub, Mord usw.), des Verbrennens (für Sodomie, doch auch für andere Verbrechen, außerdem für Ketzerei und Hexerei), des Lebendigbegrabens, des Einmauerns und Siedens im Kessel (für Falschmünzerei) an, die letzten beiden Strafen allerdings schon nicht mehr im 16. Jahrhundert. Dazu kommen nun andere grausame Strafen, die oft der Todesstrafe noch vorhergingen: abgesehen von dem scheußlichen, aber wohl seltenen Schinden das Zwicken mit glühenden Zangen, das Abhauen der Hand, das Augenausstechen, das Abschneiden der Zunge (für Gotteslästerung) oder der Ohren. Weiter aber wandte man auch schon früh die aus dem kanonischen Recht übernommene Folter (vgl. S. 241) an. Daß unter solchen Umständen Gefängnisstrafen selten waren, überhaupt zunächst nicht eine Strafform darstellten, ist klar. Sie mehrten sich erst im 15. Jahrhundert, waren aber naturgemäß ebenfalls grausam und hart. Die Gefängnisse (vgl. S. 46), zunächst für Kriegs- und Untersuchungsgefangene bestimmt, waren oft finster und feucht. Die Gefangenen, auch hochstehende, waren an Ketten oder mit den Füßen in den Stock (ein durchlochtes Holz) geschlossen. Sie lagen häufig mit Irren (vgl. S. 114) zusammen. Doch wurde für bessere



Strafen. Aus Ulrich Tengler, „Layenspiegel", Augsburg 1512.



Kost auch der Gefangenen wie für sonstige Elende durch Stiftungen gesorgt, zumal ja eben unter ihnen Kranke waren. Wie gefühllos und unempfindlich mußten die ohnehin harten Menschen aber durch solche Justiz werden! Darf man sich da über die grausame Behandlung von Schülern, von Lehrlingen, über die maßlosen Züchtigungen der Kinder durch die Eltern, wie sie z. B. Luther arg erfahren hat, wundern?

---

Und doch fehlt der Zeit ein solche Schattenseiten mildernder oder aufhebender gemütlicher Zug nicht. Es ist der Humor, der ebenso allgemein ist wie jene Wildheit. Man wird keine Periode finden, die in solcher Weise ihr Leben, Denken und Trachten mit Humor durchsetzt hat wie das ausgehende Mittelalter. Eine mit materiellem Sinn gepaarte gute Laune, die einem ähnlichen Zeitalter in England später den Namen des merry old England verschafft hat, tritt uns überall entgegen. Daß dieser Zug damals so hervorstach, liegt eben in der volkstümlichen Art der Zeit begründet, wie ja auch heute die wirklich volkstümliche Literatur, d. h. heute eigentlich nur die Dialektliteratur, vorzugsweise humoristisch ist. Die Menschen jener Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert hinein, hoch und niedrig, haben alle diese Ader, wie sie alle durchaus volkstümlich reden und empfinden. Der Spruch des Sebastian Franck: „Thorheyt zu gelegner zeyt ist die größte Weißheyt" ist ihnen allen aus der Seele geschrieben, dem Albrecht Achilles und seiner Gemahlin, Albrecht Dürer und vor allem Luther, dessen Briefe und Tischreden des Humors voll sind, wie vielen anderen. Und sie freuen sich ihrer Art und schätzen sie hoch. „Ich bin doch", schreibt Luther einmal, „so gar hart und grob, groß, grau, grün, uberladen, ubermengt, uberfallen mit Sachen, daß ich muß zur Rettung des armen cadaveris zuweilen ein solch Lustfreudlein von einem Zaun brechen." Selbst ein so schwerfälliger Mensch wie der schon die Steifheit des kommenden Verfallszeitalters zeigende Kölner Hermann Weinsberg charakterisiert sich als „gern frohlich und lustig" und freut sich in seinem „Gedenkbuch" an dem Bericht von allerlei Schwänken.

Solchen Einzelstimmen entsprechen Äußerungen des Volkes im Volkslied, in volkstümlichen Schwänken und Sprüchen. Hier überwiegt die Trinkerseligkeit, der Humor des Schlemmers, daneben der der Faulheit und der am meisten dem Wesen des Humors entsprechende der Armut. Diesen echten Humor zeigen auch die Grabschriften, namentlich in Niederdeutschland, dessen derbe Spruchweisheit überhaupt bis heute die alte Volkslaune widerspiegelt. Aus jenen volkstümlichen Jahrhunderten stammt weiter die Hauptmasse launiger Bezeichnungen für Personen (vgl. S. 82; Beispiele bieten besonders die von Kriegk gesammelten Frankfurter Personennamen), Orte, Straßen, Häuser, Tiere, Pflanzen, Trachten, Waffen (Geschütznamen), Speisen, Getränke — und auch für den Galgen. Diese Laune erstreckt sich aber auf alle Lebensgebiete, zunächst auf das Recht, soweit es Volksgut ist. Der Humor im Recht, der freilich zum Teil aus noch älterer Zeit stammt, zeigt sich in Ausdrücken der Rechtssprache, Rechtssprichwörtern, Rechtsvorschriften, den Erscheinungen der drastischen „Rechtsübertreibung" und des „Scheinrechts" (lächerlicher Strafen). Weiter bemächtigt sich diese Laune des kirchlichen Lebens: trotz der theoretischen Weltverachtung wurde bei den immer volkstümlichen kirchlichen Festen (vgl. S. 123) dem Vergnügtsein oft bis zur Zügellosigkeit nachgegeben, in ernste Feiern drängte sich aber auch die Lust ein. Am Osterfeste suchten wohl die Prediger durch ungereimtes Zeug ihre Hörer zu möglichst kräftigem Lachen zu bringen. Vielleicht steckt in diesem „Osterlachen" weniger die Erleichterung nach der langen Fastenzeit als die wiederholt (Bd. I, S. 191, 345) betonte Freude über den Einzug der wärmeren

Jahreszeit, die wieder in der Natur zu leben verstattete. Sollte doch die Sonne selbst drei Freudensprünge am Ostermorgen machen. Im Straßburger Münster versteckte sich am Pfingstfest einer „in“ der Figur des sogenannten „Roraffen“ — d. h. in Wahrheit wohl auf der nahen Orgelbühne — und sang und spottete während des Gottesdienstes, ein Unfug, den Geiler von Kaisersberg 1496 und energisch 1501 zu beseitigen suchte, anscheinend vergeblich. Auch die Kirchenbauten selber zeugen von solchem Hang zu Spott und Possen, dessen Träger die Steinmetzen und Holzschnitzer waren. Man denke an die derb-komischen, den Klerus selbst verspottenden Wasserspeier am Freiburger Münster, an schalkhafte Stein- und Holzarbeiten an Säulen, Altären und Chorstühlen.

Humor lebte aber überhaupt in der Kunst, das zeigen die Randzeichnungen Dürers im Gebetbuch Maximilians, zahlreiche Holzschnitte und andere volkstümliche Kunstprodukte. Humor lebte ebenso in der literarischen Produktion. Altes Volksgut enthielten die Schwanksammlungen, wie der „Pfaffe vom Kahlenberg“. Auch in späteren Sammlungen, die zum Teil recht viel fremdes Gut führen, ferner schon Künstlichkeit und Züge des Niedergangs aufweisen, in Paulis „Schimpf und Ernst“, Wickrams „Rollwagenbüchlein“, Freys „Gartengesellschaft“, Kirchhoffs „Wendunmut“ und anderen, hat der deutsche Volkshumor noch sein großes Feld. Als sein ursprünglichstes Erzeugnis muß aber neben dem Volksbuch von den Schildbürgern das von Till Eulenspiegel gelten, freilich in erster Linie ein Produkt der sonst mißachteten „Bauernschlauheit“. Völlig städtische Färbung hatten dagegen jene Fastnachtsspiele (vgl. S. 99 f.). Die Fastnacht, die bei hoch und niedrig als fröhlichste Zeit im ganzen Jahre galt (vgl. S. 99), ließ die lustige Volkslaune überschäumen, in komischen Aufzügen, oft satirischer Natur, in derben Narrenspossen auf den Straßen und in den Häusern. Von ihr zeugen ebenso die Spiele, deren Hauptkomiker der Teufel war. Auch bei ernsten Spielen zu anderen Zeiten bot die Hölle, deren Pforte sich im Vordergrunde des Platzes öffnete, und die sonst irgendwie unterirdisch hergerichtet war, durch den Lärm ihrer Insassen ständig Anlaß zur Belustigung. Die Teufel selbst griffen zu komischen Possen, hechelten auch die verschiedenen Stände durch. Die Szene mit dem Salbenkrämer wurde zu einer drastischen Streit- und Prügelszene gestaltet. „Der Narren Kirchweih“ nannte man die Fastnacht, und die Narrenkleidung — daß es überhaupt eine solche gab (Gugel, über den Kopf gezogen, daran Eselsohren mit Schellenbesatz), ist schon bezeichnend — war unter den Fastnachtsverkleidungen die beliebteste. Der allgemeine Drang zu volkstümlicher Belustigung hat das Narrentum aber auch zu einer ständigen Institution gemacht, die, eigenartiger als das berufsmäßige Possenreißertum der Orientalen und Griechen oder gar unzivilisierter Völker, recht dem Geist ihrer Zeit entsprach: er ließ ja damals auch Narrengesellschaften, Narrenvereine sonst verständiger Leute erstehen. Der Narr ist Verkörperung menschlicher Torheit: aber der Humor der Zeit faßt selbst die Sünde als Narrheit auf. Anderseits wird der Narr selbst zum Verspotter der Torheiten und Sünden der Menschen. Neben dem Volksnarrentum hat sich ein festes Hofnarrentum entwickelt, wodurch die Fürsten, überhaupt die großen Herren, auch die Prälaten und Äbte, sich ebenso als Liebhaber der volkstümlichen Laune erwiesen wie durch ihre Hofastrologen (vgl. S. 202) als Anhänger volkstümlichen Wahns. Mit dem Schwinden volkstümlichen Geistes kamen auch die Hofnarren ab, deren Geschwätz bereits Philander von Sittewalt als „garstig und ungeschmackt“ verspottete. Freilich nahm mit dem 16. Jahrhundert überhaupt das Derbe und Zynische des Humors zu. Aber die Grobheit und Derbheit war doch schon früher charakteristisch, auch bei Vornehmen: in den Spielen durften Unflätigkeiten und rohe Prügeleien, die häufig selbst in



den geistlichen Spielen (Wächter am Grabe) vorkamen, am meisten auf Beifall rechnen. Aber man denke an unsere Clownszenen. Und auch heute noch lieben materiell gerichtete Kreise, wie es damals die ganze Zeit war, niedrig-komische Genüsse.

Für den damaligen Humor ist nun aber weiter ein uralter, volkstümlicher, jetzt sehr gesteigerter Zug charakteristisch, die Spott- und Necklust. Die so zersplitterten und auf ihre Eigenart stolzen Stämme haben sich von jeher gern verspottet: das schoß jetzt üppig in Blüte, und jedem Stamm sagten die anderen gewisse Unarten nach. Manche kamen aber auch zu einem allgemeinen Ruf als törichte Leute, wie einst die Heruler, so jetzt die früher (vgl. Bd. I, S. 311) gepriesenen Schwaben. Namentlich haftete solcher Spott aber an Städten, wie vor allem an Schilda, deren Bürgern das „Lalenbuch“ die Ehre allgemeinen Bekanntseins verschaffte, weiter an Schöppenstedt, Buxtehude und anderen; selbst das vornehme Nürnberg hat etwas herhalten müssen. Noch stärker richtete sich die Spottlust auf den einzelnen Menschen und verschonte dabei selbst nicht Gebrechen. Die zahlreichen Spitznamen, zu denen häufig die Trinklust des Betreffenden Anlaß gab, sind später oft zu Familiennamen geworden (vgl. S. 81 f.).

Aber die volkstümliche Spottlust dieser Zeit trägt nun doch auch einen stark satirischen Zug, und das hängt unzweifelhaft mit den Zuständen, die dazu herausforderten, zusammen, immerhin auch wohl mit einer eingewurzelten Neigung. Schon im 14. Jahrhundert wird in Braunschweig verboten, ehrenrührige Reime und Spottverse zu machen und zu verbreiten. Wie die eigentliche Volksliteratur — von den Satiren der höheren Literatur, vor allem dem auch noch stark volkstümlichen „Narrenschiff“ Sebastian Brants ganz abgesehen — oft stark satirisch gefärbt ist, z. B. in den Schwankbüchern die Pfaffen herhalten müssen, so liebt es das Volk auch sonst, seinen Spott bitterer auszudrücken. Schärfer wird die Verhöhnung gewisser allgemeiner Gattungen, wie der Hoffärtigen, der Liebesnarren, der Pantoffelhelden, der Schwätzer, man schreitet aber weiter zur Verspottung ganzer Stände und Berufsklassen. Schon das Volkslied zeigt sich, abgesehen von den verhaßten „snöden juden“, namentlich über die Juristen, die „bösen Christen“, („sie haben die alten Rechte verkehrt“) und über die Geistlichen („was sie uns sollten wehren, dasselbe treiben sie alle Tage“) erbittert. Dazu kommt der ständige Spott über die Bauern (vgl. S. 140). Vielfach behält diese gesellschaftliche Kritik noch humoristischen Charakter: der erwähnte Salbenkrämer in den geistlichen Spielen wird zu Hieben auf den betrügerischen Kaufmann benutzt; launige Sprichwörter nehmen die Handwerker nach den einzelnen Zweigen vor; die Ärzte „können nit mehr denn lügen und schwatzen“. Alle Stände müssen dem Volkswitz herhalten. Aber die Kritik wird auch ernster, dringender, offener. Seit den Tagen Bertolds von Regensburg (vgl. Bd. I, S. 422 f.) hatte sie eine Hauptstätte in den volkstümlichen Predigten. Auch in Liedern wurden Reformen gefordert, nach der Mansfeldischen Chronik von Cyriacus Spangenberg machte man 1452 Lieder, „darinnen die Oberkeit erinnert und ermahnet ward, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nicht zu viel Freyheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in Stedten nicht zu viel Pracht und Geprenges zu vorstaten, das gemeine Bawersvolk nicht über Macht zu beschweren, die Straßen [von Räubern] reine zu halten und Jedermann Recht und Billigkeit widerfaren zu lassen“. Es sei auch auf ein von Kriegk veröffentlichtes Frankfurter Strafgedicht auf die allgemeine Treulosigkeit und Habgier hingewiesen. Lehrgedichte wie Vintlers „Blumen der Tugend“, das sehr pessimistische „Teufels Netz“, „Die Welschgattung“, Morsheims „Spiegel des Regiments in der Fürsten Höfe“ gehen sehr scharf mit allen oder einzelnen besonderen Ständen um und schonen auch vor

allem den Adel und die Fürsten nicht. Am höchsten steht die tiefeinschneidende Satire Sebastian Brants, an dessen „Narrenschiff“ Geiler von Kaisersberg sogar Predigten anknüpfen konnte. Auch die volkstümlichen Spiele greifen oft die Mächtigen dieser Erde an bis hinauf zum Kaiser. Und Hans Folz bittet in seiner „Histori vom Römischen Reich“ den lieben Gott: „O Herr, laß uns werden gefreit von aller tirannischen rott!“

---

Dahin schwindet vor solchen Stimmen jener Eindruck der Einheitlichkeit, und dieselben Menschen, die sich geistig und gemütlich so ähnlich sind, zeigen starke soziale Zerrissenheit. Zunächst ergaben sich tiefgehende Gegensätze schon aus der politischen Zersplitterung des Reiches und den Machtgelüsten der einzelnen Faktoren, die immer gegeneinander standen und gerade bei der Schwäche der Zentralgewalt sich auch zunächst nebeneinander behaupteten, der Fürsten, Städte und Reichsritter. Der für die Zukunft wichtigste Gegensatz, bei dem es darauf ankam, welcher Faktor im politischen wie auch im kulturellen Leben überhaupt maßgebend sein sollte, war der zwischen Fürsten und Städten. Auf der kulturellen Vorherrschaft und der wirtschaftlichen Macht der letzteren beruhte die Höhe der Zeit: aber die politisch führende Schicht der Fürsten begann schon jetzt die äußere Selbständigkeit der Städte, die als bürgerliche Republiken sich ebenso wie sie von der Reichsgewalt emanzipiert hatten, zu unterdrücken. Bereits im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) hatten sich die Landesherren zu bedeutender Machtstellung aufgeschwungen; ihre Zahl hatte sich auch durch Teilungen der Herrschaft fortgesetzt vermehrt; aus ihnen hatte sich dann der Kreis der Kurfürsten als eigentlicher Regenten des Reiches gebildet, und diesem oligarchischen Regiment gegenüber bedeutete der Kaiser wenig. Der Stabilierung der landesherrlichen Macht folgte zunächst freilich wieder ein Rückschlag durch die Emanzipation der Stände.

An das Mitsprechen der Stände, vor allem der Ritterschaft — der Klerus erscheint nicht immer unter den Ständen —, war der Fürst im ganzen seit dem 14. Jahrhundert gebunden. Schon im 13. Jahrhundert hatten die Ritter mit ähnlichen Mitteln, wie sie die Landesherren gegenüber der Zentralgewalt angewandt hatten, sich von ihnen emanzipiert. Die ritterlichen Ministerialen waren längst mit den freien Vasallen verschmolzen (vgl. Bd. I, S. 270) und fühlten sich nicht mehr persönlich vom Landesherrn abhängig. Er blieb ihr Lehnsherr, aber sonst arbeiteten die kleinen Herren immer mehr auf einen eigenen Herrschaftsbereich hin, und da sie vereinzelt zu ohnmächtig waren, suchten sie in den ritterlichen Bünden und Körperschaften (vgl. Bd. I, S. 378 f.) den nötigen Rückhalt für ihr Machtstreben. Längst hatten sich ferner (vgl. Bd. I, S. 291 ff.) die Städte von den Stadtherren emanzipiert und sich immer mehr zu selbständigen Wirtschafts-, Verwaltungs- und Gerichtsbezirken entwickelt. Gegen den Klerus mit seinen Privilegien und Exemtionen konnte der Landesherr immer weniger ausrichten. Die begonnene Konzentration der Verwaltung wurde so wieder gestört: schließlich blieb dafür nur der Domanialbesitz. Ritter, Städte und erst recht die Kleriker fühlten sich auch nicht nur territorial wenig gebunden, vielmehr kaum national: der internationale Zusammenhang der Stände war oft ausschlaggebend. So kam der Landesherr, zumal bei wachsender Verschuldung, in eine immer schwierigere Lage. Insbesondere für die Heeresfolge und die Aufbringung der finanziellen Erfordernisse stieß er auf immer stärkeren Widerstand, und es blieb nichts übrig, als vor den Ständen zu kapitulieren und mit ihrer Mitwirkung zu regieren. Allgemeine Gründe, wie die militärische Wichtigkeit der Ritter, die Steuerkraft der Städte, der Besitz des Klerus, lassen sich für die Entstehung



ständischer Verfassungen nicht als überall entscheidend annehmen, man hat richtig betont, wie zufällig der Charakter der neuen Formen und wie verschieden der Zeitpunkt ihrer Ausbildung ist. Die Steuerbewilligungen sind jedenfalls ein Hauptmittel zur Erweiterung der Rechte der Stände gewesen, aber auch äußere Ereignisse, wie Thronstreitigkeiten. Die erste Voraussetzung war natürlich das durch eine erneute Festigung der Territorialherrschaft selbst bewirkte Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Territorium, eine weitere die Unabhängigkeit desselben vom Reich, die ein eigenes Heer, eine eigene Verwaltung bedingte. Zur Durchführung der entsprechenden Aufgaben mußte der Fürst aber bei der sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der Ritter und der Städte mit diesen paktieren.

Im 15. Jahrhundert begann der neue Aufschwung der landesherrlichen Macht. Das Bedürfnis nach einer fest durchgreifenden Obrigkeit wurde stärker, je mehr die Zentralgewalt versagte. Nun kam dem Territorium seine Beamtenorganisation zugute: auf sie stützte sich die immer mehr als notwendig anerkannte geordnete Verwaltung. Vor allem wurde Ordnung der Finanzen als erste Grundlage der Macht erstrebt. Das Wichtige war nun, daß stärker noch als schon im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) die wirtschaftliche, sittliche, soziale Fürsorge von den Landesherren als Aufgabe ergriffen wurde, die Städte darin also keineswegs allein standen, sondern vielmehr, soweit sie zu einem Territorium gehörten, Schutz und Unterstützung bei den Fürsten fanden. Eigentliche Kulturträger waren zwar die Fürsten in dieser Zeit noch nicht. In ihrer Lebenshaltung kamen sie manchen reichen Bürgern kaum gleich, sie werden in der Mehrzahl von italienischen Beurteilern noch im beginnenden 16. Jahrhundert als arm und verschuldet hingestellt. Ihr Hauptstreben war ein rein dynastisches, eine Vermehrung ihres Territorialbesitzes und ihrer Einkünfte. Dabei ergab sich eine ständige gegenseitige Eifersucht. Höhere Interessen kannten sie noch wenig: wer ihre Privatbriefe durchblättert, wird die Jagd (siehe die obenstehende Abbildung) und das im ausgehenden Mittelalter wieder gewaltig Mode werdende Turnier (vgl. S. 136) als das Wesentlichste entdecken, und namentlich die norddeutschen Fürsten waren, wie sich Markgraf Johann von Brandenburg einmal ausdrückt, „niederlendische jeger“. Dabei huldigten sie jenem rohen Schwelgluxus, namentlich dem Trinken, und dachten nicht an feinere Geselligkeit. Für ihre Verwaltung, über deren Fortschritte später (S. 270 f.) näher zu handeln ist, hatten sie schon seit dem 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) jene Organisation eingeführt: wesentlich wegen der Einkünfte waren



Bärenjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau“, Frankfurt a. M. 1583.

Bezirke mit ministerialischen besoldeten Pflegern, Amtleuten, Kastellanen, Drosten an der Spitze gebildet worden, die häufig zugleich die Gerichtsbarkeit über die Nichtritterbürtigen übten; denn der Graf, nun der Territorialherr, nahm seinen Vorsitz jetzt nur noch in den Gerichten für Ritter. In den Ämtern lag der Schwerpunkt des ganzen Finanzwesens, da auch die Ausgaben durch sie geleistet wurden. Da nun weiter der auf das Lehnswesen gegründete Kriegsdienst eine Zentralisation ausschloß, blieben dem Mittelpunkte des Territoriums, dem Hofe selbst, zunächst nur geringe Verwaltungsaufgaben. Die alten Hofämter, das des Truchsessen usw., gingen dabei an Bedeutung zurück, und die Fürsten bedienten sich schon ministerialischer Räte, deren Amt eben nicht mehr mit dem Lehnswesen verbunden war. Diese noch einfache Landesverwaltung hatte nun schon innere Fortschritte über die allgemeinen Aufgaben der Sicherung des Landfriedens und der Ausübung öffentlich-rechtlicher Befugnisse hinaus gemacht. Seit dem 13. Jahrhundert hatten z. B. die Landesherren, die ja überhaupt auf reichem Grundbesitz, freilich nicht ihrem einzigen Machtmittel, fußten, ihre Fürsorge der landwirtschaftlichen Produktion zugewandt, für deren Förderung die verfallende Grundherrschaft versagte. Durch ihre Amtleute griffen sie sogar in die Dorfangelegenheiten ein. Denn für ihre Einkünfte, die sie außer von den Gefällen aus ihrem Besitz — und diese waren in jenen Fehdezeiten oft unsicher — durch Besteuerung erzielten, war das Land zunächst wichtiger als die Stadt. Aber auch für deren Interessen sorgten sie bald, freilich zunächst aus fiskalischen Gründen (Zolleinnahmen), auch wohl aus politischen, um, etwa durch Förderung eines bestimmten Handelszweiges, andere Territorien zu schädigen. Für Albrecht Achilles zum Beispiel, den Feind Nürnbergs, der als rechter Ritter überhaupt von Kaufleuten wenig wissen wollte, waren nur solche Gründe maßgebend, für seine Nachfolger aber doch auch schon wirtschaftliche Erwägungen. Die Hauptsache war Begünstigung der eigenen Städte gegenüber den fremden. Allmählich wirkten die Fürsten durch die Bedürfnisse ihres nun fester gewordenen Hofhaltes auf Handel und Gewerbe förderlich ein, die Residenzstädte wurden gehoben: aber bei der bedeutenden Eigenwirtschaft des Hofes war dieser Vorteil anfangs noch gering. Fürstliche Städte, die von den Fürsten nicht besonders begünstigt wurden, konnten ihre Stellung selbst schwer behaupten und wurden oft Ackerstädte. Mehr und mehr wurde aber aus dem Gewährenlassen ein Eingreifen in das wirtschaftliche Leben. Der Fürst entschied Streitigkeiten zwischen Städten wegen ihres Handels nach seinen persönlichen oder den Interessen des ganzen Territoriums; er dekretierte ebenso über die gewerblichen Verhältnisse, die Abgrenzung der Handwerke usw. Bald wurden, wie bisher seitens der Städte, nun seitens der Landesherren Bestimmungen über Maß und Gewicht, Preise, Löhne und anderes getroffen. Überhaupt wuchs die Verwaltungstätigkeit, die schon durch die regelmäßige Besteuerung (vgl. S. 74) notwendig geworden war, entsprechend der Erweiterung des Territoriums zu einem Wirtschaftsgebiete sich ganz wie in der Stadt aus, ohne daß man aber von einer neuen Wirtschaftsform sprechen kann; die fürstliche Wirtschaftspolitik war im 13. Jahrhundert schon zum Teil weiter gewesen als jetzt. Vielmehr werden wir noch später die alten Formen der „Stadtwirtschaft", nur von den Landesherren gehandhabt, weiter bestehen sehen. Im ganzen setzte sich die fürstliche Verwaltung völlig erst im 16. Jahrhundert durch.

Auf die Ausbildung eines eigentlichen Staates hat dann schließlich sehr wesentlich die alsbald (S. 145 ff.) zu besprechende, vor allem gerade durch die juristischen Kanzleibeamten der Fürsten geförderte Übernahme des römischen Rechtes, überhaupt die



Erneuerung des antiken Einflusses gewirkt. Man hat den aufkommenden modernen Staat geradezu als ein Produkt der Renaissance angesehen. Das ist so allgemein nicht richtig. Es handelt sich um eine nicht auf Italien beschränkte, vor allem in Westeuropa eintretende internationale Entwickelung. Das Streben ging auf Konzentration und Konsolidierung der staatlichen Macht gegenüber den mittelalterlichen Ideen des christlichen Universalreiches und des kirchlich geleiteten Staates überhaupt wie gegenüber dem zersetzenden Sondergeist des Feudalismus: Frankreich, Spanien und England erwuchsen zu kräftigen nationalen Staaten. Auf Italien wirkte wesentlich das Vorbild des normannischen Königreiches beider Sizilien, das auf älteren Grundlagen unter dem Staufer Friedrich II. eine modernere Organisation und straffe Gestaltung erhielt. In Italien nahm dann bei der Fülle der staatlichen Sondergewalten die staatliche Entwickelung die verschiedensten Formen an, die in einzelnen Elementen sicherlich zur Ausbildung des modernen Staates beitrugen. Daß in Deutschland zwar nicht wie in Westeuropa die Zentralmacht, sondern die Territorialherren einen kräftigen Anlauf zu staatlicher Konzentration nahmen, wurde schon früher (Bd. I, S. 309) erörtert und oben wieder hervorgehoben. Dann folgte jener Rückschlag (vgl. S. 128) und darauf der geschilderte kräftige, diesmal dauernd wirksame Aufschwung staatlicher Macht: der Fürst begann mutig die notwendige Auseinandersetzung mit den feudalen Faktoren, die aller Konzentration seiner Machtmittel widerstrebten, kam freilich noch lange nicht völlig zum Siege. Indessen ist die neue Wendung zum modernen Staat in Deutschland bereits im 14. Jahrhundert von einem bedeutenden Fürsten, überdies gerade von einem Inhaber der kaiserlichen Zentralgewalt, eingeschlagen worden. Burdach hat, was oft übersehen wurde, auf Karl IV. als den Schöpfer eines moderner gerichteten Staates hingewiesen. Freilich handelt es sich dabei nicht um das Deutsche Reich, sondern um das Königreich Böhmen, dessen Verwaltung er straff konzentrierte und regelte, dessen Machtmittel er fest gründete, dessen Wirtschaftsleben, dessen innere Wohlfahrt er auf alle Weise zu fördern suchte. Diese Rolle Karls IV. ist nicht zufällig, er gehorchte da wieder, wie auch auf anderen Gebieten (vgl. Bd. I, S. 359), den Einflüssen Frankreichs, gerade für Frankreich haben wir eben bereits die Anbahnung des straffen modernen Staatsgefüges festgestellt. Später, in der jetzt von uns behandelten Periode, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, ist dann Frankreich durch Ludwig XI. völlig zum kraftvollen Staat geworden, in derselben Zeit, als Heinrich VII. von England und Ferdinand von Aragonien ihre Länder auf eine entsprechende Höhe hoben. Dahinter blieben die deutschen Landesherren naturgemäß weit zurück.

Einige Worte erfordert noch jenes notwendige Streben der deutschen Fürsten, sich gegen die zu der (S. 128) besprochenen Bedeutung gelangten Stände durchzusetzen. Vor allem bedurfte es einer Auseinandersetzung mit den Städten. War ihnen auch die Neigung zur Beeinflussung der Reichspolitik gelegt worden (vgl. S. 31), so waren doch die einzelnen Städte in ihrer politischen Unabhängigkeit ziemlich ungeschmälert geblieben; sie waren durch ihre Einungen stark, standen außerhalb der Lehnsverfassung und pflegten im übrigen ebenso nur Sonderinteressen wie die Landesherren. Im 15. Jahrhundert kam der Kampf zum Ausbruch und wurde zum Teil schon zugunsten der Landesherren, die indessen nicht wie der ritterliche Adel absolut städtefeindlich waren, sondern nur Herren der Städte sein wollten, entschieden. Die Hansa ließ es 1442 geschehen, daß Kurfürst Friedrich II. ihr Glied, die Landstadt Berlin, unterwarf und damit einen ersten, weithin wirkenden großen Erfolg gegenüber den Städten errang; Nürnberg mußte sich 1450 allein gegen Albrecht Achilles wehren, der freilich nichts

ausrichtete; aber Mainz konnte 1462 dem Erzbischof nicht widerstehen. Anderseits bewahrten viele Städte ihre Selbständigkeit, auf die fürstlichen Städte sahen die unabhängigen Glieder der Hansa herab, und der volle Sieg der Landesherren ist erst ins 17. Jahrhundert zu setzen.

Der Fürst hatte nun keineswegs nur die Unabhängigkeitsbestrebungen der Städte oder auch der Reste der freien Bauern zu bekämpfen, sondern ebenso die des ritterlichen Adels. Es ist zu sehr tragischen Konflikten zwischen den freiheitsliebenden und zugleich herrischen Rittern und den Fürsten gekommen; besonders die Hohenzollern haben die wilde Ritterschaft der Mark Brandenburg gewaltsam niederzwingen müssen. Anderseits bewahrten im älteren Deutschland Teile des ritterlichen Adels ebenso wie viele Städte ihre Unabhängigkeit als Reichsunmittelbare. Sozial standen überdies Adel und Fürsten einander doch als „Ritter" nahe, und kulturell erst recht: als Folge eigentlicher sozialer Gegensätze kann man diese die Zukunft entscheidenden Machtkämpfe nicht auffassen.

---

Für die soziale Zersplitterung ist viel stärker der Gegensatz zwischen Adel und Städten in Betracht zu ziehen. Den Niedergang des Adels und seine Gründe haben wir bereits (Bd. I, S. 352ff. und 379) kennen gelernt. Zu den wirtschaftlichen Momenten kamen im späteren 15. Jahrhundert die den Ritter schädigenden Wandlungen des Kriegswesens. Wichtig war dabei nicht etwa das Söldnertum an sich. Diese der zunehmenden Geldwirtschaft entsprechende Heeresform hatte schon längst (vgl. Bd. I, S. 322) neben dem Lehnsheer bestanden. Die Territorialherren bildeten das Söldnertum dann bei der Unzuverlässigkeit des Lehnsverbandes, nachdem es die Staufer schon gegen die Lombarden benutzt hatten, als brauchbares Machtmittel aus, und noch früher hatten es die geldreichen Städte, zumal die Bürger infolge ihrer Erwerbsinteressen sich kriegerischer Betätigung allmählich weniger geneigt zeigten, herangezogen. Das Geld erlaubte dann auch die Aufstellung größerer Massen, die die kleineren Lehnsheere weit hinter sich ließen. Karl der Kühne hatte bei Granson 14000, bei Murten 19000 Krieger. Dieses Söldnerwesen tat nun dem Rittertum an sich keinen Abbruch. Denn zunächst gab der Ritter selbst das allerdings wenig disziplinierte Material für fürstliche wie städtische Söldner her und kräftigte sich sogar finanziell durch diesen namentlich von den Städten gut bezahlten Dienst. Im ganzen blieb daher der Krieg, der sich immer mehr als eine Reihe bald hier, bald da lodernder, beide Teile ermüdender Fehden mit seltenem Aufeinandertreffen größerer Haufen darstellte, auch Raub. Die Gefechtsform war die des Turniers, wobei man übrigens immer ganz langsam gegeneinander ritt. In letzter Linie bestand das Heer nach französischem, dann auch burgundischem Muster aus „Gleven" („Lanzen"), d. h. ganz kleinen Einheiten, die ein Ritter als maßgebender Mittelpunkt in Verbindung mit leichten Reitern und berittenen, im Gefecht absitzenden Schützen bildete. Solche Mischung war längst gebräuchlich. Die nur wenig zahlreichen Bogenschützen und Armbruster traten in der Ritterschlacht meist vor dem Zusammenstoß in Aktion. Diese Schützen wurden dann namentlich von den Städten ausgebildet, die sich im übrigen ganz an die bisherige Kampfweise hielten. In ihren Heeren waren die nach Art der Ritter gewappneten, berittenen Patrizier der wichtigste Teil; das Fußvolk, neben jenen Schützen Spießträger, war Nebensache und focht ungeordnet im Handgemenge. Das Fußvolk — von der alten, im Notfall verwandten Landwehr kann man ganz absehen — stand überhaupt gegenüber dem Reiterheer noch durchaus zurück, war meist nur Hilfs- (Besatzungs- und Bedeckungs-) Truppe und galt gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts



in Deutschland ganz wenig, obgleich es in dem großen französisch-englischen Kriege schon seine Rolle spielte. Dann aber setzte sein bereits (Bd. I, S. 379f.) erwähnter Aufschwung ein. Mehr als dem französischen Königtum (Ludwig XI.) ist den in ewigem Kriege mit ihren herrischen Nachbarn liegenden Schweizern diese Wendung zu danken. Bei ihnen konnte sich schon der Bodenbeschaffenheit ihres Landes wegen eine Reiterei nicht entwickeln. Die Bedrängung von außen hatte überdies Stadt und Land geeint und zur kriegerischen Ausbildung des ganzen Volkes beigetragen. Früh zeigte sich dann, wohl auch infolge einer traditionellen kriegerischen Neigung wie des geringen Wohlstandes und einer gewissen Habgier und Liebe zum Gelde, ein Hang zum Söldnertum. Der Strom ging zunächst vor allem nach Italien, dessen kulturelle Überlegenheit sich auch in technisch-militärischer Beziehung äußerte, und das darin wieder die Schweizer beeinflußte. Vielleicht stammt der berühmte lange Spieß der Schweizer aus Italien. Der Fortschritt nun, den diese herbeiführten, und der zugleich den Beginn des modernen Kriegswesens bedeutet, liegt in folgendem. Die Ritterschlacht hatte eigentlich die individuelle altgermanische Kampfesart bewahrt. Nach dem Zusammentreffen der feindlichen Reiterhaufen löste sich die Schlacht in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Der Einzelne verrichtete, wie es die Germanen taten, Wunder von Tapferkeit. Von Taktik und Strategie ist nicht viel die Rede. Jede Disziplin fehlte. Der Kampf war gegen einst nur verändert durch das Berittensein, die vollkommenere Rüstung und die ausgezeichneten Waffen. Aber diese mit Recht gepriesenen ritterlichen Helden, zugleich Berufskrieger, mußten an dem mißachteten Fußvolk zerschellen, sobald dieses nicht nur in größerer Menge, sondern taktische Körper bildend, in einheitlich geleiteten geschlossenen Formationen auftrat. Diese Formation war der schweizerische Gevierthaufe. Seine äußeren Reihen trugen lange Spieße, die sich nach jeder Seite dem Gegner zur Abwehr entgegenstreckten („Igel"). Bei Einbruch des Gegners, oder wenn er in Unordnung geraten oder erschüttert war, griffen die inneren Glieder an, gegen deren kräftig geführte Hellebarden (vgl. Bd. I, S. 322) die Rüstung wenig half. Die demokratischen Schweizer, die „groben Bauern", waren überdies durchaus diszipliniert und ihren Hauptleuten gehorsam. Mächtigen Eindruck machten nun überall jene frühen Siege ihres Fußvolkes über das Ritterheer (vgl. Bd. I, S. 379f.); das Übergewicht des Fußvolkes als solchen in offener Feldschlacht hatte insbesondere die Schlacht von Laupen (1339) gezeigt.

Dieser Aufschwung des Fußvolkes ist also das Wesentliche des Wandels, erst in zweiter Linie ist das Aufkommen und die sehr langsame Verbreitung der Feuerwaffen mit ihrer größeren Fernwirkung wichtig. Fernwaffen waren freilich schon die Armbrüste (vgl. Bd. I, S. 322), abgesehen von den uralten Bogen, gewesen: sie galten auch als „unchristliche" Blutwaffen und hatten, während die ritterlichen Kampfwaffen ziemlich unverändert blieben, infolge ihrer durchschlagskräftigen gefährlichen Bolzen eine Vervollkommnung der Schutzrüstung, insbesondere den schon im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 321) vorbereiteten, im einzelnen nicht deutlichen Übergang vom Ringharnisch zur Plattenrüstung wie die Panzerung des Pferdes bewirkt. Gleichwohl haben sie die Bogen nicht verdrängt; in England gewannen diese sogar wieder das Übergewicht. Die im Anfang des 15. Jahrhunderts schon allgemeine Plattenrüstung gelangte gegen Ende desselben zu höchster Vollendung (vgl. S. 57). Übrigens waren die eigentlichen Kampfrüstungen viel leichter als die für das Turnier und infolge der Fortschritte der Technik ziemlich beweglich. Der Harnisch ist den Feuerwaffen erst sehr langsam im 16. Jahrhundert gewichen. Jene Schützen waren, wie wir sahen, noch

notdürftig dem Ritterheer eingefügt. Feuerwaffen und Ritterheer vertrugen sich nicht mehr. Die Kenntnis des Pulvers kam uns vom Orient über das Mittelmeer, ohne daß man bestimmt die Zeit angeben kann: jedenfalls hatte man es lange vor der Zeit des sagenhaften Bertold Schwarz. Doch spielten die Feuerwaffen zunächst nur als Geschütze, „Büchsen", (etwa seit 1325) eine Rolle. Diese wurden überdies nur als Fortsetzung der älteren, später noch beibehaltenen, technisch nicht übeln Wurfwaffen (Bliden; vgl. Bd. I, S. 324) betrachtet, schossen auch zunächst mit Steinen, wurden aber schnell und in schöner Ausführung entwickelt, bald




Landsknechte. Nach dem Stich von Matthäus Zasinger (um 1500), wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I. Vgl. Text S. 135.

sehr groß und erhielten besondere Namen (z. B. Kriemhild). Sie kamen indes nicht nur für oder gegen feste Plätze (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Die Belagerung von Nancy"), sondern als leichtere Stücke auch für die Feldschlacht in Betracht, was bei den älteren Wurfmaschinen nicht der Fall war. Die großen Städte stellten eigene Büchsenmeister an. Dann, schon vor 1400, erhielt das Fußvolk kleine, auf Holzschäfte gelegte Feuerbüchsen, aber noch im 15. Jahrhundert blieb immer nur ein Teil so bewaffnet, ein anderer behielt Armbrüste, ein anderer Spieße, ein anderer Streitäxte und Hellebarden. Erst später mehrten sich die Büchsenschützen und entschieden die Schlacht, und erst später führten die Geschütze bei der Kostspieligkeit der notwendig gewordenen stärkeren Befestigung zum Verfall der Burgen. Zur größeren Ausnutzung der artilleristischen und infanteristischen Feuerwaffen trug aber zunächst die von den Hussiten übernommene und bis Maximilian beibehaltene Wagenburg bei. Diese,



Die Belagerung von Nancy.
Nach Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Bern.

ein von Wagen hergestelltes Viereck, möglichst auf einer Anhöhe errichtet, war ein Produkt der Notwendigkeit, dem zum Teil recht primitiv bewaffneten Haufen der Hussiten einen festen Rückhalt zu geben: sie war wohl eine rein defensive Veranstaltung. Doch konnten die Scharen im gegebenen Moment leicht hervorbrechen. In solcher Position kamen anderseits eben die Armbrüste und Bogen, die Feuerbüchsen und die schwerfälligen Geschütze zu größerer Wirkung. Im übrigen bedingte die Wagenburg natürlich die Besetzung durch Fußvolk wie die Verwendung von Fußvolk seitens des Gegners — die stürmenden Reiter mußten absitzen.

Überhaupt hatten nach den Schweizer Siegen die freilich übertrieben eingeschätzten Hussitenschlachten die Bedeutung des Fußvolkes wieder gezeigt. Die gerade im Zeitalter der Fehde sich offenbarende militärische Ohnmacht Deutschlands verstärkte auch jenes Bedürfnis der Fürsten nach ständig verfügbaren Söldnern: man nahm dazu immer mehr Fußvolk, selbst Hussiten, vor allem aber jene in hohem militärischen Ansehen stehenden Schweizer. Ihre Taktik kam durch ihre Reisläuferei auch nach Deutschland, zunächst nach dem Süden und Südwesten. Da aber diese Reisläuferei mehr und mehr durch die Schweizer Obrigkeiten eingeschränkt wurde, zogen die Fürsten und Städte jener Gegenden mehr einheimische Leute heran. Überhaupt suchte man den Schweizern ihr Fußvolk nachzumachen. Kleine deutsche Trupps mit deutschen Hauptleuten kommen seit Mitte des 15. Jahrhunderts vor: in der Schlacht bei Nancy 1477 zeigten sie sich dann auch taktisch den mit ihnen kämpfenden Schweizern ebenbürtig. So entstanden in zunächst dürftigen Anfängen die „Landsknechte“ (siehe die Abbildung S. 134), deren Name beinahe so etwas wie „Nationalgarde“ bedeutet und schon 1476, nicht erst in den 80er Jahren, vorkommt. Sie waren trotz ihres selbstgefälligen Gegensatzes zu den Schweizern („Bauern“) an deren Muster gebildet, dann vor allem durch Maximilian, dessen Kriege eine rechte Schule waren, und der, militärisch sehr interessiert, bewußt die neue Form auf alle Weise pflegte, recht eigentlich organisiert worden. Ihre „Fähnlein“ (400 Mann) bestanden überwiegend aus den Trägern der langen Spieße, daneben gab es nur je 25 Träger von Büchsen und 100 Träger von Hellebarden. Vom Schild hatte sie Maximilian befreit. Obwohl Söldner und keineswegs ein Produkt einer kriegerischen Volksneigung wie die Schweizer, waren sie doch eine sehr volkstümliche Truppe: trotzdem neben ihnen Edelleute kämpften, ergänzten sie sich meist aus gewöhnlichem Volk — ritterliche Franzosen sprachen gelegentlich von „Schustern und Schneidern“ — und wählten demokratisch die niederen Führer aus ihren Reihen. Bei ihnen erblühte auch eine volkstümliche Poesie, und es bestand ein durchaus nationales Gerichtsverfahren der Genossen übereinander. Freilich fochten sie für jeden, der sie bezahlte (meist gut), und wenn es nichts zu kämpfen gab oder der Sold ausblieb, vermehrten sie das räuberische und fahrende Gesindel. Jedenfalls hoben sie die militärische Bedeutung des Ritters endgültig auf.

Die Verdrängung des Ritters vom Kriegsdienst wirkte nun aber auch wirtschaftlich und verschlimmerte die finanziellen Nöte des Adels. Gerade diese führten zur Aussaugung des Bauern, zum Raubrittertum, zur Lüsternheit nach Pfaffengut: immer stellte, nach Boëmus, der Adel, den er ein „hochmütiges, unruhiges, habgieriges Volk“ nennt, den Prälaten und ihren Gütern nach. Daher rührten auch die fortwährenden Besitz- und Rechtsstreitigkeiten zwischen den adligen Nachbarn selbst, die dann wieder endlose Fehden hervorriefen. Die Privatbriefe des Adels können von diesen ständigen Streitigkeiten ein anschauliches Bild geben, ebenso aber auch von der ewigen Geldnot, in der sich der Adel zum Teil — denn es gab auch reiche Adlige — befand, und die ihn zu den verhaßten Juden trieb. Die Verschuldung

erstreckte sich indes nicht minder auf manche vom hohen Adel und viele Fürsten, insbesondere auch auf die Kaiser, Siegmund wie Friedrich, auf deren Herumbetteln die reichen Städter sehr hochmütig herabsahen. Eine *andauernde materielle Stärkung* bedeutete für den Adel auch in dieser Zeit freilich *die Besetzung der fetten höheren geistlichen Stellen* mit seinen jüngeren Söhnen. Ein Teil des Kirchenbesitzes ist so zum indirekten „Standesfideikommiß“ (Riehl) geworden. Schließlich waren die *Domkapitel* nur für den Adel da; die Forderung einer bestimmten Ahnenzahl, die dem Adel diese Stifter sicherte, wurde aber immer höher. Anderseits begann der *Fürstendienst* dem Adel eine Unterkunft zu gewähren. Wenn der Hof der Fürsten von je als beste Erziehungsstätte gegolten hatte, so wurde jetzt seine Anziehungskraft noch vermehrt. Aus dem „Jungen“ wurde der „Amtmann“ oder der „Kämmerling“, der „Rat“, der Kriegsmann. Die reicher Begüterten vom Adel zogen sich ebenfalls dorthin, hinweg von ihrem langweiligen oder unerquicklichen Burgleben, um ihren Einfluß zu mehren. Der Italiener Poggio meint anderseits, daß der kultiviertere Teil des Adels, der sich am Hofe an ein feineres Leben gewöhnte, doch immer noch roh und von rauhen Sitten geblieben sei. Auch der nun häufigere Besuch adliger Frauen bei Hofe, ihre erneute Teilnahme am Turnier, selbst ihre neu erwachte Prunksucht und ihr Ahnenstolz hatten das Gute, die Frau in der Gesellschaft wieder zu heben.

Von den Fürsten ging auch die Stiftung der sogenannten „*Gesellschaften*“, höfischer *Orden*, aus, die, zum Teil als Gegengewicht gegen die „Rittergesellschaften“ gegründet, dem Zwiespalt der Zeit überhaupt entgegenarbeiten, den Adel selbst zusammenschließen und den Einzelnen gegen Verlotterung schützen sollten. Sie wurden später aber ganz höfisch. So entstand schon 1355 durch Karl IV. die Gesellschaft des „Fürspans“ (Schnalle); andere Orden nannten sich nach dem Zopf, dem Lindwurm, dem Salamander usw. Insbesondere wirkte dann das Vorbild des „Goldenen Vlieses“, das Philipp von Burgund 1430 gestiftet hatte; es entstanden die Gesellschaft vom Weißen Adler 1433 in Österreich, die vom Schwan, „unserer lieben Frauen Gesellschaft“, 1440 in Brandenburg und viele andere, in Deutschland meist erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Mitglieder trugen eine „Gesellschaft“, d. h. deren Abzeichen, konnten auch mehrere tragen: es sind daraus unsere „Orden“ geworden. Wer viel umherfuhr, wie Georg von Ehingen, konnte viele solche Abzeichen erwerben, auch nichtdeutsche: spanische, englische und andere. Sogar Patrizier, wie der Nürnberger Ulrich Ketzel, erlangten sie, obgleich den Nürnberger Bürgern der Erwerb von „einicherley gesellschaft oder liebereÿ“ (Hofkleid) verboten war.

Auch die bloßen *Turnier*gesellschaften trugen solche Abzeichen. Diese Vereine sind übrigens keineswegs erst gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts neu aufgekommen. So ist für das von Erzbischof Albrecht von Magdeburg 1387 gehaltene Turnier eine „gesellschaft“ mit goldenen und silbernen Leoparden als Abzeichen bestätigt. Ebensowenig ist, wie z. B. Freytag will, das Turnier selbst erst durch das Würzburger Turnier (1479) von der Gesellschaft der Spängler neu belebt worden. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts sind uns vielmehr fortwährend Turniere bezeugt, eine kleine Pause scheint dann allerdings eingetreten zu sein. 1481 erneuerte Albrecht Achilles eine Turniereinung gegenüber einer anderen neubelebten und berief sich auf eine frühere, der sein Vater angehört hatte, die „Perner“. Wie in Franken, tauchten nun auch am Rhein und in Bayern neue auf (die vom Einhorn, vom gekrönten Steinbock und andere). Das Waffenhandwerk wurde teilweise zum Sport, als solcher freilich um so eifriger betrieben. Das Turnier stand bei einem Teile des Adels wie bei den Fürsten an

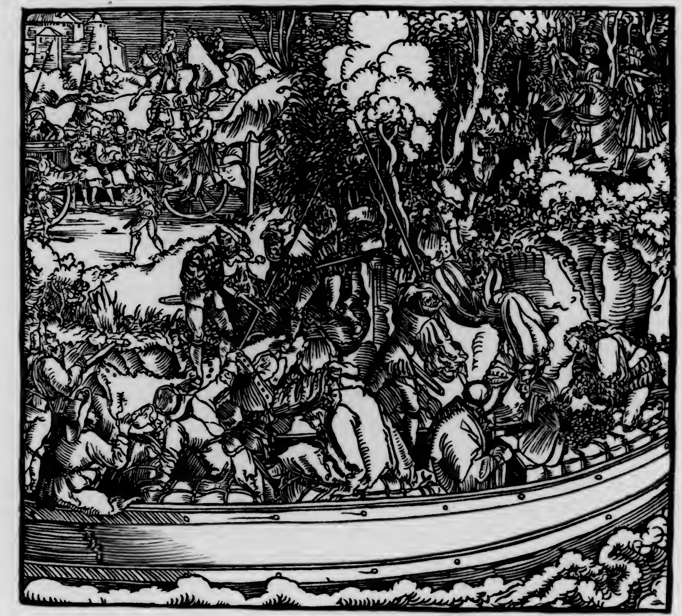


erster Stelle unter den Interessen, war aber bei seiner Kostspieligkeit ein Grund zum Ruin mehr. Wer auf Abenteuer nach alter Art sann, zog in fremde Lande, um Kriegsdienste zu tun oder an den Höfen zu turnieren. Diese „*Reisen nach der Ritterschaft*“, oft bis zum Heiligen Lande ausgedehnt, vor allem auch gegen die Heiden in Spanien gerichtet, wurden zu einer beliebten Schule für den jungen Edelmann, waren aber keineswegs nur romantische, sondern praktische, gewinnbringende Fahrten, haben auch den deutschen Rittern in der Fremde einen Namen gemacht. Man vergleiche den uns erhaltenen Bericht des Georg von Ehingen über seine Fahrten oder die „Taten Wilwolts von Schaumburg“.

Gerade als verfallender Stand wurde der Adel indes immer *exklusiver*. Zwar die feine höfische Kultur war geschwunden, aber die formale Seite des Rittertums wurde emsig gepflegt, der Stammbaum ausgebildet, das *Wappen*, an das sich nun auch allerlei Sagen knüpften, nach anfangs freierer, flüssigerer Entwickelung — z. B. in den zunächst nicht festen Farben — Gegenstand sorgfältiger Behandlung und Beachtung (Wappenschau bei den Turnieren). Das Wappen knüpft an die Heerbannzeichen, die zu Hoheitszeichen der Fürsten geworden waren, und wurde dann von den ritterlichen Ministerialen übernommen; in den Städten ging es später (vgl. S. 41) von den Patriziern auch auf die sonstigen Bürger über. Die älteren Wappen stellen Tiere, Tierköpfe usw. oder einfache Figuren (Vierecke u. dgl.) dar, dann kamen Wappen auf, die den Namen des Geschlechts bildlich wiederzugeben suchten. Die Herkunft von Eindringlingen, namentlich der neuen Briefadligen des 15. Jahrhunderts, wurde scharf durchgenommen, die Turnierfähigkeit ebenso wie die Aufnahmefähigkeit für geistliche Stifter, die beide nur der alte Adel besaß, peinlichst geprüft. Unter den erwähnten Privatbriefen findet sich die Schmähkorrespondenz zwischen dem aus städtischen Kreisen stammenden Hans Besserer und dem Ritter von Reischach, den jener als Gleichstehenden behandelt, auch geduzt hatte. Auf seiten Reischachs ist der ganze Hegauer Adel. Besserer verteidigt sich tapfer gegen die Anschauung Reischachs, daß er, Besserer, der „von Burgern und Kaufleuten“ stamme, unmöglich ihm, dessen Ahnen „edle Leute, Ritter und Knechte“ seien, gleich sein könne. Das war die Atmosphäre, von der sich der Ritter am strengsten fernhielt — was anfangs nicht der Fall gewesen war (vgl. Bd. I, S. 405) —, die des Kaufmanns. Mit ohnmächtiger Wut schaute er, der Darbende, auf die reichen, prunkenden „Pfeffersäcke“.

Solchen Leuten war Krieg zu erklären, und da der Krieg jener Zeit auf Raub hinauslief, war der „*Raubritter*“ (siehe die Abbildung S. 138) bald fertig, der aber nicht mit dem gewöhnlichen Wegelagerer ritterlichen oder bürgerlichen Standes (vgl. S. 123) identisch ist. In seinem Treiben (vgl. schon Bd. I, S. 353) steckte mehr eine Art Protest, eine rückständige Rechtsanschauung: „Heraus soll man sie klauben, aus ihren fuchsnen Schauben mit Brennen und mit Rauben dieselben Kaufleut' gut um ihren Übermut.“ Wenn der Adlige einigermaßen dem Luxus der Zeit, der ihm nach Standessitten in höherem Grade als dem Bürger zustand, gerecht werden wollte, mußte er eben dazu auch auf solche Weise kommen. Schon Poggio urteilte, daß ein „großer Teil“ des Adels dem Raub ergeben sei, und von dem gehässigen Urteil eines anderen Italieners (Campano 1471) hörten wir schon früher (Bd. I, S. 353). Aber es wurden wohl die Begleiterscheinungen des Fehdewesens oft mißverständlich als Raub angesehen. Die spätere Geschichtsschreibung hat auch hergebrachtermaßen den Raubritter als verabscheuenswerten Typus geschildert und im Volksbewußtsein festgelegt. Demgegenüber ist aber, wie in dieser Darstellung wiederholt geschehen ist, auf die selbstherrliche Unbändigkeit und Gewalttätigkeit der mittelalterlichen Menschen überhaupt

zu verweisen. Vor allem war der Städter selbst, gerade auch der egoistische, oft habgierige reiche Kaufmann, durchaus kein Tugendbold (vgl. schon Bd. I, S. 407). Daß der Bauer nicht allein über den Ritter, sondern auch über den Druck des Klerus und ebenso des Städters zu klagen hatte, werden wir noch (S. 143) sehen. Der Haß zwischen Ritter und Bürger war jedenfalls sehr groß. Die Ritter mißhandelten die beraubten Bürger auch noch nach Herzenslust. Ganz entsprechend war die Stimmung beim Städter gegen die Friedensbrecher. Dem Gefangenen fügte man grausame Qualen zu, und seine Hinrichtung war ein Jubelfest für die ganze



Raubritter. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 137.

Stadt. Die Allgemeinheit dieses Gegensatzes zeigt sich auch in der geschichtlichen Literatur, den bürgerlichen Chroniken, die überhaupt gern Kritik an Unrecht und Gewalttat der Mächtigen üben, aber besonders den stolzen Ritter angreifen, z. B. bei Thomas Ebendorffer. Der praktische Sinn der einen und die Eitelkeit der anderen Partei haben den Gegensatz nun allerdings häufig sehr gemildert. Trotz aller Exklusivität gab es Adlige, die reiche Bürgertöchter heirateten, andere, die ihre armen Töchter reichen Bürgerlichen zur Frau gaben. Anderseits sah der Bürger nach wie vor in dem Träger der goldenen Rittersporen eine gesellschaftlich übergeordnete Figur und fühlte sich durch die Herablassung des Junkers zu ihm geschmeichelt. Auch strebten viele nach dem Adel selbst und erlangten oft Adelsbriefe von fernen Fürsten, wie der Nürnberger Wylandt 1476 einen solchen vom Dänenkönige. Namentlich später kam es immer häufiger vor, daß reiche Kaufleute nach dem bösen Wort der



Zimmerischen Chronik „nach langem getriebenen Wucher sich herren ließen und adeln". Aber treffend ist die Äußerung derselben Chronik: „sie hassen von Natur und nach langem hergebrachten Herkommen allen Adel und affectieren doch alle, sobald einer in Nahrung kommt, den Adel". Wenn aber Adlige jene Verbindungen ihrer Standesgenossen verwarfen, so zeigt sich in dem Spott Geilers, der überhaupt den Adel, seine Hohlheit und Prahlsucht scharf angreift, und Murners über diese Heiraten der gleiche Stolz bei den Bürgern. Und später noch konnte den Hochmut des Adels und seine Scheu vor Mesalliancen Sebastian Franck mit dem Hinweis darauf bekämpfen, daß wir alle von Adam stammen.

Weit weniger schroff war der Abschluß des Adels vom Städter im Osten, und das lag an dem neuerdings nachgewiesenen tiefgehenden Unterschiede zwischen dem süd- und westdeutschen Adel und dem des östlichen Kolonisationsgebietes. Von jeher hatte der östliche Adel tätiger in der Wirtschaft sein müssen, auch, wie selbst der aus Süddeutschland sich ergänzende höfische Deutsche Orden, des Gewinnes wegen Handel getrieben. Die geringe Besiedelung des Landes ließ sittigende Einflüsse auf die Landsässigen wenig wirken, slawische Einflüsse machten die Sitten nicht besser. Die Folge war, daß das eigentlich höfisch-ritterliche, auf Erträgen von zinsenden Untertanen beruhende, in feiner Lebenshaltung gipfelnde Wesen hier bald zurücktrat und seine später einsetzende, halb sportmäßige, halb romantische Weiterbildung überhaupt keinen Eingang fand. Auch im Südwesten gab es verbauerte Adlige, aber im Nordosten waren sie in der Mehrzahl. Der Adlige war hier Landwirt, die Jagd nach alter Weise Nutzungswerk, die Hausfrau wirtschaftete selbst. Zugleich aber waren es wilde Gesellen, die zunächst im Kriege mit den preußischen und anderen Heiden, dann durch die fortwährenden sonstigen äußeren und inneren Kämpfe an rohes Gebaren gewöhnt waren, allen Leidenschaften freien Lauf ließen und oft Lug und Trug übten. Aus dem Ritterschlage machten sie sich gar nichts. So galten hier auch ständische Unterschiede sehr wenig, zumal sie bei den fortwährend erschütterten Verhältnissen keineswegs fest ausgebildet waren. Wer eine Burg im Besitz hatte, wurde als Aristokrat angesehen, aber er war meist nur Emporkömmling und konnte die Burg bald wieder verlieren. Auch die mächtigere, politisch ehrgeizigere Schicht war ohne festen Halt. Der Adlige, der ein Gut hatte, trieb im übrigen neben der Landwirtschaft, wie erwähnt, auch Korn-, Holz- und Wollhandel, Kornhandel zum Teil weithin. 1420 handelte der preußische Ritter v. Baisen mit Schottland, um 1500 der Holsteiner Heinrich Rantzau mit Italien. So ist denn von einem Gegensatz zwischen Bürgern und Adligen nicht die Rede: Heiraten unter beiden waren häufig, Bürger hatten Lehnsgüter und Burgen und galten dann soviel wie der Adel, kamen sogar in den Johanniterorden. Der Adel der Mark freilich, in der lange Zeit unter schwachen Fürsten völlig anarchische Zustände herrschten, ist dann durch seine aus dem ganz anders gearteten Süddeutschland gekommenen Fürsten, bewußt erst durch die Hohenzollern allmählich verfeinert worden. Diese haben den Märkern, die ihnen, nach Priebatschs treffendem Vergleich, wie die Germanen den Römern erschienen, die fränkischen höfischen Manieren einigermaßen beigebracht und zugleich den Adelsstolz eingeimpft, der die Junker jetzt auch hier schroff von den Bürgern trennte. Die Adligen der Mark unterschieden sich nunmehr von denen im sonstigen Kolonialdeutschland, z. B. in Schlesien, wie ihnen der Berliner höfische Firnis, den natürlich auch nur die bevorzugteren und strebsameren annahmen, zu besonderem Ansehen im übrigen Norddeutschland (Pommern, Mecklenburg) verhalf, sie als weltkluge Hofleute und Staatsmänner erscheinen und dort Karriere machen ließ.

---

Ein weiterer großer sozialer *Gegensatz* war der zwischen *Städter und Bauer.* Wie schon der Ritter den schärfsten Gegensatz zu seiner höfischen Bildung im „Törperlichen" gefunden hatte, so ist dies Verhältnis auch auf den Städter übergegangen. Es wiederholt sich fast der antike Gegensatz zwischen urbanus (städtisch, gebildet) und rusticus (bäuerisch, ungebildet). Diese Mißachtung des „Bauerntölpels" ist also eine immer wiederkehrende Folge der „Zivilisation" (Verbürgerlichung). Die bürgerliche Beurteilung des Bauern mögen die Epitheta zeigen, die ein Augsburger Briefsteller von 1483 für die Benennung der Bauern empfiehlt. Es heißt da: „o du grober, hertsinniger, rüdischer, eßlicher, waldeßlicher, gebeurischer, groblicher, unbrauchsamer, untätiger, ... geyziger, gieriger, ... unsatiger, lüstiger, fräßlicher Paur". Das entspricht den Spottworten der Volkslieder, Schwänke und Fastnachtsspiele, wie etwa diesem: „der Bauer ist an Ochsen statt, nur daß er keine Hörner hat". Freilich hatte der Städter durchaus keinen Anlaß, sich über die Gefräßigkeit, die Roheit und Unflätigkeit des Bauern lustig zu machen. Die Stadt war ja der Hauptsitz derber Genußsucht, und gerade die Fastnachtsspiele zeigen das rohe Gebaren der Städter. Die Verfeinerung, auf die sich der Städter etwas einbildete, war nur sehr spärlich in seinem Leben und seinen Sitten bemerkbar. Der städtische Kulturträger blickte gleichwohl stolz auf den Zurückgebliebenen herab. Und selbst wenn der Bauer fein sein wollte, gelang es ihm nicht. Seine frühen Versuche, sich höfisch zu kleiden (vgl. Bd. I, S. 351, 393), begegneten beim Ritter nur dem Spott, und wenn er sie nun fortsetzte („der bur dem edelman glich gat") oder durch „lündsch und mechelsch" Tuch, durch goldene Ketten usw. dem Städter gleichen wollte, wurde er nicht minder unbarmherzig verhöhnt. Anderseits machte die wirtschaftliche Herrschaft der Stadt über das sie umgebende ländliche Gebiet, die Ausnutzung desselben durch Bannrechte usw. (vgl. S. 69) viel böses Blut, nicht nur beim Bauern, sondern auch beim Ritter. Im allgemeinen darf man nun die außerordentliche Bedeutung des Bauern für die Gesamtheit gerade für die damalige Zeit nicht verkennen. Daß die Bevölkerungsschicht, die die zahlreichste war und auch äußerlich stark in die Erscheinung trat, überhaupt trotz kultureller Rückständigkeit *sozial weit mehr im Vordergrunde stand als heute*, zeigt gerade auch die ständige ernsthafte oder spöttische Schilderung des Bauern in den schriftlichen und bildlichen bürgerlichen Quellen: wir wissen dadurch von ihm fast mehr als von den übrigen Ständen. Die dem



**Bäuerliches Leben und Rückkehr eines Herren von der Jagd.** Aus dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 141.



Alltagsleben sich zuwendende Kunst (vgl. S. 63), d. h. die Schwarzweißkunst, hat sich seit etwa 1470 in erster Linie den Bauer zum Objekt genommen, daneben übrigens den Landsknecht. Die Bauernschilderung machte wesentliche Fortschritte freilich erst im 16. Jahrhundert (Dürer, Holbein, Weiditz, Burgkmair und andere), vor allem seitdem sich eine Bauernfrage entwickelte, und gipfelte in H. S. Beham. Überdies war unbeschadet jenes Gegensatzes der Städter selbst in dieser Zeit noch agrarisch interessiert (vgl. S. 48 f.). Es ist charakteristisch, daß jetzt in den Städten auch eine nicht unbedeutende landwirtschaftliche Literatur entstand, wie das „Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern".

Der ältere *Gegensatz des Ritters zum Bauern* (vgl. Bd. I, S. 345) war nun aber auch keineswegs verschwunden, vielmehr verschärft und sozial viel folgenreicher als der Spott des Städters. Die Verschärfung lag in der immer steigenden systematischen Bedrückung des Bauern, deren Anfänge bereits älter sind (vgl. Bd. I, S. 392). Wir sahen, wie und warum der *Bauer* (siehe die Abbildung S. 140) im allgemeinen gedieh (vgl. Bd. I, S. 391, 393); auch in der hier behandelten Zeit war der *Wohlstand* keineswegs geschwunden, so wenig wie jenes Streben des Bauern nach oben. „Die pauerschaft hoch steiget", heißt es in dem Fastnachtsspiel „Der Pauer". Weder jener Kleiderluxus, über den Brant und andere schelten (vgl. S. 98), und den, wie (S. 94 f.) erwähnt, auch die Ordnungen, so der Reichstagsabschied von 1497, bekämpfen, noch die verbreitete Meinung, daß der Bauer reich sei („die buren stecken ganz voll gelt"), wären ohne einen solchen Wohlstand erklärlich, wenn auch der Luxus zum Teil unsolide sein mochte. Ethischen Motiven entspringen Klagen wie die Wimphelings, daß der Wohlstand, der also auch von ihm bestätigt wird, die Bauern von der alten Einfachheit hinwegführe: aber die gerügte Üppigkeit bei Hochzeiten und Taufen war doch sehr alt. Der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung wird auch durch ernsthafte Quellen für die verschiedensten Gegenden bestätigt, so für Westfalen, Bayern, das Elsaß, Franken, Tirol, Kärnten usw., also gerade auch für Landschaften, in denen später Bauernaufstände ausbrachen. Ebenso gibt es solche Stimmen für den Osten. Von den Bauern in Vorpommern wie in Rügen urteilt Kantzow gleichermaßen: „stehen wol und seint reich". Auch war der Bauer, dem der steigende Absatz nach der Stadt (vgl. Bd. I, S. 396) zugute kam, wie vor alters geschäftlich gar nicht ungewandt, im Gegenteil empfand der Städter seine plumpen Kniffe oft übel („all Bschyß hetz von den Buren kumt"). Aber jener Wohlstand herrschte nicht überall und wurde oft übertrieben geschildert. Die Anschauung ferner, daß jedem Stande nur ein bestimmtes Quantum von Lebensgenuß zukäme, ließ harmlose Dinge als Üppigkeit erscheinen: warum sollten die Bauern keinen (Land-) Wein trinken, an dessen Stelle Brant wieder das angeblich früher getrunkene Wasser setzen möchte?

Man kann den günstigen Stimmen auch viele ungünstige gegenüberstellen, für Westfalen z. B. denselben Autor, Rolewinck, nach dieser wie nach jener Seite benutzen. Insbesondere über den zunehmenden *Druck* gibt es seit der Anklage Rulman Merswins gegen die Grundherren, daß sie die armen Leute widerrechtlich drückten und aussögen, genug Belege. Der berüchtigten Edelmannslehre, die den Bauer zu berauben empfiehlt („wan er nummen [nur] pfenning hat, so riß im d'gurgel ab"), werden Taten zuweilen entsprochen haben. Gerade der wirtschaftliche Niedergang des Adels führte naturgemäß zu einer Anspannung der Zinsen und Dienste. Und wenngleich es freie Bauern in Dithmarschen und Niedersachsen, in Österreich und Bayern, hier und da auch in Franken und Schwaben gab, die Mehrzahl der Bauern war doch eben abhängig, allerdings in den früher (Bd. I, S. 391)

geschilderten günstigen Formen und oft ohne große Unterschiede zwischen den mannigfaltigen Abstufungen. Auch kam jener früher (Bd. I, S. 272f.) berührte Rückgang der großen Eigenbetriebe weltlicher Grundherren der Befestigung des kleinbäuerlichen Besitzes nach wie vor zugute. Die geistlichen Zinsbauern waren meist viel unfreier. Ein Umstand, der wesentlich mit zu der früheren notgedrungen günstigen Behandlung der Grundholden seitens der Herren beigetragen hatte, war aber jetzt geschwunden. Die den Herren äußerst unangenehme Abwanderung vom Lande hatte ziemlich aufgehört. Der Zuzug in die Städte war gehemmt worden und die Kolonisation des Ostens abgeschlossen. Leutenot war nicht mehr zu fürchten. So hatte eine stärkere Belastung keine Gefahr. Bei den Zinsbauern setzte der Rückschlag zuerst ein. Diejenigen Grundherren, die sich noch um die Wirtschaft bekümmerten, namentlich geistliche, kamen nun bei jenem steigenden Absatz nach der Stadt wie bei dem intensiveren Betrieb der Landwirtschaft leicht zur Erhöhung der fixierten Fronden (Hand-, Spann-, Bau-, Jagdfronden usw.) und der Geld- oder Naturalabgaben. In vielen Fällen sind Fronden, die früher abgelöst oder bei Aufhören des Eigenbetriebes verschwunden waren, erst wieder eingeführt worden. Von den Abgaben empfand man am drückendsten die zum Teil neu eingeführten bei Besitzveränderung, den „Todfall" usw. Aber die meisten Herren in Altdeutschland hatten für die Wirtschaft selbst kein Interesse. Man griff zu stärkerer Belastung nur, weil die Einkünfte nicht mehr ausreichten; man ließ sich nicht mehr auf Umwandlung der in viel einfacheren Zeiten normierten, jetzt nicht genügenden Leistungen in Geldzins ein oder machte die schon vollzogene wieder rückgängig. Es gab freilich Herren, wie den Grafen von Zimmern, der seine Söhne zur Beschränkung auf die bestimmten Leistungen anhielt. Eine Beseitigung der erblichen Innehaltung des Zinsgutes, wie sie meist bestand, kam überhaupt kaum vor. Man tat anderseits öfter das Land in immer kleineren Stellen — natürlich bis zu einer gewissen Grenze — aus, um mehr herauszuschlagen. Man griff auch in die Rechte der Markgenossen, in die Allmende, ein. Besonders unangenehm war den Bauern ihr zunehmender Ausschluß vom Walde, der ja auch Viehweide war, ein Vorgang, der allerdings die Waldmasse geschützt hat (vgl. Bd. I, S. 395), aber doch vornehmlich eine Folge der Jagdpassion der Herren war. Vor allem mochten die grausamen Strafen für „Wildfrevel", der Zwang, die Fluren durch das Wild schädigen zu lassen, und die nun auferlegten Jagdfronden aufreizend wirken. Ferner griff der Grundherr jetzt auch in das Gerichtswesen der Bauern ein, und statt gewählter Beamten setzte er ihnen solche. Dazu kam dann die eigenmächtige Besteuerung, Bestrafung durch Geld und anderes.

Bei dieser Entwickelung spielte nun allerdings der Landesherr, namentlich der kleine, eine weit größere Rolle als der Ritter, und zweitens war sie im altdeutschen Gebiet wesentlich auf den Süden und Südwesten beschränkt. Die öffentlichen Verhältnisse sind für die Lage des Bauern vielleicht maßgebender gewesen als die privatrechtlichen. Die öffentlichen Fronden hatten schon insofern die bäuerliche Bevölkerung stärker belastet, als auf sie alle den Grundherren obliegenden Pflichten abgewälzt wurden. Ferner waren die Gemeinden dadurch im Nachteil, daß zu den Gemeindelasten weder der Ritter noch der Geistliche, aber auch nicht der fürstliche Amtmann und der grundherrliche Meier etwas beitrugen. Nun aber kam vor allem die bei den wachsenden Aufgaben des Staates und seinem Macht- und Konzentrierungsbestreben immer ausgiebiger gestaltete landesherrliche Besteuerung hinzu. Auch die letzte Zuflucht der Bauernautonomie, die gemeine Mark, ist wesentlich durch die Landesherren mit ihrer Obervogtei, ihrem Jagdregal angegriffen worden. Bezeichnend



sind die Beschwerden der Stühlinger gegen ihren Landgrafen 1524, namentlich bezüglich der Anlegung von Wildhag auf bäuerlichem Boden, der Jagd durch die Felder, der Zerstörung der Saaten durch Wild, das nicht vertrieben werden durfte, der Sperrung der Fischwasser usw. Dabei mußten die Leute bei der Jagd fronen, sogar selbst die Wasser ausfischen. Daß bei der Belastung und, wie wir noch (S. 144) sehen werden, auch bei der persönlichen Herabdrückung der Bauern die geistlichen Grundherrschaften oft rücksichtsloser waren als die weltlichen Herren, ist schon angedeutet worden. Aber das gleiche gilt von der städtischen Obrigkeit, soweit diese größeren Grundbesitz hatte. Anderseits haben sich bei all diesen Lasten auch freundliche Züge gezeigt. Die Fröner wurden oft gut verpflegt; die Zinsbringer erhielten zuweilen wertvolle Geschenke; für die Hol-Zinsen gab es schonende Vorschriften. Anders lagen die Dinge überhaupt, wie schon angedeutet, in Nordwestdeutschland. Hier herrschte seit langem in weitem Umfange das Meierrecht (vgl. Bd. I, S. 273f.). Die persönlich abhängigen Bauern aber lebten vielfach unter Erbzinsrecht oder diesem sich nähernden Verhältnissen. Abgesehen von der Auferlegung gelegentlicher besonderer Abgaben ist in diesem Gebiet seit dem 14. Jahrhundert eine stärkere dingliche Belastung oder eine stärkere persönliche Bindung im ganzen nicht zu erkennen.

Wenn man nach alledem eine Zunahme der Belastung — wie früher kam der Zehnte an die Kirche und die Vogtbede für die Gerichtstätigkeit hinzu — im 15. Jahrhundert nur zum Teil annehmen darf, wenn man ferner betonen muß, daß die Lasten gerade in dieser Zeit steigenden Lebensgenusses, an dem auch der Bauer sein gemessen Teil haben wollte, an sich schon bitterer empfunden wurden als früher, daß anderseits eben eine günstige Lage der Bauern und der dadurch hervorgerufene Übermut und Trotz am ersten zu Konflikten mit dem hochmütigen Adel führen konnten, so erscheint die Bedeutung dieser Lasten für die Beurteilung der allgemeinen Lage der Bauern doch sehr problematisch, besonders auch für die der späteren aufrührerischen Bewegungen. In letzterer Beziehung gibt zu denken, daß sich eine wirklich ungünstige Entwickelung im kolonialen Osten ohne besonderes Sträuben der Bauern, die doch dort zunächst eine größere Freiheit und günstigere Rechtsverhältnisse (Erbzinsrecht) hatten als im Westen (vgl. Bd. I, S. 388f.), vollzog. Der Adlige, dem bäuerlichen Kolonisten ursprünglich kaum überlegen, näherte sich dort ganz allmählich der despotischen Herrlichkeit des früheren slawischen Herrn. Er verfügte über großen eigenen Hofbesitz, vermehrte ihn ungehindert aus weitem herrenlosen Lande, trieb auch bei dem Aufschwung des Getreidehandels mit dem Norden immer eifriger selbst Landwirtschaft, Viehzucht sowie Korn- und Viehhandel (vgl. S. 139) und überließ das frühere wilde kriegerische Handwerk mehr und mehr seinen heruntergekommenen Genossen. Um nun für diesen wachsenden Betrieb Arbeitskräfte über die slawischen Hörigen und die von ihm angesetzten deutschen Abhängigen hinaus zu erlangen, verstand er, zum Teil durch Bitten, durch Gewährung von Verpflegung usw., sich von den Bauern Dienste zunächst gelegentlich, dann dauernd zu sichern, namentlich auch von den neu ankommenden Bauern, und diese Dienste vorsichtig zu steigern. Daneben ging infolge der Schwäche der Landesherren, die immer mehr politische Rechte (Gerichtsbarkeit, Auferlegung von Steuern und öffentlichen Fronden, Burgen- und Brückenbau) an die Ritter veräußerten — diese verlangten dann ihrerseits solche Leistungen auch für ihre eigenen Zwecke —, eine allmähliche persönliche Herabdrückung der Bauern zu privaten Untertanen und eine Unterbindung der Freizügigkeit einher. Man meint neuerdings, daß diese „Hintersässigkeit" schon früh, mindestens im 14. Jahrhundert, sich ergeben habe, daß

auch infolge des von Anfang an weit größeren Besitzes des Ritters schon früh jene Benutzung bäuerlicher Arbeitskräfte begonnen habe. Vor Ende des 15. Jahrhunderts tritt die Tendenz der Herren, die Bauern rechtlich herabzudrücken, jedenfalls schon allgemein hervor, so früh im Ordensgebiet. Die eigentliche Zeit der Ausbildung der großen Gutsherrschaft ist aber erst das 16. Jahrhundert. Wir kommen darauf (S. 266 f.) zurück. Anderseits fehlt im Osten manches verschärfende Moment, z. B. die Verschuldung.

Aber die Nachrichten über diese gegen Ende des 15. Jahrhunderts zunehmende Verschuldung sind auch für den Westen nicht allgemein gültig. Gewiß hat namentlich in Gegenden, wo eine starke Güterzersplitterung eintrat, die oft selbstverschuldete Not die Bauern zu städtischen Kapitalisten, vor allem zu Juden, getrieben; gewiß hat sich daraus dann auch Bewucherung der Bauern entwickelt — es kommen sogar 80 Prozent Zinsen vor —; es hat ferner früh Bewegungen auch der Bauern gegen die Juden gegeben, die sich zum Teil doch wohl auf ihre große Verschuldung zurückführen lassen (Gotha 1391, Worms 1431/32): aber auf eine verzweifelte Lage des Bauernstandes als solchen kann daraus kaum geschlossen werden. Daß der Geldwert gleichzeitig mit den Preisen für Bodenprodukte (letztere infolge der Überproduktion) sank, kam auch nur als Nebenmoment hinzu. Schlimmer mochten die Bestrebungen auch der süd- und südwestdeutschen Herren wirken, die Bauern, z. B. durch Ausnutzung der Gerichtsherrlichkeit, persönlich rechtlich herabzudrücken, um über sie völlig verfügen zu können. Das Wichtige dabei war, daß, wie Bezold sagt, „die wirtschaftliche Glanzzeit der deutschen Bauern vorübergegangen war, ohne daß die Landbevölkerung weder im Reiche noch in den meisten Territorien als selbständiges Glied dem politischen Organismus eingefügt wurde". Die Freien oder annähernd Freien suchte man in stärkere Abhängigkeit zu bringen; vor allem aber strebte man danach, Abhängige in die alte und schon stark geschwundene Form der Leibeigenschaft zu zwingen. Die aus den (S. 142) erwähnten Gründen anwachsende bäuerliche Bevölkerung konnte häufig nicht mehr auf den vorhandenen Hufen, deren allzu weitgehende Teilung zur Viertelhufe als Norm geführt hatte und jetzt inhibiert wurde, untergebracht werden, zumal weitere Rodung erschwert wurde. Diesen Überschuß betrachteten die Herren als leibeigen. Ebenso dehnte man diesen Begriff aber auch auf die Grundholden mit Besitz aus. Und selbst die freien Pächter waren gefährdet, nicht sowohl durch jene grundherrlichen Lasten als durch weitere Ansprüche. Namentlich die geistlichen Herrschaften haben solche auf alle, selbst betrügerische Weise, sogar mit kirchlichen Mitteln, und am unerbittlichsten durchzusetzen verstanden, z. B. die Abtei Kempten. Die noch zu erwähnende „Reformation des Kaisers Siegmund" klagt, daß selbst die Klöster Leute zu Eigenleuten machten. Gerade weil im Süden gegenüber den von älterer Zeit vorhandenen Eigenleuten die Zahl der eigentlichen „Bauleute" mit Erbzinsrecht überwog, wurde solches Herabdrücken ebenso wie die nun eintretende Beschränkung der Freizügigkeit besonders schwer empfunden. Die Meinung, daß diese Entwickelung durch die Rezeption des römischen Rechtes besonders gefördert worden sei, trifft schwerlich zu. Wenn auch bei der Verschlechterung der bäuerlichen Rechte — der weit günstiger gestellte Nordwesten (vgl. S. 143) scheidet hier überhaupt aus — später römisch-rechtliche Einflüsse hier und da mitgewirkt haben mögen, so sind, wie wir eben sahen, die Herabdrückung in Leibeigenschaft und die Ausdehnung der landesherrlichen Rechte gegenüber dem Allmendebesitz bereits ältere Tendenzen, die sich auch ohne jene Einflüsse weiter geltend machten. Sehr bezeichnend ist, worauf schon Lenz hingewiesen hat, daß sich „in den zahlreichen Bauernprogrammen aus den Aufstandsgebieten" keine



Klagen über Schädigung durch das neue Recht finden. Auch im Osten war ja jene den Bauern gefährliche Entwickelung längst vor der Rezeption des römischen Rechtes eingetreten, freilich wurde dieses dort später als ein der herrschenden Tendenz förderliches Mittel stärker benutzt (vgl. S. 267). Im Südwesten aber hat im 16. Jahrhundert das neue Recht gelegentlich auch den abhängigen Bauern genützt und sie vor weiterer Beeinträchtigung ihrer überkommenen Rechte geschützt.

---

Man hat nun diese Rezeption des römischen Rechtes überhaupt als ein die soziale Gärung verstärkendes Moment angesehen. Diese früher fast allgemeine Anschauung hat v. Below erheblich erschüttert, zugleich aber die Ursachen der Rezeption überhaupt klarer gestellt. Vorbereitet war ja das Mittelalter für das römische Recht schon durch das kanonische Recht, dessen methodische Grundlage eigentlich jenes war, und das gewisse Anschauungen und Einzelheiten aus ihm ständig den Germanen vermittelte. Bei der Rezeption selbst handelt es sich, wie schon Stobbe betont hat, um eine der geistigen Wirkungen der Verbindung mit Italien — über die starken italienischen Kultureinflüsse in dieser Zeit werden wir noch (S. 179 ff.) näher handeln. In Italien war das Studium des römischen Rechtes neu erblüht, insbesondere in Bologna (vgl. Bd. I, S. 357 und unten S. 183). Zahlreiche Deutsche studierten dort seit Ausgang des 13. Jahrhunderts: sie kamen als Kenner des römischen Rechtes nach Deutschland zurück. An den neuen deutschen Universitäten wurde freilich nur das kanonische Recht gelehrt und das römische bis gegen 1450 nur, soweit es für jenes als Hilfsmittel in Betracht kam, ständig dann an den norddeutschen Universitäten früher als an den süddeutschen. Um diese Zeit war auch die bereits im 14. Jahrhundert erkennbare Rolle des römischen Rechtes in der Rechtsliteratur bedeutend gewachsen, ebenso die Verwertung dieses Rechtes in den sich mehrenden, aber hinter den Entscheidungen der ordentlichen Gerichte zurückstehenden Gutachten. Aber von einem Eindringen in die praktische Rechtspflege ist bis gegen 1500 wenig die Rede. Es ist zunächst wesentlich eine wissenschaftliche Bewegung — von der Bedeutung der Kanzlei wird aber noch (S. 170) zu sprechen sein. Die Juristen sind es dann auch, die trotz starker Gegensätze zu den Humanisten dem Eindringen des Humanismus aus Italien den Weg ebneten (vgl. S. 183 f.). Es ist nun klar, daß die Juristen im renaissancemäßigen Gefühl kultureller Überlegenheit den Drang hatten, ihre klassische Weisheit auch praktisch stärker geltend zu machen. Und hier wurde wichtig, daß gerade das deutsche Recht solchen Bestrebungen keinen erheblichen Widerstand entgegensetzen konnte. Auch in Frankreich (Cujacius und Donellus), auch in England hatte sich von Italien her die Kenntnis des römischen Rechtes verbreitet, aber hier gab es schon eine „feste Praxis mit so festen Mittelpunkten, wie sie das englische Recht am königlichen Hofgericht, das französische Recht an den Parlamenten Frankreichs besaß" (Sohm). Hier war ein tieferer Einfluß des fremden Rechtes nicht möglich. In England hatte man überdies noch Schulen des heimischen Rechtes in den Inns of Court. Sie, nicht die Universitäten waren dort für das Rechtsstudium maßgebend. In Deutschland gab es kein festes einheitliches Recht, und das höchste Gericht, das Reichshofgericht, hatte keinen bestimmenden Einfluß. Das lag an der schon wiederholt hervorgehobenen Schwäche der Zentralgewalt. Eben mit ihr hängt das Übergewicht des Individualismus im Recht, jene Rechtszersplitterung zusammen. Gegen ein einheitliches deutsches Recht hätte, wie Stintzing richtig betont hat, das römische Recht schwerlich gesiegt. Das noch am meisten einheitliche Rechtsgebiet, das des Sachsenrechts,

hat auch dem römischen Recht am stärksten widerstanden. Daß sich das römische Recht wegen seiner inneren Überlegenheit zur Übernahme empfohlen hätte, ist kaum richtig. Schon der Hinweis auf Frankreich und England lehrt, daß nicht die erreichte höhere wirtschaftliche Kulturstufe, der Aufschwung von Handel und Verkehr, zur Rezeption führte. Gerade die am weitesten fortgeschrittenen Potenzen, die Städte (die ja das heimische Recht aus wirtschaftlichen Gründen am höchsten entwickelt hatten), haben dem römischen Rechte länger widerstrebt als der Adel, freilich vor allem die dem Gebiet des Sachsenrechtes angehörenden Städte. Richtig ist dagegen wohl, daß die Zeit für die Entwickelung einer Rechtswissenschaft und eines besonderen juristischen Berufsstandes gekommen war und bei dem Fehlen einer heimischen Rechtswissenschaft die fremde sich im rechten Augenblicke darbot.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle hat das römische Recht nun auch in staatsrechtlicher Beziehung gespielt. Daß zunächst die Idee des Imperiums, die die deutschen Könige erfüllte, zur Übertragung von Einzelheiten des römischen Kaiserrechtes führte, wird von keiner Seite bestritten, auch von v. Below „als Hebel der Rezeption“ angesehen. Bereits die Staufer haben die staatsrechtlichen Vorteile des römischen Rechtes für das Kaisertum erkannt. Ludwig der Bayer sodann hat aus dem römischen Recht Beweise gegen die Ansprüche des Papstes holen lassen. Karl IV. hat dann die römischen Juristen, die Legisten, völlig in die Kanzlei gezogen und sie in weitgehender Weise politisch wirken lassen. Er hat auch den Hofpfalzgrafen aus Italien eingeführt. Karl IV. hat ferner ausdrücklich den Wert des römischen Rechtes als einer Säule des Imperiums einmal hervorgehoben und gerade deshalb das Studium desselben gepriesen (Stiftungsurkunde für die Universität Orange 1365). In Böhmen spielten die Juristen überhaupt früh eine Rolle. Wenzel II. (1278—1305) wollte schon eine Universität, d. h. eine Rechtsschule, gründen, auch mit Hilfe italienischer Juristen ein neues Gesetzbuch erlassen. Wirklich eingeführt hat er nur jenes Bergrecht, das das kanonische Verfahren zuerst auf weltlichem Gebiet durch den Stuhl zu Kuttenberg anwenden ließ. Die Kanzleien des Kaisers und noch mehr der Fürsten sind es, in denen die römischen Juristen ihre erste praktisch einflußreiche Rolle spielen. Sie sind die Räte, die geschulten Beamten der Fürsten. Man hat in der Regel gemeint, daß sie von den Fürsten im Interesse der Stärkung ihrer Macht herangezogen wurden, daß der Hauptakzent auf ihrer politischen Verwertung lag, auf der durch sie bewirkten Erhebung des „erleuchteten“ Fürsten, wie sich schon im 14. Jahrhundert Rudolf IV. von Österreich bezeichnete, über die Untertanen, daß sie sich durch die Umdeutung der Rechtsverhältnisse der Untertanen im römischen Sinne brauchbar erwiesen. Demgegenüber hat v. Below hervorgehoben, daß die Fürsten die Juristen als Beamte wegen ihrer geistigen Schulung bevorzugten — es werden ihnen auch große Fortschritte der Verwaltung verdankt — und dabei auch keinen Unterschied zwischen kanonischen und römischen Juristen machten, daß die Juristen oft genug Anwälte der Rechte der Stände oder der Bürger gewesen seien, daß endlich von einem Streben der Fürsten nach absoluter Herrschaft erst nach Abschluß der Rezeption die Rede sein könne. Ein unbedeutender Einfluß des römischen Rechtes in staatsrechtlicher Beziehung sei wohl vorhanden (so schon in früheren Jahrhunderten auf die Gestaltung der Regalien). Anderseits hätten natürlich die Juristen die Ansprüche ihrer Herren vertreten und wohl auch mit römisch-rechtlichen Argumenten gestützt. Man wird nun aber doch eine Tendenz der Fürsten zur Erweiterung ihrer Rechte, und sei es nur in fiskalischer Beziehung, im Zusammenhang mit der Konzentration der staatlichen Macht (vgl. S. 130 f.) nicht leugnen



dürfen. Und man kann Äußerungen wie die nachstehenden Wimphelings nicht als „literarische Übertreibung“ abtun. Er, der hervorhob, daß „nach der abscheulichen Lehre der neuen Rechtsgelehrten der Fürst im Lande alles sein solle, das Volk aber nichts, daß sie das Volk aussögen, für alles Unrecht einen Deckmantel fänden und vor allem neue Steuern aussinnen müßten“, sagte auch: „mächtiger noch als im Gericht sind sie im Rate der Fürsten, wo sie schon viel länger im geheimen wirken und alles umkehren und verwirren, was durch die Weisheit der Vorfahren geordnet worden und zu Recht bestand“. Die ausdrückliche Inbeziehungsetzung der Juristen zu den politischen Ambitionen der Fürsten ist hier doch nicht zu beseitigen.

Sicherlich ist nun aber die starke Vertretung der Juristen im Rate des Königs und der Fürsten auf das Eindringen des römischen Rechtes in die Rechtspflege von wesentlichem Einfluß gewesen. Aus dem königlichen Rat, und damit auch aus Juristen, ergänzte sich das Reichskammergericht (wie aus den fürstlichen Räten die höchsten Gerichte der Territorien). Die Zahl der römischen Juristen unter seinen Beisitzern nahm ebenso wie unter denjenigen der fürstlichen Hofgerichte (in Heidelberg z. B. seit 1472, in Leipzig seit 1483) nur langsam zu, damit aber auch die Neigung, sich der Schwierigkeit, Streitfälle aus verschiedenen Gebieten nach den disparaten deutschen Rechtssätzen zu entscheiden, durch Anwendung des einheitlichen römischen Rechtes zu entziehen. Seitdem 1495 das höchste Gericht reorganisiert und ständig geworden war, nahm sein vorher nur geringer Einfluß erheblich zu. Sein römischer Prozeß wurde Muster, man richtete sich in Einzelfällen nach seiner Rechtsprechung, schon wegen der möglichen Appellation an das Kammergericht (soweit nicht Appellationsprivilegien bestanden). Den weiteren Fortgang der Rezeption förderten vor allem die Kodifikationen, die aber nur zum Teil romanistischen Charakter tragen. Sie gingen besonders aus dem Bedürfnis nach einer Aufzeichnung des Rechtes an sich hervor. Waren die betreffenden Beamten dem römischen Recht geneigt, so übernahmen sie eben dieses, zumal es sie aller sonst notwendigen Ausarbeitung überhob. Zu den Kodifikationen trieb ferner der Wunsch nach einem einheitlichen Recht innerhalb der betreffenden Territorien, die damals vielfach Gebiete anderen Rechtes sich angeschlossen hatten. Ähnliche Wünsche für das ganze Reich kamen aber wiederum dem römischen Recht zugute. Sehr stark war bei der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Partikularrechte das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Rechte, dem ja schon der Verfasser des „Kaiserrechts“ Rechnung tragen wollte, und worüber schon dem Baseler Konzil Nikolaus Cusanus 1433 ernste Vorschläge gemacht hatte, freilich ohne Erfolg. Wenn man die Rezeption des römischen Rechtes in die Land- und Stadtrechte als „Reformation“ bezeichnen zu dürfen glaubte, so kommt endlich in Betracht, daß man wirklich einen kulturellen Fortschritt zu machen meinte. Das heimische Recht, das man auf Universitäten zu lehren für lächerlich gehalten hätte, galt den Juristen als „roh und bäuerisch“, das Verfahren als höchst rückständig. „Kein Mißbrauch“, sagte schon um 1460 ein Jurist, „scheint mir größer zu sein als der, daß Menschen, welche den Acker bebauen, in diesem Lande Recht sprechen.“ Immer mehr drängte man auf Ersatz der „unerfahrenen Personen“, die in den niederen Gerichten „das Recht verstümmelten“, durch verständige Richter.

Aber dieser Hochmut der Juristen, deren Ansehen auch überaus groß war — die Doctores sind „edel genennt, herren und freund der fürsten“ —, hatte sein Gegenbild in einem ihnen entgegengebrachten Volkshaß, dessen Stärke freilich nicht übertrieben werden darf. Man hat Spuren desselben schon im 13. Jahrhundert und bald danach finden wollen, so bei Cäsarius von Heisterbach, Thomasin von Zirklaria, Hugo von Trimberg, der bereits von den

Juristen als Unchristen spricht. Hinter dem lateinischen Gedicht des Nikolaus von Bibra von etwa 1281, das den in Bologna gebildeten Erfurter Rechtsverdreher Heinrich von Kirchberg angreift, stecken freilich kirchliche Streitigkeiten. Auch jene anderen Zeugnisse können eine allgemeine Opposition kaum beweisen, weil eben damals der Einfluß der Juristen überhaupt nicht sehr groß war. Anderseits sind damals nicht die römischen, sondern die kanonischen Doctores, die geistlichen Richter, das Angriffsobjekt. Das führt darauf hin, daß auch die spätere Opposition überhaupt dem Richter als solchem, dem Berufsrichter galt, also jener Erscheinung des kulturellen Fortschrittes (vgl. S. 147), die mit dem römischen Recht an sich nichts zu tun hat. Das Recht war der letzte Rest der einstigen öffentlichen Betätigung des Volkes, es war für jeden Lebenskreis aus den Verhältnissen heraus erwachsen. Soweit es aufgezeichnet war, stellte es wesentlich alte Tradition, volkstümliche Gewohnheit dar, aber auch neue Satzungen gingen aus dem gemeinsamen Willen der Beteiligten hervor. Daß jede Gruppe wie jeder Stamm nach eigenem Rechte lebte, bedingte freilich jene Zersplitterung des Rechtes, auch einen Gegensatz zwischen dem fortschrittlichen Stadtrecht und dem erstarrten Landrecht, verbürgte aber zugleich die tiefe Wurzelung des Rechtes im Volk. Innerhalb seiner Genossen hatte ein jeder seine Richter, die im alten einfachen, öffentlichen und mündlichen Verfahren unter einem leitenden, aber nicht urteilenden Richter das Recht „fanden" (siehe die obenstehende Abbildung). Es ergab sich so auch bei alten Bauern, bei dem gerichthaltenden Burgherrn wie bei den städtischen Schöffen eine weitverbreitete Kenntnis der alten Rechtsgewohnheiten, jede Neuerung wurde um so schärfer empfunden. Auch für die oberen Gerichte war die Besetzung mit rechtskundigen Laien zunächst die Norm geblieben.

Gerichtsszene. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Anderseits führte freilich die Rechtszersplitterung, wie wir sahen, den Wunsch nach größerer Einheitlichkeit herbei, und zweitens lag die Handhabung der Rechtspflege sehr im argen, was im Volke bitter empfunden wurde. Insbesondere versagte der Kaiser, selbst bei gutem Willen. Der vor jener Reform zerfahrene Charakter des örtlich und in seiner Zusammensetzung fortwährend wechselnden kaiserlichen Gerichtes erschwerte allein schon das Rechtsuchen. Vor allem aber mußte Geld gezeigt werden, sonst schob man die Sache endlos hinaus. Man war auch geradezu käuflich: „am Hofe", berichtet ein Frankfurter, „kauft man um Geld, was man will", und auch die übrigen höheren sowie die fürstlichen Gerichte waren höchst mangelhaft und versagten meist bei Klagen gegen Mächtige. Die Grundherren



verhängten in den ländlichen Gerichten mit Vorliebe Geldstrafen, konfiszierten das Gut des Verurteilten usw. Die Rechtspflege wurde zur Einnahmequelle. War aber einmal ein gerechtes Urteil ergangen, so fehlte nur allzuoft, wie der gut beobachtende Froissard berichtet, „jede strenge und rasche Vollstreckung desselben". Eben diese Zustände hatten die Selbsthilfe in der Form der Fehde so furchtbar aufleben lassen. Man suchte anderseits nicht selten die ordentlichen Gerichte zu umgehen und ließ seine Streitigkeiten schon durch die Beamten, die des römischen Rechtes kundig waren, entscheiden. Aber mit dem Eindringen der römischen Juristen in die ordentliche Rechtspflege änderte sich trotz ihres Strebens nach Unparteilichkeit die Gesinnung des Volkes gegenüber den Richtern keineswegs. Zu den alten Mißbräuchen kam nun die größte Rechtsunsicherheit hinzu, zumal der Gegensatz zwischen dem nach römischem Recht urteilenden Obergericht und den niederen Gerichten immer schärfer wurde. Dem neuen Inquisitionsverfahren waren die Schöffen nicht gewachsen, sie wußten nicht mehr, was galt, und verließen sich auf den Gerichtsschreiber, so juristisch ungebildet der in Wahrheit sein mochte. Er wurde daher vor allem gekauft. Ebenso wuchs der Einfluß der „Fürsprecher", die sich nun ein gelehrtes Ansehen gaben und mit dem neuen Rechte wucherten. Die Mängel auch der Strafrechtspflege haben übrigens das Reichskammergericht zu einer Beschwerde veranlaßt, die Verhandlungen der Reichstage über eine Reform herbeiführte, bis man 1531 durch die „Carolina", die Kriminalordnung Karls V., zu einer gesicherten Grundlage kam.

Nach wie vor meinte sich das deutsche Volk einer Bande von geldlüsternen Schurken ausgeliefert, die das Recht nach ihrem Willen beugten und das Volk, das sie noch zu Prozessen hetzten, auf alle Weise aussogen. Insbesondere wurden die Advokaten und „Fürsprecher", denen „kein Brief so gut war, sie wöllen ein Loch darein reden", mit Anklagen überschüttet, und wirklich scheint es in jener erwerbslüsternen und gewissenlosen Zeit, wie selbst von Rechtsgelehrten zugestanden wurde, recht viel bedenkliche Elemente unter den Juristen gegeben zu haben. Es sei hier nicht angeführt, was Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg, was Wimpheling, Hutten, Cochläus und so viele andere Bitteres gesagt haben. Hervorzuheben ist nur, daß sich die Klagen im ganzen nicht gegen die Vertreter des römischen Rechtes als solche richteten. Nach Muther hätte sich in diesen Klagen nur der „Haß gegen die weltliche und noch mehr wider die geistliche Obrigkeit überhaupt" ausgedrückt, und die Opposition der Stände (die namentlich in Bayern stark war) hätte wesentlich den „ausländischen (d. h. nach v. Below den aus anderen deutschen Territorien und Städten stammenden) Räten und Doktoren" gegolten. Zum Teil hätten gerade die Landstände um Besetzung der Gerichte mit Doktoren gebeten. Auch v. Below erklärt die Klagen der Stände vornehmlich aus dem Unwillen des Adels über die Besetzung der höheren Ämter mit Nichteingeborenen. Wenn freilich die Stände in Württemberg 1514 verlangten, daß das Hofgericht mit „ehrbaren, redlichen und verständigen Personen vom Adel und den Städten besetzt werde, die nicht Doctores seien, damit den alten Gebräuchen und Gewohnheiten unabbrüchig geurteilt und die armen Untertanen nicht also irre gemacht würden", so scheint doch ein Gegensatz der „alten Gewohnheiten" zum römischen Recht ausgedrückt zu sein. Aber im allgemeinen haben sich die Stände um diesen Gegensatz nicht gekümmert, und gerade die Württemberger haben nach v. Below sich bei der späteren Kodifikation dem römischen Recht nicht abgeneigt gezeigt. Wie weit das neue Recht, das seinen Einfluß insbesondere auf das in Formalismus erstarrte Privatrecht äußerte, segensreich gewirkt hat, bleibe hier beiseite. Überhaupt richtete

sich die Opposition immer auch gegen jenen Einfluß der Juristen auf die gesamte Verwaltung, auf die Stärkung der Fürsten wie gegen das immer mehr aus Juristen ergänzte fürstliche Beamtentum. Vor allem war es übrigens die Kirche, die ihre Macht bereits jetzt durch einen von den Juristen geförderten Cäsaropapismus bedroht sah. Vom späteren Standpunkt aus gesehen, schreibt sich von der Rezeption die Kluft zwischen Volk und fremd Gebildeten her, die dann der Humanismus noch vertiefte. Diejenigen germanischen Länder, die von dieser Rezeption zumeist verschont blieben, England, Skandinavien, die Schweiz, haben den alten volkstümlichen Geist viel mehr bewahrt und doch nicht kulturell gelitten.

---

Man könnte annehmen, daß in der allgemeinen sozialen Disharmonie die Kirche ein Element der Versöhnung dargestellt hätte. Das Gegenteil ist der Fall gewesen. Das Verhältnis des Volkes zum Klerus ist nur ein weiteres Moment der Verbitterung. Wie die Achtung vor dem Klerus seit dem 13. Jahrhundert zurückging, ist schon früher (Bd. I, S. 417 ff.) erörtert worden. Wie seine Sünden immer stärker zu kirchlichen Reformen drängten, werden wir noch hören. Hier handelt es sich um die sozialen Folgen solcher Zustände. Gerade die kirchlichen Sittenprediger legten vor dem Volke immer von neuem die Verkommenheit des Klerus bloß — was Wunder, daß sich der Haß gegen die Nichtstuer und Schlemmer, die ohne Acht auf ihre Pflichten dahinlebten, gewaltig steigerte. Namentlich der Bauer war von diesem Haß beseelt, zumal er höchst ungern den Zehnten gab und von den geistlichen Herren besonders scharfen Druck erfuhr. Der Bauer glaubte wohl, die Leute lebten nur von ihm, ohne selbst zu arbeiten. Der reiche Besitz der Kirche war jetzt nicht nur dem Adel ein Dorn im Auge. Vor allem haben da hussitische Einflüsse gewirkt; das Kirchengut ist das Objekt der hussitischen Angriffe. Der niedere Klerus selbst hetzte nach wie vor gegen die reichen Pfründeninhaber, auch gegen die notorische Habgier des höheren Klerus. Nach Windeck geschah überhaupt seitens der Geistlichen alles nur „um Geld". Wie tief dieser Haß ohne eigentlich religiöse Motive wurzelte, zeigen einige der bäuerlichen Aufstände des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts: so die in Appenzell, wo häufig die Pfaffen, ebenso wie 1459 am Rhein, gemißhandelt wurden. Die Anhänger des Paukers von Niklashausen sangen 1476: „Wir wollen Gott vom Himmel klagen, Kyrie eleison, Daß wir die Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen. Kyrie eleison." Dies war aber kein neues Schlagwort, sondern der Ausdruck viel älterer im Volke lebender Stimmungen. Bei den Bauern von Untergrombach 1502 lautete die Losung: „Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen." Auch beim Beginn des großen Bauernkrieges glaubte man anfangs allgemein die Bewegung gegen die Pfaffen gerichtet und freute sich darüber. In der Stadt besonders war die Verachtung der Pfaffen gewaltig.

Charakteristisch für ihre Einschätzung ist, daß sie meist mit den Juden zusammen genannt und als ebenso beraubenswert hingestellt werden: „der pfaffen unde juden guot, das macht uns all ein frien muot". Der Haß gegen die Juden war insbesondere infolge jener Ausübung des Darlehnsgeschäftes (vgl. Bd. I, S. 409 f.) ungemein gewachsen. Der außerordentlich hohe Zinsfuß hat die Ausbeutung der Bevölkerung in weitestem Maße gestattet; charakteristisch ist auch, daß man in der Regel wöchentlichen Zins bedang. Der Bauer kam oft wegen winziger Summen zu gewaltiger Schuldenlast, die ihn verdarb. Daß es in den Städten ähnlich stand (vgl. S. 72), zeigt die einmal auf Bitten des Nürnberger Rates ergangene kaiserliche Erlaubnis, die Juden von dort zu vertreiben, weil durch ihren Wucher viele Bürger „dermaßen übernommen und in Schulden gestürzt, daß diese von ihrer Nahrung



und häuslichen Ehre und Wohnung gedrängt" seien. Auch der Adel war bei den Juden stark in der Schuld, ebenso mancher Fürst. Den Haß förderten die Hetzereien der Prediger, die den Wucher grell beleuchteten — nach einigen Forschern war überhaupt (vgl. Bd. I, S. 410) der Klerus die eigentlich treibende Kraft gegen die Juden, die in Kaufmannskreisen am wenigsten mißachtet waren —, ferner jene alten legendenhaften Beschuldigungen bezüglich „der heimlichen Mörde", der Brunnenvergiftung, Hostienschändung usw. Immer stärker wurde jetzt die soziale Ausscheidung und Verfemung, die im Mittelalter freilich auch andere, noch verachtetere Leute traf. Schon 1387 war man auf einem rheinischen Städtetag gegen die Juden feindlicher aufgetreten, hatte die seit langem (vgl. Bd. I, S. 410) eingeführte, aber nicht durchgedrungene Unterscheidung durch äußere Merkmale (gelbe Tuchringe, gelbe Hüte) wieder besonders betont, anderseits den Juden als lästigen Konkurrenten den Handel verboten. Das gesonderte Wohnen der Juden wurde im 15. Jahrhundert allgemein. „Der Judenhaß", schrieb 1497 Froissard, „ist in Deutschland so allgemein verbreitet, daß selbst die ruhigsten Männer in Aufregung geraten, wenn auf die Juden und ihren Geldwucher die Rede kommt. Es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich und gleichzeitig in allen Gegenden eine blutige Verfolgung der Juden ausbräche, wie diese denn bereits aus mehreren Städten gewaltsam vertrieben sind." Solche Vertreibungen, zum Teil jetzt von den Obrigkeiten im Gegensatz zu dem bisherigen Gewährenlassen begrüßt, aber weniger blutig als früher (vgl. Bd. I, S. 410 und 427 f.), fanden im 15. Jahrhundert z. B. in Speyer, Mainz, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Würzburg (zweimal), Erfurt statt. Anderwärts, wo der Kaiser die Juden schützte, wurden sie arg geplagt. Auch aus ganzen Stiftern (z. B. Würzburg, Mainz) und weltlichen Territorien (Sachsen, Bayern, Mecklenburg, Pommern usw.) wurden sie vertrieben. Hier spielten die Fürsten die Hauptrolle und wetteiferten mit den Städten. Zeitgenossen haben, wie später Trithemius, die Einziehung des Vermögens der Juden der Geldgier der Fürsten zugeschoben. „Übel handeln die Fürsten", meinte schon Bischof Stephan von Brandenburg gelegentlich der Judenberaubung in der Mark im Jahre 1446, „welche aus unerhörtem Geiz und ohne gerechte Ursache die Juden aller ihrer Habe berauben." Mehr oder weniger gingen solche Verfolgungen aber auf die Stimmung des Volkes selbst zurück und zeigen, wie sehr die Zeit überhaupt noch zu Gewalttätigkeiten neigte.

---

Im ganzen braucht man denn auch für die sich andauernd steigernden aufrührerischen Bewegungen, in die sich die soziale Mißstimmung bald hier, bald dort umsetzte, wenigstens für die Stadt eine tiefere, eine sozialistische Grundlage nicht anzunehmen. Wir werden zwar bei den Bewegungen der Bauern, die man sehr übertrieben als „soziale Parias" hinstellt, während ihre Lage doch in Wahrheit (vgl. S. 141) gar nicht so pessimistisch anzusehen ist, zum Teil religiös-sozialistische Strömungen wirken sehen, man hat aber auch als Träger der städtischen Bewegungen um und namentlich nach 1500 ein teilweise sozialistisch angehauchtes Proletariat angenommen. Andere Forscher lassen diese städtischen Bewegungen von den zünftlerischen Kreisen getragen sein und bestreiten lebhaft wesentliche sozialistische und taboritische Einflüsse. Die Motive für die einzelnen Bewegungen sind eben noch lange nicht genügend erforscht, insbesondere darf der Begriff „städtisches Proletariat" nicht voreilig gebraucht werden. Jede Rolle des Gegensatzes zwischen arm und reich wird aber auch für die Stadt nicht geleugnet werden können. Erst recht nicht für das Land. Wenn freilich die Bauern „arme Leute" heißen, so sind sie das nicht in unserem Sinne. Aber das

hindert nicht, daß die *Ungerechtigkeit der Verteilung der Güter dieser Welt* gerade von den schärfer gedrückten, aber selbstbewußten *Bauern empfunden* wurde. Kommunistische Anschauungen, die schon durch das Christentum im ganzen Mittelalter als seiner Lehre entsprechend gefördert wurden, fanden besonders durch den Einfluß der *hussitischen* Bewegung, die in Gottes Namen allgemeine Gleichheit schaffen wollte, auch in Deutschland Boden. Den niederen Ständen wurde seit längerer Zeit durch die Bettelmönche in Stadt und Land der Haß gegen die Besitzenden und die geistlichen Herren gepredigt, sie selbst, insbesondere aber der so oft verachtete „arme" Bauer, wurden als rechte Kinder Christi, der selbst ein Armer war, gleichsam in ihrer Armut verklärt. Die viel radikaleren hussitischen Ideen verstärkten diese Strömung mächtig. Wie die Ketzerbewegungen überhaupt, ist das „böhmische Gift" durch die „Ketzerbriefe" überallhin und sicher auch in die ländliche Bevölkerung gedrungen. Und obwohl jener Gedanke der allgemeinen Gütergemeinschaft vor der Wirklichkeit verging, blieben um so stärker die Ideen des „göttlichen Rechtes" und der „christlichen Freiheit" haften, die praktisch Einziehung des Kirchengutes und Befreiung von den Lasten bedeuteten. Namentlich in der rechtzeitig erstickten Niklashäuser Bewegung von 1476 kamen völlig kommunistische Neigungen, religiös-theokratisch gefärbt, zum Ausbruch: der Führer, der junge Bußprediger, sah die Fürsten und Herren nach Verteilung ihrer Güter schon zu Handarbeitern degradiert, den Besitz der Pfaffen genommen, sie selbst totgeschlagen und ein wahres Gottesreich auf Erden erstanden. Aber schon längere Zeit vorher waren ähnliche, freilich zahmere Anschauungen theoretisch ausgesprochen in der sogenannten „Reformation des Kaisers Siegmund", die erst gegen Ende des Jahrhunderts stärkere Verbreitung fand und neben praktischen radikalen Forderungen, namentlich allerdings für die Städter (z. B. Abschaffung der Zünfte), auch wieder neben der Einziehung des Kirchengutes unter Schonung des weltlichen Besitzes vor allem an die Erhöhung der Kleinen denkt: „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unsere Freiheit, so ist den gewaltigen Häuptern ihre Kraft genommen." Den schärfsten Charakter hat diese Stimmung zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der von Haupt ans Licht gezogenen Schrift eines „oberrheinischen Revolutionärs" angenommen, der zugleich die kirchlichen Zustände aufs äußerste angreift und in seinen Zielen ganz sozialistisch-kommunistisch ist. Und ähnliche Gedanken lebten in den seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland umlaufenden Prophezeiungen der Astrologen.

Sollte da nicht *auch in den Städten* bei dem demokratischen Grundcharakter der Zeit *der Gegensatz von arm und reich* schärfer empfunden worden sein? „Zwischen den Reichen und den Armen ist ein alter Haß gewesen", sagt die Magdeburger Schöppenchronik gelegentlich eines Aufstandes von 1402. Die Feststellung des Gegensatzes begegnet schon bei Bertold von Regensburg (vgl. Bd. I, S. 408) und Ende des 14. Jahrhunderts bei Peter Suchenwirt: „Den reichen sind die chasten vol, den armen sind si laere, dem povel [Pöbel] wirt der magen hol, das ist im grozzew swaere (ihm große Beschwer)." Aber jetzt wurden auch Konsequenzen gezogen: so wollte Geiler von Kaisersberg 1481 bei einer Hungersnot seinen Hörern ankündigen, wann es Zeit sei, „den reichen Leuten in ihre Häuser zu laufen, sie aufzubrechen und Korn daraus an ein Kerbholz zu nehmen". Die Fastnachtsspiele weisen gelegentlich darauf hin, daß alle die Drücker, Amtleute, Pfaffen, Juden, Herren, nur von der Arbeit des Volkes lebten. Und man stellte entsprechende Forderungen. Bedenklich meint Burkhard Zink, „es sei doch ein erschrecklich Ding, daß die minder Weisen und die Armen über die Reichen regieren wollten": er spricht von den großen Steuern, die das gemeine Volk auf die



Reichen setzen wolle. Die *Hauptketzer* scheinen freilich wieder *Kleriker* gewesen zu sein. Wie sie die Handarbeit der Bauern, überhaupt die Arbeit, im Gegensatz zum Reichtum verherrlichten, so saßen sie auch hinter den Handwerkern, besonders die den Zünften oder den Gesellenverbänden nahestehenden Geistlichen. Sie haben auch jenen im Handwerk lebendigen sittlich-christlichen Geist besonders befördert, waren überhaupt die geistigen Führer der Leute, wie sie auch ihre Schriftstücke und dergleichen besorgten. Aus alledem erklären sich Äußerungen wie die Butzbachs, der als Schneider mit Bitterkeit kostbares Tuch für die Reichen in Schnitzeln verarbeitet: „wie man sie es in ganzen Stücken von dem blutigen Schweiß der Bauern und Armen um schweres Geld sich anschaffen sieht".

Dazu kam nun die *kapitalistische Entwickelung*, die wenigstens in Süddeutschland der *Handel* namentlich seit Beginn des 16. Jahrhunderts nahm. Das Geldgeschäft war (vgl. S. 72) jetzt von den Juden und Lombarden zum guten Teil auf die deutschen Kaufleute übergegangen. Vor allem aber bildeten, übrigens nicht erst jetzt, die großen Handelsgesellschaften Ringe, kauften die Waren auf und diktierten die Preise, die indes auch aus anderen, später (S. 261) zu erörternden Gründen stiegen. Wurden die Leute dadurch zum Teil ungeheuer reich — der Reichtum um 1500 übertrifft weit die Vermögen um 1400 —, so empfand die große Masse ihr Treiben als bösen Druck. „Sie ziehen", sagt Geiler von Kaisersberg von den Monopolisten, „nit allein den entbehrlichen Blunder an fremden Waaren, sunder auch was zum Leben not, als Korn, Fleisch, Wein und sunstiges in ihr Monopolium und schrauben die Preise nach ihrer Geldgier und Gitzigkeit und nähren sich mit der sauren Arbeit der Armen." Er nennt sie „größere und schlimmere Überlister und Schinder des Volks, als je die Juden gewesen". Ebenso meint Sebastian Brant:

Die Juden „mögen nit me bliben:
die Kristen-Juden sie vertriben;
mit Judenspieß dieselben rennen,
ich kenn vil, die ich nit wil nennen;
die triben doch wild kaufmansschatz,
und schwigt dazu all reht und gsatz."

Kilian Leib vergleicht sie mit den Raubrittern, nur daß sie straflos blieben. *Die kirchliche Anschauung über den Handel* (vgl. Bd. I, S. 406) ist, wie schon früher, so jetzt vollends zur verbreiteten *Volksmeinung* geworden. Die alten Vorwürfe der Habgier, der Untreue und des Betruges (Bd. I, S. 406 f.) werden immer stärker erhoben, von Thomas Murner und Sebastian Brant wie von Hutten. Aber zu der älteren Anlegung rein ethischer Maßstäbe an das wirtschaftliche Leben fügte man jetzt die stärkere Betonung der sozialen Folgen der Gier nach Reichtum. Man meinte, wie Hans Sachs, die Kaufleute wollten mit Faulenzen durch Wucher und Fürkauf reich werden, Sebastian Franck spricht von ihrer „Hanthierung als öffentlichem Wucher und Räuberei". Und wenn nun weiter Erasmus aufs giftigste über die Kaufleute herzog, wenn Luther ein Büchlein „von Kauffshandlung und Wucher" schrieb und wenigstens die großen Preissteigerungsgesellschaften angriff, wenn die Städte (Köln 1505) gegen diese vorgingen, wenn Landtage oder Reichstage (Köln 1512) Beschlüsse gegen die Aufkäufer faßten, wesentlich im Interesse des soliden Handels, und Karl V. sich vor seiner Wahl zur Beseitigung der Monopolgesellschaften verpflichten mußte, so hat solcher „Großwucher und Schinderey", vor allem wegen der hohen Preise für unentbehrliche Dinge, sicher besonders das niedere Volk aufgebracht. Aber obgleich es in einer Predigt von 1515 heißt: „wird's damit nit anders, so sind groß Unruhe und Empörunge zu fürchten", ist doch dies Moment für die revolutionären Erhebungen kaum wichtig, wenn es z. B. auch schon 1483 bei einem Aufstand in Hamburg, wo Korn aufgekauft und trotz Teuerung exportiert worden war, eine Rolle spielte. Die

Hauptopposition lag überhaupt bei den Mittelschichten, und gerade diese wurden durch die großen Gewinne oft sogar verlockt, ihr Geld bei jenen Gesellschaften einzulegen. Ebenso machte es der Adel. Immerhin wuchs der Gegensatz der Armen zu den Reichen noch durch jene Agitation.

Jedenfalls hat bei den städtischen Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts die eigentliche „Armut“ ihr Kontingent gestellt und meinte auch bereits die Zeit gekommen, die Reichen zu plündern, sogar totzuschlagen, um selbst „ewich rike zu werden“ (Braunschweig). Aber die eigentlichen Motive der Erhebungen lagen doch auf anderem Gebiete: jene städtischen Finanzkalamitäten (vgl. S. 75) brachten wegen des Steuerdrucks die Zünfte auf: sie wollten mehr Kontrolle über das Finanzwesen haben. Dazu kam ihr altes Streben nach dem Regiment. Und wenn man seit 1514 eine maßgebendere Rolle des „pöfels“ festgestellt hat, im Zusammenhang mit dem steigenden sozialen Elend, worüber eine genaue Einzelforschung erwünscht wäre, wenn revolutionäre Forderungen erhoben wurden, die den ehrsamen Handwerksmeistern jedenfalls nicht lagen, so blieben doch jene finanziellen Motive neben der Empörung über sonstige Bedrückungen wichtig. Lokale Bedrängnisse und jene allgemeine Neigung zu Gewalttaten spielten auch bei den von reichen Zunftbrüdern unterdrückten kleinen Handwerkern, ferner bei gewissen niedrigen Gewerben (z. B. Hirten) und den Tagelöhnern — dies waren neben den Gesellen (vgl. S. 53) wohl die Hauptträger der sozialen Gärung — immer eine Hauptrolle. Die Hefe der „Weinbuben, Tabernierer [Schenkwirte], Füller, Spieler, Freiheiter, Jaufkinder [vagierender Possenreißer], Galgenschwenkel, Luderer“, der Bettler und Fahrenden, kurz der „Hans hinter der Mauern“, wie es 1513 in Braunschweig heißt, war natürlich immer dabei. Anderseits wird ein wichtiges Moment, die Neigung, Pfaffen und Kirchen zu berauben, um „selbst reich zu werden“ (Regensburg 1511), nicht immer nur bei den ganz Armen gewirkt haben. Namentlich die Frauen werden ausdrücklich als hetzerisch hingestellt; sie wollten auch „goldne Spangen und Gürtel tragen“.

---

Systematischer wurde die Bewegung nun erst durch die Aufmerksamkeit auf die immer zunehmenden Bauernaufstände, die aus viel bestimmteren, einheitlichen sozialen Forderungen hervorgingen, und auch durch die Reformation. Die lokalen Bedrückungen der Bauern durch weltliche und geistliche Herren hatten schon im 15. Jahrhundert immer häufiger zu bewaffneten Erhebungen geführt. Man kann wohl auch ein Gefühl des ständigen Zurückgesetztseins (vgl. S. 140) für die Stimmung des Bauern heranziehen, zumal dieser noch ebenso selbstbewußt war wie die übrigen Menschen der Zeit und von der allgemeinen Sucht nach materiellem Lebensgenuß ebensowenig frei war. Mancher mochte ferner die geistige und kulturelle Rückständigkeit dunkel empfinden und so ein unklares Streben haben, an der Kultur und dem öffentlichen Leben der Zeit berechtigten Anteil zu gewinnen. Zunächst konnte das Einungsprinzip, das die Städte und Ritter zu Bünden zusammenführte, auch den Bauern als gegebenes Mittel, ihre Forderungen durchzusetzen, erscheinen. Wehrhaft war der Bauer zudem noch durchaus; noch ging er außerhalb seines Dorfes oft mit dem Schwert einher, und mancher Bauer hatte sich als Landsknecht fühlen gelernt; gerade damals scheinen häufig die Dörfer befestigt worden zu sein. Es wirkte aber ferner im Südwesten das Beispiel der Schweizer, die sich von Adel und Pfaffen frei gemacht hatten, insbesondere das der Appenzeller, die kühn revoltierten und schließlich der Eidgenossenschaft beitraten. Man sagte jetzt von den Bauern, „daß sie alle wollten Appenzeller sein“, was zugleich auf politische Freiheitsideale deutet, wie überhaupt eine gewisse Erwartung politischer Umwälzungen



durch das Volk ging. So kamen denn Zusammenrottungen im Algäu, dann auch sonst in Schwaben allmählich immer häufiger vor. Schon 1431 beklagte sich der Kaiser Siegmund über die wachsenden Bünde nicht nur der Städter, sondern auch der Bauern. Der Adel hat ebenso bei den Städten schweizerische Freiheitsneigungen behauptet. Man vermutete zugleich immer jene hussitischen Einflüsse, wie man z. B. auf dem Baseler Konzil den allgemeinen Übergang der Bauern zu den Hussiten fürchtete. Und noch später sah Trithemius den Reichskörper vor allem durch zwei Schwären, die Eidgenossen und die Hussiten, bedroht. So folgten denn der theokratisch-sozialistisch gefärbten Bewegung in Niklashausen von 1476 andere religiös beeinflußte Aufstände, wie der 1502 zu Untergrombach; auf der Fahne sah man neben einem knieenden Bauern das Bild des Gekreuzigten und die Aufschrift: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes.“ Einer der dortigen Führer, der bei der Unterdrückung entkam, zeigt dann bereits den Typus des revolutionären Agitators, ein ehemaliger Landsknecht Jost Fritz: er bewirkte im Breisgau neue Bewegungen, die aber wieder unterdrückt wurden, und suchte, „ein Führer und Verführer des Volkes durch und durch, mit süßer Rede angetan“, 1517 einen großen Aufstand im ganzen Südwesten zu erregen. Hier war überhaupt der Herd der revolutionären Stimmung, die sich unter dem Symbol des „Bundschuhs“, des durch Riemen zusammengehaltenen, rindsledernen Schuhs des kleinen Bauern, traditionell fortpflanzte, wenngleich früh Bewegungen auch im Osten, in Salzburg (1462), in Kärnten (1478), vorkamen. Neben einem weiteren großen Aufstand in Kärnten 1515 brach aber wieder im Südwesten der vor dem Bauernkrieg bedeutendste Aufstand aus, der des „armen Konrad“ von 1514 in Württemberg und Baden.

Immer bedenklicher erschien nun auch den politischen Gewalten die Lage. Die größeren Landesherren und der Kaiser dachten ernstlich an Reformen. 1502 wollten die Kurfürsten über die „Beschwerung des gemeinen armen Mannes“ beraten; die oberösterreichischen Stände suchte 1515 der Kaiser selbst zu billigeren Ansprüchen gegenüber den Bauern zu bewegen. Überhaupt dachte man von Reichs wegen wie an die bei der Schwäche des Reiches notwendige politische Reform, an Reichssteuer und ordentliches Reichsregiment, so auch an die Besserung der sozialen Zustände. Der Mainzer Reichstag setzte 1517 einen Ausschuß ein, der über die Mängel beraten sollte, „daraus allenthalben soviel Aufruhr, Unfrieden und Verderbens im heiligen Reich und Germanien erwüchse“. Freilich blieb alles ohne praktische Folgen. Die Lage der Bauern aber, die nun so grell hervortrat, hatte jetzt doch auch bei den Städtern jenen so reichlich geübten Spott zum Teil verstummen lassen. Neben jener Mißachtung hatte überdies schon länger jene andere, von der Kirche getragene Anschauung, die die Arbeit des Ackermanns als die wahrhaft christliche und als Grundlage des Daseins der übrigen Stände ansah, sich in städtischen Kreisen verbreitet, und namentlich die Sprüche Rosenplüts zeigen sie deutlich: „Ich lob dich, du edler baur, für alle kreataur, für all herrn auf erden: der kayser muß dir gleych werden.“ In „Der Bauern Lob“ ferner wird „der edle Ackermann“ als von Gott der Welt beschert hingestellt. Er repräsentiert selbst für den Städter das Volk gegenüber den Herren, und in der Literatur wird er oft zum Wortführer aller Beschwerden. So ist es denn zu erklären, daß unzufriedene kleine Leute aus den Städten, zumal aus solchen agrarischer Haltung, bald mit den Bauern gemeinsame Sache machten, wie bei der Niklashäuser Bewegung, wie bei dem Aufstand gegen den Abt von Kempten, wie später beim „armen Konrad“. Bei dem großen Elsässer Bund von 1493 war sogar ein Bürgermeister, Hans Ulman von Schlettstadt, Führer. Von einem systematischen

Zusammenarbeiten der Städter mit den Bauern ist aber nicht die Rede, dagegen nahmen revolutionäre Köpfe aus den Städten immer häufiger die Leitung der Bauern in die Hand.

Das zeigte sich nun auch beim großen Bauernkriege. Ihn als allgemeine soziale Revolution aufzufassen, als Ausbruch aller der Gärungen, die uns beschäftigten, geht nicht an, obgleich die (S. 152) hervorgehobenen älteren sozialistisch-kommunistischen Stimmungen zweifellos bei ihm nachwirkten. Aber trotz der großen Rolle des Schlagwortes von der „Gerechtigkeit Gottes", trotz gelegentlicher Äußerungen der Bauern, mit den Reichen teilen zu wollen, trotz Verbindung unzufriedener Handwerker mit ihnen, trotz zunehmender Beteiligung der wirklich Enterbten, der fahrenden Leute, Bettler, Aussätzigen, wie bei den Anschlägen des Jost Fritz, überwog schon bei den früheren Aufständen das praktische Motiv, bestimmten agrarischen Übelständen abhelfen zu wollen. Gewiß bedeutete auch der große Bauernkrieg wie die früheren Aufstände eine gewaltsame Reaktion der alten agrarischen Welt gegen die sie einengenden und bedrängenden Mächte der Geldwirtschaft und des neuaufstrebenden, auf die Beamten gestützten Staates. Der erwähnte Einfluß der Schweizer — der Ausdruck wurde typisch für auffässige Leute — kam hinzu. Überhaupt lag es im Geiste der Zeit, sich nichts gefallen zu lassen. Und gerade weil die Bauern noch kräftig genug waren, sich auch gegen jene soziale Mißachtung wehren wollten, taten sie sich ebenso zusammen wie andere Stände und schlugen gelegentlich los. Das in dieser Zeit auf die Höhe kommende demokratische Kraftgefühl hat eine größere Rolle gespielt als die Ideen. Das gilt auch für die städtischen Schichten. Wie gewalttätig man damals noch war, haben wir wiederholt beobachtet. Insofern muß man die Bauernaufstände überhaupt nicht als so anormal ansehen; es waren Formen roher und rücksichtsloser Selbsthilfe, die im Zeitalter der Fehde natürlich, und deren Begleiterscheinungen, Plündern, Brennen usw., ebenfalls nur zeitgemäß waren. Indessen kamen äußere Gründe doch noch als entscheidende hinzu. Warum der Südwesten immer wieder Aufstände sah, und warum hier vor allem auch der große Bauernkrieg ausbrach, hat v. Below wohl richtig damit begründet, daß dieses Gebiet in zahlreiche kleine Territorien zersplittert war — schon Riehl bezeichnet deshalb den Südwesten als den empfindlichsten Teil Deutschlands —, und daß gerade die kleinen Landesherren aufs tyrannischste ihre Untertanen drückten und ihre fürstlichen Rechte mißbräuchlich in Vermischung mit privaten Herrenrechten zu steigern suchten. Von dem Abt von Kempten (vgl. S. 144) und dem Stühlinger Landgrafen (vgl. S. 143) war schon die Rede. Namentlich erbitterten auch die Übergriffe im Interesse des Waldschutzes, wie seitens Herzog Ulrichs von Württemberg. Überhaupt brachte die Leute vor allem die Entziehung des Jagdrechtes auf; dabei mußten sie Fronden bei der Herrenjagd leisten. Aber auch die berechtigte Beschränkung der Nutzung machte immerhin böses Blut. Im Osten trat der schwache Landesherr vor dem Grundherrn zurück (vgl. S. 143); im Nordwesten aber waren die größeren Landesherren eher darauf bedacht, die Bauern, oft freilich nur als ihr Steuerobjekt, gegen die Grundherren zu schützen und zu kräftigen. So erscheinen die Übergriffe der kleinen Landesherren im Südwesten als ein wesentliches Moment. Anderseits war aber ihre äußere Macht gering, und während sonstige größere Territorien Aufstände energisch unterdrückten, reizte gerade die Widerstandsunfähigkeit der kleinen südwestlichen Tyrannen zum Losschlagen. Die erste Bewegung des großen Bauernkrieges richtete sich gegen den Druck eines Landesherrn, eben des Gebieters der Landgrafschaft Stühlingen, des Grafen von Lupfen. Immerhin sind die angeführten sonstigen Momente doch nicht gleichgültig gewesen.



Als letztes kommt auch noch die kirchliche reformatorische Bewegung hinzu. Natürlich hat die Reformation nicht den großen Bauernkrieg, obwohl das schon Zeitgenossen meinten, hervorgerufen. Es ist überhaupt nicht richtig, den Bauernkrieg, wie es neuerdings wieder geschehen ist, in der Hauptsache als kirchlich-religiöse Bewegung aufzufassen und die wirtschaftlichen und sozialen Nöte, den Haß der Entbehrenden in ihrer Bedeutung herabzudrücken. Vielmehr gab die evangelische Bewegung die wirksame Einkleidung und Begründung für die praktisch-weltlichen Wünsche her. Daß bei dem schon (S. 152) beobachteten Einfluß religiöser Strömungen auf soziale Forderungen, insbesondere bei den Taboriten, schließlich auch die Reformation als Stütze der Unterdrückten erscheinen mußte, ist ja von vornherein klar. Das Evangelium bot nun das Ideal, nach dem die äußeren Zustände zu formen waren. Wie schon früher die Volksprediger sich auf die Seite der Kleinen stellten, so wiesen nun die Prediger des reinen Evangeliums ihre Hörer auf diese Handhabe für soziale Zwecke hin. So erklärten denn auch die Leute des Klosters Roth 1525, nicht von ihnen stamme der Aufruhr, sondern „von den Geistlichen und Hochgelehrten, die es jetzo öffentlich predigen, und von denen sie es lange gehört hätten, womit die armen Leute allenthalben beschwert seien". Solche Prediger gefielen aber der Menge. „Das ist das recht evangeli", riefen die Bauern in Schwaben bei den Predigten Schappelers, „lueg, wie hand [haben] die alten pfaffen gelogen und falsch geprediget: man solt die bueben alle zu todt schlagen." Diese radikalen Prediger eiferten namentlich gegen den Zehnten und den Zins. Aber sie förderten auch ein allgemeines Priestertum unter den kleinen Leuten in Stadt und Land, die häufig selbst als Prediger auftraten. Sie machten sich überhaupt gern gemein mit dem Volke, so schon in idealistisch-mystischer Form Karlstadt, der dem gemeinen Mann mehr Beruf, im Namen Christi zu reden, zusprach als dem Doktor Luther. In Schwaben lief ein Prediger in Bauerntracht umher und zündete so erst recht, und endlich erschien der taboritische, für alles Niedrige und Grobe eintretende Münzer und regte die Menge auf. Als aufreizendes Moment wirkte diese Predigt mehr als die nun noch gewachsene, auch zu den Bauern durch Kalender und Praktiken dringende astrologische Literatur, die immer zugleich die Revolution des kleinen Mannes und den Sturz der Pfaffen und Herren prophezeite, auch bildlich den Aufruhr darstellte. Eine evangelische Färbung, die sich später fortgesetzt in der Bezeichnung „christliche", „heilige" Haufen wie in vielen Wendungen der Bauernschriftstücke zeigt, ist überhaupt früh scharf hervorgetreten. Es wurde immer allgemeiner das „Evangelium" und die „christliche Freiheit" im Munde geführt, freilich stets im Sinne agrarischer Forderungen verstanden. Die Algäuer gerierten sich als „christliche Vereinigung der Landart". „Wenn man die Empörischen reden hört", heißt es einmal, „so geschieht Alles für's heilig Evangelium und göttlich Wort. Das führen verloren Edelleut, Bauern und Pöbel allweg im Munde — man hört nichts denn Evangelium, Evangelium, und wird jede Aufwiegelung und Buberei damit verdeckt." Die biblisch-erbauliche Umhüllung der berühmten zwölf Artikel wirkte außerordentlich. Die Betonung des evangelischen Prinzips dabei rührte von den Memminger Reformatoren her. Anderseits wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die Schlagworte: christliche Freiheit, göttliches Recht und Evangelium von den Hussiten herstammen und, immer in praktischem Sinn ausgelegt, überall gangbar und jetzt besonders zeitgemäß waren. Keineswegs wollten etwa die zwölf Artikel von der Lehre der Kirche abweichen, vielmehr sogar für die Pfarrer sorgen: es ist der alte Einfluß des hinter allen Hetzereien schon des 15. Jahrhunderts stehenden, auf die Pfründen der

Prälaten eifersüchtigen Teiles des niederen Klerus, der jetzt nicht selten in das evangelische Lager übergegangen war.

Die Erkenntnis der Brauchbarkeit des Evangeliums hat sich aber zunächst in den *Städten* verbreitet. Bei den Bamberger Bewegungen wollte ein Bader „alles reformieren laut des Evangeliums". In den Städten vor allem wirkten auch jene Prediger, Schappeler und Waibel in schwäbischen, Strauß in Eisenach, Brunfels in Straßburg, namentlich Thomas Münzer in Allstedt. Aber es erhielt nun die Agitation aus den Städten überhaupt mehr Führung und Nahrung, wie man in Schwaben denn für die Haltung der Reichsstädte fürchtete und ein schwäbischer Landschreiber die städtischen Gemeinden für „ganz gut bäurisch" erklärte. Schon 1524 lief in Forchheim ein städtischer und ein ländlicher Aufstand parallel; 1525 gingen Bauern und Städter in Worms gegen die Pfaffen; zu den Stühlinger Aufständischen hielt Waldshut; Memmingen war Hauptquartier der oberschwäbischen Bauern; an den Weinsberger Greueln nahmen Heilbronner teil; fränkische Städte spielten mehrfach eine Rolle, von den Sympathien Straßburgs und anderer elsässischer Städte nicht zu reden. Ebenso wurden selbst die Programme der Bauern, wie die zwölf Artikel, mit Hilfe von Städtern (eben jenes Predigers Schappeler und eines Kürschners Sebastian Lotzer) verfaßt. Wie die Prediger aus den Städten kamen, wie dort schon die aufregende astrologische Prophezeiungsliteratur gepflegt worden war, so stammte überhaupt das Ideenhafte in der Bewegung, auch jene religiös-sittliche Wertschätzung des Ackermannes, dorther. *Gleichwohl bleibt es bei dem agrarischen Charakter der Bewegung:* das Mithalten mancher Städte ergab sich aus dem Zwang der Verhältnisse, ebenso wie selbst Herren gezwungen, zum Teil freilich, wie Wilhelm Graf von Henneberg, aus politischer Berechnung teilnahmen. Allerdings wurden auch die nichtbäuerlichen Elemente von dem revolutionären Geist an sich mit fortgerissen, nicht allein Bürger, sondern auch abenteuerlustige, ehrgeizige oder pfaffenwütige Adlige, vor allem aber niedere Kleriker, Bettelmönche usw. Dazu kamen jene Fahrenden und namentlich Landsknechte. Die starke Aufregung beweist die Beteiligung von Frauen.

Von einer allgemein erstrebten sozialen Umwälzung kann jedoch nicht gesprochen werden, wenigstens zu Anfang nicht. Allerdings zeigen die zwölf Artikel schon das Zurücktreten rein lokaler Tendenzen, denn sie nennen sich „haupt Articke͏l aller baurschafft und hindersessen der Geistlichen und Weltlichen oberkeyten, vonn welchen sye sich beschwert vermeinen". Allmählich gewinnt auch die Bewegung, eben durch den Radikalismus städtischer Schichten beeinflußt, einen über die rein wirtschaftliche und die evangelische Seite hinausgehenden Charakter. Hatten die zwölf Artikel vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft, demnächst die alte Freiheit des Jagens und Fischens, dazu Erleichterung und Minderung der Fronden und Abgaben verlangt, so erhob sich unter den fränkischen Aufrührern auch ein politisches Reformideal, das, bezeichnenderweise von zwei früheren fürstlichen Beamten, Wendel Hipler und Friedrich Weigant, getragen, eine völlige Umgestaltung des Reiches in demokratischem Sinne, nominell mit dem Kaiser an der Spitze, in sich schloß, so erhob sich weiter in Thüringen und Sachsen über diese noch gemäßigten und nicht übel gedachten Ziele hinaus jenes von Münzer und Genossen in radikalster Weise erstrebte Ideal einer kommunistischen Theokratie. Man konnte wohl einen allgemeinen Brand befürchten. Schon zu Anfang hatten die Bauern sich nicht mit der Drangsalierung der Pfaffen, denen man es allgemein gönnte, mit der Verwüstung von Klöstern, bei der auch wohl der schlummernde Haß gegen eine fremde Kultur in der Zerstörung von Büchern und Kunstwerken zutage trat, begnügt: der blutige Tag von Weinsberg,



übrigens einer der wenigen wirklichen Greuel seitens der Bauern, zeigte, daß es auch gegen die Herren ging — kurz, eine energische *Abwehr* wurde dringendes Bedürfnis.

Sie ist denn auch seitens der Fürsten und Herren, die anfangs zum Teil durch wohlwollende Haltung, durch Verhandlungen die Gefahr zu beschwören suchten und sonst planlos handelten, alsbald energisch und mit schnellen Erfolgen ins Werk gesetzt worden. Ein eifriger Befürworter dieser Reaktion, und zwar der Anwendung schärfster Mittel, war eben der Mann, auf den gerade die Aufrührer mit ihre Hoffnung gesetzt hatten, *Martin Luther*. Es mochte ihn erbittern, daß der von ihm entfachten Bewegung von den Bauernfeinden wieder die Schuld an der Entstehung des Aufruhrs zugeschrieben wurde; er hatte in seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel" den Bauern vorgehalten, daß sie ihr „ungeduldiges, unfriedliches, unchristliches Fürnehmen" nicht mit dem Evangelium decken dürften; er hatte darin anderseits den Herren ihr Wüten scharf vorgeworfen und den Tyrannen ein blutiges Ende prophezeit. Aber wie er nun in seiner Schrift „wider die mordischen und reubischen Rotten der Bauern" losfuhr, das überstieg doch alles Maß; seine unumwundene Aufforderung zum Würgen und Stechen erklärt sich freilich aus der damaligen Gefühlshärte. Daß er aber überhaupt den „Pöbel" zeitlebens nur einer Gewaltregierung für würdig hielt, das lag doch zum Teil an den Einflüssen der humanistischen Bildung wie an seiner Anlehnung an die Fürsten. Das zeigte sich ebenso bei dem milden Melanchthon, dessen ganze Art im Gegensatz zu der Luthers schon unvolkstümlich war, und der die Gewalt als das beste Mittel für „ein solch wild ungezogen Volk, als Teutsche sind", hinstellte. Jedenfalls vollzogen die Fürsten das Rachewerk in einer Weise, die auch Luther zu stark war. Er schalt nun auf ihre Blutgier und empfahl nach der Unterdrückung des Aufruhrs die Gnade. Vergeblich. Man feierte wahre Orgien der Rache, so daß mancher fürchtete, es blieben keine Bauern vor dem Schwerte mehr übrig. Häufig wurden die Opfer wieder ausdrücklich als „lutherisch" bezeichnet. So galt Luther noch zu einer Zeit als intellektueller Urheber, als er schon nach dem Ausdruck Mühlpforts aus Zwickau „bei dem gemeinen Volk, auch bei Gelehrten und Ungelehrten in großem Abfall" wegen seines „sehr unbeständigen Schreibens" war. Es haben sich nach der raschen Unterdrückung der Aufstände, die ja an sich schon bei dem Mangel an Einheitlichkeit, Zusammenhang und festen Zielen und dem Fehlen einer überragenden organisatorischen Persönlichkeit wie bei der Disziplinlosigkeit der Teilnehmer zum Mißerfolg führen mußten, zwar einige wenige Landesherren zur Milderung oder Aufhebung von Lasten herbeigelassen; der Reichstag zu Speyer hat 1526 ebenfalls solche Milderungen und Abschaffung der Leibeigenschaft verlangt, und in Tirol brachte eine dem Erzherzog durch die Stände abgerungene neue Landesordnung sogar bedeutende Erleichterungen; auch kam wohl einmal einem Fürsten der Gedanke, wo denn, wenn alle Bauern erstochen würden, die Bauern, „die uns nähren", herkommen sollten: aber im ganzen wurde *der Bauer* nach der Bestrafung, die ihn, abgesehen von der allgemeinen Verwüstung, auch durch Kontributionen hart traf, *erst recht gedrückt*. Mochte sich noch hie und da, wie am Oberrhein, ein revolutionärer Geist halten, die Masse hatte jetzt alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben. Das von den Reformatoren empfohlene geduldige Ausharren war ein schlechter Trost: man erwartete nichts mehr von der göttlichen Gerechtigkeit, und der Gedanke der christlichen Freiheit war tot. „Daß euch botz dieses und jenes all ihr Lutherischen schände", fluchten später Württemberger Leute, „samt eurer neuen Lehre, damit ihr uns einfältige Leute betrogen und solchen Jammer und Krieg über uns geführt habt." Die sittliche Verwilderung und starke Roheit des Landvolkes, wie sie

die Berichte über die Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts zeigen, ist gleichwohl nicht, wie v. Bezold will, auf diese Stimmung zurückzuführen, sondern schon älter.

Man kann den Bauernkrieg als einen großen Versuch betrachten, dem Stande, der den Urgrund des Volkstums wie der Kultur darstellte, wieder zu stärkerer Geltung zu verhelfen. Der Versuch war völlig fehlgeschlagen. Der Ausgang des Bauernkrieges hob zunächst die Position des Adels, der ihn mit den Fürsten gemeinsam niedergeschlagen hatte. Der Adel suchte auch bei der nunmehr ohne Widerstand geübten Bedrückung der Bauern ein Eingreifen der Fürsten fernzuhalten und hat die Bauern, zum Teil wenigstens, auf die Stufe eines elenden Geschlechts von Sklaven („servilis et misera gens"), wie Sebastian Münster 1550 mit einiger Übertreibung sagte, herunterzubringen geholfen. Aber früh haben sich doch die Fürsten in die Verhältnisse der Hörigen mildernd und schützend einzumischen gesucht (für den Nordwesten vgl. S. 156), wie denn überhaupt die durch den Bauernkrieg enthüllten Zustände die Tendenz der Landesherren, die Interessen des Staates überall zur Geltung zu bringen, nur vermehren konnten. Jedenfalls traten allmählich alle die sozialen Gärungen, die doch zugleich von einem kräftigen Volksleben zeugten, vor der alle Stände beugenden Übermacht der Fürsten zurück. Zu deren Stärkung aber sollte auch die große Bewegung dienen, die immerhin auf die soziale Krisis ihren Einfluß geübt hatte: die Reformation. Aus einer Volkssache ist sie schließlich zu einer Fürstensache geworden.

---

Das große Zeitalter des Zwiespaltes, das uns beschäftigt, war nicht nur von den geschilderten sozialen Gegensätzen durchwühlt: allmählich begann auch jene geistige Einheitlichkeit, die durch alle diese Gegensätze hindurchleuchtete, zerstört zu werden. Es bereiteten sich neue geistige Entwickelungen vor, die zunächst die Gesamtheit hoben, dann einen höher gebildeten Teil dem Volkstum abwendig machten; es führten weiter gewaltige Krisen des inneren, des religiösen Lebens zur Spaltung der Nation in zwei innerlich getrennte Teile, eine Spaltung, die wieder das äußere Schicksal Deutschlands verhängnisvoll beeinflußte. Jene höhere geistige Entwickelung begann mit der Verbreitung einer allgemeinen Laienbildung überhaupt, und zwar von der Stadt aus. Aus den praktischen Interessen des wirtschaftlichen Lebens ergab sich schon die Notwendigkeit einer gewissen elementaren Bildung. Der Kaufmann wie der Handwerker mußten lesen, schreiben und rechnen können, sobald die Zustände sich einigermaßen über die ersten primitiven Stufen erhoben hatten. Handelsbriefe werden, wenn sie uns auch noch im 14. Jahrhundert nur selten begegnen, früh gewechselt worden sein, ebenso wie der Kaufmann früh ein Handlungsbuch geführt haben wird. Beide wurden zunächst notdürftig in lateinischer Sprache geschrieben, denn schreiben hieß damals lateinisch schreiben. Auch für den Handwerker, zumal den verkaufenden Handwerker, waren einige Elementarkenntnisse unbedingt notwendig. Auf der anderen Seite mußten ähnliche Kenntnisse auch für das öffentliche Leben der Städte vorausgesetzt werden. Sowohl die privaten wie die öffentlichen Geschäfte drängten also zur Durchbrechung des bisherigen Bildungsmonopols der Geistlichen. So verlor die Äußerung Bertolds von Regensburg: „ir leien kunnet nit lesen als wir pfaffen" allmählich ihre Berechtigung.

Diese notwendige elementare Bildung hat auch der Städter sich zuerst naturgemäß in den Kloster- und Domschulen geholt (vgl. Bd. I, S. 228f.). Aber der Andrang der Schüler wird bald zu groß geworden sein, auch die Zahl der Schulen selbst, namentlich bei den häufigen Erweiterungen der Städte, nicht genügt haben: kurz, es entstanden allmählich

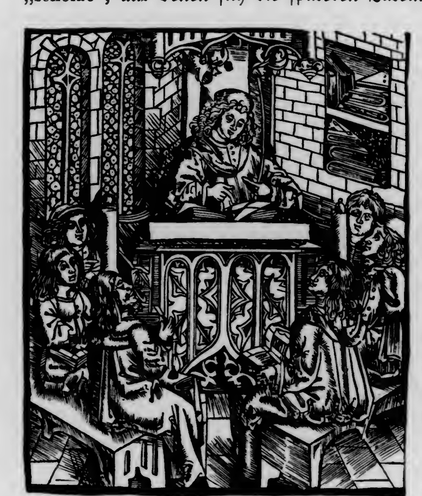


städtische, von der Obrigkeit gegründete und unterhaltene Schulen, vielleicht aus dem Unterricht der an den Pfarrkirchen verwendeten Chorschüler heraus. Ein Gegensatz der neuen gegen die kirchlichen Schulen braucht dabei durchaus nicht angenommen zu werden: es hat noch im 16. Jahrhundert Klöster gegeben, bei denen Laien als Schulmeister angenommen waren. Das Bedürfnis zunächst nach einem elementaren Unterricht war eben ein allgemeines, zwingendes geworden, und antikirchlichen Charakter konnten die weltlichen Schulen überhaupt nicht tragen. Konkurrenzstreitigkeiten hat es allerdings zwischen den kirchlichen und den städtischen Anstalten gegeben: aus nord- und mitteldeutschen Städten hören wir mehrfach von der Bekämpfung der Monopolansprüche des Domscholasters, der, ursprünglich der eigentliche Lehrer und Schulleiter, später die Verwaltungsaufsicht über die Schule hatte und den Rektor ernannte. Aber ganz richtig hat man diesen Streitigkeiten, die oft freilich heftigen Charakter annahmen, mehr lokale als allgemeine Bedeutung beigemessen, und die Gesinnung, die bei einem früheren außerdeutschen Fall ähnlicher Art, 1170 in Châlons-sur-Marne, Papst Alexander III. aussprach, man solle keinen rechtschaffenen, literaten Mann hindern, „in der Stadt oder den Vorstädten" Schule zu halten, wird im ganzen wohl auch den späteren Standpunkt der Kirche richtig wiedergeben. Im ganzen behauptete die Kirche ihr altes, anfangs scharf verfochtenes Recht der Gründung und Beaufsichtigung von Schulen auch gegenüber den Landesherren, die bei ihren Ansprüchen ziemlich planlos und lässig verfuhren. Aber sie zeigte eben allmählich den Städten trotz jener gelegentlichen Kämpfe größeres Entgegenkommen und ließ die Dinge öfter gehen. Jedenfalls wurde die Aufsicht vom Rat immer häufiger beansprucht; in Wien hatte er 1296 sogar Einfluß auf das Stiftsschulwesen, wesentlich wegen der Disziplin. Städtische, zunächst meist unter geistlicher Aufsicht stehende Schulen gab es bereits im 13. Jahrhundert, so im Südwesten, in Schwaben, an mehreren Orten, so in Worms, Breslau, Lübeck, Hamburg, Wismar, und im 14. Jahrhundert nahmen sie immer stärker zu. Die kirchlichen wie die städtischen Schulen bestanden ruhig nebeneinander: eine Stadt hatte jene Form, eine andere diese, größere Städte beide. Diese Entwickelung der Schulen hat dann wohl auch verhindert, daß ein Brauch, der sich bei reicheren Laien schon im 13. Jahrhundert notgedrungen ergeben hatte, nämlich das Halten von Privatlehrern, sich allgemeiner verbreitete, wenn er auch niemals ganz aufhörte und in der Neuzeit wieder auflebte.

Anderseits entstanden allmählich, seitdem die deutsche Sprache (vgl. Bd. I, S. 381 ff.) in den Schriftverkehr eingedrungen war, private niedere deutsche Elementarschulen, namentlich in Niederdeutschland, auch einfach „deutsche Schulen" genannt. Die Lehrer waren hier meist Schreiber, die die Kinder „deutsch schreiben und lesen" lehrten, hießen auch wohl „deutsche Schreiber". Eine Frau Elzbet Duczschriberynne kommt 1365 in Breslau vor, d. h. die Frau des deutschen Schreibers. Eine Lehrerin (siehe unten) wird kaum dahinterstecken. Diese privaten Schulen wurden sowohl von der städtischen Obrigkeit als auch von der Geistlichkeit nach Möglichkeit beschränkt, wie z. B. in Memmingen der Rat 1474 nicht mehr als zwei „tütsche" Schulen gestatten wollte oder 1478 der Rat zu Braunschweig solchen Schulhaltern lediglich den deutschen Unterricht und nur von höchstens zehn Knaben, die aber nicht über sieben Jahre alt sein durften, erlaubte. Bei solchen Leuten wird aber auch mancher ältere Handwerker lesen, schreiben oder rechnen — jene heißen auch Rechenmeister — gelernt haben. Es gab auch ähnliche Schulen für Mädchen, „maidlinschulen". Sie werden schon im 14. Jahrhundert in rheinischen Städten erwähnt und wurden von Lehrerinnen (Lehrfrauen)

gehalten. Eine „Lyse, die die Kinder leret", gab es z. B. schon 1364 in Frankfurt am Main. Im übrigen ließ der reiche Bürger wie der Adel seine Töchter von Klosterfrauen unterrichten; in Lübeck wurde später das Kloster St. Anna ausdrücklich als weibliche Erziehungsanstalt gestiftet. Der Adel scheint übrigens auch für die männlichen Sprossen bestimmte Klöster als Unterrichtsanstalten benutzt zu haben. Anderseits kennen wir ein Beispiel, allerdings wohl ein seltenes, dafür, daß der landsässige Adel seine Söhne in eine städtische Schule schickte: Albrecht und Wilhelm von Eyb besuchten diejenige in Rothenburg ob der Tauber.

Bedeutend war der Unterrichtsstoff auch in den besseren Schulen, den eigentlichen „scholae", aus denen sich die späteren Lateinschulen entwickelten, anfangs nicht. Zum Schreiben und Lesen, zum Religionsunterricht und Chorgesang kam etwas Latein, das man ja damals auch praktisch für alle Schriftstücke nötig hatte, hinzu; es wurde meist nach Überwindung der elementaren Abcdarien nach dem Donat gelehrt. Allmählich wuchs dann dieser Stoff. Der vom Rat bestellte Lateinlehrer (siehe die nebenstehende Abbildung), rector scholarum, meist ein magister artium, also ein studierter Mann, unter dem Gehilfen (Provisoren, locati) standen, war oft ein Mann von Ruf. Anderseits zeugen Auslassungen mancher älteren Schulmeister noch im 15. Jahrhundert von einem recht bedenklichen Latein. Bei dem hohen Preise der Schulbücher wurde viel auswendig gelernt, meist mit Hilfe von Memorierversen. Nach den Lehrbüchern unterschied man wohl drei Schülergruppen: Tabulistae (tabula, eine Art Fibel), Donatistae, Alexandristae (nach dem „Doktrinale" des Alexander de Villa dei, namentlich Teil II und III). Der Unterricht war so geisttötend wie möglich, begann übrigens sehr früh am Tage. Gegen Ausgang des Mittelalters entstanden städtische Schulordnungen, die häufig in ihren Anforderungen gegenüber denen der Stiftsschulen zurückblieben. Sie bekämpften im übrigen schon die noch (S. 177) zu erwähnende Herrschaft der Rute.



Lehrer. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren", Straßburg 1512.

Aber das Wichtige und Neue war die größere Verbreitung einer elementaren Schulbildung, die auch etwas Volkstümliches hatte und keineswegs einen Gegensatz in die Nation brachte wie die spätere gelehrte Bildung. Wer die städtischen Archive durchstöbert, wird schon für die Zeit um 1400 selbst aus niederen Kreisen, von kleinen Handwerkern, armen Leuten, Knechten, namentlich auch von Frauen, zahlreiche eigenhändige schriftliche Produkte, Eingaben, Briefe usw., freilich oft höchst unvollkommener Art, finden; es sei ferner an die Frankfurter Gesellenbücher erinnert. Überhaupt zeigen die Briefe des Bürgertums, die ursprünglich nur den öffentlichen und geschäftlichen Interessen dienten, in ihrer allmählichen Verwendung als Vermittler eines privaten Verkehrs im 15. Jahrhundert die allgemeine



Verbreitung elementarer Bildung. Der Privatbrief behielt freilich noch lange einen geschäftlichen Anstrich. Gegen 1500 gewann er mit der Zunahme des Briefverkehrs in allen Kreisen und mit wachsender allgemeiner Bildung eine freiere Form, im Gegensatz zu dem immer umständlicheren und formelleren Kanzleibrief. Der Landadel zeigte allerdings noch oft die frühere Unbildung: es gab aber auch unter den Fürsten solche, die nicht lesen und schreiben konnten, wie z. B. den Landgrafen Wilhelm von Thüringen, der 1407 starb.

---

Eine über das Praktische hinausgehende höhere Bildung zu erwerben, dazu fehlte anderseits auch dem reichen Bürgertum lange noch der Sinn. Die damaligen Menschen waren aufs Materielle gerichtet (vgl. S. 122f.). Der auf das Quantitative gehende, naiv-sinnliche Genuß, die das Grelle liebenden Aufwandsneigungen, wie sie für die Festzeiten des sonst einfachen agrarischen Daseins charakteristisch waren, verbanden sich mit dem nur äußerlich feineren Sinn des Kaufmanns für Tafelfreuden, Luxus und sinnliche Reize. Aber der Lebensgenuß ward zum Teil überhaupt Lebensziel. Der volkstümliche Geist der Epoche sodann verlor mit seinem Wachsen an Selbstzucht und gefiel sich in dem Kultus der eigenen Art, so daß die ganze Zeit einen plebejischen, groben Charakter erhielt. Man kann ihn seit dem 14. Jahrhundert beständig wachsen sehen, z. B. in den geistlichen Spielen, in die man immer häufiger derbe Züge und lächerliche Figuren einfügte. Man bemerkt eine immer stärkere Neigung, Zoten oder unanständige, gemeine, grobe Worte zu gebrauchen oder entsprechende Situationen zu schildern; das zeigen namentlich die Fastnachtsspiele und die den Bauern gefallenden Eulenspiegeleien. Am Ende des 15. Jahrhunderts brachte Sebastian Brant diesen, jeder edleren und feineren Bildung feindlichen Zug auf eine bestimmte, von ihm aber nicht erfundene Formel: „ein neuer Heiliger heißt Grobian, den will jetzt führen jedermann". Die Anstandslehren — der „Welsche Gast" (vgl. Bd. I, S. 338) blieb lange einflußreich — und speziell die Tischzuchten wurden immer ärger mißachtet.

Daß die Frauen keinen mildernden Einfluß mehr üben konnten, wurde schon (S. 98) angedeutet. Die in der höfischen Zeit mit bizarrer Überschwenglichkeit Verehrten und Besungenen liebte man jetzt vielfach herabzusetzen. Sie wurden das Hauptobjekt des derben Volkswitzes, und man machte sie zum Mittelpunkt häßlicher „Scherze". „Der kirchen schonent ettlich nit", sagt Brant von den Fastnachtsnarren, „sie louffen dryn und durch die mitt und dünt die frowen drynn beschmieren: das halt man für eyn groß hofieren". „Man mag ietzt liden frouen schmach", sagt er an einer anderen Stelle. „Frauen schänden" wird dies von anderen Schriftstellern genannt. Dabei beschimpfte man den weiblichen Charakter überhaupt, namentlich auch in geschlechtlicher Beziehung. Freilich ist diese Mißachtung des weiblichen Geschlechts doch nicht allgemein gewesen. Eine Reihe moralistischer Autoren wendet sich scharf dagegen, wie eben Brant, wie der „Ackermann aus Böhmen" und andere, wie gelegentlich selbst die Fastnachtsspiele. Das „Frauenschänden" wurde im Grunde als unanständig angesehen, freilich trotzdem fleißig geübt. Auch die zum Teil schamlose Herabsetzung der Frau, namentlich in bezug auf ihre Begierden, seitens humanistischer Kreise, die das Thema von den Frauen überhaupt gern abhandelten, darf nicht als für die humanistische Auffassung der Frau allgemein bezeichnend angesehen werden. Die weiberfeindliche Strömung unter den Humanisten ist wesentlich durch die entsprechenden Urteile antiker Autoren hervorgerufen worden. Anderseits gab es eine nur gewissen Frauen geneigte Richtung, die die Ehe spießbürgerlich fand und die freie Liebe ideal, die auch aus den schlüpfrigen Geschichten des

Altertums Nahrung sog. Ehebruchsgeschichten, bei denen nunmehr natürlich die lüsternen Pfaffen herhielten, sind eine Hauptstärke der Bebel, Nachtigall usw., und dieser Frivolität entsprach ja auch die leichtfertige Lebenspraxis vieler Humanisten. Wenn die Renaissance in Italien dem weiblichen Geschlecht gleichwohl bald eine hohe gesellschaftliche Stellung verlieh, die dann die moderne Auffassung überhaupt begründete, so war davon in Deutschland, abgesehen von der Rolle einiger hochgebildeten Fürstinnen, wie der Pfalzgräfin Mechthild, und einiger gelehrten Patrizierinnen, wie der Gattin Konrad Peutingers, wenig zu spüren. Aber es fehlte doch nicht an Humanisten, die der geistigen Bedeutung höherstrebender Frauen gerecht wurden, wie Agricola und Celtes, gelegentlich auch Albrecht von Eyb. Es erhob sich auch ein schwärmerischer Verteidiger der Frauen in Agrippa von Nettesheim, der das weibliche Geschlecht in einer Rede begeistert pries, es dem männlichen in jeder Beziehung überlegen und seine Zurücksetzung schmählich fand. Daneben gab es manchen, der doch das Eheleben zu würdigen verstand, wie Eyb (in seinem Ehestandsbüchlein), Emser und andere. Selbst Hutten hat sich gelegentlich herzlich nach der Ehe gesehnt. Endlich ist auch die häufig betonte Frauenfeindlichkeit der *Kirche* nicht zu übertreiben. Eine gewisse mindere Wertung der Frau seitens der Kirche bestand ja seit alters (vgl. Bd. I, S. 255). Auch die Scholastik schätzte die Frau geringer ein, körperlich wie geistig. Aber es gibt im ausgehenden Mittelalter auch geistliche Stimmen, die die guten Eigenschaften der Frau besonders preisen, überhaupt die Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht predigen. Daneben ist freilich die Frauenfeindlichkeit der asketischen Strömung noch gewachsen: sie bringt die Neigung vieler Kleriker zu schimpflicher Herabsetzung der Frau als Geschlechtswesen hervor. Auch hängt damit die Zuspitzung des Hexenwahns (vgl. S. 199f.) auf das weibliche Geschlecht zusammen. Dagegen scheint es zu weit zu gehen, die Dominikaner, deren einer (Institoris) den „Hexenhammer" verfaßte, als die Hauptvertreter der Anschauung von der bösen Natur der Frauen schon vor dem „Hexenhammer" anzusehen. Natürlich gaben einzelne Geistliche auch lediglich jenem grobianischen Volksspott über die bösen Frauen nach, etwa in volkstümlichen Predigten (Geiler), wie anderseits ja auch jene Volksströmung durch die geistlichen Schmähungen hier und da beeinflußt wurde. Frivolität liegt aber in jenem grobianischen Treiben nicht. Die innere Roheit war viel eher ein Zeichen der Unentwickeltheit.

---

Dem unentwickelten Zustand der Bildung entspricht auch die anfängliche *Armut und Nüchternheit des Geisteslebens*, die namentlich das etwas harte 14. Jahrhundert charakterisiert. Zum Teil hängt sie wieder mit dem praktischen, geschäftlichen Zug der Zeit (vgl. S. 32) zusammen. In den Schriftstücken auch intimerer Natur überwiegt eine kahle *Geschäftsmäßigkeit*: aus *Briefen* z. B. ließen sich manche Beispiele geben, nachdem die Briefe der Mystiker (vgl. Bd. I, S. 384), aber auch noch Briefe von vornehmen Frauen des 14. Jahrhunderts die letzten Reste zarteren höfischen Formensinnes, die ersteren aber auch ein fast überstarkes Gefühlsleben gezeigt hatten. Die bürgerliche Selbstbiographie, die Familienchronik entbehren jeder lebhafteren Färbung, ebenso die Geschichtsschreibung, die geschäftsmäßig kurz berichtet und tieferer Auffassung bar ist. Der *Interessenkreis* ist doch ein außerordentlich *niedriger*. Fürsten und Adel gehen in Jagd und Turnier auf, das Bürgertum in Geschäft und Arbeit. Bei beiden spielt aber das materielle Gut, das Geld, die gleiche Rolle: Besitzstreitigkeiten, Schulden, finanzielle Heiratsprojekte dort und hier. Alles Ideale liegt nur auf religiösem Gebiet, das aber auch von praktischen Gesichtspunkten



stark beeinflußt wird. Unzweifelhaft hatte die höfische Zeit, überhaupt die aristokratische Periode des Mittelalters, einen viel idealeren Charakter. Das Glänzende, Schwungvolle der Hohenstaufenzeit ist jetzt dahin. Wir haben schon (Bd. I, S. 371f.) die entsprechende Erscheinung bei der Baukunst charakterisiert, die handwerksmäßige Nüchternheit und Herbheit der gotischen Kirchen in den Städten des 14. Jahrhunderts: erst im 15. setzt eine reichere Entwickelung ein. Mit dem Schwinden der alten Namen (vgl. S. 79) ging ebenfalls ein gut Teil freilich längst nicht mehr empfundener Poesie dahin. Dazu kommt ein Charakteristikum jeder plebejischen Zeit, der Mangel an schöpferischer Kraft und an geistigem Vorwärtsstreben. So sehr eine echte Kultur im Volkstum wurzeln muß, so rückständig bleibt eine Zeit, in der das Grobvolkstümliche sich allein breit macht.

Einen Mangel an poetischem Geist, an Phantasie und Schwung wie an schöpferischem Drang zeigt vor allem auch die Literatur. Man will sich nur *unterhalten*. Die Ritterromane nach französischem Muster sind das Hauptlesefutter. Gewiß wird eine Fülle dichterischen Stoffes bearbeitet, aber man zehrt meist nur von den täppisch behandelten Traditionen der älteren, der geistlichen wie der höfischen und der Spielmannsdichtung (vgl. Bd. I, S. 414). Freilich gewinnen auch wieder die volkstümlichen Überlieferungen an Boden, und das neue Leben bietet neue Vorwürfe. Es fehlt der Zeit aber die starke dichterische Ader, diesen Stoff künstlerisch zu gestalten. Das Schönheitsgefühl und der Formensinn der Minnezeit ist nicht mehr vorhanden. Man erstickt im Material. Eckig, unbeholfen und grob ist die Sprache, der dürftige Geist findet sein Gegenbild nur in breiter, schwülstiger Behandlung. Die Versform wird oft willkürlich und regellos gehandhabt, oder der Dichter wird zum Reimschmied, insbesondere in den Reimchroniken. Der Meistersang der Handwerkersingschulen mit seiner handwerksmäßigen Künstlichkeit und seinen „geblümten Nußblüt-" oder „gestreiften Safranweisen" ist auch mehr durch Quantität als durch Qualität ausgezeichnet. Einiges wird noch in der volkstümlichen Satire, die dem bunten, gärenden Volksleben entspringt (vgl. S. 127), geleistet, in kleinen Schwänken und derben Geschichten. Das Drama ist grobe Volksunterhaltung. Höhere Interessen finden sich in der Lehrdichtung, die in einer so nüchternen Zeit folgerichtig stark gepflegt wird, aber keine poetischen, sondern ethisch-religiöse Ziele verfolgt. Viel mehr Poesie kommt aus dem niederen Volk, das überhaupt nicht selten einen freien und hohen Mut wie einen naiv-phantastischen Geist erkennen läßt. Auch seine oben (S. 122) geschilderte grob-eudämonistische Lebensanschauung hat trotz aller Derbheit und Sinnlichkeit etwas Freies, Großzügigeres, das der aufkommenden nüchternen, geschäftsmäßigen Lebensauffassung widerstrebt. Eben das Volkslied (vgl. S. 122) zeigt, daß das Geistesleben einer ursprünglichen Frische und Gesundheit nicht entbehrt, die doch auch wieder mit der *Volkstümlichkeit* der Periode verbunden ist. Wer sich nicht auf den volkstümlichen Horizont beschränkt, ist zunächst noch unfrei, wird holperig, geziert, allegorisch. So erklärt sich gerade bei besseren Köpfen die Vorliebe für krauses Zeug, für eine verzwickte Allegorie. Die Individualität tritt bei alledem nur wenig in die Erscheinung.

Aber das liegt an dem notgedrungen *konventionellen* Charakter des geistigen, insbesondere des schriftlichen Ausdrucks. Auch er entspricht durchaus der Jugendlichkeit des Geisteslebens. Das Konventionelle ist ein Hilfsmittel; die Unentwickeltheit bedarf des Schemas. Höchst charakteristisch sind anfangs die Briefe mit ihrem feststehenden Rahmen, und innerhalb des Briefes kehren gleichfalls bestimmte Formeln wieder. Man klammert sich an sie, um über die anfängliche Unfähigkeit, die Sprache frei zu handhaben, hinwegzukommen. Auch

im Affekt ist man in dem Ausdruck seiner Gefühle zum Teil gebunden, wieviel mehr in allen bestimmte Formen bedingenden Lebensfällen, namentlich im gesellschaftlichen Verkehr (vgl. S. 98)! Man kommt auf solchen Stufen immer zu übertriebener Zeremonialität. Höchst subtile Unterschiede machte man damals etwa bei den Anreden „Du" und „Ihr". Im übrigen war, wie (S. 98f.) betont, bei der gesellschaftlichen Rückständigkeit die Einprägung konventioneller Anstandsregeln besonders notwendig.

Aber diese Anfänge drängten zu höherer Entwickelung. Zunächst wirken wieder äußere Momente. Der Kaufmann wird ein Mann von immer weiterem Horizont, der die Fremde kennt; die Kanzlei der Fürsten, die Staatsverwaltung beansprucht höhere, gelehrte, juristische Bildung (vgl. S. 146). Ebenso wachsen die Ansprüche der Stadtverwaltung. Aber die raschen Fortschritte der Kultur, vor allem in den Städten, der sich immer steigernde Verkehr, die weitere Differenzierung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens bringen auch in weitere Kreise geistige Unruhe. Der bewegliche Geist der Zeit bewirkt ein immer stärkeres Streben, mehr zu lernen und mehr zu wissen.

Es zeigte sich das zunächst in der Hebung des Unterrichtswesens, freilich mehr in einer äußeren als in einer inneren. Im 15. Jahrhundert wurde die Zahl der Stadtschulen immer größer. In Nürnberg gab es um die Mitte desselben vier lateinische Stadtschulen. Die Schule bei St. Ägidien brachte es im Jahre 1469 auf 230 Schüler. Immer größer wurde auch die Zahl der fahrenden Schüler, jener von Schule zu Schule wandernden jungen Leute, die sich durch Betteln oder allerlei zweifelhafte Künste erhielten, aber trotz aller Roheit, Disziplinlosigkeit und Unsittlichkeit doch ein gut Teil Idealismus zeigten. Ihr eigenmächtiges, durch den Almosensinn des Mittelalters erleichtertes Umherziehen ist sowohl durch den damals allgemeinen Wandertrieb wie durch die Begier, Lehrer von Ruf (vgl. S. 162) aufzusuchen, zu erklären. In Breslau sollen um 1500 mehrere tausend fahrende Schüler gleichzeitig gewesen sein. Solange sie auf einer Schule weilten, nährten sich die Armen unter ihnen aus den zahlreichen Stiftungen (für Austeilung von Lebensmitteln), von der Entlohnung für den Chor- und Leichengesang, von Gaben der Bürger, indem sie als Kurrende geistliche Lieder vor den Türen sangen. Der mittelalterliche Genossenschaftsdrang brachte auch eine Organisation hervor, die mit einem schlimmen Pennalismus, einer schnöden Ausnutzung der Novizen (Schützen) durch die älteren Schüler (Bacchanten) verbunden war. In das Leben dieser fahrenden Schüler gewähren uns die Selbstbiographie Burckhard Zinks und aus späterer Zeit diejenige Thomas Platters, der vom Hirtenknaben zum Schulrektor emporstieg, genügend Einblicke. Als besondere Förderer des Schulwesens hat man lange die mönchisch organisierten Brüder vom gemeinsamen Leben, die sich von den Niederlanden weithin verbreiteten, angesehen. In Wirklichkeit scheinen sie aber gar kein Schulorden gewesen zu sein, sondern sich nur in religiöser Beziehung der Schüler angenommen, auch arme Schüler bei sich behalten zu haben. Sie unterstützten die ärmeren Schüler an den Stadtschulen auch sonst, stellten vielleicht zuweilen wohl selbst Lehrer an diesen. Der Schwerpunkt ihrer religiösen Volkserziehungstätigkeit lag jedoch in ihrer noch (S. 172) zu besprechenden Schreibtätigkeit.

---

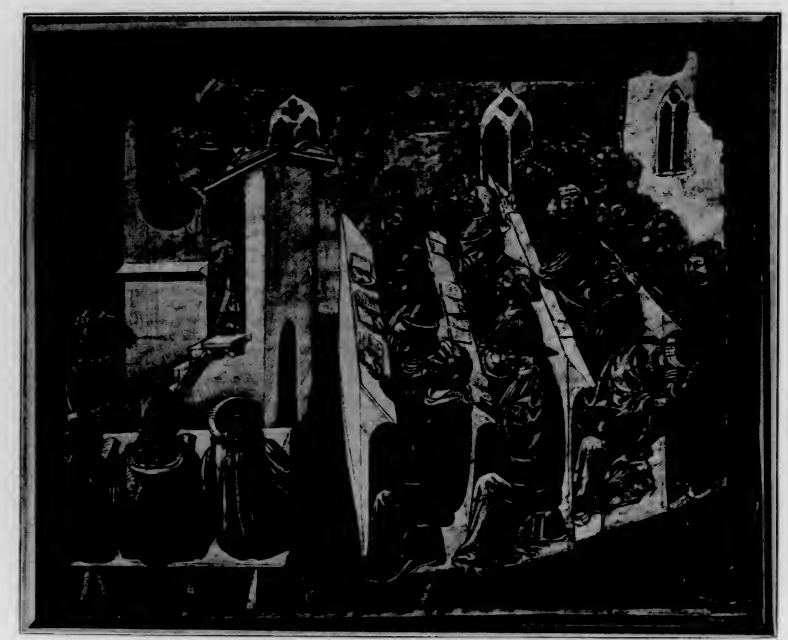
Aber das wachsende Bedürfnis nach gelehrter Bildung äußerte sich vor allem in der Gründung von Universitäten. In letzter Linie führte dazu der Aufschwung, den das Geistesleben infolge der arabischen Befruchtung genommen hatte, die Neubelebung der Philosophie und damit der Theologie wie diejenige der Medizin. Dazu kam die neue Entwickelung



der Jurisprudenz in Italien. Kurz — die bisherigen Stiftsschulen genügten nicht mehr. Man bedurfte höherer Organisationen. Deutschland, das in den Ottonischen Zeiten und noch später ein blühendes Schul- und Studienleben gehabt hatte, wurde in geistiger Beziehung um so rückständiger, als jene Befruchtung vor allem den romanischen Ländern zugute kam. Der Hauptsitz des „Studiums" war, wie wir (Bd. I, S. 354f.) sahen, Frankreich geworden, und die Pariser Universität genoß den größten Ruhm. Gewannen auch einzelne deutsche Schulen im 12. und 13. Jahrhundert zeitweise einige Bedeutung, wie die zu Mainz, Köln und Lüttich, Hildesheim und Braunschweig, Bamberg und Freising, so konnten die Wißbegierigen doch in Deutschland den höheren Studien kaum obliegen. Freilich wirkte das Pariser Muster auch auf Deutschland, insbesondere durch die Dominikaner, die zu Hauptträgern des gelehrten Lebens geworden waren. Sie gründeten nach dem Pariser Vorbild gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts in Köln ein studium generale. Noch früher hatten die Franziskaner eine ähnliche Organisation in Magdeburg geschaffen. Aber das sind bloße Ansätze. Erst 1348 entstand in Deutschland eine Universität, die zu Prag. Es erfolgten dann seitens der Fürsten und Städte im 14. Jahrhundert noch vier Universitätsgründungen (Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt), im 15. zehn (Würzburg, Leipzig, Rostock und nach einer Pause Greifswald, Freiburg, Trier, Basel, Ingolstadt, Tübingen, Mainz). Bis dahin mußte der Deutsche seine Gelehrsamkeit weiter von den fremden Universitäten holen, von Paris und Orleans (vgl. Bd. I, S. 355), von den italienischen Rechtsschulen, aus denen sich Universitäten entwickelt hatten, von den medizinischen Schulen zu Salerno und Montpellier. Und häufig geschah es auch späterhin (vgl. S. 183). Man muß dabei immer den internationalen Charakter der Wissenschaft, der dem der Kirche entsprach, bedenken: in Krakau oder in Bologna zu studieren, war nichts Besonderes, das Wandern gehörte zum Studenten wie zum Schüler.

Die neuen Universitäten blieben durchaus in der geistigen Atmosphäre des Mittelalters: ihre Studienziele wurzelten in dem Suchen nach Erkenntnis der göttlichen Wahrheit; der Papst erteilte das Privileg, dem später freilich das kaiserliche Privileg Konkurrenz machte; das oberste Studium war die Theologie; die Kirche, insbesondere der Papst, sorgte für die äußere Fundierung. Schüler wie Lehrer waren zum großen Teil Kleriker, besonders Dominikaner; auch ältere Geistliche befanden sich unter den Studenten. Es herrschte in den „Bursen" der Studenten und in den „Kollegien" der meist unbeweibten Magister eine Zucht, die sich von der klösterlichen nicht viel unterschied. Der Lehrgang war ebenso streng geregelt wie die Lebensführung. Anderseits bedeuteten die Universitäten, „die Lieblingstöchter der Kirche", wie Wimpheling später sagte, als lediglich der Fortpflanzung des Wissens gewidmete Institute schon eine Art Emanzipation der Wissenschaft von der Kirche: das ist das Verdienst der Scholastik (vgl. Bd. I, S. 360). Sie, die alles geistige Leben, auch die Poesie durchdrang, war für die geistige Gesamthaltung der Universitäten durchaus bestimmend, freilich konnten diese unter ihrer Herrschaft keine Stätten wirklich freierer Bildung sein. In mittelalterlicher Weise wurde weiter dieses neue Gebäude der Wissenschaft von genossenschaftlichem Geist getragen, worauf schon der Name universitas, „Gemeinde", deutet. Zunftmäßig waren die Fakultäten wie die Grade. Man hatte gleichsam Meister (magistri; über sie erheben sich dann die doctores), Gesellen (baccalaurei) und Lehrlinge (Scholaren). Es war eine selbständige Korporation mit Privilegien aller Art und eigener Organisation (siehe die Abbildungen S. 168 und S. 169). Noch war die gesamte Wissenschaft ein für den Einzelnen übersehbares und lernbares Ganzes (vgl. Bd. I, S. 362). Wer das

„studium generale“ — so hieß die Universität ursprünglich — ganz durchgemacht hatte und Doktor der Theologie geworden war, war am Ende der Weisheit. Die wissenschaftlichen Ansprüche sind mit denen der heutigen Universitäten nicht entfernt zu vergleichen. Der Bakkalaureus würde heute kaum nach Prima kommen, und dabei hat es nicht die Hälfte der Studenten zum Bakkalaureus (etwa nach zwei Jahren Studium) gebracht. Ein noch kleinerer Teil kam nach einem höheren Kursus zum Grade des Magisters, der den meisten aber auch zu teuer war. Beides wurde man damals in sehr jugendlichem Alter. Als die



Universitätsauditorium. Nach einer Deckfarbenmalerei von Laurentius de Voltolina im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin. Vgl. Text S. 167.

Lateinschulen besser geworden waren, geriet der Titel des Bakkalaureus in große Mißachtung. Dagegen hatte der Doktortitel, vor allem der juristische, einen guten Klang und verlieh festen, ehrenvollen Rang. Es war der höchste Titel der drei oberen Fakultäten: um ihn zu erwerben, mußte man meist erst Magister in der artistischen Fakultät geworden sein.

Den wachsenden Zudrang zu den Universitäten, von denen einzelne eine hohe Frequenz aufwiesen, etwa im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts kann man erkennen, wenn man in den Matrikeln die früheren und späteren Zahlen für eine bestimmte Stadt als Heimat der Studenten vergleicht. Einen Einblick in das studentische Leben selbst, in die oft rauhen Bräuche, vor allem die Deposition, gibt das 1496 zu Leipzig gedruckte „Manuale scholarium“. Der bisherige grimme Bacchant der Schule galt nun als Gelbschnabel,



als stinkender Beanus, dem die Hörner „deponiert“ werden mußten, was unter lächerlichen Zeremonien (Beschmieren des Gesichtes mit Salbe, Absägen der Hörner, Zahnausbrechen, Bartscheren) geschah; später wurde der Akt immer wilder und zuchtloser. Überhaupt ließ das Benehmen der so streng-klösterlich gehaltenen Bursenbewohner viel zu wünschen übrig. Gegen Unzucht und Trunksucht, gegen das Waffentragen, das nächtliche Toben und Lärmen, das Buobeliren, wie Murner sagt, suchte die Obrigkeit, ziemlich erfolglos, anzukämpfen. Auch sonst fühlte man sich allmählich sehr weltlich. Zu Geilers Zeiten zog man schon wie später zum Teil dem Lektionenhören das „balenschlagen [Ballspiel], fechten, tantzen und springen“ vor. Man kleidete sich auch weltlich: immer wieder wurde verboten, kurz zu gehen (vgl. S. 95 f.), schändliche Kleider wie „ein wertlicher burger“ und Laienhüte zu tragen. Nicht minder wurde das den Lehrern eingeschärft. Allmählich ging der klerikale Charakter auch innerlich zurück. Vor allem ist die Autonomie der Universität von Bedeutung: im Prinzip ist damit eine freie Stellung der Wissenschaft gegeben, in der Praxis blieb diese unfrei, und die Selbstherrlichkeit der Universität hat ihrerseits oft den Fortschritt gehemmt.



Graduierung eines Doktors. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 167.

In dem Bildungsleben der Zeit haben die Universitäten sehr schnell eine führende Stellung eingenommen und die Stifter und Klöster abgelöst, anderseits aber wieder auf das gelehrte und Schulleben dieser gewirkt. Das Geistesleben nimmt wesentlich durch sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen Aufschwung. Die fast eingeschlafene Herstellung von Handschriften beginnt lebhafter zu werden (vgl. S. 171 f.), aber nicht mehr nur in den Klöstern; vielmehr ist jetzt das Streben des Einzelnen nach Bücherbesitz die Veranlassung dazu. Diese Einzelnen, die selbst abschrieben oder abschreiben ließen, sind meist mit den Universitäten verknüpft, Weltgeistliche oder Juristen standen diesen öfter nahe; anderseits haben auch einzelne Pfarrherren sich häufig durch Abschreiben ihr geistiges Rüstzeug verschafft. Auch der Inhalt der Handschriften entspricht dem Studien- und Interessenkreise der Universitäten, beruht auch häufig auf Diktat oder Nachschrift, bleibt aber natürlich durchaus auf dem damaligen scholastischen Niveau, das von dem der Blütezeit der Scholastik schon sehr absticht. Es sind hauptsächlich religiös-kirchliche Handschriften. Charakteristisch ist aber, daß die Bibel selten ganz vorkommt, häufiger dieser oder jener Teil, wie der Psalter oder das Evangelium Johannis, daß ebenso die Kirchenväter sehr zurücktreten. Dafür gibt es theologische Lehrsysteme, kirchenrechtliche Werke, wie die oft kommentierte Dekretaliensammlung Gratians,

asketische und Erbauungsschriften, zahlreiche Predigten. Die oppositionellen Schriften früherer Zeit sind selten, gegen die jetzt erscheinenden beginnt die spitzfindige Verteidigung der korrekten Theologie. Die Werke der großen Scholastiker, wie des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino, begleitet eine umfangreiche Literatur scholastischer Untersuchungen (quaestiones) und Traktate. Die Klassiker, die im 14. Jahrhundert fast ganz mißachtet waren — die Pariser Bibliothek soll zu Anfang dieses Jahrhunderts nur Ovid, Cicero, Lucan und Boëthius besessen haben —, sind völlig vernachlässigt.

Als Karl IV. den Entschluß zur Gründung einer Universität faßte, ist er, der Bewunderer der Pariser Scholastik, idealen Motiven gefolgt. Aber doch auch praktischen Motiven: es war ein Bedürfnis nach solchen Anstalten vorhanden. Man suchte jetzt im eigenen Lande Ausbildungsmöglichkeiten nicht nur für Theologen, sondern auch für Juristen und Ärzte und bald ebenso für Lateinlehrer zu schaffen. Unter dieser zunehmenden Menge von Juristen, Ärzten und Lehrern gab es nun immer mehr Nichtkleriker: es entstand eine Schicht weltlicher Höhergebildeten. Die bald einen besonderen Stand bildenden Lehrer genossen als Hauptvermittler des ersehnten Wissens große Achtung; auch ihre verhältnismäßig nicht schlechte Besoldung spricht dafür. Ihrer barbarischen Handhabung von Stock und Rute unterwarf man sich willig, selbst König Maximilian ist von seinem Lehrer scharf gezüchtigt worden. Auch das Führen besonderer Schulsiegel bestätigt die angesehene Stellung des Lehrers.

Der Hauptrepräsentant der mehr als elementar Gebildeten war aber damals der „Schreiber", d. h. der Mann der Kanzlei, der weltliche Beamte, der das erste moderne Element im Keime darstellt. Es waren wesentlich Juristen, die die Geschäfte der fürstlichen Kanzleien in Händen oder die angesehene Stellung des Rats-(Stadt-)Schreibers oder die des Amtsschreibers innehatten. Ursprünglich war ja die Kanzlei die Domäne der Geistlichen (vgl. Bd. I, S. 233) und diente ihrer Versorgung, wie sie der Welt dienten. Die Bezeichnung clericus, die überhaupt den Besitz der ursprünglich nur den Geistlichen zugänglichen Bildung andeutete, wurde auf sie auch als Träger weltlicher Geschäfte angewendet; noch heute ist diese Anschauung in dem englischen Worte clerk festgelegt. Jetzt wuchs unter diesen Leuten das Laienelement immer mehr an: das Schreiberamt wurde ein bürgerlicher Beruf. Das Hineinziehen gelehrter Juristen zunächst in die kaiserliche Kanzlei hing, wie wir (S. 146) sahen, mit dem Bedürfnis nach besser geschulten, den zunehmenden Rechtsstreitigkeiten gewachsenen Beamten zusammen; es hat zugleich die Säkularisation der Kultur sehr gefördert. Gerade die geistlichen Fürsten haben übrigens mit der Besetzung der Kanzler-, der Rats-, Sekretärstellen usw. mit Juristen begonnen. Auch die Stadtschreiber (vgl. S. 78) rekrutierten sich aus studierten Leuten, vielleicht früher als die Kanzler, unter ihnen sind auch wohl eher Laien gewesen als unter jenen: seit etwa 1450 sind es fast überall Laien. Aber ebenso wie die fürstlichen Kanzler waren sie vielfach politisch tätig, waren Gesandte der Stadt an Fürsten und Städte, kamen zum kaiserlichen Hof wie zu den Reichstagen und pflegten daheim die politischen Traditionen. Bei der zunehmenden Bedeutung des römischen Rechtes (vgl. S. 145ff.) wurden sie neben den städtischen Konsulenten, die man am Kaiserhofe wie an fremden Gerichten nötig hatte, in ihrer juristischen Eigenschaft wertvoll und mußten Prozesse bei auswärtigen Gerichten führen. Zumal sie nun ihr Amt dauernd innehatten, wurden sie durch ihre Erfahrung, ihre Kenntnisse oft die wichtigsten Personen der Stadt, wie Neuerungen wesentlich von ihnen ausgingen. Waren sie keine Juristen, so hatten die Stadtschreiber doch der artistischen Fakultät angehört. Ursprünglich studierten noch viele Kanzleibeamte



nachträglich; später traten sie aber als bereits Graduierte in die Kanzleien ein. Die Kanzlei fühlte sich immer als Mittelpunkt aller Vorgänge. Sehr bezeichnend ist eine Notiz, die sich in der umfangreichen, alle Einzelheiten der Amberger Hochzeitsfeier von 1474 regelnden Ordnung als Nachtrag von anderer Hand findet: „Ist alles wolgeordent, on die canzly, der[en] ist gar nicht gedacht, und muß alles helfen betrachten, schriben, ord[n]en und befehlen, und niemand gedenkt ir!" Neben den höheren Stellen, die beim Fürsten eigentlich die Adligen beanspruchten — die wachsende Rolle der Juristen in der Kanzlei, d. h. überhaupt in der Verwaltung und der Politik (vgl. S. 146), ließ dann immer mehr Adlige zum juristischen Studium sich drängen —, umfaßte der Schreiberberuf natürlich auch mancherlei geringere Tätigkeiten. Ihm gehörten die öffentlichen Schreiber an, die weltlichen Lohnschreiber vor allem, die sich vielfach wieder mit den „deutschen Schulmeistern", den Schreiblehrern, deckten; ferner die kleinen Subalternbeamten, soweit sie mit der Feder umgehen mußten.

Das Volk hat damals auf diese neue Klasse weltlich Gebildeter mit Respekt, ja mit Neigung gesehen. Der „stolze Schreiber" ist eine bevorzugte Gestalt des Volksliedes. Er sticht bezeichnenderweise bei dem weiblichen Geschlecht öfter den Reiter aus und übernimmt auch darin die Erbschaft des Klerikers (vgl. Bd. I, S. 308). Der „hübsche Schreiber" kann wohl selbst zu einer Fürstin verbrecherisch die Augen erheben. Freilich ist auf die Figur des Schreibers die Vorliebe für den vagierenden Scholaren mit übergegangen, und daß Studentenübermut noch in manchem Schreiber steckte, zeigen gewisse Abenteuer, die aus den Städten berichtet werden, oder die Unterschriften, die der Schreiber an das Ende langwieriger Arbeiten zu setzen pflegte, wie etwa diese: „Schöne Weiber und Rebensaft ist aller Schreiber ein Buelschaft." Im 16. Jahrhundert verlor der Schreiber diese Sympathie. Damals begann die Zeit eines verschwenderischen Gebrauchs von Tinte und Papier. Der Dünkel der „Herren von der Feder" stieg gewaltig, während der immer umständlichere und fremdartigere Apparat ihrer Verwaltung das „Schreibervolk" weiten Schichten verhaßt machte. Im 15. Jahrhundert fühlte sich der Schreiber zwar auch schon als Bureaukrat, aber er war ebenso stolz ob seiner Bildung.

---

Dem Drang der Zeit nach besserer Bildung ist nun damals in Deutschland ein äußeres Moment entgegengekommen, die kluge Erfindung eines Mainzer Bürgers, Johann Gutenbergs, die Erfindung der Buchdruckerkunst. Man darf aber diese so oft gepriesene und für die spätere Kulturentwickelung so außerordentlich wichtige Tat in ihrer anfänglichen Bedeutung nicht überschätzen. Zunächst war schon der technische Umschwung geringer, als man gemeinhin denkt. Die Abschreiber waren damals ungemein leistungsfähig. Die Art der Vervielfältigung und des Vertriebes geistiger Erzeugnisse hatte sich fast dem Großbetrieb der Antike (vgl. Bd. I, S. 239) genähert. Jene eifrige Schreibtätigkeit der Kirche (vgl. Bd. I, S. 239f.), die allmählich bei der Verwilderung des Klerus zurückging — gleichzeitig verfielen die Bibliotheken —, lebte im 15. Jahrhundert wieder auf. Inzwischen waren aber die italienischen Universitäten, namentlich Bologna, bei dem Aufschwung des gelehrten Lebens und in Anknüpfung an wohl noch vorhandene Reste des antiken Schreibgewerbes zu energischen Förderern und Organisatoren des Handschriftenwesens und des Handschriftenhandels geworden. Ihre ziemlich strengen Bestimmungen für die Stationarii — so hießen die Handschriftenhändler — gingen auf Paris, auch auf deutsche Universitäten über. Wichtig war dann das städtische Element. Hatten dem geringen außerkirchlichen Bedürfnis von Privaten, Fürsten und Städten bisher Kleriker für Geld als Abschreiber gedient, so fiel diese Tätigkeit mehr

und mehr den Laien, zunächst den Stadtschreibern und Schulmeistern, dann gewerbsmäßigen Schreibern zu, die uns schon im 13. Jahrhundert begegnen, allerdings meist nur deutsche Bücher abschrieben. Dazu kam die Verwendung des Lumpenpapiers (vgl. Bd. I, S. 300) als billigen Materials, ein Umstand, der der Verbreitung von geistigen Produkten lange mehr diente als später der Buchdruck. Kurz, im 15. Jahrhundert finden wir ein ausgebildetes bürgerliches Gewerbe von Lohnschreibern, das dem literarischen Bedürfnis durchaus genügte und alle notwendigen geschäftlichen Formen entwickelt hatte. Es gab Großbetriebe, wie in Hagenau, wo um 1450 anscheinend ganze Schreiberstuben, Handschriftenfabriken bestanden. Die Nachrichten, die wir über mehrere Abschreiber, auch Schreiberinnen, in Augsburg haben, werden auch für andere Städte als bezeichnend angenommen werden können. Diesem bürgerlichen Betrieb waren die Organisationen jener „Brüder vom gemeinsamen Leben" ähnlich, die fast fabrikmäßig zum Zwecke christlicher Volkserziehung religiöse Werke abschrieben und in einem großen Absatzgebiet, den Niederlanden und dem deutschen Norden, verbreiteten. Man nannte sie bezeichnend auch die „Broeders van de penne" (Feder). An diese ganze Produktion knüpfte in manchen Städten, wie in Köln, ein ausgedehnter Handschriftenhandel an. Jene Hagenauer Schreibstuben arbeiteten z. B. für den Händler Diepold Lauber, der förmliche Verzeichnisse seiner „Verlagsartikel" verbreitete, die inhaltlich ungefähr der gleich (S. 174) näher zu charakterisierenden ersten Druckliteratur entsprachen. So kursierten zahlreich gewerbsmäßig hergestellte Handschriften, wie später die Bücher. Dabei ist natürlich von den damaligen kostbaren Luxushandschriften nicht die Rede. Den Geschmack an solchen schön illuminierten und kostbar ausgestatteten Handschriften, wie man sie (vgl. Bd. I, S. 371) in Frankreich liebte, hat in Deutschland zunächst Karl IV. verbreitet. Wieder zeigte sich Prag als Zentrum eines kulturellen Aufschwungs im Osten. Die Prager Miniatorenschule regte auch Österreich an. Von diesen kostbaren Handschriften, z. B. Andachtsbüchern, die im 15. Jahrhundert auch in adligen und Patrizierkreisen Deutschlands Mode wurden, sind also, wie Burdach näher ausgeführt hat, die im 15. Jahrhundert mehr für die Masse fabrikmäßig hergestellten, nach der Schablone flott illustrierten Handschriften auf Papier zu unterscheiden. Sie sind ebenso wie die nichtillustrierten Handschriften nicht nur im Südwesten, wo wir jene Hagenauer Fabrik kennen, sondern auch in Mittel- und Ostdeutschland, selbst im Gebiet des Deutschen Ordens verbreitet gewesen. Auch textlich waren diese Handschriften durchaus nicht immer sorgfältig gearbeitet, und überdies waren sie keineswegs billig, obwohl die Preise im 15. Jahrhundert immer mehr heruntergingen.

Anderseits entspricht dem geschilderten Aufschwung des Handschriftenwesens das häufigere Vorkommen größerer Bibliotheken (vgl. S. 169). Die Klosterbibliotheken waren gegen Ausgang des Mittelalters eher zurückgegangen. Gleichwohl zählten damals noch z. B. Kloster Admont 623 Bände und Kloster Amelungsborn im Jahre 1412: 440 Bände, aber das sind Ausnahmezahlen. Die ältesten deutschen Universitäten hatten indes bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts ansehnliche Bibliotheken, Heidelberg z. B. insgesamt zirka 1000 Bände. Was die Fürsten anlangt, so deutet schon 1360 das Testament des Herzogs Ludwig von Brieg auf einen zum Teil nicht geringen Bücherbestand, und von Privaten hinterließ im 14. Jahrhundert der Dechant Wilhelm von Hasenberg in Prag 114 Bände, der Dr. Neidhart in Ulm zu Anfang des 15. Jahrhunderts 300, der Jurist Künhofer in Nürnberg 1429: 151. Beim Adel fanden sich nicht selten Werke der deutschen Literatur. Öfter ließen sich einzelne Ritter deutsche Bücher abschreiben, wohl auf Ansporn der Frauen. Elsbeth von Volkensdorf z. B. besaß



fünfzig deutsche Bücher. Derartige Zahlen für Klöster, Fürsten, Private usw. bleiben auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zunächst durchschnittlich ganz dieselben (vgl. S. 176).

Zu jener fast industriellen Handschriftenherstellung kam nun noch die Entwickelung anderer verwandter Gewerbe, wie der Brief- und Kartenmaler, aber auch schon diejenige gewisser Vervielfältigungsmethoden. Man schnitt bereits in Holz und Metall, man hatte den Zeugdruck, den Bildtafel-, aber auch schon den Schrifttafeldruck, man hatte sogar bereits hölzerne bewegliche Lettern. Hier noch weitere Verbesserungen einzuführen, dazu mußte der damalige Geist technischen und gewerblichen Fortschrittes geradezu herausfordern. Aus der Technik, aus der Praxis des Stempelschneidens und Münzens heraus ist Gutenberg, der allerlei „Künste" betrieb, auf seine Erfindung gekommen. Er erfand die bewegliche gegossene Type, die Herstellung gleichmäßiger Buchstaben in Menge und damit das richtige Mittel zur mechanischen Vervielfältigung in großem Maßstabe. Gutenberg hat seine Erfindung, deren Vorteile augenscheinlich waren, mit Recht der Ausnutzung wegen geheimzuhalten gesucht, aber ihre weitreichenden Folgen hat er nicht geahnt. Ihm hat auch seine Erfindung kein Glück gebracht, er wurde schließlich fast vergessen, während sein Genosse Fust, der neben seinem Gehilfen Schöffer die Kunst zuerst ausbeutete, lange als Erfinder galt. Auf die Fragen der „Gutenbergforschung" und der äußeren, technischen Entwickelung des Buchdruckes gehen wir im übrigen hier nicht ein. Jene Folgen hat aber auch Gutenbergs Zeit nicht geahnt. Keine Revolution hat sich vollzogen: aus Schreibgewerbe und Handschriftenhandel haben sich Buchdruck und Buchhandel in ruhigem Übergang entwickelt. Viele Lohnschreiber schrieben auch nachher weiter, ebenso zahlreiche Mönche. Ja, der Abt Tritheim empfahl noch 1492 diese Tätigkeit ausdrücklich gegenüber dem Buchdruck, der nur Werke auf vergänglichem Papier herstellen könne. Wir haben indes auch von Papierhandschriften eben gehört, und anderseits druckte man anfangs öfter noch auf Pergament. Am wenigsten waren die vornehmen Freunde jener Luxushandschriften von der neuen Kunst begeistert und fanden, wie Burdach von dem Freiherrn Johannes Wernher von Zimmer dem Älteren anführt, daß das „neu inventum einen schlechten Fortgang" nehme. Sie legten ja auch wenig Wert auf die populäre Erbauungs- und Praktikenliteratur, der (vgl. S. 174) der Druck besonders diente. Allmählich gingen nun manche, namentlich die größeren Schreibbetriebe doch zum Buchdruck über, so die genannten „Broeders van de penne", die aus ihrem Skriptuarius, dem Aufseher der Schreiber, nun den Korrektor, aus ihrem Librarius einen eigentlichen Buchhändler machten, so jene Schreibwerkstatt in Hagenau, so zahlreiche Klöster, wie in Augsburg, Bamberg, Erfurt, Nürnberg, Magdeburg. Man ging zu der neuen Kunst in Ruhe über, weil man in ihr keineswegs eine Umwälzung sah. Aber — charakteristisch genug — in St. Ulrich und Afra zu Augsburg hörte trotz der eigenen, 1472 angelegten Druckerei die alte Schreibtätigkeit der Mönche nicht auf. Ja, man schrieb auch gedruckte Bücher wieder ab. Das Drucken wurde eben keineswegs als Gegensatz zum Schreiben aufgefaßt, wie ja auch die Buchstabenformen, Abkürzungen usw. sich zunächst nicht änderten, die Initialen wie früher rubriziert wurden (vgl. Bd. I, S. 240) usw. Viele der ersten Drucker waren frühere Lohnschreiber, wie man dies z. B. für Augsburg durch die Steuerbücher nachweisen kann. Gerade die Organisation der Schreiber half die Druckkunst so schnell verbreiten. Die Tätigkeit des Druckens wird auch noch lange „Schreiben" genannt, die Buchdrucker, z. B. noch 1486, „Schreiber". Erst um 1520 wurde, wie ein Straßburger Beispiel von 1525 zeigt, das Drucken als nahrungraubende Konkurrenz empfunden. Bald darauf drang der Druck auch völlig siegreich

durch. Aber ganz verschwunden ist die Verbreitung literarischer Erzeugnisse durch Abschrift auch dann noch nicht, ja sie hat in Resten bis ins 19. Jahrhundert gewährt. Man denke an die Rolle der geschriebenen Zeitung im 17. und zum Teil noch im 18. Jahrhundert, an die handschriftliche Mitteilung von Gedichten und Liedern ebenfalls noch im 18. Jahrhundert.

So haben wir in der neuen Kunst zunächst den Abschluß des mittelalterlichen Schreibgewerbes zu sehen. Aber auch ihre **Produkte**, freilich nun billiger und massenhafter verbreitet, waren noch lange solche des mittelalterlichen Geistes. Zwar in Italien wurde die von den deutschen „Barbaren“ importierte Kunst — denn wandernde deutsche Druckergehilfen trugen sie überaus rasch über die Welt, nach Italien, Frankreich, England, Spanien, Skandinavien —, wie es bei der geistigen Atmosphäre des Landes natürlich war, in den Dienst des Humanismus gestellt. Aber in Deutschland behielt die Produktion lange ihren bisherigen Charakter (vgl. S. 169f.). Genau wie früher wurden die theologischen und philosophischen Werke der älteren und jüngeren Scholastik vervielfältigt, weiter die Werke der Kirchenväter und natürlich die Heilige Schrift selbst oder Teile derselben. Dazu kamen wie bisher Passionale und Heiligenleben, Plenarien und Postillen, Meßbücher, Beicht- und Gebetbücher, überhaupt eine starke Erbauungsliteratur, dann Katechismen und Elementarschulbücher, neben umfassenden juristischen Wälzern auch populäre Rechtsbücher, medizinische Schriften, die Volksbücher, endlich die vielbegehrten Kalender, Prognostiken und Praktiken (s. die obenstehende Abbildung). Ein großer Teil dieser Schriften förderte die geistige Rückständigkeit und den Wunderglauben, und eben dieser Teil war der eigentlich volkstümliche. Selbst die Erbauungsbücher, deren Titel schon einen niedrigen Geschmack zeigen, z. B. der beschlossene Garten des Rosenkranzes oder die vierundzwanzig goldenen Harfen, und namentlich die Heiligenleben wurden nicht nur aus religiösem Bedürfnis gelesen, sondern dienten mit ihrem oft lügenhaften und wunderlichen Inhalt ebenso der Unterhaltung, wie sie dem Aberglauben der Zeit Nahrung gaben. „Itzt lachet man solcher Lügen“, sagte später Luther von dem Leben des Chrysostomus, „und will es niemand glauben: aber wohl euch, junge Leute, die ihr das Licht habt, — hätte noch vor zwanzig Jahren einer sollen von dieser Legenden Chrysostomi halten, daß ein einiges Wortstuck erlogen wäre, er hätte müssen zu Asche verbrannt werden.“



Titelbild zu „Practica und Prenostica, Mentz [Mainz] 1492“, gedruckt 1534.



Aber abgesehen davon, der vorwiegend kirchliche Charakter der neuen Druckliteratur und ihre Bedeutung für die religiöse Volkserziehung erklären uns die Förderung, die Mönche, Pfarrer und hohe Kirchenfürsten in Deutschland, aber auch italienische Kardinäle und die ganze Reihe der damaligen Päpste der Druckkunst angedeihen ließen, erklären ebenso die zahlreichen Lobsprüche eifriger Geistlicher und frommer Gemüter auf die neue Kunst, z. B. die des Dominikaners Felix Fabri in Ulm, des bischöflichen Leibarztes Occo (1487). In der Vorrede zu einem Rostocker Druck des Kirchenschriftstellers Lactantius, den jene Brüder vom gemeinsamen Leben 1476 veranstaltet hatten, heißt es: „Wir, die gemeinsamen Brüder, Priester und Kleriker des grünen Gartens in Rostock zum heiligen Michael, die wir nicht mit dem Worte, sondern mit der Schrift predigen, haben diesen vortrefflichen Mann, der bei wenigen nur in Zimmern verborgen lag, durch die Buchdruckerkunst, die Meisterin aller Künste, in die Öffentlichkeit geführt.“ „Unabhängig vom geistlichen Stand“, wie Gustav Freytag meint, hat sich die neue Erfindung also durchaus nicht ausgebildet, ebensowenig, wie wir sahen, „in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber“. Bald allerdings hat die Kirche Gefahr gespürt und sie abzulenken gesucht. Schon 1485/86 erließ Bertold von Mainz Zensuredikte für seinen Sprengel, 1486, 1496 kamen solche vom Papst, und 1501 unterwarf Alexander VI. die Druckerzeugnisse im Kölner, Mainzer, Trierer und Magdeburger Sprengel einer Zensur durch die Erzbischöfe. Der Kampf gegen die reformatorischen Ideen hat dann zu weiteren päpstlichen Zensuredikten geführt. Im übrigen hatte die Buchdruckerkunst einen zur ganzen Zeit passenden demokratischen Charakter. Die allmähliche Verbilligung der Bücher (vgl. S. 174) war das Wichtigste. Den Gelehrten kam sie sehr zugute: jetzt konnte das gelehrte Handwerkszeug leichter erschwungen werden. Für arme Prediger gab man „Armenbibeln“ heraus. Es konnte aber nun auch jene eigentliche, freilich wenig hochstehende Volksliteratur billig verkauft werden, ebenso wie der Bilddruck als Anschauungsmittel in die Masse drang. Eine oft zitierte Äußerung Wimphelings von 1507 zeigt dann den nationalen Stolz auf die neue Kunst: „Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können **wir Deutsche** so stolz sein als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohltätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken!“ Der Erfinder selbst hat nicht mehr gesehen, wie nach italienischem Vorbild sich der Humanismus des Drucks bemächtigte (vgl. S. 190), auch nicht, wie seine Kunst der alle Welt bewegenden Reformation diente, wie die Flugschriften und „Neuen Zeitungen“ in Masse unter das Volk gingen. „Die Buchdrucker“, schrieb Hutten, „bekommen zu tun.“ Die neue Kunst wurde ein Mittel ohnegleichen im Kampf der Geister.

---

Die Erfindung hat natürlich mehr und mehr auch die damals charakteristische **Verbreitung allgemeiner Bildung in weiten Schichten** an ihrem Teile gefördert. Diese war überhaupt schon weit in die niederen Kreise gedrungen. Zwar die behauptete Existenz einer **Volksschule**, d. h. einer planmäßig für das niedere Volk berechneten Schule, insbesondere die Förderung solchen Volksunterrichtes von kirchlicher Seite ist **nicht** nachgewiesen. Die „deutschen“ Schulen (vgl. S. 161) sind fast durchweg Privatschulen, ebenso die Mädchenschulen der „deutschen Frauen“. Der alte, in erster Linie katechetische Unterricht in den Pfarrdörfern, den etwa der Küster oder Glöckner abhielt, kommt als Schulunterricht kaum in Betracht.

Überdies handelt es sich oft nur um Ausbildung des Singchors. Aber anderseits zeigt sich in zahlreichen Äußerungen ein allgemeines Interesse an einem frühzeitigen Schulbesuch, eine Einsicht in den Nutzen der Schulbildung. Und bei der Sorge des Mittelalters für die Armen war ein Schulbesuch auch strebsamer Unbemittelter sehr häufig (vgl. S. 166). Jedenfalls scheint eine weitergehende niedere Schulbildung der unteren Volkskreise, vielleicht sogar der ländlichen Bevölkerung vorhanden gewesen zu sein als sogar im 17. Jahrhundert. Es erhellt das z. B. auch aus der Wirkung der kleinen Agitationsschriften Luthers, die ein Lesenkönnen weiter Kreise voraussetzt, überhaupt aus der gar nicht geringen Lektüre des Volkes. Der Leseeifer des Volkes wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts wiederholt hervorgehoben. In einer Äußerung Johann Buschs, daß in den Niederlanden hoch und niedrig, Männer und Frauen deutsche Bücher lesen, wird ausdrücklich auch das „gemeine Volk" genannt. „Alles Volk", heißt es in dem 1498 erschienenen „Seelenführer", „wil in yetziger Zeit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nit lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint viele Maerebucher, dy solt du nit lesen." Aus dieser Äußerung geht hervor, daß allerdings die Lektüre nach dem derben Geschmack der Zeit war. Den kirchlichen Leuten erschien anderseits, wie man sieht, schon die damals äußerst beliebte Lektüre der Volksbücher tadelnswert. Das bestätigt auch der „Seelentrost", seinerseits ein vielgelesenes religiöses Volksbuch (1474): „Vyl Lude sint, die lesen werltliche [weltliche] Bücher.... Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde dienten und nit Got." Neben den Volksbüchern und der derbkomischen Schwankliteratur bildeten die Erbauungsschriften und jene wundersamen Legenden (vgl. S. 174) allerdings ebenfalls einen erheblichen Teil der Lektüre. Bei begüterten Leuten kann der größere Bücherbesitz wie schon früher der Handschriftenbesitz (vgl. S. 172) die steigende Bildung beweisen. Die Nachlässe von Bürgern zeigen oft deutsche wie lateinische Bücher; bei den Frauen finden sich neben Erbauungsbüchern vorzugsweise auch jene Volksbücher. Natürlich waren aber diese Verhältnisse in den einzelnen Orten verschieden, und der Bücherbesitz einer Frankfurter oder Nürnberger Patrizierfamilie wird nicht überall anzutreffen gewesen sein. Daß Bücherbesitz aber schon Mode war, zeigt die besonders lebhafte Verspottung der Büchernarren bei Sebastian Brant. Nicht nur Gelehrte, schon die überhaupt akademisch Gebildeten hatten oft umfangreichere Sammlungen; so hinterließ 1495 der Ratsherr Gerwin von Hameln der Andreaskirche in Braunschweig 336 Bücher. Das Bildungsbedürfnis des Adels war (vgl. S. 163) im ganzen recht gering: aber auch in diesen Kreisen wuchs der Bücherbesitz, der dann allerdings wesentlich aus Unterhaltungslektüre bestand. Püterich von Reichertshausen besaß 164 Bände deutscher Dichtungen.

In vornehmen Kreisen trat im übrigen das alte Bildungsübergewicht der Frauen schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder besonders hervor. Der deutschen Literatur sind manche Fürstinnen dieser Zeit huldvolle Gönnerinnen gewesen, wie „die Liebhaberin der Künste", Pfalzgräfin Mechthild, die Freundin jenes Püterich und des Dichters Hermann von Sachsenheim, wie Margarete von Savoyen und Elisabeth von Württemberg, die alle von Niklas von Wyle (vgl. S. 186) gerühmt werden. Fremde, nach Deutschland verheiratete Fürstentöchter gingen mit solchen Interessen voran, ja einzelne waren selbst literarisch tätig, wie Eleonor von Österreich, des Schottenkönigs Tochter, und Elisabeth von Nassau, Tochter des Grafen von Vaudemont (Widmont), die beide französische Romane, jene „Pontus und



Sidonia", diese „Loher und Maller" und „Hug Schapler", ins Deutsche übersetzten. Auch die Frauen des Adels müssen damals zum Teil noch die Traditionen früherer Jahrhunderte bewahrt haben. Albrecht von Eyb gedenkt z. B. in der Vorrede zu seiner „Margarita poetica" dankbar des mütterlichen Unterrichts. Margarete von Staffel im Rheingau soll ähnlich wie einst Hedwig von Schwaben mit ihrem Hauskaplan römische Autoren gelesen und lateinische Gedichte gemacht haben. Unter den Patriziertöchtern ferner gab es — von den gelehrten Frauen der Humanistenkreise, wie den Schwestern Pirckheimers, ganz abgesehen — manche, die Lateinisch sprechen und schreiben konnten, so Katharina von Ostheim in Frankfurt am Main, die die Limburger Chronik auszog und fortsetzte.

Allmählich ist so ein Aufschwung des gesamten Geisteslebens doch unverkennbar, wenn auch durchaus die mittelalterliche Atmosphäre in dem ganzen Bildungswesen sich erhielt. Von den Universitäten sprachen wir schon (S. 167). Auch in den Schulen blieb es, trotz gelegentlicher Reformversuche, wie 1485 in Nürnberg, bei der mittelalterlichen Weise, dem Auswendiglernen von Gebeten und Psalmen, der Wichtigkeit des Gesangsunterrichts für den Chordienst, dem Einpauken des Donatus, der Herrschaft der enzyklopädischen mittelalterlichen Schulschriften, des „Doktrinale" des Alexander, der „Distichen" des Cato, dem scholastischen Vorstudium der Logik. Dazu kamen die alten Mängel, das Diktieren und Vorschreiben mangels ausreichender Schulbücher, das gemeinschaftliche Unterrichten verschiedener Abteilungen in demselben Raume, vor allem aber die überstrenge Schulzucht (s. die nebenstehende Abbildung), die unglaubliche Härte der Schulstrafen; allerdings wurde jetzt vielfach größere Milde gefordert. Noch Luther hat über seine Schulzeit bitter geklagt, „da wir immer gemartert sind über den Kasualibus und Temporalibus, da wir nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammern". Wie entsetzlich schildert Johannes Butzbach aus Miltenberg seine Züchtigung durch den Lokaten, den Unterlehrer. Sein Jammergeschrei mußten die Mitschüler durch Singen übertönen. Freilich wurde der Lehrer davongejagt. Das Gegenbild war dann häufig eine wüste Ungebundenheit und gewalttätige Aufsässigkeit der Schüler, entsprechend dem Auftreten der Studenten. Mancher Drohbrief eines Raubgesellen ist von einem Schüler angefertigt worden.



Lehrer und Schüler. Aus „Der beschloffen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Eine unabhängige weltliche Bildung war auch jetzt nicht erreicht, aber breite Laienschichten hatten an der kirchlich sanktionierten Bildung Anteil bekommen. Das höhere innere Leben, soweit es sich bei dem materiellen Zeitgeist erhielt, war durchaus religiös (vgl. S. 210f.). Die damals noch am kräftigsten blühende Gattung der niedergehenden Poesie, die Lehrdichtung, vertrat religiös-sittliche Ziele. Die stark wachsende Herstellung von Handschriften betraf (vgl. S. 169) am meisten die geistliche Literatur, dem allgemeinen Bedürfnis entgegenkommend. Im Grunde wurde auch der Lehrer nur als Gehilfe des Geistlichen angesehen, wie es der „Seelenführer" ausspricht: „Die Schulmeister sullent die Kinder mit underweysen in der christenlichen Lere und den Gebotten Gottes und der Kirche. Sie sullent all das tun, was die Vätter der Lere nicht all tun kunnen in der Predigt und sunstigen

geystlichen Underweisungen und denen helffen." Natürlich war auch, wie noch lange, die häusliche Erziehung theoretisch durchaus von kirchlichem Geiste getragen.

---

Gewiß blühte eine weltliche Kultur auf altheimischer Grundlage und äußerst grober Natur, wie wir gesehen haben. Sie bedurfte eines höheren weltlichen Richtzieles. Man gab sich der Weltfreude hin, gewissermaßen mit einem Seitenblick auf die Kirche, bald auf gutem Fuße mit ihr, ihre Feste feiernd, bald voll Spott darüber, daß auch sie verweltlichte, bald voll Angst, daß sie die Sünden rächen werde, immer aber in dem Bewußtsein, daß sie die höchste Macht darstelle. Es kam darauf an, unabhängig von ihr ein autonomes, die Weltlichkeit leitendes und bestimmendes Ideal zu setzen, nicht nur die materielle, sondern auch alle *höhere Kultur zu säkularisieren*. Diese Wendung schien mit der Übernahme des *humanistischen Bildungsideals* aus Italien zu kommen. Zunächst bedeutete die Rezeption des Humanismus in Deutschland eine Opposition gegen das mittelalterliche Bildungsideal, insofern dieses durch die Scholastik repräsentiert wurde. Es wurde die religiöse Einseitigkeit der bisherigen Bildung, zum großen Teil unter Mitwirkung von hohen und höchsten Geistlichen selbst, wesentlich gemildert; die Kultur des klassischen Altertums trat in größerem Umfange, von ihrer kirchlichen Dienstbarkeit befreit und zum Teil in ihren antimittelalterlichen Elementen erkannt, in die höhere Bildung ein. Die bewußte Schätzung der Welt, die Gewinnung höherer Ideale auch außerhalb der Kirche (vgl. S. 195) ist das Wesentliche. An sich hat ja ein leiser Anreiz zur Säkularisation des höheren Geisteslebens immer in der Nachwirkung der Antike gelegen, daher auch die Nervosität der Kirche ihr gegenüber (vgl. Bd. I, S. 257f.). Anderseits ist die Antike die Grundlage der mittelalterlichen Bildung und Anschauung gewesen. Sie war für das Mittelalter von ebenso bindender Autorität wie die Kirche, formal und stofflich aber immer im Dienst der Kirche. Vergil und Cicero galten ebensoviel wie die kirchlichen Autoren, und Aristoteles genoß später unbegrenzte Autorität (vgl. Bd. I, S. 243, 257, 358), aber die Schätzung der Antike blieb immer eine äußerliche. Nur allmählich vollzog sich jetzt eine Umwandlung unter stärkerer Betonung schon vorhandener Faktoren und anfangs keineswegs schroffer Hervorkehrung neuer. Die Annahme des neuen Bildungsideals in Deutschland war überdies nicht das Resultat eigener Entwickelung, sondern die wesentlich abgeschwächte Folge der großen Bewegung der *italienischen Renaissance*. Dort, in Italien, wurde in der Tat der moderne Geist geboren. Und neben der geistigen Blüte erwuchs eine außerordentlich hohe ästhetische, es bildete sich gleichzeitig ein neues gesellschaftliches Leben. Es war auch nicht nur eine Wiederbelebung des klassischen Altertums, wenngleich die Antike, die in Italien ja immer lebendiger nachgewirkt hatte als anderswo (vgl. S. 182), das allseitig menschliche Streben des Renaissancemenschen, das Herauswachsen der Persönlichkeit, die Schätzung und das Studium der Natur mächtig förderte. Die Renaissance war nicht zuletzt eine eminente Kulturleistung des italienischen Volkes, das später, nach derselben, außerordentlich sank. Christentum und mittelalterliches Volkstum hatten an dieser edelsten Frucht des Mittelalters wesentlichen Anteil. Die Antike aber war das belebende Element: ihr eigentlicher Geist vor allem wurde lebendig erfaßt und geschätzt. Über die formale Seite kam man nun weit hinaus, ebenso wie über die bloße gelehrte Liebhaberei, die sich wohl auch im Mittelalter findet. Schließlich hat die Antike das Geistesleben Italiens völlig beherrscht, zum Teil ganz einseitig. Man versuchte eine wirkliche Erneuerung heidnisch-antiken Lebens, natürlich nicht ohne künstliche Ausstaffierung mit Äußerlichkeiten.



Der Deutsche lernte diese Bewegung erst näher kennen, als die Antike ihr äußerlich allein maßgebendes Prinzip geworden war, als überdies nicht mehr nur die Römer, gewissermaßen als Ahnen der sich ihnen ähnlich fühlenden Italiener, bewundert wurden, als man vielmehr auch die griechische Literatur eifrig in sich aufzunehmen suchte. Von vornherein war dem deutschen Humanismus ein wesentlich gelehrter Charakter aufgeprägt. *Der deutsche Humanismus* brachte eine *Vermehrung des Wissens* und vor allem eine *Neukultur des lateinischen Stils* nach italienischem, schließlich rein auf das Äußerliche gehendem Muster. Aber damit ist seine Bedeutung nicht erschöpft: er hat stofflich auf Kunst und Literatur gewirkt, die allgemeine Bildung mächtig erweitert; er hat den geschichtlichen Sinn belebt sowohl durch Erweiterung des geschichtlichen Horizonts wie durch die Erfassung historischer Maßstäbe, auch aus der Vergangenheit ein höheres Nationalbewußtsein (vgl. S. 192) gewonnen sowie eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise begründet; er hat auch bei einzelnen Geistern eine innere Umwandlung hervorgerufen; er hat vor allem in den besten Köpfen einen neuen Geist der *Kritik* geweckt und gegenüber den innerlichen, mystisch-phantastischen Elementen des deutschen Wesens eine Ära der *Verstandeskultur* wenigstens eingeleitet und die bereits von den verhaßten Scholastikern geübte formale Verstandespflege auf das wirkliche Leben und die Weltbetrachtung, auf die sittlichen und religiösen Probleme gelenkt. Hier liegen die eigentlich *modernen Keime* auch beim deutschen Humanismus, wie sie in den *rationalistischen Elementen der Renaissancekultur* überhaupt liegen (vgl. S. 193). Lag den deutschen Humanisten im übrigen der *künstlerische* Grundzug der italienischen Renaissance wenig (vgl. S. 221), so haben sie das *sittliche* Moment weit stärker betont. Eine radikale Richtung hat freilich die verwandten Geister in Italien auch in der sittlichen Skrupellosigkeit nachgeahmt und eine Episode des Sturmes und Dranges hervorgerufen. Nach einer nicht lange währenden innigen Verbindung des italienischen und des deutschen Humanismus ging der letztere auch bald seine eigenen Wege. Schon Hutten machte aus seiner Antipathie gegen die Italiener kein Hehl (vgl. auch S. 192). Im übrigen suchte der Deutsche wie später bei Übernahme der französischen gesellschaftlichen Kultur, sich seiner von den bewunderten Vorbildern immer bespöttelten „Barbarei" schämend, nur allzuoft das Wesen der Sache in Äußerlichkeiten. Das Ganze blieb zunächst überhaupt wesentlich auf die gelehrten Kreise beschränkt und rief vor allem eine *Krisis des deutschen Schul- und Universitätswesens* hervor. Hier setzte die Opposition der deutschen Humanisten ein. Man wandte sich gegen den ganzen bisherigen Wissenschaftsbetrieb, gegen die scholastische Theologie und Philosophie mit ihrem Disputationskram und dem aristotelischen Heiligenschein, aber auch gegen die ältere Jurisprudenz: ihnen ward die neue literarische (vgl. S. 191) und wesentlich formale Bildung gegenübergesetzt.

Aber trotz des Unterschiedes zwischen italienischer Renaissance und deutschem Humanismus — abhängig von Italien blieb der letztere durchaus. Er war, wie gesagt, ein *Produkt des gewaltigen italienischen Kultureinflusses* auf Deutschland: wie dieser zustande kam, ist noch auseinanderzusetzen. Auf Deutschland wirkte Italien schon durch die Römerzüge, namentlich der Staufer, die doch nicht nur Beute, sondern auch wirtschaftliche und geistige Anregungen nach der Heimat brachten. Anfangs sehen wir nur äußere Einflüsse. Worte wie Stiefel (eine zunächst von Geistlichen, dann von Vornehmen, endlich allgemein gebrauchte, hochreichende, schützende Fußbekleidung), Panzer, Scharmützel sind früh entlehnt. Eben die Römerzüge hatten die Fahrten nach Italien für die deutschen *Ritter* zu einem herkömmlichen

Brauch gemacht, und die Folge war, daß auch zu anderen Zeiten kriegs- und abenteuerlustige Deutsche nach Italien fuhren, um Kriegsdienste zu tun. Wie einst die Germanen den Römern in Masse als Söldner dienten, so findet sich auch noch im späteren Mittelalter der Zug der deutschen Krieger nach dem Süden. Die Kriegs- und Wanderlust trieb freilich überhaupt die Deutschen in weite Fernen, wobei die Internationalität der mittelalterlichen Welt indes immer zu berücksichtigen ist. Man findet deutsche Ritter in Nord- wie in Westeuropa wie im Orient. Italien bildet aber den Hauptanziehungspunkt, vor allem im 14. Jahrhundert. Bei den Kämpfen der Gibellinen und Welfen, bei den ständigen Kriegen ehrgeiziger italienischer Fürsten und emporstrebender italienischer Städte ist der deutsche Rittersmann auf allen Seiten zu finden, übrigens auch der französische und später der englische Söldner. Der Verbreitung dieses deutschen ritterlichen Elements in Italien ist K. H. Schäfer für das 14. Jahrhundert nachgegangen. Wie den Herren und Städten, dienten deutsche Reiter vor allem auch dem Papst. In seinem Dienste kann man für den Hauptteil des Jahrhunderts über 700 deutsche Reiterführer mit über 10000 Reitern nachweisen, im Jahre 1350 nur in der Romagna 3000 deutsche Reiter, im Jahre 1356 in der Mark Ancona etwa 2000 unter Kardinal Albornoz, außerordentliche Zahlen nach den militärischen Verhältnissen jener Zeit. Mancher Ritter stand in dauerndem Dienst von Fürsten oder Städten. Übrigens hatte auch der Deutsche Ritterorden zahlreiche Ordenshäuser in Italien. Mit italienischem Wesen und italienischer Sprache wurde so mancher Ritter und Edelknecht mehr oder weniger vertraut. Für die große Masse ist sodann der Pilgerverkehr von Wichtigkeit. Freilich konnten dessen Wirkungen meist nur vorübergehend sein. Seit langem waren neben den Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande, die anfangs ja vorzugsweise ohnehin über Italien gingen, diejenigen nach Rom überaus häufig; im 15. Jahrhundert wurden sie am häufigsten. Das Grab des Petrus ersetzte für viele Deutsche, überhaupt für Westeuropäer, das Heilige Grab des Herrn. Für die Pilger gab es in Rom wie an anderen Orten Italiens Hospize, für die die Kirche ja immer gesorgt hat.

Weiter wirkte dann Italien immer stärker durch den Handel. Schon seit längerer Zeit war die Verbindung der deutschen Städte mit den italienischen (vgl. S. 66) eine rege. Von der am Orienthandel (vgl. Bd. I, S. 297) erwachsenen Handelsmacht Italiens zogen vor allem die süddeutschen Kaufleute Gewinn: bald setzten sie sich in Italien selbst fest, insbesondere in Venedig, der wichtigsten Stadt für den Levantehandel, den sie freilich auch ganz monopolisiert hatte. Sie schloß einerseits die Orientalen vom Lande aus, ließ anderseits, wie die Nürnberger klagten, „keinen deutschen Kaufmann irgendwelche Kaufmannschaft von dort führen über Meer oder zu sich heran, er muß sie einem Bürger von Venedig zu verkaufen geben, und wenn er dabei verderben müßte". Ebenso durfte, ganz analog den Bräuchen und Rechten der deutschen Städte, der Fremde nur von dem Venezianer kaufen. Eben in jenem „Fondaco" (vgl. Bd. I, S. 287) war dieser deutsch-venezianische Handel konzentriert und kontrolliert. Der Fondaco gehörte der Stadt, nicht den Deutschen. Anderseits handelten die Venezianer dafür nicht in Deutschland selbst. Aber auch auf die Norddeutschen wirkte Venedig. Hansische Kaufleute haben schon gegen 1400 direkte Verbindungen dorthin gehabt, und im 15. Jahrhundert, wo die in Venedig gleichzeitig anwesenden, im „Fondaco" beherbergten und kontrollierten deutschen Kaufleute oft 100 zählten, waren darunter solche aus Köln und Lübeck so gut wie aus Nürnberg, Regensburg und Augsburg. Wie Venedig stand auch Genua, seine im Kampf unterlegene Konkurrenzstadt



im Levantehandel, früh mit deutschen Städten, insbesondere des Südwestens, im Verkehr. Es gab den Deutschen eben den ersehnten Mittelmeerhafen, durch den sie trotz Venedig auch in die Adria und weiter gelangten; er diente freilich mehr dem Durchgangshandel der Ravensburger, später der Augsburger und Nürnberger nach Spanien, nach Barcelona und Valencia. Im 15. Jahrhundert erstreckte sich der direkte Verkehr zwischen Deutschland und Italien über immer mehr Städte: in Como, das sich als nächster italienischer Handelsplatz darbot, saßen nicht nur deutsche Kaufleute, sondern auch gewerbliche Unternehmer; das ohnehin von Deutschen aller Berufe immer stärker bevölkerte Mailand war dann das eigentliche Ausfallstor der deutschen Kaufleute; weitere Handelsplätze waren Pisa, Lucca usw. Gleichzeitig wuchs der Umfang des Handels ungeheuer. Die Zolleinnahme Venedigs aus nach Deutschland gehenden Waren, Spezereien, venezianischen Seiden, Goldstoffen und Glaswaren, dazu den durch Italien vermittelten Erzeugnissen des Orients, wurde 1484 auf 20000 Dukaten jährlich veranschlagt, der jährliche deutsche Warenumsatz um 1450 von dem Venezianer Morosini auf eine Million Dukaten geschätzt. Sind die süddeutschen Kaufleute, wie einmal die venezianische Regierung von den Nürnbergern sagte, dadurch „von nichts (!) zu den größten Reichtümern" gelangt, so wirkte zugleich die Berührung mit einer überlegenen Kultur. Der deutsche Kaufmann wurde zunächst als solcher Schüler des italienischen, der seinerseits vom Orient gelernt hatte. Früh erhielten in Venedig junge deutsche Kaufleute ihre Ausbildung. Die Technik des Handels ist mit italienischen Elementen durchsetzt; von Italien stammt die Buchhaltung, stammen zahlreiche Einzelheiten und Fachausdrücke. Das Geldgeschäft, das Bankwesen war schon früher durch die nach Deutschland gekommenen „Lombarden" italienisch beeinflußt.

Auch Handwerker sind zahlreich, aus Wanderlust oder infolge der Zunftkämpfe, namentlich seit Ende des 14. Jahrhunderts nach Italien gekommen, wie sie sich auch nach Norden (vgl. S. 56) und sonst ausbreiteten, besonders Bäcker (Rom, Venedig), Schuhmacher, Steinmetzen und Weber (Florenz). Sie taten sich auch in Brüderschaften zusammen; man findet solche in vielen Städten Italiens. Die Menge der in Italien weilenden Deutschen — von den Studenten wird noch die Rede sein — macht es erklärlich, daß es dort viele deutsche Kirchen und Kapellen und deutsche Priester gab.

Zu diesen Verkehrsbeziehungen treten nun aber noch andere, die die Einführung des humanistischen Bildungsideals in Deutschland im besonderen förderten. Italien erlangte auch eine geistige Herrschaft über Deutschland, wie es überhaupt etwa seit 1450 das mächtige Übergewicht Frankreichs im geistigen Leben Europas ablöste. Bis dahin waren auch in Deutschland die französischen Einflüsse (vgl. Bd. I, S. 312 ff. und 354 f.) noch mächtig genug: aus Frankreich kamen z. B. abermals Ritterromane, nun in Prosa, wie der „Hug Schapler", die „Melusine", „Pontus und Sidonia" (vgl. S. 176 f.), „Florimund und Flordamour" usw. Und auch für die ersten humanistischen Bestrebungen Deutschlands war die französische Geisteskultur doch beinahe ebenso bestimmend wie die italienische. So weit wie eine Reihe französischer Schriftsteller, die Frankreich als das Ursprungsland der Renaissance ansehen, darf man freilich nicht gehen. Burdach hat aber nachzuweisen gesucht, daß Frankreich schon vor der Propaganda Petrarcas eine Art Humanismus gepflegt hat, daß ferner im Zeitalter der avignonischen Päpste Südfrankreich und Italien ein geistiges Band zusammenhielt unter ausgesprochenem französischen Übergewicht, daß sich in Avignon eine Kultur mit eigenartiger „Mischung mittelalterlicher und die Renaissance ankündigender

Elemente" entwickelte, wie auch Petrarca seinen Aufenthalt zwischen Avignon und Italien teilte und Paris für seine Ausbildung wichtig war, daß sich aber vor allem in Boccaccio französische und italienische Kultur gewissermaßen vermählten.

Mehr französisch als italienisch war auch noch der deutsche Mann beeinflußt, der sich zuerst der humanistischen Strömung gegenüber empfänglich zeigte, obgleich die Bezeichnung „Vater des deutschen Humanismus" viel zu weit geht, Karl IV. Er ist kein Renaissancemensch. Vielmehr war es gerade die Scholastik, die man freilich in ihrer oben (Bd. I, S. 357, 360) dargelegten hohen Bedeutung für die geistige Kultur würdigen muß, der Karl begeistert anhing. In Paris von ihren Einflüssen erfüllt, öffnete er ihnen sein böhmisches Land und bahnte damit gerade einen Aufschwung und Wandel des Geisteslebens in Deutschland an. Die von ihm (vgl. S. 167) gegründete Universität Prag sollte eben eine Pflegestätte der Pariser Scholastik sein. So ist es denn vielmehr, wie es scheint, die Reichskanzlei, in der sich gewisse Renaissanceeinflüsse äußerten. Überhaupt scheint Böhmen von den damaligen wichtigen Strömungen im europäischen Geistesleben besonders stark berührt worden zu sein, wie übrigens auch von den künstlerischen. Karls IV. Schloß Karlstein zeigt das Zusammenwirken eines französischen Baumeisters und eines italienischen Malers, seine Ausstattung stofflich aber auch humanistische Anregungen. Für das starke geistige Leben zeugen die zahlreich nach Böhmen gekommenen Handschriften. Die wichtigste Persönlichkeit in der Reichskanzlei aber, von der auch jene Strömungen gefördert zu sein scheinen, war der Kanzler Johann von Neumarkt, für die Briefe Rienzos schwärmend, wie der Kaiser mit Petrarca persönlich bekannt und ihn bewundernd, durch einen Aufenthalt in Italien angeregt und für dessen landschaftliche Reize schon empfänglich, aber weit mehr als der Herrscher wirklich humanistisch interessiert (über seine Briefe vgl. S. 184f.) und freier gerichtet. Mit der Scholastik hat auch er freilich nicht gebrochen. Anderseits darf — das sei wiederholt betont — die Beschäftigung mit der Antike überhaupt nicht als etwas Neues angesehen werden. Erwägt man insbesondere für Italien den Zusammenhang mit der Sprache der Römer, ferner die andauernde Pflege des römischen Rechtes, so kann von einer Wiederentdeckung gar nicht die Rede sein. Das Neue war vielmehr ein aus jener höheren kulturellen Entwickelung Italiens (vgl. S. 178) hervorgehender Kultus der Antike, eine geistige Annäherung an sie über das stoffliche und rein formale Studium hinaus, eine Anregung der Phantasie, des Schönheitssinnes und des geistigen Blickes aus dem vorher kalten Material. In dieser Beziehung ist Italien dann über das schon beginnende philologische Studium der Alten in Frankreich hinausgewachsen: das neue Evangelium von der Höhe der antiken Kultur zu künden, wurde eine italienische Mission. Nicht Deutschland allein, auch die sonstigen Länder, die die mittelalterliche Welt ausmachten, wurden von der überlegenen Kultur Italiens erobert. „Wir haben Rom verloren", rief Laurentius Valla aus, „aber kraft der glänzenden Herrschaft der lateinischen Sprache regieren wir über einen großen Teil des Erdkreises: unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyricum und viele andere Länder."

Es steckt in dieser Weltherrschaft des Humanismus viel von der alten Internationalität des Mittelalters. Derart sind denn auch die weiteren Wege, auf denen diese italienische Strömung nach Deutschland gelangte. Einmal ist da der Aufenthalt hervorragender italienischer Humanisten, wie eines Poggio und namentlich eines Äneas Silvius, in Deutschland von Wichtigkeit. Insbesondere haben die großen Reformkonzile zu





Aufnahme eines Novizen an der Universität Bologna (1497).

Nach Ernst Friedländer und Carl Malagola, „Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis“ (Berlin 1887).

Konstanz und Basel eine unmittelbare Einwirkung der italienischen Kultur durch anwesende Träger derselben herbeigeführt. Eine Figur wie Poggio, der von Konstanz aus die Handschriftensammlungen der Klöster nach alten Klassikern durchstöberte, mußte auf die deutschen Prälaten ähnlich wirken wie die französischen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutschen. Auf dem Konzil zu Basel dürfte auch Nikolaus von Cues, der immerhin (vgl. S. 185) als Vorläufer des Humanismus gelten kann, für solche Bestrebungen gerade durch seinen Verkehr mit den Italienern, insbesondere mit Äneas Silvius, stärker interessiert worden sein. Dieser letztere gilt überhaupt als Verbreiter des Humanismus in Deutschland. Er hat als Sekretär der kaiserlichen Kanzlei von 1443—55 namentlich auf Kollegen von der Kanzlei, dann auch brieflich auf viele gute Köpfe, z. B. auf Niklas von Wyle (vgl. unten und S. 185), in humanistischem Sinne gewirkt. Um die scholastische Wiener Universität kümmerte er sich nicht.

Weiter kommt dann vor allem der Besuch der italienischen Universitäten seitens deutscher Jünglinge in Betracht. Für deren Zweck, die Erlangung juristischer Bildung, hatte ja Italien schon zur Zeit, als Frankreich geistig überall den Vorrang behauptete, seine Rolle gespielt. Bologna war (neben dem französischen Orleans, vgl. Bd. I, S. 355) von jeher ein Anziehungspunkt für deutsche Rechtshörer gewesen: als „Mutter und Herrin des Studiums und Fundament der Wissenschaft selbst" wurde seine hohe Schule auch von anderen Universitäten anerkannt. Schon im 12. Jahrhundert kamen die Jünglinge, die „Studien halber" umherreisten, häufig dorthin, und sicher darunter auch Deutsche. Um 1206 hat dort Johann Zemecke (Johannes Teutonicus) die Rechtskenntnis erworben, die er als Glossator des „Decretum Gratiani" zeigte. Bolognas Einfluß auf die Deutschen wächst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in der Zeit der Glossatoren und Postglossatoren. Von 1289—99 haben dort 533, von 1300—1349: 1259, von 1350—99: 415 Deutsche studiert. Bologna wurde darauf von dem aufblühenden Padua etwas in den Schatten gestellt und hob sich erst wieder im 16. Jahrhundert. Charakteristisch ist aber, daß sowohl in Padua wie in Bologna die deutsche Nation als die vornehmste galt, Privilegien und hohes Ansehen genoß (s. die beigeheftete farbige Tafel „Aufnahme eines Novizen an der Universität Bologna"). Jedenfalls gab es im 15. Jahrhundert nicht viel geistig hervorragende Juristen oder überhaupt Gelehrte, die nicht in Italien, in Bologna, aber namentlich jetzt in Padua, weiter in Pavia, Siena usw., studiert hätten. Im Laufe der Zeit hatten die italienischen Universitäten trotz des Widerstandes der Juristen mehr und mehr humanistischen Charakter gewonnen. Während die humanistischen freien Literaten in Mittel- und Süditalien die erste Rolle spielten, trat an den oberitalienischen Universitäten gerade der akademische Humanist hervor. Und eben diese Universitäten waren die von Deutschen bevorzugten. Gleichwohl ist den deutschen Hörern anfangs der neue Kultus der Antike, verbunden mit der Pflege reinen Lateins, wenig zum Bewußtsein gekommen, aber schon gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts werden die jungen Juristen nicht selten gewesen sein, die aus Italien, von ihren Lehrern oder anderen Italienern beeinflußt, Begeisterung für das klassische Altertum heimbrachten und hier weiter verbreiteten.

So hat auch derjenige Mann, den man als den ersten deutschen Humanisten bezeichnen kann, in Italien sein geistiges Rüstzeug geholt, Albrecht von Eyb (s. die Abbildung S. 184). Er hat in Pavia, Bologna und Padua studiert und in Pavia den Doktorhut erworben. Der persönlichen Einwirkung italienischer Humanisten anderseits verdankte Niklas von Wyle, den andere wieder den ersten deutschen Humanisten genannt haben, seine Richtung: er war in der Kanzlei jenes Äneas Silvius, hat übrigens vielleicht ebenfalls in Pavia studiert. In

Italien, in Padua, hat ferner der Wyle beeinflussende *Gregor Heimburg*, ebenfalls Jurist, auch er von seinem späteren Feinde Äneas Silvius anfangs angeregt und gelobt, seine Vorliebe für die klassischen Studien gewonnen. Ein voller Vertreter des Humanismus war er keineswegs: er hat sich über den Radikalismus, die Äußerlichkeiten und die Liederlichkeit humanistischer Wortführer scharf geäußert und sah die klassischen Studien nur als willkommene Stütze der Jurisprudenz an. Er hat auch für das verachtete Deutsch etwas übriggehabt und war überhaupt ein Patriot. In Italien gebildet war auch der humanistisch interessierte Felix Hemmerlin von Zürich, der auf seinen Doktor (freilich des kanonischen Rechtes) von Bologna sehr stolz war, ein antikurialer Eiferer, aber ebenfalls noch kein Humanist, nicht einmal in seinem Latein. Bei Eyb wie bei Wyle ist noch ein Moment charakteristisch: beide waren *Juristen*, wie ja auch Heimburg, beide *Leute der Kanzlei*, Vertreter der (S. 170) erwähnten maßgebenden Schicht der Gebildeten, jener „politischer Agent“, Rat des Albrecht Achilles, dieser lange Stadtschreiber in Eßlingen, vorher schon Ratsschreiber in Nürnberg. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß *die Übernahme des römischen Rechtes die klassischen Studien gefördert hat*. Bezeichnend ist z. B. die klassische Bildung eines älteren Vetters Albrecht von Eybs, der auch gelegentlich sein Lehrer gewesen war, des Juristen und Domherrn Johannes von Eyb, der natürlich gleichfalls in Italien studiert hatte. Der in Italien seit Petrarca herrschende Gegensatz der Juristen zu den Humanisten — bezeichnende verächtliche Äußerungen nicht nur italienischer, sondern auch französischer und deutscher Humanisten über die Juristen findet man in dem „Scoparius“ des Johannes Murmellius (1512) — hat für Deutschland keine besondere Bedeutung gehabt. *Juristen* waren anfangs die *Hauptträger des Humanismus* in Deutschland.




Albrecht von Eyb. Nach dem Titelbild seines „Spiegels der Sitten“, Augsburg 1511. Vgl. Text S. 183.

Die *Verbindung von Humanismus und Kanzlei* sodann, die sich bei Niklas von Wyle oder seinem Vorbild Äneas Silvius zeigte, ist überhaupt charakteristisch, auch in Frankreich und vor allem in Italien. Insbesondere die Kurie hatte seit den Zeiten Petrarcas die von ihr herangezogenen Humanisten vorzugsweise wegen ihrer stilistischen Fähigkeiten in der Kanzlei versorgt. Die *Pflege des Stils* war das dem Humanismus und der Kanzlei *Gemeinsame*, das rhetorische Studium, die Epistolographie, und dies gemeinsame Moment mußte gerade Beamte der Kanzlei den humanistischen Bestrebungen zugänglich machen. Das zeigte sich dann eben auch in Böhmen (vgl. S. 182) in der Reichskanzlei Karls IV. In Prag war die Pflege der Rhetorik, wie sich aus den erhaltenen Formelbüchern und Mustersammlungen ergibt, seit langem heimisch. Ein Mann wie Johann von Neumarkt verband dann diese alte Tradition mit jenen humanistischen Einflüssen, die ihn getroffen hatten, und



wurde wieder mit dieser neuen prunkhaften Briefsprache, deren Produkte zu einem Handbuch vereinigt wurden, einflußreich für die übrigen Kanzleien und in Böhmen überaus wichtig für die Folgezeit. Und so mag denn auch später jene Einstellung des etwas abenteuerlichen Italieners, des Äneas Silvius, in die österreichische und die Reichskanzlei zu Wien mit der humanistischen Beeinflussung des Kanzleibetriebes bereits zusammenhängen. Auch nach Südwestdeutschland breitete sich alsbald diese humanistische Färbung der „Schreiber“ aus. Der Humanist unterschied sich eben vor allem durch seinen schönen Stil von anderen, imponierte also gerade der Kanzlei. Manche Größen des Frühhumanismus waren Kanzleischreiber, wie z. B. schon Andreas Bavarus, wie Johannes Rot, der sich für den ersten deutschen Humanisten hielt, wie Ulrich Gossembrot, letztere von der kaiserlichen Kanzlei ausgegangen. In dieser Richtung liegt auch die Bedeutung Heimburgs, den, wie gesagt, schon Äneas Silvius wegen seiner Eloquenz lobte, und der dann seinerseits andere, wie Niklas von Wyle, zur humanistischen Rhetorik hinführte. Die Notariatkunst war jetzt überaus angesehen und — einträglich. Lateinische Schulmeister wünschten sie öfter noch als ältere Leute zu erlernen.

Die zunehmende Wichtigkeit der Kanzlei zeigte sich auch in der Gründung eigener *Kanzleischulen*. Denn eine solche, nicht etwa eine elementare Schreibschule war z. B. die „Schule Schreibens und Dichtens“ des *Niklas von Wyle*. Sie war wieder eine Art Vorschule zu der Ulmer Kanzleischule, die in ihrer Blüte von 400 erwachsenen Schreibern besucht gewesen sein soll. Eine andere, viel von auswärts besuchte Schule „kanzleiischen Stils“ hatte Hirschfelder 1472 in Straubing errichtet. Die Pflege des lateinischen Stils war in diesen Anstalten, die deshalb auch von den Lateinschulen angefeindet wurden, ein wichtiger Gegenstand. Und wenn man auch damit nur den *deutschen* Kanzleistil fördern wollte, d. h. in Wahrheit immer ungeheuerlicher gestaltete — die Schüler sollten „nach des Landes Recht und der Städte Rechten Brief machen“ und „Schrift setzen“ lernen, dabei aber die „schönen“ Redewendungen (colores rhetoricales) aus dem Latein in das Deutsche übertragen —, so steckte in dem ganzen Betrieb doch ein humanistisches Element. Wyle schulte auch seine Zöglinge sogleich an der Lektüre neuerer humanistischer Autoren.

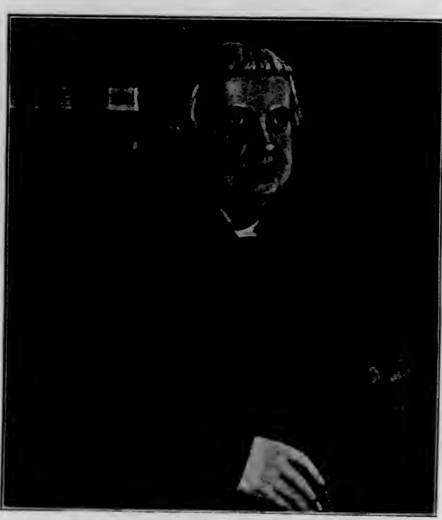
Das formale Moment hat aber nicht nur die Juristen, sondern auch die *Theologen* dem Humanismus zugänglicher gemacht, ein weiterer Beweis, daß die Kirche der neuen Strömung nicht feindlich war. Schon den „Brüdern vom gemeinsamen Leben“ z. B., deren Genossenschaft der in Paris gebildete und auch in Avignon gewesene bedeutende Prediger und Gelehrte Gerhard Groot im 14. Jahrhundert begründete, und die in Fortpflanzung älterer praktischer Bestrebungen der Mystiker die religiöse Volkserziehung durch die Literatur auf ihre Fahne geschrieben hatten (vgl. S. 166 und 172), hat man humanistische Elemente zugeschrieben, mit Unrecht. Immerhin standen sie mit den hervorragenden Rektoren der Schulen zu Deventer und Zwolle, die aber nicht zu ihnen gehörten, in Beziehung. Diese *niederländischen Schulen* haben große Bedeutung gehabt. Gutes Latein auf Grund der Klassiker wurde gepflegt und auch das Griechische bereits berücksichtigt. In den Niederlanden muß sich überhaupt alte Bildungstradition (von Frankreich her?) erhalten haben, wie denn Poggio zu seinem Erstaunen von einem Dechanten in Utrecht vernahm, der Ciceros Werke sammelte. Groß war nachmals besonders der Einfluß des bedeutenden Pädagogen Hegius, der in Deventer die Klassiker ganz in den Mittelpunkt stellte. In der Schule zu Deventer hatte schon Nikolaus von Cues, der seine Umgebung später häufig auf die antiken Autoren hinwies, die Klassiker kennen und lieben gelernt, ein Studium, das er dann in Italien vertiefte. In

Zwolle und Deventer hat ferner Rudolf Agricola (vgl. S. 188) gelernt, von Nikolaus gefördert, in Deventer auch Mutianus. Jedenfalls stand aber das Studium der Klassiker hier durchaus im Dienste der Theologie, und vermehrte Kenntnis jener Autoren ist noch kein Humanismus. Von den Niederlanden sind dann das niederrheinische Gebiet und Westfalen beeinflußt worden. Durch Rudolf von Langen, der in Deventer, aber auch in Italien gebildet war, ist Münster, namentlich mit Hilfe eines Schülers des Hegius, jenes Murmellius, ein Zentrum der reformierten Schulbildung geworden. Schließlich ist auch Erasmus, einst Schüler in Deventer, ein Ausläufer dieser Richtung. Das Wesentliche derselben war die Betonung des Formalen wie des Pädagogischen im Sinne des früheren Mittelalters: der kirchliche Geist wurde nicht gefährdet, sondern gefördert. Und dies ist ja schließlich der Hauptzug des älteren deutschen Humanismus überhaupt gewesen. Auch nach dem Süden hat der niederländische Einfluß gewirkt, schon durch Agricola, weiter durch Ludwig Dringenberg, der, selbst noch ein mäßiger Lateiner der alten grammatischen Richtung, in Schlettstadt eine bald berühmte Schule leitete. In dieser zuzeiten von 800 Schülern besuchten Schule sind auch der fromme Straßburger Humanist Peter Schott und der streng kirchliche Wimpheling gewesen, der freilich sonst als kämpfender, national gerichteter Publizist auftrat, aber jenen pädagogischen Zug durch hervorragende Schriften, wie den Isidoneus Germanicus „über die Unterweisung der Jugend" (1497) und die „Jugend" (1500), besonders zum Ausdruck brachte, so daß man ihn den Erzieher Deutschlands nennen konnte.

Aber wir kehren nun zu den Anfängen im Südwesten zurück. Niklas von Wyle hatte dort einen sehr günstigen Boden für seine Tätigkeit an Orten gefunden, die wieder an italienische Verhältnisse erinnerten, an kleinen kunst- und literaturliebenden Höfen. Größer noch als sein Ansehen als Stadtschreiber war sein literarischer Einfluß wie überhaupt auf Schwaben, so auf einzelne Fürsten und Fürstinnen, insbesondere auf die Pfalzgräfin Mechthild, die 1450—82 in Rottenburg einen geistig belebten Hof hielt. Ganz ähnlich war der Einfluß eines anderen, wieder in Italien (Padua) gebildeten Frühhumanisten, des Doktors Steinhöwel in Ulm. Beide, ebenso Eyb, haben vor allem auch durch freilich recht verschieden gelungene, bei Wyle oft schauderhafte Übersetzungen der lateinischen Renaissanceliteratur gewirkt, deren teilweise vorhandene Schlüpfrigkeit selbst bei vornehmen Frauen, wie in Italien, durchaus kein Hindernis war, und die französischen Ritterromane durch die neue Kost zum Teil ersetzt. Wyles Übersetzung der Novelle „Euryalus und Lucretia" von Äneas Silvius kam bis 1500 dreißigmal heraus. Auch einzelne geistliche Höfe zeigten sich als Zentren des aufkommenden Humanismus, so namentlich Eichstätt, wo wieder Albrecht von Eyb eine Rolle spielte. Der Bischof, Johannes von Eich, war ebenfalls juristisch gebildet, ebenfalls in der kaiserlichen Kanzlei angestellt gewesen und von seinem Freunde Äneas Silvius beeinflußt worden. Auf des Bischofs zum Teil gesinnungsverwandte Umgebung hatten vorzugsweise wieder italienische Studien gewirkt, insbesondere auf seinen Dompropst (und Nachfolger) Wilhelm von Reichenau. Früh zeigten sich humanistische Bestrebungen auch am Augsburger Bischofssitze, zumal unter dem Kardinalbischof Peter. In Heidelberg, wo schon Friedrich I. von der Pfalz, obwohl durchaus nicht literarisch interessiert, dem gleich zu erwähnenden Petrus Luder und Matthias Widman von Kemnat seinen Schutz gewährte, wirkte dann später besonders für den Humanismus der wieder in Italien gebildete Johannes von Dalberg, seit 1481 Kanzler des humanistenfreundlichen Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Zugleich Bischof von Worms, war er der erste Prälat, der sich als überzeugter Förderer der neuen Richtung



gefiel. Vor allem durch seine Persönlichkeit wirkend, wurde er auch von allen, ihm zum großen Teil befreundeten Humanisten begeistert gefeiert, von Celtes z. B. neben dem gelehrten, aber ganz kirchlich gesinnten Abt Tritheim als die leuchtende Zierde der Zeit, von Tritheim selbst als das Licht Deutschlands bezeichnet. Er hat den trefflichen Agricola, mit dem er in Italien Freundschaft geschlossen, nach Heidelberg gebracht und dort einen eifrigen Studienkreis, jedoch außerhalb der Universität, mit ihm geschaffen; zu diesem gehörte auch der theologisch gerichtete Wernher von Themar und der kurfürstliche Rat Dietrich von Plenningen. Dalberg stand später intim mit dem stürmenden Freigeist Celtes und war Vorsitzender seiner Gesellschaft, bis die Rücksichtslosigkeit jenes zur Entfremdung führte; er korrespondierte eifrig mit Reuchlin und zog ihn ebenfalls nach Heidelberg usw. Er besaß eine ausgezeichnete Bibliothek, wesentlich humanistischen Charakters.



Konrad Peutinger. Nach dem Gemälde von Christoph Amberger (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts) in der Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg.

Ähnliche Einflüsse mußten nun auch früh in den oberdeutschen Städten wirken, so in dem von jeher stark von Italien beeinflußten Augsburg, wo vor dem 1485 dorthin aus Italien gekommenen Peutinger (s. die nebenstehende Abbildung), dem stillen, ernsten Gelehrten, schon in der Mitte des Jahrhunderts der Bürgermeister Siegmund Gossembrot sein in Italien gewonnenes humanistisches Interesse bewährte, und wo solche Bestrebungen auch die Klöster, selbst das der Dominikaner, beseelten. Weit konservativer zeigte sich Nürnberg, das keineswegs, wie Hutten meinte, die erste Begünstigerin des Humanismus unter den Städten war. Auch fremde Juristen, wie Gregor Heimburg, haben dorthin humanistisches Interesse nicht recht verpflanzen können, und der einzige humanistisch gesinnte Nürnberger, der Stadtarzt Hermann Schedel, blieb isoliert. Regiomontanus ist nur wegen der technischen Blüte nach Nürnberg gekommen. Erst mit der juristischen „Reformation" (vgl. S. 147) von 1484 kam ein wirklicher Umschwung. Zunächst machte sich neben humanistischer Färbung der Kanzlei ein Interesse einzelner Patrizier (Tucher, Schreyer), dann auch ein solches des Rates bemerkbar, wie sich das 1485 in jenem Versuch einer Reform des Unterrichts zeigte. Schließlich hat dann der Einfluß des Celtes dort stark wirken können, und 1495 kam Pirckheimer nach Nürnberg. In Pirckheimer, der sieben Jahre in Italien gewesen war, tritt uns dann schon die reife Persönlichkeit eines humanistischen Geistesaristokraten, freilich in bürgerlicher Sphäre, der in Plato den Stern seines höheren Lebens sah, entgegen. Anfangs lassen sich übrigens auch Nürnberger als Studierende in Italien viel weniger zahlreich nachweisen als Augsburger.

Immer stärker sickerte so auf verschiedenen Wegen die neue Strömung nach Deutschland. Früh gab es *humanistische Wanderapostel*, die auch bereits an Universitäten lehrten, so den liederlichen Petrus Luder, der, aus Padua von pfälzischen Studenten an den heimatlichen Hof (vgl. S. 186) empfohlen, in Heidelberg die lateinische Sprache dozierte. 1456 hielt er eine Antrittsrede, die sich im Preise der humanistischen Studien erschöpfte. Er wurde bald angefeindet und lehrte später an anderen Orten (Erfurt, Leipzig, Basel, hier von der Universität besoldet), wurde aber gerade wegen seiner Minderwertigkeit in humanistischen Dingen verhöhnt. Wie er, kam auch der ebenfalls in Italien gebildete Samuel Karoch von Lichtenberg über das Äußerliche und Nachgeahmte nicht hinaus, beide waren überhaupt ohne weiteren Einfluß. Vielmehr überwog durchaus jene *praktische formale Richtung* bei Juristen und Theologen, die von letzteren auch pädagogisch gewandt war. Der hervorragendste Mann dieser ersten Zeit war der erwähnte Rudolf *Agricola*, der lange in Italien weilte und sich immer dorthin sehnte, dann in der Heimat, wandernd wie Petrarca, eifrig im Sinne der klassischen Studien tätig war, ein vortrefflicher Redner, vielseitig, auf feinen geistigen Lebensgenuß bedacht, die Freiheit über alles liebend, ganz individuell gerichtet, aber doch sittlich unanfechtbar, bescheiden, auch tief fromm. In Heidelberg (vgl. S. 187) entfaltete der liebenswürdige, gesellige Mann eine große persönliche Wirksamkeit, ohne erhebliche schriftstellerische Produktivität. In den 70er Jahren kam es auch, über die Beschäftigung fahrender Humanisten hinaus, zur Gründung von *Lehrstühlen* für die humanistische Eloquenz an dieser oder jener *Universität*. Freilich verspottete der Humanismus seinerseits die zopfige Rückständigkeit der Universitäten, aber ihre Eroberung war doch im Interesse der eigenen Erfolge unerläßlich. Jenen fahrenden Magistern hatten die Universitäten ruhig zu lesen erlaubt, weil sie von ihnen kaum Gefahr für ihr auf Thomas und Scotus gegründetes System fürchteten. Dann aber bewirkte im Zusammenhange mit dem schließlich fast obligatorischen Besuch der italienischen Universitäten der geschilderte Wandel in den Kanzleien mehr und mehr die Anstellung von Lehrern für Eloquenz und Poesie, und zwar auf Betreiben der Fürsten und Städte, so 1471 in Freiburg, 1464 in Basel, wo schon an der Gründung der Universität (1459) der zwar scholastisch gesinnte, aber äußerlich humanistisch gebildete Peter von Andlau beteiligt war, so 1493 in Wien, wo bereits in der Mitte des Jahrhunderts der des Griechischen kundige Georg Peurbach und Regiomontanus als Magister auch über lateinische Poeten und Redner gelesen hatten. 1497 wurde Celtes durch Maximilian, der Wien durch eine Reform zur ersten Universität der Welt machen wollte, dorthin berufen. Celtes hatte entsprechende, in einer Verbindung von Philosophie und Poesie nebst Eloquenz gipfelnde, freilich unklare Ideen, plante wohl auch im Grunde eine Umgestaltung der Artistenfakultät, die aber niemals wirklich in Frage stand. Das 1501 von Maximilian der Universität angegliederte Collegium poetarum ist eine Sache für sich. In dem so wichtigen Südwesten lassen sich sodann bei den gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts erfolgten Universitätsgründungen stärkere humanistische Einflüsse spüren, so 1472 in Ingolstadt, so in Tübingen, wie der Brief des Stifters Eberhard von Württemberg, der 1477 zum Besuche der Universität einlud, lehrt. Die Lektoren für Poesie und Eloquenz wurden immer häufiger, in Tübingen war seit 1497 Bebel Lektor, in Ingolstadt 1492 Celtes usw. Die Gunst der Fürsten und Stadträte bewirkte übrigens auch an den überhaupt vorwärtsstrebenden *Schulen*, zum Teil früher als an den Universitäten, Anstellung von humanistischen Lehrern oder Reformierung des Kursus, 1509 z. B. namentlich durch Pirckheimer in Nürnberg, wo dann 1515 Cochläus Leiter der poetischen



Schule wurde. Hier hing das meiste von einzelnen Persönlichkeiten ab, hier war auch der Widerstand der Vertreter des Alten nicht von Bedeutung. An den Universitäten aber kam es seit 1500 zu Kämpfen, und zwar infolge der hitzigen Ansprüche der Neuerer.

In dem Kampfe gegen den Scholastizismus, gegen die Tyrannei des durch oft sinnlose Übersetzungen verhunzten Aristoteles, die Verdunkelung aller Originale durch die Kommentare, gegen das barbarische Latein waren *alle Humanisten* einig. Es gab aber eine gemäßigte und eine radikale Richtung. Jener gehörten gelehrte, ernste Männer, wie Agricola, Reuchlin, Wimpheling, Erasmus, Zasius, der auf dem Gebiet der Jurisprudenz gegenüber den Glossatoren von Bologna und Padua auf die reinen Quellen zurückging, an; ihr stehen hochgebildete Patrizier, wie Pirckheimer und Peutinger, nahe. Der feurigste Apostel des Humanismus und trotz vieler Schwächen einer seiner sympathischsten Vertreter war der meist ruhelos wandernde, überall anregende und aufmunternde *Celtes* (vgl. S. 187 f.). Von echt deutschem idealen Drange erfüllt, vertrat er den neuen Geist in all seinen Regungen am vollkommensten. Überall suchte er, von dem in Italien aufgenommenen Gedanken der platonischen Akademie beseelt, die Gesinnungsgenossen in literarischen Gesellschaften zusammenzufügen und durch diese zu wirken: die Rheinische in Heidelberg (1495) und die Donaugesellschaft in Wien (1497) sind nicht die einzigen. In erster Linie wollte er aber immer Poet sein, und mit den vor allem in Erfurt vertretenen „*Poeten*" — das Versemachen ist immer noch wie im Mittelalter das Kriterium der Gelehrsamkeit — berührte er sich auch in seiner Lebensauffassung und Lebenshaltung. Dies sind die *Radikalen*, meist unverheiratete, überhaupt allem Zwang abholde, ewig umherziehende Leute, arm an Geld und Gut, dafür um so leichtsinniger und charakterloser, für Geld zum Lobe bereit, immer aber stolz auf ihre gezierte Eloquenz, überaus eitel und selbstgefällig. Konnten sie nicht als Lehrer auftreten, so kamen sie wieder in der Kanzlei unter. Das Hauptstreben blieb auch bei ihnen die Pfründe. Gegen die Gegner brauchten sie ihre Waffen in demselben übertriebenen Maße, wie sie dem Gönner und vor allem dem Genossen (in Erwartung der Gegenseitigkeit) schmeichelten — überhaupt hat sich der Humanismus eine überaus servile Sprache nach Ciceronianischem Muster geschaffen. Auch wenn sie im Brote saßen, drang aber jene polemische Ader bei den Poeten immer durch. Schon Peter Luder leistete einiges in Beleidigung der Kollegen, die späteren, wie Rhagius Aesticampianus, noch bedeutend mehr. Der letztere hat seine „Vertreibung" aus Leipzig, die ihn in den Augen der Humanisten zum Märtyrer machte, 1511 durch eine äußerst schroffe Rede, die der freiwillig Gehende den älteren Kollegen hielt, selbst hervorgerufen. Man wollte eben nicht mehr *neben* den Alten lehren, sondern diese verdrängen. Scharf kam der Gegensatz bei der Fehde Reuchlins mit den Kölner Dominikanern wegen seines Gutachtens für Erhaltung der zum Verbrennen empfohlenen hebräischen Bücher zum Ausdruck: die jüngeren Humanisten des trinkfreudigen Erfurter Kreises führten gegen Reuchlins Gegner den berühmten Schlag durch die satirischen „Dunkelmännerbriefe" (Epistolae obscurorum virorum), die zum Teil dann namentlich auf das Konto Huttens kamen. In Erfurt war man freieren Richtungen überhaupt früh zugänglich gewesen. Man hatte dann hier Petrus Luder gern aufgenommen. Weiter hatte sich um den antischolastischen Maternus Pistoris und um Nikolaus Marschalk ein Schülerkreis gebildet, der die Besonnenheit dieser Lehrer sich durchaus nicht zum Muster nahm. Unter den jungen „Poeten" ragte Helius Eobanus Hessus hervor. Der Mittelpunkt des Erfurter Kreises war aber Mutianus in Gotha.

Allmählich hatte der Humanismus überhaupt ganz erhebliche Fortschritte gemacht, und wenn man auch Frankfurt a. O. (1502) und Wittenberg (1506) durchaus nicht als Universitätsgründungen im humanistischen Geiste bezeichnen kann, so besaßen sie diesen, wenigstens in den Artistenfakultäten, doch schon in reichlichem Maße. In Wittenberg trat 1518 auf Reuchlins Empfehlung als Gräzist Melanchthon auf, der aber schon nicht mehr in Italien, sondern an deutschen Universitäten gebildet war. Das war überhaupt ein Zeichen des neuen Geistes, daß nun überall *griechische* Lehrer sich einstellten, z. B. 1515 in Leipzig: auf diesem Gebiete lagen die großen Verdienste der Reuchlin und Erasmus. Vor allem gewann die neue Art die Herzen der *Jugend*, und in letzter Linie erklärt sich ja überhaupt der Erfolg des Humanismus daraus, daß man auf dem jahrhundertelang beackerten Felde neue Anregung brauchte. Die den Neuerern keine Konzessionen machenden Universitäten gingen, was die alte Schule den Angriffen der Poeten zuschob, an Frequenz zurück. Dies von Universitätslehrern immer sehr übel empfundene Moment und der Rückhalt der Humanisten an Fürsten und Städten trugen wesentlich zu einer durchgreifenderen *humanistischen Reform* bei. Am meisten vorgeschritten war seit langem *Basel*, insbesondere, seitdem dort *Erasmus*, freilich nicht an der Universität, wirkte. In Erfurt (vgl. S. 189) gelangte der Humanismus um 1517 ohne Kampf völlig zum Siege, und 1519 kam es zu entscheidenden Reformvorschlägen. Um 1520 oder etwas später wurden fast auf allen Universitäten die Studien, besonders die artistischen, reformiert. Poesie und Eloquenz wurden obligatorisch, für Lehrer der griechischen Sprache ward gesorgt, die alten fehlerhaften Übersetzungen, namentlich des Aristoteles, und die scholastischen Kommentare wurden beseitigt: es verschwand allmählich jenes auch die Schulen bisher beherrschende „Doktrinale" des Alexander, die Promotionsordnungen wurden geändert usw. In Heidelberg, wo die Universität dem neuen Geiste am längsten widerstrebte, wies man ausdrücklich darauf hin, daß an anderen Universitäten Reformen eingeführt seien und die Jugend den verbesserten Betrieben nachzöge.

Aber die neue Bildung hatte sich seit längerer Zeit überhaupt zum immer breiteren Strom erweitert. Es zeigte sich bald ein Wetteifer mit den Italienern, die Erasmus schon nach allgemeinem Urteil übertraf. Die literarische Produktion (vgl. S. 174) gewann einen anderen Charakter. Während man sich anfangs, wie ein Baseler Gelehrter erzählt, um die italienischen Klassikerausgaben bei Ankunft einer Sendung katzbalgte, druckte man nun auch in Deutschland, besonders gerade in Basel, die klassischen Autoren in Menge. Dazu kamen die Schriften der deutschen Humanisten selbst. Man begann seine Bildung stolz auch äußerlich zur Schau zu tragen, indem man den *Familiennamen gräzisierte oder latinisierte*. Reuchlin tat es noch nicht selbst, aber seine Freunde nannten ihn Capnion, und er gab seinem Verwandten Schwarzert den Namen Melanchthon, wie aus einem Krachenberger ein Gracchus Pierius wurde. Weil diese Namen vornehmer zu klingen schienen, haben später auch weitere, allerdings akademisch gebildete, Kreise diese Mode angenommen, und ebenso hat die humanistische Richtung in den Vornamen abgefärbt. Das Universitätsstudium in der Fremde brachte antike Namen schon im 14. Jahrhundert in die Heimat (Achilles von Knistede 1370, Caesar und andere). Gab es um 1400 in Frankfurt einen Aristoteles von Winden, so gediehen dort um 1500 die Achilles, Hektor, Trajan, Solon und Pallas. Auch der Adel führte zum Teil solche Namen, der steirische z. B. die Namen Hektor, Hannibal, Vespasian. Im 16. Jahrhundert finden sich bei Studenten Vornamen wie Juvenalis, Valerius, Hannibal häufiger. Julius und Augustus wurden allgemein beliebt. Die *Fortschritte*



*der neuen Bildung* selbst bestätigt die Äußerung Sebastian Brants im „Narrenschiff" über die „gute Lehre": „wie man sie sonst in Wälschland fand, trifft man sie jetzt in deutschem Land". Er wie später der patriotische Wimpheling wandten sich auch bereits gegen den Besuch ausländischer Universitäten. Wimpheling sah die Deutschen schon „fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas beherrschen". Nachmals konnte dann Felix Fabri übertreibend behaupten, in seiner Jugend seien Magister und Baccalaurei noch wahre Wundertiere gewesen, jetzt gäbe es sie in jedem Dorf. Ähnlich lautet jene (S. 120 erwähnte) Äußerung Luthers. Dem entsprach der außerordentliche Lerneifer der Jugend, der die Schulen füllte; von Johann Eck hören wir Erstaunliches über seinen gelehrten Jugendunterricht. Das Spezifische des deutschen Humanismus tritt klar hervor: die starke *Zunahme der gelehrten Bildung*, das „Blühen der Studien", wie Hutten sagte. Die Pflege der *Wissenschaft* ist es, in der der deutsche Humanismus sein Bestes und Bleibendstes geleistet hat. Zugleich gewann aber die *rein literarische*, ursprünglich stilistische Bildung eine ganz neue Bedeutung. Die schöngeistigen Interessen der späteren Zeit, zunächst im Gewande des Lateinischen, also mit dem alten gelehrten Charakter der Poesie, sind vom Humanismus recht eigentlich ausgegangen, wenn auch eine formvollendete lateinische Poesie, wie sie in Italien blühte, in Deutschland nur vorübergehend sich entwickelte. Auch die Rolle der schönen Bildung in der Humanitätszeit geht zum Teil auf den Humanismus zurück.

Der Humanismus hat schließlich die *gelehrte Bildung* zu einer allgemeinen Zeiterscheinung gemacht. So kam es, daß Fürsten, vor allem Maximilian, aber auch Eberhard von Württemberg und Friedrich von Sachsen, Gönner des Humanismus wurden, obwohl die Mehrzahl der noch immer ziemlich barbarischen deutschen Fürsten und Herren solchen Dingen wenig Interesse abgewann. So konnten deutsche Kirchenfürsten, neben den schon (S. 186) genannten später z. B. Albrecht von Mainz, an dessen Hofe ein reges Geistesleben blühte (Eitelwolf vom Stein), konnten überhaupt Geistliche und durchaus mittelalterlich gesinnte Leute dem Humanismus anhängen. Unter den Klosterfrauen, unter denen jetzt wieder oft gelehrte genannt werden, gab es nun ebenfalls humanistisch gebildete, wie die Schwestern Pirckheimers in Nürnberg. Immer allgemeiner wurde neben jener Namenmode die antikmythologische Verbrämung des Bildungsausdruckes, und diese *Äußerlichkeiten*, von den Gelehrten schon aus Eitelkeit gepflegt, unterschieden mehr und mehr überhaupt die „Gebildeten" vom Volke. Den *volkstümlichen* Grundzug des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts verleugneten zunächst aber auch die Humanisten nicht, sobald sie sich deutsch ausdrückten. Anfangs zeigte der Humanismus überhaupt eine volkstümlichere Richtung wenigstens insofern, als man, wie schon Eyb, Wyle und Steinhöwel, sehr eifrig die klassischen Schriften durch Übersetzungen den Deutschen nahezubringen suchte; solche Übersetzungen stammen auch von jenem Dietrich von Plenningen, selbst gelegentlich von Reuchlin, von Wimpheling und anderen, blieben freilich ungelenk und zu gelehrt. Gleichwohl kam dadurch *manches ins Volk*. Und wie man solche Spuren bei Hans Sachs entdecken kann, ist auch sonst das Antikische früh von diesen Kreisen in naiver Weise ganz äußerlich adoptiert worden. Allerdings ist zu bedenken, daß sich die Meistersinger zuweilen ebenso in der Tüftelei und den Problemen der Scholastik auskennen, die sogar viel populärer gewesen ist. Das *aristokratische* Moment bleibt trotz alledem viel wesentlicher für die Bewegung, nicht freilich in dem Sinne wie in Italien, wo der Humanismus ein Lebenselement der Höfe und der Vornehmen war, während er in Deutschland in der Hauptsache von Schulen und Universitäten

getragen wurde, aber im Sinne einer geistigen Heraushebung aus dem Volke. Eigentlich lag dieser Zug ja in der Antike selbst, die gerade aus Kulturstolz namentlich in der späteren Zeit auf das niedere Volk doch mehr oder weniger verächtlich herabgesehen hat. Der gestiegene materielle Luxus bedurfte schließlich auch geistiger Finessen: die gewährte die neue gezierte Beredsamkeit, das Gegenbild des asketischen mittelalterlichen Schweigens, und die neue höchst künstliche Poesie. Diese guten Deutschen, die sich wie römische Redner vor den ehrsamen Ratsherren, die nun Senatoren hießen, gebärdeten und in schmeichlerischen Superlativen bettelten, waren überhaupt künstlich geworden. Die Äußerlichkeit einer Erscheinung gerade im deutschen Volksleben ist immer ein Zeichen dafür, daß diese nicht wirklich im Leben wurzelt. So kann auch an der inneren Unvolkstümlichkeit des Humanismus, so sehr die antikische Mode weitere Kreise ergriffen hatte, kein Zweifel sein: es handelt sich dabei überhaupt um den Gegensatz der romanischen Renaissanceart zu deutschem Wesen. Darauf kommen wir bei der allgemeinen Erörterung der Renaissancekultur (S. 221 f.) noch zurück.

Anderseits haben die Humanisten trotz dieses unvolkstümlichen Grundzuges und trotz der Fortdauer der Internationalität des geistigen Lebens um die Entwickelung des nationalen Geistes doch die größten Verdienste. Nationalbewußtsein ist nicht das gleiche wie Pflege volkstümlicher, vor allem an das Stammesleben gebundener Art: es bildet sich überhaupt erst auf höheren Kulturstufen aus (vgl. Bd. I, S. 118, 303). Wie sich ein nationaler Stolz im Zeitalter der höfischen Kultur gerade durch den Gegensatz zu den widerwillig bewunderten Romanen entwickelte, so entsprang er auch jetzt gerade der Abneigung gegen die hochmütigen Welschen, denen man sonst nacheiferte. Schon eine Schrift über den Burgunderkrieg („Nicolai de preliis et occasu ducis Burgundia histhorie") von ca. 1478 faßt diesen Krieg als Kampf zwischen Deutsch und Welsch auf und beklagt, daß die Deutschen ihre Taten, die denen anderer Völker ebenbürtig seien, so wenig verherrlichten. Vor dem welschen Wesen warnt ein Gedicht über die italienischen Kriege, die „Welschgattung" (1513). Und ebenso wie einst die Übergriffe des Papsttums den nationalen Zorn eines Walter von der Vogelweide (vgl. Bd. I, S. 320) hervorriefen, so wirkte auch jetzt der finanzielle Druck der Kurie und der welschen Prälaten allgemein ähnlich. Aus solcher Stimmung ging vor allem Huttens Schrift „Clag vnd Vormanung gegen dem übermäßigen vnchristlichen Gewalt des Bapsts zu Rom vnd der ungeistlichen Geistlichen" (1520) hervor, die die Welschen überhaupt als unkriegerisch hinstellt und unwürdig, den Deutschen zu gebieten. Aber das ausgebildetere Nationalgefühl der Humanisten, also einer geistig höherstehenden Schicht, ist doch vor allem durch das hochentwickelte Nationalgefühl der Antike angeregt worden. Ja der Stolz auf die geschichtliche Vergangenheit gerade der deutschen Nation selbst hat seine eigentliche Erweckung erst durch einen antiken Autor empfangen, durch den damals wiederentdeckten Tacitus, vor allem durch dessen „Germania". Durch die Beschäftigung mit Tacitus kamen dann auch die in diesem Sinne bisher nicht verwerteten, längst bekannten Schilderungen der Germanen durch Cäsar zur Geltung. Bezeichnend ist aber, daß die deutschen Humanisten die Anregung zur Würdigung ihrer germanischen Vorfahren auf Grund der antiken Quellen doch erst wieder durch zwei Italiener erhielten. Wie Joachimsen kürzlich dargelegt hat, hat einmal Äneas Silvius durch seinen berühmten Brief an den Kanzler Mayr, in dem er das in glänzenden Farben gemalte damalige Deutschland (vgl. S. 47 f.) mit dem Germanien des Cäsar und Tacitus vergleicht, solche Anregung gegeben, noch mehr aber der sonst so deutschfeindliche Campano, der auf dem Regensburger Reichstag von 1471 die Deutschen durch die



Erinnerung an den Ruhm ihrer germanischen Vorfahren zum Kampf gegen die Türken anfeuern wollte. Diese nicht gehaltene, aber später veröffentlichte Rede hatte wenigstens bei deutschen Humanisten, wie Bebel und Wimpheling, dessen nationalen Stolz unter anderem sein Abriß der deutschen Geschichte (Epitome usw.) zeigt, eine gewisse Wirkung in jenem nationalen Sinne. Von Deutschen hat dann der vielfach auch sonst der vaterländischen Vergangenheit zugewandte Celtes den Tacitus in seinem Werte für uns erkannt und weiter auf Aventin Einfluß geübt; vor allem ist es aber Beatus Rhenanus, der die germanische Vorzeit durch eine wirklich verständige historische Behandlung den Zeitgenossen näherbrachte. Durch die Bekanntschaft mit den Annalen des Tacitus ist auch der Arminiuskult in Deutschland von humanistischer Seite eingeleitet worden. Er knüpft an Huttens Schrift (Totengespräch) „Arminius" vom Jahre 1529 an, und 1535 verfaßte Spalatin eine ernsthafte quellenmäßige Geschichte des Arminius. Ohne Zweifel geht anderseits ein Teil der späteren politischen Ideen auf die durch den Humanismus neubelebte Antike zurück. Sie hat das nachmalige Ideal der politischen Freiheit zunächst wesentlich beeinflußt.

Im übrigen waren die Humanisten auch insofern Förderer nationalen Fühlens, als sie gegenüber den Romanen stolz die neueren Kulturtaten der Deutschen rühmten, wie Celtes die Erfindung der Buchdruckerkunst, oder auch durch die eigenen Leistungen die italienischen Humanisten zu schlagen hofften, wie es ebenfalls Celtes einmal ausspricht. Des Irenicus (Franz Fritz) geschichtliche Beschreibung Deutschlands (Germaniae exegesis, 1518) beruht ebenfalls auf dem Gedanken, daß die Deutschen nichts weniger als die Barbaren seien, für die sie die Welschen, wie Celtes bezeugt, hielten. Diese Meinung, die schon seit Petrarca von den italienischen Humanisten immer wieder ausgesprochen wurde, geht in letzter Linie auf die Anschauung der Römer von den nordischen Barbaren zurück. Sie wurde jetzt durch die derbe materielle Lebensfreude der Deutschen und jene plebejische Art, die im grellen Gegensatz zu der feinen Kultur der italienischen Renaissance stand, noch gefördert. Schlimm hat im 15. Jahrhundert Poggio, schlimmer noch jener Campano (vgl. S. 192), dem „übel wurde, wenn er Deutschland nennen hörte", geurteilt. Häufig betonen die Italiener auch des 16. Jahrhunderts in blindem Hochmut einen tierischen Zug der Deutschen, so L. Contarini, so Vergerio, so Morone, der einmal von ihrer „tierischen Stumpfheit" spricht. Anderseits verschließen sie sich doch nicht ganz den Leistungen der Deutschen auch auf geistigem Gebiet. Sie erkennt z. B. G. Contarini neben den gewerblichen Erfolgen an, Aleander spricht von einem Übermut wegen der Erfolge in den Wissenschaften. Sehr günstig hat derselbe Aleander 1511 geurteilt: Deutschland „arbeite für den gemeinsamen Nutzen anderer Völker, bringe alte Künste ans Licht und erfinde neue". Später beklagt Giovio den kulturellen Vorsprung Deutschlands. Was insbesondere die geistigen Taten der deutschen Humanisten betrifft, so genügt es, den Namen des Erasmus (vgl. S. 186), der freilich den Niederlanden entstammt, überhaupt mehr eine internationale Größe darstellt, zu nennen, um den jetzt erlangten geistigen Standpunkt wenigstens einzelner Großer der geistigen Kultur der Italiener zu vergleichen. Erasmus war Gelehrter und literarischer Künstler zugleich. Er kann uns auch am meisten das moderne Element, das im Humanismus liegt (vgl. S. 179), repräsentieren, das rationalistische, das sich aber in der Renaissancebildung noch nicht von dem mystischen geschieden hat. Bei ihm findet man wirklich die Anfänge einer auf den Verstand, auf die kritische Betrachtung des Lebens wie der Meinungen gegründeten freieren Weltanschauung. Er ist in gewissem Sinne ein Vorläufer der Aufklärung, der geistigen Befreiung,

wie sie sich im 17. Jahrhundert anzubahnen begann, und die überhaupt zum guten Teil auf die Renaissance zurückgeht. Von seiner religiösen Stellung werden wir noch (S. 204) hören. Er ist ein geistiger Aristokrat, der die Welt skeptisch lächelnd beobachtet.

Man hat das Moderne der Renaissancebildung vor allem in ihrer *individualistischen* Haltung sehen wollen. Wir haben bereits (Bd. I, S. 294) darauf hingewiesen, wie ausgeprägt, ganz abgesehen von der individualistischen Anlage der Deutschen überhaupt, der Individualismus schon vorher im Mittelalter ist. Diese Zeit, die den Romantikern in ebenso einseitiger Auffassung als rechte Zeit der Geltung freier Einzelmenschen erschien wie neueren Historikern als Epoche der Gebundenheit, hat doch in der Tat der Individualität genug Spielraum gelassen. Bei der geringeren geistigen Entwickelung zeigt sich das lange mehr in dem Durchsetzen des Willens, der Leidenschaften, der Triebe. Jeder pochte auf sein Recht, fügte sich allgemeinen Normen nur in beschränkten Grenzen. Das Mittelalter war die Zeit der Sonderrechte, aber auch diese Formen eines mehr genossenschaftlichen Individualismus durchbrach gelegentlich ein kräftiger Einzelwille. An starken, oft unbändigen Persönlichkeiten ist das Mittelalter überreich. Band der Lehnsstaat den Einzelnen mehr oder der absolute Staat der Neuzeit? Ist die Gebundenheit durch die Kirche nicht auch später groß genug? Und hat es anderseits im Mittelalter keine Zweifler gegeben? Hat nicht die mittelalterliche Kirche stets mit inneren Krisen, mit Häresien zu kämpfen gehabt, und bedeuteten nicht die großen Ketzerbewegungen für sie eine gewaltige Erschütterung? Sobald sich der Geist in höheren Ausdrucksformen zu äußern vermag, ist auch der Individualismus zu erkennen, so in der Kunst, etwa in den Naumburger Bildwerken, so in der Scholastik — man denke an einen freien, selbstherrlichen Kopf wie Abälard —, so in der Mystik mit ihrem inneren Verkehr des Einzelnen mit dem Höchsten. Uns fehlen aus älterer Zeit nur die Quellen in entsprechendem Umfang. Die Menschen beherrschen auch den schriftlichen Ausdruck erst allmählich. Die größere Verbreitung einer wenn auch einfachen Bildung verhalf der Individualität nunmehr gerade in der deutschen Schriftsprache zum Ausdruck. Gibt es individuellere Briefe als die des Albrecht Achilles? Freilich sind sie mehr Ausnahme als Regel, aber sie sind beweisend genug. Andere Momente kommen freilich eben im ausgehenden Mittelalter fördernd hinzu: das bewegtere öffentliche, das entwickeltere wirtschaftliche und soziale Leben. Von Wichtigkeit ist weiter für die oberen städtischen Schichten der zunehmende materielle Wohlstand, der den Einzelnen unabhängiger und persönliche Bedürfnisse zur Gewohnheit machte. Beim Kaufmann wirkte schon längst das persönliche Eingreifen und Wagen. Weiter spricht das ganze ungebundene Sichgehenlassen der Zeit im Genuß wie im Streben nach Macht und Besitz für einen starken Persönlichkeitsdrang. Jenes durch alle Stände gehende trotzige Selbstbewußtsein, das für die soziale Gärung mit ihren Gegensätzen und Reibungen so wichtig erschien, zeigt, daß der individualistische Zug jetzt besonders mächtig zum Vorschein kam.

Gegen Ausgang des Mittelalters trat auch ein anderes, freilich schon vorher (vgl. Bd. I, S. 314 und 411 f.) nicht zu unterschätzendes, insbesondere seit den Kreuzzügen wirksames Moment in seiner Bedeutung stärker hervor, das *Reisen*, ein wichtiges Mittel zur Erweiterung des Horizontes und zur Ausbildung der Persönlichkeit. Wer reiste, „erfuhr" sich neues Wissen, neue Anschauungen. Wir hörten schon für die frühere Zeit von den reisenden Mönchen und Kaufleuten, von den Rittern und Kriegsleuten (charakteristisch Reisige genannt), von Wallfahrern und Pilgern, von den sonstigen fahrenden Leuten, von den aus Wissensdurst nach Frankreich und Italien strömenden Klerikern. Jetzt mehrten sich die *Reisenden*



außerordentlich. Die Beweglichkeit und Wanderlust nahm ungemein zu, ganz abgesehen von meist religiös gefärbten förmlichen Wanderepidemien der Masse, wie die Niklashäuser Bewegung eine darstellte; auch anderswo ist einmal von einer „Laufsucht" (currendi libido) die Rede. Stark wuchs die Zahl der Kaufleute und ihrer Diener, die in die fremden Länder gingen, oft lange dort weilten. Dem wissensdurstigen Jüngling war das Wandern unerläßlich: den „Vaganten" von einst entspricht die Bezeichnung „fahrende Schüler". Auch die Humanisten sind für diesen Wandertrieb der Bildungsbeflissenen charakteristisch. Der Handwerker mußte sich seine Kunst nicht minder erwandern (vgl. S. 53). Eine ähnliche Bildungsschule bedeuteten für die Ritter jene „Reisen nach der Ritterschaft" (vgl. S. 137 u. 180). Die häufigen Pilgerreisen der Vornehmen, auch vieler Fürsten hatten zuweilen den Charakter der späteren kavaliermäßigen Bildungs- und Vergnügungsreisen. Aber diese Pilger- und Wallfahrten (vgl. Bd. I, S. 411) wurden überhaupt damals viel häufiger, oft zur Buße und im Zusammenhange mit dem gesteigerten Ablaßwesen, unternommen. Auch die stärkere Sucht nach Reliquien trieb dazu. Für die wachsenden Scharen wurden jene „Elendenherbergen" (vgl. S. 119) errichtet. Oft waren selbst für die gewöhnlichen Pilger weltliche Reisemotive vorhanden, neben der „*heiligen* Lust, zu wandern" auch die Lust, überhaupt „zu sehen und zu horen, fremder Menschen Stette zu sehen". Über das kommerzielle, religiöse, gelehrte, praktische Interesse hinaus nahm so das *Reisen um seiner selbst willen* zu, wenn man es auch bereits früher schätzte (vgl. Bd. I, S. 174). Schon im 12. Jahrhundert wird ein Mönch Iring in St. Blasien erwähnt, der, ein völliger Weltreisender, im Süden bis zur nubischen Grenze, im Osten bis zum Indus, im Westen bis zum Atlantischen Ozean und im Norden vielleicht bis Island gekommen ist. Ein großer geistiger Gewinn ergab sich freilich nur bei höheren Geistern, früh vor allem bei denen Italiens. Einen geringeren Grad solcher Durchbildung muß man aber auch für die große Masse der deutschen Reisenden im ausgehenden Mittelalter annehmen. Der Blick für die Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins, für die Unterschiede der Völker oder Stämme ward geschärft; die Bewältigung des Merkwürdigen und Sehenswerten stellte größere Ansprüche an den Geist des Einzelnen, ganz abgesehen von der Vermehrung des Wissens: es begann das Charakteristische empfunden zu werden. Kurz, das Reisen gerade stärkte das individualistische Denken besonders.

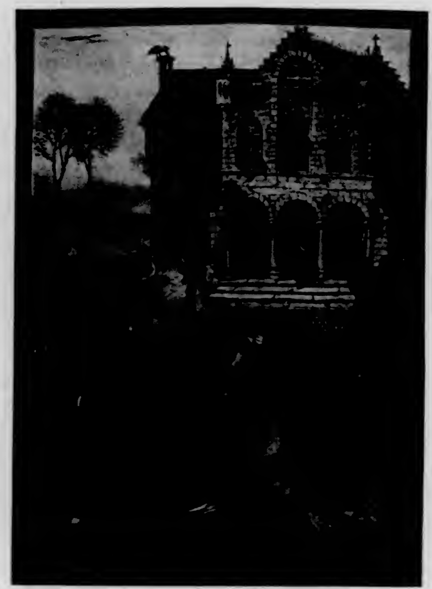
Allen solchen Strömungen kam nun für die geistig höher stehenden Schichten der Humanismus allerdings entgegen: er brachte für viele statt des unklaren Wollens die Möglichkeit der Adoptierung eines bestimmten Lebensstils. Das tiefere Eindringen in die klassische Literatur hatte auch ein Näherbringen der *antiken, ausgeprägt individuellen Menschen* zur Folge, wobei man freilich bedenken muß, daß der individualistische Geist des Altertums an die mittelalterlichen Menschen durch die antik-christliche Literatur eigentlich von vornherein herangebracht worden ist. Aber jetzt konnte dieser Geist einem aufstrebenden Zeitalter vertrauter erscheinen, in dem die Menschen mit jener schärferen Durchsetzung ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessen, mit ihrer ungebundeneren und unbefangeneren Weltlichkeit zunächst eben in Italien (vgl. S. 178) sich ohnehin ihrer Bedeutung als Individuen stärker bewußt wurden. In dieser vom kirchlichen Geist unabhängigen Selbstsetzung und Selbstbewertung der Weltlichkeit, in der immer entschiedeneren, bewußten inneren Abwendung von dem asketischen Ideal, von dem sich die stärkere Weltlichkeit des ausgehenden Mittelalters sonst mehr in naiver Weise im Rahmen materieller Interessen und aus sinnlichen Trieben abkehrte, in der neuen Pflege höherer, geistiger und künstlerischer,

Interessen um ihrer selbst willen liegt ja überhaupt die größte Bedeutung der Renaissance: der stärkere Individualismus ist mehr Folgeerscheinung und ergibt sich aus dem Stolz auf die ohne kirchliche Bevormundung geübten höheren Kräfte, wodurch ein neues Selbstgefühl und Freiheitsbedürfnis entsteht. Das antike Selbstbewußtsein paßte anderseits zu diesem Kraftgefühl der Zeit, zu dem stärker auf die Welt gerichteten Sinn, zu dem materiellen Zug wie dem Streben nach Macht: aber welcher Unterschied doch in der Auffassung zwischen der Antike und der Renaissancebewegung gerade in Deutschland! Der geistige Abstand war doch noch zu groß. Praktische Konsequenzen zogen nur wenige: von den Humanisten hat nur ein Teil, der seinen italienischen Brüdern in Apoll nachahmte, das Leben der Alten selbst leben wollen. Diese Wenigen sind allerdings zu einem völlig ausgebildeten, fast extremen Individualismus gekommen. Bei ihnen stand das eigene Ich im Mittelpunkt alles Denkens. Schon den älteren Humanisten galt es als Ziel, ihre Persönlichkeit zu zeigen; man redete gern von sich selbst und fand bereits in sich selbst den Maßstab für die Beurteilung der Dinge. Daher denn auch jene Wichtigkeit der Stilistik: sie vermochte der Persönlichkeit in glänzenden Reden und Briefen das gewünschte äußere Relief zu verleihen. Dem hochgesteigerten Selbstbewußtsein entsprach dann die maßlose Eitelkeit der ganzen Gesellschaft. Aber eben bei den radikalen Humanisten nahm diese Betonung des Individuums die übertriebensten Formen an. Sie konnten schwelgen und liederlich sein, wie Celtes und Hutten: aber dem Gegner, dem Magister der alten Schule, hielten sie ähnliche Sünden, zu denen diesen oft nur der Zwang des Zölibats trieb, entrüstet oder höhnisch vor; sie redeten und schrieben oft genug leeres Zeug: aber das von den Anhängern der Vergangenheit Geleistete war ihnen durchweg hohles Geschwätz. Das Übermenschentum finden wir bei ihnen schon vollkommen ausgebildet. Auch die bewunderten Alten glaubten sie schließlich von sich übertroffen. Das volle Auslebenlassen der Persönlichkeit war natürlich auch die Ursache dafür, daß viele die äußere Lebenssicherung ganz ignorierten und in einem unsteten Bohêmetum ihr Ideal fanden.

Im ganzen hat jedenfalls nicht nur der radikale, vielmehr der Humanismus überhaupt die individualistische Geisteshaltung verstärkt. Man lernte jetzt vor allem, sich bewußt individualistisch auszudrücken, den literarischen Ausdruck individualistisch zu gestalten. Der Humanismus schuf eine gemeinsame individualistische Atmosphäre der Gebildeten. Sie liegt z. B. über den „Tischgesprächen“ des Augsburger Patriziers Peutinger (vgl. S. 187). Für den feingeistigen Lebensgenuß des Einzelnen mag man als typisch eine Schilderung vergleichen, die einmal der Peutinger ähnliche Pirckheimer von seinem Landaufenthalt in Neunhof bei Nürnberg — von den Landhäusern der Vornehmen (s. die Abbildung S. 197) war schon (S. 45) die Rede — entwirft. Dürer, sein Freund, lebt als Mensch wie als Künstler ganz in derselben Sphäre. Überhaupt ist der Künstler bezeichnend für den neuen Geist: er macht sich jetzt als Maler auf seinen Bildern kenntlich, und die Fortschritte der Porträtkunst, die in dem Realismus des jüngeren Holbein gipfeln, während Dürer immer seelische Stimmungen in den äußeren Zügen wiederzugeben sucht, sind das beste Zeugnis für das größere Verständnis der Persönlichkeit wie für deren stärkere Geltendmachung die allgemeine Neigung, sich porträtieren zu lassen. Jene früher (S. 30) erwähnten Trachtenbücher der beiden Augsburger Schwarz, die sich in allen ihren Trachten abbilden ließen, sind ebenfalls für eine stärkere, freilich äußerliche Betonung der eigenen Person charakteristisch. Ebenso charakteristisch sind die nun häufiger auftretenden Memoiren (vgl. S. 30). Auch jenen eigenwilligen Wechsel der Mode (vgl. S. 95 f.) kann man mit der Sucht, als



Individuum aufzutreten, seine Person auszuzeichnen, zusammenbringen. Und noch ein äußerliches Moment beweist die stärkere Individualisierung der höher gebildeten Schichten, ihre Handschrift. Deren bisherige Uniformität verschwindet schon im 15., stärker im 16. Jahrhundert vor einer individuellen Färbung, die sich meist freilich nach der Seite des schlechten Schreibens kundgibt. Nur die Briefe der Frauen bewahren noch lange, entsprechend deren nunmehrigem Zurücktreten auch hinsichtlich der Bildung, eine uniforme Steifheit.



Landhaus zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Aus dem Flämischen Festkalender in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 196.

Aber wie stand man nun bei solcher Haltung zu der geistigen Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche? Unzweifelhaft klaffte ein innerer Widerspruch zwischen ihr und dem neuen Bildungsideal der bewußten, selbständigen Weltlichkeit, obgleich viele große und kleine Glieder der Kirche selbst diesem Ideal anhingen, wie schon längst zwischen der weltlichen Kultur des niederen Lebensgenusses und der weltverneinenden Askese, der die Kirche, in der Theorie wenigstens, huldigte (vgl. Bd. I, S. 265). Der Widerspruch zwischen der fortschreitenden Betätigung des Verstandes sowie der Vermehrung des positiven Wissens und den starren Glaubenssätzen der Kirche hatte schon in die Scholastik Unruhe gebracht. Man kann aber weiter den seelischen Zwiespalt schon seit jenen Tagen der aufkommenden Laienkultur und der religiösen Zweifel im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 304 ff. und 417 ff.) datieren, man kann auf ihn auch alle die krankhaften Stimmungen der Masse im 14. und 15. Jahrhundert zurückführen. Der Zwang, den die Kirche übte, um den Zweifel an ihr zu unterdrücken, genügte schließlich nicht mehr. Daß es sehr viele gewesen wären, die ohne die äußeren furchtbaren Gewaltmittel der Kirche gegen die Ketzer von der Kirche abgefallen wären, ist freilich nicht anzunehmen. Es war einmal festgewurzelte, traditionelle Gewohnheit, die die Herrschaft der Kirche unerschüttert ließ, man fand aber weiter trotz aller Schwächen der Kirche überhaupt nicht die innere und die äußere rechtliche Möglichkeit, an dem Institut selbst zu rütteln. Für höher stehende Geister aber braucht man auch nicht große innere Kämpfe anzunehmen: selbst die eifrigen Förderer des neuen Geistes waren, wie wir noch (S. 204) sehen werden, entweder innerlich durchaus kirchlich-mittelalterlich gesinnt oder waren religiös indifferent geworden und machten das Kirchentum nur ganz äußerlich mit. Eine unbehagliche Stimmung nagte gleichwohl an vielen edlen Geistern: man hat die Entstehung des Weltschmerzes in diese Epoche

gelegt und den Ausdruck dieser Stimmung in der Faustsage und in Albrecht Dürers „Melancholie" wiederfinden wollen. In einer Zeit so tiefen geistigen Unbehagens, so gewaltigen Strebens, so unbefriedigender Skepsis und so äußerlichen Genußlebens mußte indessen das Bedürfnis, mit der höheren Welt fertig zu werden, vor allem *mystische* Formen annehmen.

---

Einerseits kamen weite Kreise zu einer tiefinneren Frömmigkeit (vgl. schon Bd. I, S. 424 f.), die in geheimnisvoller Weise Religion erlebte, anderseits aber nahm jetzt die alte *wundersüchtige Stimmung* — von Aberglauben kann man im Sinne jener Zeit nicht reden — die Gemüter der Menschen in gewaltigem Grade gefangen. Seit dem 14. Jahrhundert war sie im Volke mächtig gestiegen: in krankhafter Erregung wurde es immer häufiger von epidemischen verzweiflungsvollen Schauern durchrüttelt. Sie sog aus altem Volksglauben wie aus neuen Elementen Nahrung. Daß der Kampf der christlichen Kirche gegen den *Volksglauben* noch jetzt fortdauerte, zeigen die Beichtbücher mit ihren Fragen, ob das Beichtkind an die Hulden, an die Wirkung der Segen, an Zauberei und Wahrsagerei glaube. Aber die Geistlichen selbst huldigten vielfach altem *Zauberglauben*. Sehr alt, bei den Juden, Griechen und Römern bezeugt, ist z. B. der Zauber mit Wachs-, Blei- oder Tonbildern einer Person, die man töten oder an einem Körperteile verletzen wollte (Rachepuppen). Seit dem hohen Mittelalter nahm dieser Bildzauber, jetzt vor allem mit Wachsbildern, sehr zu. In der Practica des Bernard Guidonis in Toulouse für die Ketzerinquisition von 1320 spielt er eine größere Rolle; insbesondere geht daraus hervor, daß sich Geistliche häufiger durch diesen Zauber strafbar machten. Die Wachsbilder, bei deren Herstellung allerlei Zutaten nötig waren, und die mit dem Namen des zu Schädigenden regelrecht getauft werden mußten, erwähnt auch die Bulle Johanns XXII. „Super illius specula" von 1326. Johann selbst wurde später durch ein solches Wachsbild angeblich bedroht. Weiter ließen z. B. 1336 Doberaner Mönche von einer klugen Frau ein Wachsbild machen, um den Herzog Albrecht zu töten. Auch sonst pflegten Geistliche alte geheimnisvolle Traditionen, worauf die häufige Aussage von der Zauberei Beschuldigten „Ein Mönch hat mich's gelehrt" hindeutet. Die Päpste des 13. und 14. Jahrhunderts zeigten sich ganz im Glauben an Zauberei befangen. Entsprechend hat die Kirche die Mittel gegen Bezauberung später offiziell gutgeheißen, wie die Bulle des Papstes Sixtus IV. von 1478 über die Verfertigung und Segnung der wächsernen Agnus Dei zeigt. Diese mit besonderen Formeln geweihten Wachsstücke, auf denen mittels eines Siegels das Bild des Lammes aufgedrückt wurde, sind schon seit dem 8. Jahrhundert bezeugt und dienten als Abwehrmittel gegen Gewitter und Hexen. Zu gleichem Zweck verteilte man ursprünglich die Osterkerze, die aber meist nicht ausreichte, weshalb man zu jenem Behelf griff. Der Protestantismus hat später dauernd gegen „des Papstes Agnus Dei" polemisiert, die aber heute noch im Gebrauch sind. Der Heiligen Schrift schrieb man ebenfalls magische Kraft zu. Besonders galt das Johannesevangelium als zauberkräftig, man trug etwa Pergamentzettel mit seinen Anfangsversen als Amulett, ebenso auch Zettel mit anderen Bibelstellen, wieder bis in die neuere Zeit. Viele Wahnelemente waren im Laufe der Zeiten aus dem Orient neu hinzugeströmt und wurden anfangs wieder durch Geistliche, dann in den Kreuzzügen durch Kaufleute oder auf dem Umweg über die romanischen Länder, daneben aber immer durch Juden überliefert. Sehr stark war namentlich der Einfluß der arabisch-jüdischen Magie, die von Spanien, auch Süditalien her wirkte. Soweit der antike „Aberglaube" noch in Frage kam, war er wieder



wesentlich von der Kirche fortgepflanzt. Insbesondere aber sind ihre Glieder Vermittler des Planetenglaubens gewesen. Zur Belebung aller solcher Stimmungen überhaupt hat endlich die Kirche namentlich im 15. Jahrhundert durch ihre phantastisch ausgestaltete und grausig ausgemalte Vorstellungswelt von der Hölle und dem Teufel bedeutend beigetragen. Die Rolle des Teufels war schon seit dem 11. Jahrhundert sehr gewachsen, die äußere Vorstellung von ihm durch die geistlichen Schauspiele (vgl. S. 100) und Malereien seitdem dem Volke eingeprägt worden. Den Umfang der Teufelsgeschichten im 13. Jahrhundert beweist Cäsarius von Heisterbach (vgl. Bd. I, S. 423).

Diese Teufelslehre wurde nun infolge ihrer „*wissenschaftlichen*" Gestaltung für den systematischen *Hexenwahn*, der im 15. Jahrhundert völlig entwickelt ist, besonders wichtig. Hansen hat eingehend nachgewiesen, daß „der Begriff vom Hexenwesen, der die Grundlage der großen Verfolgung bildete, keineswegs aus dem Spiel der Volksphantasie frei erwachsen, sondern wissenschaftlich, wenn auch teilweise in Anlehnung an Volksvorstellungen, konstruiert und fest umschrieben worden, in seinen Elementen durch die systematische Theologie der mittelalterlichen Kirche entwickelt, strafrechtlich in der Gesetzgebung von Kirche und Staat fixiert, schließlich auf dem Wege des kirchlichen und weltlichen Strafprozesses, und zwar zuerst durch die Ketzerinquisition, zusammengefaßt worden ist". Im ganzen kann man den Beginn der drei Jahrhunderte währenden und eng mit den dämonistischen Vorstellungen der christlichen Kirche zusammenhängenden Hexenverfolgung um 1400 ansetzen. Der Kern des Wahnes war die uralte Vorstellung vom Malefizium, von der Schädigung von Menschen durch andere mit Hilfe von Dämonen: diese immer als Realität angenommene böse Tätigkeit in anfangs verhältnismäßig einfachen und größtenteils volkstümlichen Formen ist zunächst das Objekt kirchlicher und staatlicher Strafverfolgung gewesen. Nach Hansen hat dann etwa von 1230 ab die Scholastik, namentlich die spätere, die alles methodisch gestaltete, „theoretisch die Möglichkeiten für die Verbindung von Menschen und Dämonen (namentlich auch die geschlechtliche: Incubus, Succubus) ermittelt" — eben die von der Kirche gepflegte Teufelslehre gab den konstruierenden Theologen reiches Material —, und eine solche Verbindung war natürlich wieder kirchlich zu ahnden. Um dieselbe Zeit kam als dritte Vorstellung die Ketzerei hinzu, d. h. Zauberei wurde als Ketzerei betrachtet, Zauberer und Ketzer galten nun als mit fremdartigem und unzüchtigem Götzendienst verknüpfte Sekten. Gerade die schon seit dem 11. Jahrhundert stärker gewordenen Ketzerbewegungen haben wieder die Kirche, die sich zur energischen Abwehr derselben durch die Inquisition rüstete und seit dem 13. Jahrhundert auch den Staat zur Bestrafung der Ketzer bewog, diese Verknüpfung von Zauberei und Ketzerei, in Deutschland freilich zunächst weniger (vgl. Bd. I, S. 424), besonders ausbilden, auch beide mit dem Verbrennungstode bedrohen lassen. Es kam so aus mannigfachen Vorstellungen „ein Sammelbegriff des Hexenwesens", als dessen Träger eine Sekte galt, etwa im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts zustande. Doch spielt z. B. in dem Werk des Münchener Leibarztes Johann Hartlieb „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei" (1456), das, auf Anregung des Markgrafen Johann des Alchimisten entstanden, den gesamten Geheimglauben der Zeit vor uns ausbreitet, die Hexerei noch eine untergeordnete Rolle. Die alte volkstümliche Striga- (Hexen-) Vorstellung hatte sich schon vorher mit der Vorstellung vom Malefizium vereinigt, erst jetzt wurde aber der wesentlich aus diesen beiden Vorstellungen (daneben auch aus derjenigen von der Verwandlung von Menschen in Tiere) erwachsene Wahn prinzipiell auf das weibliche Geschlecht, das bisher nicht die Hauptrolle

gespielt hatte, das aber überhaupt (vgl. S. 163 f.) damals einer Mißachtung, wenn auch nicht ohne Opposition, anheimgefallen war, gewandt. „Eine besondere theologische und kanonistische Hexenliteratur verteidigte endlich — denn es fehlte nicht an Widersprüchen — vom 15. Jahrhundert ab den durch die seitherige Entwickelung entstandenen Kollektivbegriff der Hexe."

Der 1487 zuerst erschienene „Malleus maleficorum" (Hexenhammer), dem ähnliche Schriften seit 1450 vorausgingen, gab die abgeschlossene literarische Fixierung des Wahnes, mit ihm war das Handbuch für die praktische Verfolgung und die Anwendung eines raffinierten Untersuchungssystemes da. Die Grundlage dafür aber war das spezielle, an Stelle des alten Beweisverfahrens getretene, ursprünglich kanonische, inquisitorische Verfahren, das auch die Folter anwendete und gegen Ketzer Ausnahmebestimmungen benutzte. Dem „Malleus" vorausgegangen war auch jene vielberufene Bulle des Papstes Innozenz VIII. von 1484 „Summis desiderantes affectibus". Sie war wie frühere päpstliche Akte erlassen worden, weil die Kompetenz der Ketzerrichter, in diesem Falle der Dominikaner Sprenger und Institoris, den Zauberern gegenüber angezweifelt wurde. Sie stellte die Hauptübeltaten der Zauberer in Deutschland auf Grund der Angaben jener beiden fest. Freilich fehlte die mit dem kirchenrechtlich maßgebenden canon episcopi (vgl. Bd. I, S. 194) im Widerspruch stehende, aber sehr wichtige Hexenfahrt nebst Hexensabbat. Weiter wurde der ketzerische Charakter der Zaubereien hervorgehoben und damit die Kompetenz jener beiden Mönche erwiesen; zugleich ergab sich daraus, worauf es der Kirche, auch jener Hexenliteratur, vor allem ankam, das Einschreiten der weltlichen Gewalt als notwendig. Mit Recht betont Hansen, daß diese Bulle vor allem deshalb großen Einfluß gewann, weil sie durch den Druck verbreitet und allgemein bekannt wurde. Sie ist allen Ausgaben des „Malleus" vorgedruckt worden. Auch er rührte von jenen beiden, übrigens 1486 selbst von Maximilian geförderten Dominikanern oder vielmehr hauptsächlich von Institoris allein her. Daß die zweite der dem Hexenhammer vorgedruckten Approbationen durch die Kölner Universität eine Fälschung ist, hat man neuerdings erfolglos bestritten. Auch der Hexenhammer suchte vor allem die weltlichen Richter zu belehren und zu gewinnen, damit gerade sie gegen die Zauberer, gegen die nach römischem Rechte mit dem Tode zu bestrafenden malefici, einschritten. Auch er sucht die noch vorhandenen Zweifel an der Realität des ganzen Wahnes zum Schweigen zu bringen, ja stellt solche Zweifel als ketzerisch hin. Er hat endlich die aus dem Ketzerrecht selbst sich ergebenden etwaigen Milderungen für reuige Ketzer bezüglich der Zauberer zu beseitigen verstanden. Ihre völlige Vernichtung war das Ziel. So wenig der mit kalter Grausamkeit geschriebene „Malleus" erst den Hexenprozeß inauguriert hat, so sehr hat er doch als allgemeine Autorität zu seiner stärkeren Verbreitung wie zum Anwachsen des Wahnes selbst, vor allem zum Übergang der Verfolgung von der geistlichen auf die weltliche Jurisdiktion und zu jener prinzipiellen Wendung auf das weibliche Geschlecht beigetragen.

In letzterer Beziehung ist auch eine Schrift, die sonst einige verständige Ansichten, z. B. bezüglich der lebhafte Täuschungen vorspiegelnden Phantasie, äußert, die des Ulrich Molitoris „de laniis et phitonicis mulieribus, teutonice [zu Deutsch] unholden vel [oder] hexen" (1489, s. die Abbildung S. 201), besonders charakteristisch. Im ganzen richtete sich die Verfolgung damals noch vor allem gegen das Landvolk, das, wie wir (S. 140) sahen, auch sonst so oft herhielt und ja in der Tat der beste Bewahrer des Volksglaubens war. Gerade weil dieser sich in den abgeschlossenen und wenig fortgeschrittenen, anderseits ein tieferes Gemütsleben begünstigenden Gebirgsländern, namentlich den Alpen, in voller Stärke erhalten hatte, bildeten



sich Hexenwahn wie Hexenverfolgung vor allem in den Alpen aus. Aber auch die städtischen niederen Schichten wurden betroffen. Dieser Hexenwahn vermehrt, wenn man die gleichzeitige hochgerichtete humanistische Strömung bedenkt, die Kontrasterscheinungen der Zeit: aber er gehörte zum allgemeinen Geistesinventar wie etwa irgendeine religiöse Grundvorstellung. Immerhin hat er, soweit die Mangelhaftigkeit der Quellen urteilen läßt, in dieser Zeit doch noch keineswegs jene unheilvolle Stärke entwickelt wie später (vgl. S. 240 ff.), obgleich schon Massenprozesse vorkamen. Es hat damals auch nicht an Opposition der „Aufklärung" gefehlt, selbst nicht an einer solchen der Theologen. 1484 erklärte Lanzkranna den Glauben an Hexenfahrten für große Sünde. Unter den Franziskanern erhob sich ein systematischer Widerspruch wenigstens gegen den Hexenflug seitens des Italieners de Cassinis 1505. Es erschien ferner der Wahn höherstehenden Leuten oft als ein Ding, das nur den „pöfel" anging, fortgeschritteneren Geistern aber mehr als ein verächtliches Geisteskind der alten Schule. Erasmus wie Reuchlin haben sich energisch gegen die Wahrheit von Teufelspakten oder von zauberischen Verwandlungen erklärt, und die „Dunkelmännerbriefe" haben ihren Spott über die Hexenvorstellungen ausgegossen. Anderseits stand die volkstümliche Literatur auf seiten der Hexenrichter, ebenso Geiler, der auch vor allem wieder die Weiber in den Vordergrund stellt, aber sich über die Hexenfahrten widersprechend äußert, und Murner. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Wahn jedoch auch in humanistischen Kreisen — Bebel ist dafür ein Beispiel — mehr und mehr um sich zu greifen, nachdem er von Kirche und Staat autoritativ fixiert war und



Titelbild zu Ulrich Molitoris, „De laniis et phitonicis mulieribus", ohne Ort und Jahr (1489). Vgl. Text S. 200.

ihm überdies die häufige krankhafte Erregung des Gemütslebens und jene wundersüchtige Stimmung so gut den Boden bereitet hatten. Der systematisierte Wahn aber war in letzter Linie das Produkt des auf das Transzendente gerichteten, nur formal die intellektuellen Kräfte schulenden Geisteslebens des Mittelalters. Dazu kommt gerade für höhere Geister eine besondere okkultistische Strömung, die sich an die sonst, wie gesagt, schon rationalistisch gerichtete Renaissance knüpft, und zwar an ihren Platonismus, der sich mit allen möglichen mystischen Elementen namentlich aus der späten Antike mischte und dem Dämonenglauben Vorschub leistete.

---

Aber dem höheren Geistesleben haftete damals überhaupt ein okkultistischer Zug an. Es ist das Streben, in die Geheimnisse der Natur zu dringen, es sind die Anfänge der Naturwissenschaft, die sich in solchen, heute als abergläubisch empfundenen Formen zeigten. In diese abenteuerlichen, verboten und gefährlich erscheinenden Formen hatte schon das 13. Jahrhundert die nähere Beschäftigung mit den Geheimnissen der Natur gekleidet. Die Naturwissenschaft war noch Geheimwissenschaft, und der Unterschied von dem

zum Teil doch auch auf Empirie gegründeten Volksglauben beruht im wesentlichen auf der systematischen, „wissenschaftlichen" Ausgestaltung des Ganzen. Weiter aber weist die Geheimwissenschaft auf das Altertum, auf den Orient zurück: die arabische Kultur vermittelte auch diese Einflüsse. Schon im 13. Jahrhundert zeigen ein Albertus Magnus, ein Roger Baco die Wirkung derselben. Sie verstanden geheimnisvolle Künste, waren der Astrologie ergeben und erkundeten das Schicksal aus den Sternen, sie strebten nach dem Besitz des Steines der Weisen und übten die Goldmacherkunst. Aber daß sie oft in den Ruf als Zauberer kamen, das verdankten sie weniger ihren Anschauungen, die alle Welt teilte, als ihren experimentellen Versuchen. Diese Art der Naturwissenschaft erlebte jetzt ihre Blüte und ergriff weite Kreise.

Der Astrolog. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Eine große Rolle spielte zunächst die *Astrologie* (s. die nebenstehende Abbildung), durch die man ein geheimnisvolles Einwirken der Weltenkörper auf das Schicksal des Menschen gewissermaßen wissenschaftlich erkennen zu können glaubte. Man bestimmte es nach dem Stand der Sterne schon bei der Geburt (Nativität, Horoskop stellen). Als altes babylonisches Gut von den Griechen zu den Arabern gelangt und von diesen wieder dem Abendland überliefert, hatte die Sterndeutung schon durch Thomas von Aquino trotz seines Eiferns gegen die gewerbsmäßige Astrologie eine Art kirchlicher Sanktionierung erhalten: jetzt, im 15. Jahrhundert und späterhin, wurde sie ein Grundelement der Weltanschauung. Wie an der päpstlichen Kurie genoß sie am kaiserlichen Hofe hohes Ansehen, und der Einfluß der Hofastrologen war überall groß. Kaiser Friedrich III., der mehrere Astrologen, z. B. Johann von Linden und Hartung Gernodt, hielt, stand ganz in ihrem Bann. Die Astrologie berührte auch das gewöhnliche Leben, nicht nur durch die Medizin, die den Einfluß der Gestirne systematisch verwertete, sondern auch durch deren maßgebende Rolle für das Wetter. Es ist charakteristisch, daß selbst die Städte Astrologen hielten. In Frankfurt a. M. war z. B. Johann Reyer von Amorbach als Arzt und Astrologus um 1430 angestellt: war er außerhalb der Stadt, so meldete er wohl schriftlich, daß schädliches Wetter eintreten würde, und empfahl, durch eine Prozession dasselbe zu bannen. Der Glaube an



die Sterne war den damaligen Menschen ein beruhigendes Element ihrer Religion und ein gewichtiger Teil ihres höheren Denkens, der Schlüssel zu den Rätseln der Welt und des Lebens wie den Geheimnissen der Zukunft. Das 14. und 15. Jahrhundert zeigten diese Strömung am kräftigsten: am Ende des letzteren setzte die Kritik, wie sie z. B. gegenüber Johannes Stoffler Regiomontanus übte, stärker ein, ohne aber das weitere Umsichgreifen zu hemmen. Wie Melanchthon noch an der Astrologie hing, so auch andere gute Köpfe der späteren Zeit. Aber stärker und stärker trat dann der rein abergläubische Charakter der nunmehr durch Kopernikus theoretisch vernichteten Sterndeuterei hervor, gerade wie der Hexenwahn erst nachmals seinen bösartigen Charakter annahm. Ähnlich war es auch mit der *Alchimie* (s. die untenstehende Abbildung), die vor allem auf die bei den damaligen Finanznöten sehr wünschenswerte Kunst des Goldmachens ausging und nachher mehr und mehr einfache Betrügerei wurde. Auf Aristotelischen Anschauungen, namentlich aber auf der späteren, durch die Araber übermittelten irrigen Lehre von der Metallverwandlung beruhend, war sie vor allem durch Raimundus Lullus, der sich auf den Araber Geber stützte, in der „Wissenschaft" des Abendlandes zur Herrschaft gelangt. Das 15. Jahrhundert strebte noch ernstlich, mit heißem Bemühen, das große Magisterium, den Stein der Weisen, zu finden. Einen gewissen systematischen Abschluß erhielt die okkulte Strömung zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch Agrippa von Nettesheim, auf dem dann wieder die folgenden Geheimkünstler zum großen Teil theoretisch fußten. In seinem Werk „De occulta philosophia" verschmolz er die naturwissenschaftlichen Ansichten des Aristoteles mit der neuplatonischen Philosophie und der jüdischen Kabbala und machte die Magie zu einem physisch-mathematisch-theologischen Wissen, zu einer erlaubten Anwendung angeblich erkannter Naturkräfte.



Der Alchimist. Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

---

Es sind Strömungen, in denen trotz allem ein *Drang nach geistiger Befreiung* liegt, ein stilles Hinauswachsen des forschenden Kopfes über das gläubige Hinnehmen. Bedenkt man weiter die geistige Aufklärung, die sich mit dem Humanismus verband (vgl. S. 179), so lag ein *Kampf mit der Kirche als geistiger Zwangsherrin* in der Luft. Man sollte annehmen, der *Humanismus habe diesen Kampf führen müssen*. In Wahrheit hat *er nicht einmal die Notwendigkeit desselben eingesehen*: auch die Reformation *ist keineswegs in diesem Zeichen* unternommen worden. Der *deutsche Humanismus* war äußerlich *nicht antikirchlich* oder wenigstens nicht antireligiös, sondern nur

antiklerikal, antiasketisch. Kritische Regungen gegenüber der Kirche sind zwar alt (vgl. Bd. I, S. 304ff., 417ff.), auch Geistliche haben sie von jeher gezeigt, und unter den früheren Gelehrten hat es genug freiere Köpfe gegeben. Die Zustände der Kirche machten aber im 15. Jahrhundert, wie wir (S. 208) sehen werden, solche Kritik geradezu zur Mode. Wenn der zur päpstlichen Kanzlei gehörige Poggio den verbrannten Hieronymus von Prag, Hussens Freund, rühmte und ehrte, so konnte Niklas von Wyle diesen Bericht über den Feuertod des Ketzers getrost übersetzen: derselbe Wyle hat auch die Satire seines Freundes Hemmerlin auf das Treiben der Bettelmönche verdeutscht. Aber bis zu einer prinzipiellen Stellung gegen die Kirche selbst war noch ein weiter Schritt. Wyle z. B. ist ein völlig kirchlicher Mensch geblieben. Sogar in Italien, wo gerade die Kurie humanistischen Geist überallhin ausströmte, sind die Humanisten, Valla nicht ausgenommen, trotz aller Feindschaft gegen das Mönchstum, trotz Spott und Hohn über die Pfaffen, ja trotz gelegentlicher Irreligiosität keine „Ketzer" gewesen. Einmal machte die ungehinderte Pflege der neuen geistigen und künstlerischen Interessen keine Auseinandersetzung mit der Kirche als solcher nötig, anderseits verband sich mit dem nunmehr unbefangenen Sinne für Welt und Natur gerade bei den tieferen Geistern ein religiöses Bedürfnis, das sich freilich mehr an die Gedanken des Platonismus und der Stoa heftete und diese mit der christlichen Gedankenwelt verknüpfte. Freilich sind auch in Deutschland die jüngeren Humanisten, die „Poeten" (vgl. S. 189), über die älteren, ganz im kirchlichen Glauben stehenden hinausgewachsen. Der Spott über Teile der Lehre, der sich schon bei Petrus Luder findet, trat später schärfer hervor, so bei Celtes, der sich über die Höllenstrafen lustig machte. Und der in seiner Aufgeklärtheit schon (S. 194) charakterisierte Erasmus, der die allmähliche vernunftgemäße Umgestaltung der Kirche und ein geistigeres, zugleich tolerantes Christentum erstrebte und in seinem „Handbuch des christlichen Ritters" das undogmatische Erbauungsbuch für den Gebildeten gab, hatte trotz einer gewissen Religiosität doch, wie Mutianus und Hutten, etwas vom antiken Heiden.

Die Gelehrten wurden auch von den Päpstlichen zunächst als Hauptstützen der Reformation, insbesondere gerade bezüglich der Kritik der Lehre, angesehen (vgl. S. 209). Immer schärfer wurden überdies ihre Angriffe auf die Zustände der Kurie und das verrottete alte Kirchenwesen. Übrigens hat auch die gelehrte Tätigkeit an sich der Reformation vorgearbeitet: wie Reuchlin durch seine hebräischen Studien das Alte Testament in reiner Gestalt aufleben ließ, so machte sich Erasmus durch seine Ausgaben des Neuen Testaments und der Kirchenväter verdient. Überhaupt ließ das hebräische wie das griechische Studium die Fehlerhaftigkeit eines Teiles derjenigen Stellen der Vulgata, d. h. der offiziellen lateinischen Bibelübersetzung, erkennen, die das römische System als seine Stützen beanspruchte. Erasmus und Reuchlin sind trotzdem Gegner der Reformation gewesen, und auch andere Humanisten, so Mutianus, Euricius Cordus, Eobanus Hessus oder der Nürnberger Patrizier Pirckheimer, die anfangs der Bewegung freundlich gegenüberstanden und freudig für Luther, den „zweiten Paulus", eintraten wie einst für Reuchlin — die Erfurter bestimmten selbst Erasmus zu einer anfänglichen Protektion Luthers —, sind später seine Gegner geworden. Mochten die einen nicht mit dem äußeren, als bloße Form betrachteten Kirchentum brechen, die Kirche überdies als Ordnungsmacht für die Welt als unentbehrlich ansehen oder es bei dem ästhetisch-aristokratischen Charakter auch des deutschen Humanismus (vgl. S. 191f.) nicht mit einer Massenbewegung halten, so war anderen gerade das Strengreligiöse der lutherischen Bewegung unsympathisch. Vielleicht wäre auch Hutten, bei dessen wutheißem Kampf für



Luther, den ihm im Grunde diametral entgegengesetzten Mönch, religiöse Motive kaum mitspielten, ein Gegner der neuen Kirche geworden. Man sah ja die „stinkenden Kutten" nur in anderer Form zu neuer Macht gelangt; man mußte erleben, wie die Prediger von der Wissenschaft abmahnten und die Universitäten, z. B. Erfurt, deshalb verödeten, wie selbst Luther später gegen die Vernunft, des „Teufels Hure", eiferte und seine Anhänger über ihn noch weit hinausgingen. Luther war viel mehr ein mittelalterlicher Mensch als der von ihm bekämpfte Papst: dieser stand den Humanisten innerlich viel näher als jener. Der Humanismus war die Vorstufe der Aufklärung, nicht das Luthertum. Gerade wogegen der Humanismus sich eigentlich richtete, die Vorherrschaft der Theologie, sie wurde durch die Reformation aufs neue befestigt (vgl. S. 233ff.). Schließlich kapitulierte der Humanismus vor der Theologie hüben und drüben, wenn auch das durch ihn ausgebildete gelehrte Wesen nunmehr hauptsächlich von Laien getragen wurde und der Geist der Kritik wie der freien Forschung doch trotz aller Fesseln latent vorhanden blieb.

---

Aber bedeutete denn die Reformation keinen kulturellen Fortschritt, keine Befreiung? Gewiß bedeutete sie das. Nur darf man ihr keine Tendenzen beilegen, die sie weder hatte noch haben konnte. Der ältere Protestantismus ist im Prinzip nicht allzusehr von der mittelalterlichen Kirche verschieden, die in der Reformation liegenden modernen Keime begannen sich erst viel später zu entwickeln. Über die Ursachen der Reformation zunächst ist man noch keineswegs völlig im klaren. Neben rein religiösen Momenten haben mannigfache andere gewirkt, ebenso wie die verschiedensten Verhältnisse den weiteren Verlauf beeinflußt haben. Nicht rein religiös, sondern mehr sozial ist vor allem das Moment, welches dem Auftreten Luthers die eigentliche Massenwirkung verlieh und die Reformation sogleich zur Volkssache machte, der allgemeine Haß gegen die Pfaffen. Seine Hauptursache war die maßlose Korruption der Kirche. Sie war schon im 13. Jahrhundert stark (vgl. Bd. I, S. 415ff.) und stieg im 14. und 15. andauernd. Es gab nichts, worüber man sich mit solcher Übereinstimmung innerhalb und außerhalb der Kirche entrüstete. Den völlig weltlichen Charakter der Bischöfe hoben wir schon früher hervor: Jagd und Krieg — zu diesem zwang sie freilich ihr Charakter als Landesherren —, auch Turniere behagten ihnen ebenso wie den weltlichen Herren; den Kleiderluxus machten sie dank ihren Mitteln am eifrigsten mit und nicht minder das genußsüchtige Treiben. Geiler von Kaisersberg charakterisiert ihr Leben also: „mit viel Pferden reiten, große Ehren einnehmen, den Säckel füllen, gute Hühnlein essen und den Dirnen nachlaufen". Ähnliche Stimmen über die höhere Geistlichkeit überhaupt kennen wir z. B. von Johannes Butzbach, von Murner, am schärfsten urteilte ein Bischof selbst, Bertold Pirstinger von Chiemsee, der insbesondere die auch sonst oft getadelte Interesselosigkeit der Geistlichen gegenüber ihrem eigentlichen Beruf hervorhebt. Die Erscheinung erklärt sich daraus, daß Bistümer und Kanonikate eine Domäne des Adels waren, der Nichtadlige seit langem aus den Domkapiteln ausschloß und hohe Kirchenämter nur als Pfründen für seine Angehörigen betrachtete, weshalb ein Bischof auch oft danach strebte, noch ein weiteres Bistum, ein Domherr, noch weitere Stiftsstellen zu bekleiden. Für das 15. Jahrhundert zeigen die von Janssen zusammengestellten Bischofslisten das Übergewicht des Adels, wobei aber die Ritterschaft mehr und mehr von dem hohen Adel, den Fürsten zurückgedrängt wurde. Bei Beginn der Reformation waren die meisten Erzbistümer und Bistümer in den Händen von Fürstensöhnen. Noch stärker als über die Bischöfe wird vielerorts über die Domherren

geklagt, unter denen es Straßenräuber, wie Dietrich von Neuenar, gab, und deren Liederlichkeit und nächtliche Raufereien die Bürger empörten.

Aber auch die Insassen vieler Klöster, zumal der reichen, gingen in weltlichem Wesen auf: daher schon jener fanatische Haß der Bauern gegen die faulen, schlemmenden Mönche. Die Klosterfrauen lebten auch ganz nach der Welt in Üppigkeit, konnten, wie es einmal von einem Kloster in Neuß heißt, die „allerfeinsten Tänze" oder trieben zum Teil auch schlimmere Dinge: „des Adels Hurhaus" nennt eine Quelle ein Kloster zu Oberdorf. Namentlich die Klöster der Klarissinnen waren oft die Stätten schamloser Unzucht, so daß die städtischen Obrigkeiten (in Regensburg, Ulm und anderswo) wiederholt „Reformationen" derselben durchsetzten. Aus dem Kloster Söflingen bei Ulm ist uns die seinerzeit konfiszierte Korrespondenz der Nonnen mit ihren geistlichen Liebhabern aus dem 15. Jahrhundert erhalten, die uns einen authentischen Einblick in den sehr weit fortgeschrittenen sittlichen Verfall gewährt. Eine höchst bedenkliche Persönlichkeit ist in diesem Kreise der Franziskaner Jodocus Wind. Später, im Jahre 1523, hat Eberlin von Günzburg eine sehr bezeichnende Äußerung über diese sehr häufig vorkommenden Liebeskorrespondenzen der Nonnen getan: „Ich geschweig auch der heymlichen bulerey, das sellten eyn Nun [Nonne] ist on ein bulen.... Do eyn Nun bißen münich hat, yhene eyn andern, dan eyfert eyne die andern, wan eyner zwo hat, vnd wan man die heysse lieb oft nit kület mit geschrift, mit gesprech, mit facieletlen [Taschentüchern], heiligen brieflein, so solten wol etwan die hertzen schwinden, vnd das verdeckt man mit namen eynes geistlichen vatters, kynd, bruder, schwester vnd tragen etwan yhr leiblich vätter vnd freund die buelbrieff, auch werden küpler vnnd wissen nit davon." Ein Brief des Grafen Ulrich von Württemberg an seinen Sohn Eberhard von 1477 zeigt, daß die böse Jugend Klöster (in diesem Falle Kirchheim) zu nächtlichen Tänzen und Orgien benutzte und es dort schlimmer trieb als im Frauenhaus. Und Geiler wirft die Frage auf: „Ich weiß nicht, welches schier das best wer, ein tochter in ein semlich [solches] closter thuon oder in ein frawenhauß?" Im Kloster seien oft „die thuren mit einem hanffstengel beschlossen", und es sei „ein uß- und yngon als in einer batstuben". Die Männerklöster wieder beherbergten oft Dirnen (Augustiner in Regensburg 1455). Strafen (s. die Abbildung S. 207) halfen wenig. Die Konkubinen der Priester, die „Pfaffendirnen", waren überall ein Gegenstand besonderen Hasses, in den Fastnachtsschwänken spielten sie eine stehende Rolle, wie überhaupt die Sittenlosigkeit des Klerus das hergebrachte Objekt der Satire, jetzt auch der humanistischen (Bebels „Facetiae" und die „Epistolae obscurorum virorum") war. Auch die sonst oft geistlich gefärbten Meisterlieder zeigten solche Opposition. Schon 1450 heißt es von den Augsburgern in einem Liede: „sie hand gemachet ain singschul und setzen oben auf den stul, wer übel redt von pfaffen".

Indessen jener Zug ausschweifender Lebenslust und ähnliche Erscheinungen bei den Geistlichen lagen doch recht in der ganzen Atmosphäre der Zeit selbst: überdies waren es, wie Geiler, meist gerade Geistliche, die auf diese Zustände hinwiesen und Reformen forderten. Schon auf dem Konstanzer Konzil hatte ein Franziskaner die ganze Geistlichkeit als dem Teufel verfallen hingestellt. Eben die Bettelmönche, die gegenüber vielen unlustigen oder ihre Gebete und Sermone unverstanden herunterplärrenden Pfarrgeistlichen eine so große seelsorgerische Wirksamkeit entfalteten (vgl. Bd. I, S. 422 f.), waren lange die Hauptvorkämpfer von Reformen. Freilich auch bei ihnen war die Verderbnis früh eingerissen, und der erwähnte Franziskaner Wind war sicherlich nur ein Beispiel von vielen. Anderseits betonten sie in ihren Predigten durchaus nicht immer das religiöse Moment, sie



waren oft nur Diener der Menge und redeten ihr nach dem Munde, freilich gerade auch im Sinne der kirchlichen und sozialen Kritik. Aber auch jener Erscheinung, die neben dem moralischen Verfall als zweiter Grund allgemeiner Entrüstung gilt, der Verweltlichung der päpstlichen Kurie wie dem ganzen kurialen, nur auf die finanzielle Ausnutzung der Christenheit berechneten System (vgl. Bd. I, S. 418), erstanden innerhalb der Kirche scharfe Gegner, insbesondere seit dem das Ansehen der Kurie überhaupt herabdrückenden großen Schisma. Der Hauptübelstand, der auch am meisten die Verweltlichung der Kirche beförderte, war das politisch-weltliche System der Papstkirche und ihre entsprechende Organisation. Eben die straffe Zentralisation der Kirche bedingte die Identifizierung der Interessen des absolut herrschenden Papstes mit den Interessen der Kirche und hatte zu der rücksichtslosen Behandlung aller Dinge ohne Verständnis für die nationalen Verhältnisse geführt, überhaupt erst das ausbeuterische System durch Stellenverkauf wie durch Feilhalten von Ablaß in Masse großgezogen. Zahlreich waren aber die Angriffe. Der päpstliche Steuerdruck und die sonstigen mannigfachen Kniffe, die das Geld in Menge aus Deutschland nach Rom zogen, waren ein Hauptpunkt der späteren Beschwerden (Gravamina). Das Mittel des Ablasses, das die Päpste nun zu einer



Disziplinierung eines Mönches. Aus „Practica und Prenostica, Mentz [Mainz] 1492", gedruckt 1534. Vgl. Text S. 206.

Brandschatzung aller Christen zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten, war besonders einträglich, da es der an Werkheiligkeit gewöhnten Menschheit in jener oft so lasterhaften Zeit für das Seelenheil recht bequem war. 1489 war z. B. ein großer Ablaß zu Nürnberg. Man gab nach Deichslers Chronik „pirgamentene brief mit anhangenden roten sigel in einer hültzen püchsen, einen umb 70 pfenning. Item man hat gelöst zu Nürmberg auß den briefen bei 1700 gülden Martini; item so ist gelegt in die truhen ob 4000 gulden." Aber gerade dieses Ablaßwesen fand viele ernste und erbitterte Gegner, wie Wiclif und Hus, und die besonders frivolen Ablaßfahrten Tetzels waren später der Anstoß zu Luthers Auftreten. Finke hat überhaupt auf die massenhaft vor der Reformation erschienenen kirchenpolitischen Schriften von hohen Geistlichen, Mönchen usw. über den Verfall der Kirche, über die Notwendigkeit einer Verbesserung nachdrücklich hingewiesen. Freilich waren sie nur auf Teilreformen gerichtet, aber der reformerische Geist trat doch kräftig in die Erscheinung.

Dieser reformerische Zug hatte allmählich auch einen systematischen Anstrich bekommen. Die Orden, die einst die entartete Kirche reformiert hatten, traten dabei vor den freilich noch halb geistlichen Universitäten zurück. Das in seiner Einheit gebrochene Papsttum sollte wiederhergestellt, zugleich reformiert werden durch ein Konzil, dessen Autorität man nun schon als dem Papst übergeordnet ansah: das war die Idee, wie sie namentlich die Pariser Universität mit ihrem Kanzler Gerson vertrat, und die zu den großen, aber im ganzen doch gescheiterten Reformkonzilien führte. Viel tiefer war die von den äußeren Schäden schon auf die Lehre greifende, auf Gottes Wort sich gründende Richtung Wiclifs an der Universität Oxford, deren Einwirkungen dann an der Prager Universität in den Ideen des Hus zutage traten. Denn auf diese, nicht auf die früheren (vgl. Bd. I, S. 419f.), so verschiedenartigen und in ihren Zusammenhängen noch recht unklaren Ketzerrichtungen gingen erst die eigentlich radikalen Bestrebungen, mit der ganzen römischen Kirche zu brechen, zurück. Eben auf die Hussiten hat die Mehrheit des Volkes, haben später auch die Humanisten als auf entsetzliche Menschen mit Abscheu gesehen; namentlich unerhört erschienen freilich die halb sozialistischen Forderungen der Taboriten (vgl. S. 152, 155). Aber von solchen Einflüssen ganz abgesehen, es blieb in Deutschland dauernd ein antipäpstlicher Zug in und außerhalb der Kirche bestehen (im Gegensatz zu Italien und Frankreich): es gehörte, bemerkt Finke treffend, „zum guten Ton, sich an den Schäden des Papsttums die Sporen zu verdienen". Namentlich der niedrige Klerus blieb zu dem unersättlichen höheren Klerus in scharfer Opposition, wie sich das wiederum auf dem Baseler Konzil zeigte, obgleich auch er bei seiner vielfach proletarischen Lebenshaltung zum Teil völlig ungeistlich wurde und die Mißachtung des Standes nur vermehrte. Er vornehmlich hetzte das niedere Volk auf (vgl. S. 150, 153). Mehr und mehr wurden nun gerade die deutschen Universitäten, namentlich die Artistenfakultäten, Pflegestätten antipäpstlicher Gesinnung, vor allem unter dem Einfluß des jüngeren Humanismus. Wie die städtischen Obrigkeiten zu den „Pfaffen" standen, wie die Bürger, trotz allen äußeren Kirchentums, namentlich die demokratischen niederen Schichten, wie die Bauern, sahen wir schon (S. 150). Der ritterliche Adel dachte nicht anders. Hauptmotive waren in der Regel die Entrüstung über die moralischen Mißstände, die Wut der Ärmeren auf die reichen Schwelger, die Opposition gegen weltliche Privilegien, die Empörung über die alle aussaugende Kurie wie ihre immer fauleren sittlichen Zustände, die z. B. die Rompilger im Jahre 1500 mit Erschrecken sahen. Dazu kam ein scharfer Haß gegen die hochmütigen, die Deutschen aussaugenden Welschen, der gerade durch den Humanismus (vgl. S. 192) gesteigert wurde und nun auch gegen die von Welschen geleitete Kirche sich richtete. Selbst rein wirtschaftlich drängte der ungeheure Kirchenbesitz, die eigentliche Ursache der Verweltlichung des Klerus, zu einer Reform. Er war in Deutschland größer als in anderen Ländern. In der Stadt besonders sah man mit Ingrimm auf diesen Besitz, der zuweilen über die Hälfte der Stadtflur ausmachte.

So wurde denn das Auftreten Luthers allgemein als ein lange erwarteter Protest gegen die nicht mehr zu ertragenden Zustände aufgefaßt. Dies ist es, was die unglaublich große Sympathie für ihn hervorrief, was seine Tat zu einer so gewaltig wirksamen machte. Daher vor allem das Reißen um seine Schriften oder um sein Bildnis, von dem z. B. in Worms im Nu alle Exemplare verkauft waren. Ein vortreffliches Zeugnis für diese Stimmung sind die Briefe des zum Wormser Reichstag gesandten päpstlichen Nuntius Aleander, dem bei allen sonstigen Bedenken feine und kühle Beobachtung nicht abgesprochen



werden kann. „Ganz Deutschland", schreibt er, „ist in hellem Aufruhr; neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei ‚Luther!', und für das übrige Zehntel, falls ihm Luther gleichgültig ist, lautet die Losung wenigstens: ‚Tod dem römischen Hofe!'" Er zählt die einzelnen Gruppen auf: sie alle rührten sich aber nicht deshalb, weil sie von der lutherischen Lehre viel verstünden, „denn nur seine Schmähreden und Huttens Satiren machen auf sie Eindruck", sondern aus Haß gegen Rom. Er bittet inständigst, den Mißbräuchen, den Rechtsumgehungen, der Habgier der Stellenjäger Einhalt zu tun. „Man zügle die unersättlichen Inhaber zahlloser Pfründen, die auch die deutschen Benefizien alle an sich reißen möchten; denn das deutsche Volk wirft diese Dinge in einen Topf mit der Sache Luthers": viele „werden Gottesleugner, nur um für diese ungeheuren Übergriffe sich zu rächen". Er spricht von der „offenkundigen, unsinnigen Begünstigung Luthers durch die Fürsten", meint aber, daß viele Fürsten (und Ritter) nur wegen seiner schändlichen Angriffe auf Papst und Klerus, einem weitverbreiteten Irrtum folgend, zu ihm gehalten, sich aber ganz geändert hätten, als sie über seine von ihnen nicht gekannten Irrlehren aufgeklärt worden wären. Er berichtet eine Äußerung Huttens: „wenn Luther tausendmal tot wäre, es würden hundert neue Luther erstehen"; für Hutten gäbe es nur „Krieg dem gesamten Klerus auf Tod und Leben". Er verkennt dabei nicht die eigennützigen Absichten wie der Fürsten auf „Eroberung des Kirchenguts", so der ebenso auf dieses Gut lüsternen „Legion armer deutscher Edelleute, die, nach dem Blute des Klerus dürstend, unter Huttens Führung am liebsten gleich über uns herfielen". Der humanistisch gebildete Hutten wirkte vor allem durch seine Brandschriften, in deren Charakter etwa das Gespräch „Die Räuber" einen Einblick gewährt. Er verschmähte bald die bloße Wirkung auf die Gelehrten: er wollte die weiten Volkskreise aufrühren: „Latein ich vor geschrieben hab, das war eim jeden nit bekandt, jetzt schrei ich an das Vaterland, Teutsch Nation in ihrer Sprach, zu bringen diesen Dingen Rach." Hutten wurde damals mit Luther immer in einem Atem als „Rüstzeug Gottes" genannt und war auch auf dem „Gesprächbüchlein" mit ihm abgebildet (s. die Abbildung S. 210). Hutten leitet zu den Gelehrten, namentlich den Humanisten, soweit sie anfangs zu Luther hielten. Daß sich auf den Universitäten eben jene älteren kritischen Traditionen äußerten, bestätigt wieder Aleander: es seien die dort tonangebenden Juristen, geistlich oder weltlich, „alle ... erklärte Lutheraner", „obwohl Luther ihr Handwerk allerwege verdammt". Noch schlimmer sei die „mürrische Sippschaft der Grammatiker und armseligen Poeten". „Diese Leute", meint der selbst humanistisch hoch gebildete Mann boshaft, „glauben erst dann für rechte Gelehrte und besonders für Kenner des Griechischen gelten zu können, wenn sie erklären, daß ihre Ansichten von der allgemeinen Lehre der Kirche abwichen." Er spricht von der „deutschen Gelehrtenrepublik als der Helfershelferin Luthers". Und endlich erkennt Aleander auch die Wirkung des alten reformerischen Geistes innerhalb der Kirche, namentlich bei der niederen, demokratisch gesinnten Geistlichkeit und einem humanistisch beeinflußten Teile: „fast der ganze Klerus außer den Pfarrern ist von der Ketzerei über die Maßen angesteckt, und am ärgsten machen es die von Rom aus beförderten". Gerade 1521 begann auch der ehemalige Franziskaner Eberlin von Günzburg mit seinen leidenschaftlichen Hetzschriften gegen die Pfaffen, die „Klosterschweine".

Aber es wirkte doch nun auch seit langem eine positiv auf ein reines religiöses Leben gerichtete Strömung. Dort die korrupte römische Kirche, hier die Reinen und Guten, die in ihren Gemeinschaften das wahre Ideal der Kirche hochzuhalten meinten, eben

die Ketzer in ihren verschiedenen Formen (vgl. Bd. I, S. 419 f.), eine, wie betont, internationale Erscheinung sittlicher und religiöser Reaktion volkstümlichen Charakters, daneben die Ausläufer jener dem äußeren kirchlichen und weltlichen Treiben feindlichen, auf das Innenleben gerichteten mystischen Bewegung innerhalb der Kirche (vgl. Bd. I, S. 424 f.).




Titelbild zu Ulrich von Hutten, „Gesprächbüchlein" (ohne Ort und Jahr [1521]). Vgl. Text S. 209.

Überhaupt herrschte gegenüber der das ausgehende Mittelalter zu einem Teil charakterisierenden Strömung naiv-materieller Lebensfreude und derber Genußsucht immer auch eine für die ganze Zeit nicht minder charakteristische und das geistige und künstlerische Leben des Mittelalters erst völlig erklärende innerliche, gefühlsmäßige Strömung: sie äußerte sich eben über die das ganze Leben durchziehende äußere Kirchlichkeit hinaus in einem tieferen religiösen Bedürfnis weiter Kreise, wie ja auch das Geistesleben (vgl. S. 201 ff.) zum Teil mystische Formen annimmt. Keineswegs darf man überhaupt trotz allen Verfalles der Kirche und trotz allen Hasses gegen sie von einer religiösen Verwahrlosung der Massen vor der Reformation in schroffer Allgemeinheit sprechen. Im ganzen blieb Deutschland wie früher durchaus ein frommes Land und hatte auch diesen Ruf bei anderen Völkern.

Die Kirchlichkeit der Zeit haben wir schon geschildert (S. 115 ff.). Aber dieses rege kirchliche Leben war wesentlich äußerlich. Mit Recht meinte Aventin, unmöglich sei all das häßliche Treiben, die Habsucht, die Genußsucht und Unzucht, „wie der welt prauch ist und



weder Juden, Türken noch Haiden leiden, christlich ..., wie viel wir halt täglich in der kirchen an das herz klopfen, papatzen [plappern], plêjen [blöken], singen, schreien; dan es spricht gott selber: ditz volk êrt mich nur mit dem mund und lefzen [Lippen], aber ir herz ist weit von mir". Das Gebeteplappern ersetzte schon im 15. Jahrhundert selbst Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande (= 12000 Paternoster und Avemaria; „gaistlich kirchferten durch gon [gehen] mitt dem mund"). Auch die starke Vermischung dieses kirchlichen Geistes mit altem und neuem Wunderglauben und seine Durchdringung mit der hergebrachten materialistischen Auffassung sind unleugbar. Der rückständige Heiligenkultus ward immer mehr ausgebildet: die Heiligen wurden fast zu Spezialgöttern, deren jeder sein bestimmtes Ressort (für Krankheiten vgl. S. 111) hatte. Das Sittliche der frommen Betätigung trat zurück gegenüber dem rein geschäftlichen Abwägen von Leistung und Gegenleistung. Reliquien, die Ablaß gewährten, wurden mit einer wahren Manie gesammelt. Die Reliquien hatten seit den Kreuzzügen ganz außerordentlich zugenommen, und die meisten Kirchen und Klöster besaßen davon nunmehr eine große Zahl, nicht selten auch solche höchst sonderbarer Natur. Gleichzeitig stieg der Kult dieser Reliquien immer mehr. Auch der Einzelne suchte sich gerade während der Kreuzzüge und überhaupt auf den Pilgerfahrten zum Heiligen Lande Reliquien zu verschaffen. Dieser Hang nahm beständig zu. Der später gehängte Niklas Muffel in Nürnberg hatte 308 Reliquien und wollte für jeden Tag im Jahr eine haben, Friedrich der Weise hatte im Jahre 1509: 5005 — davon gab jede 100 Tage Ablaß —, Kardinal Albrecht von Brandenburg noch viel mehr. Die an den Heiligenkult sich heftenden zahlreichen Brüderschaften (vgl. S. 116) sammelten für ihre Mitglieder durch Gebete, gute Werke usw. gleichsam ein vom Fegefeuer erlösendes Vermögen, dachten also so mechanisch wie möglich. Sie stellten Versicherungen auf Gegenseitigkeit dar, und besonders vorteilhaft war es, möglichst vielen Brüderschaften anzugehören. Aber auf der anderen Seite ist die Religiosität des damaligen Volkes nicht zu gering einzuschätzen — von krankhaften Erscheinungen wie den Wallfahrtsepidemien ist hier nicht die Rede —, ebenso nicht der Einfluß der Religion auf sein inneres und sittliches Leben. Auch abgesehen von den radikalen Volkspredigern (s. die obenstehende Abbildung), die seit dem 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 422 f.) für das innere Leben des leseunkundigen, an ihren Lippen mit äußerster Spannung hängenden Volkes



Volksprediger. Aus „Practica und Prenostica, Mentz (Mainz) 1492", gedruckt 1534.

fast dasselbe bedeuteten wie in der Vorzeit die Sänger, gab es neben jenen minderwertigen und unwürdigen Seelsorgern (vgl. S. 206) eine Reihe von *Predigern*, die in Form und Inhalt dem religiösen Bedürfnis durchaus genügten, auch in der wiederholt hervorgehobenen Weise immer kirchlichen und sozialen Mißständen entgegentraten. Man kann sogar zum Teil, wie dies neuerdings für Westfalen nachgewiesen scheint, ein reiches homiletisches Leben annehmen. Anderseits sind die auf regelmäßiges Predigen dringenden Beschlüsse der Synoden wie die Stiftungen für neue Predigerstellen ein Beweis, daß dem Bedürfnis nicht genügend entsprochen wurde. Luthers Auftreten — er wollte doch nicht die Kirche zerstören, sondern die *Religion retten gegenüber einer verdorbenen Kirche* und einem geradezu unkirchlichen Papst — kam jedenfalls jenem *tiefen religiösen Bedürfnis vieler* entgegen: es war im Sinne eines großen Volksteiles, wenn er dem anderen, größeren, nur äußerlich kirchlichen die *Religion wiedergeben* wollte. Jene äußere kirchliche Heilsvermittelung erschien mancher gequälten Seele zweifelhaft, man wollte Gott, die göttliche Kraft selbst spüren.

Im ganzen erscheint *Luthers Tat* als der *Abschluß* einer lange schon wirksamen reformerischen Bewegung und als Durchbruch einer allgemeinen Empörung über die Mißstände: durch seine *gewaltige Persönlichkeit* kam man diesmal aber *weiter* als je vorher. Aus seinen eigenen seelischen Kämpfen heraus ist die Tat gewißlich erwachsen. Im stillen Kloster hatte er sich zu seinem Gott durchgearbeitet, auf dem inneren Verhältnis zu ihm beruhte alles; daß das griechische Wort für Buße (*μετάνοια*) eigentlich Sinnesänderung bedeute, stärkte ihn später besonders, als es ihm Melanchthon erklärte. Die Hauptwirkung war, daß er die wesentlich soziale Bewegung zu einer religiösen wandelte, indem er schärfer als irgendein Vorgänger die äußerlich untergrabene Autorität der Kirche auch innerlich erschütterte, den göttlichen Nimbus ihres Institutes vernichtete, die Lehre selbst angriff, als Ursache aller Mißstände eben das System bloßlegte, während die vielen, die, geistlich oder weltlich, offen und geheim die kranke und korrupte Kirche angegriffen hatten, doch immer von der Kirche selbst die Heilung erwartet hatten. Wie sein Auftreten zunächst freilich anders ausgelegt wurde und gerade deshalb mächtig im Volk zündete, sahen wir schon (S. 157 und 209). Daß die Bewegung durchschlug, lag wesentlich an den praktischen Konsequenzen.

Die nunmehr mögliche Einziehung des Kirchengutes brachte, wie Aleander erkannte, die *Bundesgenossenschaft der Fürsten*, die aber auch aus politischen Gründen die Bewegung unterstützten. Das theologische Mönchsgezänk wäre den meisten ganz gleichgültig gewesen, aber die so jäh anschwellende Bewegung war politisch gut auszunutzen. Der aufstrebende Fürst, dessen Regiment ausschließliche Geltung für den gesamten Herrschaftsbereich erstrebte (vgl. S. 129 ff.), war vor der Kirche, zumal jener verfallenden und zerrissenen, nicht stehen geblieben. Schon Karl dem Kühnen bewiesen seine Juristen, daß er auch die *Kirchenhoheit* — die Hauptsache war wie vor alters Verfügung über das Kirchengut — habe, daß er in seinen Landen Kaiser und Papst sei. Ähnlich dachten andere Fürsten, so ein Herzog von Sachsen, so einer von Kleve (dux Cliviae papa in terris suis). An dieses sich anbahnende Staatskirchentum hat dann Luther bei der Begründung der neuen Kirche angeknüpft.

Bundesgenosse war ihm trotz jener späteren Gegnerschaft (vgl. S. 204 f.) zunächst auch die *humanistische Bewegung*, von Hutten (vgl. S. 209) ganz abgesehen: Aleander erkannte das durchaus (vgl. S. 209). Luther selbst hatte einst den Erfurter Humanisten nahe gestanden und die klassischen Studien geliebt, und obwohl er später in innerer Verzweiflung Mönch wurde, in Wittenberg sodann nur der Theologie sich widmete, kam er doch auch dort durch Melanchthon



in Beziehungen zu den humanistischen Führern Erasmus, Mutianus, Reuchlin und hat auch selbst ihre Unterstützung bei Ausbruch des Kampfes erbeten. Bei der Bibelübersetzung (vgl. S. 214) ist der Humanismus als Philologie am entschiedensten in den Dienst der Reformation und des religiösen Gedankens gestellt worden. Weiter wird jene kirchenreformerische Richtung an den *Universitäten* auf Luther, der seit 1508 Universitätslehrer in Wittenberg war, gewirkt haben. Freilich hat Luther, ganz entsprechend den Angriffen der Humanisten auf die Sophisten, auf die Universitäten als auf Hochburgen des alten Geistes, „Molochtempel" und „Mördergruben" leidenschaftlich geschimpft und „der hohen Schulen Gespenst", an denen alle Welt geistlich werden wolle, bitter bekämpft, anderseits gegen die Herrschaft des „blinden heidnischen Meisters Aristoteles", auf dessen Philosophie die ganze Verfälschung der Lehre des Evangeliums beruhe, vom christlichen Standpunkt aus heftig geeifert.

Überhaupt wird Luther *manche frühere Reformidee* bewußt oder unbewußt in sich aufgenommen haben: er selbst fand seine Ansichten am meisten denen Johann Wessels verwandt. Die ebenfalls schon auf das System, auf die Reinigung der Lehre gehenden wiclifitischen und hussitischen Ideen, gegen welche die alten Prediger immer ankämpften, können auf manche Weise durch das Studium, wenn auch nicht unmittelbar, auf den sie vertiefenden und erweiternden Luther übergegangen sein. Allerdings erkannte er erst 1520, daß er unbewußt ein Hussit sei. Wenn wir diese eigentlich doch schon sehr weit gehende Vorarbeit nichtdeutscher Geister erwägen und ferner beachten, wie tief damals Reformideen selbst die romanischen Völker bewegten, wird auch die alte, bereits von Jahn und Arndt vertretene Auffassung der Reformation als Reaktion deutschen Wesens gegen den Romanismus in der Hauptsache bestritten werden müssen. Freilich waren der Kampf gegen die orientalisch-romanische Askese wie die warme Innerlichkeit des Glaubens, die Luther gegenüber dem äußerlichen römischen Wesen vertrat, dem Deutschen kongenial. Und gerade in dieser Innerlichkeit, in der wirklichen Religiosität, in dem mystischen Zuge (vgl. S. 210) — Luther hat erst die ältere Mystik mit ihrer Pflege des unmittelbaren Verhältnisses zum Göttlichen zu allgemeiner praktischer Wirkung geführt, damit freilich dieser Richtung auch das Feine, Mimosenhafte genommen —, wie in dem individuellen Kern des Protestantismus liegt das Deutsche. Allein im Inneren mit seinem Gott, das ist ein deutscher Gedanke, Ausdruck deutschen Persönlichkeitsgefühls.

Im ganzen gewahrt man ein Zusammentreffen höchst verschiedenartiger Ursachen und Bedingungen, auch äußerlicher, wie der Hilfe des Buchdrucks, wodurch Luthers aus innerem Drange hervorgehende rein religiöse Tat zu einem der epochalsten Ereignisse überhaupt wurde. Der kulturgeschichtliche Kern desselben ist der Übergang eines nach Millionen zählenden Teiles der Menschheit zu einer neuen, von Luther selbst freilich nicht getragenen, erst später errungenen Weltanschauung durch den Bruch mit der bisher die Weltanschauung bestimmenden römischen Kirche. Nicht der faktische, aber der *prinzipielle Kulturfortschritt* war die Gewinnung einer „*geistigen Religion*" (Harnack). Freilich hat Luther nicht mit der Kirche an sich gebrochen. Aber in seiner Tat steckten ungeheure Konsequenzen. Im Prinzip hat Luther das ganze, im Laufe der Zeit an das reine Christentum sich anheftende, es umschlingende und überwuchernde Menschenwerk, das auch für sich göttliche Autorität beanspruchte, zerstört, die Hierarchie und das Priestertum, die Autorität des Papstes wie der Konzilien, den reich ausgebildeten Kultus, die Opfer, die Zeremonien, ebenso außer Taufe und Abendmahl die Sakramente, weiter die guten Werke und damit die alte materialistische

Auffassung des do ut des verworfen, endlich den Nutzen und höheren Wert der Askese nicht länger anerkannt. In dieser Verwerfung der mittelalterlichen Tradition, in dieser unbarmherzigen Kritik liegt ein moderner, dem Renaissancegeist verwandter und dem Mittelalter feindlicher Zug. Die Befreiung von einer allbeherrschenden Autorität, wie sie die mittelalterliche Kirche darstellt, mußte prinzipiell aller bloß menschlichen Autorität Erschütterung bringen. Nichts sollte mehr gelten als der Glaube, als die Rechtfertigung durch ihn allein, das innere Erlebnis des Einzelnen, der sich unmittelbar der göttlichen Gnade teilhaftig fühlte. Auch auf religiösem Gebiete kam so das Individuum stärker zum Durchbruch. Gegenüber aller menschlichen Satzung sollte nur das reine Wort Gottes, das war für Luther das Evangelium, gelten und unverhüllt zum Menschen sprechen. Es ergab sich daraus die Notwendigkeit, diesen wahren Heilsquell dem einzelnen Laien zugänglich zu machen, also die Notwendigkeit der *Bibelübersetzung*, jenes Werkes, durch das Luther auch auf die deutsche Sprachentwickelung ganz außerordentlich eingewirkt hat. Auch hier wieder war er kein Neuerer, sondern der hochstehende Nachfolger zahlreicher oberdeutscher und auch einiger niederdeutscher, freilich unvollkommener und sich auf die Vulgata stützender Vorläufer. Schon 1515 rühmten sich die Leute, daß sie die Heilige Schrift nun selbst in Händen hätten; namentlich Evangelien- und Epistelnübersetzungen (Plenarien) waren im Umlauf. In den Verdeutschungen hat die alte Kirche indessen immer eine Gefahr für die Laien gesehen und sie nur mit Einschränkungen zugestanden; auch Brant und Geiler haben sich gegen die Heilige Schrift in den Händen der Unerfahrenen gewendet. Für die römische Kirche war das in der Tat gefährlich. Wie mußte mancher später erschrecken, als er Luthers Behauptung, weder vom Papst noch von der Messe noch von vielen anderen wichtigen Dingen sei in der Heiligen Schrift die Rede, durch eigene Lektüre bestätigt fand! Die von Luther selbst betonte Notwendigkeit, daß auch der „einfältige Mann" die Bibel lese, hat dann ferner trotz aller Anlehnung an die Kanzleisprache die volkstümliche Sprache der Lutherischen Bibel, die Verbannung der „Schloß- und Hofworte" bewirkt, wozu aber das Beste Luthers eigene, durch und durch volkstümliche Art tat. Der *Gottesdienst* sollte nun nur in der Verkündung dieses Wortes Gottes und im gläubigen Gebet aufgehen: an Stelle eines privilegierten Priestertums mußte ein allgemeines Priestertum treten, und die Trägerin aller christlichen Ordnung wurde jetzt die Gemeinde. Die Verwerfung der Werkheiligkeit konnte die wahre, innere Sittlichkeit, die Selbstverantwortung nur heben, wenn sie auch bei vielen einen bequemen Verzicht auf christliche Betätigung hervorrief.

Kulturell bedeutsam war vor allem die *Zurückweisung der Askese* als solcher. Damit liegt es freilich eigentümlich. Einerseits scheint nunmehr der innerlich *weltfeindliche* Zug einer in Wahrheit verweltlichten Kirche beseitigt zu sein, anderseits war dieser Zug aber *in Luther selbst durchaus lebendig*. Auch für ihn liegt alles Heil jenseits der Welt, die das Streben nach der Ewigkeit nur hindert. Man soll nicht ihr, sondern Gott dienen, indem man innerlich Herr über die Welt wird. Trotz des (S. 210) betonten kirchlichen und religiösen Grundcharakters des ausgehenden Mittelalters war die *notwendige Verweltlichung* des geistigen, sittlichen und sozialen Lebens, diese *eigentliche Wendung zum modernen Geiste, vor der Reformation bereits* über die ersten Anfänge hinaus vorgeschritten. Welche Elemente eines autonomen geistigen Lebens im *Humanismus*, überhaupt in dem aufkommenden Gelehrtenstand steckten, welche im *römischen Recht*, sahen wir schon. Seit langem war das *geldwirtschaftlich* bestimmte *städtische* Leben in der



Richtung einer Autonomie der weltlichen Interessen entwickelt. Der *moderne Staat* war am Heraufkommen, hatte ebenso rein innerweltliche Interessen, auch schon das Wohl der Menschen um ihrer selbst willen im Auge und trat als Machtfaktor der Kirche immer häufiger gegenüber. Die *Lebensfreude* in feinerer Form hatte schon die höfische Gesellschaft gepriesen, in gröberer Form huldigte ihr jetzt alle Welt. Auch die *Kunst* wandte sich mehr und mehr weltlichen Aufgaben zu. Tat Luther nun den letzten Schritt und proklamierte die Freiheit und Autonomie der Welt auch prinzipiell? *Nein.* Aber er negiert die von Gott geschaffene Welt nicht. Es ist Gottes Wille, daß der Mensch seine Stelle in der Welt ausfülle, sein Leben in rechter Weise genieße, sich weltliche Ordnungen und Einrichtungen setze. Zum Staat und der weltlichen Obrigkeit ist das Verhältnis unbedingter Unterordnung hergestellt, freilich sollte der Staat christlich geleitet und geordnet sein. Auch die Ehe ist gottgewollt, und damit war jene ehefeindliche Stimmung der katholischen Kirche (vgl. S. 164) verurteilt und das deutsche Familienleben in seinem Wert erkannt. Asketische Weltflucht ist verwerflich; dem faulen Klosterbruder ist der arbeitsame Knecht vorzuziehen. Dieser Kampf gegen die Klöster war äußerst populär, nicht nur wegen jenes Treibens vieler Insassen (vgl. S. 206) oder weil man auf das Klostergut spekulierte, sondern auch weil man an dem Institut selbst zweifelte. Viele, die gar nicht Lutheraner waren, dachten wie der Nürnberger Christoph Fürer, der 1525 der Maihinger Äbtissin schrieb, daß er Sorge habe, der Weltflüchtige, der ins Kloster gehe, „werde die welt erst darinnen recht finden". Des Klosterlebens, das so lange als vollkommenstes gegolten, habe Christus auch „mit einigem wort nit gedacht". Vor allem waren viele Insassen selbst über die Erlösung von tief empfundenem Druck glücklich.

Daß die mittelalterliche Kirche die *weltlichen Berufe* in ihrem Wert gar nicht anerkannt habe, ist freilich nicht richtig, trotzdem es schon Luther behauptet: „Mönche und Pfaffen haben die Laien samt ihrem Stand verdammt gemacht." Luther hat es anderseits selbst als sein Verdienst hingestellt, daß er „alle Stände der Welt zu gutem Gewissen und Ordnung gebracht habe, daß ein jeglicher weiß, wie er lebt und wie er in seinem Stande Gott dienen solle". Mit solcher Anschauung, mit der Beseitigung der Übergeordnetheit eines bevormundenden Priesterstandes, mit der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott ist der Stand, also die weltliche Betätigung, als die gegebene Sphäre der Bewährung des Christenmenschen festgelegt. Die allgemeine Ansicht geht auch dahin, daß die sittliche Wertung der weltlichen Arbeit, daß überhaupt der Begriff des weltlichen Berufs der Reformation zu danken sei. Wenn Luther seine Würdigung der weltlichen Berufe ohne religiöse Grundierung gegeben, wenn er die weltliche Arbeit nicht nur als Gottesdienst in ihrer Weise gepriesen, sondern lediglich um ihrer innerweltlichen Zwecke als berechtigt hingestellt, wenn er auch die künstlerische und geistige Betätigung als solche in ihrem Werte erkannt hätte, würde er in der Tat eine neue Epoche eingeleitet haben. Aber das ist nicht der Fall. Troeltsch hat in der Berufslehre der Reformation eine erneute Beugung der Weltbejahung unter die christliche Askese gesehen, anderseits diese Berufslehre aber nicht ganz richtig als etwas Neues hingestellt. Die Würdigung der Arbeit, des weltlichen Berufs im Rahmen der göttlichen Ordnung, als religiöse Pflicht, als Gott wohlgefällig, ist doch auch der mittelalterlichen Kirche nicht abzusprechen (vgl. Bd. I, S. 117 und oben S. 153). Von deutschen Geistlichen braucht man hier nur Bertold von Regensburg zu nennen, der auch den niedrigsten Beruf als ein von Gott verliehenes Amt ansieht. Und er steht nicht allein. Insbesondere die Arbeit des Bauern und des Handwerkers ist oft von der Kirche gepriesen worden. Das Neue der Lutherschen

Auffassung liegt eigentlich nur in jener Wendung gegen die theoretische Überordnung des geistlichen, insbesondere des mönchischen Standes. In ganz anderem Sinne war die Berechtigung der Welt und die Verwerflichkeit der Askese besonders auch kurz vor Luthers Auftreten bereits von humanistischer Seite ausgesprochen worden. Und Sebastian Brant hatte schon gesagt, daß Gott die Welt nicht geschaffen habe, damit die Menschen Mönche und Pfaffen würden. Wenn Luther den Menschen die Freude an der Welt und an der Betätigung in derselben auch als ihr Recht zusprach, so hatte er doch, wie betont, den asketischen Jenseitsgedanken keineswegs innerlich überwunden, war vielmehr von der Sündhaftigkeit der Menschen tief überzeugt, und die Weltlust seiner Zeitgenossen schien ihm nur allzu fortgeschritten (vgl. S. 225). Er erteilte der Welt ihr Recht, weil er Welt und Religion reinlich schied; er befreite — und hierin liegt wieder ein Vorwärtskommen — die Religion von der Welt: aber er wollte doch wieder die Welt durchaus von christlichem Geist erfüllt haben. Die alte Kirche hatte trotz oder wegen ihrer Weltfeindlichkeit die Welt beherrschen wollen, war freilich auch mit der Welt aufs innigste verquickt: sie führte die Menschheit auf allen Gebieten. Erst die Emanzipation von der Kirche, die wir das ausgehende Mittelalter in Staat, Wirtschaft und Bildung anbahnen sahen (vgl. S. 214 f.), ermöglichte Luther auch die theoretische Verweisung der Religion auf ihr eigenstes Gebiet, auf ihren wahren Beruf. Auf religiösem Gebiet liegt überhaupt die eigentliche Bedeutung des Protestantismus.

Im Prinzip war nun die Welt vom Banne der Kirche befreit, theoretisch waren die Gewissen frei. In Wahrheit freilich hat die durch Luther herbeigeführte Übermacht der religiösen Interessen (vgl. S. 233 f.) die weltlichen weit mehr als vor der Reformation zurückgedrängt: ja wir werden sehen, daß die strengere Anschauung mehr als jemals vorher asketische Sittenpredigerei und übergroßen Pessimismus erzeugte. Trotz gewisser Berührungspunkte mit dem Humanismus (vgl. S. 212 f.) hat das Luthertum den eigentlich modern-weltlichen Elementen desselben widerstrebt — im Grunde stehen ja auch der Geist der Renaissance und der der Reformation in Gegensatz —, vielmehr die immerhin adoptierte humanistische Bildung kirchlich-theologisch gefärbt, das Geistesleben konfessionell gebunden; der modernen Geldwirtschaft war es, anders als der Calvinismus, genau so feindlich gesinnt wie die mittelalterliche Kirche (vgl. S. 153); und auch den modernen Staat suchte es nach kirchlichen Idealen zu lenken, was im ganzen zunächst gelang, obwohl der Staat von Anfang an seine Machtstellung nicht antasten ließ. Es bleibt zunächst bei einer wenigstens theoretischen kirchlichen Orientierung der Kultur. Durch die Reformation wurde überdies die katholische Kirche selbst zu einer inneren Reorganisation und vermehrten Geltendmachung ihres Einflusses auf die Welt geführt, wie überhaupt die Kirche als solche und damit der eigentliche Geist des Mittelalters zunächst nur gestärkt ward. Die katholische und die neueren protestantischen Kirchen sind in ihrem letzten Wesen mehr verwandt als feindlich. Zur Minderung des kirchlichen Geistes, worauf es für eine geistige Befreiung vor allem ankam, mußte freilich anderseits an sich schon das Vorhandensein mehrerer Kirchen, also mehrerer Heilswahrheiten, führen. Die gegenseitige Befehdung, die gegenseitige Kritik, maßlos, wie wir sehen werden, einsetzend, fachten zwar zunächst jenen Geist an, aber mußten doch schließlich die Kritik überhaupt, die persönliche Auffassung stärken, stellten den Menschen vor eine Wahl nach persönlicher Überzeugung. Machte der gegenseitige Hader die meisten intolerant, so erwuchs aus der schließlichen Notwendigkeit, daß die Kirchen sich gegenseitig dulden mußten, auch ein toleranterer Geist.



So trat der mittelbare Gewinn der Reformation zurzeit nur wenig ins Leben. Anderseits haben die Verhältnisse auch das prinzipiell als richtig Erkannte durchaus nicht immer durchführen lassen. Wie man sodann vom Kult vieles beibehielt, um den Gottesdienst anziehender und wirksamer zu machen, so blieb man auch in der Umwälzung der Lehre auf halbem Wege stehen und ging aus Furcht vor den auftretenden radikalen, aber konsequenteren Strömungen sogar wieder zurück. Die Stabilierung des Evangeliums als göttlicher Quell ergab eine Buchstabengläubigkeit, gegen die Luther anfangs sich noch selbst gewendet hatte, und damit eine neue, drückende autoritative Fessel. Freilich war diese Autorität ja nach dem Glauben Luthers keine menschliche Autorität. Zu dem gegebenen Ziel, zu einer neuen hohen und freien Weltanschauung zu führen, war der wohl ungeheuer leidenschaftliche und in die Tiefen des Gemütes steigende, aber geistig und an Wissen wenigstens nicht auf der höchsten Höhe stehende, in groben Schimpfworten z. B. alles Maß übersteigende, im Grunde (vgl. S. 205) mittelalterliche Luther nicht geeignet. Zwingli kam ohne Zweifel zu einer freieren Haltung, erst recht Karlstadt und die Zwickauer „Schwärmer", Münzer und die täuferische Richtung, die trotz aller Verfolgung noch eine große Zukunft haben sollte. Luther war Tendenzen in dieser Richtung, wie eben Karlstadts Fall zeigt, feindlich gesinnt. Und endlich blieben die eigentlichen, religiösen Motive der Reformation durch die Macht der Verhältnisse für den weiteren äußeren Verlauf der Dinge wenig bestimmend. Sie war eine Sache des Volkes gewesen, das freilich das Evangelium sich materiell auslegte; noch einmal war die bisher so sehr im Vordergrund stehende Masse in die Erscheinung getreten; auch Luther selbst entstammte den niederen Kreisen. Jetzt wurde die Reformation zu einer politischen Angelegenheit der gegen die Zentralgewalt revoltierenden und nach Kirchengut lüsternen Fürsten. Sie stellten zudem den alleinigen Machtfaktor dar, der der in ihren Ursprüngen lediglich religiösen Bewegung eine Stütze geben konnte. An die schon aufkommende staatliche Kirchenhoheit (vgl. S. 212) mußte die Bewegung anknüpfen, wenn sie nicht jeder Organisation entbehren wollte. Freierer Richtungen ohne kirchliche Geschlossenheit wäre die alte Kirche bald Herr geworden. So kam es zur Errichtung von Landeskirchen. Die Reformation wurde aber auf diese Weise nicht nur vom Staate abhängig, sondern überhaupt Territorialsache, wie ja damals auch sonst alles Leben in Deutschland vor allem territorial bestimmt und geschieden war. Luther hat in letzter Linie gesiegt, weil er mit den Fürsten ging, was er freilich mit derselben Naivität tat, mit der er sonst politischen und weltlichen Dingen gegenüberstand. Auf das äußere Schicksal der Reformation sind schließlich auch die internationalen politischen Vorgänge, selbst die Türkengefahr, von bestimmendem Einflusse gewesen.

Das betrübendste Ergebnis war, daß die Reformation trotz ihrer Wendung gegen Rom und die internationale Kirche, und obgleich sie eine nationale Tat (vgl. S. 219) war, eben doch kein nationales Werk wurde. Eine nationale Kirche war bei dem Versagen des Kaisers nicht möglich: die territorialen Gewalten haben wenigstens das Antiwelsche zum Siege gebracht. Eine Zeitlang schien es ja freilich, als ob die Reformation einen völligen Sieg in Deutschland erringen würde. Damals fiel den in Deutschland weilenden Italienern die außerordentliche Verbreitung lutherischer und lutherfreundlicher Schriften, ebenso der Bibel auf, die selbst in Gasthäusern ausliege, und in der jedermann Bescheid wisse. Katholische Autoren könnten für ihre Schriften oft keinen Drucker bekommen. Auch die geistlichen Lieder Luthers waren zum Teil früh Volksgut geworden. In Magdeburg hielt 1524

z. B. ein Mann solche feil und sang sie dem Volke vor. Aber zum Unheil Deutschlands wurde der Siegeslauf der großen Bewegung mehr und mehr gehemmt, und schließlich setzte eine kraftvolle Gegenbewegung ein, die die kirchliche Einheit der mittelalterlichen Welt wieder herstellen wollte. Damit hat gerade die Gegenreformation *die Spaltung des deutschen Volkes* selbst eigentlich herbeigeführt.

*Neues Leben, neuen freien Geist bedeutete die Reformation zunächst nicht. Das Mittelalter*, als kulturelle Atmosphäre genommen, *dauert auch nach der Reformation fort: es ist unrichtig, mit Beginn des 16. Jahrhunderts von einer „Neuzeit"* zu reden. Gewiß lagen vor allem im Humanismus moderne Keime (vgl. S. 179), versteckter auch in der Reformation, aus protestantischen, freilich calvinistischen Ländern kam später der wirklich neue Geist, und schließlich erscheinen Protestantismus und freier Geist als Verbündete. In gewissem Sinne kann man auch die großen Länderentdeckungen seit Ende des 15. Jahrhunderts als Ereignisse ansehen, die mit ihrer außerordentlichen Erweiterung des Horizonts eine neue Epoche für die Menschheit überhaupt einleiteten. Aber die allgemeinen Folgen der Entdeckungen wurden doch erst viel später wirksam. Im übrigen wird weder der soziale Bau des Mittelalters trotz Einfügung eines neuen Beamten- und Gelehrtenstandes erschüttert, vielmehr nur zu unerträglicher Kastenabgrenzung unter Verstärkung des Übergewichts des Adels ausgebildet, noch siegt der aufkommende neue Staat entscheidend über die ständische Macht, über den Feudalismus, noch zeigt vor allem das geistige, nach wie vor religiös bestimmte Leben eine wirkliche Abkehr vom Mittelalter. Die zurzeit wirksamsten neuen Elemente waren noch das römische Recht und das neue Beamtentum, die den neuen Staat stützten. Der Hexenwahn verbindet das 15. mit dem 16. und 17. Jahrhundert als gleichen Geistes Zeitalter. Auch sonst gehören 15. und 16. Jahrhundert in den meisten Beziehungen zusammen. Das Handwerk bewegt sich in den Formen des Mittelalters weiter, die freilich erstarren. Die Zunftverfassung wird jetzt in mancher Hinsicht erst recht ausgebildet. Überhaupt bleibt die mittelalterliche Wirtschaft, wie sie ihren Ausdruck in der Stadtwirtschaft gefunden hatte, bestehen trotz der Betätigung der Landesherren in der Wirtschaftspolitik: man arbeitete mit den alten Mitteln. Die moderner gerichteten Elemente des Großhandels und des Kapitalismus erfahren seit Ende des 16. Jahrhunderts sogar Krisen und Niedergang. Wirtschaftlich, besonders auch in landwirtschaftlicher Beziehung, kommt man so freilich zu einem noch späteren Termin für eine „Neuzeit", etwa zum Jahre 1800, wenn sich auch viel Neues im 18. Jahrhundert, ein wenig wohl schon im 17., vorbereitet. Sonst haben schon Treitschke und Freytag den Beginn der Neuzeit in die Mitte des 17. Jahrhunderts rücken wollen: wir werden später (S. 310) sehen, daß dafür sehr viel spricht. Das Ausschlaggebende für die Fortdauer des Mittelalters ist, *daß die geistige Herrschaft der Kirche an sich nicht gebrochen ist.* Vielmehr nimmt nach der Reformation der entscheidende Faktor des Mittelalters, der kirchliche, der theologische Geist, die Welt und die Menschen mehr als zuvor gefangen, *hemmt* die seit längerem schon (vgl. S. 214f.) sich vollziehende Säkularisation des geistigen und sonstigen Lebens, *den am meisten modernen* Renaissancegeist vor allem, und schlägt den Drang zur Freiheit in Fesseln.

---

## IV. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängung des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes.

Wenn wir eben die Zusammengehörigkeit des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt betonten, so kann man insbesondere die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts trotz des Einschnittes der Reformation kulturell von dem ausgehenden 15. Jahrhundert nicht trennen. Das zeigte uns schon die Entwickelung der städtischen Kultur, deren Schilderung (S. 28ff.) das 16. Jahrhundert zum guten Teil mit begriff. Die im 15. Jahrhundert beginnende künstlerische Blüte setzt sich bis weit in das 16. Jahrhundert hinein fort. Und die Renaissancebildung des 16. Jahrhunderts nimmt ihren Ursprung im 15. Jahrhundert. Die Jahrzehnte vor und nach 1500 *bedeuten für Deutschland ohne Zweifel eine Blütezeit* (vgl. Luthers Ausspruch, S. 120), und gerade die Reformation war die größte kulturelle Tat der damaligen Deutschen, trotzdem sie sich als solche erst später offenbarte und in der Hauptsache der gewaltige Ausdruck des religiösen Geistes der Deutschen war, von den überlegenen Romanen der Renaissancezeit zum Teil auch als ein neues Zeichen der halbbarbarischen Rückständigkeit der Deutschen angesehen wurde. In Wirklichkeit hatte Deutschland damit eine Zeitlang eine führende Stellung im geistigen Leben errungen. Und wenn wir auch sonst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Romanen über das gering entwickelte Geistesleben der Deutschen spotten hörten (vgl. S. 193), den alten Nimbus des Kaisertums, den gefestigten Ruhm kriegerischer Wehrhaftigkeit, den Ruf vorgeschrittener wirtschaftlicher und materieller Kultur, des Reichtums und der erfinderischen Kunstfertigkeit mußten zu dieser Zeit auch die Romanen Deutschland lassen. Und wenn mißgünstige Welsche des 16. Jahrhunderts behaupten, daß Deutschland seinen großen Ruf nicht verdiene, so bezeugen sie doch das Vorhandensein dieses Rufes. Der Deutsche selbst, der von je einen gewissen Eigendünkel besessen hat, fühlte sich damals an der Spitze der Völker stehend.

Trotz aller Zerrissenheit herrschte auch ein überaus kräftiges Volksleben. Jener charakteristische Zug des ganzen ausgehenden Mittelalters, *der volkstümliche Geist* des deutschen Lebens, erscheint im 16. Jahrhundert *auf einem gewissen Höhepunkt.* Reformation und Bauernkrieg lassen die Masse auch äußerlich in gewaltiger Bedeutung hervortreten; die Kunst kennt keinen zusagenderen Stoff als das Volksleben, und die Liebe zum Volke nimmt in dem Aufschwung vaterländischen Gefühls bei Luther und vielen Humanisten (vgl. S. 192f.) auch einen bewußten Charakter an. Zugleich ging die Richtung auf eine nationale Politik mit dem deutschen Kaiser an der Spitze; seit dem 15. Jahrhundert hatten die politischen Reformvorschläge einen nationalen, meist auch stark volkstümlichen Anstrich.

Und weiter trat nun im Zusammenhang mit der besseren Bildung ein *Studium des Volkes* hervor: es entstanden die ersten volkskundlichen Versuche. Wir sahen (S. 192), wie die Bekanntschaft mit der „Germania" des Tacitus bei den Humanisten auf kulturgeschichtlich-volkskundliche Schilderungen der Vergangenheit hinwirkte. Aber es verbreitete sich mit dem Humanismus auch ein volkskundliches Verständnis für die Gegenwart. So sei auf Werner Rolevinck verwiesen, der zuerst eine Art westfälischer Volkskunde geschaffen hat. Ein erstes systematisches, umfassendes, fleißiges Werk dieser Art sind dann Böhms (Johannes Boëmus Aubanus, gestorben 1535) Omnium gentium mores, leges et ritus; insbesondere die Sitten und Gebräuche des deutschen Volkes sind hier liebevoll und verständig behandelt. Noch klarer hat Sebastian Franck die Bedeutung der Sitten und Bräuche für die Erkenntnis des Volkscharakters erschaut. Francks Weltbuch ist aber von Boëmus durchaus abhängig, ja zum guten Teil einfach abgeschrieben, wenn es auch öfter ergänzt. Auf Franck geht wieder Sebastian Münster in seiner freilich mehr registrierenden, pedantisch-gelehrten „Kosmographey" vielfach zurück. Bei Agricola, später bei Musculus, bei Fischart finden wir ähnliche Interessen. Wir erwähnten auch schon (S. 29 f.) die mehrfache systematische Trachtenwiedergabe, ferner z. B. den Eifer Hermann Weinsbergs, Tracht, Sitten, Lebensweise seiner Zeit in langatmigen Schilderungen festzuhalten. Gerade bei diesem wurde die Sache freilich bereits pedantisch; damals ging überhaupt schon die volkstümliche Frische verloren. Jenes Interesse aber zeigt sich auch *später* noch nicht nur gelegentlich, wie bei Neocorus, der von den alten Tänzen der Dithmarschen erzählt, oder in Ansichten und Abbildungen, wie bei Merian, sondern auch überaus kräftig, freilich nicht immer in anziehender Form, in der Literatur, so bei Moscherosch und bei Grimmelshausen und auch bei Lauremberg. In der Kunst aber wanderten diese Traditionen nachmals zu den Holländern, die das gemeine Volk mit Behagen weiter als Kunstobjekt verwerteten.

*Das Volkstum als solches* hatte sich übrigens, gerade in den nun zu Ende gehenden Zeiten größerer kultureller Regsamkeit, auch viel *fremde Elemente* assimiliert, und das entspricht den *Änderungen des äußeren Typus*. Wie die Rüstungen z. B. keineswegs auf besonders kräftige und große Leute schließen lassen, so waren auch Haar- und Augenfarbe längst dem germanischen Aussehen vielfach unähnlich geworden. Anderseits waren Blondheit und Größe noch stark vertreten. Sehr verbreitet war noch die altgermanische Vorliebe für körperliche Übungen und Spiele, auch in den Städten (vgl. S. 101). Die in höfischer Zeit (vgl. Bd. I, S. 334 f.) erkennbare Vorliebe für das blonde Haar als schön und vornehm ferner scheint auch jetzt noch nachgewirkt zu haben. Folz und Sebastian Brant erzählen von Methoden, das Haar zu gilben (durch Eiweiß, Eigelb, Schwefel, Harz, Bleichen in der Sonne). Auch die Äußerung Geilers „das haar ziern, gäl, kraußlecht und lang machen" deutet auf dergleichen hin, ebenso im späteren 16. Jahrhundert eine Stelle der Zimmerischen Chronik über ähnliche Versuche eines jungen Adligen. Immerhin nahm die Veränderung, die ja bereits längst begonnen hatte, obgleich die Mischung mit Slawen nicht im deutschen Zentrum und die mit Romanen auch nur im äußersten Westen und Süden wirkte, im 16. und 17. Jahrhundert infolge des Einströmens der zahlreichen fremden Elemente während der Religionsverfolgungen und des Dreißigjährigen Krieges andauernd zu, und 1645 betonte Conring, der über das Äußere der Taciteischen Germanen schrieb, deren großen Unterschied von seinen Zeitgenossen.

Wenn nun das 16. Jahrhundert die wesentlichste Erscheinung der ganzen Periode seit dem 13. Jahrhundert, das Hervortreten des Volkes, des Volkstümlichen, anfangs noch in voller



Geltung zeigt, so setzt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine *gegenteilige Entwickelung* ein. Nicht plötzlich, vielmehr eine Folge längst vorhandener Strömungen, aber erst jetzt deutlich bemerkbar und empfindlich. Zuvörderst ist es die *neue Renaissancekultur*, die, in ihrem innersten Wesen der deutschen Volksart entgegengesetzt, das Volkstum in eine große Krise bringt. Was war das Wesen dieser südlichen Kultur? Das Formale in erster Linie, das Äußerlich-Schöne. Daher die Erfordernisse der Klarheit, der Ruhe, des Harmonischen, des Rhythmus, der Feinheit. Daher die Herrschaft der Regel, das Überwiegen der Anschauung vor dem innerlichen Erfassen, daher schließlich auch das Verstandesmäßige und das Zurücktreten der Gefühls- und Charakterwerte. Auf dem Gebiet der *geistigen* Kultur der Renaissance, auf dem humanistischen, erklärt sich aus dem Gesagten die Wichtigkeit des Stilistischen, der Eloquenz (vgl. S. 184 f.), die eben auch von einem künstlerischen äußeren Schönheitsgefühl bestimmt ist. Mit eindringlicher Deutlichkeit zeigen sich jene Elemente dann auf dem Gebiet der Renaissance*kunst*. Und ebensowenig verleugnet sie die *gesellschaftliche* Kultur der Renaissance, die die Feinheit des äußeren Benehmens, die Grazie, die Schönheit der Bewegung wie der äußeren Erscheinung und damit das Vornehme, das Aristokratische zu Grundbedingungen hat. Alledem stand nun die deutsche Eigenart mehr oder weniger fremd, verständnislos, feindlich gegenüber, um so mehr als, wie (S. 121 ff.) ausführlich gezeigt wurde, das ausgehende Mittelalter das Volkstümliche, sogar das Plebejische bis zum Übermaß kultivierte, gleichzeitig freilich auch die innerlichen, gemütlichen Seiten des deutschen Wesens stark hervortreten ließ. Wenn sich nun der Deutsche mit der neuen *geistigen* Strömung aus Italien ziemlich früh abfand und der deutsche Humanismus (vgl. S. 178 ff.) mit dem italienischen und französischen wetteiferte, so lag das an der gemeinsamen Schulung durch die internationale antik-christliche Bildung des Mittelalters, in der jetzt nur die formal immer gepflegte Antike eine neue Bedeutung gewann. Für viele war (vgl. S. 191) der Humanismus nur eine äußerliche Firnisbildung, verbunden mit innerlicher Unfreiheit, und nur für eine kleinere Schicht hatte er eine innere Wichtigkeit, während der italienische und nicht minder der für das 16. Jahrhundert sehr zu beachtende französische Humanismus viel mehr vom Fleisch und Blut, von der Art der betreffenden Völker selbst hatte. Immerhin war der Humanismus doch der deutschen Bildung als ein nicht mehr zu entfernendes Element eingefügt.

Viel schwerer war es für den Deutschen, auf dem Gebiet der *Kunst* den Einflüssen Italiens sich hinzugeben und sie zu verarbeiten. Dem Deutschen ist die Kunst von vornherein nicht so sehr Bedürfnis und natürliches Ausdrucksmittel wie dem Romanen. Ohne Zweifel ist der Südländer auch der unbefangenere Künstler, der nur das Gesehene, wegen seiner Schönheit Anziehende, nicht das Gewollte und Gedachte wiedergibt. Nun war in langsamem Ringen in der Schule der kirchlichen Kunstpflege eine deutsche höhere Laienkunst erwachsen, war sogar Volkssache geworden und vor allem wahrhafter Ausdruck deutscher Eigenart und deutschen Geistes (vgl. S. 62). Aber der feinere Formensinn, die Klarheit der Komposition, der Sinn für den organischen Aufbau und die Proportionalität der Verhältnisse, die einfache schöne Linienführung mangelten auch den großen deutschen Künstlern zum guten Teil, also gerade das entwickeltere formale Schönheitsgefühl des Südens. Die deutsche Kunst konnte sich bei dem inneren Gegensatz unmöglich der italienischen Formenkunst sogleich erschließen: Dürer war es, der gleichwohl in starkem Gefühl für die notwendige Annäherung an die schönere Form darauf hindrängte, freilich durchaus deutscher Künstler blieb. Wir werden später (S. 286 ff.) sehen, wie die italienische Renaissancekunst unmittelbar oder mittelbar dann

allmählich stärker in Deutschland eindrang: aber nunmehr fehlten die großen Meister, um das Fremde in deutschem Geist zu verarbeiten. So geht der Zug noch mehr als im geistigen Leben auf äußere Aneignung und damit nicht auf Produktion aus innerem Drang, aus eigener Art heraus, sondern auf Künstlichkeit und Anempfindung. Am leichtesten schmiegte man sich den neuen Formen noch im katholischen Süden an, der ja ohnehin Italien seit langem näher stand als der Norden und nun mit der italienischen Kultur gerade infolge der Kirchenspaltung im Gegensatz zum deutschen Norden noch enger verknüpft wurde. Überdies ist durch die älteren romanischen Kultureinflüsse, durch die Landschaft und den Volksschlag im deutschen Süden überhaupt ein feineres und stärkeres natürliches Schönheitsgefühl, ein leichterer, sinnenfreudigerer Geist entwickelt worden als im Norden. Aber volkstümlich konnte die Renaissancekunst auch hier nur zum Teil werden.

Am wenigsten konnte dem derb-materiellen, überwiegend plebejisch-grobianischen Geiste des deutschen Volkes jener Zeit die gesellschaftliche Kultur Italiens behagen. Zunächst paßte zu der deutschen Geselligkeit nicht der geistige und künstlerische Einschlag jener Kultur, überhaupt sind ja Renaissancebildung und Renaissancekunst mit der gesellschaftlichen Kultur eng verbunden. Die neue gesellschaftliche Stellung der Frau, die Grazie des äußeren Benehmens und die feinere (wenn auch nicht immer anständigere) Unterhaltung waren gleichfalls Momente, die dem Deutschen damals gar nicht lagen. Auch den Vornehmen nicht, die sich ja von dem Bürgertum in ihrer Lebenshaltung wenig unterschieden.

Diese gesellschaftliche Kultur, der sich die deutsche Herrenschicht später langsam und mühsam anbequemte, und die in allgemeinerer Weise erst in ihrer Gestaltung durch die französische Kultur Deutschland eroberte, war nun geeignet, die unvolkstümliche Richtung, die die soziale Entwickelung an sich — und damit kommen wir zu einem weiteren wichtigen Moment — einschlug, zu verstärken. Es handelt sich um die bereits früher (vgl. S. 128 ff. und S. 160) vorbereitete soziale Verschiebung zugunsten der Fürsten und in ihrem Dienste des Adels, um die Zurückdrängung des Bürgertums und die Herabdrückung der niederen Klassen. Darauf ist noch ausführlich (S. 257 ff.) zurückzukommen. Gerade von den unteren Ständen war die sicherlich nicht immer anmutige und anziehende volkstümliche Art der ablaufenden Periode wesentlich genährt worden: ihr hatten sich die oberen Stände stark angenähert. Das hörte nun auf. Eine schroffe Kluft tat sich einerseits durch die Geisteskultur des Humanismus auf: die gelehrte Schicht, die sich später zu der gebildeten auswuchs, trennte sich vom ungebildeten Volk. Noch schärfer war nachmals die Absonderung der weltmännisch gebildeten vornehmen Gesellschaft vom sogenannten Pöbel.

Das bedrängte Volkstum reagierte gegen die neuen Strömungen, wie noch (S. 228) zu zeigen sein wird, zunächst in immer derberer und unflätigerer Form, die seine Art nun freilich erst recht bekämpfenswert erscheinen ließ. Aber wie die steigende Fremdsucht die Freude am Heimischen überwucherte, wie neulateinische und später französische Bildung und Sprache die Volks- und Muttersprache zurückdrängten und die neue feine Gesellschaft alles Volkstümliche grob und ungeschliffen schalt, Stand und Beruf des Bürgers und des Bauern aber von den siegreichen obersten Schichten unterdrückt und mißachtet wurden — wir werden das alles noch sehen —, so schwand schließlich auch die volkstümliche Art mehr und mehr. Ganz freilich nicht. Sie tritt z. B. in den Briefen der Sibylle von Sachsen, die eine junge Hofdame „ein jung Roß“ oder einen Beamten einen „lausichten Tintenfresser“ nennt, oder etwa 1548 in einem Briefe Moritz' von Sachsen an seine Gemahlin



hervor, in dem er sich gegen den Argwohn verteidigt, „als sollt ich lieber bei den wilden Sauen sein, auch dieselben lieber haben als Dich“; ich habe sie als „alte gute Art“ überhaupt in Briefen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nachgewiesen. Wir werden noch (S. 285) von dem Stolz auch der Vornehmen auf diese alte deutsche schlichte, selbst derbe Art hören sowie von einer volkstümlichen Gegenströmung gegen die aufkommende Fremdsucht, die Sucht nach dem Neuen und Feinen. Das Volkslied geht im späteren 16. Jahrhundert zurück, hat aber doch noch Boden genug. In der Kunst erhalten sich auch volkstümliche Elemente, und in der Literatur zeigen sie sich, freilich schon nicht mehr rein, bei Fischart (vgl. S. 229). Selbst von noch späteren Spuren werden wir hören. Aber das Charakteristische deutschen Lebens wird nun nicht nur das Zurücktreten des Volkstümlichen, vielmehr ein Niedergang des deutschen Menschen überhaupt, ein Erschlaffen seiner kulturellen Kräfte. An sich wäre eine Erschöpfung nach den großen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, der städtischen Wirtschaft, auf geistigem und auf religiösem Gebiete wohl natürlich gewesen: aber es treten doch mehr Erscheinungen wirklichen tieferen Verfalls ein. Dieses Nachlassen der inneren Kräfte, zum Teil, wie wir sehen werden, auch mit einem wirtschaftlichen Verfall zusammenhängend, erklärt auch, warum der Gegensatz zwischen der höheren Kultur der Renaissance und der deutschen Eigenart so schwer überwunden wurde, warum das Gute der fremden Kultur auf Kosten und meist nicht zum Nutzen der nationalen Entwickelung übernommen wurde, warum es der Volkskraft bei weitem nicht so gelang, die fremden Elemente in nationalem Sinne zu verarbeiten, wie anderen germanischen Völkern, den Niederländern und Engländern. Bei diesen ging die nationale Entwickelung aufwärts, und das Fremde trug schnell zu eigenem Gewinn bei. In den Niederlanden, die sich seit langem italienischem Einfluß geöffnet hatten, erwuchs eine hohe geistige und künstlerische Kultur, und in England, das im 16. Jahrhundert die italienische Renaissancekultur unter französischer Vermittelung übernahm und ganz im Banne der französischen Renaissance stand, erblühte alsbald das Zeitalter Shakespeares.

---

Für die Verfallserscheinungen in Deutschland haben die ultramontanen Historiker, an der Spitze Janssen, die Reformation verantwortlich machen wollen. Indessen zeigen sich auch diese Erscheinungen wieder lediglich als Verschärfungen solcher schon des 15. Jahrhunderts. Einen sehr bedeutenden Zeugen kann Janssen allerdings für seine Meinung anführen, Luther selbst. „Unsere Evangelischen“, klagt dieser, „werden siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster.“ „Es ist die Welt gar rege geworden“, sagt er ein andermal, „nachdem das Wort des Evangelii offenbaret ist, sie knackt sehr; ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den Jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nun so gemein worden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden.“ Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit redet er sich immer tiefer in den Zorn über die verruchte Mitwelt hinein, die er stets mit Sodoma — ein bald von anderen ergriffenes Stichwort — vergleicht. Er stand auch mit solcher Stimmung nicht allein. Wir sahen schon (S. 159), wie jener soziale Aufruhr von vielen der Reformation zugeschoben wurde, wir vernehmen, wie ein der Masse abholder Mann, Erasmus, das „neue freche, unverschämte, unbändige Geschlecht“ vom neuen Evangelium erzeugt sein läßt. Freilich war ja die Unbändigkeit

und Disziplinlosigkeit gar nichts Neues (vgl. Bd. I, S. 186 f.). Ein Italiener hebt so auch im 16. Jahrhundert den Gehorsam der Nürnberger Bürger als eine Seltenheit in Deutschland hervor. Erasmus weist weiter ganz richtig auf das hin, was Luther selbst so schmerzlich empfand, daß nämlich das Evangelium oft nur der Vorwand für weltliche Gelüste sei, und 1523 urteilt er, daß die „evangelische Freiheit“ den einen Freiheit der Fleischeslust, den anderen Verfügungsfreiheit über das Kirchengut, den dritten Freiheit von Gewissensskrupeln überhaupt bedeute.

Aber auch nach den ersten Stürmen dauerte solche Kritik an und verschärfte sich wie bei Luther selbst. Mit großem Fleiß hat Janssen beziehungsweise Pastor alle solche Stimmen zusammengesucht: wir hören Melanchthon ständig bitter klagen, ebenso jammerten Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Bucer, Capito, Musculus, weiter eine ganze Reihe von Predigern in Hamburg, Lübeck, Sachsen, Hessen, Württemberg, Bayern, der Pfalz, im Elsaß, nicht weniger viele Visitationsberichte. Auch zahlreiche Juristen, Schulmänner und andere, wie Camerarius oder Rivius, erhoben klagend ihre Stimme. Da die Zustände in katholischen Gebieten nicht besser waren, so schrieben die Katholiken, wie Wizel, dieselben natürlich erst recht den bösen Einflüssen der neuen Lehre zu, wie es schon früh Karl von Bodman bezüglich der Zuchtlosigkeit des Klerus tat. Aber auch ohne Beziehung auf das „Gift“ des neuen Evangeliums ward es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland allgemein Mode, über die entsetzlichen Zustände zu jammern. „Wir können leider nicht verneinen“, schrieb 1544 der Konstanzer Rat, „dann daß Deutschland in allen ärgerlichen Sünden und Lastern ganz und gar ersoffen ist.“ In meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ habe ich aus bürgerlichen und sonstigen, auch fürstlichen Privatbriefen eine ganze Reihe von Äußerungen wiedergegeben, die übereinstimmend über die Zeit, die Welt und die Menschen klagen, auch Sehnsucht nach dem Jenseits ausdrücken. Zwar kehren solche Klagen zu allen Zeiten wieder, aber sie häuften sich damals bedenklich und sind ein Charakteristikum dieser Zeit.

Eben dieser Pessimismus, der bis zum Dreißigjährigen Kriege andauerte — „die Zeit ist böse“ rief damals Valentin Andreä —, war ein Produkt der durch die Reformation verstärkten theologischen Stimmung: wie die Reformation überhaupt eine Erneuerung, Verschärfung und Verallgemeinerung des christlichen Geistes bedeutet, so hat sie, am strengsten und folgerichtigsten der Calvinismus, auch in sittlicher Beziehung die christlichen Maßstäbe in durchaus mittelalterlicher Überzeugung von der Sündhaftigkeit der Welt nur schärfer und allgemeiner angewandt und die Klagen mittelalterlicher Sittenprediger über die Welt in weit stärkerem Maße erneuert: keineswegs aber waren die Zustände selbst so entsetzlich, wie sie diesem Pessimismus erschienen, und ebensowenig waren sie eine Folge der kirchlichen Bewegung. Wie so häufig wurde die letzte Vergangenheit plötzlich überschätzt. Wenn Luther behauptete, in seiner Jugend hätten die meisten, selbst reiche Leute, Wasser getrunken und kaum vor dem dreißigsten Jahre Wein, auch die „allerschlechteste Speise“ genossen, jetzt aber tränken die Kinder schon schwere fremde Weine, jetzt sei die Trunksucht „ganz ein gemeiner Landbrauch worden“, sogar bei den Vornehmen, während das Trinken zu seiner Jugendzeit „unter dem Adel eine treffliche, große Schande“ gewesen sei, so war das bei aller Steigerung der Trunksucht im 16. Jahrhundert, worauf wir (S. 226 f.) noch eingehen werden, völliger Irrtum. Ein andermal urteilte er richtiger: „Das Saufen ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, hat zugenommen und nimmt noch zu.“ Wenn er 1523 schalt: „Alle Welt gehet in Fressen, Saufen, Unkeuschheit und in allen Lüsten frei, daß es sauset und



brauset“, so war das schon eine geraume Zeit her so gewesen. Die Hauptklage aller der geistlichen und weltlichen Sittenprediger mit ihrem Schimpfen auf das „satanische Zeitalter“ (Luther), dem gegenüber es nach Georg Fabricius nie „eine verdorbenere, gegen alle Tugend und Ehrbarkeit feindlicher gesinnte Zeit“ gegeben hat, betraf jene Genußsucht und Sittenlosigkeit, das „eitel Säuleben“, wie Luther sagt, „das lasterhafte Epikuräertum“ (Capito). „Die Leute“, heißt es in der Magdeburger Kirchenordnung von 1554, „werden je länger je epikurischer“. Wie wurde allgemein über die Laster, die die Welt wie eine Sündflut überschwemmen (Amsdorf), über das „äußerste, vollendetste Sittenverderben“ (Gallus, Rivius), die „freche Sittenlosigkeit“ (Camerarius) geklagt! Und doch war das nur der alte Zug, den wir (S. 91 ff., 107 f.) so ausgiebig kennen lernten. Trotzdem hatte Melanchthon halb recht, wenn er meinte, daß „bei den Vorfahren“ noch keine solche Genußsucht geherrscht habe, „wie sie bei unseren Leuten täglich überhand nimmt“. Auf diese Steigerung kommen wir zurück. Neben der Zügellosigkeit beklagte man regelmäßig die allgemeine Gottlosigkeit. An Melanchthons Tränen darob reichten die Wasser der „Elbe und Weser“ nicht heran. Allerdings machte sich die Menge die Aufhebung der „guten Werke“ und die Verwerfung des römischen Kultus weidlich zunutze, ebenso wie sie die Lehre des Evangeliums oft als Erlaubnis zu weltlicher Ungebundenheit (vgl. S. 224) auffaßte. Aber die innere Unkirchlichkeit war doch kaum größer als früher trotz des damals alles durchdringenden äußerlichen kirchlichen Wesens, dessen Fortdauer in den katholischen Gegenden auch jetzt noch manche Evangelische, z. B. Bucer und Kantzow, die Christlichkeit einer solchen Gegend höher einschätzen ließ. Zum großen Teil erklären sich jene Klagen aus der von den Geistlichen übel empfundenen Widerwilligkeit des Volkes, das von den „Pfaffen“ befreit zu sein glaubte, etwas für die hungernden neuen Prediger zu tun, die nach Jonas wie Gassenkehricht verachtet waren. Viele prahlten damit, das Evangelium selbst zu haben; von anderen wollten sie Gottes Wort nicht hören. Es kamen wohl auch Störungen der Predigt vor. Sehr charakteristisch ist endlich eine weitere Klage, die ebenfalls schon früher hätte erhoben werden können, nun aber für den aufkommenden unvolkstümlichen Geist spricht. Man eiferte besonders gern, zumal nach dem Bauernkrieg, über den gemeinen Mann (vgl. S. 266). Melanchthon fand allgemein eine „grenzenlose Frechheit“ (vgl. auch S. 223), ein andermal (1528) sagte er: „Die Bosheit der Bauern ist unerträglich und auf den Gipfel gestiegen.“ Jonas klagte 1530: „Und wird dazu der gemeine grobe Mann so frech, roh und bärenwild, als wäre das Evangelium darum kommen, daß es losen Buben Raum und Freiheit zu ihren Lastern machen wollt.“ Man muß aber immer bedenken, daß alle diese Stimmen von jener viel strengeren Auffassung getragen wurden, daß sie die Dinge viel zu grell darstellten. Es ist deshalb gar nicht wunderbar, daß, wie Luther 1541 empört schrieb, allmählich „etliche Junker, Städte, ja auch Dreckstädtlein, Dörfer dazu“ von ihren Pfarrern verlangten, „daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünden und Laster strafen“. Manche freiere Anschauung wurde zur Sünde gestempelt, wie sich denn 1532 die Straßburger Prediger beim Rat beschwerten, daß man „auf den Stuben und allenthalben, neben viel anderen unerhörten Gottesschmachen“ sage, „es sei weder Höll noch Teufel“. Man verkannte auch vollkommen, wie tief mancherlei im Volke wurzelte, und weckte durch die Klagen oder Verbote häufig erst recht die Widerstandskraft, die erst mit dem späteren sozialen Wandel erlahmte.

Will man, wie das Janssen tut, den zahllosen Strafschriften unbedingten Glauben schenken, so hätte die Verwilderung einen ganz ungeheuren Grad erreicht. Aber jene sind

mit theologischem Übereifer und in unvolkstümlichem Geiste geschrieben, sie wollen von der „Sünde“ abschrecken, sie nehmen auch nach Art aller Eiferer den Mund allzu voll. Am meisten warf man damals den Deutschen das übermäßige *Trinken und Schlemmen* vor, „das viehische Fressen und Saufen“, wie es in einer Predigt von 1573 heißt, „die unmenschlichen Gastereien und Füllereien, so in Stadt und Land nach dem Exempel der Fürsten und Herren getrieben wird und wie im obersten Regimente sitzt“. Aber über das 15. Jahrhundert konnten wir schon Entsprechendes sagen (vgl. S. 92f.), besonders über die Trunksucht der auch jetzt auffallenden Sachsen, und wesentlich ist es die Fülle der Quellen im 16. Jahrhundert, die diese Trunk- und Freßsucht so furchtbar gesteigert erscheinen läßt. Es wäre leicht, aus den Quellen noch mehr Material vorzuführen, als Janssen darüber zusammengebracht hat, und keineswegs nur aus theologischen Strafschriften und Predigergejammer oder der speziellen polemischen Trinkliteratur, neben der es auch seit dem 15. Jahrhundert eine lehrhafte „von der Kunst des Saufens“ gab: aber es würde sich doch nur um *Steigerung eines längst hervorgetretenen Zuges* handeln. Diese Steigerung war allerdings vorhanden, und im ganzen darf man Freytag beistimmen, daß gerade zu dieser Zeit das Trinken ein nationales Leiden geworden sei. Es ging auch durch alle Stände. Über die Fürsten belehren vor allem Briefe und Tagebücher. Graf Lynar, als Ausländer, nahm 1590 an der Berliner Hoftafel ungern teil: „wegen des Trinkens“. An den sächsischen Höfen war „das stetig Vollsein ein alt eingewurzelt Übung und Gewohnheit“. Daß die dicken Figuren mit dem roten Gesicht und den kleinen Augen, wie sie die Cranachschen Porträts der sächsischen Fürsten zeigen, Trinker verraten, hat man mit Recht betont. Trinker waren die niederdeutschen Fürsten, besonders bekannt die „pommerschen Trünke“. Man renommierte auch gern mit dem „Volltrinken“, und damals entstanden die großen Fässer, wie das Heidelberger. Oft zitiert werden die Schilderungen, die der selbst als Musterzecher berühmte Ritter Hans von Schweinichen, der treue Kumpan seines Herrn, des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz, von dem wüsten Trinkleben an deutschen Höfen überliefert hat. Freilich standen immer neben Trunkenbolden wie Johann Friedrich und Christian I. und II. von Sachsen, Pfalzgraf Johann Casimir, Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach mäßige Fürsten, so Julius von Braunschweig, Christian von Anhalt u. a. (vgl. S. 231). Anderseits waren sogar geistliche Fürsten oft wüste Zecher, und auch manche Fürstinnen hielten sich nicht zurück, wie Anna von Sachsen, die am Trinken zugrunde ging. Für die Umgebung der Fürsten sind besonders bezeichnend die Äußerungen der Hofordnungen über das Trinken namentlich nach Tisch und vor dem Zubettegehen, die sich freilich auf alle Hofdiener bis herab zu den Knechten beziehen.

Insbesondere richten sie sich auch gegen „das unchristliche viehische *Zutrinken*“ (sächsische Hofordnung von 1560). Dieses Zutrinken (vgl. S. 92) hatte sich aus dem alten Minnetrinken, zumal dem später üblichen Johannistrunk, den man z. B. bei einer Hochzeit zum Abschied, aber auch auf dem Sterbebett trank, entwickelt. So heißt es wenigstens bei Ägidius Albertinus bezüglich des Zutrinkens: „Alsdann bringt man einander eins, zwei ... zwölf Gläslein St. Johannes Segen“. Es bedingte das Nachkommen mit gleichem Quantum und rief bald ein Wettsaufen hervor, bei dem man rasch voll wurde. Für das deutsche Wesen ist nun wieder das Gründliche, das Pedantische bezeichnend, das sich auch noch in dem späteren studentischen Komment findet. So berichtet, wohl übertreibend, Cyriakus Spangenberg in seinem „Adelsspiegel“: „Etwa misset und wiegt einer dem andern den Wein oder das Bier zu, trinken bei viertel oder halben, auch wohl ganzen Ellen, aufs wenigste bei Spannenlang



oder Handbreit einander zu oder nach dem Gewichte bei etlichen Pfunden: und da muß es dann oft auch wohl gemessen und abgeteilt sein, in wieviel Schlücken oder in wieviel Trünken man's aussaufe.“ Für das Trinkleben des Adels im besonderen bietet Spangenbergs Werk abschreckende Belege, ebenso gelegentlich Bartholomäus Ringwalt in seinem „Speculum mundi“. Und bei Bürgern und Bauern war es genau so. Für jene sind z. B. einige Meistersingerlieder charakteristisch, die die Dinge, wohl auch zur Abschreckung, wieder in grellsten Farben malen. Ein ganz einwandfreies Zeugnis für die damalige Maßlosigkeit im Trinken bieten sodann neben dem „Gedenkbuch“ Hermann Weinsbergs, der uns unter anderem über die studentischen Zechereien in „Kränzchen“ — auch sonst bildeten sich „Sauforden“ — belehrt, die Briefe einer Nürnberger Kaufmannsfrau, der Magdalena Paumgartner. Wenn sie über die Fürsten beim Regensburger Reichstag (1594) meldet: „die Fürsten einander gehalten im Schlaftrunk wie Stallknechte“, so hatte sie das nur gehört. Erlebtes berichtet sie aber aus der Nürnberger Geselligkeit. Von des Schmidmers Hochzeit erzählt sie: „der Bräutigam kam am Tisch nit zu Nacht, so hätt' er sich zu früh betrunken: so seltsam, daß die Braut also allein dasaß am Tisch“. Gelegentlich ergötzt sie sich sogar an der Betrunkenheit der Männer; über ihre Gäste berichtet sie einmal dem in Italien weilenden Gatten, daß diese „fein ziemlich zugedeckt gewesen, daß man's die Stiegen 'nab hat führ'n müssen, sonderlich der Stoffele als Wilhelm. Du hättest Dich fein zu krank gelacht, so visierlich war es!“



*Der Spielteufel.* Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 228.

Dieselben Briefe gewähren, ebenso wie Weinsbergs Buch, auch einen Einblick in die *übertriebene Geselligkeit* der Zeit, deren Hintergrund eben übermäßiges Essen und Trinken war. Der nüchtern angelegte Gatte schreibt auf die häufigen Erzählungen von solchen Gastereien, ihm scheine, es gebe „draußen Banckettirens vollauf“, und ein andermal, daß dort „schier gar das Schlarauffenland“ sei; er freut sich aber, daß er durch seine Abwesenheit „manchs übrigen schädlichen Trunks“ überhoben sei. Am meisten übernahm man sich auf Hochzeiten, namentlich, wie von jeher, auf dem sonst einfach lebenden Lande. Die Klagen über die ausgedehnten Mahle der Ratsherren oder die „Spitalfressereien“ (bei Abnahme einer Stiftungsrechnung), über akademische Mahle usw. hätten im übrigen wieder auch früher gepaßt. Wieviel man aber bei einem „Bankett“ auftrug, zeigen die Menüs, die Rumpolt für Bürger und Bauern in seinem Kochbuch (1576 und 1581) empfiehlt. Daß

auch Erscheinungen liederlichen Lebens damals stärker auftraten, so vor allem die Spielsucht (s. die Abbildung S. 227), ist nicht wunderbar.

Dem ganzen Treiben entsprach nun, wieder wie früher, die unfeine Art des Benehmens. Bezeichnend sind z. B. die Bestimmungen der Braunschweiger Hofordnung von 1589, daß man sich „unter dem Essen“ anständig benehmen, sich „alles gottlosen Wesens, schandbarer, unhöflicher Wort, Fluchen, Schwören, laut Lachen und Rufen, Handscherz und anderer rohen, groben, unziemlicher Geberde enthalten“ solle. Andere Hofordnungen verbieten, vor dem Frauenzimmer seine Notdurft zu verrichten, überhaupt Gemächer, Gänge, Treppen usw. „mit Urin oder anderem Unflat zu verunreinigen“, mit Knochen um sich zu werfen, sich gegenseitig mit Bier zu begießen. Wir hören weiter von Fürsten, die ihre Frauen schlagen, unflätige Worte lieben, bei Tisch schreien und wüste Schimpfworte gebrauchen. Schlägereien müssen sehr häufig gewesen sein. Es ist der Höhepunkt des schon früher (vgl. S. 163) beobachteten Grobianismus. Als Nachfolger von Brant und Köbel, in dessen „Tischzucht“ von 1492 sich auch grobianisch parodierende Züge finden, hat Murner den Grobianismus in der „Schelmenzunft“ gelegentlich vorgeführt; ein Wormser Druck von 1538, „Grobianus’ Tischzucht“, gibt den „Brüdern im Sauorden“ gute Lehren im Fressen. 1549 erschien der das unflätige, derbe und rücksichtslose Benehmen der Zeit und die Mißachtung der Frauen ironisch preisende lateinische „Grobianus“ von Friedrich Dedekind, eine Abschreckungsschrift, die Kaspar Scheidt 1551 in volkstümliches Deutsch übersetzte und erweiterte. Aber trotz dem Motto „thu allzeit das widerspil“ wirkte die witzige Schrift gerade entgegengesetzt: die Leute sahen ihre Art mit Behagen geschildert, und die Übertreibungen lockten nur an, sie zu erreichen. Auch Scheidt sieht die Hauptursache der Verwilderung im Saufen, und die schon früher hervorgetretene Abneigung der Südländer gegen die sich daraus ergebenden Unmanierlichkeiten hebt er scharf hervor: der Deutsche heiße bei jenen „Porco tedesco (deutsches Schwein), inebriaco (Trunkenbold, diese Bezeichnung erwähnt schon Murner), Aleman yuvrongne (trunkener Deutscher)“. Tatsächlich kann man eine Menge entsprechender Urteile des Auslandes zusammenstellen. Vergerio, der päpstliche Nuntius (1553ff.), spricht z. B. von der beständigen Betrunkenheit („perpetua ebrietà“) der Deutschen. Auch der angebliche äußere Schmutz der Deutschen ward namentlich in Italien indigniert empfunden. Aber dazu hatten die Romanen am wenigsten Anlaß. Immerhin schwand die mittelalterliche Reinlichkeit. Für 1570 spricht z. B. Schweinichen von 27 Unflätern, die sich prinzipiell nicht waschen wollten. Eine Seite des Grobianismus, die sich allerdings mit jenem volkstümlichen Humor (vgl. S. 125ff.) eng verband, war auch den Romanen nicht fremd, die Freude an derben Scherzen, Zoten, Zynismen. Sie ist auch für die italienische Renaissancegesellschaft bezeichnend, ebenso wie die Lust am Possenhaften, am Narrentum usw., überhaupt jene Lachlust. Aber man war dabei nicht plump und gewöhnlich wie in Deutschland und bewahrte die Feinheit wenigstens der äußeren Manieren.

Die derbe Volkstümlichkeit in Deutschland dagegen ist jetzt überhaupt auf den Höhepunkt verzweifelter Übertreibung gekommen. Sie sah sich durch neue Mächte bedrängt, durch die theologische Sittenstrenge wie die gelehrte Bildung: sie reagierte gewissermaßen dagegen, indem sie sich aufs tollste überschlug. Die Gebildeten selbst, die zunächst meist das volkstümliche Wesen bewahrten, fanden auch nicht mehr die einfache Art früherer Zeit. Sie wurden angesteckt von dem grobianischen Treiben, sie verloren vor allem jeden Geschmack. Das Zuviel wurde nun auch die Signatur des Ausdruckes; eine



entsetzliche Weise der Verdrehung, Verschlingung, Anhäufung, eine vertrakte Komik, trotz volkstümlicher Derbheit schon gemacht erscheinend, ward nun für wirkungsvoll angesehen. Diese immer noch volkstümliche Art zeigt Fischart, freilich in überragender Weise. Ein Schüler jenes Scheidt, wie dieser die groben Sitten der Zeit verspottend, aber doch auch ihr behaglicher Schilderer, hier aus der humanistischen Literatur, dort vor allem aus der französischen, aus Rabelais schöpfend, aber alles deutsch färbend, übertrumpfte Fischart das Großartig-Groteske des Rabelais, steigerte die Satire ins Maßlose. Er war ein bedeutender Mann, ein Bekämpfer der geistigen Rückständigkeit der neuen Scholastiker, ein feuriger Gegner des Papsttums und der neuen Freiheitsfeinde, der „Jesuwider“, freilich auch ein Freund der Hexenverbrennung (vgl. S. 243), sonst ein bürgerlich denkender, für das Familienleben warm eintretender, Vaterland und Volk liebender Deutscher. Er war ein Dichter von erstaunlicher Ausdrucksfähigkeit, scharfer Beobachtungsgabe und starker Begabung, aber ein Kind der Zeit: in ihm spiegelt sich die von ihm selbst so genannte „heut verwirrte ungestalte Welt“, die „abenteuerliche und ungeheuerliche“ Weise.




Bild zweier Ehegatten, des Herzogs Albrecht V. von Bayern und seiner Gemahlin Anna, beim Schachspiel, gemalt von Hans Muelich, 1552. Aus dem Kleinodienbuch Annas von Österreich in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. icon. 429). Vgl. Text S. 230.

---

Eben wurde das Familienleben genannt; die auch sonst stark hervortretende Wärme des Familiensinnes sollte schon davon abhalten, die sittliche Verwilderung der Zeit allzu grell zu malen. Welch innige Gattenliebe offenbart sich in den Briefen der Sibylle von

Sachsen an ihren gefangenen Gemahl; aber diese zeigen sie auch als treue Mutter und tüchtige Hausfrau. Die Briefe anderer Fürstinnen und Fürsten gewähren ein ähnliches Bild, so die der Herzogin Dorothea, der Gemahlin Albrechts von Preußen, die den Ausdruck inniger Liebe auch mit schalkhafter Derbheit zu verbinden weiß, so die des Kurfürsten Moritz von Sachsen an seine Gemahlin Agnes (s. ferner die Abbildung S. 229). Freilich gab es auch unglückliche und zerrissene Ehen, nicht selten durch Schuld des fürstlichen Gatten, wie Joachims II. von Brandenburg oder Erichs II. von Braunschweig, und die wilden Sitten mancher Fürsten, wie eines Herzogs von Liegnitz, der seine Gemahlin in der Pagen Gegenwart nach seinem Willen zwang, bieten gewiß recht unerfreuliche Bilder. Wie viele Fürstinnen zeigen auch viele Edelfrauen die Züge der treuen und gütigen Hausfrau. Aus Bürgerkreisen dürfen wieder die Briefe jener Magdalena Paumgartner aus Nürnberg angeführt werden, ihre herzigen und frischen Brautbriefe zumal, zu denen die freilich etwas geschäftsklugen Briefe der Ursula Freherin an Johann Adolf von Glauburg eine Parallele bilden, weiter die liebevollen Briefe der Gattin an den „herzeten Schatz" oder den „herzallerliebsten Paumgartner". Rührend ist der gefaßte Brief, in dem sie dem fernen Gatten 1592 den Tod ihres geliebten Söhnchens „Balthasla", dessen Kinderleben in den Briefen auch eine Rolle spielt, anzeigt: „Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, denn ich leider sehe, nit mehr davon bring denn Schwächung, bösen Kopf und böse Augen." Wie hübsch plaudert sie von der kleinen Nichte, die sie dann ins Haus nimmt: „Vertreib indeß mein Weil mit dem kleinen Madela, das so werklich [niedlich] ist, daß wir alle Freud mit ihr haben."

Zur Stärkung des Familiensinnes, der uns freilich auch früher erfreulich entgegentrat, hat die Reformation insofern beigetragen, als der Kampf gegen den Zölibat die Ehe ihres geduldeten, im Grunde unheiligen Charakters entkleidete. Freilich durchzieht die ältere frauen-, auch ehefeindliche Strömung (vgl. S. 163f.) noch die Literatur des späteren 16. Jahrhunderts, zum Teil aus grobianischem Geist heraus. Bezeichnend ist der protestantische, humanistisch hochgebildete Dramatiker Thomas Naogeorg, der also urteilt: „Obgleich die Frauen untereinander verschieden sind, sind sie im allgemeinen doch fast durchweg lügnerisch, diebisch, naschhaft, träge, schläfrig, zänkisch", und nun folgt noch eine ganze Anzahl immer bösartigerer Eigenschaftsbezeichnungen. Der Verfasser eines „Hausteufels" warnt vor den Lästermäulern, die die Frau herabsetzen, Spangenberg vor den Schandsprüchen über den Ehestand. Letzterer weist auch auf die damalige ehelästernde, zotige Unterhaltungsliteratur hin, wie Freys „Gartengesellschaft". Überall wurde gern das „böse" Weib geschildert, die Schwänke und Spiele wimmelten von ehelichen Prügelszenen, und der „Siemann" (vgl. S. 85) war eine nicht unwitzige Verkörperung der Weibertyrannei in der Ehe, schließlich überhaupt aller schlechten weiblichen Eigenschaften. Noch 1609 trat dieser Zug in Johann Sommers „Malus mulier" und „Imperiosus mulier" grell hervor. Anderseits gab es eine große ehefreundliche (zum Teil dramatische) Literatur, die indes ebenfalls ältere Vorbilder (vgl. S. 164) hat. Im Gebiete des Protestantismus trat bei der Hochzeit übrigens die kirchliche Trauung gegenüber der Verlobung und Heimführung stärker in den Vordergrund. Gewiß hat der grobianische Ton der Zeit auch den Verkehr zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern beeinflußt. Aber das ist nicht zu übertreiben. Das Familienleben Luthers ist später in vielen Pfarrhäusern wiederzufinden gewesen. In das vieler Gelehrten, Ratsherren, Künstler, Handwerker geben uns im 16. wie im 17. Jahrhundert die Haus- und Familienchroniken trotz ihrer trockenen Kürze



genugsam Einblicke, um es als durchaus unverdorben und echt zu empfinden. Es beschrieb wohl auch der Gatte, wie der Ratsherr Bildstein in Hagenau, ausführlich das Leben seiner dahingegangenen Gattin. Ebenso finden sich in der Literatur nicht nur bei Fischart familienhafte Züge, z. B. in manchen hübschen Szenen biblischer Dramen.

Und so gibt es auch sonst erfreuliche Züge. Selbst Janssen führt die Äußerung eines geistlichen Unterrichtsbuches, des „Christenspiegels" (1597), an, wonach die in der Stille geübten Tugenden nicht verzeichnet würden. Die Nachwelt werde sagen, die Menschen dieser Zeit seien schlimmer gewesen denn die zu Sodoma und Gomorra. Sie würde anders urteilen, wenn sie auch „das viele Gute" wüßte, das „noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig" sich zeige. Janssen versäumt nur, sein Gemälde danach zu berichtigen. Die Frömmigkeit war doch in weiten Kreisen aufrichtig und ernst. Auf Tüchtigkeit des Charakters arbeitete die Erziehung hin. Die Ehrbarkeit war ein nicht nur äußerlich erstrebtes Ideal. Die größere Sittenstrenge hat unzweifelhaft auch schließlich die Sittlichkeit ganz bedeutend gehoben. Auch der Kampf gegen die groben Sitten, vor allem die Trunksucht (vgl. S. 226f.), war nicht ganz vergeblich, zumal man hier und da den Geschmack daran verlor.

Die Trunksucht verschärfte sich freilich noch durch ein anderes Moment. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man den Branntwein (vgl. S. 90) unmittelbar aus dem Korn herzustellen gelernt, und damit begann eine neue, schlimmere Art des Trinklasters sich auszudehnen, später, insbesondere durch die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges, namentlich im niederen Volk. Zunächst war der Branntwein freilich kostspielig und wurde auch durch Ordnungen bekämpft. Aber Ordnungen halfen wenig; das zeigten schon die früheren gegen das Trinken überhaupt wie die zu Maßregeln gegen dasselbe auffordernden, zum Teil von Maximilian I. veranlaßten Reichsabschiede (vgl. S. 92), so jetzt der von Augsburg (1548). Überdies konnten die Leute sagen: „Die Oberkeiten liegen selbst krank im Bett und wollen Andere curiren." Aber man sah bereits die schlimmen physischen Folgen öfter ein. Dem „unmäßigen Fressen und Saufen" schrieben schon früher viele Zeitgenossen eine Abkürzung der Lebensdauer zu; Luther meinte, die „Welt wird itzt nicht alt"; und Lazarus von Schwendi sagte bezüglich der Völlerei: „Man spürt, wie teutsche Nation in Abgang thut darüber ghon.". Und so kam man häufig aus Vernunftgründen zu größerer Mäßigkeit. Viele Leute waren, wie jener Paumgartner, dem Trinken durchaus abhold. In den höheren Ständen breiteten sich Mäßigkeitsorden aus. Anscheinend nach dem Vorbild eines von Alphons V. von Aragonien im 15. Jahrhundert unter anderem auch im Zeichen der Mäßigkeit neu organisierten Ordens, dessen Abzeichen auch Kaiser Friedrich III. und Maximilian getragen haben sollen, gründeten im Jahre 1517 steirische, kärntische und krainische Edelleute die St.-Christophsgesellschaft mit dem antigrobianischen Ziele, das Fluchen und das Zutrinken zu bekämpfen. Im übrigen hat diese Gesellschaft mit jenem Orden nichts zu tun. Wohl in Anlehnung an sie, aber vielleicht auch unter den am pfälzischen Hofe mit zuerst auftretenden französischen Einflüssen, die ja auch früher (vgl. Bd. I, S. 338) und später regelmäßig der deutschen Unmäßigkeit entgegenwirkten, bildete sich 1524 in Heidelberg ein Fürstenbund gegen das Zutrinken, der Orden vom goldenen Ring, dessen Mitglieder nur bei Besuchen in dem trunkfesten Niederdeutschland nicht an die Bestimmungen gebunden waren. Wir wissen ferner von einer 1545 vom Kardinal Otto von Augsburg gegen das Zutrinken gegründeten Gesellschaft, wir werden später von weiteren Versuchen hören. Der Erfolg war freilich nicht größer als der der obrigkeitlichen Ordnungen. Anderseits ist das, was Giordano Bruno

über den Trinkkultus an deutschen Universitäten berichtet, nicht wesentlich schlimmer, als was noch heute darin geleistet wird.

In einer parallelen Schwäche zeigt sich das 16. Jahrhundert dem 15. gegenüber aber bedeutend gebessert, in der Unzucht nämlich. Was einige Sittenprediger an schlimmen Dingen anführen, hat gegen früher nicht viel zu besagen. Manche reden zwar vom Ehebruch als einer allgemeinen Sünde; über die Verdorbenheit der Jugend wird geklagt; die Hurerei, die, wie der Prediger Grüninger zu Anfang des 17. Jahrhunderts harmlos behauptet, in Wittenberg einst „etwas Seltsames und Ungewöhnliches" gewesen sei, soll nun prangen usw. In Wahrheit ist das alles nur strengere Auffassung oder Übertreibung. Stimmen aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts beweisen überdies nichts für die spätere Zeit. Charakteristisch ist, wie als über ein Hauptzeichen der Unzucht über die schandbaren „tollen", „geilen, hurischen und bübischen" Tänze gejammert wird, z. B. von Cyriacus Spangenberg über das „unzüchtig Aufwerfen und Umbwerfen und Entblößen der Mägdlein". Schon Agrippa von Nettesheim klagt 1526 darüber. Aber ähnlich waren im ganzen schon die früheren Tänze mit ihren laszivenTanzliedern und derben Scherzen. Keineswegs war anderseits der würdevolle Schreittanz der feineren Gesellschaft geschwunden. Über die Ehrbarkeit höfischer Edeldamen, ihren Anstand beim Tanzen und ihre Züchtigkeit haben wir für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr günstige Zeugnisse von Italienern. Würdevoll waren nicht minder die allmählich eindringenden Tänze der italienischen Renaissance mit ihren Verbeugungen und Verzierungen. Auch bei ehrbaren Bürgern war der Tanz durchaus anständig, weniger wohl bei den Bauern. Ein scharfes Mandat des Kurfürsten August von Sachsen scheint allerdings starke Auswüchse zu bezeugen: es spricht von Tänzen mit nackten oder halbbekleideten männlichen Teilnehmern. Aber der Umstand, daß in Dresden also zur Nachtzeit auf den Kirchhöfen getanzt worden sei, macht die Sache, wenn man an die Hexenbeschuldigungen denkt, verdächtig.

Daß die derben, ja zotigen Schwankbücher vor den Eiferern keine Gnade fanden, ist natürlich. Aber die volkstümlichen „Lustschriften" und Schwänke, das „Rollwagenbüchlein", die „Gartengesellschaft" usw., auf die z. B. Johann Fickler aus Salzburg 1581 heftig schilt, und denen er in angeblich entsittlichender Wirkung auch vor allem Luthers Tischreden, „so voller unflätiger, stinkender Bossen", gleichstellt, pflanzten doch nur die derbe Art früherer Zeit fort. Die „unzähligen Buhllieder" aber, von denen Beinhaus 1617 spricht, werden wohl zum Teil schöne Volkslieder gewesen sein. Freilich nahm das bewußt Lüsterne und Unsaubere bei der grobianischen Gesellschaft eine bedeutende Stelle ein (vgl. S. 228), und unschuldig waren auch gewisse Schriften aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die „Venusschule" etwa, so wenig wie jene die Derbheit der Nürnberger Fastnachtsspiele hinter sich lassenden lockeren Spiele der „englischen Komödianten" um 1600. Diese brachten auch die „liederlichen und springenden oder tanzenden Weiber", dieses „hochschädliche Ungeziefer", die indessen trotz aller Eiferer sehr beliebt waren. Wenn Guarinoni sich 1610 über die „Bad-Unzucht" in Tirol ereifert, über diese „Schand- und Lasterhäuser", so kam er damit für große Teile Deutschlands zu spät. Die Badstuben waren vielfach schon eingegangen, ihre „klassische" Zeit lag im 15. Jahrhundert, ebenso die der Frauenhäuser (vgl. S. 107 und 108 f.). Eben die Reformation hat, wie betont, die früher sich so breit machende Unsittlichkeit ganz bedeutend eingeschränkt. Unter ihrem Einfluß wurden namentlich infolge der Augsburger Reichspolizeiordnung von 1530 vielerorts die Frauenhäuser, wie es schon Luther 1520 forderte, nicht ohne große sonstige Bedenken, so wegen der Gefährdung der anständigen Frauen,



aufgehoben, z. B. in Basel, Nördlingen, Ulm und um die Mitte des Jahrhunderts in Ansbach, Regensburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg. Zum Teil geschah das allerdings schon vor der Reformation und jetzt ebenso in katholischen Gegenden, wie in Wien. In vielen Orten wurde das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter verboten, wurden Dirnen mit Auspeitschung und Pranger bestraft, Kuppler, z. B. in Frankfurt a. M., mit dem Halseisen und Ausweisung; anderswo wurde überhaupt die Unzucht als solche geahndet und gegen den Ehebruch erheblich schärfer vorgegangen. Nach dem sächsischen „Codex Augusteus" wurde letzterer mit dem Tode durchs Schwert bestraft, in Württemberg seit 1586 bei Wiederholung mit dem Tode usf. Jetzt wurden auch die Kinder aus einem Konkubinat viel rigoroser behandelt als früher. Sie waren nach der Markgräflich Brandenburgischen Ordnung von 1533 „gemeinlich zu allerlei ehrlichen Ständen untüchtig".

---

Aber derselbe strenge kirchliche Geist, der auf diesem Gebiet im ganzen segensreich wirkte, ist nun doch in seinem Übermaß und Übergewicht dem deutschen Menschen nicht förderlich gewesen. In ganz anderem Sinne, als Janssen will, hat die Reformation zu dem (S. 223) angedeuteten kulturellen Verfall im 16. Jahrhundert beigetragen, eben durch die Übertreibung des religiösen Geistes, der die Menschen mehr als je beseelte, durch seine Wendung zum theologischen Fanatismus. Freilich förderten diesen nicht nur die streiterfüllten Jahre der siegreichen Reformation, sondern auch die verfolgungssüchtigen Zeiten der Gegenreformation. Die katholische Kirche nahm, innerlich und äußerlich reorganisiert, die Wiedereroberung des fast ganz von ihr abgefallenen Deutschlands auf. Nachdem sich die Jesuiten auch in Deutschland niedergelassen hatten, machten sie bald die größten Fortschritte. Die Rekatholisierung Deutschlands war keineswegs der eigentliche Stiftungszweck des Ordens, aber bald eine seiner erfolgreichsten Betätigungen. Jedenfalls führten die Glaubenskämpfe zu einem aufrichtigen oder geheuchelten Übermaß von Teilnahme an den konfessionellen und dogmatischen Fragen. Obgleich vielfach sehr weltliche Motive die Dinge lenkten, schien die ganze Zeit von nichts anderem erfüllt als von Glaubensfragen. Mit Recht nennt Freytag „das Pfaffengezänk das einzige nationale Interesse" für lange Zeit. Die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Zänkereien, die z. B. auch das Kirchenlied ebenso wie die biblischen Schauspiele färbten, wurden in den Kanzleien und in den Gelehrtenstuben, an den Höfen der Fürsten wie in den Wirtshäusern des gemeinen Mannes mit leidenschaftlichem Eifer erörtert. „Da sitzen jetzt alle Bierhäuser", schrieb Schwenckfeld schon 1524, „voll unnützer Prediger." Erst um die Mitte des Jahrhunderts wurden wieder andere Töne in der Literatur angeschlagen. Die Kunst beteiligte sich aufs lebhafteste am Streit der Konfessionen. Spottbilder — übrigens schon im 15. Jahrhundert sehr beliebt — wurden trotz aller Verbote massenhaft in Deutschland verbreitet, namentlich protestantischerseits, die „Pfaffen" und den Papst oft unflätig verhöhnend. Bilder schmückten auch zum Teil die begehrten Spott- und Schmähschriften beider Parteien, Zeugnisse fanatischen Eifers und geistiger Armut. Es war eine rechte Blütezeit des Pasquills. Charakteristisch für den Schmähgeist ist, daß man dem Gegner — Luther ist davon nicht allein betroffen — irgendeine anormale „gräßliche" Todesart nachsagte. Luther hat das auch getan. Überhaupt ist er in der Leidenschaft des Schimpfens für den Ton der antipapistischen Schmähschriften, deren fingierte Wortführer noch meist den unteren Ständen angehören, recht vorbildlich geworden; die Katholiken ihrerseits, wie etwa Hans Salat von Luzern oder der Konvertit Johann Engerd,

ließen es indessen ebenfalls nicht fehlen. Aber Feindschaften und Gegnerschaften waren doch schon im 15. Jahrhundert zu haßerfülltem Ausdruck gekommen, und es ist nicht ganz richtig von Janssen, die Satire des 15. Jahrhunderts in Gegensatz zu dem „bittern Haß und Hohn" zu stellen, der nach der Reformation „Kennzeichen der Satirik" wurde. Immerhin leistete man jetzt Stärkeres in der persönlichen Verunglimpfung, und die Hitze des Kampfes war, nachdem erst richtige Parteien gegenüberstanden, ungleich größer. Die Prediger hetzten noch zu immer heftigeren Angriffen. „Nur getrost wider sie gangen", schrieb noch 1593 Nigrinus, „und die Brände geschürt, daß ihnen frei recht heiß werde." Nicht nur Protestanten und Katholiken, Lutheraner und Reformierte, auch die Lutheraner unter sich lagen sich in den Haaren; man denke an den Streit zwischen Flacius und dem sanften Melanchthon. Man war von einer erschreckenden Unversöhnlichkeit und halsstarrigen Rechthaberei in den kleinsten dogmatischen Fragen. Aber dieses fanatische scholastische Treiben, fern von jeder Innerlichkeit und eigentlich auch wieder rein mit dem Verstande arbeitend, verdarb zusehends den Charakter. Arndt, der Verfasser des „Wahren Christentums", konnte später klagen, er hätte es nicht für möglich gehalten, „daß unter den Theologen so giftige, böse Leute seien". Sehr bezeichnend ist es, wie einzelne Lutheraner speziell die Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. auslegten: er wolle nur, meinte Caspar Füger, Christus wegen des Termins des Jüngsten Gerichts verwirren, damit er selbst weiter ungestraft seine Schinderei, Gotteslästerung und Bubenstücke treiben könne. Der Teufel wurde von allen Seiten mit Eifer zum Herrn oder Helfer der Gegner gestempelt.

Aber die *Theologie* übte nun überhaupt eine *völlige Vorherrschaft* im *geistigen Leben* aus. Im Grunde wurde das klassisch-mittelalterliche Prinzip neu belebt: alles zur Ehre Gottes; nur ihm dient die Wissenschaft, deren höchste Krönung die Theologie ist. Anderseits ging die Strömung weiter als im Mittelalter. An der Ausgestaltung einer neuen Dogmatik arbeiteten, streitend und tüftelnd, nicht nur die Theologen: theologisch beschlagen zu sein, war überhaupt ein Zeichen der Bildung, selbst bei den Vornehmen. Die geistigen Führer der Zeit wurden mehr und mehr die Hoftheologen. Es ist charakteristisch, daß viele Erlasse und Ordnungen der weltlichen Obrigkeit mit erbaulichen theologischen Einleitungen beginnen, worin freilich ebenso wie in den gleich zu besprechenden frommen Namen zum Teil eine bloße Mode steckt. Die Zurückdrängung volkstümlicher Lust durch die weltlichen Mächte geht jetzt wesentlich auf den kirchlichen Geist zurück. Wohin war ferner der geistige Aufschwung der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts geschwunden? Das hatten ja die Humanisten kommen sehen (vgl. S. 205)! Eobanus Hessus hatte 1523 prophezeit, die neue Theologie werde eine schlimmere Barbarei bringen als die eben überwundene, und 1524 sprach er von den neuen Obskuranten. Erasmus meinte überall, wo das Luthertum herrsche, die Wissenschaften zugrunde gehen zu sehen. In der Tat hatte die *Reformation* den eben vom Humanismus eroberten *aufblühenden Universitäten und Schulen* eine neue, zunächst *abwärts führende Krise gebracht*. Äußerst lebhaft klagte seit 1522 namentlich Melanchthon über die Barbarei der Theologen. Justus Jonas erklärte 1538, seitdem das Evangelium seinen Weg durch die Welt angetreten habe, seien die Universitäten so gut wie ausgestorben; von Erfurt sei eine jammervolle Ruine übrig, von vielen anderen „nichts als trübselige Leichname". Daß das zutraf, darüber mag man bei Paulsen die Nachweise im einzelnen — Erfurt hat sich nie wieder ganz erholt — nachlesen. Auch die katholisch gebliebenen Universitäten litten stark. Ebenso allgemein wurde über den Verfall des Schulwesens geklagt.



Es machte auch der eben entwickelte gelehrte Buchhandel unter solchen Umständen wieder Rückschritte. Luther selbst betonte vom evangelischen Standpunkt gegenüber den bildungs- und schulfeindlichen radikalen Schwärmern nachdrücklich den Wert der humanistisch-sprachlichen Bildung, weil ohne sie „das Evangelium" untergehen müsse. Auf den Niedergang der Universitäten hatte aber viel weniger der bei fanatischen Prädikanten hervortretende Haß gegen die Wissenschaften Einfluß als ein *sehr materielles*, von Luther, Melanchthon und anderen auch wohl erkanntes *Nützlichkeitsmotiv*. Wie nach Luther früher (vgl. S. 213) alle Welt auf Universitäten ging, um geistlich zu werden, so mied man sie jetzt, weil der nunmehr auch noch pfründenlose geistliche Stand vielfach überhaupt mißachtet wurde (vgl. S. 225). Denn nach Widmann hatten die Leute ja aus Luthers Schriften selbst vernommen, „daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten". Und wie viele Menschen, hoch und niedrig, waren einst in der Kirche versorgt worden! In wie bedrängter Lage waren dagegen die neuen Pfarrer! Gelehrten Ersatz für sie ferner gab es, sobald die älteren, aus der katholischen Kirche ausgetretenen Geistlichen schwanden, nicht mehr; man griff sogar zu Handwerkern und Bauern. Eben dieser Umstand, *die Sorge um den Nachwuchs der Pfarrer* für die neue Kirche, zugleich aber das alte unabweisbare Bedürfnis der Landesherren nach juristisch gebildeten Beamten hat dann (vgl. S. 247) die Reformatoren mit allem Eifer darangehen lassen, die gefährliche Krise zu überwinden. Übrigens wirkte der genußsüchtige wie der praktischere Zug der Zeit auch ungünstig. „Die Wissenschaft", sagte 1523 Wizel, „ist um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichtum und Überfluß werden wundersam verehrt. Die Schulen stehen leer, zu Hofdiensten, zur Kaufmannschaft, zur Alchimie und zum Bergbau läuft man am meisten."

Aber sogar die reorganisierten oder neu begründeten Universitäten waren nichts weniger als Stätten freier Wissenschaft: auch der gealterte Melanchthon klagte trotz seiner Erfolge über den Niedergang der schönen Wissenschaften. Melanchthon hatte, anders als der nur von den Interessen des Evangeliums geleitete Luther, doch auch die Bildung, die Wissenschaft um ihrer selbst willen im Auge. Eben dieses wurde später den Vertretern des Luthertums zum Ärgernis. Es begann die völlige Herrschaft nicht des Evangeliums, sondern der Theologie, der die Bildung nur zu dienen hatte. Gewiß wurde jetzt ein reineres Latein, auch das Griechische mehr gepflegt, von der mittelalterlichen Philosophie war nichts mehr übrig: aber gleichwohl herrschte der mittelalterliche Geist bei den nur gewandelten „Sophisten", er war nun rein ins Theologische gewendet und nur noch unduldsamer geworden. Mit der Zurückdrängung und Vertreibung der Anhänger Melanchthons, der Philippisten (vgl. S. 248), geriet auch das ebenfalls (vgl. S. 247) gebesserte lutherische *Schulwesen* wieder in Niedergang. Auch in der reinen Sprachenpflege standen jetzt die lutherischen Schulen hinter den freilich ebenso von streng kirchlichem Geist beherrschten Jesuitenschulen (vgl. S. 254 f.) zurück. Besser stand es um die Schulen der *calvinistischen* Gebiete. Der Calvinismus, der die Zukunft des Protestantismus ja überhaupt besser verbürgte als zunächst das Luthertum, der auch religiös viel aktiver war, hatte sein Gebiet allerdings im wesentlichen außerhalb Deutschlands. Und eben seine Verbindung mit der höheren Kultur Westeuropas ließ ihn nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht (vgl. S. 216) modernere Anschauungen hegen, sondern auch eifriger die Bildung pflegen, ließ ihn sich, entsprechend seiner stärkeren intellektualistischen Haltung, leichter dem Renaissancegeist hingeben, und schließlich sollte aus ihm überhaupt ein *freierer* Geist erstehen.

Auch die Kunst hat in protestantischen Gebieten durch den übertriebenen theologischen Eifer Schaden genommen. Trotz ihrer stärkeren Verweltlichung (vgl. S. 63) war ihr eigentliches Lebenselement freilich noch immer eben die Religion gewesen: nun erschien sie gerade deswegen als charakteristisches Ausdrucksmittel des Katholizismus und wurde als solches bekämpft, am radikalsten von den Bilderstürmern. Luther wurde gerade durch diesen Radikalismus zu freundlicherer Haltung bestimmt, aber die reformierte Kirche verwarf den Bilderschmuck in der Kirche durchaus. Eine kirchliche Kunstpflege war dem in keiner Weise auf Sinnenwirkung ausgehenden Protestantismus überhaupt nicht Bedürfnis, weiter auch schon deshalb nicht möglich, weil den neuen Kirchen der Reichtum der alten infolge der Einziehung des Kirchengutes mangelte. Man hatte weder die Mittel zum Bau neuer oder zur Vollendung im Bau befindlicher Kirchen noch zu ihrer künstlerischen Ausstattung. Dazu kam, daß der neuasketische, sittenstrenge Geist vielfach der Kunstfreude überhaupt, also auch einer weltlichen Kunstpflege nicht günstig war. Die kunstfeindliche Haltung der Kirche hat anderseits die nunmehr notleidenden Künstler erst recht auf das weltliche Stoffgebiet gedrängt. Mochte jener Geist nun zum Teil auch in katholischen Gebieten ungünstig wirken, so blieb hier doch jene alte Tradition kirchlicher Kunstpflege ungestört; dafür beförderte die innigere Verbindung dieser Gebiete mit den katholischen romanischen Ländern (vgl. S. 222) den bereits vordringenden Einfluß der südlichen, undeutschen Kunst (vgl. S. 286 ff.).

Eine unerquickliche theologische Atmosphäre lag über der ganzen Zeit. Wieder einmal können uns diesen Geist die Namen widerspiegeln. An Stelle der alten volkstümlich gewordenen und gewandten Heiligennamen (vgl. S. 79) wählte man in protestantischen Landen biblische Namen, vor allem recht seltene alttestamentliche, um die Bibelfestigkeit zu zeigen. Zu den Abraham, Adam, Benjamin, Daniel, David, Elias, Joachim (der der vulgärste Name wurde), Jonas, Salomon, Simon, Tobias, Zacharias usw. kamen Malachias, Manasse, Kaleb, Eleazar, Nathanael. Im 17. Jahrhundert griff man zu gemachten frommen Vornamen; so hieß ein Frankfurter Student (1649): Hoffe des Herrn. Die neutestamentlichen Vornamen gingen daneben in Fülle einher. Der beliebteste Name war aber allgemein wie früher Johann. Jedenfalls vermied man auf protestantischer wie auf katholischer Seite, auf der man bei den alten und neuen Heiligen blieb, nichtfromme Namen fast ganz.

---

Aber auf beiden Seiten äußerte sich der fromme Zeitgeist nun auch in weniger harmloser Weise. Es ist ihm die Steigerung der Hexenverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert, deren völlig ausgebildete Anfänge allerdings bereits im 15. Jahrhundert liegen (vgl. S. 199 ff.), ganz wesentlich zuzuschreiben. Hansen hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die so oft behandelten Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts für die Erklärung des Problems nichts Neues bieten können, aber der Wahn scheint doch erst jetzt seine charakteristische Bedeutung für den gesamten Zeitgeist, für die Gesellschaft überhaupt zu erlangen, womit denn auch die enorm gesteigerte Zahl der Opfer zusammenhängt. Die beiden Momente, die in Deutschland nach der Reformation als wichtigste erscheinen, der Massencharakter der Verfolgung und der Übergang derselben an die weltlichen Richter, waren freilich schon vorher vorbereitet (vgl. S. 200 f.). Anderswo nahm die geistliche Inquisition da, wo sie bestehen blieb, wie in Italien, die Hexenverfolgung als ihr Recht nach wie vor in Anspruch. In Deutschland ist schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts die weitere Förderung des Hexenwahns Hauptstärke der römischen



Juristen geworden, die nun auch allgemein an Hexenflug und Hexensabbat glaubten. Der neuburgische Landvogt Ulrich Tengler, der 1509 ein weitverbreitetes Handbuch, den „Layenspiegel“, verfaßte, hat sich für die zweite Ausgabe (1511) von seinem Sohn, der aber Geistlicher war, die dafür wichtigsten Teile des „Hexenhammers“ hinzufügen lassen und dem unheilvollen Produkt theologischen Geistes damit neue Ansteckungskraft gesichert. Wie schon (S. 201) betont, wurde der Wahn gleich nach 1500 von der Menge allgemein geteilt, erfaßte aber auch die Gebildeten mehr und mehr. Der anfangs angezweifelte Hexenflug wurde auch durch Holzschnitte und Kupferstiche damals dem Volke vertraut, ebenso das sonstige Treiben der Hexen (Bilder bei Tengler, auch schon bei Ulrich Molitoris [vgl. S. 200]). Selbst Dürer hat einen Hexenflug gestochen, und namentlich Hans Baldung Grien liebte dergleichen. Die Ausbreitung der Verfolgungen ferner über das bisher darin zurückhaltende Niederdeutschland setzte schon seit etwa 1490 ein und beweist die Zunahme des Wahns überhaupt. Diese zeigt sich aber vor allem in jener an die Stelle der Einzelprozesse tretenden Massenverfolgung. Am Niederrhein erhielt sie schon in den neunziger Jahren epidemischen Charakter. Als die Reformation begann, war der Wahn also ein Teil der allgemeinen Weltanschauung, die zu ändern den neuen Konfessionen ganz fern lag.

Die Zunahme der Verfolgung ist aber nicht lediglich der gesteigerten Verblendung der Juristen und ihrer übertriebenen Pflege gleichsam einer neuen Spezialität zuzuschreiben, vielmehr der wachsenden Teilnahme fast aller Kreise des Volkes an diesem Wahn und diese wieder der durch jene Richtung auf das Theologische hervorgerufenen Steigerung der älteren okkultistischen und wundersüchtigen Stimmung wie des Teufelsglaubens (vgl. S. 198 f.). Für die nunmehr gewaltige Wundersucht, der neben der Vermehrung der hergebrachten Prophezeiungsliteratur (Prognostiken usw.) eine starke „Wunder- und Schauerliteratur“ bei Katholiken wie Protestanten, namentlich im späteren 16. Jahrhundert, entsprach, hat wieder Janssen zahlreiche Zeugnisse beigebracht. Nach einer Quelle sah es „der mehrste Theil von Scribenten und Tichtern beneben der Reizung zur Unkeuschheit auf Erregung von Fantasei, Furcht, Schrecken und Entsetzen ab“. Daß diese Literatur, deren Produkte sich geradezu drängten, zum Teil von lutherischer Seite gefördert wurde, um das „epikurische“ Volk auf solche Weise zur Einkehr, zur „Furcht Gottes“ zu zwingen, ist wohl zuzugeben. Schon Luther hatte 1523 „zwei greuliche Figuren“ (Papstesel und Mönchskalb) als „Zeichen von Gott“ gedeutet. Gerade der Buchdruck diente ferner dazu, die früher mündlich kolportierten Wundergeschichten von „gräulichen, unerhörten“ Mißgeburten, Himmelszeichen usw. — daneben gab es die alten Überlieferungen von den Monstris in Äthiopien und dergleichen, die jetzt namentlich der „Elucidarius“ verbreitete — textlich wie bildlich gleichsam authentisch zu fixieren und überallhin zu tragen. Auch hatte man jetzt zahlreiche, oft sehr umfängliche Sammlungen solcher Geschichten, wie die von Fincelius oder Lycosthenes. Fälle, wo Frauen Tiere, Teufelskinder, schreckliche Ungetüme oder Tiere Menschen zur Welt gebracht haben sollten, wurden als Zeichen einer schrecklichen Zeit, der Sündhaftigkeit der Menschheit ausgelegt. Insbesondere wurden die Himmelszeichen, von einfachen Kometen bis zum Mond, der sich zur Erde niederließ und Wehe schrie, oder bis zu Erscheinungen von Christus am Himmel, wie früher, als Warnungen und Vorbedeutungen für künftiges Unglück, selbst für das Weltende, schon von Luther angesehen und namentlich wieder von den Predigern ausgenutzt. Auch die Astrologie erhielt nun jenen völlig abergläubischen Charakter (vgl. S. 203). Anderseits haben einzelne Katholiken, wie Wizel, sich allerdings gegen die ständigen

Schwarzmalereien und die Umdeutung aller Naturereignisse durch die Lutheraner gewandt. Sogar die Toten standen auf, prophezeiten Strafgerichte und predigten Buße, Engel vom Himmel taten desgleichen. Der allgemeine Hang zu Wundergeschichten tritt deutlich in den Gedenkbüchern und Familienchroniken hervor, die doch nicht auf literarische Wirkung berechnet waren, so gelegentlich in dem „Gedenkbuch" des verhältnismäßig aufgeklärten Hermann Weinsberg — „ein Drache", schreibt er 1542, „soll des Türken Schloß und Schatz verbrannt haben" —, so häufig in der Zimmerischen Chronik, namentlich aber in dem „Hausbuch" des pommerschen Landrats Joachim von Wedel. Bei ihm findet man das ganze Register von Wundergeburten, feurigen Zeichen, Christuserscheinungen am Himmel usw.

Auf solchem Boden mußte auch der Gespensterglaube, dem ebenso wie dem Zauberglauben selbst Melanchthon huldigte, mächtig wuchern. Die Gespenstergeschichten häuften sich unheimlich, es entstand eine theoretische Literatur darüber, und sehr charakteristisch ist eine Äußerung des Johann von Münster (1591): „Wer siehet und hört nicht täglich allerlei Gespenster, Geschrei und Heulen, Werfen, Rauschen, Klappern und Zuschlagung der Särck, Machung der Gräber und dergleichen? Item wer sieht nicht täglich viel Gesichte in der Luft, auf Erden und über dem Wasser, in welchem einer ersaufen und sonst Noth leiden soll?" Diese Gespenster wurden auch als verschiedenartige Teufel aufgefaßt; selbst ein Bekämpfer der Hexenverfolgung, der calvinistische Professor Wilcken in Heidelberg, meinte, daß „allenthalben der Erdboden, inwendig und auswendig, Wasser und Luft voll Teufel, böser und unsichtbarer Geister" seien. Natürlich schossen nun auch die sonstigen okkultistischen Neigungen üppig empor. Man weissagte nach alter und neuer Methode aus den Kristallen, aus Spiegeln, Flammen usw. Die Chiromantie hatte der Italiener Cardanus in ein förmliches System gebracht. Traum- und Weissagebücher wurden sehr beliebt, weiter aber die Zauberbücher, wie überhaupt gerade der Zauberglaube mächtig anschwoll. Für Beschwörer, Kugelfänger, Buhlzwinger, Alraunskrämer, Wind- und Wetterverkäufer war es eine schöne Zeit. Freilich konnte es ihnen, da man sie für Kreaturen des Teufels hielt, auch schlecht gehen. Im Volke galten namentlich die Jäger als Schwarzkünstler. Jener Wilcken glaubte ferner, daß manche Gelehrte dienstbare Geister und Teufelchen hätten. Vor allem der Glaube an Zauber- (Mantel-) Fahrten und Geisterbeschwörungen war sehr verbreitet. Nach Thurneissen gab es zu seiner Zeit 24 verschiedene magische Künste. Der Typus der Schwarzkünstler war der Doktor Faust, der Held des 1587 zuerst erschienenen Volksbuches. In diesem tritt, wie auch in den Geschichten von anderen für „Teufelskünstler" gehaltenen berühmten Leuten, wie Thurn von Thurneissen, eben der Teufel mit seinen Diensten in Aktion.

Aber nicht nur durch die Magie gewann der Teufelsglaube jetzt eine außerordentliche Ausdehnung. Von der katholischen Kirche war er längst gepflegt, des Teufels Beziehungen zum Menschen waren von der scholastischen Theologie systematisch festgestellt worden (vgl. S. 199). Auch seine Rolle im Volksglauben war schon im 15. Jahrhundert groß. Aber Freytag betont richtig, daß der Teufel damals noch vom Volke „recht gemütlich zugerichtet" war, „ein possenhaftes, fast harmloses Aussehen" hatte. In den Spielen war er eine komische Figur, in den Sagen, die auf ihn zum Teil von germanischen Dämonen übertragen waren, war er oft der Geprellte, wie ja auch meistens die Riesen. Das wurde nun anders; seine frühere Rolle bei den Theologen wuchs mit der Reformation gewaltig; jede Partei sah in der anderen Kinder des Teufels, zugleich erhielt dieser nur noch harte, giftige Züge. Niemand hat aber diese Rolle mehr gefördert als Luther, der sich förmlich in die Teufelsidee verrannte. Er



glaubte sich von ihm im Kloster zu Wittenberg wie auf der Wartburg gestört, er sah ihn überall hinter dem Papst und den Papisten stehen, des Teufels Werk war überhaupt die ganze katholische Kirche in ihrer Abwendung vom wahren Christentum. Wenn sich auch bei seinen Reden und Geschichten vom Teufel noch volkstümliche Denkart äußerte, so hat er doch in seiner Verflechtung aller Wechselfälle des menschlichen Lebens mit Anfeindungen und Versuchungen des Teufels neue unheilvolle Wege eingeschlagen. Luther sah eine ganze Welt teuflischer Dämonen. Er hat denn auch eine starke Vorliebe für die Verwendung des Wortes Teufel gehabt, die auf seine Anhänger vorbildlich wirkte. Es war wohl oft nur bildlich gemeint, aber er sprach überall, wo er Fehler und Schwächen entdeckte, von Teufeln. Eine hypertheologische Wandlung der Auffassung menschlicher Schwächen trat ein. Aus deren Verkörperung, dem Narren, der so gut für das derb-lustige 15. Jahrhundert paßte (Weibernarr usw., vgl. S. 126), ist der für das glaubenseifrige und sittenstrenge 16. Jahrhundert nicht minder passende Teufel geworden. Die Terminologie Luthers hat bei seinen Anhängern auch zu einer literarischen Verwendung geführt: es entstand eine von Pastoren getragene Teufelsliteratur — „ihr Großvater und Patriarch Martin Luther", sagte Johannes Nas 1588, „hat solches angefangen" —, die entsprechend etwa der Sünden- und Strafenspezialisierung in der Hölle die einzelnen Laster als Teufel vorführte (Sauf-, Geiz-, Fluchteufel usw.; sehr bekannt ist Musculus' „Hosenteufel" [vgl. S. 290] geworden). Die einzelnen Werke wurden schließlich von Feyerabend in dem „Theatrum diabolorum" (1569) gesammelt, das in der 3. Auflage (1587) 34 Teufel zusammenbrachte. Der Hauptzweck war wieder schreckhafte Einwirkung auf das Volk. So hielt es Jodocus Hocker für „rathsam", „dem gemeinen mann" die Hölle „auffs gröbste fürzubilden", „damit man ihnen einen schrecken dafür machen möge". Über den protestantischen Norden und Osten ist diese Literatur aber wenig hinausgekommen. In Bayern verbot schon 1566 Albrecht V. „alle die neuen Tractätl, welche in Teufels Namen intituliert sind, als Hosenteufel, Spielteufel usw.": „ist nicht Noth, das christlich Völklin durch Teufels Bücher von Lastern abzutreiben". Wesentlich der Protestantismus hat auch den volkstümlichen Glauben an die Möglichkeit, den Teufel zu prellen oder ihm durch gute Werke zu entrinnen, verdrängt: wer nicht innerlich umschlug, war dem Teufel verfallen. Daher enden jetzt die Teufelsgeschichten, wie schon bei Luther, meist damit, daß ihre Helden vom Teufel geholt werden (Faust). Lutheraner ließen übrigens den Teufel gern in Mönchsgestalt erscheinen. Den Teufelsglauben Luthers teilten Melanchthon und viele andere Anhänger des Evangeliums durchaus; Unglück und Übel schoben sie immer dem Teufel zu. Im übrigen operierte aber auch der Katholizismus mit dem Teufel noch mehr als früher, nicht zuletzt infolge der Glaubenskämpfe.

Allgemein charakteristisch wurde der Glaube an die Besessenheit vom Teufel, der, aus der Heiligen Schrift übernommen, schon früher lebendig gewesen war. „Fast nahe und fern in allen Grenzen", sagt Celichius in einer einschlägigen Schrift, „wird die Zahl der Besessenen so groß, daß es Jammer und Wunder ist." Es scheinen vor allem zunächst Irre und Fallsüchtige, wenngleich nicht immer, als Besessene angesehen worden zu sein. Auch bei Celichius zeigt sich wieder jene Abneigung gegen das weibliche Geschlecht: Weibspersonen seien häufiger besessen als die Männer, sie seien ja auch schwach und melancholisch, seit Eva mit Vorliebe von dem Teufel versucht, auch „viel ehe und mehr auf teuflische Zauberei verstürzet als die Männer". Immer häufiger liefen nun „Neue Zeitungen" usw. mit wunderbaren Geschichten von Besessenen um; eine zu Frankfurt a. O. passierte hat z. B. Luther

beschäftigt. Bei den Besessenen konnte der Kampf für das Reich Gottes gegen das des Teufels praktisch durchgeführt werden. Die Katholiken wetteiferten alsbald mit den Lutheranern und Calvinisten in der Austreibung des Teufels, die bei ihnen durch Exorzismus, bei diesen durch Gebet geschah, immer aber zum Ruhm der eigenen Kirche. Wurde 1584 in Ingolstadt verkündet, daß sich „ein junges lutherisches Predigtkäuzlein“ erfolglos um eine Austreibung gemüht habe, so erzählte 1606 der lutherische Prediger Blum einen Fall, bei dem „päbstische oder calvinische“ Austreibungen vergeblich waren. Man nutzte diesen allgemeinen Eifer auch geschäftlich aus: wenn manche sich besessen stellten und so Almosen erbettelten, so zogen andere als Teufelsbanner umher und hatten großen Zulauf, da die allgemeine Aufregung oft die Einbildung der Besessenheit hervorrief, sogar ganze Epidemien vorkamen, wie 1593/94 in der Mark Brandenburg. Sie priesen ihre Heilerfolge wie Quacksalber auch „in gedruckten Zetteln“ an. Diese Sucht, gegen den Teufel zu kämpfen, wie die Zunahme des Teufelsglaubens überhaupt, die sich auch in den zahllosen Berichten über Teufelserscheinungen zeigte, haben nun den Eifer, die Teufelsliebchen, die Hexen, zu vernichten, zweifellos verstärkt; ebenso hat aber, wie gesagt, die geschilderte Wunder- und Zaubergläubigkeit (siehe die obenstehende Abbildung), die Lektüre der Zauberbücher usw., wie einzelne Prozeßberichte beweisen, den Hexenwahn selbst mächtig gefördert. Luther stand schon ganz im Banne der bereits (vgl. S. 237) allgemein anerkannten Anschauung, hat aber den Hexenflug und die Verwandlungsfähigkeit der Hexen verworfen und glaubte nach der alten volkstümlichen Auffassung an die schädigende Hexerei, die er nach gelegentlichen Äußerungen jedoch mit dem Tode bestraft wissen wollte. Hatten anfangs die Glaubensstreitigkeiten diese Hexendinge im Hintergrund gelassen, so wetteiferten nun alle Konfessionen, den Kampf mit dem Teufel gerade durch die Vernichtung der Hexen erfolgreich durchzufechten. Ein Dominikaner meinte später Luther sogar durch den Vorwurf zu beschimpfen, er habe nicht an Hexen geglaubt. So führte



Zauberwerk. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen“, Augsburg 1537.

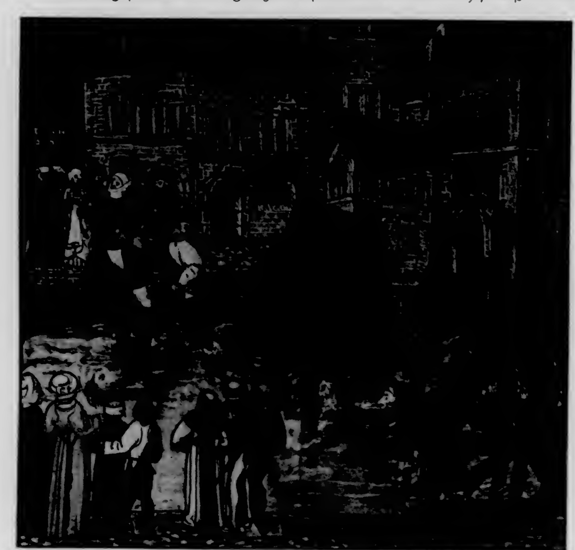


in Verbindung mit dem theologischen Geist an sich eben die kirchliche Spaltung gerade in Deutschland eine stärkere Ausdehnung der Hexenverfolgung herbei als in anderen Ländern; freilich betrieb auch die Inquisition in katholischen Ländern die Massenverfolgung von Hexen. Obwohl zahlreiche Prozesse vorher nachweisbar sind, scheint die eigentliche Verfolgungsepidemie erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts einzusetzen. Noch 1531 meinte Hans Sachs: „Des Teuffels Eh’ und Reutterei ist nur Gespenst und Fantasey“; die „Carolina“, die peinliche Gerichtsordnung Karls V., bestrafte, im Anschluß an die Bamberger Ordnung von 1507, nur die schädigende Zauberei mit dem (Verbrennungs-) Tode, schützte auch die Angeklagten gegen das Eintrichtern bestimmter Bekenntnisse, gegen die Aussagen von anderen „Zauberern“, kannte ferner die Einziehung der Güter nicht; es wurde auch von gemäßigten Obrigkeiten und Autoren später wiederholt auf Übertretungen der „Carolina“ hingewiesen. Die peinlichen Ordnungen seit dem „Codex Augusteus“ von 1572 aber zeigten sich immer stärker jenem Hexenbegriff mit Teufelsbund und Hexensabbat zugänglich, straften auch ohne Nachweis der Schädigung mit dem Tode und ignorierten jene schützenden Bestimmungen. Da die Hexerei als Ausnahmeverbrechen galt, war jede Willkür erlaubt, das jetzige inquisitorische Verfahren (vgl. S. 200) wurde aber vor allem in der Erreichung des „Bekenntnisses“ durch die Folter unterstützt, deren gewaltig ausgedehnte Anwendung die entsetzliche Zunahme der Prozesse erklärt.

Die Folter war schon (vgl. S. 124) im 14. und 15. Jahrhundert immer ausgiebiger gerichtlich angewandt worden. Überhaupt haben wir ja bereits früher (S. 124) die Verschärfung der Kriminaljustiz beobachtet, die wieder hauptsächlich auf Rechnung der Juristen kommt. Der „Hexenhammer“ hatte dann, da erneute Folterung ohne neue Indizien ursprünglich nicht zulässig war, die Folterung am anderen Tage nur als „Fortsetzung“ der alten hingestellt, freilich nur einmalig erlaubt. Die Bamberger Ordnung und dann die „Carolina“ behielten die Folter bei, letztere unter wesentlichen Einschränkungen. Aber die spätere Praxis wurde immer entsetzlicher, ebenso wie die Folterwerkzeuge selbst immer teuflischer ausgebildet wurden. Alt und Auffrischung einer Form des Gottesurteils war die Hexenprobe, bei der die Beschuldigte gebunden ins Wasser geworfen wurde und, wenn sie ihre Unschuld erweisen wollte, nicht untersinken durfte (s. die Abbildung S. 242). Jedenfalls stieg die qualenerfinderische Lust immer mehr; zwar erhoben vor und nach 1600 z. B. Johann Meyfart und besonders der Holländer de Greve, die wieder einen früheren spanischen Vorgänger, Ludwig Vives, hatten, ihre Stimme gegen die Tortur, aber eben im Anfange des 17. Jahrhunderts scheint der Höhepunkt der Gefühlsverhärtung erreicht worden zu sein. Es gab Geistliche, die hinter einem Vorhange der Folterung wie einem Schauspiel zusahen. Benedikt Carpzow spricht von rohen, trunksüchtigen Richtern, die blutdürstig den Qualen zuschauten und sie verdoppeln ließen. Diese zunehmende Gefühlsverhärtung war auch ein wesentliches Moment für die Steigerung der Verfolgung. Dem Volke, hoch und niedrig und bis zu den Kindern, boten grausame Hinrichtungen wieder nur ein genußreiches Schauspiel. Wie die Grausamkeit stieg, lehrt etwa die Hinrichtung des Braunschweiger Stadthauptmannes, des Juristen Brabant, der in den Verdacht des Verkehrs mit dem Teufel geraten war, im Jahre 1604. Nach dem durch raffinierte Foltern vor betrunkenen Richtern erpreßten „Bekenntnis“ wurden dem ohnehin Halbtoten auf dem Richtplatz zwei Finger abgehauen; er wurde dann mit glühenden Zangen gezwickt, entmannt — wobei die Ohnmachten durch Kraftwasser verhindert wurden —; darauf wurde ihm mit einem hölzernen

Hammer die Brust zerschlagen, der Leib aufgeschlitzt und schließlich das Herz herausgerissen, das man dem Toten noch ins Gesicht schlug. Wie mußte das Gefühl von Menschen verroht sein, die solchen Qualen zuschauen konnten, und wie oft sah das Volk Hexen oder andere Verbrecher, durch die Tortur fast schon zernichtet und zerfetzt, zum Richtplatz geführt werden! In solcher Zeit härteten sich wohl Räuber in ihren Verstecken durch gegenseitige Martern ab. Ganz schauerliche Beschreibungen werden endlich auch von den Gefängnissen gemacht, die durch die bei dem umständlichen Verfahren oft überlange Haft zur wahren Hölle wurden.

Wenig fällt bei der ganzen Epidemie ins Gewicht, daß in der Tat viele Leute sich mit eingebildetem Zauberkram abgegeben haben, oder daß, wie es namentlich für österreichische Gegenden wahrscheinlich ist, unzüchtige Orgien, zuweilen auf Anstiften von Abenteurern oder reichen Wüstlingen, zugleich sexuelle Dinge psychopathischer Natur vorkamen. Wirkliche Mörder und Giftmischer figurierten öfter als „Zauberer". Verzückte, Somnambulen und Nachtwandler werden auch oft als solche angesehen worden sein, ebenso völlig Irre. Es mögen ferner durch Salben oder Rauschmittel exaltierte Stimmungen erzeugt worden sein, die zu lebhaften Visionen führten. Die Hypnose kann eine Rolle gespielt haben. Doch bleibt das alles nur für die Erklärung der starken Steigerung der Verfolgung von einiger Bedeutung, ebenso wie gewisse Motive der Richter, Habgier oder Sinnlichkeit. Die große Rolle der Habgier zeigte sich z. B. scharf in Trier, wo seit der Beschneidung der Einnahmen der Inquisitoren die Hexenverfolgung alsbald nachließ.



Wasserprobe. (Oder Schwemmen, Bestrafung der Wiedertäufer?) Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern. Vgl. Text S. 241.

Man wird nun zugeben müssen, daß wenigstens nach den vorhandenen Quellen jene Steigerung nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst mehr in protestantischen als in katholischen Gegenden wahrnehmbar ist, was sich freilich bald wieder änderte. In der Schweiz, die überhaupt im Hexenbrennen eifrig war, hatte schon Calvin Massenhinrichtungen zur Vertilgung des zauberischen Geschlechtes herbeigeführt. Und daß die im Teufelsglauben so großen protestantischen Prediger in manchen Gegenden die Hetzer gewesen sind, mag wohl richtig sein. Es sind anderseits die der Verfolgung bei ihrem Übermaß erstehenden



Hauptgegner keineswegs nur auf katholischer Seite zu suchen. Der wichtigste namentlich, der von katholischer Seite in Anspruch genommen wird, war ein Calvinist, nämlich der edle klevische Leibarzt Johann Weyer, dessen 1562 erschienene, in manchen Punkten freilich durchaus rückständige Schrift „Über die Blendwerke der Dämonen" („De praestigiis daemonum") in fünf Ausgaben erschien, sehr bald übersetzt wurde und überhaupt gewaltig wirkte. Neben ihn traten später andere Calvinisten, wie Hermann Wilcken (Augustin Lercheimer von Steinfelden) und Anton Prätorius, Pfarrer in Laudenbach, der auch pseudonym als Johann Scultetus schrieb, ebenso Lutheraner, wie Johann Georg Gödelmann, ein Jurist, alle einsichtig, kritisch und milde, obwohl auch sie dem Teufels- und Zauberglauben huldigten. Bei Janssen findet man noch manche andere Gegner, namentlich katholischer Konfession, auch Juristen, genannt. Ein sehr vorgeschrittener Katholik freilich, Cornelius Loos in Trier, hat solche Ansichten, von dem hexenwütigen Weihbischof Peter Binsfeld gezwungen, 1592 widerrufen müssen. Unter den Jesuiten sodann ist gegenüber dem Hetzer Georg Scherer als Gegner der Greuel der Folter der freilich nicht zu überschätzende Professor Adam Tanner zu nennen, weiter Friedrich von Spee als Vertreter echter Humanität. Spee richtete sich vor allem gegen das Verfahren als Hauptförderung der ganzen Erscheinung; er hatte seine Ansichten als Beichtvater vieler Opfer gewonnen, von denen er mit Grausen keines für schuldig erkannte, aber er hat sie in seiner „Cautio criminalis" oder „Peinliche Warschauung" 1631 doch nur anonym ausgesprochen. Auf Philipp von Schönborn, den Kurfürsten von Mainz, hat er damit auch praktischen Einfluß geübt, einen Umschwung aber sonst nicht herbeigeführt. Die so häufig nicht beachteten Durchschnittsanschauungen endlich lehrt der auch bezüglich der Glaubensspaltung maßvoll denkende Weinsberg kennen: er ist sehr skeptisch, erachtet z. B. den Hexenflug für Lüge, enthält sich aber über die Zauberei des Urteils. Nach ihm, wie auch nach vielen Stellen der Hexenliteratur selbst, z. B. nach Johann Spreter, waren die Meinungen im Volk überhaupt doch sehr geteilt; 1589 schreibt er: „etliche glauben gar nicht daran, halten es für Phantasie usw., andere, Gelehrte und Ungelehrte, glauben daran ... halten hart darauf". Mitleid mit den armen Weiblein zeigte sich im übrigen auch nicht selten, z. B. 1610 in Guarinonis „Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts". Besonders anerkennenswert ist die neuerdings hervorgehobene Stellungnahme der Stadt Kulmbach, in der anscheinend nicht nur Hexenverfolgungen überhaupt ausblieben, sondern auch praktisch durch Bestrafung der Angeber bekämpft wurden.

Demgegenüber standen nun die Hetzer, Protestanten wie Katholiken; beiderseits wurde z. B. Weyer aufs ärgste angefeindet — sein Buch kam 1582 auf den Münchener Index. Zu jenen gehörte neben einer Reihe von Pfarrern, namentlich dem Thüringer David Meder, und einigen Professoren und Juristen, die sich unmittelbar gegen Weyer wendeten, wie Scribonius in Marburg, Erast in Heidelberg, vor allem der französische Jurist Bodin, der, in schreiendem Widerspruch dazu, zugleich kühner Freidenker ist, ein Beweis für die Untrennbarkeit des Okkultismus vom ganzen damaligen Geistesleben. In seinem Werk, das bekanntlich Fischart als „Dämonomia" „zur wolzeitigen Warnung, Vorleuchtung und Richtigung in der heutigen Tages sehr zweifelicher und disputierlicher Hexenstrafung" „dem deutschen Leser gemein machte", war insbesondere wieder die schlimme Disposition des weiblichen Geschlechts, die auch Weyer und Genossen in gemilderter Form anerkannten, in den Vordergrund gestellt. Manches in dem Werk ist derart, daß man fast an eine Karikierung der Hexenspürer denken könnte. Fischart hat auch den „Hexenhammer" (vgl. S. 200) neu herausgegeben. Auf

katholischer Seite sind namentlich der Trierer Weihbischof Peter Binsfeld 1581 in einem lateinischen, aber stark verbreiteten, auch übersetzten Werk und der rheinische Pfarrer Franz Agricola 1596 als Scharfmacher aufgetreten; ferner gab es Übersetzungen der „Daemonolatria“ des lothringischen Juristen Remigius usw. Nicht wenig wirkten auch die „Zauberischen Untersuchungen“ („Disquisitiones magicae“) des Jesuiten Delrio. Im ganzen war mit dieser erneuten Hetze beabsichtigt, die „nun gar zu schläfrige“ Obrigkeit zu schärferem Vorgehen wieder aufzustacheln; weder Ferdinand I. noch Maximilian II. waren z. B. Freunde der Hexenverfolgung. Es gelang über die Maßen. Man kann dabei einen besonderen Einfluß der Gegenreformation kaum nachweisen, abgesehen von der Neubelebung des theologischen Kampfgeistes überhaupt. Vorwürfe gerade gegen hexenverfolgende Jesuiten sind allerdings damals erhoben worden, besonders daß Wohlhabende um ihrer Güter willen verfolgt worden seien.

Hexenverbrennung zu Baden in der Schweiz (am 5. Juni 1574). Aus einer Handschrift (Ms. F 23) der Stadtbibliothek zu Zürich. Vgl. Text S. 245.

Jedenfalls kam nun die ganze Erscheinung auf den äußeren Höhepunkt; bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts grassierte die Massenverfolgung. Einige Beispiele mögen genügen. Nach einer Straßburger angeblich „wahrhafften und glaubwirdigen Zeyttung“ wurden dort im Oktober 1582: 134 Hexen verbrannt, nach einer ebensowenig unzweifelhaften „Zeitung“ zu Osnabrück 1588 (nach einer anderen Quelle 1589) „auf einem Tag 133 Unholden“, in Quedlinburg 1589 ebenfalls 133, in Ellingen 1590: 71 Hexen, 1591 in Wallerstein 22 Hexen, in der Umgegend von Trier, außer denen in der Stadt selbst, von 1587 bis 1593: 306 Hexen und Zauberer. Der Malefizmeister des Stiftes Fulda wollte von 1603 bis 1605: 205 Personen „gerechtfertigt“ haben. Aus den Bistümern Würzburg und Bamberg liegen besonders schlimme Nachrichten vor: in Gerolzhofen wurden 1616: 99, 1617: 88, im Bambergischen 1617: 102 Personen, davon in Hallstadt 13 an einem Tage, hingerichtet.



Die sonstigen, weniger massenhaften Hexenbrände (s. die Abbildung S. 244) hier statistisch darzustellen, erübrigt sich, ebenso die Anführung dieser oder jener Schauergeschichte. Freilich bestand je nach der Persönlichkeit des Landesherrn oder lokalen Verhältnissen eine erhebliche Differenz, wie ja auch sonst gerade in Deutschland, zwischen den einzelnen Landschaften und Orten, z. B. zwischen Köln und Trier. Auch auf die enorme weitere Steigerung im 17. Jahrhundert sei hier nur kurz hingewiesen. Im Würzburger Sprengel z. B. wurden 1627—29 mehr als 200 Personen, in dem schon erwähnten Osnabrück 1640: 80 Hexen hingerichtet. Man hielt selbst vor Kindern nicht immer zurück, wie auch jener Remigius auf hexereikundige Kinder nach seiner „Erfahrung“ hinwies. Unter jenen Würzburger Hingerichteten waren 5 Mädchen und 20 Knaben; auch in Bamberg waren um die Mitte des Jahrhunderts sieben- bis zehnjährige Mädchen unter den Opfern. Katholische Hauptstätten der Verfolgung waren im übrigen neben Bamberg und Würzburg: Lothringen, Trier, Fulda, Neiße, protestantische: Brandenburg, Kursachsen, Braunschweig (unter Herzog Heinrich Julius), Hessen-Cassel, Nassau. War eine Epidemie ausgebrochen, dann waren die Leute wie vom Taumel befallen; der bloße Verdacht führte in der Regel zum Tode. Verdächtig konnte aber alles werden, zuweilen, wie in Trier, selbst große Frömmigkeit und häufiger Empfang der Sakramente. Bemerkenswert ist, daß die Verfolgung nun immer öfter auch auf die besseren Stände, auf Kanzler, Stadträte, Richter, namentlich aber auf deren Frauen, auf Edelfrauen, ja auf Geistliche übergriff. In Trier kam 1589 ein Hexenrichter selbst, Dr. Flade, wohl wegen seiner Skrupel, auf den Scheiterhaufen. In Braunschweig beschuldigte Herzog Erich II. sogar seine Gemahlin Sidonie der Hexerei, allerdings erfolglos: ihre angeblichen vier Helfershelferinnen wurden aber aufs unmenschlichste gefoltert.

Gleichwohl darf in der ganzen Epidemie eine Plage vor allem des niederen Volkes (vgl. S. 200) gesehen werden, freilich in erster Linie immer der Frauen. Im Jahre 1543 wandte sich die Berner Regierung gegen die „Edelleute und Twingherren“, die „mit den armen Leuten, so der Unhulde oder Hexerei verdächtig und verleumdet werden, ganz unweislich grob seien“. Wilcken wies in seiner apologetischen Schrift auf die Armut der elenden Weiblein hin, die die harten Verfolger nicht bedächten. Jener Hexengegner Agricola gab 1596 zu, daß die Hexen und Zauberer „gemeinlich“ arm seien. Anderseits zeigt neben sonstigen Beweisen eine Äußerung Wilckens über den Unwillen des gemeinen Volkes gegen eine Fürstin, die für Hexen zu bitten pflegte („ein solch Bestia und unvernünftig Thier ist das gemeine Volk“), daß das Volk, „das Pöbel- und Büffelvolk“ (Meyfart), aus schon betonten Motiven durchaus auf seiten der Hexenrichter stand. Namentlich auf dem Lande förderte alter Volksglaube den Wahn (vgl. S. 200). Das wichtigste Merkmal der ganzen Erscheinung bleibt aber die enge Verbindung mit der mittelalterlichen Religionsform. Mit dieser, mochte sie katholisch oder evangelisch zugestutzt sein, dauerte sie daher auch bis ins 18. Jahrhundert hinein, obgleich bereits mit dem Dreißigjährigen Krieg eine Ablenkung und ein Nachlassen eintrat. Aber jene unvolkstümliche Haltung hat zum Teil auch der strengere religiöse Geist seit der Reformation mit verschuldet. Schon jener eifrige Kampf gegen die Ausschreitungen des Volkslebens hat häufig echte und gute Äußerungen des Volkstums mitbetroffen, volkstümliche Art erheblich zurückgedrängt. Dazu kam, daß die evangelische Kirche selbst jene Volkstümlichkeit der mittelalterlichen Kirche (vgl. S. 116 f.) verlor, obgleich jetzt das Laientum eine ganz andere Rolle spielte. Die Religion hatte ihren sinnlich greifbaren Charakter gegen einen gelehrt-dogmatischen eingetauscht. An die

Stelle der Volksprediger oder unwissender, aber populärer Pfarrgeistlichen traten mehr und mehr humanistisch geschulte Kanzelredner, die dogmatisch belehren wollten, im übrigen immer schärfer und immer unvolkstümlicher gegen die Sünde eiferten.

---

Aber die höhere Kultur erhielt überhaupt einen gelehrten Charakter, und gerade dieser hat zur Zurückdrängung des Volkstums mehr beigetragen als alles andere. Der Humanismus hatte eine neue, bald ausschließlich geltende Bildungsform gebracht, die gelehrte, und anderseits die Ausbildung eines weltlichen Gelehrtenstandes befördert, der immer mehr zum Träger allen höheren Lebens wurde. Die Pflege geistiger Kultur war zum Laienberuf geworden, diente freilich in erster Linie praktischen Bedürfnissen. Aber gerade diese weltlichen Interessen bedingten die Wichtigkeit des neuen Standes, für den nun auch die weltliche Obrigkeit maßgebender war als die Kirche (vgl. S. 253). Wie alle Welt steckte zwar der Gelehrte durchaus in theologischen Fesseln, aber er repräsentierte das Bildungsideal schlechthin, auch für die Fürsten. Volkstümlich war dieses indes immer weniger. Groß war schon die Unvolkstümlichkeit der römischen Juristen, die ursprünglich die moderne Entwickelung angebahnt hatten, und die immer einen vornehmen Anstrich behielten; sie darf freilich (vgl. S. 147 ff.) nicht übertrieben werden, ist für sie aber immerhin auch als Verwaltungsbeamte charakteristisch. Aber der Gelehrte überhaupt geriet jetzt mehr und mehr in Gegensatz zum Volkstum, insbesondere weil die neue Bildung in der Hauptsache äußerlich blieb (S. 221). Wie wir die Kunst einen unvolkstümlichen Charakter annehmen sahen (S. 221 f.) und sehen werden, so wandte sich die Bildung vom Volke ab (vgl. jedoch S. 256). Seine Sprache ward nun verachtet, und aufs neue begann eine Herrschaft des alleinseligmachenden Lateins, indes in ganz anderem Sinn als im Mittelalter, das ein unklassisches, dafür aber lebendes und entwickelungsfähiges Latein als allgemeine Schriftsprache gepflegt hatte.

Die große Errungenschaft jener demokratischen Zeit, die deutsche Schriftsprache (vgl. Bd. I, S. 381 ff.), wurde nun durch eine korrekte, ängstlich gepflegte und mit Eitelkeit gebrauchte neuklassische Gelehrtensprache wieder scharf bedrängt, wenn sie auch nicht wieder beseitigt werden konnte; dazu waren die Volksmenge und ihre Ansprüche doch zu groß und die Verhältnisse zu vorgeschritten, dazu hatte ferner Luthers Bibelübersetzung eine zu gewaltige Autorität. Aber was sich jetzt als deutsche Geschäftssprache ausbildete, jener schon zu Ausgang des Mittelalters unter dem Einfluß des Lateinischen höchst unschön gestaltete Kanzleistil, wurde nun unter demselben, noch verstärkten Einfluß wahrhaft ungeheuerlich entwickelt. Die bereits (S. 229) charakterisierte verschlungene Vertracktheit erklärt sich aus solcher Beeinflussung wie aus der entsprechenden Zurückdrängung und Vernachlässigung der Muttersprache. Es gab auch keine allen gemeinsame Literatur mehr, während noch Luthers Schriften für das ganze Volk geschrieben waren. Die schöne Literatur in heimischer Sprache verwilderte einerseits in jenem Grobianismus, der schließlich wirklich abstoßend wurde und die spätere Herrschaft des Französischen mit ermöglichte, oder sie wurde, als man sich nachmals ihr doch wieder mit mehr Liebe zuwandte, von sonst lateinisch denkenden und schreibenden Gelehrten, konventionellen und künstlichen Geistern, ein akademisches Produkt der Regel, gepflegt. Das Volkslied wurde in seiner eben erlangten Blüte geknickt. Nur das Kirchenlied entwickelte sich kräftig und zeigte, daß der religiöse Geist nicht lediglich erstarrend auf das dichterische Leben wirkte. Wie stark übrigens der Haß mancher neuen Schulgelehrten gegen die Muttersprache war, zeigen Äußerungen wie die jenes Naumburger



Rektors Bursmann, man müsse das Deutsche ganz aus den Schulen hinwegtun. Nach der Anweisung der kursächsischen Schulordnung, keinen Unterricht in der Muttersprache zu erteilen, richteten sich fast alle Lateinschulen. Daß die Zöglinge unter sich nur Lateinisch sprachen, suchte man durch Aufpasser (Observatores, Lupi usw.), wie einst im früheren Mittelalter, zu erreichen. Deutsch reden wurde bestraft.

Die Ausbildung dieses beschränkten gelehrten Wesens war nun freilich erst möglich gewesen, nachdem der Humanismus jenen oben (S. 234 f.) geschilderten Rückgang der gelehrten Studien überwunden hatte. Anderseits war trotz desselben der Hauptteil wenigstens seiner gelehrten Ziele dauernd erreicht: ein guter Latein- und einiger griechischer Unterricht, überhaupt ein philologisches Studium, eine eifrige, freilich unselbständige Pflege klassischen Stils. Die Humanisten wurden nun ganz zu Philologen, Schulmännern und Predigern. Auf seiten des Protestantismus war die Wiederaufrichtung des Gelehrtenschulwesens von den Reformatoren selbst ausgegangen. Es trieb dazu der Bedarf an wissenschaftlich gebildeten Predigern, auf deren persönliche Wirksamkeit jetzt viel mehr ankam als im katholischen Kultus, ferner die Rücksicht auf die für den Protestantismus so wichtige „Obrigkeit“. Aber diese hat nicht nur ein Interesse an guten Schulen, sondern auch die Pflicht, für solche zu sorgen: das hat Luther in seiner Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524) und in dem „Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten“ (1530) eindringlich dargelegt. „Denn sie ist wahrlich schuldig, die Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren.“ Luther leiten die Ordnungsinteressen: die Christenheit soll „gut Regiment“ behalten. Dabei denkt er aber selbstverständlich nicht an weltlich-staatlich gerichtete Schulen. Die Obrigkeit soll für Schulen sorgen, d. h. eine von christlichem Geist erfüllte Obrigkeit für christliche Schulen. In jenen Schriften wandte sich Luther zugleich gegen die eingerissene Verachtung der Studien, und er kennzeichnete den der höheren Bildung im Grunde von jeher abgeneigten Sinn vieler Deutschen mit der heftigen Äußerung: „Ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Tiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen.“ Daß er dringend das Sprachstudium befürwortete, erklärt sich mehr daraus, daß es für die neue, auf das Evangelium gestützte Kirche auf dessen richtiges Verständnis ankam, als aus humanistischem Interesse. Dieses war vielmehr (vgl. S. 235) die treibende Kraft bei Melanchthon, der, im Inneren wohl mit Entsetzen auf die neuscholastische Entwickelung blickend, mehr und mehr darauf drang, nicht lediglich Theologie zu treiben, und als echter Humanist das Ziel der Bildung in der Eloquenz erblickte. Melanchthon ist auch der eigentliche Reorganisator des Universitäts- wie des Gelehrtenschulwesens, der Praeceptor Germaniae geworden. Er reformierte zunächst die Universität Wittenberg, und diese Reform wie unmittelbare Einwirkungen Melanchthons haben auf die meisten protestantischen Universitäten den größten Einfluß geübt. Ebenso vorbildlich war für die gelehrten Schulen die Melanchthonische Schulordnung von 1528 für die kursächsischen Lande. Luther erreichte durch seine Anregung bei den Städten praktisch nicht allzuviel, auch war selbst bei gutem Willen derselben die Kalamität nicht ohne weiteres zu heben. Hier griff eben Melanchthon ein. Er hat in Wittenberg neben Pfarrern zahlreiche Lehrer herangebildet, auf seine Empfehlung wurden die meisten derartigen Stellen im protestantischen Deutschland besetzt. Weiter hat er für den gelehrten Unterricht die Lehrbücher

verfaßt, theologisch-dogmatische natürlich, aber auch grammatische, stilistische, historische und philosophische. Von der späteren Reaktion gegen den Geist und die Schule Melanchthons haben wir schon (S. 235) gehört. Überhaupt wurde später aufs neue über den Verfall der Studien geklagt. Scaliger sah 1603 die Barbarei auf den Höhepunkt gelangt.

Im ganzen behielten die Universitäten viel von ihrem früheren Charakter bei; gar nichts änderte sich in der äußeren Organisation und Verfassung, in der Gliederung in Fakultäten und in deren Rangordnung, in den Graden, nichts in der Form der Vorlesungen. Auch die einst vom Humanismus verdrängten Disputationen (s. die untenstehende Abbildung), die als Testimonium der philosophischen Ausbildung namentlich bei der Promotion von Wichtigkeit waren, wurden von Melanchthon neu belebt. Neuhumanistisch waren die für die stilistische Ausbildung eingeführten Deklamationsübungen. Das gegen früher gesteigerte, im 17. Jahrhundert noch zunehmende zuchtlose Treiben der Studenten erklärt sich zum Teil aus dem Verfall des fast klösterlichen Bursen- und Kollegienlebens, der nun auch in katholischen Ländern eintrat, wesentlich infolge des Beispiels der für sich wohnenden adligen Studenten. Es blieb auch mancher Zug des Mittelalters im inneren Wesen bestehen, so in gewissem Sinne der kirchliche, d. h. jetzt konfessionelle Charakter des Ganzen, der eine freie Forschung prinzipiell hinderte, die dogmatische Art der Übermittelung eines traditionellen Wissens in festen Zwangskursen, endlich das ziemlich niedrige wissenschaftliche Niveau überhaupt. Äußerlich erfreuten sich die Universitäten mit dem immer zunehmenden Respekt vor dem gelehrten Wissen einer autoritativen Stellung als Verkörperungen der Wissenschaft in noch höherem Grade als früher. Man ging sie in zahlreichen wichtigen und unwichtigen Fragen um ihr Gutachten an, das häufig entscheidend war. Die große Rolle der gelehrten Bildung und ihre praktische Bedeutung zeigten sich in der fortgesetzten Gründung neuer Universitäten, die freilich auch auf die Ambitionen der einzelnen, selbst der kleinen Landesherren zurückging. Protestantische Neugründungen waren Marburg, Königsberg, Jena, Helmstedt; erst später, im 17. Jahrhundert, entstanden aus Gymnasien heraus Gießen, Rinteln, Straßburg, Altdorf. Auch der wachsende Zudrang des Adels zu den Universitäten (vgl. S. 269) ist charakteristisch, obwohl das bürgerliche Element zunächst maßgebend blieb. Wie im Mittelalter dauert im übrigen der Zug der Studierenden in die Fremde, an die italienischen und französischen, später auch an die holländischen Universitäten an und wächst noch mit der steigenden Fremdsucht und dem stärkeren kulturellen Übergewicht des Auslandes, namentlich bei den Vornehmen und



Disputation. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren“, Straßburg 1512.



Reichen. In das Universitätsleben, nach der Seite des Unterrichts wie bezüglich des Charakters der Lehrenden, und in das teilweise recht verkommene, rohe und zuchtlose Leben der Studenten (s. die Abbildungen S. 249—252), das vielfach den bei Janssen gesammelten Klagen entspricht, ebenso in die äußeren Verhältnisse geben uns mancherlei Briefpublikationen intimere Einblicke, so die von v. Kreß veröffentlichten Briefe des Christof Kreß aus Leipzig und Bologna (1556—60), die von Loose herausgegebenen Briefe Paul Behaims aus Leipzig und Padua sowie die Briefe des Marburger Studenten Johann Eberhard Schmidt (1606—11), die von der Ropp, und die des Jenaer Studenten Eberhard Wolff



Gelage. Aus einem Stammbuch (um 1600) in der Universitätsbibliothek zu Jena (Nr. 29b).

von Todenwarth (1630), die Buchwald herausgegeben hat. Lassen diese Briefe immerhin auch viel Erfreuliches, Eifer und Zucht erkennen, so werden wir anderseits von manchen unerfreulichen Zügen in Leben und Sitten der Studenten wie der Professoren auch noch für die spätere Zeit (vgl. S. 349) hören.

Im gelehrten Leben hat es nun, ganz abgesehen von der Begründung der Philologie, gewiß nicht an Fortschritten gefehlt. Der vom Humanismus stärker betonte Kritik übende Verstand, der sich damals mit Vorliebe auch in der reinsten Wissenschaft, der Mathematik, betätigte, war jetzt so wenig auszuschalten wie die Elemente geschichtlichen Sinnes und die bedeutend erweiterte Erfahrung, wie schließlich der Einfluß des antiken Geistes überhaupt. Anderseits lastete jene Vorherrschaft der Theologie (vgl. S. 234) auf dem ganzen Geistesleben, insbesondere auch auf der Philosophie, in der seit der Renaissance im übrigen an

Stelle des Aristoteles Plato als der maßgebende Meister (vgl. S. 201) getreten war. Ferner war auch durch den Humanismus der bereits erschütterte Autoritätsglaube aufs neue gestärkt, die Antike war nun nach der Heiligen Schrift die große autoritative Macht der Zeit. Die Fortschritte lagen daher vielfach mehr in emsiger Materialsammlung als in Taten des Geistes, der durchaus scholastisch blieb: man glänzte in haarspaltenden Tüfteleien. Es war zum Teil der polemische und apologetische Eifer der Theologen, der so große Sammelwerke wie die „Magdeburger Zenturien“, wie die Sammlung der Konzilienbeschlüsse hervorbrachte, aber auch sonst machte sich ein gelehrter Sammeleifer geltend. Es entstanden




Zitation eines im Duell verwundeten, liederlichen und verschuldeten Studenten vor den Rektor. Nach dem „Speculum Cornelianum“ des Straßburger Kupferstechers Jakob von der Heyden, 1618. Vgl. Text S. 249.

große Quellensammlungen einerseits, anderseits kompilatorische Enzyklopädien, die alles Wissenswerte zusammenfaßten, wie Münsters „Kosmographie“ (vgl. S. 220), die übrigens deutsch geschrieben war und auch sonst noch einen volkstümlichen Zug trug. Der stille, unablässige Fleiß war damals die beste Eigenschaft des deutschen Gelehrten; seine schlimmen Seiten waren die gehässige Streitsucht, das wüste Schimpfen in der Polemik, das „Läuten mit der Sauglocke“, weiter die durch die allgemeine Gewissens- und Glaubensriecherei zum Teil hervorgerufene Charakterlosigkeit. Diese Schattenseiten wurden aber auch wieder durch viele gelehrte Märtyrer jener Zeit, die um ihrer standhaften Überzeugung willen Vertreibung und Schlimmeres auf sich nahmen, wettgemacht.

Die gelehrte Produktion nahm stark zu. Der Buchhandel, der sich anfangs meist auf die Verbreitung von Flugblättern, Streitschriften und der kleinen Neuigkeits- und Unterhaltungsliteratur durch „Buchführer“ beschränkte, erblühte immer kräftiger und erreichte, nach den Meßkatalogen zu urteilen, namentlich im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts einen



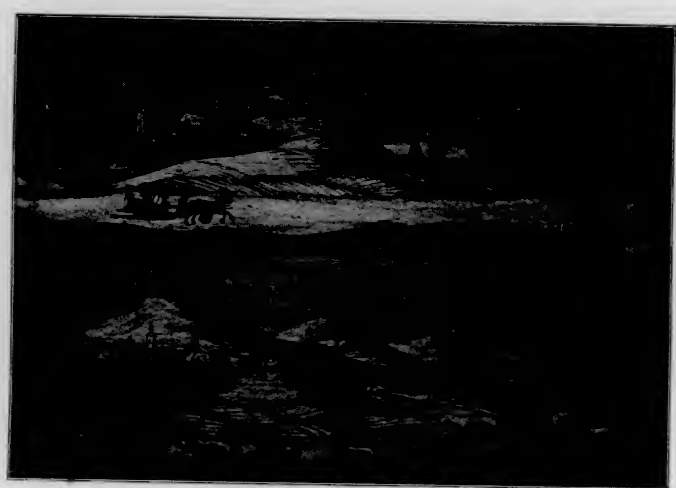
Höhepunkt. Freilich hatte auch er mit dem Studienverfall eine Krise durchgemacht (vgl. S. 235). Die Nachfrage nach der gelehrten Literatur hatte sich vermindert, anderseits hemmte den Buchdruck wie den Buchhandel überall die Verfolgungssucht gegenüber gegnerischen Schriften, die dann überhaupt zu Verboten, ohne Erlaubnis etwas Neues zu drucken und zu verkaufen, führte. Die im 16. Jahrhundert so begehrte Schmähschriften- und Pasquillenliteratur blühte freilich trotzdem; sie wurde oft in „Winkeldruckereien“ hergestellt. Die Buchdrucker selbst waren auch seltener als früher Männer mit gelehrter Bildung, anderseits bestand noch ein ausgedehnter Hausierbetrieb der „Buchführer“. Das Hauptgeschäft wurde überhaupt mit jener (S. 232) geschilderten volkstümlichen Unterhaltungsliteratur gemacht. Übrigens hatte in geographischer Beziehung die Reformation eine Verschiebung gebracht. Ihr Mittelpunkt, Wittenberg, nahm im Norden auch im Buchhandel die erste Stelle ein, übertraf sogar Leipzig, während anfängliche Hauptstätten des Buchhandels, wie Augsburg und Nürnberg, sehr zurückgingen. Im katholischen Gebiete blieb dagegen Köln dauernd wichtig. Die größte Bedeutung erlangte aber Frankfurt a. M., auf dessen Messen sich die Buchhändler persönlich trafen, die Neuerscheinungen austauschten usf. Die seit Herbst 1564 erschienenen Meßkataloge veranschaulichen die wieder steigende Produktion, haben aber manches ausgelassen und führen anderes an, was nicht erschienen ist. Bereits 1603 klagte Scaliger über die Masse der Schriften, freilich auch über ihre geringe Qualität. Indessen wurde diese andauernd besser.



Scherzbild aus einem studentischen Stammbuch um 1700 in der Universitätsbibliothek zu Jena (Martin Nr. 10). Vgl. Text S. 249.

Besondere Bedeutung für die Folge hatte nun weiter, daß sich jetzt, gerade auch durch die Deutschen, ein besseres, nicht allein durch das Studium der antiken Autoren gefördertes Wissen von der Natur anbahnte, obwohl es zum Teil noch an die Formen der Alchimie und Astrologie (vgl. S. 202 f.) gebunden blieb. Zunächst hatte sich nach Entdeckung der Neuen Welt ein reger geographischer Bildungseifer eingestellt, die antiken Autoritäten genügten gerade in der Erdkunde ohnehin nicht. Aber man sah auch die Umgebung mit schärfer forschenden Augen an. In der Pflanzenkunde, auf deren Gebiet man sogar die Leistungen des Albertus Magnus wieder vergessen hatte, befreite man sich von den phantasievollen Vorgängern, und Brunfels, Euricius Cordus, Bock (der z. B. ganze Nächte im Walde zubrachte, um die Wahrheit gewisser Meinungen über die Pflanzen zu prüfen), endlich Konrad Gesner begründeten eine gut beschreibende Botanik, die auf eigener Anschauung beruhte. Man kam

durch Georg Agricola in der Mineralogie auf demselben Fundament über die Alten hinaus. Man studierte ähnlich das Tierreich und stellte seine Arten genau dar, wie vor allem wieder jener Gesner. Man sah nun auch den Körper des Menschen selbst als wissenschaftliches Objekt an, und die, freilich aus Ärgernisrücksichten öfter bekämpfte, Anatomie nahm einen großen Aufschwung (Vesalius und Platter). In der Heilkunde kam man, zum Teil durch das neubelebte Studium des Hippokrates und anderer, meist allerdings ins Lateinische übersetzter Griechen, zur Zurückdrängung der Harnschau (vgl. S. 112). Anderseits wurde selbst die Autorität antiker Mediziner durch **Paracelsus** bekämpft, der Galens, aber auch



Studentische Schlittenfahrt in der Umgebung von Jena um 1700. Aus einem Stammbuch in der Universitätsbibliothek zu Jena (Martin Nr. 10). Vgl. Text S. 249.

des Arabers Avicenna Werk öffentlich verbrannte. Seine mystische Theorie von den Krankheitsursachen war zwar gewiß kein Fortschritt, aber er und noch mehr seine Schüler erweiterten durch die Bekämpfung der körperlichen Störungen mit magisch wirken sollenden chemischen Mitteln („Arcana", deren jedes immer nur auf einen bestimmten Körperteil wirkt), also durch die Anwendung der bisher wesentlich zur Goldmacherei verwendeten, noch als Alchimie auftretenden Chemie auf die Heilkunst (Jatrochemie), gerade die chemischen Kenntnisse sehr und bereiteten eine spätere selbständige Entwickelung der Chemie vor. Aber auch in der Geschichte der Medizin hat Paracelsus dadurch Bedeutung. Er war trotz seiner Geheimkunst und seiner von Agrippa entlehnten kabbalistischen Weltanschauung, trotz eines stark abenteuerlichen Zusatzes überhaupt ein moderner Kopf, der über das scholastische Wesen seiner Zeit hinausragte, zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache hielt und von dem „heillosen" Latein und Griechisch sprach, der sein Wissen nicht aus Büchern, sondern aus der Natur schöpfen wollte und die „Alten" wie die „hohen Schulen" höchst souverän verachtete. Der okkultistische Charakter seiner Anschauungen lag in der Luft (vgl. S. 201). Daß viele Paracelsisten Betrüger waren, kommt nicht in Betracht. Auch die Verbindung der Krankheiten mit den Einflüssen



der Gestirne — jeder Körperteil ist einem bestimmten Stern unterworfen — ist in jener Blütezeit der Astrologie nicht auffällig. Indessen hatte bereits deren „hochvernünftige Mutter" (Kepler), die **Astronomie**, gerade jetzt die allerwichtigsten Fortschritte gemacht. Auf genauerem Studium der Alten fußend, hatten schon im 15. Jahrhundert Nikolaus von Cues, überhaupt ein erster Ahner moderner Weltanschauung, dann Georg Peuerbach und namentlich Regiomontanus (vgl. S. 188) die **Mathematik** wie die rechnende Astronomie bedeutend gehoben, ja die letztere geradezu neu begründet; auf ihren Schultern wieder stand Kopernikus, der die bisherigen Vorstellungen vom Weltsystem, von Himmel und Erde umstürzte und den Lauf des Weltgeschehens nach festen Gesetzen erkannte, dessen umwälzende Anschauungen bei der Übermacht des kirchlichen Geistes aber zunächst stärkstem Widerspruch begegneten. Vor allem bei den Reformatoren. In Luthers Augen war er ein „Narr"; sein System wagte 1583 Mästlin in Tübingen, obgleich er es für richtig hielt, nicht zu lehren. Die allgemeinen Konsequenzen daraus zog auch ein Nichtdeutscher, Giordano Bruno, und ein anderer, Galilei, stützte die Lehre des Kopernikus nachhaltig. Dann aber kam Mästlins Schüler, Kepler, und begründete durch seine neugefundenen Gesetze das kopernikanische System endgültig. Freilich, er galt dem Stuttgarter Konsistorium als „Schwindelhirnlein", und anderseits hat auch er der „närrischen" Astrologie als brotspendender Kunst nicht entraten wollen. Wichtig waren die Leistungsfähigkeit der an der gewerblichen Technik geschulten mechanischen Künste und der sehr lebendige Erfindergeist: neue Instrumente bedingten die naturwissenschaftlichen Fortschritte sehr wesentlich.

Daß die Deutschen im geistigen Leben doch nicht nur rückständig und vom Ausland abhängig waren, ist jedenfalls scharf zu betonen. Im übrigen trat jetzt meist förderlich (in protestantischen Gebieten schon infolge des Wegfalles der Pfründen, überhaupt der reichen Mittel der Kirche) ein immer wachsender **Einfluß des Staates** hervor, der ja freilich zugleich die Selbstherrlichkeit der Universitäten bedeutend beschränkte, sie beaufsichtigte und ihre Angelegenheiten regelte. Dieser Einfluß zeigte sich nun ebenso stark im **Gelehrtenschulwesen**. Neben den mehr allgemeinen Zwecken dienenden städtischen Lateinschulen entstanden Fürsten- und Landesschulen (Alumnate), zunächst kurz vor der Mitte des Jahrhunderts in Sachsen, im Zusammenhang mit der abgeschlossenen Ausbildung des Landeskirchentums und unter Verwendung von Mitteln aus dem eingezogenen Kirchengut; sie blieben aber äußerlich anfangs noch wesentlich klösterlich gestaltet. Die Stadtschulen wurden zum Teil ebenfalls zu richtigen Gelehrtenschulen. Manche entwickelten sich zur halben Universität, es sind die immer häufigeren akademischen Gymnasien. Auch die Schulen wiesen unerfreuliche Züge auf. Natürlich wurde arg über Disziplinlosigkeit, Roheit und Gewalttätigkeit geklagt, ebenso über „unzüchtige Sauferei", das allgemeine Laster, und sonstige Leichtfertigkeiten, ferner, wie bei den Studenten, über die unehrbare Tracht. An der alten Härte der Schulstrafen hielt man gerade deshalb fest, doch wurden die Grausamkeiten jetzt „schier allerwärts, weil sie in so häufigem Gebrauch", verboten. Die Lehrer selbst werden auch nicht selten als von den Untugenden der Zeit angesteckt geschildert, dabei als unfleißig. Schlemmer konnten sie freilich nicht sein, denn diese „Schuldiener" waren jetzt oft recht mißachtet, unsicher gestellt und fast durchweg elend besoldet. Bittere Klagen darüber sind zahlreich, z. B. erhebt sie Nikodemus Frischlin 1588, der die Verhältnisse bei den Katholiken viel besser findet. Ähnlich wie den Schullehrern ging es den Universitätslehrern, beide mußten deshalb oft unwürdigen Nebenverdienst suchen (Bier- und Weinschank der Professoren, Spaßmacherdienste usw. der

Lehrer). Häufig schmolz die Schülerzahl im späteren 16. Jahrhundert wieder stark zusammen, und die Leistungen waren oft miserabel, wie sich z. B. 1555 in Augsburg ergab. Dabei wirkten die fortdauernden dogmatischen Streitigkeiten auch auf die Schulen ungünstig ein, namentlich bezüglich des Verhältnisses zwischen Predigern und Lehrern; das Lehramt war im übrigen meist nur eine Vorstufe zum Pfarramt. Die inneren Streitigkeiten der Lehrer wurden in Nürnberg 1575 geradezu für den Verfall der Schulen verantwortlich gemacht. Einzelnes aus der Entwickelung der Schulen, die doch zum Teil einen erfreulichen, freilich vor allem auf die Nachahmung der Alten gerichteten Studieneifer beweist, und in die uns äußerlich und innerlich die „*Schulordnungen*" einen Einblick gewähren, kann hier so wenig angeführt werden wie bei den Universitäten. Genannt werden muß nur ein so hervorragender Schulstratege wie Johannes Sturm in Straßburg, bei dem wieder die alten westlichen, namentlich Lütticher Einflüsse wichtig waren. Er stellte als Unterrichtsziel die sapiens atque eloquens pietas (die mit Wissen und Beredsamkeit verbundene Frömmigkeit) hin, der treffende Ausdruck auch für die Melanchthonischen Bestrebungen.

Auch in *katholischen* Landen, deren ganze Geisteshaltung sich trotz einzelner doch spürbarer innerer Einflüsse immer schärfer von der der protestantischen Gebiete abhob, ist das gelehrte Wesen in dieser Zeit allmählich reorganisiert worden. Auch hier lehnte man sich trotz der Belebung des alten aristotelischen Scholastizismus an die humanistische Bewegung an, deren Wirkungen ja zum Teil hier sogar weniger unterbrochen waren. Anderseits waren im Schulwesen wie in der Wissenschaft, wie katholische Zeitgenossen selbst damals hervorgehoben haben, so Wizel 1538, Albrecht von Mainz 1541, Julius Pflug 1550, die Katholiken späterhin an Eifer und Erfolgen bedeutend zurückgeblieben, bis die *Jesuiten*, und zwar doch wohl wesentlich als Träger romanischer Überlegenheit, immerhin nicht ohne Beeinflussung durch die protestantische Schulreform, auf diesem Gebiet einen solchen Aufschwung hervorbrachten, daß nun wieder Protestanten auf deren Erfolge hinwiesen und protestantische Eltern ihre Kinder als extranei in die Jesuitenschulen schickten. Auch bei den Jesuiten war ein Hauptziel wieder bessere Bildung der Geistlichen: sie haben daher ebenso die Universitäten mit neuem Geist erfüllt, sie auch, abgesehen von der juristischen und medizinischen Fakultät, selbst geleitet sowie überall die Lehrer gestellt. Die je nach den Stiftungsmitteln verschieden großen Jesuitenkollegien — die führende Anstalt für Deutschland war das Collegium Germanicum in Rom — bildeten neben den Schülern zugleich die künftigen Lehrer heran, übrigens unentgeltlich. Sie breiteten sich im Laufe der Zeit stark aus, zunächst besonders in Bayern; sie machten, wo katholische Universitäten den Jesuiten ihre Fakultäten nicht geöffnet hatten, sogar diesen Konkurrenz. Der gelehrte Unterricht, dessen Ordnung endgültig in der „Ratio atque institutio studiorum S. J." von 1599 festgelegt wurde, steht so sehr bei diesem Orden der Gegenreformation im Vordergrunde, daß man ihn einen Studien- und Schulorden hat nennen wollen. Aber die Schule war eben doch nur *Kampf- und Propagandamittel* und eine Hauptstütze der Macht des Ordens. Man rechnete dabei vor allem auf die Jugend der höheren Schichten. Aus diesen Schulen gingen zum Teil die Landesherren hervor, die im Süden und Westen die Gegenreformation durchführten; *diese Schulen haben den Katholizismus* in Deutschland, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 218) arg gefährdet war, *recht eigentlich gerettet*. Im übrigen war das gelehrte Ziel der Protestanten wie der Katholiken dasselbe: die humanistische Eloquenz, aber kirchlich und theologisch gefesselt, bei den Jesuiten nur unter strengerer Sichtung der



klassischen Autoren. Wie bei den Protestanten wird die Muttersprache trotz einiger gegenteiligen Erscheinungen mißachtet, aber bei den Jesuiten besonders das internationale Moment der lateinischen Bildung geschätzt. Ein Fortschritt war die Verbannung der harten körperlichen Züchtigung. Die Unterdrückung selbständigen Denkens und Forschens, die Beugung unter ein traditionelles Wissen trat bei den Jesuiten noch stärker hervor als bei den Protestanten. Wie man auch oft dieselben Mittel auf beiden Seiten anwandte, zeigt die Benutzung dramatischer Aufführungen als stilistischer und deklamatorischer Bildungsmittel. Zunächst führte man in protestantischen Schulen, unter Luthers Billigung, Terenz und Plautus auf. Nach deren Muster entstanden neulateinische Schuldramen (Frischlin), in denen aber die Richtung auf biblische Stoffe überwog und die konfessionelle Polemik sich breit machte. Diese Schulkomödien waren von Anfang an in noch höherem Maße die Domäne der darin außerordentlich produktiven Jesuiten, bei denen die Stoffe fast ausschließlich auf die Bibel und vor allem die Heiligenlegenden beschränkt waren, die aber zugleich — daher die prunkvolle Gestaltung der Aufführungen — ein großes Publikum, auch den Hof, anziehen wollten. Es wurde überhaupt das geistliche Schauspiel des Mittelalters mit einigem humanistischen Zusatz sowie Konzessionen an den Mystizismus und Wunderglauben der Zeit neu belebt.

An der *zunehmenden Kluft zwischen Gelehrten und Volk* ändert auch die Tatsache nichts, daß die Anhänger Luthers einiges für das *Volksschulwesen* getan haben, zumal dieses Wenige noch vielfach falsch aufgefaßt und übertrieben wird. Luthers Interessen gehörten (vgl. S. 247) durchaus der Lateinschule: sie sollte die Leute heranbilden, die im Sinne eines guten christlichen Regiments wirken könnten. Die „deutschen Schulen" genügten ihm nicht, und er hat sie bekämpft, anderseits wollte er die lateinische Bildung weiten Kreisen und selbst den Mädchen zugänglich machen. Immerhin kam es durch das Luthertum zu Volksschulen. Eine wirkliche Volksschule hat vorher nicht bestanden (vgl. S. 175). Die älteren Elementarschulen waren bei dem eingetretenen Widerwillen, die Kinder in die Schulen zu schicken — Bildung und Geistlichwerden galt dem niederen Volk noch immer als eins —, noch mehr in Verfall geraten als die gelehrten, zum Teil ganz eingegangen. Luthers Forderung, „die allerbesten Schulen beide für Knaben und Mädchen an allen Orten aufzurichten", bezog sich nur auf die niederen Lateinschulen. Der Katechismusunterricht, den die Küster erteilten, hatte keine Schulziele, sondern war Glaubensunterweisung. Aber, wie Schiele betont, führte eben die Buchstabengläubigkeit der lutherischen Orthodoxie dazu, die Küster vor allem Leseunterricht erteilen zu lassen. So behielten denn die späteren Schulordnungen, namentlich die württembergische von 1559, die Küsterschulen, überhaupt die „deutschen Schulen", selbst solche für Mädchen, öfter im Auge: viele erwähnen sie aber auch gar nicht. Recht Gedeihliches kam nicht heraus. Die „deutschen" Elementarschulen der Städte waren kümmerlich genug; besonders wenig geschah für den Unterricht der Mädchen, der ja früher in der Hauptsache den Frauenklöstern überlassen war und auch jetzt häufig von ehemaligen Nonnen versehen wurde, obgleich in größeren Städten eigene Mädchenschulen bestanden. In Wittenberg gab es eine solche seit 1523, in Spandau eine vom Rat gegründete seit 1539. Den Wert der „Jungfrauenschulen" für die Heranbildung echter und frommer „Hausmütter" betonte die Wolfenbütteler Kirchenordnung von 1543. Anderswo wurden Mädchenlehrerinnen von den deutschen Lehrern auch bekämpft. Über die bösen Räume der niederen Schulen klagte 1588 Frischlin, speziell für die ABC-Schule in Braunschweig.

Man hat sich zu Zeiten, wie 1546 Herzog Ulrich von Württemberg, überhaupt gegen die deutschen Schulen gewendet, weil durch sie „die Lateinschulen verderbt" würden, und manche protestantische Schulordnung war aus demselben Grunde im Sinne Luthers den „Winkelschulen" feindlich. Freilich blühten diese „Winkelschulen" meist da, wo die Lateinschulen nichts taugten, und der Kampf gegen sie, der in städtischen Akten noch lange eine Rolle spielte, ist nicht identisch mit einem solchen gegen deutsche Elementarschulen, gegen konzessionierte Privatschulen überhaupt, die z. B. die kursächsische Schulordnung von 1580, während sie jene bekämpft, gestattet. Anderseits hatten die deutschen Lese-, Schreib-, Rechen- und Katechismusschulen, deren Leiter nur selten aus eingezogenem Kirchengut unterstützt wurden, meist von dem Schulgeld die Schule hielten, als unabweisliches Bedürfnis z. B. für die städtischen gewerblichen Schichten in sich die Gewähr des Bestehens. Ihre Leiter waren oft Handwerker, sonst Schreiber oder nicht fertig gewordene Studenten. Sie priesen ihre Schule auch wie Handwerker auf Schildern an, bis ins 18. Jahrhundert. In Basel wird noch ein von Hans Holbein dem Jüngeren gemaltes Schild aufbewahrt. Am schlimmsten war es fast überall auf dem Lande, außer z. B. am Niederrhein. In katholischen Landen, so in Bayern unter Albrecht V., ist man sogar gegen die Dorfschule als unnötig vorgegangen, und das Landvolk in Unwissenheit zu erhalten, war offenes Bestreben.

Aber selbst wenn das niedere Volk weniger „in den Tag hinein gleichwie das unvernünftige Vieh" gelebt, mehr Lesen und Schreiben gelernt hätte, jene Kluft wäre damit auch nicht überbrückt gewesen. So aber nahm der Gegensatz des niederen Volkes, das um 1600 geistig anscheinend tiefer als hundert Jahre früher stand, zu den neuen „Gebildeten", den „lateinischen Menschen" (vgl. S. 246) noch zu. Anderseits hatte sich *der Gelehrte sozial keineswegs vom Volke*, wenigstens nicht vom kleinen Bürger- und Bauernstande, *geschieden*. Wie der mittelalterliche niedere Klerus ergänzte er sich im wesentlichen von unten herauf; es war eine neue Form des Heraufsteigens der niederen Klassen, auch noch der Bauern. In protestantischen Landen entstammte zunächst die Geistlichkeit vorwiegend diesen Schichten, später natürlich auch spezifischen Pfarrersfamilien. Die Pfarrer heirateten auch niedrig, Mägde, Handwerkertöchter, bald aber mit Vorliebe Pfarrerstöchter. Da es keine hohen geistlichen Ämter und fetten Pfründen mehr gab, blieben Vornehme dem geistlichen Stande ganz fern. Diese wandten sich wie die reichen Bürgerlichen nur der Juristerei zu. Ärzte waren noch nicht zahlreich, entstammten aber immer dem Bürgertum, häufig wieder dem niederen. Aus ihm kam auch die Masse der Lehrer, kam ein Teil der Professoren. Zwischen Handwerk, Pfarramt, Lehramt bestanden innige Beziehungen. Zuweilen wurde sogar ein Gelehrter, wenn's nottat, Handwerker. Heiraten zwischen Angehörigen von Gelehrten- und Handwerkerfamilien waren häufig. Schüler und Studenten brachte ihr Leben oft genug in Verbindung mit dem niederen Volk, wenn der fahrende Charakter dieses Lebens auch allmählich schwand. Der junge Sastrow, der spätere Bürgermeister, wanderte lange zusammen mit einem Schneidergesellen. Die Beziehungen der Handwerker zum höheren geistigen Leben, wie sie uns die Meistersingerschulen zeigten (vgl. S. 191), starben auch nur langsam ab. Über Bücherbesitz im kleinen Bürgerstand liegen vielerlei Nachrichten vor; ein Schuster im Osten hinterließ z. B. 1628: 4 große und 57 kleine Bücher. Und wieviel von der kleinen Flugschriften- und jener bekämpften Unterhaltungsliteratur wird in solche Häuser gedrungen sein wie selbst in Bauernhäuser und Dorfwirtsstuben! Trotz jener eingerissenen Bildungsfeindlichkeit (vgl. S. 235) lebte im Volke doch auch noch der alte Respekt vor



dem Wissen, und bald drängten sich sogar zuviel Menschen auf Lateinschulen und Universitäten, so daß ein Gelehrtenproletariat sich entwickelte.

---

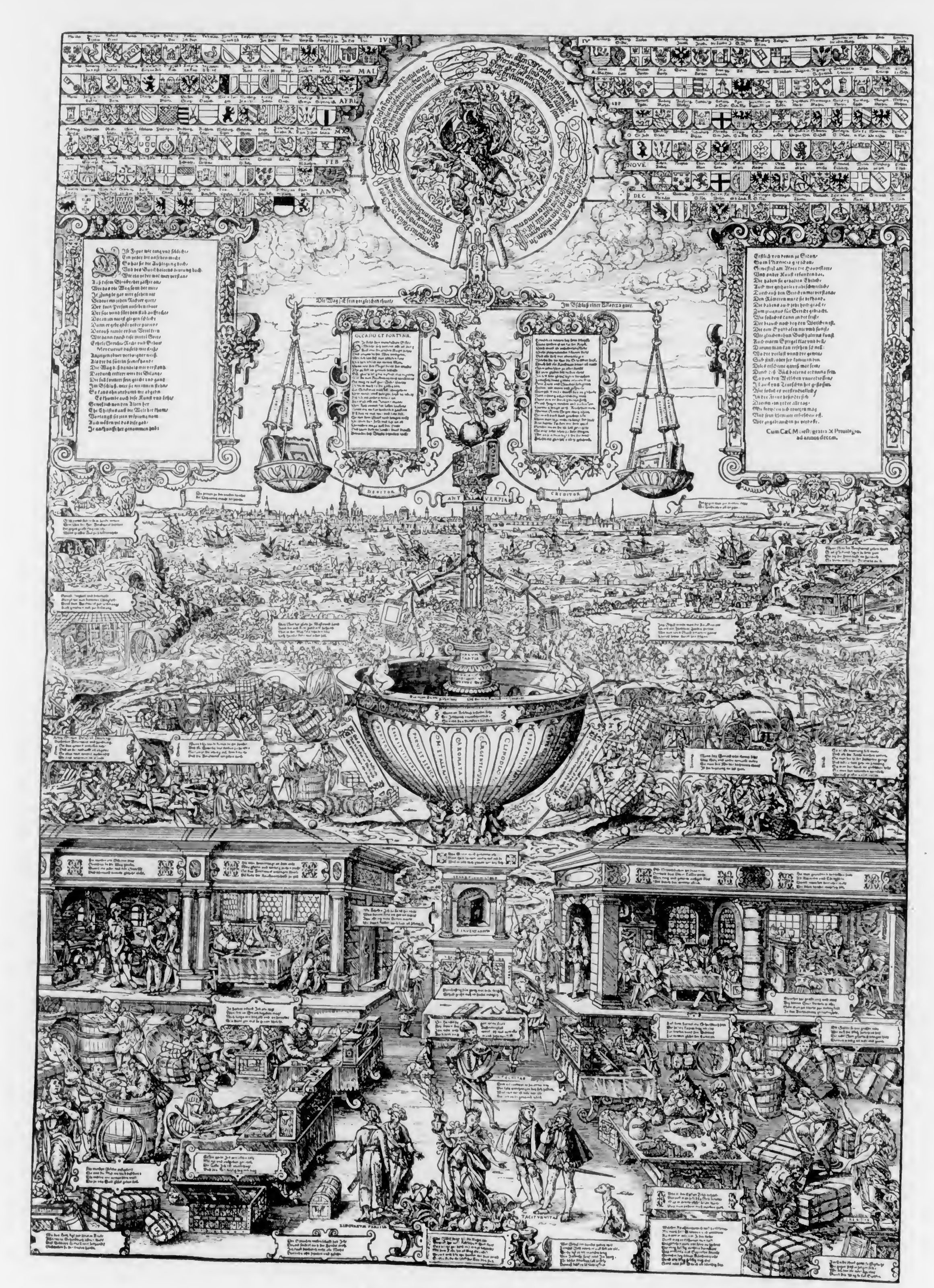
*Der Gelehrtenstand war es nun, in dem das Bürgertum* in den zunächst folgenden Zeiten noch *am meisten seine Bedeutung bewahrte*, ebenso wie in dem mit jenem zusammenhängenden neuen *Beamtenstand*. Damit zeigte sich das Bürgertum trotz seiner sogleich zu erörternden Zurückdrängung auch weiterhin als *der eigentliche Träger der modernen Elemente*, der Wissenschaft und zum Teil des neuen Staates (vgl. S. 271), wie es seit langem der Träger des modernen Elements der Geldwirtschaft (vgl. S. 31) war. Anderseits ging die wirtschaftliche und die politische Bedeutung des Bürgertums immer stärker und schneller zurück, und dieser Rückgang zeigt dann wieder, wie in *sozialer* Beziehung das *Volk*, und zwar nun gerade auch der Mittelstand, gewaltig verlor. Nicht nur über den geknechteten Bauer, auch über den anscheinend noch stolz dastehenden Bürger sollte die Fürstenmacht und in ihrem Gefolge der Adel triumphieren.

Dieser große, schon früh vorbereitete *soziale Wandel* wurde wesentlich eben durch den *wirtschaftlichen Verfall des Bürgertums* befördert, der infolge äußerer wie innerer Umstände trotz der friedlichen, Handel und Gewerbe begünstigenden Zeiten und trotz allen Glanzes immer deutlicher eintrat. Man darf den Verfall freilich nicht zu früh annehmen, auch den der *Hansa* nicht. Was die Hansa bedrohte und schließlich vernichtete, war die kräftige staatliche, erst in zweiter Linie die selbständige wirtschaftliche, nationale Entwickelung von Völkern, die zu ihrem großen Handelsgebiet gehörten. Wirtschaftlich mußte man zunächst mit dem mündig gewordenen *englischen* Kaufmann kämpfen. Dieser hatte (namentlich wegen des Getreidehandels) sehr früh direkte Beziehungen mit dem preußischen Ordensland und Danzig angeknüpft, ließ sich dort nieder und führte einen Gegensatz der livisch-preußischen Städte zu den westlicheren Hansestädten herbei. Vor allem suchte er aber daheim die seinen Handel erdrückenden hansischen Privilegien abzustoßen, welche die auf den Ertrag der Zölle und die hansischen Vorschüsse erpichten englischen Könige bereitwillig verliehen hatten. Schon im 15. Jahrhundert machten die überaus unternehmungslustigen, den Auslandhandel pflegenden „abenteuernden Kaufleute" (merchant adventurers) den Hanseaten gewaltige Schwierigkeiten, es kam auch zum gelegentlichen Außerkraftsetzen der Privilegien durch den König, zu Seekrieg und Kaperei: aber der Utrechter Friede (1474) besiegelte den vollständigen Sieg der hansischen Ostseestädte, die auch das stolze, englandfreundliche Köln eine Zeitlang aus der Hansa wiesen. Im 16. Jahrhundert machte sich indessen die natürliche Bekämpfung der Privilegien der Fremden durch die englischen Kaufleute, die angeblich zuzeiten an englischem Tuch — dem Hauptprodukt Englands — vierzigmal weniger als die Hanseaten ausführten, immer schärfer geltend; zunächst jedoch widerstanden die Könige noch dem Ansturm. Eine innerhansische Schwierigkeit war jener Umstand, daß die livisch-preußischen Städte aus dem direkten Handel mit den Engländern (wie mit den Holländern) Nutzen zogen und darum die Politik Lübecks und der wendischen Städte nicht mitmachten, die jetzt, zumal die rheinisch-westfälischen Städte fast ganz vom Ostseehandel abstanden, mehr und mehr den Kern bildeten. Die Uneinigkeit war überhaupt schon im 15. Jahrhundert infolge der verschiedenen Interessen der Städte groß. So kam alles auf die Behauptung der Macht der wendischen Städte an. Diese hatten sich einerseits, was durch gemeinsames Handeln anfangs mit Erfolg geschah, der norddeutschen *Territorialherren* zu erwehren;

bedenklicher aber war, daß die nach Emanzipation von der Hansa strebenden skandinavischen Reiche sich im 16. Jahrhundert immer mehr festigten. Mit dem Dänenkönig begann 1509 der Kampf, der sich trotz lübischer Siege fortgesetzt weiterspann und schließlich zu dem Fehlschlagen des kühnen Vorgehens Jürgen Wullenwevers führte. Weiter war der König von Schweden zu den Feinden Lübecks gekommen, und Schweden, das sich jetzt als selbständiger Staat fühlte, ging für die Hanseaten nun als Handelsgebiet verloren. Als es ihnen auch den russischen Handel nehmen wollte, kam es zu neuem Krieg, bei dem sich Lübeck, allein kämpfend, an Dänemark anschloß. Noch einmal (1570) sicherte es sich so sein Handelsprivileg auch für Schweden, freilich ohne Erfolg. Die kräftige Entwickelung der nordischen Staaten wurde immer gefährlicher: Schweden herrschte im Osten, auch im russischen Gebiet; den Sundzoll, den Christian III. eingeführt hatte, nutzte Dänemark immer drückender aus.

Das Schlimmste aber war die wachsende Handelsmacht der eigentlichen späteren hansischen Erben, der von alters her seetüchtigen Holländer. Eifrig und tätig, trachteten sie längst, vor allem den Ostseehandel, insbesondere die selbständige Ausfuhr des preußischen Getreides, in die Hand zu bekommen und ferner den Heringsfang an den dänischen Küsten auszunutzen. Auch hier kam es zu Kapereien und Feindseligkeiten. Gerade Dänemark war es aber, welches die Holländer als hansische Konkurrenten fortgesetzt begünstigte. Diese brachten den östlichen Heringshandel fast ganz an sich. Ihre Schiffe passierten immer zahlreicher den Sund; in den skandinavischen Ländern, deren eigener Handel zwar zunahm, auch nach Westen ging, eroberten sie dennoch ganz die einstige Stellung der Hanseaten. Schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts waren diese den Holländern in Handel und Schiffahrt unterlegen. Den Ostseehandel pflegten die Holländer, die übrigens auch den rheinischen Handel lahmlegten, auch noch später mehr als die überseeischen Indienfahrten (vgl. S. 260).

Dazu kam endlich die nunmehr völlige Emanzipation Englands: das Vorgehen der Hansa gegen die „abenteuernden Kaufleute", die ebenfalls den Hansahandel erobern wollten, in Hamburg führte zur Aufhebung ihrer Privilegien durch die Königin Elisabeth (1579). Als das Deutsche Reich der Hansa durch Ausweisung der Engländer zu Hilfe kam, wurde 1598 der Stahlhof geschlossen. Der englische Handel ging der Hansa im 17. Jahrhundert mehr und mehr verloren; nur Hamburg sicherte sich durch Wiederaufnahme der englischen Kaufleute, die nun ihrerseits überall die englischen Tuche, und zwar zu hohen Preisen, in Masse einführten, seine Zukunft als „blühendster Handelsplatz ganz Deutschlands" (florentissimum Emporium totius Germaniae), ebenso wie es mit dem neuen holländischen Zentrum, mit Amsterdam, anzuknüpfen verstand. Im ganzen war es die neue, überall in Europa zu spürende Bedeutung kräftiger und geschlossener staatlicher Gebilde, die den Untergang der Hansa herbeiführte, während dieser selbst das Fehlen einer starken staatlichen Zentralgewalt, das einst gerade ihr Aufsteigen begünstigt hatte, jeden Rückhalt nahm. Auch der Handel wurde jetzt mehr und mehr Sache der Staaten, nicht mehr der Städte, die, wie in Italien, ihre Zeit schwinden sahen. Immerhin zeigte doch der größte Teil des 16. Jahrhunderts noch ein reiches und stolzes Leben in der Hansa. Sie folgte auch noch den neuen Handelswegen (vgl. S. 259). Danzig erreichte durch seine Verbindungen mit den Holländern und Engländern sogar jetzt eine Blütezeit. Eine Zeitlang zogen die deutschen Seestädte aus dem zeitweiligen Niedergang des Handels ihrer siegreichen Konkurrenten, der Holländer, Nutzen. Während des niederländischen Aufstandes kam vor allem Emden infolge einer Masseneinwanderung holländischer Kaufleute und Schiffer gewaltig in die Höhe und hatte ein Menschenalter



Allegorie auf den Handel.

Nach dem Holzschnitt (1585) von Jost Amman, Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.

hindurch bis 1600 eine große Bedeutung in Schiffahrt und Handel. Gerade im 16. Jahrhundert trat die Macht der Seestädte auch äußerlich in prächtigen Bauten besonders hervor.

Noch mehr hielt und mehrte sich der alte Glanz in dem *oberdeutschen Handelsgebiet*, bis gegen Ausgang des Jahrhunderts *große internationale Verschiebungen* sowie politische Ereignisse auch hier den Umschwung herbeiführten. Ihn schon von den großen Entdeckungen vor 1500 herzuleiten, geht nicht an. Die Entdeckung Amerikas hat zunächst gar keinen Einfluß auf den deutschen Handel gehabt, und die anfangs viel wichtigere des Seewegs nach Ostindien ist sogar den deutschen Kaufleuten lange mit von Vorteil gewesen. Freilich war der für den ganzen abendländischen Handel, insbesondere den Gewürzhandel, so wichtige Orient nun den Portugiesen und später den Spaniern als Domäne überliefert: Venedig hatte sein Monopol verloren. *Aber Venedig wie Italien sonst behaupteten noch lange ihre Vermittelungsrolle, und damit blühte auch der italienisch-oberdeutsche Handel weiter.* Nur der Handel mit englischer Wolle nach Italien fiel aus, da dessen Wollindustrie ruiniert war. Die Deutschen ihrerseits, die schon im 15. Jahrhundert direkte *Handelsbeziehungen mit Spanien* (vgl. S. 66) und *Portugal* hatten, über Südfrankreich zu Lande oder über dessen und Italiens Häfen zur See, kamen dadurch von selbst dazu, sich an der Ausnutzung jenes neuen Seeweges zu beteiligen, besonders die Augsburger (die Fugger, Höchstetter, namentlich die Welser). 1505 preist Peutinger das „groß Lob" für die Augsburger „als für die ersten Deutschen, die India suchen". Das Tagebuch Rems, des Beauftragten der Welser, zeigt, wie großartig die Aktion der Deutschen und wie eng ihre Verbindung mit dem deutschfreundlichen König von Portugal war. Freilich erwähnt es auch Reibereien, da die Portugiesen Alleinherrscher in diesem Handel bleiben wollten. Es zeigt ferner, wie bald man gezwungen war, sich in *Antwerpen*, wohin sich der Hauptimport der Portugiesen zur Versorgung Nord- und Mitteleuropas ergoß, und ebenso in Lissabon selbst festzusetzen, um, wenn nicht aus Indien, so doch aus portugiesischer Hand (aus des Königs „Indiahaus") die begehrte „Specerei und Droguerie" sogleich zu erhalten. Dieser Handel aus zweiter Hand, namentlich der Antwerpener, bildete für die Oberdeutschen eine Quelle des Gedeihens. Der Antwerpener Handel beruhte überhaupt vor allem auf den fremden, weniger auf den einheimischen Kaufleuten. Die oberdeutschen Handelsherren, zumal die Fugger, haben auch besonders durch ihren Geldhandel Antwerpen zur großen Weltbörse gemacht; nach dem spanischen Staatsbankerott überließen sie das Feld den Italienern. Mit Recht weist aber Dietrich Schäfer darauf hin, daß *auch die Hanseaten keineswegs lässig* waren. Sie sind in Lissabon wie in Spanien, wohin sie nordische Rohstoffe und heimische Produkte brachten, erschienen, angewiesen natürlich auf die gute Gesinnung der Herrscher und den Übergriffen der konkurrierenden Engländer gegenüber machtlos; Hamburg, Lübeck und Danzig handelten noch im 17. Jahrhundert lange dorthin. In Antwerpen aber haben die Hanseaten das „Haus der Osterlinge" (1564—68) erbauen können. Übrigens förderten anfangs noch die neuen politischen Verbindungen mit Spanien (Karl V.) den spanisch-deutschen Verkehr, der dann weiter zu deutschen Unternehmungen über See und Kolonien in Venezuela führte. Es war die Zeit, in der jene großen internationalen Handelshäuser blühten, wie das der Fugger, die als wahre Geldfürsten auftraten, in der der Handel überhaupt äußerlich mächtig imponierte. (Siehe die beigeheftete Tafel „Allegorie auf den Handel".)

Allmählich aber begann das *Abbröckeln der Macht*. Ganz ohne Einfluß können schon nicht die politischen und konfessionellen Wirren in Deutschland wie die inneren und äußeren

Kriege gewesen sein; gerade durch sie sah später (1582) der schwäbische Kreis „alle Commercien in ganz Deutschland in mercklichen Abgang und Verfall geraten“. Weiter machte sich aber geltend, daß man völlig abhängig von den Ereignissen und Verschiebungen war, die die Völker, welche am Rande des Ozeans saßen, betrafen. Portugal unterlag 1580 Spanien: diese Erschütterung hielt man durch die Verbindung mit Spanien aus. Aber Spanien mußte nun konkurrieren mit den Engländern und Holländern, die ihrerseits jetzt direkt mit Indien handelten. Dann kam der Fall Antwerpens infolge des niederländischen Aufstandes. Er ruinierte nicht nur den Verkehr Oberdeutschlands dorthin, er stärkte auch wieder die *Holländer*, insbesondere Amsterdam. Diese wurden die *Beherrscher des Welthandels*. Bekanntlich hat Sombart die gesamte Verschiebung der europäischen Handels- und Wirtschaftsverhältnisse und die Verlegung des Schwerpunktes von Südeuropa nach Nordwesten einerseits mit der Vertreibung der Juden, anderseits mit ihrer Einwanderung in ursächliche Verbindung gebracht. Wie die zeitweilige Bedeutung Antwerpens, so soll auch die (übrigens keineswegs als „plötzlich“ hinzustellende) Blüte Hollands, insbesondere Amsterdams, des „neuen Jerusalems“, der Verbindung nordischen Wesens mit dem jüdischen Geist verdankt werden, und in Deutschland sollen Frankfurt und Hamburg mit der Aufnahme von Juden hochgekommen sein. Diese Aufstellungen sind historisch unhaltbar. Vertreibung und Einwanderung treffen meist mit Rückgang dort und Aufblühen hier zeitlich gar nicht zusammen. In Amsterdam ist es bezüglich der Blütezeit um 1600 freilich der Fall, aber die Träger der damaligen Kapitalsanhäufung sind die Amsterdamer selbst. Ebensowenig haben vorher die Juden Antwerpen zur Weltbörse gemacht (vgl. S. 259). Aber gefördert haben sie die Handels- und kapitalistische Entwickelung, freilich immer unter Ausnutzung vorhandener günstiger Verhältnisse, häufig doch, wie sie ja überhaupt ohne Zweifel für die Ausbildung des modernen Kapitalismus von größter Bedeutung gewesen sind. Die Handelsmacht der Holländer schädigte nun Deutschland jedenfalls besonders. Im Osten war ihnen die Hansa (vgl. S. 258) schon unterlegen, bevor sie jene überseeischen Fahrten begannen, im Westen sperrten sie Rhein und Schelde, so daß 1582 die Kurfürsten von Mainz und Trier erklärten, man werde künftig nur mit Erlaubnis der Holländer Handel treiben dürfen. Der Fall Antwerpens ist allerdings auch *Frankfurt* a. M. zugute gekommen: hierher strömten nun die für Deutschland und den Osten bestimmten Waren der Holländer und Engländer, hierher kamen nun notgedrungen auch die Oberdeutschen und brachten ihrerseits die in Italien eingetauschten Waren; der Briefwechsel Balthasar Paumgartners gibt davon ein Bild. Aber die wachsende Bedeutung der Frankfurter Messe kann so wenig wie der durch die Verbindung mit den Engländern (vgl. S. 258) geförderte Aufschwung Hamburgs über den Rückgang des deutschen Handels täuschen, auch nicht der andauernde Verkehr mit Italien und Frankreich (Lyon).

In Oberdeutschland kam eine gewaltige *innere* Krise hinzu. Die Vorbedingung dafür war der Übergang vieler süddeutscher Handelshäuser zum *Geldgeschäft* (vgl. S. 72). Der Geldvorrat wurde nicht nur durch die Silberproduktion Deutschlands, sondern jetzt auch durch die fortwährende Einfuhr von Edelmetallen aus Amerika gemehrt. Die sich aus den neuen staatlichen Aufgaben wie aus den politischen Händeln ergebenden Geldbedürfnisse und finanziellen Kalamitäten des Kaisers und anderer Fürsten führten zu lohnenden Finanzgeschäften, weniger freilich mit deutschen Territorialherren als mit Papst, Kaiser und fremden Königen. Diese Anleihen bewirkten vor allem den Übergang zum Geldgeschäft, das zunächst auch außerordentlich gewinnbringend war und z. B. die hohe Bedeutung der Fugger bedingte.



Diesem Wandel entsprach die Bevorzugung der *Spekulations*geschäfte. Auch der Gewürzhandel erhielt durch die unberechenbaren Preisschwankungen des Pfeffers einen spekulativen Charakter. Vor allem griffen die Monopol- und Aufkaufsbestrebungen der großen Handelsgesellschaften um sich. Sie verteuerten namentlich eben die Gewürze. Immerhin fällt die Preissteigerung nicht den Gesellschaften ausschließlich zur Last, wie man damals meinte. Die Preise zogen zum Teil deshalb an, weil bei der Überproduktion an Silber der Geldwert sank. Daß im übrigen gerade die neuen Verhältnisse die Gesellschaften allein für den Gewürzhandel geeignet machten, erkannte man so wenig wie die durch die Teilnahme am Welthandel sich ergebende Notwendigkeit der Gesellschaften überhaupt. Ringe gab es zuerst für die Bergbauprodukte. Die schon (S. 153) hervorgehobene starke *Opposition* gegen die *neue kapitalistische Entwickelung* wurzelte vor allem in den mittelalterlich-kirchlichen Anschauungen, die auch noch die Reformatoren beseelten. Der Calvinismus freilich mit seiner mehr westlichen Kultur hat zum Kapitalismus eine andere Stellung gehabt (vgl. S. 216).

Nun erfuhr jene Entwickelung überhaupt eine *Reaktion*; sie äußerte sich zunächst im Rückgang des Gewinnes aus den Geldgeschäften. Der Bankerott Spaniens und Frankreichs nach der Mitte des Jahrhunderts, die Geldklemme anderer Fürsten ließen bedeutende Summen verloren gehen: der Niedergang des großen Geldgeschäfts aber zog bei seiner zentralen Bedeutung schlimme Folgen nach sich. Ebenso schlimm wirkte der bald eintretende Ruin des spekulativen Warenhandels namentlich der Gesellschaften, die in wilder Sucht nach Gewinn auch höchst unsolid gearbeitet hatten. In Augsburg fallierte Konrad Roth, der den gesamten Pfefferhandel in seine Hände bringen wollte. Den Bankerott beschleunigte endlich das überaus luxuriöse Leben dieser Kreise. Der Augsburger Rat führte in den siebziger Jahren die vielen großen Fallimente ausdrücklich auf „das Schwelgen“ zurück. Obgleich nun viele Kaufleute am soliden Warenhandel festgehalten hatten, mußten sie mit leiden, besonders wenn sie Einlagen bei den Gesellschaften gemacht hatten. Letzteres hatten aber, angesteckt von der allgemeinen Sucht nach Gewinn, über die z. B. der Hamburger Bürgermeister Brockes eindringlich klagte, Leute aus allen Ständen getan. Alles trieb überhaupt „Wucher“, d. h. Geldgeschäfte. Nun kamen die Bankerotte der Großen, und viele Kaufleute, Ratsherren, aber auch Handwerker und Edelleute wurden mit ruiniert. So wurde 1572 halb Pommern durch den Bankerott der Loitze in Mitleidenschaft gezogen. Diese Bankerotte gaben in Süddeutschland dem späteren 16. Jahrhundert die Signatur; namentlich in Augsburg waren sie sehr häufig, auch noch im 17. Jahrhundert (1614 Bankerott der Welser). Dazu kam nun als allgemeines Moment noch die von jeher den Handel schädigende *Münzverwirrung* infolge der ständig gesteigerten Ausnutzung der Münzbefugnis der Stände, namentlich der kleineren. Diese Verwirrung wurde aber wieder durch jene Spekulationsgeschäfte gefördert, indem man entweder von kleinen Ständen die Münzgerechtigkeit pachtete und sie durch Prägung von geringwertigem Geld und „Zerbrechen“ des guten ausbeutete, oder indem man noch häufiger gutes inländisches Geld nach Italien und sonst aus- und schlechtes dafür einführte. Daraus und aus dem jetzt eintretenden Verfall des immer weniger lohnenden Bergbaues ergab sich im Gegensatz zu früher ein kolossaler Mangel an gutem Geld, aber ein Überfluß an schlechten Münzen, worunter Handel und Wandel ebenso litten wie unter der Vielheit der Münzen (nach einer Angabe von 1606: 5000 Sorten). Weiter mußte das Falschmünzertum florieren, mindestens das Beschneiden der Münzen und das betrügerische Aussondern der guten Münzen. Überall suchte man auch schlechtes Geld unterzubringen, am meisten auf der

Frankfurter Messe. Gegen alle solche das Volk tief erregenden Kalamitäten suchte man von Reichs wegen einzuschreiten, gegen die Monopolgesellschaften seit langem beinahe auf jedem Reichstag, 1577 unter Androhung von Landesverweisung und Güterkonfiskation, ebenso immer aufs neue gegen die Münzverschlechterung, die indes auch die häufigen „Münztage" nicht änderten. Die Ohnmacht des Reiches war schon zu offenbar; die Münze zu ordnen, wurde schließlich den Kreisen überlassen, ebenso nutzlos. So konnte denn bei dem allgemeinen Krach ein Prediger 1581 schreiben: „‚Unglück über Unglück in Kaufmannschaft und Geldumschlag!' hört man schier allenthalben klagen, wohin man kommt, und hat es unter Kaufleuten, Handwerkern, Ratsherren, vornehmen Geschlechtern, Grafen und Edelleuten täglich vor Augen, da man siehet, daß unzählig viel, so in gutem Stand, Reichtum, Wohlhabenheit und großem Ansehen gewesen sind, verarmet und verdorben sind."

Hier tritt schon der böse Einfluß dieser Verhältnisse auf den allgemeinen Wohlstand hervor; insbesondere mußten sie aber auf das Gewerbe, die zweite Quelle bürgerlichen Gedeihens, unheilvoll wirken. Freilich standen die Leistungen des Handwerks noch durchaus auf der Höhe. Aber vieles deutete auf einen Rückgang seiner inneren und äußeren Verhältnisse. Der Absatz im Ausland ging ganz zurück, die einheimische Kaufkraft war namentlich auf dem Lande sehr gesunken, das Betriebskapital hatte man (vgl. S. 261) oft eingebüßt, das Handwerk, das auch früher nicht immer so lohnte, wie man meist glaubt, verlor den „goldenen Boden". Durch jene, jetzt noch vermehrte Spezialisierung der Gewerbe infolge der reicheren Lebenshaltung (vgl. S. 55) war dabei die Zahl der Handwerker selbst sehr gewachsen, ebenso mit der allgemeinen Üppigkeit ihre eigenen Lebensansprüche. Die Mittel, die man anwandte, um einem Niedergang zu steuern, trugen dann selbst zum Verfall bei. Ähnlich den Monopolbestrebungen im Handel, herrschte die Tendenz, alle Konkurrenz zu unterdrücken und den berechtigten Meistern ein immer höheres Einkommen zu sichern. Dazu diente die Zunft, die man aus den Reichsstädten in die anderen Städte übertragen hatte, und nach deren Einführung man (vgl. S. 53) überall eifrig strebte. Aber man paßte die Zunft nicht den veränderten Verhältnissen an, sondern machte sie zu einem starren Gebilde. Zunächst streifte man die hergebrachte Rücksicht auf das öffentliche Interesse ganz ab, die Zunft wurde eben ein monopolistisches Nutzungsorgan der Meister. Man versperrte immer mehr den Zutritt zu ihr durch Erhöhung der Aufnahmegebühren, durch bald zum Wahnwitz gesteigerte Verschärfung der Anforderungen an die „ehrliche" (und eheliche) Herkunft; man verfolgte alle unzünftigen Handwerker (Störer, Bönhasen usw.) aufs unbarmherzigste, ja ging sogar gegen die gewerbliche Arbeit für den eigenen Haushalt vor. Man erschwerte anderseits den Gesellen die Erlangung des Meisterrechts durch übertriebene Ansprüche an das Meisterstück, durch Beschränkung der Zahl der Meister, durch Probejahre (Sitz-, Mutjahre) der sich bewerbenden Gesellen, bevorzugte überdies die Meistersöhne oder Meisterschwiegersöhne. Wie jenes Streben, allen Berechtigten die Nahrung zu sichern, überhaupt den Unternehmungsgeist tötete, z. B. den schöner und rascher arbeitenden Meister grimmigen Anfeindungen aussetzte, auch die Konkurrenz der Einzelnen unter sich ausschloß, so bedeutete dieses Zurückdrängen der jüngeren Elemente einen bösen Mangel an frischem Blut. Beileibe durfte auch keine Innung in das Arbeitsgebiet einer verwandten übergreifen, das aber nicht immer leicht zu umgrenzen war. Auch dem Verfall der Gewerbe haben Reich und Landesherren im 16. und 17. Jahrhundert wehren wollen. Das Reich ging z. B. 1548 gegen den Ausschluß jener vielen „Unehrlichen" vor, die Reichspolizeiordnung von 1577 griff vielfach ein, 1594 bekämpfte man im Reichstagsabschied eine



Anzahl neuer Kniffe der Zünfte usw. Die Landesherren versuchten, aber auch ziemlich erfolglos, zum Teil größere Einheit in die bunten Gewerbeverhältnisse ihrer Gebiete zu bringen (vgl. S. 272); sie übten ferner eine straffere Gewerbepolizei, die aber den faulen Zuständen namentlich mancher Lebensmittelgewerbe, auch der Bekleidungsgewerbe, wenig steuerte. In den größeren Städten, wo diese Polizei ja zum Teil in den Händen der Zünfte selbst lag, wurde sie immer lässiger gehandhabt, und gerade hier arbeiteten die Landesherren auf bessere Beaufsichtigung der Zünfte hin. Auch das Monopol der Zünfte hat man wohl durch landesherrliche Konzessionierungen (Freimeister, Gnadenmeister) zu brechen gesucht, aber sehr selten. Den übertriebenen Ausschließungen und Aufnahmeverweigerungen sind ferner die städtischen Obrigkeiten selbst oft entgegengetreten, und mancher Schöppenstuhl hat durch juristische Gutachten die mildere Auffassung unterstützt. Aber im ganzen nutzte das alles wenig, und die Signatur des Gewerbewesens war immer deutlicher der Verfall, auch in sittlicher Beziehung. Über Faulheit und Schlemmerei der Handwerker wurde viel geklagt.

Schlimm wirkte endlich der Zwiespalt zwischen den Meistern und der um 1500 auf ihrer Höhe stehenden Gesellenschaft. Der Kampf hatte eingesetzt bei dem Recht der Arbeitsvermittelung (vgl. S. 53), das die „Schenke" den seit Ende des 15. Jahrhunderts organisierten Gesellen, d. h. denen der „gewanderten" Handwerke, in die Hand gegeben hatte. Aber die straffe Organisation, die diese „geschenkten", „gewanderten" Handwerke den Gesellen durch das ganze Reich boten, war ein gewaltiges Kampfmittel. Die Gesellen traten den Verboten — gegen das Schenkwesen war das Reich selbst wiederholt erfolglos vorgegangen — mit Verruf, Ausstand und anderen Mitteln gegenüber und siegten im ganzen. Jedoch machte das gestiegene Selbstbewußtsein der Gesellen später die Verhältnisse immer schwieriger: höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit — diese war von einzelnen Zünften allerdings ungebührlich verlängert worden —, bessere Verpflegung, Teilnahme an den Zunftversammlungen wurden überall gefordert. Der Geselle wollte immer mehr Vertragsarbeiter sein, und das Gegenstück zu seiner Herabdrückung (vgl. S. 262) wurde nun ein immer trotzigerer Widerstand eines unruhigen Gesellenproletariats. Auch verluderten die Gesellen vielfach: der Kampf um den „guten Montag" hatte auch eine sehr genußsüchtige Seite.

Ein moderneres belebendes Element kam damals schon vereinzelt in die gewerblichen Verhältnisse durch Einwanderer aus der Fremde. Schon früh waren aus den Niederlanden dort verfolgte täuferische Elemente eingewandert, seit etwa 1540 und besonders gegen Ende der sechziger Jahre kamen vertriebene Calvinisten, meist aus den französierten südlichen Niederlanden, aber auch Franzosen (namentlich nach Straßburg, schon 1538). Während die nach dem Herzogtum Preußen ziehenden Niederländer (vgl. S. 318) als Landwirte und Kolonisatoren sich betätigten, ohne besonderen Erfolg, haben die Einwanderer in Nordwest-, West- und Mitteldeutschland vor allem die Textilgewerbe gehoben, zumal die Zeugmacherei durch eigene Produktion oder durch Beeinflussung der deutschen Tuchmacher verbreitet. Witzel hat uns darüber neuerdings belehrt. Die Zeugweberei hatte sich im Kampf mit der englischen Konkurrenz in Flandern damals außerordentlich entwickelt, anderseits hatte der Calvinismus seine schärfsten Anhänger eben unter den Zeugwebern, daher ihre große Zahl unter den Vertriebenen. Niederländer kamen nach Ostfriesland (wo sie die Leinenindustrie belebten), (seit 1545) nach Wesel, das gegen 1570 wegen der zahlreichen Antwerpener Einwanderer „Klein-Antwerpen" hieß, sehr zahlreich nach Köln, wo das heimische alte Seidengewerbe sehr darniederlag, nach Frankfurt, wohin wohl die stärkste Einwanderung stattfand,

und wo 1559 die erste Zeugmacherordnung erlassen wurde, in beiden Städten neue Gewerbsarten einführend, nach Hamburg (1586), nach Reuß (1572 nach Gera), nach dem sächsischen Vogtland, nach Brandenburg, wo der gewerbliche Einfluß der Einwanderer aber nur gering war, usw. In Hessen zog Moritz niederländische Gewerbetreibende heran und wollte die „Franzosen“ in die Zünfte selbst aufgenommen wissen. Besondere Kolonien von Niederländern waren Frankenthal (1562), Neuhanau (1597), zum Teil auch Mannheim (1607). Wie weit die Einwanderung neben der Einbürgerung neuer Industriezweige und der Belebung des Handels freiere industrielle Formen und den Übergang zu Großbetrieben förderte, steht dahin. Jedenfalls ließen sich neue Betriebsformen bereits spüren. Die Ausbildung von großen Verlagsgeschäften, die erste Form, in der die Großindustrie auftrat — einzelne umfangreiche gewerbliche Betriebe kommen zwar recht früh vor, doch wurden solche erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts häufiger —, machte freilich die für sie arbeitenden Meister zu abhängigen Arbeitern. Alle solche Züge treten aber meist erst im 17. Jahrhundert schärfer hervor, wie denn überhaupt das Gewerbe im größten Teil des 16. Jahrhunderts noch den alten Charakter bewahrte (vgl. S. 50 ff.). Vieles blühte weiter, wie etwa in Nürnberg die mechanischen Zweige. Das Kunstgewerbe, z. B. die Goldschmiedekunst, gedieh auch jetzt vortrefflich, wozu der allerdings bald ungesunde Luxus wesentlich beitrug, wie derselbe Luxus durch den Konsum von teuren Stoffen und „Geschmuck“ den alten Handel namentlich mit Italien dauernd förderte.

Ganz ähnlich war es aber überhaupt mit den Verhältnissen des Bürgertums. Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts, des Jahrhunderts ihres äußeren Glanzes, sah es in den deutschen Städten noch prächtig aus. Gerade damals gewann das Stadtbild seine eindrucksvollste Gestalt, die Befestigung mit Mauern und Türmen sowohl wie die Gestaltung der öffentlichen und privaten Gebäude. Wie viel schöne Renaissancebauten im Hansagebiet und im Süden zeugen davon! Anderseits begannen die Klagen auch schon früher. Schon der Italiener L. Contarini hatte 1548, freilich tendenziös, Deutschland als arm bezeichnet, da die Einfuhr die Ausfuhr bei weitem übertreffe und den Ertrag der Bergwerke verschlinge. Andere Italiener klagen in dieser Zeit über den teuren Aufenthalt in Deutschland, das liege an einem Mangel an Lebensmitteln (d. h. eher an den ungünstigen Bezugsverhältnissen). Wie 1550 ein Schwabe, Heinrich Müller, gegenüber dem ländlichen Schlemmen zu Zeiten seines Vaters die „Nahrung der besten Bauern“ für „viel schlechter“ hält als „ehedem die der Tagelöhner und Knechte“, so will Musculus 1555 in seinem „Hosenteufel“ starke Anzeichen des wirtschaftlichen Niederganges auch in der Stadt erkennen. An den schönen älteren Gebäuden und den Kirchen, deren früher eine Stadt mehr aufgerichtet habe als nun ein ganzes Land, könne man „itzunder die Dächer nicht erhalten“; anstatt der damals leicht ernährten Hunderte von Geistlichen und Mönchen könnten heute kaum drei bis vier Prädikanten ihren geringen Unterhalt durchsetzen: „sein Bettler gegen unsere Voreltern“. Der zuletzt angeführte und von Luther ähnlich betonte Umstand lag aber wesentlich an der Einziehung des Kirchengutes, die in protestantischen Gebieten überdies, wenigstens anfänglich, einen bedeutenden Rückgang der Armenpflege zur Folge hatte. Anderseits scheint der zunehmende, schon von Luther und jetzt von zahlreichen protestantischen Predigern beklagte Mangel an Wohltätigkeit doch nicht nur aus dem Fortfallen des Antriebes zu „guten Werken“ und aus egoistischem Weltsinn, sondern eben auch aus dem allmählichen Rückgang des Wohlstandes erklärt werden zu müssen. Dabei war infolge der wirtschaftlichen Lage die Zahl der Bedürftigen noch gewachsen. Eine Zunahme des Bettlerwesens gegenüber der Zeit um 1500 wird aber mit



Unrecht behauptet: im Gegenteil ging die Obrigkeit im Laufe der Zeit immer schärfer gegen dasselbe vor, vermehrte dadurch allerdings wieder das Räuberwesen. Dieses war schon durch die unglücklichen Opfer des Bauernkrieges, weiter durch die vielen dienstlosen, „gartenden“ Landsknechte stark gefördert worden, hatte wohl auch gerade durch die Rekrutierung aus gehetzten Aufständischen schon damals zum Teil jenen romantischen Schimmer, mit dem es das Volk später umgab, erhalten, obgleich vor allem der Bauer darunter litt. Man kann endlich als Symptom des Niedergangs die wachsende Verschuldung der Städte, die zum Teil ebenfalls auf Kriegsläufte, z. B. den Schmalkaldischen Krieg, zurückging, anführen. Indessen waren diese Finanzkalamitäten alt, ihre Steigerung aber hing wieder mit dem Rückgang von Handel und Gewerbe zusammen, und endlich war die Verschuldung von Fürsten und Adel nicht geringer. Jedenfalls beginnt in einer ganzen Reihe von Städten schon nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ein allgemeiner Niedergang, wie er z. B. für brandenburgische Städte mit ihren vielen verfallenden und leeren Häusern nachgewiesen ist.

Eine äußere Heimsuchung für die Städte bildeten, wie bisher, neben den großen Bränden (vgl. S. 37 ff.) die zum Teil den schlechten hygienischen Verhältnissen entspringenden Seuchen („Sterben“, vgl. S. 110 f.), denen man meist den Namen Pest beilegte. Als neue Krankheit wird der im Sommer furchtbar auftretende „englische Schweiß“ seit etwa 1528/29 genannt, wir hören später von der „ungarischen Krankheit“ (Flecktyphus), von der „Kriebelkrankheit“ („Krampfsucht“), vom „Behaimischen Schafgift“ (einer schweren Influenzaepidemie). Vor allem trat aber die eigentliche Beulenpest in höchst gefährlicher Weise auf, auch noch im 17. Jahrhundert. Sie veranlaßte (vgl. S. 110) noch lange die Flucht aller besser situierten Bewohner aus den betroffenen Orten, forderte zahlreiche Verordnungen der Obrigkeit und alle möglichen Abwehrmaßregeln heraus und führte zu den verrücktesten „Heilmitteln“ (aus gedörrten Kröten bereitet usw.). Die Angaben über die Zahl der Opfer der Epidemien werden so wenig zuverlässig sein wie früher. 1541 zählte man in Straßburg über 3300, in Köln damals zeitweise täglich 200, 1548 in Lübeck 16227, in Nürnberg 1562 bis April 1563: 9034, in Rostock 1565: 9000, in Nürnberg 1585/86: 4703, in Breslau 1585: 9000, in Danzig 1602: 16919. Neben den moralischen Folgen, der schon von Luther bekämpften allgemeinen Verzweiflung, der Unbarmherzigkeit gegen Kranke, namentlich arme, der Leichen- und Krankenräuberei, traten schlimme wirtschaftliche und soziale Folgen (Verminderung der Einwohnerzahl, Zerrüttung der Verhältnisse) ein.

Daß es um das Bürgertum trotz alledem nicht so schlecht bestellt gewesen ist, bleibt bestehen. Man könnte dafür die derbe Genußsucht (vgl. S. 225 ff.) und den übermäßigen Kleiderluxus, die sich freilich nicht auf das Bürgertum beschränkten, anführen. Dieser zunehmende Luxus war aber durchaus ungesund; man hat ihn sogar als eine wesentliche Utsache jenes Verfalls angesehen (vgl. S. 261), indes nur zum Teil mit Recht. Es war freilich manchmal, wie ein Prediger 1571 sagte, „als wäre alle Welt von Sinnen, … als müßt man alles vertun, was man noch in Händen hat“. Bei diesem Luxus spielten anderseits die bürgerlichen Kreise nicht mehr die erste Rolle. Jetzt gaben in Prunk und Pracht Fürst und Adel den Ton an. Eine Predigt von 1573 läßt Bürger und Bauern ihren „unmäßigen, verschwenderischen Geschmuck“ „von Fürstenhöfen und Adel“ gelernt haben. Die Vorrechte des Adels in der Tracht wurden zwar auch früher vom Bürgertum nicht respektiert, aber die üppige Gestaltung der Tracht wie der Wechsel der Mode waren bisher doch von dem reichen Bürgertum ausgegangen. Solchem Wandel entsprach

das immer geringere Selbstgefühl des Bürgertums. Das alte Streben nach dem Adel (vgl. S. 138 f.) war jetzt sehr gewachsen. Große Kaufleute, z. B. in Nürnberg, wurden nun auch landsässig und kauften sich ein „Edelmannsgut". Der Kölner Bürger Weinsberg beginnt seine Memoiren mit einem mühsam erdachten Stammbaum und sucht die ritterliche Herkunft seines Geschlechts zu erweisen. Offenherzig gesteht er auch selbst: „Ich zeige gern mein Wappen und rühme mich desselben."

---

Es sind alles Vorboten eines sozialen Wandels, des Zurücktretens des Bürgertums vor dem Adel, vor allem vor den Fürsten. Mit dem wirtschaftlichen, im 16. Jahrhundert, wie gesagt, noch nicht stark in die Erscheinung tretenden Rückgang des Bürgertums ging eine wirtschaftliche Stärkung des Adels infolge seines engen Anschlusses an das Fürstentum sowie auf Kosten der Bauern parallel. Die entscheidende Wendung für die Stellung des Bauern im Gesamtvolk war der Bauernkrieg gewesen. Vor Adel, Geistlichkeit und Städtern hatte er immer zurückgestanden. Auch hatten ihn schon früher die Geldwirtschaft der Stadt, der kräftigere Staat, schließlich die neue geistige Kultur mehr oder weniger bedrängt, ganz abgesehen von dem Herrendruck. Nun war auch jener gewaltsame Versuch, den alten Grundstand des Mittelalters zu größerer Geltung zu bringen (vgl. S. 160), nicht nur gescheitert, sondern hatte im Zusammenhang mit der allmählichen Zurückdrängung des Volkstums durch die neue gelehrte Kultur und die beginnende gesellschaftliche Verfeinerung sogar eine tiefe Antipathie gegen das gewöhnliche Volk teils hervorgerufen, teils gefördert. Jetzt geriet der „gemeine" Mann, früher der Repräsentant des eigentlich deutschen Wesens, in vollste Mißachtung (vgl. S. 225). Anderseits bildete sich jetzt (vgl. S. 159) die Anschauung aus, daß das niedere Volk nur durch hartes Regiment zu zügeln sei. Kulturell bedeutete der Bauer überhaupt nichts mehr, so wenig wie im öffentlichen Leben.

Bei seinem Verhältnis zum adligen Herrn ist nun, wie früher (vgl. S. 143 f.), sehr zwischen dem Osten und dem Westen zu unterscheiden. War die Lage der Bauern im Osten bereits im 15. Jahrhundert erheblich schlechter geworden (vgl. S. 143 f.), so wurde sie mit dem späteren 16. Jahrhundert viel schlimmer als im Westen. Der Ausgangspunkt ist der im Osten von Anfang an dem slawischen Adelsbesitz entsprechende, große und besser als im Westen zusammenliegende Besitz der Herren, der in sich die Tendenz zum Größerwerden hatte, der aber immer dringender zahlreicher Arbeitskräfte und sonstiger persönlicher Dienstleistungen bedurfte. Denn der östliche Gutsherr war (vgl. S. 143) wirtschaftlich viel tätiger und interessierter als der westliche Grundherr, der bei seinem Streubesitz mehr auf Abgaben und Zinsen angewiesen war. Die schlechtere Stellung der slawischen Bauernbevölkerung konnte leicht dazu verleiten, auch die deutsche freie Bauernbevölkerung in ähnlicher Weise in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als in den weiten Gebieten schwer Rechtsschutz gegen Übergriffe zu erlangen war. Ferner war in slawischer Umgebung der Hof des deutschen Herrn von vornherein als Sitz kultureller Überlegenheit von einem besonderen Nimbus umgeben. Dazu kam nun die im Verhältnis zum Westen viel geringere Macht der Landesherren, die ihre Rechte schon seit längerem zum Teil den Grundherren überließen (vgl. S. 143) und es diesen als Trägern staatlicher Autorität erleichterten, immer stärker für sich private Fronden in Anspruch zu nehmen. Da sich im Dorf nicht wie im Westen komplizierte Besitzverhältnisse kreuzten, suchte der Herr oft auch den bäuerlichen Teil eines Dorfes, dessen anderen Teil er besaß, an sich zu bringen. Der Bauer wurde „gelegt", d. h. sein Besitz



zum Herrengut geschlagen, um dieses wirtschaftlich leistungsfähiger zu machen. Der Herr unterband ferner immer allgemeiner die Freizügigkeit, um der ihm nötigen Fronleute nicht verlustig zu gehen. Flüchtige wurden hart bestraft. Die Kinder der Bauern wurden zum Gesindedienst gezwungen, Heiraten bedurften der Erlaubnis des Herrn. Der Bauer wurde an die Scholle gebundener Leibeigener. Die ganze Entwickelung, deren Gründe aber noch immer nicht völlig geklärt sind, kam nun zu ihrem Abschluß. Zu jener Gleichsetzung von slawischen und deutschen Bauern trug jetzt auch die generalisierende Tendenz der römischen Juristen bei, wie man denn erst jetzt (vgl. S. 144 f.) von einem ungünstigen Einfluß des römischen Rechtes auf die Lage der Bauern sprechen kann. Ähnlich wurde die Mannigfaltigkeit der deutschen Verhältnisse in die geringe Zahl der römischen Kategorien gezwängt. In Mecklenburg und Pommern, freilich nicht im Osten überhaupt, wurde der Bauer zum „Sklaven", zum servus. Jetzt gab es Juristen, die dem Gutsherrn auch das Recht, den Bauern den Besitz zu nehmen, ausdrücklich zuerkannten, was dann auch in die Landesordnungen überging. Auch ohne das römische Recht wäre aber bei dem steigenden finanziellen Bedarf des Adels und der Fürsten die Entwickelung ähnlich gewesen. „Itzund deit [tut] men, wat men will", mußte der rügische Landvogt Matthäus von Normann betreffs der Bauern sagen. Selbst die Städte machten das „Bauernlegen" nach.

Im Westen herrschten demgegenüber bessere Verhältnisse, d. h. im Grunde dieselben wie vor dem Bauernkrieg. Als Eigenmann des Grundherrn fühlte sich der Bauer im Westen nicht, innerhalb seiner Wirtschaft ließ man ihn doch ziemlich ungeschoren, und er blieb auch auf seinem kleinen Besitz; in einer Gemeinde herrschte überdies meist nicht nur ein Herr. Aber das Böse waren die Abgaben und Lasten. Geplackt, ausgenutzt und gedrückt wurde der Bauer auch hier, von den günstigen Verhältnissen des Nordwestens (vgl. S. 143) wieder abgesehen, nach dem Niederschlagen der Aufstände immer schärfer, wobei zu bedenken ist, daß der Adel infolge der Notwendigkeit, den überall gesteigerten Luxus standesgemäß mitzumachen, mehr brauchte. Nach Joannes Boëmus war es „nicht zu sagen, wie der Adel die Unglücklichen plagt und aussaugt". Zwar gab es wohl hier und da Milderungen der Lage (vgl. S. 160), aber keine generelle Besserung. 1555 wurde in Augsburg die „Leibeigenschaft" auch von Reichs wegen anerkannt. Überaus zahlreich wurden die Klagen, die jetzt namentlich von Predigern ausgingen, über die „Bauernschinderei" seitens des Adels und die „ägyptische Knechtschaft" der Bauern. Solche Klagen erhoben Sebastian Franck, der sie 1534 „Jedermanns Fußhader und mit Fronen, Scharwerken, Zinsen, Gülten, Steuern, Zöllen hart beschweret und überladen" nennt, Jakob Ayrer, der in einem Schauspiel einen jammernden Bauer vorführt, Nikodemus Frischlin, der in einer Universitätsrede gegen die „Leutfresser" und „Onmenschen" loszieht, Cyriakus Spangenberg, der in seinem „Adelsspiegel" Wehe über die tyrannischen Junker ruft, und Olorinus (Johannes Sommer), der viele einzelne Bedrückungen aufzählt. Unter Albrecht V. von Bayern wird der auf den Bauern lastende Druck von einem Staatsmann so geschildert: „Von seinem wenigen Treid, das der Bauer aus der Erde kratzt, muß er geben seinem Landesfürsten, Grundherrn, Pfarrer, Zehentherrn, Pfleger, Richter, Schergen, Überreiter, Forstreiter, Förster, Meßner, Müller, Bäcker, Bettlern, Landstreichern und Hausierern." Dazu kamen harte Strafen seitens der Herren und die Beschwerungen durch die landesherrlichen Amtmänner und ihre vom Bauern zehrenden Unterbeamten, ferner eine starke Verschuldung des Bauern. In Bayern und in größerem Umfang in Österreich brachen auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder Aufstände aus, die gewaltsam gedämpft werden mußten.

Daß die Bauern unter solchen Verhältnissen keine erfreulichen Menschen („ein wild, hinterlistig, ungezähmt Volk“ nennt sie Franck) sein konnten, ist klar. Die *schlechte Lebenshaltung* der Bauern schildert Sebastian Münster; wie es in einem niedersächsischen „Krug“ aussah, hat 1591 der weit herumgekommene mährische Edelmann Karl von Zierotin in seinem Tagebuch entrüstet besprochen. Die Lage der Landwirtschaft selbst war bei alledem keineswegs schlecht, besser zum Teil als die der städtischen Wirtschaft, und zwar nicht zuletzt wegen des langen Friedens in Deutschland. Die Sicherheit im Lande war überdies durch den neuen Staat größer geworden, so daß wenigstens die offene Gewalttat selten wurde. Wichtig war die lebhafte Fürsorge der Landesherren für die Hebung des Anbaues. Gerade die Ausnutzung des Bauern trieb diesen auch selbst zu fleißiger Wirtschaft. Für den Staat wie für den Adel stellte er freilich eben nur Nutzungsobjekt dar. 1559 sind auch die alten freien Dithmarscher Bauern, die als letzter größerer Rest die einstigen Zustände, allerdings zugleich die unerfreuliche Fehde- und Raubsucht, bewahrten und ihre kriegerische Kraft noch 1500 bei Hemmingstedt glänzend gezeigt hatten, der Fürstengewalt unterlegen, wenngleich sie persönliche Freiheit und viel Privilegien behielten. Der Adel spielte hier auch keine Rolle.



Schweinsjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau“, Frankfurt a. M. 1583.

---

Im sonstigen Deutschland aber, am meisten im Osten, hatte sich eben der *Adel* durch die geschilderte Entwickelung wieder *außerordentlich gehoben*. Die alte Exklusivität und Neigung zu äußerem Glanz trat nun stärker und seitens des Bürgertums unbestrittener hervor. Boëmus bzw. Franck heben den „besundern brangenden gang“ des Adels, ferner seine feineren, „gar lustbarlichen“ Speisen, seine köstliche Kleidung hervor. Die Adligen gingen oft, namentlich ihre Frauen, mit Gefolge einher. Die Hauptbeschäftigung des Adels, wie vor allem der Fürsten, blieb (vgl. S. 129) die Jagd (s. die obenstehende Abbildung), die zugleich freilich zu einer ungeheuren Plage für die Bauern ausgeartet und durch furchtbare Ahndung bäuerlicher „Jagdfrevel“ zum Vorrecht der Vornehmen gemacht war. „Die Fürsten und Edlen“, heißt es bei Münster, „hangen an gemeinlich dem jagen und meynen, es gehör ihnen allein auß langwierigem Brauch und gegebner Freyheit.“ Neben dem alten ritterlichen Turnierspielzeug, wie es König Maximilian in seiner Jugend hatte, gab es jetzt für vornehme Kinder, z. B. 1572 für den sächsischen Kurprinzen, Spielzeug, das eine Jagd mit allen Einzelheiten darstellte. Geringer war die kriegerische Betätigung des Adels geworden, er übte sie aber noch vielfach, besonders in fremden Diensten. Seine Unentbehrlichkeit für den Fürsten war indes geschwunden (vgl. S. 132 ff.); die neuen Söldner, die der



Fürst auch gelegentlich gegen den Adel selbst verwenden konnte, zwangen diesen überdies zu friedlicherem Gebaren. Der alten Fehde- und Raublust war damit ein Damm zu setzen, und der Landfriede, ein Hauptziel der Fürsten, war kein leerer Begriff mehr, schon derjenige Maximilians von 1495 nicht. Aber auch Recht und Gesetz hatten gerade mit der Herrschaft des römischen Rechtes durchgreifendere Wirkung erhalten. Das Urteil des Reichskammergerichts war wertvoller als die Selbsthilfe. So kam in den häufigen, meist auf materielle Streitigkeiten zurückgehenden Hader statt der früheren Gewalttat mehr ein diplomatischer, berechnender Zug, den auch die nicht seltene Einmischung anderer Genossen oder der Fürsten selbst förderte, zugleich aber Hinterlist und Intrige, Unlauterkeit und Anschwärzung beim Fürsten. Fern blieb der Adel in seiner Mehrheit dem geistigen und künstlerischen Leben, dem er sich erst im 17. Jahrhundert stärker näherte. Viele konnten kaum schreiben. Aber die Okkupierung der höheren Ämter durch die Juristen trieb jetzt doch den Adel in immer größerer Zahl auf die Universitäten (vgl. S. 248), wo er dann freilich das rüde Leben der späteren Zeit zum Teil noch steigerte. Anderseits brachte er dort die alten höfischen Fertigkeiten und Künste, das Tanzen, Reiten, Fechten usw., zu Ansehen, und bald beeiferte sich auch der Bürgerliche, wie Christoph Kreß 1560 aus Bologna schreibt, „adeliche sitten und exercitia, so eim jungen menschen zu begreifen geburt“, zu erlernen. Von feinerer gesellschaftlicher Kultur ist aber, da die Höfe selbst sie noch kaum zeigten, beim Adel nicht die Rede. Der damals stark bäuerische östliche Adel zeigte im besonderen Maße jenes landwirtschaftliche Interesse (vgl. S. 143). Auch sonst riefen ein solches die jetzige Tatenlosigkeit des Adels wie die Notwendigkeit besserer Einkünfte bei dem teilweise verschwenderischen Leben hervor. Die Landwirtschaft gewann so eine immer allgemeinere Wertschätzung, und allmählich ist der Edelmann trotz aller Härte zum Lehrer des Bauern geworden. Der Adel im Osten scheute zudem, wie seit langem (vgl. S. 139), vor der Teilnahme am Handel, namentlich am Getreidehandel, nicht zurück, wiewohl die auf ihre Handelsherrschaft eifersüchtigen Städte diesen für sich beanspruchten. Aber obgleich z. B. dem märkischen Adel der Kornkauf bei Bauern nicht erlaubt war, haben viele Adlige bei der allgemeinen Spekulationssucht sogar „sich des bösen Namens Monopoliorum theilhaftig“ gemacht, „Wein, Korn, Wolle, Hopfen“ aufgekauft und in teurer Zeit verkauft als „des Armuths Schinder und Blutigel“.

Im übrigen aber führte gerade der Adel das für die ganze Zeit charakteristische grobgenußsüchtige und, wie gesagt, verschwenderische Leben oft in besonders häßlichem Maße und pflegte alte wilde Sitten. Von seiner Völlerei war schon (S. 227) die Rede, sie wurde wie die Spielsucht durch jene Untätigkeit vieler Adligen gefördert. Herzog Julius von Braunschweig meinte, fast alle seine „Lehnleute“ hätten sich „auf Faullenzen und Gutschen-Fahren begeben“, und nach Graf Reinhart zu Solms gab es „bei dem jungen Adel keine andere Übung denn bis in den hohen Mittag schlafen, die andere Hälfte des Tages müßig schlinkschlanken und mit dem Frauenzimmer alfanzen oder mit den Hunden spielen und die halbe Nacht darauf saufen, darnach alle Gedanken nur auf wälsche neue närrische Kleidung und Tracht legen“. Dieser starke Kleideraufwand wird ebenso wie das „überschwängliche Essen und Trinken“, die „unzähligen und langdauernden Festlichkeiten“, wobei der Adel nach Spangenberg sich überdies immer „gräflich und fürstlich“ gebaren wollte, andauernd von den Sittenschriftstellern getadelt. Freilich steckt darin die beginnende Verfeinerung, die mit einer Wertschätzung modischer Äußerlichkeiten verbunden ist. Graf Dohna beklagt 1616 das Zurücktreten des kriegerischen Geistes beim Adel. „Anjetzt lobt man diejenigen, welche ihre Überschläge

und Krößen [Krausen] hübsch anzustechen und ihre Haare wohl zu kraußen wissen.“ Ganz richtig wird auch der starke Aufwand in Kleidung und „Geschmuck“ als Hauptgrund der Verschuldung des Adels wiederholt angegeben, ebenso wie von Maximilian I. von Bayern auf die verderbliche Verschwendung bei Hochzeiten hingewiesen wird. Wie der Aufwand stieg, lehrt ein bei Janssen ausgeführter Vergleich zwischen der Habe eines pfälzischen Edelmannes Meinhard von Schönberg 1598 und der seines Sohnes 1616. Dazu kam jener Bedarf an zahlreicher Dienerschaft, die man in bunte Livreen kleidete. Bei der Einziehung des Kirchengutes hatte zudem der protestantische Adel gegenüber den Fürsten meist das Nachsehen gehabt, und die schönen Pfründen und oft auch die Versorgung der weiblichen Angehörigen waren dahin. Trotzig und gewalttätig blieben die Adligen im übrigen sehr, Differenzen wurden sogleich mit dem Schwert erledigt, ihr „Recht“ war, „Jedermann verachten und mit Jedermann umgehen, wie sie wollen“. Ein großer Teil paktierte jedoch mit der neuen Zeit. Mehr und mehr wurde der Hof des Fürsten, der vom Adel seinerseits nicht mehr abhängig war, der Rettungshafen für viele und der Ort, zu Ehren und Ansehen zu gelangen.

---

Das rasche Aufsteigen der Fürsten haben wir schon für das 15. Jahrhundert beobachten können (vgl. S. 129 ff.). In der Reformationszeit hob sich ihre Macht durch die Ausnutzung ihrer Stimmen bei der Kaiserwahl wie durch die politischen Wirren; ihr Nimbus stieg durch die Niederkämpfung der aufständischen Bauern; ihre Auflehnung gegen den Kaiser, dessen Oberhoheit überhaupt eigentlich nur theoretisch bestand, ihre Verbindungen mit Frankreich zeigten ihr starkes Unabhängigkeitsstreben. Das Landeskirchentum — als oberste Bischöfe gewannen sie zu dem weltlichen Glanz den Vorteil kirchlicher traditioneller Autorität — und ihr Verfügungsrecht über das Kirchengut vermehrten ihre Machtfülle. Selbst katholische Fürsten, denen die bedrängte alte Kirche alles nachsehen mußte, respektierten das Kirchengut nicht. Dazu kam als eigentliches Machtmittel das Söldnerwesen (s. die Abbildung S. 271). Allmählich taten die Fürsten so im 16. Jahrhundert den Schritt von der „Landesherrschaft“ zur „Landeshoheit“ (von Below). Der moderne Staat (vgl. S. 130 f.) setzte sich auch in Deutschland immer stärker durch. Der Konzentrierung wirkte freilich immer noch die hergebrachte Erbteilung entgegen. Zu dem Wandel trugen wesentlich die größeren Aufgaben bei, die an die Landesverwaltung herantraten, diese aus einer höfischen zur staatlichen machten: das zeigt auch der immer weniger auf den reinen Hofhaushalt beschränkte, sich auch auf die Räte, die Kanzlei, die Rechenkammer erstreckende Inhalt der Hofordnungen. Freilich blieb die staatliche Verwaltung noch im Rahmen des Hofes, des fürstlichen Haushaltes eingeschlossen und trennte sich erst allmählich davon, ganz erst im 17. Jahrhundert. Aber alles wies jetzt stärker auf eine Zentralverwaltung hin, schon das Landeskirchentum (Stellenbesetzung, Visitationen usw.), weiter das Söldnerwesen, das Gerichtswesen — bei dem nun herrschenden römischen Rechte war die Appellation an eine höhere Instanz erforderlich —, das Finanzwesen, namentlich infolge der Ausbildung des Steuersystems, endlich die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die (vgl. S. 272) der Landesherr nach dem Muster der Städte immer stärker einzugreifen begann. Einen fürstlichen Rat als Zentrale der Verwaltung hatte es schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts (vgl. Bd. I, S. 309) gegeben, aber er war keine Behörde, kein Verwaltungskollegium wie später. Die Rolle der „Räte“ ist freilich im 15. Jahrhundert schon sehr groß — wie oft erwähnt sie Albrecht Achilles! Überhaupt entwickelte sich



ein Berufsbeamtentum immer stärker. Welche Rolle das juristische Element in diesem Beamtentum spielte, wie gerade dieses den neuen Fürstenstaat stützte und förderte, sahen wir schon (S. 146). Ein wichtiger Fortschritt wurde nun durch die österreichische Verwaltung Maximilians gemacht, der damit auf Deutschland überhaupt wirkte, seinerseits aber dem Muster Burgunds folgte. Dort hatten sich, wiederum im Anschluß an Frankreich, moderne Verwaltungsprinzipien und eine moderne Verwaltungstechnik ausgebildet. Maximilian hatte sie während seiner langen Tätigkeit in den Niederlanden kennen gelernt und zog daraus für Österreich Nutzen, ohne sich streng an das Muster zu halten. Fest eingebürgert sind diese Neuerungen auch erst unter Ferdinand I. Erst jetzt erwuchs eine eigentliche Verwaltung mit




Kriegsrat im 16. Jahrhundert. Aus Reinhart Graf zu Solms und Ritter Konrad von Boimelborg, „Bericht über das Kriegswesen“ (1545) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 3663). Vgl. Text S. 270.

Berufsbeamten, mit fest umschriebenem Geschäftsbereich, geregeltem Geschäftsgang und ausgebildeter Bureautechnik, mit genauer Buchführung und Kontrolle. Vor allem findet man die Prinzipien der von Maximilian besonders betonten Kollegialität und Arbeitsteilung nach niederländischem Muster in der österreichischen Verwaltung durchgeführt: unter einer kollegialen Zentralbehörde stehen kollegiale Mittelbehörden für Verwaltung, Justiz und Finanzen. Unter den Kollegien blieb die lokale Verwaltung der Amtmänner bestehen, die die verschiedenen Amtszweige in ihrer Person vereinigten, aber gesondert durch Unterbeamte (Kellner, Richter) verwalteten und ein immer stärkeres Personal brauchten. An dieser immer durchgreifender gestalteten Verwaltung, die allmählich zu einer sich überall einmischenden, schreibseligen Bureaukratie wurde, nahm nun der Adel anfangs nur in geringem Maße teil. Unter den Räten überwog das bürgerliche Element (vgl. S. 257) bei weitem, und auch der ritterliche Amtmann wich allmählich dem Juristen. Selbst die eigentlichen Hofämter, deren Inhabern früher zugleich die Verwaltung obgelegen hatte, waren jetzt zunächst nicht immer mit Adligen besetzt, obgleich nur diese nach ihrem Stande dazu qualifiziert waren.

Die Räte waren nun durchaus nicht immer gefügige Werkzeuge, sondern machten nicht selten dem Fürsten ernste Vorstellungen, so 1584 dem Grafen von Henneberg über seine Jagdleidenschaft, bei der weder Regiment noch Ordnung erhalten werden könne. Nach unten freilich hieß es bald anders. 1619 meint ein Prediger: „Was die Fürsten tun, soll jetzund alles recht sein, und soll man sich nicht mucken, sagen die Räte.“ Auch als Herr der Landeskirche war der Fürst nicht ungebunden. Die theologische Färbung der Zeit (vgl. S. 234) verlieh den sehr streitbaren Hofpredigern einen bedeutenden Einfluß, durch den sie oft auf die Beseitigung von Mißbräuchen hin- und den Untugenden der Fürsten selbst entgegenzuwirken suchten; an katholischen Höfen nahmen die Hofjesuiten eine entsprechende Stellung ein. Noch beschränkte aber den Fürsten vor allem das Mitsprechen der Stände (vgl. S. 128f.), obwohl Adel und Städte an sich dem Fürsten botmäßig geworden waren (vgl. S. 131f.). Auch ohne eigentliche Kämpfe behaupteten die Stände noch ihre Rechte, namentlich das der Steuerbewilligung; selbst die Verwaltung war von ihnen nicht ganz unabhängig. Später wurde die Reibung mit dem sich ausbildenden Absolutismus zum Teil stärker. Im ganzen behielt das fürstliche Regiment im 16. Jahrhundert so noch einen ständisch beschränkten, christlich-patriarchalischen Charakter: aber das staatliche Wesen war nun doch die Hauptsache.

Immer wichtiger wurde dieser Fürstenstaat auch, wie erwähnt, für die gesamte Volkswirtschaft. Freilich darf dieser Einfluß, selbst noch für den Anfang des 18. Jahrhunderts, nicht überschätzt werden. Gewiß war das schon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 130) beobachtete Interesse für die wirtschaftliche Entwickelung über Zölle, Steuern, Münzangelegenheiten und den Domänenbetrieb hinaus gewachsen. Gleichwohl darf man mit v. Below nur von einer landesherrlichen Handhabung der Wirtschaft sprechen, nicht von einer neuen Form derselben, von einer „Territorialwirtschaft“. So wenig wie früher bei den Städten (vgl. S. 69f.) ist bei den Staaten von Großzügigkeit die Rede: man wollte vor allem haushälterisch sein. Die alte Stadtwirtschaft bestand jedenfalls weiter, das ihr feindliche Neue ward von den Landesherren, die die Städte nur politisch beherrschen wollten, keineswegs an sich gefördert, nur die persönlichen Vorteile der Fürsten wurden stark betont. Auf gewerblichem Gebiete griffen sie zwar in Handhabung der Gewerbepolizei (nach städtischem Muster) bei der teilweise eingetretenen Beseitigung der Autonomie der Zünfte ein, Mißstände abwehrend und im kleinen reformierend (vgl. S. 263), aber die Zunft selbst störten sie in ihrer Entwickelung um so weniger, als deren Bedeutung noch gewaltig und sie in den Städten noch der ausschlaggebende Faktor war. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts haben die Fürsten auch die dem Zunftwesen feindliche, zunächst in der Form des Verlegertums (vgl. S. 264) auftretende Großindustrie weniger gefördert als eben die Zunft. Immerhin wirkte das Territorium auf das Gewerbe stärker ein — in Württemberg kam man z. B. ziemlich früh zu einer Art Landeszünfte — als auf den Handel. Der im 16. Jahrhundert auf seinen Höhepunkt gelangende Großhandel wurde damals von den Landesherren so wenig beeinflußt wie die Messen, wie die neuen Börsen und Banken. Bezüglich der großen Monopolgesellschaften teilten die Fürsten meist den schon (S. 153) beobachteten Volkshaß. Man war überhaupt beinahe handelsfeindlich, befürchtete z. B. Getreidewucher, wie im Mittelalter, und schätzte jedenfalls die große wirtschaftliche Bedeutung des Handels nicht genug. Anderseits schützten die Fürsten, keineswegs prinzipielle Städtefeinde, ihre Städte in ihren alten wirtschaftlichen Ansprüchen den Stadtfremden oder wenigstens den Landesfremden und dem platten Land gegenüber so gut, als wenn die Städte selbst bestimmend gewesen wären.



Sie rüttelten, zunächst wenigstens, nicht an dem Gästerecht, dem Stapelrecht, dem Bannmeilenrecht und liehen ihre Hilfe zur Unterdrückung ländlicher Handwerker.

Viel intensiver als wirtschaftliche Fragen beschäftigte nun aber die Fürsten das politische Getriebe, das sie schon im 15. Jahrhundert und noch mehr in der Reformationszeit stark in Anspruch nahm. Die innere Reichspolitik, die kirchlichen Fragen, die „pösen practica des glaubens halben“, die auswärtigen Beziehungen und Händel, die Türkenfrage und so vieles andere erforderten immer mehr Tätigkeit und Aufmerksamkeit; der politische Briefverkehr schwoll ungeheuer an. Es entwickelte sich ein Korrespondenten- und Agentenwesen, ein diplomatischer Verkehr, „Instruktionen“ gingen hinaus, „Berichte“ liefen massenhaft ein, die „gefährlichen Läufe“ ließen das Chiffrierwesen aufkommen und so fort.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Entstehung der Post. Sowohl die Mitteilungen, die der Brief bringt, wie die allgemein interessierenden Neuigkeiten, die die an den Brief anknüpfende Zeitung enthält, wurden ursprünglich nur mündlich vermittelt, jene durch den Boten, diese wesentlich durch den Sänger, weiter aber auch durch Krieger, Mönche, überhaupt Reisende, sowie die fahrenden Leute, die schon deswegen der Menge willkommen waren. Diese Art der Übermittelung hielt sich zum Teil auch noch später. Briefe berichten im 15. Jahrhundert, daß man Nachrichten „landmannsweise“, „aus Landmannsreden“ vernommen habe. Ebenso hielt sich als feierlicher Brauch die Botschaft. Inzwischen hatte sich nun mit steigender Kultur ein geistlicher, dann ein allgemeiner politischer und geschäftlicher Briefverkehr der Laien entwickelt (vgl. Bd. I, S. 384f.). Jenen vermittelten früh die Klöster: das Mutterkloster hatte z. B. mehr oder weniger ständige Verbindung mit den Tochterklöstern. Natürlich war dieser rege, durch brieftragende wandernde Mönche vermittelte Verkehr ein internationaler. Der Aufschwung der Städte brachte dann einen brieflichen Verkehr mittels städtischer Boten, die ebenso wie die der Fürsten und Herren allmählich zu einem Berufsstand auswuchsen. Insbesondere scheint die Hansa eine Ausdehnung solchen Verkehrs bewirkt zu haben. Der Deutsche Orden hatte „Briefjungen“, die zwischen den Ordenshäusern hin und her gingen. Die Grundlage des städtischen Botenverkehrs war aber ein schon vor ihm, etwa seit den Kreuzzügen, bestehender, in Deutschland nur langsam sich entwickelnder kaufmännischer Briefverkehr (vgl. S. 160), dessen Vermittler ursprünglich die zu den Haupthandelsorten oder den Messen ziehenden Kaufleute selbst, später aber die Boten der sich bildenden kaufmännischen Genossenschaften waren. Dieser durch Märkte und Messen früh regelmäßig gewordene und an bestimmte Routen sich bindende Handelsbriefverkehr ist auch für die spätere Zeit sehr wichtig; seine Rolle bei der Entwickelung der eigentlichen Post ist noch zu erforschen. Weit weniger Bedeutung hatte der Botenverkehr der späteren Universitäten. Für den anfänglich geringen privaten Briefverkehr benutzte man eine der sich also bietenden Gelegenheiten, ohne System und abhängig von dem guten Willen der Boten. Der Hauptfortschritt war nun weiter, nachdem der Fußbote durch den rascheren Reiter schon hier und da, namentlich doch wohl von den Fürsten, ersetzt worden war, die Ausbildung von Stafettenlinien mit Relaisstationen, wobei aber das wichtigste der dem zunächst eingerichteten Pferdewechsel folgende Botenwechsel ist. Der Fortschritt ward den Höfen der Fürsten verdankt.

Die „Post“ ist in den entscheidenden technischen Anfängen im 15. Jahrhundert mit dem modernen Staat entstanden; das treibende Moment liegt in jener steigenden Wichtigkeit der politischen Beziehungen, des diplomatischen Verkehrs. In den romanischen

Ländern bestanden die erwähnten Linien früh, in Spanien, Frankreich und vor allem in Italien: Mailand ist „die eigentliche Heimat der modernen staatlichen Stafettenpost“, und in Rom hatte sich schon ein Knotenpunkt für eine ganze Reihe von Linien gebildet. Die dynastischen und Verwaltungsinteressen des ausgedehnten Maximilianischen Herrschaftsbereiches führten dann auch zur Übertragung jener Verkehrsformen auf Deutschland. Das Wesentliche ist die Verbindung der in dem italienischen Postwesen — im Dienste Venedigs und dann des Papstes — hochgekommenen, überhaupt früh mit dem Kurierwesen verknüpften bergamaskischen Familie oder Familiengruppe der Taxis mit dem Hause Habsburg. Die Zeit Maximilians I. legte für die ganze Folgezeit den Grund. Mit dem zuerst Ende 1489 in Maximilians Dienst bezeugten „obristen Postmeister“ Johannet Dax (Janetto de Tassis) beginnt die Geschichte der deutschen Post. Er scheint aus venezianischem Dienst herbeigerufen worden zu sein. Die wichtigste Aufgabe war die Verbindung von Innsbruck, dem Aufenthalt Maximilians, mit den Niederlanden. Daneben gingen damals Kurse von Innsbruck nach Mailand, Zürich usw. Wie noch später, änderten sich die Kurse je nach dem Aufenthalt des Kaisers; die Posten hingen noch eng mit der Kanzlei zusammen. Das ältere Botenwesen des Kaisers wurde zunächst durch die Posten keineswegs beeinträchtigt, unterstand aber auch dem Taxis. Ein neuer Aufschwung der Post datiert dann vom Januar 1505, als ein anderer, wichtigerer Taxis, Franz, als Leiter der Posten ein Abkommen mit Philipp, dem Sohne Maximilians, für die Niederlande betreffs der Linien nach Deutschland zum kaiserlichen Hof, nach Spanien und Frankreich schloß. Damit beginnt, wie Ohmann ausgeführt hat, „die allmähliche Umbildung der Post zu einem selbständigen Briefverkehrsinstitut“: die niederländischen Staatsposten waren „Posten mit dynastischem Zweck, aber unter Taxisscher Regie“. Der Weg ging zu einer „internationalen Taxisschen Post“. Je mehr die Postlinien von und nach allen Mittelpunkten gleichsam zum Monopol dieser unternehmenden italienischen Familie wurden, um so mehr war eine zusammenhängende internationale Organisation erleichtert. Der Vertrag, den der spätere Kaiser Karl V. 1516 für seine spanischen und burgundischen Erblande mit den Taxis schloß, gab diesen das faktische Postmonopol, dessen nachmalige Bekräftigung sich dann auch gegen die später entstehenden sonstigen Posten richtete. Die weitere technische Verbesserung bestand, wie Schulte betont hat, darin, daß die Postmeister zu eigentlichen Vermittlern des Verkehrs wurden: die Boten lieferten ihre Briefe auf der Station dem Postmeister ab, der sie sammelte und durch neue Postreiter weiterdirigierte. Diese Entwickelung begann erst im späteren 16. Jahrhundert. Die Reitpostlinien wurden nun auch von einzelnen Territorialfürsten bei der Zunahme ihrer Korrespondenz bald nachgeahmt, freilich oft nur vorübergehend. 1531 hat Philipp von Hessen z. B. eine Post bis Darmstadt aufs neue eingerichtet, seine Aufforderung an Straßburg, das gleiche zu tun, zeigt, daß auch die Städte solche Linien in Verbindung mit ihren Interessengenossen herstellten.

Für die weitere allgemeine Entwickelung wurde nun aber die Benutzung dieser kaiserlichen und fürstlichen Posten, wie einst der städtischen Boten, auch durch Private wichtig. Jener Vertrag von 1505 verbietet den Taxis wenigstens eine solche Ausnutzung nicht, und bald haben sie diesen Vorteil namentlich durch Beförderung der Briefe großer Handelshäuser wahrgenommen. Der Staat hatte keine Kontrolle. Schon 1506 gingen mit der kaiserlichen Post eine Strecke lang Briefe für Anton Welser. Bald haben die Taxis, die ja an allen wichtigen Punkten saßen und nur selbst mit den Briefpaketen zu tun hatten, den



privaten Briefverkehr als Hauptmittel zum Ausbau ihrer selbständigen Macht eifrig benutzt und dadurch auch in der Mitte des Jahrhunderts die Krise, die die kaiserliche Post erlebte, überwunden. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist so eine völlige Tendenzänderung eingetreten und damit eine „Post“ in öffentlich-rechtlichem Sinne entstanden. Hingedrängt auf jene allgemeine Zugänglichkeit der Post hatte der stark steigende private, vor allem der internationale Handels- und der gelehrte Briefverkehr; anerkannt ward sie durch Aufstellung eines Portotarifs und die Festsetzung regelmäßiger Abgangs- und Ankunftszeiten. Allmählich griffen nun die verschiedenen Posteinrichtungen — auch die hansischen und oberdeutschen großen Städte waren, wie gelegentlich noch immer die Kaufmannschaften, mit eigenen regelmäßigen Kursen vorgegangen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts organisierten ferner die Fürsten, wie der Sachse oder der Württemberger, vollständige Landesordinariposten — mehr und mehr ineinander ein. Anderseits traten infolge der Inanspruchnahme der Post als Regal und wegen ihrer finanziellen Ausnutzung zwischen den Fürsten und Städten und den alle Konkurrenz bekämpfenden Taxis, die Reichsgeneralpostmeister geworden waren und das kaiserliche Regal allein gelten lassen wollten, schwere, die Einheitlichkeit störende Streitigkeiten ein, namentlich im 17. Jahrhundert. Doch haben auch die großen Herren die kaiserliche Post anfangs gern mitbenutzt, und sehr lange die kleinen.

An diese Entwickelung der Post ist nun auch, um dies gleich hier zu erwähnen, die Entstehung der **Zeitung** zu knüpfen. Der Brief beschränkte sich bei dem allgemeinen Nachrichtenbedürfnis von Anfang an nicht auf bestimmte persönliche Zwecke, sondern brachte auch allgemeine, politische, der des Kaufmanns kommerzielle Nachrichten (Preisnotizen). Es bildete sich fast eine Rubrik dafür im Briefe aus, als Neue Zeitung, Tidinge, Neue Läufe und ähnlich bezeichnet. Auch ganze Briefe wurden also gestaltet. Vor allem schrieb man solche Nachrichten bei wachsender Menge auf „Zettel“, Beilagen zum eigentlichen Brief, früh mit der einfachen Überschrift „Zeitung, Neue Zeitung“. Der Briefcharakter ging bei ihnen verloren, sie wurden abgeschrieben und zirkulierten. Daß sie bald auch behufs noch besserer Verbreitung gedruckt wurden, war natürlich: diese gedruckten „Neuen Zeitungen“, „Relationen“ usw. machen aber für die weitere Entwickelung nicht mehr aus als jene Abschriften. Wichtig ist nun, daß im 16. Jahrhundert das Bedürfnis nach solchen Nachrichten außerordentlich stieg, daß Fürsten, Städte, einzelne Personen alle erhaltenen „Zeitungen“ austauschten, daß anderseits an Verkehrsmittelpunkten, wie Nürnberg, Augsburg, auch an geistigen Brennpunkten, wie Wittenberg, Nachrichten massenhaft zusammenströmten, daß die Leute, die an solchen Orten saßen, andere weniger begünstigte damit versorgten. Bald begannen auch die Fürsten angesehene Männer an solchen Orten als ständige **Korrespondenten**, zugleich überhaupt als politische Agenten zu engagieren: sie mußten die Nachrichten und Zeitungen sammeln und übermitteln. Auch die großen Kaufleute organisierten eine solche Nachrichtenversorgung für sich; früh scheint in Venedig eine Art Zeitungsbureau existiert zu haben, das durch Avisenschreiber (scrittori d'avvisi) schriftlich Nachrichten (notizie scritte) zusammenstellen ließ und gegen Bezahlung übermittelte. Die „Fuggerzeitungen“ aus dem späteren 16. Jahrhundert sind keine kaufmännischen, sondern die üblichen Zeitungen, die die Fugger wie andere reiche Augsburger von einem Korrespondenten, ähnlich wie die Fürsten, gegen Bezahlung erhielten. Dagegen schöpften die späteren Meßrelationen des Salerius auch aus Zeitungen, die speziell an Kaufleute kamen. Aus Nürnberg und Augsburg gingen solche Kaufmannszeitungen z. B. auch nach Leipzig.

Viel wichtiger aber wurden nun als Versorger des Publikums mit Nachrichten die *Postmeister*. Sie erhielten allmählich mit jeder Post solche „Zeitungen", und zwar, wie ich vermute, auf Grund einer Art Tauschverkehr, den sie mit anderen Postmeistern ebenso unterhielten wie Fürsten oder Kaufleute untereinander. Auch sonst kamen ihnen, wie Andreas Striegel 1602 sagt, „die Zeitungen von allen Orten und Enden vor anderen zu". Sie mochten anfangs solche Zeitungen, die nun durch die regelmäßigen, zunächst wöchentlichen Postkurse ebenfalls einen regelmäßigen Charakter erhielten, anderen gegen Bezahlung überlassen, bald aber wurden diese Zeitungen Allgemeingut. So entstand die *schriftliche wöchentliche „Ordinarizeitung"*, die auch die eben erwähnten, von Michael von Aitzing ersonnenen Meßrelationen — d. h. halbjährliche gedruckte Zeitungssammlungen, die kein wesentliches Glied der Entwickelung bilden, — benutzten. Auch die bei den Kaufleuten eingehenden kommerziellen Zeitungen, genau wie die politischen aus dem Brief entwickelt, gewannen durch die Postkurse, mit denen sie kamen, einen periodischen Charakter. Auch sie enthielten politische und sonstige Neuigkeiten. Endlich gab man diese Ordinari- und Kaufmannszeitungen zusammen in handschriftlichen Wochenblättern heraus, von denen dann nur ein Schritt zu *gedruckten Wochenblättern* war. Mit diesen machten unternehmungslustige Buchhändler den Anfang; die eigentlich dazu am ersten berechtigten Postmeister folgten, bestritten übrigens jenen das Recht der Herausgabe, das Regal sei. Diese Wochenzeitungen, deren älteste erhaltene eine von Johannes Carolus 1609 in Straßburg herausgegebene, aber damals schon einige Jahre bestehende ist, lassen sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts in Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Berlin, Hildesheim, Magdeburg, Hamburg und sonst nachweisen, oft als Ordinari oder Ordentliche Postzeitung bezeichnet. Sie genügten aber den Fürsten, Räten, Gelehrten und Kaufleuten auch später nicht, und nach Christian Weise (1703) gaben diese noch lange für handschriftliche „Novitäten" „ein Stück Geld" und erfuhren so mehr durch die alten „Korrespondenten".

Aber wir kehren zu den *Fürsten* zurück: nur selten waren sie selbst die eigentlichen Träger des neuen politischen Wesens, wie früher Albrecht Achilles und jetzt Philipp von Hessen oder Moritz von Sachsen, vielmehr ihre Räte. Denn die große Mehrzahl war wie der Adel dem ganzen Schreibwesen von Herzen abhold. Immerhin wuchs die Bildung (vgl. S. 191). Es gab später auch einige gelehrte Fürsten, wie Moritz von Hessen oder Heinrich Julius von Braunschweig, die aber überhaupt höher gerichtete, geistig und literarisch interessierte Männer, als solche in ihrem Kreise freilich Ausnahmen waren. Anderseits sind diese beiden reine Dilettanten und haben als solche auch Schauspiele geschrieben — die von Moritz besitzen wir nicht mehr —, haben aber auch die englischen Komödianten herangezogen. Weiter ist Friedrich Wilhelm von Sachsen zu nennen, der neben Glanz und Prunk theologische, historische und politische Studien liebte, Lateinisch, Italienisch und Französisch sprach und eine eigene Druckerei besaß. Von der geistigen und gesellschaftlichen Kultur der italienischen Fürstenhöfe der Renaissance ist in Deutschland aber im ganzen nichts zu spüren — nur von einer Färbung des Prunkes und der Feste durch Renaissanceeinflüsse (vgl. S. 279) und vereinzelten Anfängen der Kunstpflege (vgl. S. 280 f.) kann man sprechen. Sonst bleibt die mittelalterliche Atmosphäre. Die persönlichen Interessen gingen ganz in den alten Traditionen der Jagdlust, des groben, jetzt gesteigerten Lebensgenusses auf, wozu der Hang zu Geheimkünsten kam. Die Sittenroheit der Zeit tritt bei manchen Fürsten abstoßend hervor (vgl. S. 230), in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigt sich bei vielen auch noch der zügellos-egoistische,



halb räuberische Charakter unverhüllt in der alten Habgier und ebenso der gewalttätige Zug in ruchlosen Taten, wie der Ermordung Hans von Huttens durch Herzog Ulrich von Württemberg. Nach der Reformation wird bei vielen protestantischen Fürsten, entsprechend dem allgemeinen Zuge der Zeit, die streng *kirchliche* Haltung charakteristisch, doch nicht minder bei den katholischen, wofür der vertrauliche Briefwechsel zwischen Maximilian II. und Johann von Küstrin bezeichnend ist. Ihr entspricht die *Fürstenerziehung* der Zeit: die Erziehungsinstruktionen und Studienordnungen richten ihr Augenmerk immer auf fromme Unterweisung und Übung, fast als ob die Prinzen Geistliche werden sollten. Auch im 17. Jahrhundert bieten die Instruktionen Herzog Ernsts des Frommen dafür ein Zeugnis. Es zeigt sich in diesen Instruktionen, die zugleich sehr hohe Ansprüche an die sittliche Bewährung, innere Tüchtigkeit und, was nötig war, an das äußere Benehmen stellten, ferner der *hausväterliche, bürgerliche Sinn* mancher Fürsten, der dann ebenso im fürsorglichen Regiment und in freundlich-herzlichem Verkehr mit Bürgern sich äußerte. Daß wirklich fromme Lebensauffassung und ehrbarer Sinn nicht selten waren, wurde schon hervorgehoben, ebenso das innige Familienleben auch der Fürsten (S. 229 f.) betont. Gewiß waren aber Melanchthons Klage, daß das Evangelium oft nur der Deckmantel für die Beraubung des Kirchengutes sei und die Fürsten nur auf „Buhlerei und weltliche Lust" bedacht seien, oder Melchior Ambachs Äußerung, daß sie die Kirchengüter nur „ihren ungeschlachten Kindern, wüsten Hofdienern und stolzen Schreibern" gäben, ohne an Pfarren, Schulen und Arme zu denken, zum Teil berechtigt. Es gab endlich wirtschaftlich besonders interessierte Fürsten (vgl. S. 272), deren Tätigkeit freilich, wie die Kurfürst Augusts von Sachsen, wesentlich dem eigenen Beutel zugute kam. Man bewährte aber zugleich jene patriarchalische Fürsorge, und die *Fürstinnen* kümmerten sich um ihre weiblichen Untertanen zum Teil wie rechte Hausmütter, so die als „Ärztin" oft in Anspruch genommene Kurfürstin Anna von Sachsen, die auch wirtschaftlich tüchtig war, obgleich sie in ihrer Lebenshaltung schon den eleganteren Zug einer neuen Zeit aufwies. Sie wußte auch mit der Feder gut umzugehen. 11000 Briefe von ihr bewahrt das Dresdener Archiv. Manche Fürstinnen verstanden Latein, kümmerten sich aber doch um den Haushalt und beaufsichtigten die Handarbeit im „Frauenzimmer".

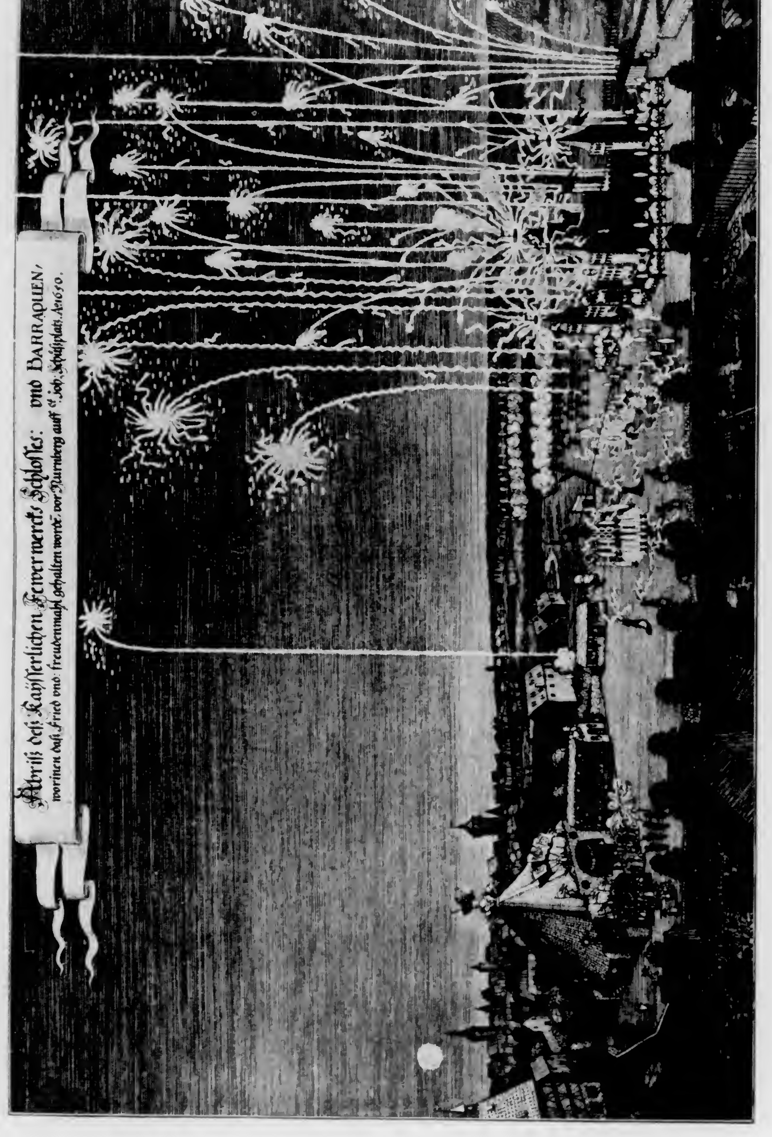
Unglaublich waren, wie gesagt, nur allzuoft die Genußsucht, die schon (S. 226 f.) geschilderte Trunksucht, die *Sittenlosigkeit* und, trotz der beginnenden höfischen Verfeinerung (vgl. S. 283), das *grobianische Benehmen* (vgl. über den Ton bei Hofe S. 228), alles ältere Züge. Was Sastrow von dem allerdings selbst damals verrufenen Liegnitzer Herzog erzählt, oder was er von den Fürsten beim Augsburger Reichstag berichtet, von ihren gemeinen Redensarten oder ihrem Verkehr mit fürstlichen und adligen Damen und ihrem Bankettieren, ließe sich durch weitere Belege leicht bestätigen. Bedenklich wurde jetzt ferner die alte *Jagdpassion* (s. die Abbildung S. 278), unter der das Landvolk noch stärker als früher (vgl. S. 142 f.) litt. „Der Wildstand und das Wildvergnügen" waren überall ungemessen. August von Sachsen z. B. vergrößerte sein Jagdgebiet durch Ankauf außerordentlich; die Masse des Wildes zeigt seine und seiner Nachfolger ungeheure Jagdbeute. Hirsche und Sauen waren dabei die Hauptsache. Im November 1585 wurden 1532 Sauen erlegt. Für das Wild mußten die Bauern Felder bestellen, viel Land wurde in den Wildzaun einbezogen. Anderseits verbot August zeitweise wegen der Behinderung des Wildes in bestimmten Dörfern die Umzäunung der Felder, von denen das Wild nicht verscheucht werden durfte. Entsprechend waren die Jagdfronden: bei einer Jagd (1564) wurden 155 Fuhrwerke

und 1277 Leute gebraucht. Auch später klagten die Stände, „daß die armen Untertanen ... bei unmüßiger Zeit mit Wagen, Pferden, Tüchern und Zeug, auch Wildbretfuhren, Hunde ziehen oder leiten und sonst zum Treiben und andern, etliche 100 Personen, aufgeboten" würden. Scharf waren zudem Augusts Jagdgesetze. Wildbeschädigung oder Wildfang, selbst von niederem Wild, wurden grausam bestraft: seit 1579 konnte jeder ertappte Wildbeschädiger ohne weiteres getötet werden. All das war in den anderen Fürstentümern ähnlich oder schlimmer. Nicht nur Prediger und Sittenrichter (wie Spangenberg in seinem „Jagteufel") klagten, auch die Räte der Fürsten selbst wurden ernsthaft vorstellig. Trotz der „mit Blut geschriebenen" Jagdgesetze trieb die Not vielfach das Volk zur Abwehr mittels Vergiftung des Wildes, Massenauszug von Wildschützen usf. In Franken beschwerten sich selbst die Ritter über den Schaden.



Hetzjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583. Vgl. Text S. 277.

Auch immer mehr Prunk wurde bei den großen Jagden entfaltet. Das entsprach dem Luxus, der nun gerade an den Höfen (vgl. S. 265) besonders gedieh. Außerordentlich wuchs das „Gepränge" der Hofhaltung, zu der auch wegen des „Ansehens" immer mehr Würdenträger und Bedienstete gehörten. Beim kleinen Weimarer Herzog z. B. wurden 1561 täglich 400 Personen gespeist. Es waren noch naturalwirtschaftliche, einer selbstproduzierenden Gutswirtschaft entsprechende Zustände, daß nicht nur die eigentlichen Hofdiener, sondern auch die Räte, das Kanzleipersonal, das kriegerische Gefolge, dazu aller Ritter und Beamten Gesinde sowie die Handwerker bei Hofe gespeist wurden. Dabei drängten sich noch viele hinzu, um mitzuessen, namentlich Weiber und Kinder, weswegen man das Tor während des Essens schloß. Außerordentlich viel wurde „abgeschleppt", sogar von Höhergestellten. Um recht aus dem Vollen mitleben zu können, ersehnten die Beamten auch gar kein festes Gehalt anstatt dieser Verpflegung (zum Teil wurde auch die Bekleidung geliefert). Solche Wirtschaft war um so verschwenderischer, als die Speisen immer feiner und teurer wurden. Höchst treffend wies 1575 ein Fürst selbst, Wilhelm IV. von Hessen, darauf hin, daß die Welschen sich „zwar in Kleidung stattlich hielten", aber höchst mäßig im Essen und Trinken seien, „da die Deutschen das Maul und den Bauch voll haben wollen": daher dürfe „welsche und deutsche Pracht nicht zusammen dienen", sonst sei der Ruin da. Trotzdem stieg nun auch der Kleideraufwand, die Verwendung teurer Stoffe (Brokat, Atlas, Seidendamast, feiner Pelz), das Beladen mit kostbarem Schmuck ungeheuer. Herzog Friedrich von Württemberg trug 1605 bei einem Fest mehr als 600 Diamanten.



Nürnberger Feuerwerk vom Jahre 1650.
Nach Teil VI des „Theatrum Europaeum", Frankfurt a. M. 1661.

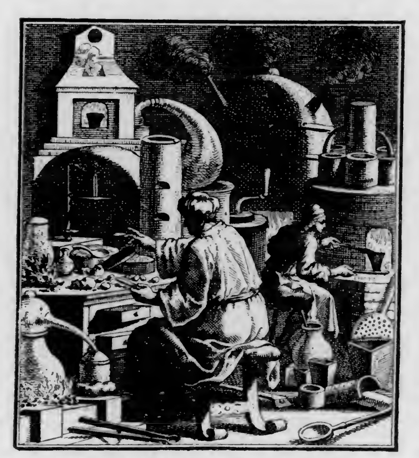


Wieder zeigt der Vergleich von Ausstattungsverzeichnissen, wie sie Janssen für Prinzessinnen aus den Jahren 1446 und 1560 anführt, den gegen früher arg gestiegenen Luxus.

Zur Entfaltung des Kleiderprunkes dienten vor allem die übermäßig häufigen, ihrerseits wieder neuen Aufwand erfordernden Festlichkeiten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts entbehrten diese fürstlichen Feste noch nicht volkstümlicher Züge. Besozzi, ein italienischer Musiker am sächsischen Hofe, berichtet von einem Freudenfest für das ganze Volk „zur Feier der Einigung mit der ernestinischen Linie". Abgesehen von Volksvergnügungen wie dem Erklettern glattgemachter Masten, gibt es neben Wettkämpfen des Adels Bauernturniere, allgemeine Tanzfeste, possenhafte Vorführungen von Narren usw. Aber mehr und mehr zeigten die „Festivitäten", wie es 1593 heißt, „wie Feuerwerke, Ringrennen (Rennen und Stoßen nach dem Ringe mit der Rennstange), Fastnachtsbelustigungen, Schauspiele, Balletts und was nur Namen hat", den Einfluß der Renaissance. Die noch lange zu den Haupthoffesten gehörenden, auch sonst beliebten Feuerwerke (s. die beigeheftete Tafel „Nürnberger Feuerwerk") waren schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts grandios. Sie stellten immer eine Aktion dar. Die Renaissancebildung wählte dazu antike Stoffe, etwa den Helikon, der mit dem Pegasus in Feuer aufging, oder die Entführung der Proserpina. Weiter kamen anstatt der eigentlichen Turniere die Scheinturniere auf, nach spanischem Muster ausgestaltet: die Waffen waren ungefährlich, das Wesentliche waren die prächtigen Kostümaufzüge und gekünstelten „Inventionen", zu denen man romantische Zauberstoffe (verzauberte Berge, die von Rittern erobert werden, Drachenkämpfe) wählte. Der Kostümaufzug war ebenso die Hauptsache bei jenen neuen „Ringelrennen" wie sonst. Man liebte mythologische Vorwürfe (Auftreten der Venus, des Saturn, Nymphenzüge), weiter aber abenteuerliche Aufzüge von Tataren, Mohren, Zigeunern oder von Lindwürmern und Drachen, meist alles bunt durcheinandergemischt. Man zog anderseits auch als Mönch, selbst als Bauer einher. Wer große Inventionen erdenken und leiten konnte, war sehr begehrt; sie selbst wurden oft in Versen beschrieben. Maskenaufzüge waren auch z. B. bei Schlittenfahrten beliebt, ferner kamen als Neuheit die Schäferspiele (vgl. S. 344) auf. Französisch waren die Balletts, Tänze mit Musik und Gesang, zu denen oft die fürstlichen Herrschaften selbst oder die Hofleute die „Invention" erdachten. Namentlich bei Hochzeiten und Taufen gab es immer dergleichen Vorführungen. Roher, aber nicht minder beliebt, waren die Tierhetzen (meist Kämpfe von Bären mit Stieren und Hunden oder von Wölfen mit Hunden).

Alles das kostete viel Geld, ebenso jene Jagdpassion. Einem Weimarer Herzog wurde berechnet, daß ihm jeder Hirsch 100 Gulden koste. Durch die Zahl jener Mitesser im Hofhalt ferner sah schon Wilhelm IV. von Hessen die Fürsten „in Leid und Not kommen". Oft verschlang auch die Spielsucht viel, z. B. bei Joachim II. von Brandenburg. Die vermeintliche Abhilfe für die sich ergebenden Kalamitäten war nun wieder charakteristisch. „Sind die Rentkammern und die Beutel der Fürsten und Herren", meint ein Prediger 1591, „leer durch übermäßiges Hofgesind, Banketiren, Feuerwerk, Fechten, Ringrennen, großmächtige Aufzüge und Maskeraden, überköstlichen Kleiderschmuck, Kleinode von Gold, Silber, Perlen und Diamanten, nicht am wenigsten auch durch Bauten und hohes Spiel, so sollen die Goldmacher kommen und den Schatz wieder anfüllen ... und sind doch diese Goldmacher die allerunverschämtesten Buben, Charlatans, Herumstreicher, so erst recht die Fürsten und Herren, wie alles Volk, mit unermeßlichen Kosten betrügen und in Spott und Schande bringen." Diese Goldmacher (s. die Abbildung S. 280), die die Alchimie (vgl. S. 203) völlig diskreditierten

und sich nach Johann Porta aus „verdorbenen Apothekergesellen, schmierigen Badern, unnützen, faulen Gold- und Kupferschmieden“, Zahnbrechern, Gauklern usw. ergänzten, waren fast an jedem Hof als ständige Bedienstete zu finden. Viele Fürsten arbeiteten in den „Laboratorien“ mit, wie August von Sachsen, Joachim von Brandenburg, vor allem Kaiser Rudolf II., der im ganzen 200 Alchimisten beschäftigt und ungeheure Summen durch sie verschwendet hat. Namentlich fremde Abenteurer nutzten die Fürsten aus. Trotz zahlreicher Entdeckungen von Betrügereien, die oft zu Hinrichtungen der Schwindler führten, ließen sich die Fürsten immer aufs neue täuschen. Das Schicksal solcher Betrüger wurde auch in Versen und Prosa wie im Bilde durch gedruckte Zeitungen verkündet, so dasjenige des in Württemberg aufgetretenen Honauer. Die ganze Erscheinung hat bis tief ins 17., ja bis ins 18. Jahrhundert gedauert: ein berühmter Alchimist war z. B. Johann Kunkel, aus dem später ein Freiherr von Löwenstern wurde. Ein besonders schlimmer Schwindler war der schließlich in Kulmbach aufgehängte Baron Krohnemann. Noch im späteren 18. Jahrhundert spielte unter Herzog Christian IV. von Zweibrücken der Alchimist Stahl neben anderen Adepten eine große Rolle.



Goldmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. II, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 279.

Das reale Mittel, den wachsenden Nöten zu steuern, war die Ausbildung der *Finanzkünste*. Die Steuern wurden immer höher und drückten namentlich die niederen Schichten, neue wurden erfunden, Regalien begründet oder ausgedehnt, Zölle weidlich ausgenutzt. Die Übernahme der Schulden durch die Stände half meist nur kurze Zeit. Wurden einmal, wie unter August von Sachsen, die Schulden beseitigt, so sorgten die Nachfolger bald für neue, die abermaligen Steuerdruck zur Folge hatten. Nicht immer scheinen die Räte reine Hände gehabt zu haben. Domänen ferner wurden verpfändet oder verkauft, das Münzrecht verpachtet, die Kirchen- und Klostergüter waren oft schon dahin. Aus allen Territorien, nord- und süddeutschen, haben wir Zeugnisse über die Verschuldung und die Finanzkalamitäten einerseits, über harten Steuerdruck und Armut des Landes anderseits. Die verschwenderische Hofhaltung wurde aber trotz alledem fast überall gesteigert, außer etwa in Bayern unter Maximilian I.: die Ermahnungen der Stände, Einhalt zu tun, konnten nur den Gedanken wecken, sich dieses Hemmnisses zu entledigen.

Die fürstliche Prunksucht kam nun allerdings, ähnlich wie wir es früher bei dem Aufwand des Bürgers beobachtet haben, *einem* Gebiet zugute, der *Kunst*, und das bedeutete ohne Zweifel einen kulturellen Gewinn, der von den sparsamen Räten und Ständen gar nicht erkannt wurde. Für diese blieb alles Verschwendung. Aus den zwar großen und geräumigen, aber kahlen und einfachen älteren Schlössern wurden prächtige Renaissancebauten. Die Fürsten hielten jetzt auch „Hofmaler“, die freilich im Vergleich mit dem Ausland häufig



nur mäßig bezahlt wurden, meist Fremde, Italiener (Viviani in München), Niederländer (Spranger, Hofmaler Rudolfs II.; Sustris, Peter Candido in München). Sie mußten vor allem Porträts malen, mit denen „die Schlösser geschmückt und fremde Potentaten und Fürsten, Verwandte und Freunde überköstlich beschenkt“ wurden. Weiter liebte man Landschaften mit recht viel Figuren und natürlich die zeitgemäßen mythologisch-allegorischen Darstellungen. Von eigenem Kunstgeschmack war bei den Fürsten selten die Rede.

Wohl aber wuchs zum Teil das Interesse für die Kunst. Das zeigen die fürstlichen Kunstsammlungen, die jetzt, nach italienischem und französischem Vorbild, Mode wurden — in Italien waren diese Dinge freilich mehr mit dem Leben verbunden und schmückten das Dasein —, und für die man viel Geld ausgab. Sie sind Zeugnisse des stärkeren Renaissanceeinflusses. Man begehrte auch vor allem Antiken; Italien war das Ausfuhrland. Die süddeutschen Patrizier, wie schon Pirkheimer und vor allem der wirklich kunstverständige Paul Praun (1548—1616) in Nürnberg oder der gleich zu erwähnende Hainhofer, auch Gelehrte sammelten ebenfalls, namentlich aber eben die Fürsten. Die „*Kunstkammern*“ wurden allmählich eine ständige Einrichtung der besseren Höfe. Ein großer Sammeleifer beseelte vor allem, wohl infolge ihrer regeren Verbindung mit Italien, die bayerischen Fürsten. Ihnen dienten vornehme Italiener als sachverständige Vermittler, was sich zum Teil mit jener Tätigkeit der politischen Korrespondenten (vgl. S. 275) verbinden ließ. So hatte namentlich der als Kunstmäzen geltende, aber wohl überschätzte Herzog Albrecht V. als Kunstagenten den Antiquar Jacopo Strada und den gewissenlosen Niccolo Stoppio, so Herzog Wilhelm V. Prospero und Gasparo Visconti. Ähnlich wirkte später der bekannte Patrizier Philipp Hainhofer in dem wieder mit Italien eng verbundenen Augsburg als politischer wie als Kunstagent für norddeutsche Fürsten, so für den Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Albrecht V., der sich vor allem durch seine Sammlung von Antiken, Porträtbüsten, Gemmen usw. (Antiquarium) auszeichnete, zeigte in seiner Sammlung neuerer Kunstgegenstände den gleich zu erwähnenden enzyklopädischen Sinn für das Stoffliche (Serien von Dynastenbildern) und sonst vor allem bereits die Neigung zum Abstrusen und Seltsamen bis zur Geschmacklosigkeit. Die Stände suchten daher seinem Nachfolger Wilhelm weitere „verderbliche Käufe seltsamer, aber unnützer Dinge“ zu unterbinden. Wirklich künstlerischen Sinn bewies dagegen der neben Erzherzog Ferdinand von Österreich (Schloß Ambras) als habsburgischer Sammler zu nennende Kaiser Rudolf II., der wie Albrecht als „deutscher Medicäer“ galt und seine Agenten überall im Süden, selbst in der Levante, hatte, auch seine Diplomaten für seine Sammlung tätig sein ließ, überhaupt seine Stellung dafür aufs stärkste ausnutzte. In Dresden ist August I. der Begründer der berühmten, freilich von seinen Nachfolgern erst ausgebauten Sammlung, in der bei seinem Spezialinteresse astronomische und Meßinstrumente eine besondere Rolle spielten. Viele Gemälde und Statuen kamen so an die Höfe. Rudolf besaß in seiner Prager Sammlung 413, zum Teil hervorragende Gemälde. In München verzeichnet das Inventar von 1598 schon 778, freilich oft sehr mäßige Bilder; im 17. Jahrhundert zeigte der für die Malerei begeisterte Maximilian I. aber einen weit höheren Geschmack und, was ihn sehr auszeichnet, bereits ein Interesse für die früheren deutschen Meister, insbesondere für Dürer. Dazu kamen viele Gegenstände des alten und des neuen Kunstgewerbes und der Kleinkunst, Edelsteinarbeiten, Glas- und Kristallsachen, Stickereien, ferner Gemmen, Münzen, Medaillen, sonstige Antiquitäten im weitesten Sinne, mehr und mehr aber auch eine Menge von *Kuriositäten* und allen möglichen, namentlich

naturwissenschaftlichen Raritäten, doch auch ernsthaftere naturwissenschaftliche Dinge (ausgestopfte Tiere, Erze, Korallen usw.). Es äußert sich darin einerseits jener enzyklopädische Charakter der Zeit (vgl. S. 250), die die ganze Welt in sich aufnehmen wollte, anderseits das wachsende, auch durch die überseeischen Entdeckungen gestärkte naturwissenschaftliche Interesse, das eben zunächst noch immer auf das Wunderbare, Auffallende gerichtet war. Der mathematisch-mechanische Sinn der Zeit erklärt die Vorliebe für die Instrumente wie für Bewegungskünsteleien (sich bewegende Figuren, Uhrwerke usw.). Letzteres führte völlig zur Spielerei.



Nachbildung eines „Meierhofs“ (Vorlage für den „Pommerschen Meierhof“) im 17. Jahrhundert. Nach einer Handzeichnung im Königl. Bayerischen Reichsarchiv zu München. Vgl. Text S. 283.

Der äußerliche Prunkgeist der Zeit aber gibt sich darin kund, daß man bei kunstgewerblichen Gegenständen den Hauptwert auf das kostbare Material (Gold, Jaspis, Onyx, Achat, Rubin, Kristall, Elfenbein, Perlmutter, Bernstein) legte. Dieser, die Kunst allmählich zurückdrängende „kuriöse“, spielerische, kritiklose, stoffliche Geschmack zeigte sich vor allem in Deutschland und blühte besonders in der Barockzeit. Man fand an Dingen Gefallen, wie sie z. B. in der Korrespondenz Hainhofers mit Herzog Philipp erwähnt sind: „thurnierende, reitende Mänlen, welche durch ein Uhrwerckh triben werden“, „wann man das klein helfenbainin gutschlein auff ein ebnen tisch setzet und blaset daran, so laufft's lustig davon“, oder an Kirschkernen, wie sie Leo Bronner mit vielen hineingeschnittenen Gesichtern, einer erst durch ein Vergrößerungsglas zu lesenden Inschrift und allerlei Miniaturinhalt herstellte, oder an Dingen aus der



Fremde, etwa einem „türckhisch weiberseckhelin, darin sie Ihr haar tragen“. In Dresden gab es ein hin und her fahrendes Schiff aus Elfenbein, auf dem Matrosen sich bewegten, weiter Miniaturarbeiten wie ein Dutzend Spinnrädchen, die nebst einer Kutsche auf einem Pfennig Platz hatten. In Rudolfs II. Sammlung fanden sich „seltsame Meerfische“, „ein Krokodill in einem Futteral“, „ein zartes Fell, welches in Ungarn in J. M. Lager vom Himmel gefallen“, Mumien usw. Herzog Albrecht V., der, wie erwähnt, nach „seltsamen und hielands fremden Sachen“ sehr lüstern war, erhielt vom Herzog in Florenz z. B. „unserer Frauen Bildniß aus allerlei Federn gemacht von Mexico, ein mexikanisch Götzenbild“, einen „Zahn von einem Meerroß“ und anderes. Erst im 18. Jahrhundert machte man sich von dem enzyklopädischen und „kuriösen“ Sammelsurium frei; die einzelnen Zweige sonderten sich ab (hier und da war das schon früher geschehen): es gab eigene Naturalienkabinette usw. Zugleich stieg das Interesse für die eigentliche höhere Kunst und ihre Pflege. Vor allem begehrte man nun Gemälde, die man aber nicht mehr in den Kunstkammern unterbrachte, sondern in den einzelnen Zimmern oder in eigenen prunkvoll gestalteten Galerien der Schlösser.

Zunächst war aber das kunstgewerbliche Interesse noch das tiefste und führte auch zur Bestellung eigener Arbeiten, die aber wieder jenen spielerischen Schaustück-Charakter tragen mußten, wie der durch Hainhofer besorgte „Pommersche Meierhof“ (s. die Abbildung S. 282) mit Tieren und Menschen und all seinen „Bossierlichkeiten“ (klappernden Störchen usw.) und der berühmte, 1617 ebenfalls durch jenen besorgte, von Ulrich Paumgartner unter Mitwirkung von 24 Kunsthandwerkern in Augsburg verfertigte „Pommersche Kunstschrank“ (s. die Abbildung S. 284). Dieser, schon an sich ein prächtiges Kunstwerk, enthielt alle möglichen Instrumente, eine Apotheke mit allen Einzelheiten, Spiele, Toilettengegenstände, Eßgerät, Werkzeug, eine Druckerei und Münzerei, alles aus kostbarem Material und künstlerisch hergestellt. In dem Schrank befand sich auch noch ein Musikwerk. Das Ganze ist ebenso ein Beweis für die Höhe des Kunstgewerbes wie wiederum für jenen enzyklopädisch-kompendiösen und „kuriösen“ Geist der Zeit und gewährt zugleich einen Einblick in die damalige äußere Zivilisation. Derlei wurde besonders eben in Augsburg hergestellt, z. B. auch die „Dockenhäuser“ (Puppenhäuser), die naturgetreuen Nachbildungen des Inneren wirklicher Häuser. Aber auch die Nürnberger und Augsburger Goldschmiede florierten bei der Prunksucht der Zeit. Alles sollte von „überschwänglicher Köstlichkeit“ sein. Der Prunk wurde aber, schon wegen der Mischung heterogenster Elemente, oft schwülstig, gesucht, geschmacklos. Die Hauptsache war das Staunen der Beschauer, nicht der Gebrauch.

Damals gewann nun auch die eine neue Rolle spielende, in Italien höher entwickelte Musik an deutschen Höfen Boden, vor allem wieder in Bayern. Albrecht V. gab viel für seine Hofkapelle (Orlando di Lasso) aus; sie zählte 1569: 61 Sänger und Musiker.

Die Renaissance hat weiter allmählich auch eine Verfeinerung der höfischen Sitte herbeiführen helfen. Zunächst ging es damit freilich recht langsam. Das Ganze hatte noch lange jenen hausväterlich-bürgerlichen Zuschnitt. Die Grobheit des Benehmens (vgl. S. 228) wich auch so bald nicht. Der Marschalk, der als Hauptperson des ganzen Hofhalts über die „Zucht“, „Höflichkeit und Ehrbarkeit“ zu wachen hatte, stellte nur die elementarsten Ansprüche. Und doch hatten früh, freilich spärlich, Einflüsse von einem Hofe her gewirkt, der im Zusammenhang mit der hochentwickelten städtischen Kultur der Niederlande (vgl. S. 66) schon eine ganz andere Lebenshaltung ausgebildet, zugleich ritterliche Traditionen bewahrt hatte, vom burgundischen. Seine allgemeine kulturelle Bedeutung ist sehr groß. Von

der staatlichen Verwaltung hatte sich in Burgund wie in Frankreich der „Hof“ schon viel mehr getrennt als noch viel später in Deutschland (vgl. S. 270). Dieser Hof nun ging bereits im 15. Jahrhundert mit einer außerordentlichen Prachtentfaltung voran. Ein von Olivier de la Marche beschriebenes Fest Philipps des Guten von 1453 zeigt sie, auch schon jene erst



Der „Pommersche Kunstschrank“ (17. Jahrhundert) im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Nach dem „Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen“, Bd. 5. Vgl. Text S. 283.

später bei uns aufkommenden großartigen Schauaktionen, und 1473 ward bei der Zusammenkunft Karls des Kühnen mit dem deutschen Kaiser der große Gegensatz der Deutschen zu dem strahlenden Auftreten jenes Fürsten und seines zahlreichen Gefolges offenbar. Die reiche burgundische Tracht hat denn auch schon im 15. Jahrhundert (vgl. S. 96) Nachahmung in Deutschland gefunden, bei den Fürsten bald mancher Prunk sonst. Maximilian (vgl.



S. 271) mochte überhaupt mannigfach beeinflußt sein. Weiter aber zeichnete jenen Hof ein vor allem auf die Person des Fürsten berechnetes Zeremoniell aus, das dann später vom französischen Hof feiner ausgebildet wurde. Karl V. lebte naturgemäß in dieser Atmosphäre, und bald mischten sich dann spanische Elemente in diese höfischen Reglements, wie umgekehrt die spanische, zum Teil auch die italienische Hofsitte beeinflußt wurde. Davon findet sich nun in Deutschland, außer etwa einigen „Reverenzen“ beim Aufwarten bei Tisch, nichts. Hier hat erst später die Einwirkung des französischen Hofes, der das höfische Ideal der Renaissance weiter entwickelte, Wandel geschaffen, ein wenig schon im 16. Jahrhundert.

---

Dieser französische Einfluß war eine Folge der allgemeinen **Fremdsucht**, die schon damals, nicht erst im 17. Jahrhundert, Deutschland ergriff. Auch diese Fremdsucht zeigt den wiederholt betonten **unvolkstümlichen** Zug der späteren Zeit. Das Eigene galt immer weniger, die volkstümliche Freude am Althergebrachten schwand immer mehr, ebenso wie das volkstümliche Selbstgefühl überhaupt. Aber man muß nicht minder betonen, daß diese Züge doch keineswegs ganz geschwunden sind. Wir haben einmal positive Belege für den **Stolz auf die alte deutsche Art**, auf deutsche „Biederkeit“ und Derbheit. Die Erziehungsinstruktion für die Söhne des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von 1594 verlangt, daß sie sich in fremden Landen von deren Einflüssen frei halten und bei dem löblichen teutschen Gebrauch bleiben sollen. Man betont wohl auch in stolzbescheidener Weise, wie Wilhelm IV. von Hessen bezüglich seiner Nichte gegenüber Heinrich III. von Frankreich, die schlichte Erziehung „nach deutschen Sitten und Gebrauch“. In negativer Beziehung ist die **Opposition gegen die auftretende Fremdsucht** charakteristisch. Im Volke selbst lebte noch eine starke Abneigung gegen die Fremden, besonders gegen Italiener und Spanier. Morosini betont die allgemeine Antipathie gegen den spanischen Karl V. und das von ihm geförderte spanische Wesen. Der Haß gegen die spanischen Soldaten schreibt sich natürlich auch von deren Verhalten her. Ein Venezianer hielt in Deutschland eine Art sizilianischer Vesper gegen die Spanier für möglich. Die Italiener aber waren schon im Mittelalter den Deutschen verhaßt, das zeigten (vgl. S. 192) dann auch die Humanisten. Die Abneigung gegen ihr Volk stellen im 16. Jahrhundert Italiener selbst fest. So erweckt denn die steigende Fremdsucht, an sich auch wieder ein alter, freilich jenem Selbstgefühl widersprechender Zug der Deutschen, großen Anstoß. Sie war schon lange in der Mode hervorgetreten, in der Kleidung und der äußeren Lebenshaltung. Schon Agricola wendet sich dagegen, hebt aber bereits die Fremdsucht als nationalen Zug hervor und meint: „was unser ist, das verlassen und verachten wir“. In seinen Sprichwörtern zitiert er 1529 zustimmend das Urteil eines weisen Mannes: „ein teutscher were wie ein affe, was er sehe von andern nationen, wie sie sich kleiden, also wolt ers inen nachthun“. Auf die Folgen weist er also hin: „Es reißen itzund ein Welsche, Hispanische und französische Kleidung. Und ist zu besorgen, es werden auch Welsche, Hispanische und Frantzösische Hertzen und Gemüther.“ Boëmus hebt ebenfalls den großen Gefallen der Deutschen an fremden Moden hervor. Sie beeinflussen später immer mehr auch die Nahrungsweise. Über die fremde, feine Kochkunst, wie sie etwa in Marx Rumpolts Kochbuch schon stark hervortritt, klagt der Superintendent Strigenicius: „Die alte Weise der Deutschen taugt nicht mehr, es muß alles auf Welsch, auf Spanisch, auf Französisch und Hungerisch zugerichtet sein, mit einem polnischen Sode oder auf Böhmisch Art und Weise.“ Die „wälschen Essen“, die „spanischen und französischen Weine“ hebt auch Spangenbergs „Adelsspiegel“ hervor. Die

Vergnügungen wurden ausländisch gefärbt: an Höfen und in Städten traten italienische und französische Schauspieler auf; später spielten die „englischen" Komödianten (vgl. S. 276) die Hauptrolle. Im wesentlichen handelt es sich hier also um Nachahmung *äußerer Moden* und Sitten. Daß aber auch schon das *Geistesleben* und die *Kunst* von fremden oder durch die Fremde übermittelten antikisierenden Einflüssen mehr und mehr durchsetzt wurde, dessen wurde man sich kaum bewußt, und jedenfalls sah man darin keine Ausländerei. Man folgte hier ja auch im ganzen einer großen internationalen Strömung, wie so oft schon früher. Aber man folgte ihr auch, wieder wie früher im Mittelalter, weil man die kulturelle Überlegenheit der Romanen bei dem Nachlassen der eigenen Leistungen stärker empfand. Die Hingabe an die Renaissancekultur, aber auch die Nachahmung der feineren gesellschaftlichen Sitten der Romanen — der innere Gegensatz bedingte freilich jene Äußerlichkeit der Übernahme (vgl. S. 221 f.) — bedeuten insofern doch nicht nur eine nationale Schwäche, sondern, namentlich in späterer Zeit, als Deutschland völlig zurückging, einen anzuerkennenden *Eifer, höhere und feinere Kultur zu erlangen*. Das Gefühl kultureller Rückständigkeit hat dann aber oft die eigene Art geringschätzen lassen, und erst nach langem Zwiespalt setzte sich diese, nun an fremder Kultur geschult und geläutert, durch.

*Welsch, hispanisch und französisch*, sagt Agricola und bezeichnet damit richtig die fremden Haupteinflüsse im 16. Jahrhundert. Den mächtigen *italienischen* Einfluß zunächst haben wir schon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 179 ff.) beobachtet, auf geistigem Gebiete namentlich (Humanismus) und auf kommerziellem. Er blieb auf beiden jetzt noch bestehen. Der Besuch italienischer Universitäten dauerte bis ins 17. Jahrhundert — Padua, vom Adel bevorzugt, hatte 1553 bis 1630: 8672 deutsche Studenten —, und die üblich werdenden Bildungsreisen richteten sich vor allem nach Italien. War bei den geistigen Einwirkungen Italiens das Wesentliche die durch die Italiener angeregte stärkere Beschäftigung mit der Antike gewesen, so tritt bei den jetzt sich geltend machenden Einflüssen auf *künstlerischem Gebiet* das spezifisch italienische Element hervor. Hier handelt es sich überwiegend um italienisches, antike Formen umwandelndes Gut. Mit der Übernahme der italienischen *Renaissancekunst* trat aber auch das Schädigende der fremden Einflüsse für die deutsche Art besonders in die Erscheinung. Jetzt war der *Verfall der blühenden deutschen Kunst* (vgl. S. 57 ff.), die ihr Bestes leistete, wenn sie auf sich selbst stand, eingeleitet. Der Gegensatz zum südlichen Formgefühl war zu groß, um ohne Schaden überwunden werden zu können (vgl. S. 221 f.). Gerade Dürer, der größte Künstler unter den Deutschen, hat die damalige deutsche Kunst durch das italienische Vorbild in neue Bahnen lenken wollen und damit ein gefährliches Ziel angegeben. Er hat in der notwendigen Klärung der räumlichen Auffassung und in der organischen Darstellung des Körperlichen mit Hilfe der Italiener anderseits einen entschiedenen Fortschritt eingeleitet und die Kunst aus der Gotik herausgeführt. Dürer hatte die für ihn, den Bewunderer Schongauers, überraschend neue Kunstart in Italien selbst in sich aufgenommen und „fror" in Deutschland „nach der Sonnen", sehnte sich nach dem Lande, wo der Künstler ein König war. Er verdankte auch viel bestimmten Anregungen, so wirkte auf ihn zunächst vor allem Mantegna. Dieser hat ihm zum mindesten nach Wölfflins Ausdruck „den vielleicht selbst gefundenen Weg zum Großen und Starken abgekürzt", ihn freilich anfangs in Unsicherheit gebracht. Erst nach der zweiten Reise (1505/6) war Dürer über sein Ziel klar. In seinen Schriften vertritt er das Formenideal der italienischen Renaissance durchaus, praktisch, als Künstler, bleibt er, nach Überwindung einer formalistischen



Periode, in der Hauptsache deutsch und kommt zu eigener Größe (vgl. S. 62). Aber die künstlerische Formgebung der Deutschen mußte von dem Strom, der die Geister auf die Antike und Italien hinlenkte, allmählich überhaupt stärker beeinflußt werden.

Entscheidend ist indessen zunächst das rein dekorative Element. Die *Zierformen der italienischen Renaissancearchitektur* wurden vor allem durch die graphischen Künste aufgenommen: Holzschnitt und Kupferstich, die Randleisten und die Titelausstattung der Bücher machten sie allgemein bekannt. Die Architekturformen der Renaissance zeigen sich ferner auf dem Hintergrunde der Bilder Dürers, Burgkmairs, der Holbeins, so daß man die Renaissancearchitektur „früher gemalt als wirklich gebaut" genannt hat. Man wendet diese Formen dann bei Werken der Plastik, bei Grabsteinen, bei Brunnen an; die italienischem Muster nachgeahmten Epitaphien wiesen sie bald in ihrer Umrahmung auf. Peter Vischer hat sie verwandt. Weiter aber eroberten sie sich vor allem das Kunstgewerbe, das ja auch die Gotik mit ihren Architekturformen förmlich durchdrungen hatte, und das nun mit Leichtigkeit den Übergang zu vielseitiger Verwendung von architektonischen Zierformen der Renaissance fand, insbesondere die Schmiedekunst und die Schreinerei. Die Truhen und Schränke (vgl. S. 43) erhielten, in Süddeutschland wenigstens, an der Vorderseite die Fassade eines Renaissancegebäudes im kleinen mit Säulen, Pilastern usw. unter klarer Hervorhebung des Konstruktiven, während in Norddeutschland die Architekturformen bei der Truhenwand nur den Rahmen für eine in Feldern untergebrachte Fülle figürlichen Details hergeben und ebenso die Schranktüren in verschieden große Felder mit reicher Reliefarbeit geteilt sind, im ganzen also die gotische Art durch die Renaissancezutaten hindurchschimmert. Wesentlich dekorativ war nun zunächst auch die Verwendung der Renaissanceformen in der deutschen Architektur selbst. Die Gotik war zu tief eingewurzelt, als daß sie nicht fürs erste noch Grundriß und Konstruktion bestimmt hätte. So diente die Renaissance mehr zur Dekoration des gotischen Giebelbaues. Doch näherte man sich auch stärker den italienischen Vorbildern, so daß von einer einheitlichen Entwickelung nicht gesprochen werden kann. Es hatte auch schon eine unmittelbare Übertragung der italienischen Bauart eingesetzt: süddeutsche Bauhandwerker bildeten sich zum Teil in Italien, und italienische Baumeister kamen nach Deutschland. Der Volksgeschmack opponierte hiergegen zunächst. 1548 spotteten vorüberziehende Landsknechte über ein Augsburger Haus „auff welsche Manier". Aber gerade in Augsburg, überhaupt einem Zentrum unmittelbarer oberitalienischer Einflüsse, war die prunkvolle Bauart der auf ein glänzenderes Leben zugeschnittenen „antik-welschen" Kunstweise damals schon nicht mehr neu: seit etwa 1530 entstanden dort Renaissancewohnhäuser. Der Geschmack der reichen Patrizier wirkte auch auf die bayerischen Herzöge. 1536 wurde die Residenz in Landshut begonnen, ein rein italienischer Palazzo, bei dem auch Bauleute aus Mantua mitgebaut haben. Dieses frühe Beispiel hat aber auf die Entwickelung einer deutschen Renaissance keinen Einfluß geübt. Anderseits hat man sich auch sonst in Deutschland früh Schlösser von welschen Architekten bauen lassen, so das Belvedere auf dem Hradschin, das Piastenschloß in Brieg. Auch der Fürstenhof zu Wismar ist etwas später zum Teil unter Mitwirkung von Italienern erbaut worden. Im ganzen blieb aber dieser unmittelbare italienische Einfluß auf Österreich und Oberdeutschland beschränkt: mit Vorliebe wurden die Rathäuser der Reichsstädte durch Neu-, Um- und Anbauten renaissancemäßig gestaltet. Ein besonderes Gebiet der Renaissancearchitektur ist noch Obersachsen. Im sonstigen Deutschland haben hingegen die *Niederländer* seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die italienische Weise

vermittelt, einerseits die Flamen in den Rheinlanden (Otto-Heinrichs-Bau in Heidelberg), in Westfalen und weiter in Mittel- und Ostdeutschland bis nach Schlesien und Danzig, anderseits die Holländer vor allem die Küste entlang, ebenfalls bis nach Danzig. Dieser holländische, höchst eigenartig gestaltete, den Backstein als Hauptmaterial, den Haustein zur Dekoration verwendende Renaissancestil eroberte auch Dänemark und England.

Im späteren 16. Jahrhundert wurde überhaupt der vermittelnde Einfluß der Niederländer stärker als der unmittelbare italienische. Auf dem Gebiet der Malerei hatte der letztere sich zunächst wieder an jenen mit Italien verbundenen Punkten, in Augsburg vor allem, ebenso geäußert wie auf anderen Gebieten. Burgkmair und die Holbeins sind dafür beweisend. Weiter eiferten dann die sogenannten Kleinmeister, die beiden Behams, Pencz, Aldegrever usw., den italienischen Vorbildern nach, insbesondere Pencz und Bartel Beham, aber es ist durchaus eine äußerliche, manierierte Aufnahme der fremden Elemente — es fehlte schon die Kraft eines Großen, das Fremde zu verarbeiten. Anderseits zeigt sich der italienische Einfluß mehr noch als in den Gemälden dieser Meister in ihren Stichen, und der von ihnen gepflegte Ornamentstich führt uns wieder auf die Bedeutung des dekorativen Elements. Für die späteren Maler werden nun nach anfänglich fortgesetzter Nachahmung der Italiener die Niederländer maßgebend. Selbst in Bayern repräsentiert Sustris, der Hofmaler Wilhelms V. (vgl. S. 281), das niederländisch-italienische Element. Der niederländische Einfluß äußerte sich noch stärker in der Plastik, im Südosten, in Mitteldeutschland wie in Augsburg und München. Händcke hat neuerdings die Vermittelung der italienischen Renaissance überhaupt, soweit es sich um mehr als die Übernahme von Zierformen handelt, im wesentlichen den Niederländern zuschreiben wollen, deren Einfluß ja schon im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts groß war (vgl. S. 60) und dann gegen 1550 wieder stärker einsetzte. Er will nur etwa für die Jahre 1520—40 eine „antikische" Mode nach dem völlig herrschenden oberitalienischen Muster gelten lassen. Der große Gegensatz zwischen germanischer Art und italienischem Formensinn sei bei den künstlerisch begabten Niederländern gemildert daher die Aufnahme südlicher Kunstelemente erleichtert gewesen; der Deutsche aber habe von dem stammverwandten Niederländer das ihm zusagende Fremde leichter entnehmen können. Auch auf Dürer und Holbein den Jüngeren soll Massys mehr gewirkt haben als die Italiener.

Jedenfalls eroberte die Renaissancekunst auf diese oder auf jene Weise auch Deutschland. Dürers Schriften pries 1547 auch ein weiterer Theoretiker der Renaissance, Rivius, in seiner „Bawkunst", und später folgten andere Schriften, die „die recht antikische Art wiederum in Schwang bringen" wollten, aber, einer neuen fremden Strömung entsprechend, wie Dietterlins „Architectura" (1593), in einer wilden, formenreichen Phantastik schwelgten, die sich ebenso in der abenteuerlichen, launenhaften, effekthascherischen Stilform der damaligen Literatur kundgab. Auch in der Praxis ging der Baustil allmählich ins Gehäufte, Verwilderte über. Das Drängende, Aufgeregte der Zeit — die religiöse Leidenschaftlichkeit des Katholizismus der Gegenreformation spiegelt die romanische, besonders die spanische Malerei wider — sucht nach Ausdruck. Aber zu wahrhaft Neuem fehlten doch die Größe, die Konzentration, der Ernst. Ein wirklicher Stil ist der Barock gar nicht. An die Wertschätzung des Reinformalen gewöhnt, kommt man nun zum phantastischen Spiel mit den immer und immer wieder gebrauchten Renaissanceformen, schließlich zur Laune, zur Willkür. Anderseits treibt jene Aufgeregtheit, das Pathetische, zur Aufbauschung der Formen, zum Geschwollenen, zum Verlassen der klaren und geraden Linien, zur ausschweifenden Bewegtheit. Darin zeigt sich zugleich die



Scheinsucht der in Wahrheit doch nicht starken Zeit, die Effekthascherei. Die ohnehin auf äußeren Effekt gerichtete Renaissance verliert jetzt den straffen, klaren Formensinn mit seiner Zucht und seinem Zwang und überschlägt sich, aber da man die Wirkung doch immer wieder in der äußeren Form sucht, kommt man zur Manier, zum Gesucht-Großen. Die Renaissance entartet und entwickelt sich eben zum Barock. Deutschland folgte dieser Entwickelung insbesondere in katholischen Gebieten. Der katholische Süden hatte sich infolge der Kirchenspaltung noch enger an das mit ihm (vgl. S. 66) seit langem näher verbundene Italien angeschlossen (vgl. S. 222 und S. 236), und ohne Zweifel erleichterte dieser Umstand schon das Eindringen der italienischen Renaissancekunst in den deutschen Süden, vornehmlich in Bayern, und rief dort zum Teil die fürstliche Kunstpflege (vgl. S. 281) hervor. Freilich blieb auch im Süden die Renaissance dem deutschen Wesen im letzten Grund innerlich fremd, und trotz geschickter Handhabung der neuen Formen handelt es sich um ein stark äußerliches, wenn auch technisch oft hervorragendes Kunstschaffen. Aber der Geist der Zeit selbst war immer äußerlicher geworden. Man ging auf Glanz, Pomp und Prunk. Das Prächtig-Dekorative der Renaissancekunst hatte schon die reichen deutschen Patrizier gewonnen, es gewann nun mehr und mehr die Fürsten. Eben das Streben nach glänzendem Schein, nach Pomp und Pose, das sich schon in der Hochrenaissance entwickelte, führte auch, wie wir sahen, die Wendung zum Barock mit herbei. Dieser Stil sagte aber nicht nur der sich in neuen, übertriebenen Formen bewegenden, prunkliebenden Aristokratie und ihren machtbewußten fürstlichen Häuptern zu, er war, wie schon die Hochrenaissance, auch der Stil des wiederaufgerichteten selbstbewußten, glänzenden Katholizismus, der ecclesia triumphans. In Deutschland zeigten das wieder vor allem Bayern und Österreich. Aber es ist auch der Stil einer neuen, freilich übersprudelnden Lebensfreude, die die Zeit charakterisiert.

In Bayern, dem Hauptland des Katholizismus, hielt sich der italienische Einfluß überhaupt am längsten. Man befolgte am bayerischen Hofe, im Gegensatz zum rohschwelgenden Leben anderer deutscher Höfe, bald auch in der Lebensweise bei allem äußeren Prunk das mäßigere italienische Muster. Hainhofer fand dort 1611 „alles auf der italienischen ... Fürsten Art gerichtet, allda man auch nicht viel Tafeln in der Ritterstuben und in der Dürnitz [Speiseraum] gedeckt und übersetzt findet". Im ganzen 16. Jahrhundert wurden die meisten jungen bayerischen Herzöge (Ernst 1516, später Albrecht, dessen Söhne Ernst und Ferdinand, weiter Wilhelms V. Söhne) auf die italienische Reise geschickt. Wilhelm V. ließ ferner seinen Nachfolger Maximilian durch Italiener in der italienischen Sprache unterrichten. Auch sonst fällt die italienische Färbung einzelner Höfe auf. So berichtet Ruggieri (für 1560—62) von dem Herzog von Jülich, der die Mäßigkeit liebe und an dessen Hof man come à l'Italiana lebe — man sprach aber mit Vorliebe dort Französisch —; in Köthen glaubte man nach Daniel Eremita (1609) wie in Italien zu sein.

Einen Vorrang nahm Italien unter den für Deutschland maßgebenden Nationen indessen immer weniger ein. Die Mächte, die Italien zum Schauplatz ihrer Kämpfe machten und es dabei verwüsteten und verwirrten, Spanien und Frankreich, waren die Mächte der Zukunft. Spanien, der Gegenpol des Protestantismus und der Hauptausgangspunkt der Gegenreformation, der Hort der autoritativen Tradition, kirchlich und staatlich despotisch zentralisiert, unter inniger Durchdringung von kirchlichem und staatlichem Wesen, durch die ihm aus der Neuen Welt zuströmenden Schätze und die damit verbundene Vermehrung der Machtmittel politisch gewaltig gehoben, gewann nun auch einen kulturellen Vorrang.

Seit langem stand es, nicht zum wenigsten infolge der arabischen Befruchtung, kulturell hoch. Die Renaissance fand hier guten Boden. Aber das Charakteristische ist jetzt die nationale Ausgestaltung der gesamten, von der Fremde höchst mannigfach beeinflußten Kultur. Zugleich wirkte diese nunmehr in die Weite. Zunächst unterlag Italien im späteren 16. Jahrhundert einer starken Hispanisierung. Aber spanische Literatur und Philosophie wie spanische Kunst, die in Sevilla und Madrid emporblühte und in den jetzt spanischen Niederlanden sich neue Kunstkräfte angliederte, begannen Europa überhaupt zu beeinflussen. Dazu kommen starke gesellschaftliche Einwirkungen. Glaubenseifrig bis zum Fanatismus, pflegte Spanien zugleich die weltlich-höfische Kultur einer stolzen Aristokratie in sehr eigenartiger Form, die sich aus der politischen und religiösen Erziehung des Spaniers zu unbedingter Unterwerfung unter autoritative Gebote und äußerer Beherrschung aller Leidenschaften erklärt. Aber auch arabische Einflüsse werden mitgewirkt haben. Ruhe und Gemessenheit bis zur Kälte, feierliche Gravität, letzten Endes Steifheit und Zwang charakterisieren den spanischen Edelmann in seinem Gebaren und färben den gesellschaftlichen Verkehr, in dem die Etikette bis zum äußersten herrscht. Das stolze Heldentum wird stilisiert, erhält aber zugleich etwas Gezwungenes, Geschwollenes. Diese neue Stilform durchdrang nun die Welt.

Vom Hosen Teuffel.



ANNO M·D·LV·

Pludertracht. Titelblatt zu Musculus, „Hosenteufel“, o. O. 1555. Vgl. Text S. 291.

Ihr entsprach in gewisser Weise die spanische Tracht, die schon früher ihren Eroberungszug begonnen hatte. Das Charakteristische derselben war wieder das Steife, Gedrechselte, künstlich Erhöhte und Aufgepolsterte. Ihre Nachahmung begann in Deutschland schon um 1530, sie drang weiter bei den Höfen durch, fand aber im Volke starke Opposition. Man hatte eben die französische enge Mode (vgl. S. 95) überwunden. Mehr und mehr prägte sich deutsche Eigenart in der Tracht aus. Nun aufs neue bedrängt, überschlug sich der volkstümliche Geist in der Tracht ebenso wie in dem Benehmen, wie in der Literatur (vgl. S. 228 f.). In der aufs Extrem getriebenen pluderigen, geschlitzten Landsknechtstracht, insbesondere der Pluderhose,



trat wieder der sichgehenlassende, ungebundene, unmäßige Zeitgeist zutage. Die Tracht war ein Zeichen der Verwilderung, zugleich, da sie eine große Stoffmenge erforderte, ein solches des damaligen quantitativen Luxus. Wie die Prediger dagegen von den Kanzeln eiferten, so schrieb der Generalsuperintendent Musculus 1555 seine „Vermahnung und Warnung“ „vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel“ (s. die Abbildung S. 290) und wetterte auf alle, „es seien Landsknechte, Edel-, Hofleut oder noch größern Standes, so sich mit solchen unzüchtigen Teufelshosen bekleiden“. Ausschließlich herrschte die Pludertracht übrigens bei dem seit dem 15. Jahrhundert sich fortsetzenden Modetaumel überhaupt nicht. „Wer wollte oder könnte wohl erzählen“, meint 1565 Joachim Westphal, der auch das Durcheinandermengen der fremden Trachten seitens der Deutschen hervorhebt, „die mancherlei wunderlichen und seltsamen Muster und Art der Kleidung, die bei Mann- und Weibspersonen oder Volk in dreißig Jahren her auf- und wieder abgekommen ist?“ Wenn die urwüchsige Pludertracht nach Musculus selbst bei Vornehmen durchdrang, so fand sie gerade hier bald Feinde. Joachim II. von Brandenburg soll einem Edelmann, der mit Pluderhosen einherging, den Hosengurt haben zerschneiden lassen, so daß er unbedeckt dastand. Für diese Kreise wurde eben die spanische Mode gegen 1600 völlig maßgebend. Ein steifes, festes Polster (Puff) lag nun um die Hüften und bedeckte noch den obersten Teil der Beine (siehe die nebenstehende Abbildung). Diese wurden von langen, engen Hosen umschlossen und steckten unten in engen, oft hohen und spitzen spanischen Stiefeln. Dazu kamen das ebenfalls gepolsterte Wams mit dem „Gänsebauch“ und den engen Ärmeln, das zur langen Schaube in Gegensatz stehende kurze Mäntelchen (Kappe, spöttisch Puffjacke), die sich als neue Mode ausbildende spanische Halskrause, die immer gewaltigere Dimensionen annahm, vor allem bei den Frauen, und der elegante steife Hut mit kleinem Rande. Man verwarf aber nicht nur die geschlitzte Tracht, sondern auch ihre bunte Farbigkeit. Die Bärte wurden nun auch nach spanischer (oder französischer) Art schmal und spitz, das Haupthaar kurz getragen. Auch die Frauentracht näherte sich dem spanischen Muster.




Spanisch beeinflußte Tracht. Schweizer Bauernscheibe (16. Jahrhundert) mit typischer Darstellung (oben immer ein Bild aus der landwirtschaftlichen Tätigkeit, der Mann meist mit Büchse und Schwert, die Frau mit Becher) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Katalog der im Germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit“, 2. Auflage, Nürnberg 1898.

Die spanische Tracht war die der feinen Leute, die nun in Deutschland auch gesellschaftliche Sitten immer stärker aus Spanien übernahmen, den Handkuß, das Hutabnehmen, überhaupt jene sorgfältig geregelte Etikette. Zu der den Deutschen wenig liegenden Grandezza kam damals in Spanien weiter eine hyperkultivierte Art des Sprechens, die im 17. Jahrhundert auch über die feinen Kreise hinaus eine sehr allgemeine und auch ins Literarische gewendete Wirkung erlangte. Eine gesucht geistreiche, silbenstecherische, gedrechselte Ausdrucksweise verband sich mit einem zum Teil auf die Renaissance zurückgehenden scheinsüchtigen, pompösen, bilderreichen Wortgepränge und Wortschwulst. Das Ganze war (vgl. S. 288) eine Parallele zum barocken Kunststil und aus denselben Bedingungen entstanden. In der Literatur wurde diese Weise besonders durch Guevara und Gongora gepflegt (Gongorismus), indes vor allem in Italien ausgebildet (Marini, Marinismus). Sie wurde daher in Deutschland auch als „italienische Schreibart" bewundert, Hofmann von Hofmannswaldau war ihr erster literarischer Vermittler. Der gezierte Schwulst ist nicht nur von der ungünstigen Seite anzusehen, vielmehr verdankt ihm die deutsche Literatur eine Abwendung von der Opitzschen Nüchternheit und trotz aller Geschmacklosigkeit und Gekünsteltheit, die in deutsch-pedantischer Weise auch noch übertrieben wurde, eine Bereicherung und literarische Durchbildung der Sprache. Aber dieser modische estilo culto, der **gebildete Stil**, muß doch zunächst als **gesellschaftliche** Erscheinung gelten. So tritt auch bei uns jene schwülstige, „geschmückte" Ausdrucksweise in den Briefen und der Konversation schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, später erst in der poetischen Literatur hervor. Aber der rein literarische Einfluß Spaniens auf Europa ist doch nun überhaupt wichtig. Die Prosa als Kunstform, immer ein Zeichen feinerer Entwickelung, wird gerade durch Spanier ausgebildet und verbreitet. Schon im 16. Jahrhundert gewann der alsbald (S. 294) näher zu besprechende (ursprünglich portugiesische) Amadisroman, der Niederschlag der noch in Spanien gepflegten höfisch-ritterlichen Traditionen, der Ausgangspunkt des heldisch-galanten Romans, europäische Bedeutung. Gegenüber der Unnatürlichkeit des posierenden Heldentums und dem starren Fanatismus hatte die spanische Volksseele indes auch ihrem nicht zu unterdrückenden Drang nach Natur und Freude in einer komisch-parodistischen und humoristischen Literatur freien Lauf gelassen, und gerade diese wirkte besonders auf das Ausland. Aus Spanien stammt der Schelmenroman. 1615 übersetzte Ägidius Albertinus in München einen Roman des Aleman, 1617 Ulenhart einen solchen des Mendoza. Schließlich entstand bei uns nach diesem Vorbild der „Simplicissimus" von Grimmelshausen. Endlich haben die satirischen „Träume" des Quevedo die „Gesichte Philanders" von Moscherosch hervorgerufen, freilich durch eine französische Übersetzung. Überhaupt vermittelte den spanischen Einfluß für Deutschland doch wesentlich ein für dieses immer maßgebenderes Land, **Frankreich**. Dieses Land, das im 16. Jahrhundert seinerseits von Italien, wie früher daneben von Burgund, vor allem in der Kunst



„**Deutsche" Tracht.** Nach einem Kupferstich von Peter de Jode (1570—1634). Exemplar des Königl. Kupferstichkabinetts in Dresden. Vgl. Text S. 293.



und feinen Sitte stark beeinflußt und eine Hauptstätte der Renaissancekultur geworden war, hatte mit den andauernden italienischen nunmehr die spanischen Einflüsse vereinigt, nachdem es sich anfangs der dem französischen Temperament widerstrebenden spanischen Art wenig geneigt gezeigt hatte. Die Hingabe an diese setzte zu Frankreichs Glück erst ein, als es wenigstens politisch über Spanien schon triumphierte. Wir werden später (S. 311) sehen, wie stark neben dem äußerlichen der innere Einfluß Spaniens wurde. Immerhin war es doch wieder Frankreich, das schließlich einer natürlichen Richtung zum Siege verhalf, gerade wie es in der Mode einen Rückschlag gegen die Steifheit und Enge zum Bequemeren und Natürlicheren hin auch in Deutschland (s. die Abbildung S. 292) herbeiführte.

**Frankreich** hat auf Deutschland nicht erst seit dem Dreißigjährigen Kriege gewirkt. Sein **Einfluß auf Deutschland schon im 16. Jahrhundert** ist in seinem Anwachsen eingehend vom Verfasser dieses Buches nachgewiesen worden. Wesentlich war dafür der politische und kulturelle Aufschwung Frankreichs. Schon im 15. Jahrhundert urteilte Tetzel in seinem Bericht von „des böhmischen Herrn Leo von Rozmital" Reise: „Frankreich ist das allerbest gestiftet land von allem dem, das der mensch erdencken kan, das ich al mein tag ie gesehen hab." Mehr und mehr begann der französische **Hof**, an dem nach Georg von Ehingen noch unter Karl VII. „kain sunderlich ritterlich iebung" gewesen war, so wenig wie unter Ludwig XI., der unadlige Leute in seiner Umgebung liebte und den Adel demütigte, das burgundische Hofideal (vgl. S. 284 f.) zu adoptieren, namentlich unter dem ritterlichen Franz I. Geistig, künstlerisch und gesellschaftlich hob sich der französische Hof, zum Teil eben in Anlehnung an Italiens glänzende Lebenshaltung, immer höher, färbte sich freilich renaissancemäßig heidnisch und wurde unter dem Zeichen des Frauendienstes immer sittenloser. Politisch schon unter Ludwig XI. und Ludwig XII. mächtig erstarkt, gestaltete das französische Königtum nun den Hof zum Zentrum des gesamten nationalen Lebens; die Hauptstadt Paris näherte sich seit Karl VIII. ihrem späteren Glanz. Allmählich begann ein Teil der Deutschen in Frankreich, wie in der Blütezeit des Rittertums, das gesellschaftliche Musterland zu sehen. Die Ritter, die Pfalzgraf Friedrich II. begleiteten, waren freilich von der feineren Hofhaltung in Nancy gar nicht entzückt: sie wollten nach Hubertus Thomas saufen und feist werden „wie die Sauen". Aber eben jener Friedrich erstrebte schon mit höchstem Eifer die französische Bildung und war stolz darauf, als vollendeter Kavalier am französischen Hof, wohin er 1502 wie sein Bruder, der Kurprinz, von seinem Vater gesandt worden war, eine Rolle zu spielen. Auch andere Vornehme, wie Graf Wilhelm von Fürstenberg, nahmen damals schon französische Bildung an. Um 1500 galt auch am habsburgischen Hofe das französische ritterliche Erziehungsideal. Wirksamer wurden nun politische Momente, zunächst die Umtriebe der französischen Könige in Deutschland, die Konspirationen deutscher Fürsten mit ihnen, die „Pensionen", die nach Deutschland flossen, die Agentendienste für Frankreich, die Kriegsdienste zahlreicher deutscher Adliger in Frankreich für den König, später mit den Hugenotten auch gegen ihn. Die Diplomatie begann französisch gefärbt zu werden, und zwar gerade durch den Gegner Frankreichs, durch den in den französierten Niederlanden erzogenen Karl V., der Deutsch nur mit seinem Pferde sprach. Die Fürsten erhielten von ihm französische Briefe, und viele waren darauf bedacht, in gleicher Sprache antworten zu lassen. Andere, wie auch die Städte, schrieben an ihn allerdings deutsch oder lateinisch, wie ja damals noch oft auch im Verkehr mit dem französischen Hofe. Weiter wirkte der Übertritt einzelner Fürsten zum **Calvinismus**, an sich eine Folge schon bestehender Hinneigung zu französischem Wesen, mehr noch die damit

zusammenhängende Heranziehung von Franzosen, die aber vor der Mitte des Jahrhunderts auch an nichtcalvinistischen Höfen als Prinzenerzieher auftauchten, am pommerschen z. B. seit 1539, endlich die Masseneinwanderung protestantischer Flüchtlinge aus den südlichen Niederlanden und Frankreich (vgl. S. 263f.), die ihre Wirkung z. B. in der Hinneigung selbst des katholischen Köln zu französischer Sprache, überhaupt zum Franzosentum zeigte.

Anderseits wird Frankreich für die Deutschen neben Italien schon im 16. Jahrhundert immer mehr zum bevorzugten Reiseziel. Die längst hervorgetretene Reisemode (vgl. S. 194f.) hatte sich mehr und mehr zu einer Reisesucht entwickelt. Zwinger spricht in seiner „Methodus apodemica“ 1577 von „dem Reiseeifer, der Jünglinge wie Greise überall beseele“. Für die Vornehmen ward das Reisen immer mehr ein notwendiges Bildungsmittel. Bald hatte man auch Reisebücher — für die Pilger- und Wallfahrten gab es kurze Anweisungen schon in den letzten Jahrhunderten des „Mittelalters“. Nach 1600 nahmen diese Reisebücher sehr zu; es war eine wesentlich gelehrte Literatur und lateinisch geschrieben. Die „Apodemik“ war eine wissenschaftliche Gattung. Diese Reisesucht richtete sich jetzt also vor allem auf Frankreich. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab es französisch-deutsche Sprachführer, wohl zu Reisezwecken. 1568 spricht der Verfasser eines französischen Sprachlehrbuches von Jünglingen, die die Eltern unter großen Kosten zwei oder drei Jahre nach Frankreich geschickt hätten. Ein Brief des Straßburger Professors Matthias Bernegger an Theodorus Gothofredus von 1625 hebt dann ausdrücklich den großen Eifer der Deutschen, nach Frankreich zu reisen, hervor und redet auch schon von „alten“ Motiven dafür, nämlich dem Streben, die Sprache zu erlernen, die Sitten zu verfeinern und höhere Geisteskultur zu erlangen. Der hergebrachte Zug der Studenten nach Frankreich tritt auch jetzt hervor. Paris, Orleans, Montpellier wurden wie vor alters besucht, Montpellier z. B. von Felix Platter, dessen Tagebuch über seinen Aufenthalt in Frankreich höchst lehrreich ist; deutsche Protestanten gingen wohl auf die hugenottischen Akademien zu Saumur und Sedan, junge Nürnberger schon um 1550 zur Erlernung des Französischen nach Straßburg. Wichtiger wird jetzt aber das Reisen nach Frankreich um der gesellschaftlichen, weltmännischen Bildung willen, wozu die Beherrschung der französischen Sprache immer mehr gehörte. Das hochstehende gelehrte Leben Frankreichs wirkte damals vor allem nach den Niederlanden.

Und wenn nun auch die Hinneigung zu Frankreich sich schon allgemein zeigte, in der wachsenden Zahl der französischen Sprachlehrer wenigstens im Westen, auch schon an Universitäten, der französischen Grammatiken und Wörterbücher, der Übersetzungen aus der französischen Literatur, in der Beliebtheit der neuen weltlichen „Frankreichischen gesenglein“, dem Eindringen französischer Melodien auch für das geistliche Lied (Psalmengesänge), bald nach 1600 ferner bei jungen Leuten in französischen oder französisch ausstaffierten Briefen, so war der eigentliche Hort der Französelei doch die vornehme Welt, insbesondere die Masse der Höfe, die immer mehr Träger eines feineren Bildungsideals wurden. Ein charakteristisches Zeichen war die Verbreitung des Amadisromans (vgl. S. 292). In Nordfrankreich ausgebildet, in Spanien zu der lehrhaften, eloquenten Form und der damals beliebten aufgeputzten Abenteuerlichkeit gelangt und zum ständig erweiterten und imitierten Lieblingsroman der Spanier überhaupt geworden, kam er nun wieder in Frankreich, von Franz I. und seinen Nachfolgern höchlichst bewundert, zu rascher Beliebtheit und dann mit dem neuen höfischen Wesen auch nach Deutschland. Er wurde 1569 und später aus einer französischen Übersetzung — unter zeitweiliger Beihilfe Fischarts — ins Deutsche übertragen. Seine 24



Bücher wurden hohen Damen und Herren gewidmet: sie sollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel“ „sehr nützlich und kurzweilig zu lesen“ sein. Sie wurden das Lehrbuch nicht nur der Leichtfertigkeit, wie die Tadler meinten, sondern der feinen, galanten, freilich noch spanisch-steifen Bildung, die sich namentlich (vgl. S. 292) im mündlichen und schriftlichen Ausdruck zeigte. Der Nutzen bestand in den „fein höfisch-adelichen Conversationen und Briefen, so lieblich und süß ins Herz der Leser eingingen“. Grimmelshausen erwähnt einmal als Grund der Lektüre des „Amadis“: „Complimenten daraus zu ergreiffen“. Ein französischer Auszug aus den 24 Büchern, 1560 erschienen, wurde später auch übersetzt als „Schatzkammer schöner zierlicher Orationen, Sendbriefen usw.“, eben zur Schulung in den gezierten Formen. Die Beliebtheit des „Amadis“ ging freilich durchs ganze Volk. Die Buchhändler verdienten nach Fickler (1577) an ihm mehr als an Luthers Postille. Derselbe Autor klagt 1581, „wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes“; besonders galt das aber von hohen Damen. Das höfische Lieblingsbuch blieb der Amadis auch im 17. Jahrhundert.

Wie nun das Franzosentum gerade an den deutschen Höfen zunahm, soll nicht im einzelnen ausgeführt werden. Der früh französierte pfälzische Hof ging auch jetzt voran: die Prinzen wurden wie früher (vgl. S. 293) in Frankreich erzogen, z. B. Johann Kasimir; Friedrich V. war dann ganz Franzose, so daß bei seiner Vermählung mit der ebenfalls französierten Elisabeth Stuart auch die Universität Heidelberg, an der übrigens viele Franzosen lehrten und studierten, eine französische Begrüßung für nötig hielt. Ähnlich stand es am Württemberger Hofe, an dem schon der lange in Frankreich gewesene Christoph den ritterlichen Franzosen gespielt hatte, wo aber erst unter Friedrich II. mit seiner französischen Umgebung der neue Ton durchdrang; am hessischen, wo schon Philipps Söhne französische Erziehung genossen, namentlich unter Moritz, der selbst ein französisches Wörterbuch verfaßte; am anhaltischen unter Christian. Die Dialoge des de la Faye (nach 1600) waren „zum Gebrauch der Herzöge von Jülich-Cleve-Mark“ geschrieben. Am sächsischen Hofe drang die neue Bildung stärker erst im 17. Jahrhundert durch — erst August der Starke machte seine Bildungsreise nach Frankreich —, ebenso an den norddeutschen Höfen, obgleich gerade pommersche Prinzen früh französisch erzogen wurden. Am brandenburgischen fand Hainhofer 1617 eine gute französische Konversation am Grafentisch. Auch an dem mehr italisierten bayerischen Hofe (vgl. S. 289) wurde doch die Erlernung der französischen Sprache früh für nötig gehalten, wie das die Instruktion für Herzog Albrecht von 1541 beweist, wie wir es später auch von Maximilian wissen. Bezeichnend ist eine Äußerung der Studienordnung von 1583 für den weimarischen Herzog Johann, für den französischer Unterricht angeordnet wird, weil „die Französische sprach Fürstlichen Personen sehr nothwendig und dienlich ist“. Der wachsende Anschluß des Adels an die Höfe ließ dann die neue französische Bildung auch für ihn erstrebenswert erscheinen, und schon Fischart spricht von „unseren Frantzösischen Hoffleuten“. Zum Teil hatte der Adel auf Reisen oder in Kriegsdiensten die französische Bildung auch an Ort und Stelle geholt, wie etwa jener Friedrich von Rollshausen, der, in französischen Kriegsdiensten reich geworden, sich in seiner oberhessischen Heimat einen neuen Burgsitz (Friedelhausen) erbaute, den man noch lange wegen seines Glanzes „Klein Frankreich“ nannte. In den neuen, für die adlige Jugend bestimmten Kollegien (vgl. S. 325) wurde die französische Sprache ein wichtiger Unterrichtsgegenstand. So bemerken wir schon um 1600 eine starke Herrschaft des französischen Einflusses in Deutschland, wo er sich freilich noch mit dem italienischen und spanischen, auch dem holländischen kreuzte.

In der ganzen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dauerte anderseits jene starke nationale Opposition weiter an (vgl. S. 285). Die gelehrte Welt sodann behielt noch lange ihre lateinische Färbung, geriet auch schließlich zur französischen Bildung in Gegensatz.

Den modischen Gebrauch fremder Sprachen zeigen die *Stammbücher*. Sie wurden ursprünglich wohl von Fürsten und Herren für Besuchseinzeichnungen (Einmalung des Wappens und Eintragung von Wahlsprüchen) angelegt, dann von Gelehrten adoptiert und durch Eintragung von Denksprüchen und Zitaten erweitert, gingen alsbald auch auf die Studenten über und dienten der Erinnerung an Lehrer und Kommilitonen, eine vornehmlich deutsche, schon zur Reformationszeit gepflegte Sitte. Sie wurden später nach Zeiller gerade von Deutschen immer „auf ihren Reisen mit ihnen herumbgeführt“, ein Zeugnis des gemütlichen Sinnes der Deutschen, aber mehr und mehr ein solches der Eitelkeit oder ein Mittel zu besserem Fortkommen. Diese Stammbücher nun enthalten bis ins 17. Jahrhundert hinein neben deutschen fast nur lateinische Eintragungen, auch die fürstlichen Stammbücher. Französische Eintragungen begegnen vereinzelt meist im französierten Südwesten, so 1561 in Speyer (in Worms zeigte damals Kaspar Scheidt [vgl. S. 228] den französischen Einfluß in der Literatur), 1587 in Basel, von den auf französischen Universitäten gemachten abgesehen. Sonst blieben solche Eintragungen bis 1620 selten (Jena z. B. 1607).

---

Namentlich die Ausländerei ist es nun aber, die den *Kulturwandel*, der schon *gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts* einsetzte, äußerlich besonders auffällig macht. Das Empfinden für diesen Wandel, der mit dem geschilderten sozialen Umschwung eng zusammenhängt, tritt bei den Zeitgenossen deutlich hervor. Man spricht, wie Zwinger 1577, von einer „Neusucht, die unser Jahrhundert befallen hat“. Höchst bezeichnend ist namentlich der Titel eines 1609 erschienenen Buches von Johann Olorinus (Pastor Johannes Sommer zu Osterweddingen): „Ethographia mundi: Beschreibung der heutigen *neuen* Welt“. Die Vorrede erörtert, „wie es jetzund in deutschen Landen an Moribus und Sitten, Religion, Kleidung und ganzem Leben eine große merkliche Veränderung genommen, also daß, so diejenigen, welche vor 20 Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wieder von den Todten aufständen und ihre Posteros und Nachkömmliche sähen, dieselben garnicht kennen würden, sondern meinen, daß es eitel Französische, Spanische, Welsche, Englische und andere Völker wären“.

Anderseits bietet *Deutschland zu Beginn des 17. Jahrhunderts* noch vielfach das alte Bild. Es ist interessant, zu sehen, wie es sich damals einem westeuropäischen Renaissancemenschen, dem der Deutsche ja mit seiner Nachahmung des Fremden äußerlich sich zu nähern suchte, darstellte. Wir benutzen die Schilderung, die Barclay 1614 in seinem „Spiegel des menschlichen Geistes“ entwirft. Der äußere Eindruck Deutschlands auf ihn zunächst ist nicht ungünstig. Zwar findet er im Gegensatz zu den Rhein- und Donaulanden, die „dem Fremden einen ganz angenehmen Aufenthalt bieten“, im Norden oder in abgelegenen inneren Gegenden „den Charakter der Stämme in ihrer ganzen Lebensweise so bewahrt, wie er von den Schriftstellern der Alten beschrieben worden ist“, tadelt auch die Stickluft der oft unreinlichen Wohnungen, die dunklen Schlafzimmer, meint aber, daß „die Städte ihre Berühmtheit verdienen“, und hebt die Schönheit der Häuser hervor. Er lobt auch die gewerblichen Leistungen, vorzüglich im Metallgewerbe. Noch gehört anderseits „das thracische Demmen und Schlemmen zum guten Ton“. Im geistigen Leben sieht Barclay trotz der von ihm anerkannten Pflege der Wissenschaften und trotz vieler bedeutender Männer meist Rückständigkeit: eine



feinere Weltlichkeit, die mit grober Lebenslust nichts zu tun hat, fehlte den schwerfälligen, ernsten und frommen Deutschen ja auch sicherlich. Zu bedenken ist aber anderseits, daß der deutsche Einfluß gerade auf das Shakespearische England trotz der großen, mehr formalen Einwirkung der Renaissancekultur Frankreichs auf die höfischen und gelehrten Kreise Englands noch ein sehr starker war, namentlich eben in volkstümlicher Richtung, auch in der Literatur. In seinem satirischen Roman „Euphormio“ (1603—05) nennt Barclay mit größerer Schärfe die Deutschen (dort als Thebaner vorgeführt) „ein Volk mehr für harte Arbeit als für geistige Anstrengung gemacht und überhaupt seines Böotiens würdig“ und spricht von „dem Stumpfsinn, der dem Thebaner eine feingeistige Beschäftigung verbietet“. Natürlich schildert er auch eine Schmauserei mit wüstem Zechgelage, ganz treffend dabei die anfänglich herrschende „lächerliche Gravität“. Aus dem „Spiegel“ Barclays sei noch einiges Weitere hervorgehoben. Im ganzen leuchtet aus seinen Worten nichts von einem Niedergang heraus, obgleich z. B. die Reise- und Fremdsucht betont wird. Die „Ratsherren bringen keinen sehr fein gebildeten Geist auf ihre Schöppenstühle mit“. Selbst der hohe Adel hat nur „wenig Bildung und Schliff“, ist aber sehr exklusiv. Rang und Titel spielen eine unglaubliche Rolle. „Die Untertanen gehorchen dem Wink ihrer Fürsten“; die Übermacht der Fürsten aber gegenüber dem Kaiser gilt auch Barclay als „eingewurzeltes Übel“. Politisch macht ihm das Land sonst keinen unglücklichen Eindruck. „Wirren, wie sie England und zeitweise Frankreich in Atem hielten, ist dies Volk in seiner, fast möchte man sagen jämmerlichen Sorglosigkeit bis jetzt glücklich entronnen.“ Das Volk nennt er im übrigen „sehr kriegerisch“. Dieser Geist, die starke Wehrhaftigkeit, das allgemeine Waffentragen, wird im 16. Jahrhundert auch von den Ausländern noch allgemein hervorgehoben, etwa von Mocenigo oder de Beatis, anderseits eine besondere militärische Befähigung, wie schon früher, bestritten. Ein kräftiger kriegerisch-politischer Geist herrschte aber in Wahrheit immer weniger. Mangel an Kriegslust wird später öfter hervorgehoben, und jedenfalls hat man die Gegensätze wiederholt nicht zum kriegerischen Ausbruch kommen lassen. Moritz von Oranien soll gesagt haben, daß die Deutschen zu viel Geld für Turnier, Jagd und Aufzüge, aber zu wenig zum Kriegführen hätten. Kleinlichen Sinn zu bannen und die Menschen wieder an bedeutsame Entscheidungen wie an Größe und Schwere der Geschicke zu gewöhnen, dazu war eben der einsetzende lange Krieg angetan.

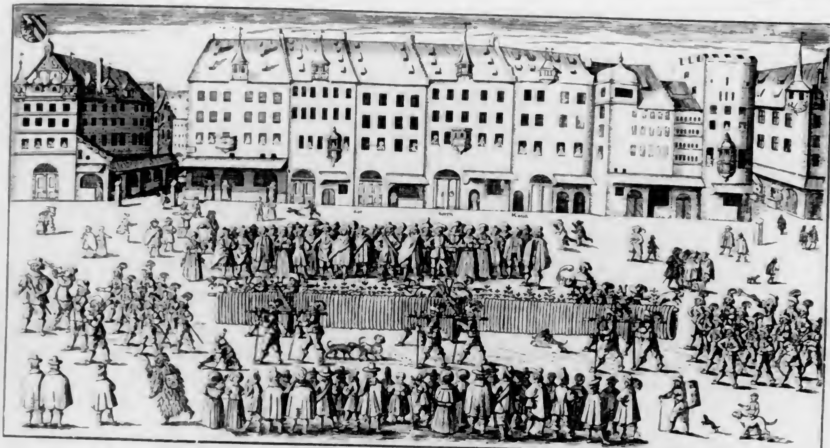
Man nimmt in der Regel den *Dreißigjährigen Krieg* als den Ausgangspunkt des erwähnten Kulturwandels an, sehr mit Unrecht. Ebenso falsch ist es, dem Kriege allein den materiellen und sittlichen Niedergang des deutschen Menschen zuzuschreiben. Das Gefühl dieses Niederganges war längst vorhanden. Das beweist eine von mir schon früher herangezogene Äußerung eines einfachen niederdeutschen Mannes aus dem Ende des 16. Jahrhunderts: „O Dudeslant, Dudeslant, ik fruchte, dat Dudeslant eyne grote strafe avergan wart“. Der Krieg hat jedenfalls in allen Richtungen des Verfalls *nur verstärkend und vollendend* gewirkt. *So beförderte er den* schon vorbereiteten (vgl. S. 257 ff.) *wirtschaftlichen Verfall außerordentlich*. Denn trotz der besprochenen Erscheinungen war *die materielle Blüte Deutschlands zu Beginn des Krieges noch immer sehr groß*, und selbst auf dem Lande herrschte trotz allen Druckes hier und da wieder ein gewisser Wohlstand. In vielen Städten blühten die Gewerbe noch immer, der verderbliche Spekulationshandel war zum Teil wieder dem gesunderen Produktenhandel gewichen. Um den *Umfang der jetzt einsetzenden Zerstörung* genau ermessen zu können, fehlt uns noch vielfach das Material, das immer noch mehr Einzelstudien bringen müssen. Freilich wird

diese Einzelforschung auch ergeben, daß man jene Zerstörung, so grauenhaft sie vielfach war, zum Teil überschätzt. Der bis in die Gegenwart traditionell fortgepflanzte Jammer über das entsetzliche Leid, der damals insbesondere in der Predigerliteratur, aber ebenso in dem auf den gleichen Ton gestimmten Aktenstil widerklingt, ist es, der zu solcher Überschätzung führt. Die erhaltenen Memoiren schildern das ausgestandene Leid in gleich übertreibender Weise. Aber wie jene schon von Erdmannsdörffer hervorgehobene „händeringende Ausdrucksweise“ durchaus dem Gezeter über den sittlichen Verfall im 16. Jahrhundert (vgl. S. 224 f.) entspricht, so ist sie auch gleich kritisch anzusehen. Frau Fama hat überdies vieles ins Ungeheuere vergrößert. Und wie schon im 16. Jahrhundert immer nur die schlimmen Erscheinungen zusammen- und in greller Übertreibung vorgetragen wurden, so kommt auch jetzt immer nur das Leid, nicht die Zeit der Ruhe und der Erholung oder gar die Verschonung zur Sprache. Der im 16. Jahrhundert großgezogene Haß der Konfessionen (vgl. S. 233 f.) hat ferner nur allzuoft den Andersgläubigen die gräßlichsten Verwüstungen und Untaten nachsagen lassen. Das Unglück wird auch in Rücksicht auf weitere Anforderungen, Kontributionen und anderes, möglichst schlimm geschildert. Die Stände stellen zuweilen die Not und Verschuldung grell dar, um den Geldansprüchen des Fürsten ein Gegengewicht zu setzen. Selbst die zahlenmäßigen Angaben können zugestutzt sein. Das sicherste Material geben noch die erhaltenen Rechnungen, Steuerlisten und dergleichen. Und wie voreingenommene damalige und heutige Autoren trübe Einzelerscheinungen schon des 16. Jahrhunderts leicht generalisieren, so ist unserem Volksbewußtsein auch die Vorstellung von dem nunmehrigen Kriegsleid, das jeder Ort und jeder Einzelne dreißig Jahre hindurch getragen hätte, völlig eingeimpft. Man bedenkt nicht, wie verschieden die einzelnen Landschaften, wie sehr diese, wie wenig jene heimgesucht wurden, und daß Pausen in den Kriegsnöten auch für die schlimmstbetroffenen Gegenden, wie es etwa die Pfalz und später Kursachsen waren, nie gefehlt haben. Aber selbst allgemein anerkannte Folgen, wie die auch von Erdmannsdörffer betonte und durch zahlenmäßige, oft freilich recht unwahrscheinliche Einzelangaben bezeugte Entvölkerung, der außerordentliche Menschenverlust, den schon Gustav Freytag für die Grafschaft Henneberg belegt hat, werden neuerdings für diese oder jene Gegend bestritten. In Kursachsen hat z. B. die Bevölkerung, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, einige Jahre nach dem Kriege dem Stande bei Ausbruch desselben mindestens entsprochen. Auch schwankte die Bevölkerung während des Krieges hin und her. Landbewohner flüchteten in die Städte und kehrten nach Abzug der Soldateska zurück, viele blieben freilich in den Städten, besonders in größeren wehrhaften Orten. So verschwanden allerdings hier und da, jedoch lange nicht in dem Maße wie im ausgehenden Mittelalter (vgl. S. 1), manche Dörfer völlig, aber die weitaus meisten sind wiederaufgebaut, und die Menschen selbst sind, soweit ihr Leben verschont blieb, bald wieder untergekommen. Auch die Masse der durch den Krieg unendlich vermehrten Landstreicher wurde später, wenn auch oft unfreiwillig, zum guten Teil wieder dem seßhaften Leben eingefügt. Bleibt die Entvölkerung gleichwohl groß genug, so ist sie endlich weniger durch den Krieg selbst als durch Seuchen und Entbehrungen herbeigeführt worden.

Unter der ebenfalls nicht zu bezweifelnden materiellen Zerstörung sodann haben die Städte weniger zu leiden gehabt als das Land. Zunächst schützte sie schon die im 16. Jahrhundert immer stärker ausgebaute Befestigung, gegen die oft bedeutende Truppenmassen lange vergeblich ankämpften. Auch legte man größere Außenbefestigungen an, Erdwerke, die den Geschützen besser widerstanden als Mauern. Die Bürger selbst waren, wie (S. 297)



Der Straßburger Weinmarkt im 17. Jahrhundert. Nach der Radierung von Wenzel Hollar (1607—77). Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.



Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst im Jahre 1658. Nach dem Kupferstich von Lucas Schnitzer. Exemplar der Sammlung Friedrich Augusts II. in Dresden.




Der Markt- und Schrannenplatz zu München. Nach einem Kupferst[illegible] [illegible] em Jahre 1634 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Ansichten aus deutscher St[illegible]en im 17. Jahrhundert.

betont, noch wehrhaft und in den Waffen geübt, auch in der Bedienung der Geschütze. Die flüchtigen Landbewohner überfüllten freilich die größeren Städte und brachten bei Belagerungen die Hungersnot. Selbst in schlimmen Zeiten sicherte aber das Regiment der Städte die Ordnung und einen gewissen Schutz von Person und Eigentum. Ihr Geld erlaubte ihnen zudem, sich von Einquartierung usw. loszukaufen. Vor allem die großen Reichsstädte waren, so wenig sie politisch trotz Sitz und Stimme auf dem Reichstag bedeuteten, noch überaus stolz auf ihre Autonomie und bewahrten auch ein gut Teil ihrer materiellen Macht ebenso wie ein glänzendes oder behäbiges Aussehen (siehe die beigeheftete Tafel „Ansichten aus deutschen Städten im 17. Jahrhundert"). Die Seestädte der Hansa hatten ferner von den Kriegsläuften selbst nicht allzuviel zu leiden gehabt, mehr unter dem auch sie schädigenden Niedergang des inneren Deutschlands. Den Verfall der Hansa aber haben wir schon (S. 257f.) lange vor dem Dreißigjährigen Kriege beginnen sehen. Holland und England beherrschten die See, der größte Teil der Bundesstädte war einem deutschen oder außerdeutschen Fürsten (Schweden) unterworfen, und das alte Hansahaupt, Lübeck, war von seiner stolzen Höhe gesunken. Aber noch 1630 schloß es jenen engeren Bund mit Bremen und Hamburg, die sich ihrerseits, wie das abseits stehende Danzig, im ganzen durch den Anschluß an die neuen Seemächte in ihren alten Handelsbahnen weiterbewegt hatten und nach dem Kriege wieder einen Aufschwung nahmen. Die oberdeutschen Städte aber, deren Verfall ebenfalls bereits vorher begonnen hatte (vgl. S. 259ff.), hatten ungeachtet aller Leiden auch während des Krieges ihrem Handel, durch Geleit gesichert, weiter obgelegen, so dem mit Italien, wo in Venedig der alte Fondaco seine Bedeutung bewahrte, mit Frankreich (Lyon), mit der für die Eisenindustrie wichtigen Steiermark, mit Böhmen und Ungarn. Straßburg, Ulm, Nürnberg, das schwer heimgesuchte Augsburg erholten sich bald, soweit es bei dem schon früher eingetretenen allgemeinen Rückgang noch möglich war, Augsburg sowohl in seiner Industrie wie in seinem Geldhandel. Besonders schnell hob sich Frankfurt am Main, dessen Messen auch während des Krieges immer besucht wurden. Im Nordwesten blieb Köln (freilich nicht mehr lange) eine berühmte Handelsstadt, und im östlichen Binnendeutschland entwickelte sich Leipzig, das freilich schwer unter dem Kriege zu leiden hatte, nicht nur zum Handelszentrum für die Umgebung, sondern durch seine immer wichtigeren Messen zum großen internationalen Vermittelungsplatz zwischen Osten und Westen. Wie sehr solche Städte auch in Kriegszeiten noch als sichere Stätten empfunden wurden, zeigt die häufige Anlage von gerettetem oder im Krieg erworbenem Vermögen bei städtischen Handelshäusern. Überhaupt blieb der Kapitalreichtum in den Städten trotz der bedenklichen Verschuldung (vgl. S. 302) während des Krieges zum Teil ziemlich groß. Sonst wären auch nicht soviel Kunstwerke aus Gold, Silber usw. aus früherer Zeit erhalten worden. Nicht nur Offiziere, sondern auch manche andere (vgl. S. 300) sind ferner im Kriege, der überhaupt Geld unter die Leute brachte, reich geworden.

Freilich war auch in den Städten viel zerstört. Brand und Plünderung hatten alte schöne Wohnhäuser vernichtet oder verwüstet; in mittleren Städten standen die Häuser zu Hunderten leer, viele lagen in Trümmern. Dazu kamen die Kontributionen, aber auch allgemeine Momente des wirtschaftlichen Ruins, so vor allem die nur zum Teil durch den Krieg verschuldete Steigerung der schon (S. 261) betonten Münzverwirrung. In den zwanziger Jahren, in der Zeit der **Kipper und Wipper**, führte die hergebrachte Behandlung der Münze als Bereicherungsmittel zu einem allgemeinen Taumel. Nach dem Vorgang

einiger geldbedürftigen Fürsten fingen Herren, Stifter und Städte an, aus immer geringerem Metall, sogar aus Blech, Geld zu münzen. Der Rückschlag, die völlige Entwertung des Geldes und allgemeine Teuerung, der Ruin vieler Kapitalisten und Sparer, brachte schweres Unglück über die gesamte Volkswirtschaft, das sich so leicht nicht verwinden ließ, aber, wie gesagt, in der Hauptsache eine Erscheinung des allgemeinen wirtschaftlichen Verfalls war. Im ganzen war überhaupt die geminderte Stellung der Städte zum größten Teil eine Folge jener bereits vor dem Kriege wirkenden Verhältnisse, sowohl was den Handel als das Gewerbe betrifft. Unmittelbar durch den Krieg litt der für das ganze Rheinland wichtige Weinhandel: der Rheinwein verlor fast ganz seinen Auslandsmarkt. Im allgemeinen hat aber das Gewerbe, auch abgesehen von der allgemeinen Schwächung des Absatzes, durch den Krieg selbst stärker zu leiden gehabt als der Handel, der sogar durch den An- und Verkauf der meist zu Spottpreisen fortgegebenen Kriegs- und Plünderungsbeute, durch Lieferungen usw. Nutzen zog, weil bei jenem mehr auf die Erhaltung der Personen selbst ankam, weil schlimme Zeiten hier bei kleinem Kapital sogleich ruinierend wirkten, die Zerstörung der Wohnstätte, der Werkzeuge das Eingehen des Betriebes zur Folge hatte. Oft sind lokale Industrien ganz vernichtet worden. Wenn man aber die Tuchindustrie als durch den Krieg zerstört hinstellt, so sei an die Klagen des bayerischen „Standes" der Städte schon von 1612 erinnert, daß man wohl Rohstoff und gute Arbeiter habe: „aber sie haben den Verlag nicht und werden von fremden Tüchern gedrückt". Unter den recht wenig zum Luxus herausfordernden Zeiten litt besonders das noch blühende Kunstgewerbe. Soweit Geld vorhanden war, wurde es auch später mehr und mehr für die einströmenden französischen Luxusartikel verwandt. Anderseits sind damals gerade infolge der Aussaugung ohnehin armer ländlicher Gegenden, vor allem der Gebirge, manche Gewerbszweige von Bauern aufgenommen und zu später blühenden Industrien entwickelt worden.

Weit mehr in der schon lange eingeschlagenen Richtung des Niederganges hat der Krieg auf die bäuerliche Bevölkerung gewirkt. Man muß zunächst bedenken, was die damaligen Heere waren. Militärisch waren sie zwar fortgeschritten, namentlich durch Gustav Adolf, der eine moderne Kriegskunst anbahnte. Taktisch kam man nach niederländischem Muster, eben besonders durch Gustav Adolf, zum Teil zu kleineren geschlossenen Einheiten; man verwandte neben ihnen leichte Schützen. Im Laufe des Krieges verlor der bisherige eigentliche Infanterist, der Spießträger, der Pikenier, anfangs noch als Doppelsöldner geachtet, bedeutend an Ansehen; dafür gewannen die durch Gustav Adolf beweglicher gewordenen und in langen Feuerlinien verwandten Musketiere, die in der Art des Feuerns freilich schwerfällig genug blieben. Vor allem traten jetzt aber die Reiter wieder hervor, nunmehr als eigentliche Kavalleristen. Auch sie hat Gustav Adolf, der ferner eine leichtere Artillerie schuf, durch Minderung der Rüstung beweglicher gemacht. Sie bekamen mehr und mehr die Entscheidung in die Hand und bildeten einen immer stärkeren Teil des Heeres, schließlich die Hälfte. Freilich waren gerade dadurch Verwilderung des Krieges, allgemeinere Ausplünderung des Landes durch rasche Streifzüge usw. bedingt. Innerlich waren die Heere auf tiefem Stand, dabei teuer und unzuverlässig. Ohne nationales oder territoriales Zusammengehörigkeitsgefühl, mehr und mehr reine Söldnerheere, mit allen Untugenden derselben, waren sie nunmehr auch Finanzobjekte für militärische Unternehmer geworden, die dem Fürsten die Schwierigkeiten der Anwerbung abnahmen, sich aber dafür durch Übervorteilung bereicherten. Da die ohnehin finanziell arg bedrängten Fürsten selbst bald nicht mehr den Sold aufbrachten — bei der



Kostspieligkeit der Unterhaltung des Heeres half man sich zum Teil durch Münzpraktiken, besonders leichtes Geld für Soldzahlung, Kürzung des Soldes usw. —, überließ man auch dessen Beschaffung den Heerführern, die ihn durch Brandschatzung aus den von ihnen besetzten Landschaften herausschlugen. Die Mängel dieser Söldnerheere führten eben später zu den stehenden Heeren (vgl. S. 320), zu denen Ansätze bereits jetzt gemacht wurden. Dazu kam nun die Qualität der Söldner, die, international zusammengesetzt, lediglich von der Lust an ungebundenem Leben und der Beutesucht getrieben, der Fahne folgten, bald dieser, bald jener Partei zufielen und auch die Lande der eigenen Partei nicht schonten. Waren bereits die Landsknechte wegen der Soldunsicherheit oft zu Räubern geworden, überhaupt nicht selten verwildert, so gilt das noch mehr von den jetzigen Soldaten (s. die nebenstehende Abbildung), trotzdem die großen Heerführer der ersten Hälfte des Krieges, auch Tilly, strenge Zucht übten. Am brutalsten waren die fremden Truppen, die Kroaten, die Italiener, die Spanier — ein wahrer Abschaum. Unter den Plünderungen beim Durchmarsch, die oft mit Niederbrennen der Hausstätten endeten, übrigens von den Heerführern verboten waren, unter dem Treiben des überall streifenden Raubgesindels, unter dem zuchtlosen Marodieren, unter der Lust einer verwilderten Truppe an persönlichen Mißhandlungen, an Schändung der Weiber, ja an viehischen Grausamkeiten (wie dem Verbrennen von Menschen im Backofen, dem Eingeben des ekelhaften „schwedischen Trankes") hatte nun niemand mehr zu leiden als die Landbewohner. Selbst die Amtleute auf dem Lande respektierte man nicht und plünderte sie bis aufs Hemd. Daß anderseits die hungernden Bauern in der Verzweiflung zum Teil zum Kannibalismus gekommen seien, ist neuerdings mit Recht als nicht genügend beglaubigt hingestellt worden, wenn auch Einzelfälle vorgekommen sein mögen. Mancher verließ sein Dorf und schloß sich dem herumstreichenden Gesindel an, wütete dann aber, wie Moscherosch bestätigt, besonders schlimm. Die Schilderungen des Leides, wie wir sie bei Moscherosch und Grimmelshausen finden, sind freilich stark aufgetragen; die berühmte Szene im „Simplicissimus" ist wohl, wie Hoeniger meint, eine freie Zusammenstellung aller möglichen, einzeln vielleicht vorgekommenen Missetaten. Es hat unter den Heerführern auch Beschützer der Bauern gegeben. Zum Teil sind sodann die wilden Zustände und der Mangel an Arbeitskräften dem nunmehr aufbegehrenden fronenden Landvolk wie übrigens auch dem Gesinde gute Gelegenheit zur Gewinnung einer besseren Stellung gewesen, von der es freilich bald wieder herabgedrückt wurde. Ebenso sind scharfe „Gesindeordnungen" im späteren 17. Jahrhundert die Regel.



Räuberischer Überfall durch Soldaten. Nach einem Kupferstich von R. Meyer (1605—38), wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I.

Sehr überschätzt werden weiter die Folgen des Krieges in landwirtschaftlicher Beziehung. Ohne Zweifel ging der Umfang des bebauten Bodens durch ihn sehr zurück, ja es kehrten zum

Teil völlig unzivilisierte Zustände wieder. Das Wasser verwandelte oft ungehemmt weite Niederungen in Sümpfe, der unbebaute Acker bedeckte sich mit Gestrüpp und Wald (vgl. S. 12). Aber nach dem Kriege ging man rasch an die Wiedereroberung solcher Teile. Auch der Betrieb wurde nicht auf die Dauer geschädigt. Da in einzelnen Gegenden, selbst im kolonialen Osten, seit längerer Zeit die intensivere Wirtschaftsweise bei den kleinen Bauern war, wurde manche Tradition allerdings vernichtet, ebenso wie sich die Reste alten Wohlstandes, die oft noch z. B. der schmückende Hausrat gezeigt hatte, in rohe Dürftigkeit verwandelten. Auch die Viehzucht hatte vielfach sehr stark gelitten: Viehraub war das Wichtigste bei der Plünderung gewesen. Aber im ganzen war, wie v. d. Goltz mit Recht betont hat, doch die Natur der landwirtschaftlichen Arbeit, auch was die Werkzeuge betrifft, noch zu einfach, als daß man nicht bald wie früher und zum Teil sogar besser wirtschaftete. Freilich mußte man Gebäude und Inventar erst notdürftig wiederherstellen und beschaffen, auch mangelten die zunächst noch sehr gehegten Arbeitskräfte, die Produkte hatten namentlich wegen der geringeren Kaufkraft der Städte außerordentlich niedrige Preise, und vor allem blieb das Landvolk nach wie vor das Objekt des herrschaftlichen Druckes wie das Hauptobjekt der landesherrlichen Besteuerung (s. unten). Aber dafür waren die Erträge der Landwirtschaft auch unentbehrlich, und ein sicherer, wenn auch zunächst bei der starken Entvölkerung geschmälerter Absatz war immer da. So haben sich denn die anfangs zahlungsunfähigen ländlichen Untertanen zum Teil verhältnismäßig rasch erholt, oft allerdings infolge der Fürsorge der Obrigkeit, die Steuererleichterungen für Aufbau von Häusern, Wiederanbau von Feldern usw. gewährte sowie dem Menschenmangel durch Heranziehung fremder Kolonisten zu begegnen suchte. Bald stand das Land, wenigstens in den durch Natur und Verkehr begünstigten Gegenden des Westens und Südens, wieder einigermaßen in Kultur, und die Steuerkraft war, freilich unter Hinzurechnung der Städte, in vielen Gegenden bald wieder eine erhebliche. Aber diese Besteuerung, die die wachsenden Ansprüche von Fürst und Staat immer schärfer gestalteten, war doch oft eine grausame Belastung des Landvolkes, dessen soziale Pariastellung, namentlich im Nordosten, bei der seit langem anerkannten Leibeigenschaft — gerade in dieser Zeit wurden immer mehr von den noch übrigen selbständigen Bauern herabgedrückt — seine bejammernswerte Lage, die dumpfe Stimmung der Gedrücktheit noch verschlimmerte.

Wohl ging es freilich den adligen Herren, die ebenso wie der Staat die Bauern auspreßten, auch nicht, soweit ihr Einkommen auf Grundbesitz beruhte. Die schon im 16. Jahrhundert beobachtete Verschuldung (s. die Abbildung S. 303), die auch ohne den Krieg zu einer drückenden Kalamität geworden wäre, wuchs durch diesen ungeheuer; Bauer und Edelmann waren, allerdings aus verschiedenen Ursachen, sich darin gleich. Die öffentliche und private Verschuldung wuchs auch in den Städten bei den Kontributionen usw. immer bedenklicher — nach einer Äußerung von Kaspar Manz 1659 hatten die Städte nur noch Schulden und staubige Akten. Immerhin war gerade der Städter zugleich der Gläubiger der anderen und klagte ungeheuer, daß er seine Zinsen von dem gleichwohl „stolzirenden und prachtirenden" Edelmann nicht erhielte. Denn in den Kriegszeiten war man damit überall rückständig geworden. Aber die Obrigkeit stand auf seiten der Schuldner. Die Landesherren, deren Domänen übrigens ebenfalls verschuldet waren, erreichten bei den Ständen für jene Moratorien, Suspensionen usw. Im Süden, wo die Fürsten weniger Gewalt hatten, suchten die Reichsritter Schutz beim Kaiser; später griff auch das Reich ein, und man kam 1654 sogar zu einem Beschluß, der den größten Teil der während des Krieges nicht bezahlten Zinsen



erließ, der aber an Wirkung weit zurückstand hinter den einschlägigen Maßnahmen der Landesfürsten. In dieser Fürsorge zeigte sich indessen im ganzen — denn von den Bauern war wenig die Rede — wieder nur jenes steigende soziale Übergewicht des Adels.

Bedeutet der Krieg wirtschaftsgeschichtlich kaum eine Epoche, so noch viel weniger sittengeschichtlich. Nichts Neues war, wie wir (S. 285 ff.) sahen, die angeblich durch ihn eingerissene Fremdsucht; nur wurde sie durch die Einwirkung der vielen Deutschland heimsuchenden Fremden noch gefördert. In den Zeiten des Krieges ist denn auch ein dieses ganze Wesen schlagend bezeichnendes Stichwort aufgekommen, das bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts übliche à la mode. Das Wort geht einerseits noch auf die fremden Einflüsse überhaupt, seine Form zeigt aber schon das immer bedeutendere Übergewicht des Französischen, und endlich deutet es die erwähnte Wendung von einem alten



Flugblatt auf die allgemeine Verarmung und Verschuldung im 17. Jahrhundert. Nach Bernhard Erdmannsdörffer, „Deutsche Geschichte", Bd. I. Vgl. Text S. 302.

Lebensideal zu einem neuen, modischen, feineren an. Die gleich zu Anfang und vollends erst später das französische Ideal vertretenden Höfe spielten in dieser Zeit dabei eine etwas geringere Rolle als die Städte. In diesen war schon in den zwanziger Jahren jener Typus des „Monsieur à la mode" entstanden, der, mit der neuen lockeren Tracht angetan, fortwährend fremde Worte und die damals beliebten martialischen oder sonstige Kraftausdrücke im Munde führte, ein „feines" Benehmen zur Schau trug, jene gezierte, hohl-pathetische, „verblümte" Ausdrucksweise liebte und auf die alten Sitten immer verächtlich als auf „altfränkische" herabschaute. Man beschränkte sich bei den Fremdworten noch nicht auf das Französische allein, wie denn Rist einen alamodischen Krieger urteilen läßt: „Stehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im parliren oder Reden zum öftern die Sprachen changiret?" Die im wesentlichen französisch beeinflußte Tracht bedeutete allerdings eine Erlösung von dem steifen spanischen Kostüm (vgl. S. 291). Man kleidete sich wieder faltiger, bequemer, malerischer. Man trug aber auch die Zeichen der kriegerischen Zeit, anstatt der Schuhe die von den Reitern zum Teil auf die Fußsoldaten übergegangenen hohen, gespornten Stiefel,

deren Stulpen aber immer mehr hinabgeschoben wurden, so daß die sackartig gewordene bequeme Hose mehr hervortrat, den breitrandigen Filzhut mit aufgeschlagener Krempe und Federn, über dem Wams, das zur Weste wurde, das lederne Soldatenkolett — den weiten Soldatenrock haben die Franzosen anscheinend ursprünglich von den Deutschen übernommen —, die Stulpenhandschuhe der Soldaten. Man schlug, nach dem Muster des wallonischen Reiterkragens, einer niederländischen Eigentümlichkeit, den Kragen um und legte ihn breit auf die Schultern, ließ, wie die wilden Kriegsleute, das Haar frei in Locken wallen, soweit man es nicht in Zöpfe flocht, färbte den modischen Knebel- und Spitzbart dunkel, weil er so *martialischer* stand, und trug endlich am Bandelier den Degen. Bezeichnend ist, daß der stolze Schreiber (vgl. S. 171) nun vor dem martialischen Krieger ganz zurücktrat, wie z. B. bei Grimmelshausen ein angeworbener verkommener Student „nicht als ein Federspitzer, sondern als ein braver Soldat" gelten will. Der bramarbasierende Kriegsheld selbst war nun salonfähig. Gryphius hat den Typus im Horribilicribrifax literarisch verewigt. Vieles von jener renommistischen Stutzertracht wurde auch allgemeine Männertracht. Wiederum aber zeigt sich, daß noch immer *die volkstümliche Opposition* gegen das fremde Wesen (vgl. S. 285) lebendig war. Zahlreiche in Süd und Nord erschienene Kupferstiche mit spöttischen Versen verhöhnten diesen Monsieur à la mode, und gegen die Zunahme des französischen Wesens überhaupt entstand gerade während des Krieges eine gewaltige *literarische* Strömung. Es ist die *Alamodesatire*; die erste derartige Schrift erschien 1628. Moscherosch, Logau und Lauremberg, Schupp und etwas später Rachel sind die bedeutendsten Vertreter dieser Satire. Sie richtete sich außer gegen die fremden Moden namentlich gegen die Sprachmengerei, die schon der Kanzleistil mit seinen lateinischen Floskeln vorbereitet hatte, so die Schrift „Unartig teutscher Sprach-Verderber", aber auch schon gegen das neue feine, höfische Benehmen, für das nun „Complementir Büchlein", wie 1649 das von P. Lucius (vgl. die Abbildung S. 342), aufkamen. Daß übrigens die neue Art mit der alten grobianischen noch sehr zu kämpfen hatte, zeigt die gegen die Unhöflichkeit gerichtete „Alamodische Hobelbank" von 1630, zeigen die mannigfachen Verstöße gegen gute Sitte in der 1631 erschienenen „Peregrination ... Anagkylomitens, eines ... Cavalliers oder Alamodo-Monsiers".

Hand in Hand mit der *Vorliebe für die feine Bildung* ging ein auch schon im 16. Jahrhundert erkennbarer, nun verstärkter, freilich nur wenig auf das Konto des Krieges zu setzender *Hang zum Äußerlichen*, zur Ideallosigkeit, zur praktischen Lebensklugheit. Das bereits lange untergrabene bürgerliche Selbstgefühl — von den Bauern nicht zu reden — sank infolge der wirtschaftlichen Schädigung durch den Krieg und der häufigen persönlichen Mißhandlung, mehr freilich noch durch das herrische Regiment des neuen Staates und seiner Beamten und durch das Übergewicht der höfischen Gesellschaft. Das prunkende Kleid der Vornehmen, der Titel, der Rang imponierten dem Bürger immer mehr. Die ganz und gar konventionelle, sich an Äußeres heftende „Reputation", ein durchaus engherziger Begriff von Standesehre, wurde von allen Klassen, namentlich auch den jetzt auf ihre gelehrte Bildung stolzen oberen Schichten des Bürgertums, aber selbst von Handwerkern, um so stärker betont, als das Drunter und Drüber der Zeit die soziale Ordnung zu erschüttern drohte. Eine berechnende, verlogene, charakterlose Lebensanschauung ferner ergab sich durch die im Kriege eintretende Verwirrung aller Rechtsbegriffe wie durch die neue „politische" Art des öffentlichen Lebens als unbedingtes Erfordernis für den Mann der „neuen Welt": sie wird zu einem Hauptcharakteristikum der folgenden Periode.



Anderseits wurde die lähmende *Vorherrschaft des theologischen Geistes nun gebrochen*, und dies ist ein wichtiges, die spätere Säkularisation und Befreiung des Geisteslebens bedingendes Moment. Zum Teil hatte freilich bereits um 1600 das Übermaß der theologischen Interessen eine Reaktion bei einsichtigen Männern herbeigeführt: mancher hielt den konfessionellen Hader für verderblich, mancher die dogmatischen Fragen nicht mehr für Lebensfragen. Freilich war ja der Krieg selbst eine Folge jenes Geistes und durch den konfessionellen Fanatismus hervorgerufen. Wie tief die Erregung zu Anfang des Krieges war, zeigen die Volkslieder, namentlich die der am meisten bedrohten Evangelischen, die öfter Wut und Jammer ausdrücken, während die der Katholiken mehr spotten und triumphieren. Wie im 16. Jahrhundert erhoben die Sittenprediger ihr tief pessimistisch gefärbtes Wehgeschrei und prophezeiten das Weltende, wie damals kannte man in der Behandlung des Gegners keine Gerechtigkeit, keine Milde. Ein glühender, fanatischer Katholik war vor allem Maximilian I. von Bayern. Sehr groß war die Zahl glaubensstarker Menschen, die furchtlos um ihres Glaubens willen litten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr entfremdete man sich solchen Stimmungen, wurde gleichgültig, resigniert, spottete über die Eiferer oder drang, wie Andreae und Schupp, auf praktisches Christentum ohne Rücksicht auf Glaubensdifferenzen. Ein Teil wurde gemütshart, ein anderer, stillerer kam durch die Leiden zu wahrer Religiosität, wie sie schon vor dem Kriege Arndts „Wahres Christentum" (1605) zeigte, und ein ganz kleiner Teil kam auf den hohen Standpunkt der Toleranz, erstrebte die Vereinigung aller Christen, die doch genug Gemeinsames hatten, so der Helmstedter Ireniker Calixtus und seine Anhänger. Ein entschieden friedlicher Zug ist aber fast überall die gemütliche Folge des Krieges. Die stärkende Kraft der Religion hat sich freilich damals auch bewährt, vor allem bei den protestantischen Landpfarrern, die in entsetzlichstem Leid die Stützen ihrer Gemeinden waren und sie zusammenhielten. Ihre zahlreich in Kirchenbüchern erhaltenen handschriftlichen Erinnerungen an diese Zeit sind oft erfreulich zu lesen. Und wenn auch viele von ihnen feig und haltlos wurden oder nur auf Sicherung ihres Lebens bedacht waren, so haben andere die häßlichen Eigenschaften vieler damaligen Geistlichen, ihre Streit- und Herrschsucht, ihren Hang zu ödem Formenkram, durch ihr praktisches Christentum wieder gutgemacht. Am schnellsten waren die religiösen Motive, wie schon zur Reformationszeit, meist bei den fürstlichen Häuptern der streitenden Parteien zurückgetreten, bei denen die egoistischen Interessen der Gebiets- und Machterweiterung, überhaupt der Politik, ausschlaggebend waren. Fast gänzlich unberührt von religiösen Interessen waren die beutelustigen geworbenen Heere. Die kaiserlichen Heere erzwangen freilich, wo sie eindrangen, äußerlich eine Rekatholisierung: wer der Gewalt nicht nachgeben wollte, mußte das Land verlassen. Aber sie waren darin Werkzeuge der Pfaffen, der ihnen folgenden Jesuiten.

Man schreibt dem Krieg endlich die Herbeiführung einer starken *Verrohung und Demoralisierung* zu. Aber auch hier übersieht man, wie es bereits früher stand. Die wüste Trunksucht, die sich auch jetzt noch breit machte, war ja das so sehr beklagte Leiden der abgelaufenen Periode (vgl. S. 226 f.); die Bestialität und Gefühlsroheit der Soldaten entspricht jener gefühllosen Kriminaljustiz (vgl. S. 124) und der Gewalttätigkeit auch noch des 16. Jahrhunderts, ganz abgesehen von der in den Kriegen älterer Zeit überhaupt bezeigten Lust an Untaten; die schönheits- und kulturfeindliche grobianische Verwilderung des Volkes ist ebenfalls nicht neu. Und mochte diese durch den Krieg noch gefördert werden, so wuchs doch gerade jetzt auch jene ihr entgegenwirkende Vorliebe für die feinere gesellschaftliche Bildung des Auslandes.

Freilich wurde damit eben wieder jener *volkstümliche Geist zurückgedrängt*, von dessen Schwinden dieses ganze Kapitel ausging. Auch hier wirkte der Krieg nur verstärkend. Das Niederstampfen Deutschlands durch die fremden Heere schädigte vielfach auch das volkstümliche Wesen, mit dem Ruin der ländlichen Bevölkerung ging die Vernichtung vieler alten Bräuche Hand in Hand, mit dem Sinken der Lebenslust die Beseitigung vielen poetischen Lebensschmuckes. Dazu kam dann die Beförderung jener Fremdsucht. Im übrigen lag aber die Zurückdrängung des Volkstums durchaus im Zuge der Zeit. Gerade die neuen Kulturmächte stellten sich, wie wir schon (S. 221 f.) sahen, zu ihm feindlich. Der neue Staat hielt nun mit seinem straffen Regiment die urwüchsigen Regungen der Volkskraft nieder, wie sie durch die neue höfische, länger schon durch die gelehrte Bildung verächtlich wurden. Freilich entsprang dem neuen Kultureifer gerade jetzt eine literarische *nationale Richtung*, die aber keineswegs zugleich eine Retterin des Volkstums sein wollte. Man wollte eine nationale Literatur haben wie die anderen Völker, und sie sollte rein deutsch sein. Aber diese Literatur war künstlich-gelehrt, wie das höhere Nationalgefühl überhaupt seine Wurzeln schließlich in der humanistischen Bildung hatte (vgl. S. 192 f.). Ebenso war der stark betonte, zuweilen fieberhafte politische Patriotismus, wie er sich in der Broschürenliteratur äußerte, zwar oft volkstümlich gefärbt, wesentlich aber wieder ein Produkt der gelehrten Bildung. Daß solche höheren Bestrebungen nicht im Volke wurzelten, sondern in der jetzt allein maßgebenden Schicht, zeigt der Umstand, daß die auf eine nationale Literatur hinarbeitende „Fruchtbringende Gesellschaft" nach dem Muster der Accademia della Crusca gegründet war und außer Gelehrten vor allem Fürsten und Adlige zu Mitgliedern beziehungsweise zu Gründern hatte, so als Haupt den in Italien gebildeten Ludwig von Anhalt.

Die ganze Bewegung — auf die vor dem Kriege gegründete „Fruchtbringende Gesellschaft" folgte 1633 die „Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen", 1643 die „Deutschgesinnte Gesellschaft", 1644 der „Pegnesische Blumenorden" — ist aber zugleich ein Beweis, daß *das geistige Leben während des Krieges* durchaus *nicht stagniert* hat. Man wollte damals ein gebildetes Publikum, eine kulturell interessierte Gesellschaft schaffen, freilich künstlich. Gewiß haben ferner in den vom Krieg besonders betroffenen Teilen die Universitäten stark gelitten — die zu Heidelberg war von 1631 bis 1652 überhaupt geschlossen —, aber das wissenschaftliche Streben war an ihnen doch nicht erstorben. In Marburg zeugen die allerdings durch die staatliche Neuordnung hervorgerufenen Universitätsstatuten von 1629, die zugleich das Lateinschulwesen neu regelten, von fortschrittlichem Geist. Auch die Lateinschulen blühten in Hessen wie anderswo, neue wurden gegründet, so 1629 das Pädagogium in Darmstadt. In Hessen wurde gerade jetzt auch das Volksschulwesen besonders gefördert, wurden gerade jetzt zahlreiche „Filialschulen" gegründet. Pädagogische, also auf die Zukunft hoffnungsvoll gerichtete Reformbestrebungen sind überhaupt damals stark verbreitet und entsprechen jenen auf dem Gebiete der Literatur und der Sprache. Die höhere Dichtung ist damals akademisch-gelehrt, aber das Interesse an ihr ist gewaltig. Es ist die Zeit Opitzens, der lange als „Vater der deutschen Poesie" galt; sein „Buch von der deutschen Poeterey" erlebte von 1624 bis 1647 acht Auflagen. Das starke religiöse Leben fand literarisch seinen Ausdruck im Kirchenlied wie in den Dichtungen eines Dach und Fleming. Für den weiteren geistigen Aufschwung im 17. Jahrhundert, noch mehr für den inneren Wandel, den das 18. Jahrhundert sah, ist aber das Wichtigste, daß, worüber alles Schimpfen der Sittenprediger schon des 16. Jahrhunderts wie der Satiriker des 17. Jahrhunderts nicht täuschen darf, zahlreiche gesunde und gute



Kräfte im deutschen Volke trotz aller gegenteiligen Erscheinungen auch in der Zeit der Bedrängung der deutschen Eigenart im 16. und 17. Jahrhundert erhalten blieben und immer im stillen gewirkt haben. Die schon erwähnte rasche wirtschaftliche Erholung nach dem Kriege zeigen die starke Baulust, der bald übermäßige Luxus, die Steuererträge. Es ist überhaupt erstaunlich, wie die im Kriege aufgewachsene junge Generation, nachdem endlich der von allen ersehnte Friede mit wehmütiger Freude als Tatsache erkannt worden war, schnell in neue Lebensbahnen, in die Fortschrittslust hineinlenkte.

Ein ungemeiner Kultureifer, der sich (vgl. S. 286) schon im 16. Jahrhundert gerade in der Anlehnung an die fremde Kultur gezeigt hatte, wird nun für Deutschland charakteristisch. Aber ebenso wächst das politische Machtstreben, dringt die Anschauung durch, daß sich der Staat nur durch Macht durchsetzen könne. Wie schon (S. 297) betont, hat der Krieg überhaupt den schwindenden kriegerischen Geist der Nation neu belebt, wenn auch das Übermaß von Leid schließlich wieder jene friedliche Stimmung (vgl. S. 305) erzeugte und die Wildheit und Verkommenheit der Soldateska einen lange nachwirkenden Gegensatz zwischen Soldaten und Bürgern hervorrief; schon der Landsknecht stand freilich trotz seiner Volkstümlichkeit nicht mehr innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Der kriegerische Zug ist jetzt auch noch mehr als früher vorzugsweise den Fürsten und dem Adel zu eigen. Die Fürsten sind zugleich die eigentlichen Träger des neuen politischen Machtstrebens. Eben mit der *Stärkung der Fürsten* hatte der Krieg die schon früher einsetzende Strömung (vgl. S. 270 ff.) vollendet. Zu der äußeren Machtvermehrung und der wirtschaftlichen Kräftigung durch die Ausdehnung der Regalien kam die Beförderung des Sondergeistes durch den politischen Ruin des Reiches und die Beziehungen zu den fremden Mächten: gerade die faktische Souveränität der Fürsten war eine Folge des Krieges. Wenn man mit Recht eine Hauptursache jenes schon vor dem Kriege einsetzenden wirtschaftlichen Verfalls in dem Fehlen einer national-staatlichen Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte gegenüber der Machtzusammenfassung der anderen europäischen Staaten gesehen hat, so war dieses Übel der Zersplitterung nunmehr gewissermaßen grundsätzlich zu einem dauernden gemacht. Um so mehr lag in der Selbständigkeit der kräftigeren Fürsten die alleinige Möglichkeit politischen Fortschritts, und eben diese Selbständigkeit war jetzt besiegelt.

---

Noch ein wichtiger, freilich schon lange vorher vorbereiteter und erst später recht wirksam werdender Prozeß mag gerade am Schlusse dieser Periode hervorgehoben werden, die *geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes* nach Osten und Norden. Die erste Stufe dieses Prozesses war das Aufgehen der Sachsen im fränkischen Reich (vgl. Bd. I, S. 88 ff.), das damit erst ein wirklich deutsches wurde. Unter den sächsischen Kaisern erblühte jene niedersächsische Kultur in Goslar und Quedlinburg, Merseburg usw., die, sich später reich entwickelnd (Hildesheim, Braunschweig, Bremen), wieder eine Hauptgrundlage wurde für die Kultur des östlichen Koloniallandes. Eben die große Kolonisation des Ostens im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 385 ff.) war dann die nächste wichtige Stufe: eine mächtige Gebietserweiterung der deutschen Kultur war die Folge. Freilich wurde das Deutschtum im Westen von Luxemburg bis zur Schweiz durch die überlegene französische Kultur gleichzeitig zurückgedrängt, wenigstens die deutsche Sprache. Anderseits ist ein zeitweiliges Erschlaffen der kulturellen Kräfte in den altdeutschen Gebieten durch das Abgeben vieler tüchtiger Elemente unleugbar. Gleichwohl blieb der politische und kulturelle

Schwerpunkt des deutschen Reiches im Westen und Süden. Wie die höfische Dichtung nur spät und in geringem Maße nach Norden drang und sich wesentlich auf den Westen und Süden, einschließlich des Südostens, beschränkte, so war, von dem ziemlich bedeutungslosen Meistersang ganz abgesehen, später auch der Humanismus ziemlich in demselben geographischen Gebiet beschlossen. Die maßgebende Schriftsprache war das Oberdeutsche, und der aus den Mittellanden stammende Luther vollendete dessen Herrschaft oder vielmehr diejenige einer aus mittel- und oberdeutschen Elementen gemischten Sprache durch seine Bibelübersetzung. Die Kultur Oberdeutschlands blieb überhaupt führend. Freilich die Mittelpunkte dieser Kultur wechselten. Nach Österreich, Bayern und Schwaben war die Pfalz in den Vordergrund getreten und ebenso der rheinische Westen. Niederdeutschland, obwohl durch die Hansa mächtig entwickelt, stand für sich. Diese niedersächsische Kultur war nicht zu verachten, aber der Süden blieb überlegen, nicht minder die Lande des Rheins, die zu der alten römischen Kulturerbschaft dauernd neue Güter vom Westen hinzufügten und weiter vermittelten. Auch Luther gravitierte in seiner kulturellen Haltung, wie eben seine Sprache zeigt, doch noch nach Süden, und die entscheidenden Verhandlungen über ihn wurden im Süden, in Worms und Augsburg, geführt. Rein literarisch hat der Süden selbst nach der Reformation seine Vorherrschaft zunächst durchaus nicht verloren.

Freilich sahen wir schon im 14. Jahrhundert den Osten auch in einer nördlicheren Zone bedeutender hervortreten. Nördlich von den Donaulanden, in denen die östlichen Markgrafen früh die Entfaltung einer reicheren Kultur gesichert hatten, erhob sich ein neues Kulturzentrum in Böhmen (vgl. S. 182). Noch stärker verschob Karl IV. den politischen Schwerpunkt nach dem Osten, der in seinem neuen Deutschtum eine straffere Einheitstendenz gestattete, freilich über das eigentliche Deutschtum hinaus. Um Bayern und Schwaben hat Karl sich wenig gekümmert, an das alte rheinische Kulturgebiet aber, das er häufig besuchte, wollte er seine östlichen Lande innerlich anschließen. Um diese Zeit galt Prag als die führende deutsche Stadt: hier entstand die erste deutsche Universität. Prag hat vor allem auch dem östlichen Mitteldeutschland, dessen vorwärtsstrebende Elemente es damals zahlreich anzog, Schlesien und Brandenburg, Sachsen und Thüringen, Erhebliches an Kulturgütern mitgeteilt. Als die Hussiten die Kulturhöhe Böhmens vernichtet hatten, begann die Kultur gerade in jenen Gebieten stärker aufzublühen. Im 15. Jahrhundert traten die Lande der Wettiner bedeutend hervor. Während die Süddeutschen die Mark und Pommern noch als Barbarenländer ansahen, erblühte in Sachsen eine ziemlich hohe Kultur, vor allem auf künstlerischem Gebiet. Längst freilich hatte Sachsen in der Plastik (vgl. Bd. I, S. 370) einen Vorrang gewonnen. Nun aber ging das Land auch sonst aufwärts. Bei Meißen erhob sich der schöne Bau der Albrechtsburg, auf dem Gebiete der Malerei erstand zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Cranach. Bereits blühte die Universität in Leipzig; 1502 gründete Friedrich der Weise Wittenberg. Kursachsens Kanzlei wurde durch den sich ihr anschließenden Luther (siehe oben) maßgebend für die deutsche Schriftsprache, und hier war der Herd und Hort der Reformation. Anderseits spielte mit steigender Fürstenmacht eine ganze Reihe von deutschen Hauptstädten eine Rolle, und die Residenz des Kaisers, Wien, ist nie eine Hauptstadt Deutschlands geworden, das überhaupt im Gegensatze zu England, Frankreich und selbst Italien mit ihren seit langem feststehenden Mittelpunkten nie ein allgemein anerkanntes Zentrum gehabt hat.

Allmählich ging die Kultur weiter nach Nordosten. Frankfurt a. O. hob sich und Königsberg fern im Osten. Kursachsen wurde zunächst durch die politischen Wirren in seiner



Stellung als protestantische Hauptmacht erschüttert; im 17. Jahrhundert nahm Brandenburg diese Stelle ein, und gleichzeitig bereitete sich dessen politischer Aufstieg vor. Kulturell freilich blieb Obersachsen noch lange wichtig: wir werden im 18. Jahrhundert (vgl. S. 391) von einer maßgebenden kursächsischen Kultur hören. Weiter trat Schlesien im 17. Jahrhundert hervor. Später konkurrierte mit Leipzig in geistiger Beziehung Hamburg. Dann begann Berlin seine Rolle zu spielen (vgl. S. 407). Die in den Vordergrund des geistigen Lebens rückende Philosophie wurde vor allem von Norddeutschen getragen, von Leibniz im 17., von Kant im 18. Jahrhundert. Mächtig zeigte sich noch einmal die künstlerische und die poetische Kraft des Südens und Westens gegenüber der Verstandespflege des Nordens in unseren großen Dichtergestalten, in Goethe und Schiller, aber sie sind nicht in ihrer Heimat geblieben, vielmehr der norddeutschen Atmosphäre näher gerückt. Schließlich legte sich der Schwerpunkt deutschen Lebens völlig nach Norden, nach Preußen: unter Fürsten, die, aus dem Süden stammend, über das Zwischenstadium des Nürnberger Burggrafentums zu seinen Herrschern geworden waren, errang es die politische Führung Deutschlands. Nun kam es so, daß der Norddeutsche seine heimische Sprache verleugnete, daß er der gebildete Kulturmensch mit reiner Bildungssprache zu sein strebte und sich dem volkstümlich gebliebenen Süden als Kulturträger gegenüberstellte, auch als Träger feinerer gesellschaftlicher Kultur, die einst dem Norden recht fremd gewesen war und nun den oft formlosen Süddeutschen geziert dünkte. Anderseits behielt der kulturell so durchgearbeitete rheinische Westen, wo selbst der Bauer mehr Städter ist, seine alte kulturelle Rolle. Doch wir eilen schon zu weit vor. Durch jenen Wechsel der kulturellen Mittelpunkte aber ist der Deutsche zu einer weit allgemeiner verbreiteten Kultur gekommen als andere Völker.

---

## V. Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft.

Das Mittelalter war, wie wir (S. 218) sahen, nicht mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, mit Renaissance und Reformation, Buchdruckerkunst und Länderentdeckungen zu Ende. Der Ungebildete der Gegenwart, der beim Anblick von Bauten und Kostümen des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts vom „Mittelalter“ spricht, trifft unbewußt das Richtige. Wieviel in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung durchaus in den alten Bahnen blieb, ist schon (S. 218) gesagt worden. Noch immer verbrannte man auch die Hexen, noch immer herrschte an Universitäten und Schulen ein kirchlich gebundener Geist. Der kirchliche Geist lenkte die Blicke im Übermaß auf das Jenseits, und die Welt nahm ihr Recht noch nicht aus sich selbst. Immerhin herrschte im 16. Jahrhundert doch auch wieder nicht völliges Mittelalter. Der Renaissancegeist hat vor der Theologie kapituliert, aber er regt sich doch im stillen; der neue Staat trägt kirchliche und ständische Fesseln, aber mehr und mehr erstarkt das Selbst- und Machtbewußtsein der Fürsten. Völlig deutlich tritt *die Abwendung vom Mittelalter jedoch erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein.* Die Neuzeit erst mit dem eigentlichen Jahrhundert der Aufklärung, dem 18., beginnen zu lassen (Bluntschli, Hettner), geht zu weit. Das wirklich Neue, das Erwachen freien Geistes, setzte schon im 17. Jahrhundert ein. Die Vorherrschaft der Theologie ward erschüttert, die Furchtbarkeit des Dreißigjährigen Krieges hatte gezeigt, wohin der unselige kirchliche Hader führte (vgl. S. 305). Vor allem wirkte vom Ausland her eine letzten Endes von der Renaissance ausgehende befreiende Strömung. Es beginnt das Zeitalter der *Vernunft*, der rationalistischen Betrachtung der Dinge. Das *Natürliche* ward zum allgewaltigen Stichwort und beeinflußte die Auffassung der Religion, der Moral, des Rechtes, des Staates. An die Stelle einer immer noch scholastischen Philosophie trat eine freier gerichtete, von der Kirche unabhängige. Die moderne Betonung der Naturwissenschaften und der Technik wurde jetzt eingeleitet. Die Kunst wurde immer weltlicher. Die völlig adoptierte neufranzösische Kultur verbreitete, von den vornehmen Kreisen durchsickernd, auch eine durchaus weltliche allgemeine Bildung, wesentlich freilich *gesellschaftlicher* Natur. Toleranzideen wurden stärker, und Unionsbestrebungen traten auf. Jetzt zeigte erst der *Protestantismus* ein *moderneres* Gesicht, wenn auch die freieren Köpfe von einer herrschsüchtigen Orthodoxie heftig bekämpft wurden. Vor allem waren es die Reformierten, die den neuen Geist vertraten. Der strenge Katholizismus, der Jesuitismus insbesondere, hatte zwar der humanistischen Strömung sich formal angepaßt, der neuen Philosophie aber und dem Geiste der exakten Forschung, der die neue Naturwissenschaft mehr und mehr charakterisiert, war er in seiner Bindung an die traditionellen kirchlichen Normen feindlich. Anderseits sind die Schützer des neuen Geistes nicht gerade sympathisch: es waren zunächst die aufs Ausland gerichtete



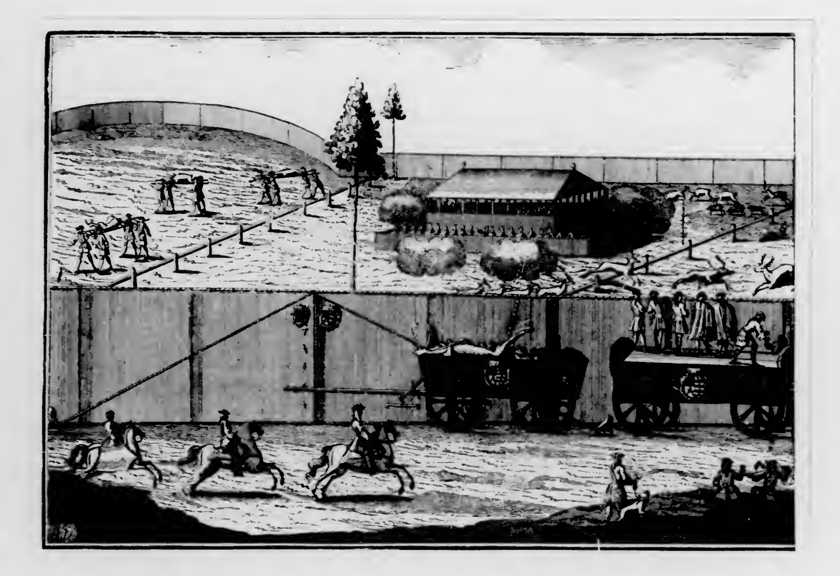
höfische Gesellschaft und der neue absolute Staat. Aber beide waren doch auch sonst wieder Träger moderner Strömungen: jene übermittelte die moderne verfeinerte gesellschaftliche Kultur, dieser brachte den Staatsbegriff endgültig zum Siege. Der in seinen Hauptzügen längst vorbereitete, jetzt namentlich unter französischem Einfluß völlig zum *Absolutismus* entwickelte souveräne *Fürstenstaat* (vgl. S. 321 f.) bestimmte auch das kulturelle und das wirtschaftliche Leben. Und wie dieser Staat jetzt als solcher stabiliert wurde, so begann auch gerade derjenige Einzelstaat seinen Aufstieg, der die äußere Geschichte der modernen Deutschen schließlich in ihrer Gesamtheit bestimmen sollte, der brandenburgisch-preußische.

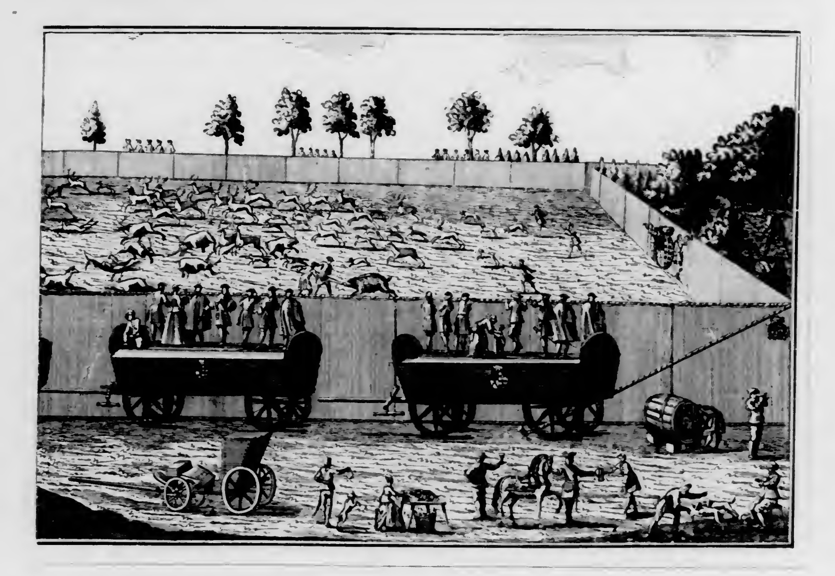
Der Fürst und sein Hof, die *Hofgesellschaft*, waren nun aber überhaupt die *Hauptträger der Kultur dieser neuen Zeit*. Eine *aristokratische Periode* löst nun endgültig die bürgerlich-demokratische ab, die ihrerseits seit etwa 1300 einer älteren aristokratischen Epoche gefolgt war. Auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet behält auch jetzt das Bürgertum seine Bedeutung (vgl. S. 257), aber die äußere Führung ist beim Fürsten und der Aristokratie; erst recht auf politisch-militärischem und völlig auf dem jetzt besonders wichtigen gesellschaftlichen Gebiet. Diese fürstlich-aristokratische Kultur ist eine *europäische Erscheinung*, sie wird vor allem von den *Romanen* getragen, Italienern, Spaniern und nunmehr den Franzosen, die eine wirklich internationale Kulturherrschaft erlangen und am stärksten die Deutschen zur Nacheiferung bewegen. Den militärisch gestützten Absolutismus, die merkantilistische fürstliche Wirtschaftspolitik, die höfische Gesellschaftskultur mit ihren geistigen und künstlerischen Begleitelementen haben die Deutschen in erster Linie in *französischer Form* übernommen, wenngleich sich diese Strömungen in gewissen Spuren schon vor der Blütezeit des französischen Einflusses in Deutschland geltend machen. Die neue *aristokratische Gesellschaftskultur* war in der Hauptsache ein Teil der italienischen Renaissancekultur und hatte sich mit anderen Traditionen und Einflüssen in Spanien und besonders in Frankreich verbunden, sich auch entsprechend gewandelt. An den italienischen Höfen hatte sich auch das *neue Kulturideal* der aristokratischen Persönlichkeit ausgebildet, das des feingebildeten *Hof- und Weltmannes*, wie es Baldassare Castiglione in seinem „Cortegiano“ 1528 vorbildlich zeichnete. Das Buch wurde schon im 16. Jahrhundert dreimal (1565, 1584 und 1593) ins Deutsche übersetzt, viel früher natürlich ins Französische und Spanische. Aber wirksam wurde in Deutschland eben jetzt erst das französisch gestaltete Ideal des „vollkommenen Hofmannes“, das sich mit dem des honnête homme deckt. Die Weltlichkeit der Renaissancemoral ist hier, trotzdem die Bezeichnung honnête eigentlich auf den innerlich anständigen Menschen geht, rein ins Äußerliche gedreht; die Pflege der Persönlichkeit, der freien, edlen Natürlichkeit bei Castiglione tritt zurück vor der gesellschaftlichen Korrektheit. Charakteristisch ist der Untertitel eines Werkes von Nic. Faret: „L'honnête homme ou l'art de plaire à la cour“ (1630). Voßler hat diese der „sprudelnden und formlosen Temperamenthaftigkeit der Franzosen des 16. Jahrhunderts“ widersprechende Art mit einer seelischen Umwandlung derselben durch den spanischen Einfluß (vgl. S. 293) zusammengebracht. Die aus dem religiösen und politischen Leben des Spaniers erwachsene Forderung des unbedingten Gehorsams und der Unterdrückung des eigenen Willens, schon von den Spaniern auf das gesellschaftliche Gebiet übertragen (vgl. S. 290), wurde nun gerade bei den Franzosen zur Forderung unbedingter gesellschaftlicher Korrektheit, der absoluten Beherrschung der Gebärden, der Anpassung an die vornehme Welt, unter Zurückdrängung aller persönlichen Neigungen und Meinungen. Auf die literarische Gestaltung dieses Ideals hatte jedenfalls der Spanier Balthasar Gracian

mit seinem Evangelium der Lebensklugheit — der betreffenden Schrift gab der französische Übersetzer den bezeichnenden Titel „Homme de cour“ — besonderen Einfluß.

Die leise beginnende höfische Verfeinerung in Deutschland in früherer Zeit wurde schon gestreift (S. 283 ff.), ebenso die steigende Beeinflussung durch das Ausland. Noch im ausgehenden 16. Jahrhundert waren freilich die grobianischen Sitten auch am Hofe arg mit den neuen Einflüssen gemischt (vgl. S. 228 und 283) und derbe Ausdrücke, wie z. B. manche Geschichten der Zimmerischen Chronik zeigen, recht üblich. Das blieb auch noch im 17. Jahrhundert so. Die um 1600 viel reisenden pommerschen Prinzen z. B. führten daheim nur wenig Feinheit ein. Ein moderner gerichteter Fürst wie Moritz von Hessen anderseits zeigte schon ein feineres Wesen. Jetzt drang die Verfeinerung immer nachhaltiger durch. Es trat nun auch eine immer minutiösere Ausbildung des Hofzeremoniells ein, nach französischem und kaiserlichem Muster von den kleinen Höfen eifrig akzeptiert und vom Oberzeremonienmeister streng behütet. Dazu kam eine immer mehr Personen in Anspruch nehmende Neuorganisation des Hofhaltes. Ihn leitete der Oberhofmeister, dem wieder Oberkammerherr, Hofmarschall, Oberstallmeister, Oberjägermeister usw. mit Kammerherren und anderen Chargen zur Seite standen.

Was am Hofe zunächst auffällt, ist die nunmehr gerade nach dem Kriege außerordentlich gestiegene Lebenshaltung, die Prunksucht und Verschwendung: freilich handelt es sich nur um die weitere Fortsetzung und den zunehmend verfeinerten, aber auch gezierteren Charakter einer bereits (vgl. S. 278 ff.) im 16. Jahrhundert einsetzenden Strömung. Alt (vgl. S. 279) waren die mythologisch-allegorischen Schaustellungen und Kostümfeste („Inventionen“), die Ballette, die sehr beliebten Feuerwerke und Illuminationen, neu nur die gegen 1700 aus Italien übernommenen „Redouten“, bei denen man, maskiert, bei Musik und leichten Genüssen namentlich dem Spiel huldigte, alt die allerdings sehr äußerlichen künstlerischen Neigungen, wie sie sich in den Bauten und den „Kunstkammern“ (vgl. S. 281 ff.) zeigten. Im ganzen jünger ist ein nun stärker erwachendes geistiges Interesse. Wie sich jene Feste nunmehr gestalteten, kann etwa das Hochzeitsfest Kaiser Leopolds von 1666 deutlich machen, das vom 5. Dezember bis Ende Februar des nächsten Jahres dauerte. Besonders charakteristisch ist das „so weit und breit beschrieene Roß-Ballet“ vom 24. Januar, eine „Invention“, die ihrem Urheber neben einer Belohnung von 20000 Gulden einen ständigen Jahresgehalt und den Freiherrentitel einbrachte und im „Theatrum Europaeum“ höchst ausführlich beschrieben wurde. Es behandelte den Kampf der vier Elemente um das Vorrecht, Perlen zu machen — Margarita (Perle) hieß die spanische Braut des Kaisers. Vier köstlich gekleidete Ritter-„Compagnien“ stellten die Elemente dar. Die der Luft hatten den von 24 Greifen begleiteten Wagen der Luft, die als Juno erschien, die des Feuers einen „Felsenberg“ als Werkstatt des Vulcanus, die des Wassers ein von Felsen eingeschlossenes wogendes Meer mit dem Thron des Neptun nebst 40 Winden, die der Erde einen Garten mit Springbrunnen, der Erdgöttin, Nymphen und Satyrn bei sich. Den ungestümen Streit, bei dem als Richter die Argonauten (Goldenes Vlies!) auf ihrem gleich zu Anfang auf den Schauplatz gefahrenen prächtigen Schiff auftraten, unterbrach das Erscheinen einer immer größer werdenden feurigen Wolke, aus der der Tempel der Ewigkeit niedersank, in der weiter ein glänzender Himmel mit der Ewigkeit darauf sichtbar ward, welch letztere ein mit Schmeicheleien für die Kaiserin verbundenes Schlichtwort sprach. Aus dem sich öffnenden Tempel ergoß sich dann ein glanzvoller Zug, in dem nach den Genien der früheren Kaiser auch





Ein „teutsches Hauptjagen“.
Nach einem Holzschnitt in: Hanns Friedrich von Fleming, „Der vollkommene teutsche Jäger“, Leipzig 1719.
Das untere Bild schließt rechts an das obere an.



der Kaiser selbst und mit ihm der Wagen der Gloria erschienen. Schließlich folgte dann ein „Pferdetanz“ in elf Abteilungen (also eine Art Prunkquadrille). Dazwischen agierten italienische Sänger, Trompeter, die „Arien“ bliesen, usw. Für die Feste an kleineren Höfen bietet die Taufe des Landgrafen Ludwig in Darmstadt 1630 ein Beispiel. Auch hier wieder Ballette, eines von zwölf Sternen, weitere nacheinander von Göttern, von den in „Indianische Raben undt papagayen“ (!) verwandelten Musen, von Orpheus, von Venus und Cupido, auch (einem künstlich-volkstümlichen Zuge entsprechend) von Bauern getanzt und mit obligatem Gesang begleitet. Am nächsten Abend, nachdem am Tage ein prunkvoller „Aufzug der Jägerei“ und ein Lustjagen stattgefunden hatte, tanzten „Landgraf Johann mit 12 Cavallieren, als Götter undt Göttinnen vom Himmel hernieder gefahren, undt wehrte das Ballett gahr lange“, was bei den eingeschobenen mythologisch-allegorischen Ansprachen kein Wunder war. Auch die Landgräfin und ihr „Frauenzimmer“ tanzten am Schlußtage ein Ballett. Daß die



Tiergarten. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

bei solchen Gelegenheiten gesprochenen Verse oft höchst locker waren, zeigen Proben aus einem Dresdener Ballett von 1672. In der meist schwülstigen und gezierten Ausgestaltung des Ganzen sollten aber doch auch geistige und poetische Fähigkeiten bewundert werden, und das war gegenüber den früheren Roheiten ein Fortschritt. Zu den Festlichkeiten gehörten, wie sich eben schon zeigte, auch prunkvolle Hofjagden, die oft nur Massenschlächtereien, bloße Tierhetzen (vgl. S. 279) waren: stundenlang sah der Hof ihnen zu (s. die beigeheftete Tafel „Ein ‚teutsches Hauptjagen‘“). Die Jagden trugen überhaupt jetzt mehr einen Luxuscharakter: sie veranlaßten außerordentliche Kosten und nahmen eine Fülle von Menschen bereits lange vorher in Anspruch. In Jagdschlössern jener Zeit findet man Jagdszenen öfter dargestellt. Tiergärten (s. die obenstehende Abbildung) zu unterhalten, blieb wie früher eine fürstliche Liebhaberei. Zu prunkvollen, renaissancemäßig-allegorisch gestalteten Aufzügen wurden zuweilen auch die fürstlichen Leichenbegängnisse.

Die früher wesentlich auf den kirchlichen Kultus beschränkte Musik nahm bei den höfischen Festen eine immer bedeutendere Stellung ein (vgl. S. 283), in ihrer Pomphaftigkeit

freilich der ganzen Atmosphäre entsprechend. Charakteristisch ist das Eindringen der eben als höfische Festlichkeit in Italien aus Renaissancebestrebungen (Neubelebung der antiken Tragödie) heraus entstandenen, ungeheuer kostspieligen Oper. Rinuccinis „Daphne" wurde mit neuer Musik von Heinrich Schütz 1627 bei einer kursächsischen Hochzeitsfeier aufgeführt. Erst nach der Mitte des Jahrhunderts — Seckendorffs Fürstenstaat (1660) erwähnt sie aber noch nicht — wurden die Opern beliebter. Sie variierten noch mehr als die Ballette und Maskeraden das Thema der Liebe. In der Regel wurden sie italienisch von italienischen Sängern aufgeführt, die deutsche Oper wurde fast nur in Hamburg — denn die großen Städte eiferten den Höfen nach — gepflegt. Der zunächst von Ausländern (vgl. S. 286) getragenen Komödie, also dem Schauspiel, das freilich auf niedrigem Niveau stand, schenkten neben den Städten die Höfe übrigens auch Interesse. In der äußeren Einrichtung des Theaters war man damals schon ziemlich weit vorgeschritten. Daß das 17. Jahrhundert gegenüber dem sechzehnten in der Musik überhaupt viel Neues geschaffen und der modernen Entwickelung vorgearbeitet hat, auch die geistliche Musik durch das Oratorium — Schütz ist hier wieder besonders zu nennen — freier gestaltete, sei wenigstens erwähnt. Es herrschte auch wirkliche Freude an der Musik und eifrige Pflege derselben. Das einfache, schlichte Lied wurde in dieser Zeit freilich verachtet: es wurde durch die italienische anspruchsvolle Arie überstrahlt, paßte überhaupt nicht zu dem auf äußeren Glanz gerichteten Zuge der Zeit. Wie sich nun diese Glanzsucht auch in Tracht, Speisen und Wohneinrichtung der höfischen Kreise spiegelte, sei nicht im einzelnen ausgeführt: die Ansätze dazu sahen wir schon im 16. Jahrhundert liegen (vgl. S. 278). Immerhin darf man diesen Zug nicht zu sehr verallgemeinern. Die erhaltenen Inventare mancher Schlösser z. B. verraten verhältnismäßige Einfachheit der Einrichtung.

Stark waren aber die Ansprüche der Fürsten an die Bauten selbst gewachsen. Es entstand das moderne Schloß. Nach jener ersten Periode vereinzelter prächtiger Schlösser (vgl. S. 287), die allmählich von der Renaissance zum Barock hinüberleiteten, setzte nach Überwindung der Kriegsleiden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Zeit reger fürstlicher und hochadliger, im Sinne des Merkantilismus den Fürsten auch durchaus anstehender Baulust ein. Es war die Blütezeit des deutschen Barocks. Die Bauten waren aufs Großartige gerichtet, auf Luft und Licht, weite Räume, breite Treppen, auf Verwendung von reichen Mitteln. Das Charakteristische des Barocks wurde bereits (S. 288 f.) erörtert: es war der Stil des Pompes, des Effektes. Man darf aber ohne Zweifel eine gewisse Selbständigkeit und Eigenart der deutschen Baumeister betonen, das zeigen Anlage wie Ausstattung der Bauten. Die kraftvollste Schöpfung sind die von Schlüter gebauten Teile des Berliner Schlosses. Während im Norden sonst die Formen der Spätrenaissance nur zum Teil sich mit barocken Elementen verbanden, blühte der Barock vor allem in katholischen Landen (vgl. S. 289), in Österreich und Süddeutschland. Wien mit seinen aus Italien und Spanien einströmenden Ordensgeistlichen und seinem italisierten Adel wurde eine Hauptstätte barocker Kirchen und Paläste, noch mehr Prag. In Österreich, ebenso in Schlesien, in Bayern, in der Bodenseegegend entstanden dann auch jene pompösen Stiftskirchen reicher Abteien mit den beiden hohen Türmen, einem deutschen Charakteristikum. Bald aber ging die Bauweise in das noch (S. 367) zu besprechende, in Frankreich ausgebildete Rokoko über, das, aus dem Barock entstanden, doch andere Elemente hineinbrachte. Der prächtige Dresdener Zwinger, der späteste deutsche Barockpalast, zeigt bereits in seinem ganz in Zierwerk aufgehenden Äußeren und in der Grundanlage den neuen Stil, dessen Domäne vor allem freilich die Innenräume werden sollten.



Schon mit der Renaissance hatte eine früher noch nicht recht ausgebildete, zum Hause gehörige Stätte eine neue Bedeutung gewonnen, der Garten. Seine Entwickelung ist nach der landschaftlichen Seite schon (S. 5 ff.) geschildert worden. Bei seiner früh eintretenden luxuriösen Ausstattung wurde die vornehme Einfachheit allmählich verlassen, und der Garten erhielt nicht nur ein übersteifes, sondern auch ein barockes, bizarres Aussehen. Gegen die neuen Gärten erhoben die Freunde der alten deutschen Baumgärten doch gelegentlich Opposition. Als Truchseß Wilhelm, wie die Zimmerische Chronik berichtet, seinen Schloßgarten „of die welsch manier mit [Spring]bronnen und ander zuristen" ließ, nannte das ein Edelmann eine „hupsche geucherei". Überall richtete man nun aber einen solchen Garten bei fürstlichen Residenzen ein, und sein Schmuck entsprach dem zeremoniellen Prunkgeist der Zeit wie ihren renaissancemäßigen mythologisch-allegorischen Liebhabereien. Die damals blühenden mechanischen Künste und der „kuriöse" Zug führten dabei immer mehr, wie in Italien selbst, zur Anbringung von Spielereien (Wasserorgeln, singenden künstlichen Vögeln, Vexierstühlen, Vexierwässern, Spiegelkünsten) und allerlei Seltsamkeiten. Überwog so schließlich das nicht zum Garten Gehörige die eigentliche Gartenzier, so kam auch immer mehr Unnatur in das Ganze. Schon im 16. Jahrhundert verehrte die Gräfin von Mansfeld dem sächsischen Kurfürsten einmal einen „Rosmarinstock, nach Art einer Gans formirt, und einen dergleichen nach Art eines Wagens ohne Räder": diese geschmacklose Schneidekunst bemächtigte sich im späteren 17. Jahrhundert und weiterhin immer mehr auch der Sträucher und Bäume in den Gärten (vgl. S. 7 und 18 f.).

Die ganze fürstliche Prunksucht ist in erster Linie der Kunst zugute gekommen, die nun immer mehr einen höfischen Charakter annahm. Die bis heute im wesentlichen fortgesetzte Konzentration der Kunstpflege wie der Kunstsammlungen in den Hauptstädten ist damals eingeleitet worden, und die Beeinflussung der Kunst durch den Gang der städtischen Entwickelung hörte auf. Jene „Kunstkammern" (vgl. S. 281 ff.) entwickelten sich jetzt großartiger, wie dies z. B. gegenüber den älteren Sammlungen in Dresden (vgl. S. 281) diejenigen der sächsischen Polenkönige (Gemäldegalerie, Porzellansammlung usw.) zeigen. Aber die Prunksucht hat auch noch eine andere, sie rechtfertigende Seite, nämlich die politische. Sie sollte die Macht des Staates dartun — von diesem charakteristischen Machtstreben werden wir noch hören. Freilich artete das ganze Wesen nur allzu leicht in Verschwendung aus, wie sie den Fürsten jener Zeit so oft zum Vorwurf gemacht worden ist. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überwogen die verschwenderischen Fürsten: in Sachsen glänzte schon vor August dem Starken Johann Georg II., in Bayern Ferdinand Maria und später Max Emanuel, in Braunschweig Georg Wilhelm, in Hessen-Darmstadt Ernst Ludwig usw.

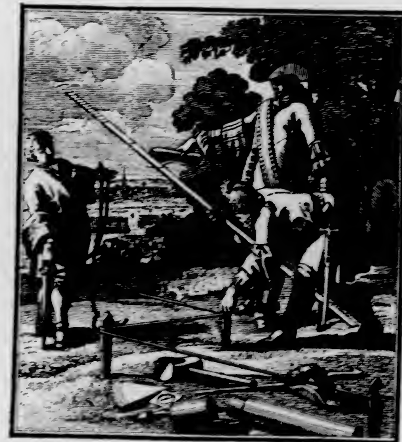
Eine andere verderbliche Seite des höfischen Lebens, oft verdammt, war seine große Unmoralität. Man kann nun wahrlich nicht sagen, daß die Fürsten früherer Zeit Moralhelden waren. Die Briefe des Albrecht Achilles wimmeln von Unanständigkeiten, und aus dem 16. Jahrhundert gibt es viele Beispiele für eine zynische Derbheit von Fürsten. Aber das alles war im ganzen naiv, man scheute auch nie den offenen Ausdruck geschlechtlicher Dinge, wie z. B. Herzogin Dorothea von Preußen ihren Gemahl, zu dem Wilhelm von Henneberg scherzhaft für den Fall des Ausbleibens von Sprößlingen die Vermutung geäußert hatte, „daß der gute Zwirn hievor in die bösen Säcke vernähet worden", wacker verteidigte, da „er sein Werkzeug als der Zimmermann weidlich braucht und nicht feiert". Jetzt aber wurde man frivol, lüstern, raffiniert und versteckte die Unsittlichkeit unter Zweideutigkeiten und galantem Wesen.

Fürst und Fürstin, nicht selten kühl nebeneinander lebend, huldigten zuweilen beide der französischen Sittenfreiheit. In der Regel war aber die Fürstin, in der Bewahrung häuslichen Sinnes vielen Edel- und Bürgerfrauen gleich, der still leidende Teil, und dazu trug vor allem das nach französischem Muster seit dem späteren 17. Jahrhundert aufkommende Mätressenwesen bei, das anfangs von den Räten und Hofpredigern ernstlich bekämpft wurde, bis diese servil wurden wie alle Welt. So herrschte die Gräfin Cosel in Dresden, in Württemberg die Grävenitz usw. Orientalisch wurden die Zustände, wenn an Stelle einer Geliebten mehrere Mätressen gleichzeitig traten. Äußerst schlimm war dieses Treiben, das besonders die Damen des Adels und damit diesen selbst gefährdete, namentlich in Dresden unter August dem Starken, dem 354 natürliche Kinder nachgesagt wurden, schlimm auch in Württemberg unter mehreren Herzögen nacheinander. Herzog Karl Eugen, der noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Verschwendung und Üppigkeit Außerordentliches leistete, schenkte seine Huld gern den Frauen und Töchtern des Landes, wobei es auf ein wenig Gewalt oft nicht ankam; seine Mätressen durften als Auszeichnung blaue Atlasschuhe tragen. Auch dem Berliner Hofe unter Friedrich I., der übrigens eine Mätresse nur weil es Mode war und ohne nähere Beziehungen zu ihr unterhielt, wurde „ein lüderlich Leben" von Leibniz nachgesagt: gerade hier aber fand eine Auskehr mit eisernem Besen durch Friedrich Wilhelm I. statt.

Erfreulichere Seiten bietet das mit der fremden Kultur überkommene Interesse mancher Fürsten für das geistige Leben. Wie wir von der Kunst sahen, vom wirtschaftlichen Leben sehen werden, empfingen nun auch Literatur und Wissenschaft ihre äußere Hauptförderung vom Fürsten, der ja allein materielle Mittel dazu hatte. Hatten aber schon einige wenige Fürsten des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 276) auch ein inneres Interesse für die Literatur gezeigt, sich sogar literarisch betätigt, so führte das Vorbild des Auslandes zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine übereifrige Förderung der deutschen Sprache und Literatur durch einen Fürsten wie Ludwig von Anhalt (vgl. S. 306) herbei, der dann solche Interessen auch auf andere Fürsten und zahlreiche Adlige übertrug. Anderseits waren die Dichter wie die Künstler schon geraume Zeit höfisch geworden, und bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es eine „privilegirte und professionirte hochfürstliche Hofpoesie", die vor allem bei Festen in Aktion trat, deren Vertreter aber z. B. in Sachsen nur unter dem „gemeinen Hofgesind" figurierten. Ein frühes Muster dieser Dichtung ist der 1568 erschienene, Christoph von Württemberg gewidmete „Lustgart newer deutscher Poeterey in fünf Büchern beschrieben und gedicht durch Matthiam Holtzwart von Harburg zu Ehren des fürstlichen hochlöblichen Haus Würtenberg". Hier wird die ganze Historie und Mythologie zu Ehren Württembergs poetisch fruktifiziert. Im späteren 17. Jahrhundert, als die Poesie überhaupt eine vermehrte Wertschätzung bei den Vornehmen fand, entwickelte sich diese Hofpoesie dann zu ihrer Blüte, blieb aber, während an dem als Muster geltenden französischen Hofe eine wirkliche poetische Glanzzeit anbrach, eben nur Hofpoesie, und die Leistungen der Canitz und Besser in Berlin — wenngleich Besser zuweilen auch andere Töne anschlagen kann — stachen arg ab von den künstlerischen eines Schlüter. Auch die Wissenschaft erwartete jetzt ihr Heil vom Fürsten. Dafür kam zunächst die von praktischen Bedürfnissen diktierte Fürsorge für Gelehrtenschulen und Universitäten in Betracht. Von den Fürstenschulen sprachen wir schon (S. 253). Die Universitäten haben zum größten Teil von Anfang an den Charakter von Landesuniversitäten getragen, und ihre Benennungen (Ruperto-Carola usw.) zeigen die Abhängigkeit vom Fürsten als Patron. Die aus der Notwendigkeit der christlichen Unterweisung



und dem Bedürfnis an wirtschaftlich und soldatisch brauchbaren Untertanen hervorgehende Förderung des Volksschulwesens hat natürlich mit höheren Bildungsbestrebungen der Fürsten nichts zu tun. Ein Interesse für die geistigen Strömungen der Zeit überhaupt zeigten diese bereits öfter, wieder freilich in Nachahmung der fremden Bildung. Man interessierte sich für die experimentelle Naturwissenschaft; man sah gnädigst den Vorführungen im Anatomiesaal zu; man gab sich etwas mit Mathematik ab, wesentlich wegen ihrer militärisch-technischen Nutzbarkeit — denn die Ingenieur- und Fortifikationskunst (s. die untenstehende Abbildung) ward sehr wichtig. Man schätzte aber auch die neue Philosophie, selbst die neue naturrechtliche Strömung (vgl. S. 352). Leibniz spielte eine bedeutende Rolle eben am Hofe, und es gab philosophisch interessierte und geistig hochgebildete Fürstinnen, wie die Freundin Leibnizens, Sophie von Hannover, oder deren Tochter Sophie Charlotte von Preußen.



Der Ingenieur. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Den abstoßenden und verderblichen Seiten der höfischen Kultur jener Zeit standen aber auch sonst vielerlei gute gegenüber. Neben den despotischen, ihr Land aussaugenden, sittenlosen Fürsten gab es solche, die wahre Fürsorge für ihr Land und Volk zeigten, so Landgraf Georg II. von Darmstadt, Ernst der Fromme von Gotha (namentlich und allen Fürsten voran um die Schule, besonders die Volksschule, d. h. um eine von christlichem Geist erfüllte, bemüht), Karl Ludwig von der Pfalz, trotz mancher Schattenseiten ein bedeutender und feingebildeter Mann, der Große Kurfürst von Brandenburg, Johann Philipp, Kurfürst von Mainz. Vor allem zeigten sie und andere ihre Fürsorge auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie ergab sich von selbst aus der wirtschaftlichen Verwüstung und der Entvölkerung ihrer Länder, sie ergab sich weiter aus dem Machtstreben des neuen Staates (vgl. S. 320 f.), der für die nötige Machtentfaltung Geld brauchte. Die Fürsten traten an die Stelle der rückständig gewordenen Städte. Ihnen stand nicht eine auf großartige Unternehmungen gerichtete Kaufmannschaft, wie es sie in England und Holland gab, als treibender Faktor zur Seite, und anderseits blieben alle ihre Maßregeln weit hinter dem zurück, was etwa in dem vorgeschrittenen Frankreich mit Hilfe eines Colbert in die Wege geleitet wurde. Im ganzen folgten sie wieder nur dem Beispiel des Auslandes, aber doch nicht zum Unsegen der Nation. Am wenigsten geschah in Österreich, mehr in Bayern, wo schon Maximilian I. viel angeregt hatte, das aber kulturell immer mehr ins Hintertreffen geriet. Anderseits führte das fremde Vorbild manchen Fürsten dazu, den Blick ins Weite über Deutschland, über Europa hinaus zu richten. Wie der kleine gothaische Fürst Ernst seinen kirchlichen Eifer selbst auf Abessinien ausdehnte und mit ihm eine Verbindung anstrebte, allerdings vergeblich, so waren andere Fürsten von großen Kolonialplänen erfüllt, wie vor allem bekanntlich der Große

Kurfürst. Nachhaltiger aber wirkte doch die innere Kolonisation, vor allem die bereitwillige *Aufnahme von fremden Einwanderern*, charakteristisch auch deswegen, weil sie wieder aus dem Gefühl der kulturellen Rückständigkeit gegenüber dem Auslande heraus geschah.

Sie kamen einmal aus dem blühenden *Holland*. Auch jetzt spielte für die Deutschen jene bereits im Mittelalter bei der Kolonisation des Ostens bewährte Fähigkeit der Holländer, ihre Entwässerungs- und Meliorationskunst, eine große Rolle. Schon, als seit 1523 in den Niederlanden die Glaubensverfolgung einsetzte (vgl. S. 263), zog man die über See kommenden Flüchtlinge in dem längst mit Holland verbundenen Preußen unter Herzog Albrecht zur Kolonisation heran, auch später, als das Regime Albas Massen von tüchtigen Bürgern in die Fremde trieb. Zahlreiche Holländerdörfer entstanden so im Osten. Wie in West- und Mitteldeutschland die Einwanderer damals anderseits zur Einbürgerung von Industrien beitrugen, ist schon (S. 263 f.) erörtert worden. Auf dem Gebiete der Kunst beobachteten wir (S. 288) einen starken Einfluß der Nordniederländer bereits in den deutschen Küstenlanden, er ergab sich aus der überragenden Handelsstellung, die die Holländer (vgl. S. 258) im Hansagebiet bis hin zum preußischen Osten gewonnen hatten. Holländische Kaufleute begannen aber auch binnendeutsche Teile zu beherrschen. Lorenz Müller schiebt 1580 den Niedergang des Leipziger Handels auf das Übergewicht der Holländer und anderer Fremden. Dabei wird über die Kniffe dieser „listigen, verschlagenen Köpfe“ geklagt, und auch sonst spricht man damals in Sachsen von „niederländischen geschwinden Praktiken“. In unserer Periode verwandte man die Holländer nun wieder als Kolonisatoren bei dem inneren Aufbau und der teilweise notwendigen Wiederbevölkerung nach dem Dreißigjährigen Krieg, aber auch später bei den staatlichen Bemühungen um die innere Kolonisation, namentlich in Brandenburg (Havelländisches Luch 1718 ff., vgl. S. 9). Hier belebten die herangezogenen Holländer auch die Landwirtschaft, die Käserei, den Gartenbau. In Norddeutschland ahmte man weiter den holländischen Mühlenbau nach. Die Anlegung von Kanälen (vgl. S. 21) geschah vielfach nach „holländischer Mode“, so in Brandenburg und der Pfalz. Die Herrscher dieser beiden Länder sahen überhaupt in jeder Beziehung auf Holland als Musterland, und hierzu trug wieder ihr Calvinismus bei, wie dieser ja auch früher deutsche Fürsten mit den Hugenotten verbunden und damit den französischen Einflüssen zugänglicher gemacht hatte (vgl. S. 293). Der Calvinismus, der in Westeuropa ein großzügiges und modernes Antlitz zeigte, erweckte einen ähnlichen Geist auch bei diesen deutschen Fürsten im Gegensatz zu den engherzigen Lutheranern. Der Große Kurfürst weilte als Jüngling zu seiner Ausbildung — sein Vater sah also schon in Holland das dafür geeignete Land — 1634—38 in Holland und heiratete später die „kluge“ Oranierin Luise Henriette. Er ahmte als Herrscher holländische Muster in größtem Umfang nach. Karl Ludwig von der Pfalz verlebte als Sohn des vertriebenen Winterkönigs seine ganze Jugendzeit in den Niederlanden, nahm dort ebenfalls die lebendigsten Eindrücke in sich auf und erfüllte sich mit großen Plänen, aber auch mit den neuen freien Ideen auf geistigem Gebiet (vgl. S. 352). Vornehmlich für die protestantischen Fürsten waren zu Anfang des 17. Jahrhunderts sodann die militärischen Einrichtungen der Oranier Muster, namentlich jene damals so wichtige Festungsingenieurkunst. Ferner hat die Delfter Fayenceindustrie im späteren 17. Jahrhundert mehrfach in Deutschland ähnliche Anlagen hervorgerufen. Aber der mächtige Handels- und Kolonialstaat mit seiner blühenden Städtekultur und Landwirtschaft war überhaupt das Ideal der nach reichen Staatseinkünften strebenden Fürsten, zugleich ein allgemein bewundertes Bildungsland, ein Reiseziel der



Kavaliere (vgl. S. 326): das civilisé en Hollande wurde zum bezeichnenden Schlagwort. Allgemein wirkte Holland aber in der Richtung jenes freieren Geistes, wovon wir noch (S. 351) hören werden. Andere Einwanderer kamen infolge der Religionsverfolgungen aus *Frankreich*, wie schon früher (vgl. S. 263). So wurden wieder vor allem nach Brandenburg, ferner nach Baden-Durlach, Hessen, Braunschweig, Hamburg zahlreiche tüchtige Elemente (*Réfugiés*) geführt. Insbesondere nach Aufhebung des Ediktes von Nantes strömten sie herzu, oft auf Einladung der Fürsten, wie des Großen Kurfürsten oder des Landgrafen Karl von Hessen, vielfach begüterte Leute und Träger feinerer Industriezweige oder geistiger Interessen (Ärzte, Prediger, Gelehrte). Im Westen und in Berlin geht das spätere vorwärtsstrebende Fabrikantentum zum großen Teil auf diese Elemente zurück. Aber auch sonst suchte man, wie namentlich Karl Ludwig von der Pfalz, systematisch Ausländer herbeizuziehen, auch aus England und (in Württemberg) der Schweiz.

Denn *wirtschaftliche Hebung des Landes* wurde immer mehr das *Losungswort* der Fürsten, nicht mehr, wie in der Epoche des ausgedehnten Regalienwesens, in erster Linie aus dem Bedürfnis der Steigerung der eigenen Einkünfte heraus, obgleich dieses mit maßgebend bleibt, sondern eben um jener Machtziele des Staates willen und auch um des Gedeihens der Untertanen selbst willen. Nun begann erst eine eigentliche *fürstliche Wirtschaftsepoche*, nachdem (vgl. S. 272) die Fürsten ihren Einfluß bisher nur in den Formen der alten Stadtwirtschaft geltend gemacht hatten. Mit der gleichen Bevormundung aller Zweige des wirtschaftlichen Lebens, wie sie früher die Stadt übte, erstrebte nun der Staat ein nach außen abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet: mit dem Ziel, kein Geld aus dem Lande herauszulassen, aber fremdes Geld hereinzuziehen, begann eine immer noch wenig moderne, gegen eine merkantile Vorherrschaft des Auslandes gerichtete, territoriale Wirtschaftspolitik, ein überall gleiches, von Colbert in Frankreich nach anderweitigem Vorgang entschiedener ausgebildetes System, das man als *Merkantilismus* bezeichnet. Seine Anfänge entwickelten sich aus den ganzen Verhältnissen gerade auch Deutschlands heraus bereits im 16. Jahrhundert (vgl. überdies Bd. I, S. 309), und vielfach werden nur ältere stadtwirtschaftliche Formen erweitert. Besonders wandte man seine Aufmerksamkeit der einheimischen gewerblichen Produktion zu: man wollte nicht mehr vom Ausland ausgebeutet werden. Schon 1624 beklagte es Maximilian I. von Bayern mit Bezug auf die Abnahme der heimischen Industrie und die Überschwemmung mit fremden Erzeugnissen, namentlich Tuchen, „daß die im Lande erzielten Materialien, Wolle, Flachs, Garn und andere, unverarbeitet und roh außer Landes geführt würden, wodurch den Ausländern der Nutzen und die Nahrung überlassen“. Jetzt wollte man mit den heimischen Rohstoffen nicht mehr jenen dienen, sondern die nötigen Erzeugnisse, namentlich Textilwaren, selbst herstellen. Außerdem mühte man sich auf alle Weise um zwei Luxusindustrien, die Porzellanmanufaktur und die Seidenindustrie, um durch sie großen Gewinn zu erzielen. Nach der Erfindung des Porzellans suchte man überall, wo geeignete Erde vorhanden war, hinter das Geheimnis zu kommen, erfuhr es zum Teil auch durch Verrat, scheiterte aber meist an den weiteren Schwierigkeiten. Nur wenig berühmte Porzellanfabriken erstanden, die meisten waren Fayencefabriken, die allerdings einen Massenabsatz hatten. Zur Einbürgerung der Seidenindustrie, von der sich auch Joh. Joach. Becher (vgl. S. 357) viel versprach, suchte man überall Maulbeerplantagen für die Seidenraupenzucht (vgl. S. 17) einzuführen, auch mit Zwangsmaßregeln. Ebenso förderte man den Tabakbau, suchte also auch den fremden Rohstoff im Lande zu

gewinnen. Zur Einbürgerung von Industrien waren gerade die fremden Einwanderer trefflich brauchbar. Man verbot oder beschränkte die Einfuhr der fremden Produkte, begünstigte die Ausfuhr der eigenen, sicherte die heimische Industrie durch Zölle, förderte sie durch Prämien, Steuernachlässe, monopolistische Privilegien, reformierte das Kreditwesen usw. Daneben hob man die Verkehrsmittel: die territoriale Post (s. die untenstehende Abbildung) entwickelte sich gegenüber der Taxisschen, namentlich auch in Brandenburg, schneller und brachte größere Einkünfte, man zog Kanäle — oft blieb es nur beim Plan —, man sorgte besser für die Straßen. Aus merkantilistischen Erwägungen, dem Streben nach Hebung des Exports, nach Bereicherung des Landes gingen auch jene allzu idealen Kolonialpläne (vgl. S. 317) hervor, die übrigens die ganze Zeit erfüllten, und ebenso der gescheiterte Versuch des Großen Kurfürsten, nach dem Vorgang Georg Wilhelms vom indischen Handel durch Kompanien in Verbindung mit Österreich und Spanien unmittelbar Nutzen zu ziehen und das bewunderte Holland beiseite zu schieben.



„Der Postillon und Bott." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Viel Künstliches lag in dieser ganzen Entwickelung. Der Grundgedanke aber war die Überzeugung von der Omnipotenz der fürstlichen Macht. Es war der neue Staat, der die Fürsten zu Kulturförderern machte. Dieser neue Staat war aber zugleich als solcher eine kulturelle Errungenschaft. Seine Herausbildung im 15. und 16. Jahrhundert und weiterhin ist schon (S. 130f., 270, 307) geschildert worden. Er bedurfte vor allem neben seiner Machtstütze, den Beamten, eines festen Machtmittels. Es wurde jetzt, nach Ansätzen schon in früherer Zeit (Maximilian I. von Bayern), wieder nach französischem Muster und in ziemlich geringem Zeitabstand von Frankreich, der große Fortschritt zu den stehenden Heeren gemacht, die im Grunde nicht so teuer waren wie die im Kriegsfall zu werbenden Söldnerheere. Diese hatten ihrerseits dem verfallenen Lehnsheer gegenüber einen Fortschritt (vgl. S. 132) bedeutet, waren aber als korporative, handwerksmäßige Privatunternehmen unzuverlässig und den Fürsten gerade im großen Kriege höchst unangenehm geworden (vgl. S. 300f.). Die Offiziere werden jetzt vom Fürsten ernannt und verpflichtet. Die neuen Heere wuchsen rasch an; überall waren „Werber" (vgl. S. 439f.) dafür tätig. Jener Gegensatz des „Soldaten" zum Bürger (vgl. S. 307), der nun durch die dauernde Einquartierung in ewigen Kriegszeiten zu leben glaubte, wurde immer schärfer. Dazu trug die sich jetzt einbürgernde Uniform, das äußere Zeichen der völligen Abhängigkeit vom Fürsten, bei, zu der sich aber Ansätze schon im Mittelalter in den Städten finden. Zuerst eingeführt hat sie nach französischem Muster der Große Kurfürst. Er vor allem hat auch die Wichtigkeit des stehenden Heeres überhaupt erkannt. Die kleinen Potentaten gebärdeten sich übrigens ganz wie die großen, und die glänzenden



Uniformen ihrer Offiziere und „Heere" fügten sich gut dem prächtigen Bilde ein, das der Hof liebte. Hier war das Ganze lächerliche, für die Untertanen aber sehr unbequeme Soldatenspielerei, Verschwendung. Die stehenden Heere bedingten nun weiter die Erhebung fester Steuern und Abgaben und trugen so dazu bei, das Steuerbewilligungsrecht der Stände (vgl. S. 272) mehr und mehr zu beseitigen. Zugleich hob sich die Bedeutung der Finanzen wie der Finanzverwaltung außerordentlich: der Staat nahm nun die Verwaltung der Landschaftskassen in Anspruch. Die Kosten der Heeresmacht ebenso wie die Erfordernisse jenes neuen prunkvollen Zuschnitts des höfischen Lebens zwangen nicht nur zu größerem Steuerdruck, zum Ausbau und zur Erhöhung der Akzise (vgl. S. 444), auf die die Fürsten ihr besonderes Augenmerk richteten, sondern auch zur Einrichtung einer straffen Verwaltung überhaupt, die ja seit längerer Zeit mehr und mehr zentralisiert worden war, und zur Bevormundung auch der städtischen Verwaltung; sie riefen anderseits jene staatliche merkantilistische Wirtschaftspolitik mit hervor.

Zugleich entwickelte sich der Staat zum absoluten Staat und nahm einen schroffen militärisch-bureaukratischen Charakter an, am meisten in Brandenburg, das der Große Kurfürst, die spätere Konzentrierung der gesondert verwalteten einzelnen Landesteile bereits anbahnend, unter Bekämpfung der Privilegien der Stände und der selbstherrlichen Gelüste des Adels zu einem machtbewußten Militärstaat umzuwandeln begann. Das Werk gelang erst völlig unter König Friedrich Wilhelm I., der die Ansprüche der Stände endgültig niederkämpfte, das disziplinierte preußische Beamtentum erzog, den Adel zum Offiziersdienst bekehrte und auch die Organisation des stehenden Heeres erst ganz vollendete. Preußen gelang es dann auch zuerst, vor allem durch Friedrich den Großen, den neuen Staatsgedanken, der zunächst nur von dem Machtstreben der Fürsten getragen und von ihren Räten gepflegt wurde, den Untertanen näher zu bringen. In den anderen deutschen Territorien vollzog sich allmählich und mit wenigen Ausnahmen (Württemberg, Mecklenburg) ohne besondere Kämpfe mit den Ständen gleichfalls die Wandlung vom christlich-patriarchalischen Ständestaat zum absoluten Staat. Die Ansprüche der Stände galten jetzt nur noch als „Kränkungen fürstlichen Respekts". In Bayern hatte schon Maximilian I. stark absolutistische Tendenzen gezeigt. Die Notwendigkeit der Machtkonzentration ließ auch das Übel der Erbteilung nunmehr verschwinden. Das Muster des absoluten Staates war allgemein das mächtige Frankreich, das diese Staatsform auch eigentlich vorbereitet und durch Richelieu und Mazarin völlig entwickelt hatte: in Ludwig XIV. sah man das Ideal des unumschränkten Herrschers leibhaftig vor sich. Die deutschen Fürsten hatten freilich in dem Kaiser noch ein Oberhaupt. Aber da wirkte mehr ein traditioneller Nimbus, seine „Macht" teilte der Kaiser überdies mit dem Reichstag. Daß er, woran man in diesem politisch so regen Jahrhundert übrigens öfter gedacht hat, etwa selbst absoluter Herrscher wurde, das verhinderte eben die nunmehrige souveräne Macht der Fürsten und ihr hier einmal für angebracht gehaltenes Pochen auf die ständische „Libertät". Absoluter Herrscher war der Kaiser dagegen in seinen Erblanden, deren Interessen auch seine Politik als Kaiser bestimmten. Noch eines ist für den neuen Staat charakteristisch. Er ist nun völlig Herr der Kirche geworden, nicht nur äußerlich, wie schon früher (vgl. S. 212). Von kirchlichen Gesichtspunkten ließen sich die Fürsten nun nicht mehr bestimmen, Reinheit der Lehre und Politik sind nicht mehr verbunden, vielmehr unterdrückten die Fürsten, vor allem die calvinistischen, häufig das „Maulgezänk" der Theologen und übten, von einem Teil freilich abgesehen, aus praktischen Gründen Toleranz gegen alle Konfessionen

(vgl. S. 359); anderseits griffen sie auch in das innere Leben der Kirche noch stärker als früher ein. Der neue Staat hat die Deutschen zu einem geordneten Gemeinleben im großen erzogen. Die auf die fürstliche Allgewalt begründete Art zu regieren, die ratio status, wurde nun auch theoretisch ausgebaut, erörtert, angegriffen, verteidigt. Der eigentliche Träger dieser Regierung war das Beamtentum, dessen Anfänge wir (S. 270f.) bereits darlegten, die klugen Kanzler und Räte (s. die untenstehende Abbildung). Ähnlich dem bevormundenden Regiment der alten Städte war der neue Staat vor allem auch Polizeistaat — der damalige Begriff Polizei umfaßt freilich die innere Verwaltung überhaupt sowie die ganze wirtschaftliche und soziale Fürsorge des Staates —: aber die neue Landespolizei hatte auch notwendiger Aufgaben genug und war weithin im Lande zu spüren. Am meisten wußte das Volk der Fahrenden, unter denen jetzt die Zigeuner (s. die Abbildung S. 323) immer lästiger wurden, davon zu erzählen. Aber dem Volke konnte dieser Staat überhaupt nicht sympathisch sein. Sein fremdartiges Wesen war nicht verständlich, sein Recht erschien als Unrecht, seine Kultur räumte zu sehr mit alten Sitten auf. Dazu kam, daß jenen wachsenden Druck der Steuern und Abgaben (s. die Abbildung S. 324) vor allem Bürger und Bauern tragen mußten. Dazu kamen weiter der Despotismus einzelner Fürsten und die Überhebung der herrschenden Adelsklasse sowie das schroffe Regiment der Beamten, die oft tüchtig und einsichtig, oft aber auch tyrannisch und korrupt, dabei pedantisch und bureaukratisch waren. Der Stock regiert: das Tragen desselben wird gerade jetzt Mode, nicht nur bei den Fürsten und Vornehmen, sondern auch bei Offizieren und Beamten, freilich bald bei allen, die überhaupt etwas gelten wollen.



„Der Rath." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Das Schlimme war, daß die guten Seiten im wesentlichen nur in den größeren Staaten hervortreten konnten, daß Deutschland aber das gelobte Land gerade der Mittel- und Kleinstaaterei war. Auch der kleinere Fürst strebte, Ludwig XIV. zu ähneln. „Er baut sein Versailles", witzelte später Friedrich der Große, „er hat seine Mätressen und unterhält seine Armeen". Daß die kleineren Staaten für die nötige innere Durchbildung der Nation ihre Bedeutung hatten und manche von ihnen Pflegestätten individueller Kultur geworden sind, ist richtig, obwohl die Vielheit der Zentren auch Kräftezersplitterung und Kräftevergeudung bedeutet hat. Schädlich und lächerlich aber wurden sie eben durch ihre Großmachtsallüren und ihr Streben nach blendendem höfischen Glanz. Er stand Frankreich mit dem einen großen Hofe und allenfalls den größeren Staaten Deutschlands an, die aber, wie Österreich, keineswegs ein übermäßiges Hofleben, auch keine eigentliche Mätressenwirtschaft hatten oder, wie Preußen unter Friedrich Wilhelm I., am Hofe sogar Rauheit und Einfachheit zeigten. Preußen im Norden, Bayern und Österreich im Süden leisteten auch allein politisch



und wirtschaftlich Größeres. Daneben spielte auch Sachsen eine bedeutendere Rolle. Aber gerade bei ihm zeigten sich schon stärker schädliche Seiten, die überhaupt in sozialer und sittlicher Beziehung wesentlich bei den politisch ambitiösen Mittelstaaten hervortraten, so auch bei Braunschweig, Württemberg und anderen. Johann Friedrich von Hannover fühlte sich ausgesprochenermaßen als „Kaiser in seinem Lande". Die eigentlichen Kleinstaaten bewahrten oft besseren Geist, bürgerlicheren Charakter. Aber dennoch hat gerade ihre große Zahl der Nation das höfische Lebensideal erst ganz eingeimpft. In Dutzenden von Residenzen gab es nun einen mehr oder weniger glänzenden höfischen Apparat, thronte hoch über dem Volk eine von ihm zehrende leichtlebige Schicht, die sich als eine besondere, fast halbgöttliche Menschenart fühlte und ein Dasein in Schönheit und äußerlichem Glanz führen wollte. Es ergab sich naturgemäß ein allgemeiner Drang, dem Hof, diesem anscheinenden Glückshort und Spendeort aller Gnaden, dem Sitze der hochgeschätzten feinen Bildung sich zu nähern, und daraus ein niedriger Servilismus, eine widrige Sucht nach Titeln und Rang. Der Hof, nach Talanders Wort der „erhabene Schauplatz, auff welchen aller Welt Augen gerichtet sind", wurde der für das ganze kulturelle Leben maßgebende Ort. Wenn schon Moscherosch, freilich satirisch, das Hofleben ein „Kompendium des Lebens und der menschlichen Handlungen" genannt hatte, so war das um 1700 ernsthafte allgemeine Ansicht. Der Hof galt als die „beste hohe Schule" oder, nach v. Besser, als „die einzige und allersicherste Schule, die Gemüter der Menschen recht zu polieren und aufzuwecken". Durch die Zahl der Höfe wurden die Hofleute überhaupt erst zu einem großen Stand, nach Christian Weise einem Hauptstand; die anderen Hauptstände sind nach ihm die Gelehrten, Soldaten, Kaufleute und die mit der Hand arbeiten.



Zigeuner. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 322.

Das Wort „Hof" aber wurde das allgemeine Schibboleth. Auch das geistige Leben trug den Hofstempel. Die Briefe sollten nach dem „Hofstylus" sich richten. Es gab eine eigene Hofpoesie (vgl. S. 316), jene servile, geschmacklose Gelegenheitsdichtung besonders bestallter Hofpoeten und anderer. Die beliebteste Lektüre wurden die heroisch-galanten Hofromane der Zesen usw. nach französischem Muster, die infolge der enzyklopädischen und lehrhaften Behandlung ihrer Stoffe den Lesern, wie Birken von den Romanen Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig rühmte, auch als „rechte Hof- und Adelsschulen" galten, „die das Gemüt, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen". Und Thomasius hat, sicher mit guter Wirkung, eine „Einleitung zur Hofphilosophie" geschrieben. Zur Verkündigung der Herrlichkeiten des Hofes drängten sich vielgelesene Zeitschriften, wie das „Theatrum Europaeum", das „Eröffnete Cabinet großer

Herren", der „Mercure galant" usw. Jenes Ideal des vollendeten Hofmanns (vgl. S. 311f.) wurde nun das allgemeine Bildungsideal, wenn es auch zunächst vor allem dem Stand vorschwebte, der die führende Gesellschaft ausmachte, dem Adel.

---

Die Entschädigung für die politische Depossedierung des Adels durch die Fürsten war seine soziale und gesellschaftliche Bevorzugung, die verstärkte Sicherung seiner Privilegien, seines Wappenrechts, seines höfischen Monopols, seiner Freiheit von Steuern und Lasten, seiner unumschränkten Stellung als Patron und Grundherr. Eine bedeutende Hebung des Adels war (vgl. S. 268f.) schon im 16. Jahrhundert eingetreten, obgleich seine wirtschaftliche Lage bei seinem prunkhaften Leben nicht besser geworden war. Seine Verschuldung nahm im Dreißigjährigen Kriege sehr stark zu. Dabei sank der Wert des Grundbesitzes, in Bayern z. B. um die Hälfte und mehr, und der allgemeine Geldmangel verschärfte die Lage. Auch nach dem Kriege stieg der Gutsertrag bei dem Zustand der Güter und dem Mangel an Arbeitskräften nicht immer. Als nun nach dem Frieden allgemein die Geldrückforderungen der Gläubiger kamen, verlor ein Teil des Adels seine Güter, im katholischen Süden namentlich auch an Klöster und Stifter, die bei den unsicheren Geldverhältnissen ihr Vermögen jetzt wieder in Grundbesitz anlegten, anderswo an Bürger und den noch zu erwähnenden neuen Adel. Dem drohenden Ruin des Adels wurde aber vom Reich wie besonders von den Landesherren durch eine die adligen Schuldner begünstigende Gesetzgebung (vgl. S. 302f.) entgegengearbeitet, auch durch andere Maßregeln. Der katholische Adel war wegen der „stattlichen Präbenden", wie Christian Weise sagt, oft besser daran als der protestantische. Anderseits hielt der Adel trotz wirtschaftlichen Niederganges an seinem „prangenden" Gebaren, an üppiger Lebenshaltung, zahlreicher Dienerschaft durchaus fest. Für seine Söhne wurde die teure Auslandsreise immer mehr obligatorisch. Freilich hatte sich ein großer Teil des Adels auch wieder wirtschaftlich gehoben. Im nördlichen Deutschland wurde der Großgrundbesitzer bald wieder ein wohlsituierter Mann; andere waren als Offiziere, wie schon 1606 Maximilian I. von Bayern seinem dem Kriegswesen abholden Adel vorhält, „aus armen Gesellen zu stattlichem Vermögen kommen". Zum



Abgaben. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 322.



Offiziersdienst fand sich der Adel erst allmählich bereit, dann aber betrachtete er gegenüber den anfangs überwiegenden bürgerlichen Offizieren diesen Beruf als seine Domäne. Immer häufiger drängte nun auch der Adel, der im Hinblick auf den Fürstendienst zum Teil schon länger (vgl. S. 269) Universitätsbildung erworben hatte, zum Amt, das er nach alter Weise als Nutzung ansah. „Hof, Regierung, Landschaft", sagt Freytag vom Grundherrn um 1660, „sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen." Für ihn war das Amt auch lediglich Hofdienst.

Der Hof war ja der Mittelpunkt auch des staatlichen Lebens, und auf dem Umweg über den Hof kamen die Söhne des Adels, soweit sie nicht eigentliche Hofleute blieben, in die Beamten- und Offizierstellen. Viele zog aber auch nur der Glanz des Hofes an und der Reiz der neuen feinen Bildung. Es gab später eine große Zahl von Hof zu Hof reisender, meist allerdings ausländischer Kavaliere, welche die Hauptträger neuer Hofsitten wurden, zum Teil zweifelhafte Glücksritter, aber oft von großen Herren empfohlen, wie später von Deutschen der Freiherr von Pöllnitz, von Fremden der vielgewandte Casanova. Aber wenn der Adel vom Hofe Vorteil zog, wenn er nach Weises „Politischem Näscher" zum großen Teil nur „aus der politischen Beförderungs-Schüssel etwas naschen" wollte und auch die, die „reich waren und ihres guten Lebens halben keinem Menschen zu gebothe stehen durfften", von der „Sehnsucht nach der politischen Hofe-Suppen" beseelt waren, so wiesen Vorkämpfer des Adels doch wieder darauf hin, daß der neue Fürstenhof zu seinem Glanz des Adels seinerseits bedurfte, daß bei der geringen Besoldung gar mancher im Hofdienst für den notwendigen Aufwand (decus et pompa) aus eigener Tasche zulegen mußte. So beanspruchte der Adel eine bevorzugte Stellung schon als Entgelt für seine Unentbehrlichkeit. Zweifellos haben sich auch viele Hofleute durch ihren den Fürsten nachgemachten Aufwand ruiniert. Wie es später die Größten unter ihnen trieben, zeigt eine „Relation" vom Jahre 1722 über die Hofhaltung des sächsischen Generalfeldmarschalls und dirigierenden Kabinettsministers Grafen von Flemming, der zahlreiche höhere und noch viel mehr niedere Bedienstete hielt, bei der Tafel, der stets Geladene anwohnten, 18—24 Speisen unter Tafelmusik auftragen ließ, eine kostbare Einrichtung besaß, z. B. in seinem Schlafzimmer ein Paradebett für 10000 Taler, usw.

Für seine Qualifikation zum Hofdienst bedurfte der Adel nun aber auch einer anderen Ausbildung als bisher. Die rohen Kumpane des 16. Jahrhunderts mit ihrer Abneigung gegen alles Geistige waren dafür gar nicht geeignet, aber auch die der Universitätsbildung teilhaftig Gewordenen doch nur wenig. Diese schon damals ziemlich zahlreiche Schicht war jetzt freilich nach einem Urteil Chappuzeaus von 1676 bedeutend gewachsen. Aber erst die fremde neue Bildung brachte einerseits feinere geistige Interessen — ein solches für die schöne Literatur hatte beim Adel ja auch früher bestanden, es zeigte sich im 16. Jahrhundert im Geschmack an dem höfischen Amadisroman (vgl. S. 294f.), später in der Teilnahme an jenen Sprach- und Literaturgesellschaften (vgl. S. 306), auch an der poetischen Produktion —, anderseits vor allem eine feinere gesellschaftliche Art. Hatte der Adel diese neue Bildung bisher meist auf Reisen erworben, so begannen französierte Fürsten früh auch für eine entsprechende Erziehung des Adels in der Heimat zu sorgen. So wurde 1577 von Friedrich III. von der Pfalz die Akademie zu Selz, so 1589 in Tübingen das für den deutschen Adel bestimmte Collegium illustre gegründet, das mit der Universitätsbildung freilich noch in engerem Zusammenhang stand, so 1589 das Kollegium zu Mömpelgard, so 1595 von Moritz von Hessen eine Hofschule, die 1599 in das Collegium Mauritianum umgewandelt wurde. Dieses,

1618 neu konstituiert, war „zur Beförderung der studierenden Rittermäßigen Jugend in Künsten und Sprachen, sodann zur anführung in allen Ritterlichen Thugenden und Übungen" bestimmt. Nach dem großen Kriege brach die Zeit der eigentlichen Ritterakademien an, wie sie 1656 in Lüneburg, 1687 in Wolfenbüttel, 1699 in Erlangen, 1704 in Brandenburg, 1705 in Berlin, 1708 in Liegnitz und so fort errichtet wurden. Es begann nun überhaupt die Blüteperiode einer höfischen Kavaliererziehung. Man fand die „schulfüchsische" Bildung bei Adligen, wie Schupp sagt, nicht „ihrem Stande gemäß", und die kursächsische Ritterschaft begehrte 1682 eine von den drei Fürstenschulen nur für den Adel, weil „höchste Notdurft, daß die adlige Jugend eine andere Information und Traktament erhalte als die bürgerliche". Das Görlitzer Gymnasium hatte auch für die adligen Schüler einen besonderen Lehrplan. Überhaupt galt der Grundsatz, den eine handschriftlich erhaltene Instruktion für die Erziehung der jungen Grafen Bielken ausspricht, allgemein, daß „Großer Herren Kinder, welche durch deren Geburth und Stand zukünftiger regiments- und Etats-Verrichtungen gewidmet", „auf gantz andere Art aufgebracht werden müssen, wie sonst gemeiniglich Bürger- und Mittelstandes Kinder pflegen". Vor allem sollte dazu die ständige private Anleitung durch Hofmeister helfen, mittels welcher die erstrebte feine „Konduite" ja auch am ehesten erlangt wurde. Selbst den Lehrern in den Schulen wurde damals als Hauptaufgabe gelegentlich zugewiesen, „ihre Untergebenen höflich zu machen". Die wichtigste Aufgabe des Hofmeisters aber war die Führung der jungen Herren auf Universitäten und auf Reisen.

Die alte Bildungsschule des Reisens, die als „peregrinatio academica", d. h. als ein Herumreisen an Universitäten mit oft nur kurzem Aufenthalt, schon im 16. Jahrhundert der beinahe stehende Abschluß des gelehrten Studiums geworden war, wurde jetzt ganz systematisch als letzter Erziehungsabschnitt gerade für die junge vornehme Welt ausgebildet. Bereits hatte sich ja ganz allgemein eine förmliche Reisesucht entwickelt, deren Anfänge wir schon (S. 294) schilderten. Aber man darf den darin zutage tretenden Lern- und Kultureifer nicht verkennen. Ganz richtig meint ferner ein Reisebüchlein von 1674, daß das Reisen gerade auch für den „schwermütigen" Geist und die Eigenbrödelei des Deutschen heilsam sei. Ein Mann wie Balthasar Schupp hat den Nutzen des Reisens sehr betont; Comenius hat es als Erziehungsmittel akzeptiert. Von anderen wurde es wieder bekämpft, so schon sehr heftig von Moscherosch. Auch jetzt tadelte Marperger, der Theoretiker des Reisens, die schädliche Übertreibung, und 1700 erließ Friedrich von Brandenburg ein Edikt gegen das Reisen, das „insgemein zu einem großen Mißbrauch ausgeschlagen" sei. Die meisten Autoren stimmen aber darin überein, „es müsse und solle gereiset und etwas mehres gelernet und erfahren sein" („Thesaurus paternus Herrn Heinrichs zu Limburg", 1633), daß „ein Cavalier, wo er zunfftmäßig studiren will, muß gereiset seyn" (Kemmerich, 1717). Es bildete sich auch eine feste „Kavaliertour", die namentlich die Niederlande, England, Frankreich und Italien umfaßte, aus. Zu den lateinischen Reisebüchern (vgl. S. 294) waren bald deutsche getreten, mit kurzen, praktischen Angaben. Deutsche Reisebücher in unserem Sinne, freilich noch ganz aus dem „kuriösen" Zeitgeist heraus unselbständig zusammengestoppelt und gelehrt ausstaffiert, schrieb zuerst Martin Zeiller (1632 „Itinerarium Germaniae" usw.), der dann 1651 einen Auszug aus seinen Handbüchern in dem Werk „Fidus Achates oder der getreue Raißgefährt" zusammenstellte. Für die französische Reise wurde auch in Deutschland der Traktat des Leidener Professors Thomas Erpenius „Über die praktische Einrichtung der französischen Reise" (De peregrinatione Gallica utiliter instituenda), zuerst 1631 gedruckt, viel benutzt. In



Deutschland selbst wurde das Werk zuerst 1721 (in Hamburg) nachgedruckt. Moderner ist dann das Buch von Joachim Chr. Nemeiz, „Séjour de Paris" (1717). Der Naturgenuß spielt in diesen Büchern noch keine Rolle. Das Reisen war im übrigen keine einfache Sache und kostete viel Zeit, man bedurfte auch dazu großer Vorbereitungen und einer besonderen Ausrüstung. Dazu kamen die großen Unbequemlichkeiten und Beschwerden, wie sie die Wagen, die Straßen, die Gasthöfe herbeiführten, sowie Unfälle und Gefahren. Die Hauptsache beim Reisen blieb immer das Lernen. Aber von der eigentlich gelehrten Reise abgesehen, wurde der Zweck der modischen Reisen nun ganz nach dem Zeitideal der „politischen" und höfisch-gesellschaftlichen Bildung gestaltet: man sollte „eine gute conduite erlangen" (Kemmerich), „die groben Mores patrios" (vaterländischen Sitten) ablegen.



Der Tanzmeister. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Denn die Hauptsache bei der Kavalierbildung war das äußere feine gesellschaftliche Benehmen, jene galante Konduite, die den barbarischen Deutschen nunmehr als Kulturmenschen erscheinen lassen sollte. Weiter gehörte zum Kavalier die Fertigkeit in modernen Sprachen, vor allem im Französischen, ferner im Italienischen, unter anderem weil, wie es noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts heißt, „am Kayserlichen Hofe fast mehr italiänisch als frantzösisch geredt wird", aber auch noch, wegen seiner politisch-juristischen Bedeutung, im Lateinischen, das indessen nicht „pedantisch" getrieben werden sollte, von Edelleuten freilich zuweilen nur als „vor Pedanten" geeignet angesehen wurde. Für sonstige Kenntnisse kamen die dem Politiker unentbehrlichen Fächer der Geschichte und der Geographie — für beide wurde sehr das Studium der „Gazetten" empfohlen —, der Genealogie und Heraldik in Betracht, ferner die wegen ihrer militärischen Bedeutung wichtigen mathematischen Wissenschaften, auch die mehr zur „kuriösen" Unterhaltung dienenden neuen naturwissenschaftlichen Studien, Physik, Chemie, Botanik, Anatomie. Höchst wichtig war sodann das sich freilich von den humanistischen Stilübungen ganz abwendende Studium oratorium, um in der mit Komplimenten und gezierten Wendungen verbrämten Konversation, in Staats- und Gelegenheitsreden, endlich im neuen feinen (französisch-deutschen) Briefstil exzellieren zu können. Ebenso notwendig war endlich die Vollendung in den adligen „Exerzitien". Dazu gehörten das Tanzen (s. die obenstehende Abbildung), das früher nach spanischer und italienischer, jetzt nach französischer Weise betrieben wurde, das Fechten (s. die Abbildung S. 328), Reiten (s. die Abbildung S. 329), Pistolenschießen, Jagen, das auch sonst sehr beliebte Ballschlagen, das „Reißen und Zeichnen" sowie die Musik (Viola di gamba [Kniegeige], Laute, Klavier waren die Hauptinstrumente). Hierzu kamen noch allerlei Nebenkünste, vom Trenchieren, einer sehr geschätzten Kunst, für die es auch Trincierbüchlein gab, bis zum „Serviettenbrechen" herab sowie

die Fertigkeit im Karten-, Würfel-, Schach- und Brettspiel, vor allem im Piquet, L'hombre und im Spiel auf der „Vielchen-, Vielecktafel" (dem Billard ähnlich). Ringen, Voltigieren und dergleichen waren in Mißachtung gekommen. Der weiter strebende Adlige mußte natürlich als Hauptstudium die Staats- und Rechtswissenschaft wählen. Überhaupt war bei einem feinen Weltmann die eigentlich „politische" Färbung nicht gering. Die Stärke derartiger Interessen verraten die zahlreichen politischen Diskurse und Flugschriften. Sogar in die schöne Literatur verirrten sich hochpolitische, freilich immer auf das Ausland, Frankreich, die Herren Generalstaaten, England usw., gerichtete Gespräche. Die Lektüre der Zeitungen (vgl. S. 327) wurde den jungen Leuten besonders empfohlen; sie waren auch für die lerneifrige Zeit ein wichtiges neues Hilfsmittel zur Erweiterung des Horizonts. Die eifrig betriebene „Politik" schloß damals aber auch die Privatklugheit, die „Klugheit zu leben", ein. Zahllose Bücher, nach v. Rohr „gantze Last-Wagen" davon, ganz abgesehen von den vielen einschlägigen Regeln und Anweisungen für das Hofleben, lehrten diese entsetzlich äußerliche, geradezu unmoralische Weltklugheit, von deren Bedeutung für jene Zeit noch näher (S. 339 f.) zu handeln sein wird. Nach Buddeus konnte „fast keiner bey der heutigen Welt wohl fortkommen, der sich nicht täglich in dieser Kunst perfectioniret", und gerade dem Hofmann ziemte diese Weltklugheit am meisten (vgl. S. 311 f.). Daher war der Abschluß der Kavalierbildung nach Studium und Reise auch immer der Aufenthalt am Hofe. Hier bekam erst die „Konduite" den letzten Schliff, hier wurde man erst recht „galant" und „politisch". Das Drängen zu Hofe hat dem deutschen Edelmann tief geschadet. Hier ist er oft äußerlich und charakterlos, zum devoten Lakaien geworden, oft auch frivol und leichtfertig.



„Der Fechtmeister in Positur." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text S. 327.

Die ganze neue Art ist nun allerdings dem Grundstock des Adels, dem Landadel, zunächst schwer angekommen. Er hing allzusehr an den alten, rohen Traditionen der Völlerei, liebte im Osten um 1600 noch immer seine Privatstreitigkeiten mit Gewalt auszumachen, brach den Landfrieden, suchte in Dorf und Stadt Händel und hatte mit den Genossen ewig Zank, namentlich wegen der „Ahnen". Seines eigentlichen ritterlichen Berufs längst verlustig, bewährte der deutsche Adel seine Kriegstüchtigkeit doch noch immer, auch im Dienste fremder Staaten, wie früher (vgl. S. 137, 180). Seiner Rauflust frönte er jetzt vor allem in Duellen. Gegen 1600 von den Romanen übernommen und im späteren 17. Jahrhundert übertrieben gepflegt, florierten diese namentlich bei einem verkommenen, verarmten und tief verschuldeten Teil des Adels. Es waren das Junker, die ein Gütchen mit einfachem Fachwerkwohnbau, verfallenen Hofbauten, einigen elenden Untertanen, wenig Vieh, schlechten Äckern und ruiniertem Wald überkommen oder auf Grund ihrer Kriegsbeute erworben hatten, nichts



arbeiteten, dafür prozessierten, umhertranken, rauften, den wohlhabenderen Landsassen, auch den bürgerlichen, zur Last lagen und in großen Familien nach Freytags treffendem Ausdruck „wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund" zusammenhielten. Freytag hat auch diese dem Volk verhaßten, namentlich im slawisierten Osten, in Böhmen, Schlesien, Sachsen, sich breit machenden, den Grobianismus aufs höchste steigernden „Krippenreiter" eingehend geschildert, deren Adelsstolz anderseits auf die Spitze getrieben war und sich namentlich wie vor alters gegenüber den reichen Bürgern äußerte. Auch die Söhne dieses Adels aber lernten gelegentlich die Anfangsgründe der höfischen Manieren bei einem größeren Adligen oder an einem kleinen Hofe als Pagen. Weit mehr war dieser feinere Firnis bei dem nicht allzu zahlreichen wohlhabenden Landadel zu finden, der auf altererbten umfangreichen Gütern saß, Beziehungen zur großen Welt ständig unterhalten hatte, gereist war, an den geistigen Strömungen wenigstens als Gönner teilnahm und seine Söhne zu Hofe schickte. Diesen Typus hat Freytag ebenfalls liebevoll geschildert. Auch die Frauen zeigten zum Teil den neuen Geist, wenngleich die Edelfrau sich noch um das Haus kümmerte und die altüberkommene Heilkunst übte. Aber sie und ihre „Damoisellen" hörten doch schon gern auf des adligen Besuchs umständliche Komplimente, die aus dem pathetischen Schwulst allmählich in glattere Wendungen übergingen. Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts hob sich der Landadel überhaupt. Das wirtschaftliche Interesse wurde neben der andauernden Liebe zur Jagd größer, ein Buch wie v. Hohbergs „Adliches Landleben" (s. die Abbildung S. 330) war dem Gutsherrn willkommen, ein Buch, das eine dem heutigen Gutsleben schon ähnliche Atmosphäre verrät. Und wenn anderseits der Trunk nach alter Art, nun begleitet vom Dampf der Tabakspfeifen, noch sein gutes Recht hatte und derbe Worte und Zoten auch in Gegenwart der Frauen nur allzuoft die angelernten Komplimente unterbrachen, so war doch ein Teil dieser Familien, soweit sie nicht überhaupt an die Höfe zogen, durch Söhne und Verwandte mehr und mehr mit der neuen Gesellschaft verbunden, nicht zum Vorteil freilich ihrer Sittlichkeit. Anderseits blieb gerade in dieser Beziehung der später als „Krautjunker" etwas mißachtete Landadlige, soweit er sich vom Hofe fernhielt, weit besser als der französierte Hofadel und bewahrte neben fast bäurischer Unbildung doch noch einige Originalität.


Der „Bereiter". Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text S. 327.

Ganz und gar zeigte sich nun weiter der dem alten Adel so verhaßte, damals stark anwachsende Briefadel von dem neuen höfischen Ideal erfüllt. Der Zug des Bürgertums zum Adel war ja nicht neu (vgl. S. 138 f.), jetzt stieg er ungemein. Im großen Kriege waren es vor allem Offiziere gewesen, die sich von der Beute den Adelsbrief kauften; dann drängten sich die hohen Beamten und Räte, die bürgerlichen Hofleute, später auch die unentbehrlichen

Finanzmänner zum Adel, und der reichgewordene Kaufmann, namentlich im Osten, in Prag und Breslau, tat es nun noch begieriger als früher. Dem Gelde widerstand der Hof des Kaisers niemals, schon im 15. Jahrhundert nicht. Die Verleihung der Adelsbriefe wuchs seit Ferdinand II., und gegen 1700 wurde ein einträgliches Geschäft daraus, das aber auch bei der eingetretenen Erweiterung des ursprünglich kaiserlichen Nobilitierungsrechtes von den Landesfürsten betrieben wurde. Der neue Diplomadel stürzte sich mit Vorliebe auf den Grundbesitz als uralte Quelle sozialen Ansehens; es wurden so viele der altadligen Inhaber infolge ihrer Schulden verdrängt. Der alte Adel wehrte sich stark gegen die Eindringlinge.



Ernte im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa oder Adliches Landleben", Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 329.

Hatte er die bürgerlichen Gutsbesitzer von den Landschaftsrechten der Ritter ausgeschlossen, ja ihnen meist nur pfandweise die Innehaltung eines Rittergutes zugestanden, so verweigerte er auch den Neuadligen solchen Besitz ohne besondere Zustimmung des Fürsten oder der Landschaft. Von den Stiftern und ähnlichen Privilegien, einer wesentlichen materiellen Stütze des Adels, blieb der neue Adel ganz ausgeschlossen. In den süddeutschen Reichsstädten, vor allem in Nürnberg und Frankfurt am Main, bestand bei den alten Geschlechtern, die sich nun auch vom Handel fernhielten, eine ganz ähnliche Exklusivität. Es drängten gleichwohl immer mehr Leute zum Adel, weil dieser das Requisit der Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" war. Nicht nur jene Beamten, auch die geistigen Größen zierte nun ein frisch überkommener oder neu verliehener adliger Name. Erst dadurch schienen z. B. einzelne Mitglieder der schlesischen Dichterschulen oder Philosophen wie der Freiherr von Leibniz oder von Wolff aus der niedrigen Masse herausgehoben zu sein. Das Drängen zum Adel ist ein Zeichen der beherrschenden Stellung, die nun der Adel, vor allem weil er die Hofgesellschaft



ausmachte sowie wegen seines Anrechtes auf die einträglichen Staats- und Heeresstellen einnahm.

Das Bewußtsein dieser Stellung trieb zu immer größerer Überhebung über Bürger und Bauern. Am schlimmsten zeigten sich in dieser Beziehung, wie immer, gerade die Neugeadelten, insbesondere in den Städten, wo sie vergoldete Steinwappen über den Haustüren anbrachten, die ohnehin andauernde ungesunde Verschwendungssucht eitler Bürger noch übertrumpften und sich in Übertreibung der gezierten neuen Komplimentierart gefielen. Immer schärfer wurde die schon früher (S. 137) beobachtete Exklusivität des Adels überhaupt infolge der übernommenen französischen Anschauungen, auf die wieder spanische gewirkt hatten. Die Heirat mit Bürgerlichen wurde jetzt völlig zur Mesalliance. Handel zu treiben, war verpönt, nur der Handel mit den eigenen Gutserzeugnissen war erlaubt. Der Aristokrat war ein ganz anderer Mensch mit anderem Blut. Das ästhetische Schönheitsideal der Minnezeit lebte wieder auf: man hatte nun ein aristokratisches Gesicht, aristokratischen Teint, aristokratische Hände und Füße. Und noch schärfer als früher suchte man sich durch Tracht und Abzeichen von dem Bürger zu scheiden. Gerade der Adel betrieb vielfach eine Neubelebung der die niederen Stände beschränkenden Luxusordnungen. Bei Tänzen, Opernaufführungen, Gartenfesten trennte eine Schnur die edle Gesellschaft von der „Canaille", und diese die Hofgesellschaft absondernde Schnur hat bei kleinen Höfen bis ins 19. Jahrhundert bestanden. Ein Unterscheidungszeichen war endlich auch die neue feine Bildung.

---

Aber je mehr sich so der Adel vom „Pöbel" absonderte, um so gieriger war das Drängen der anderen, in diese exklusive Gesellschaft hineinzukommen. Daher jenes Streben nach dem Adel, nach dem Hofe, das Nachahmen der auszeichnenden Äußerlichkeiten, z. B. der Tracht, die sich im 18. Jahrhundert ganz aus der Hoftracht entwickelte, insbesondere aber, was kulturgeschichtlich am wichtigsten ist, jener feinen Bildung. Alle Welt wollte nun etwas „scheinen". Das Hauptmittel, hinauf zu kommen, war die Servilität gegenüber Fürst und Adel. Eine servile Schmeichelei den Fürsten gegenüber tritt freilich zuweilen schon um 1500 hervor. Und Moscherosch, der doch noch Rückgrat hatte, riet bereits um 1650 seinen Söhnen, sich gegen den Adel „demütiglich zu benehmen", weil „der ungeschickteste Junker dem Stande nach mehr" sei als sie. Vor großen Herren erstarb man in Demut. Jede Herablassung wurde, und war es die verdächtige Huld gegen Frauen und Töchter, als hohe Ehre betrachtet, die ein Relief verlieh, wie denn z. B. der fränkische Pfarrer Wolfgang Ammon in dem charakteristischen Abschnitt seiner Selbstbiographie „Ehr mir und den Meinen bewiesen" jedes freundliche Benehmen seines „gn. Herrn von Seinsheim" gegen ihn freudig verzeichnet. Weiter suchte man seine Reputation zu steigern durch Betonen des eigenen Standes nach unten hin, der Gelehrte schloß sich vom Ungelehrten, der Beamte vom Bürger, der Kaufmann vom Handwerker ab. Die Unterschiede wurden wieder in der Tracht schärfer als jemals ausgedrückt.

Am niedrigsten stand natürlich der Bauer, der, nach Lage der Dinge und bei den alles Streben ertötenden Lasten von dem allgemeinen Wettrennen nach oben wie von der feinen Bildung ausgeschlossen war. Eben weil der Bürger dieser Bildung einigermaßen teilhaftig wurde, fühlte er sich weit erhaben über den Bauer. Freilich dünkten die Städter sich von jeher (vgl. S. 140) als Träger der Kultur gegenüber den Bauern. „Ihre häßlichen Sitten", heißt es jetzt in „Des neunhäutigen und haimbüchenen schlimmen Baurenstands

Lasterprob" von 1684, „sind jedermann bekannt, sowol in Reden als Geberden." Im Kriege hatten die Bauern von ihren schlimmsten Feinden, den Soldaten, noch rohere Sitten gelernt, und in Diebereien und Gewalttätigkeiten scheinen sie bei Gelegenheit groß gewesen zu sein und den Gerichten zu tun gegeben zu haben (s. die untenstehende Abbildung). Vor den Pfarrern hatten sie oft wenig Respekt und hielten sich von ihnen fern. Sie waren meist halsstarrig und noch oft genug aufsässig, dabei nicht selten habgierig und betrügerisch. Aber waren diese und andere schlechte Eigenschaften, die sich zum Teil aus ihrem dürftigen und schmutzigen Dasein ergaben, ein Wunder bei ihrer Bedrückung und Aussaugung? Jenes Buch meint freilich: „die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb" (vgl. auch S. 266). Der Arbeitermangel und die Niederlassung gewesener Soldaten hatten anfangs den Herren eine sehr vorsichtige Behandlung der Bauern ratsam erscheinen lassen, aber allmählich wurden die Dienste und Lasten härter und drückender als je zuvor, entsprechend dem Geldbedürfnis und der Überhebung des Adels. War der Adel durch die Fürsten (vgl. S. 302 f.) nach dem Kriege vielfach seiner Schulden ledig geworden, so verlangte man von den Bauern oft Zahlung der Steuerreste, der Zinsrückstände usw. Im Osten stand es seit langem (vgl. S. 266 f.) am schlimmsten: erst jetzt bildete sich die unbeschränkte Herrenstellung des Adels völlig aus. Der Bauer war hier wirklich Leibeigener geworden, wenn auch die „uneigentliche Leibeigenschaft" vorherrschte. Für sich zu arbeiten, behielten die Bauern oft kaum noch Tage übrig; das „Bauernlegen" wurde immer systematischer zur Mehrung des Herrenbesitzes betrieben, was dann wieder stärkere Fronden der Bauern zur Folge hatte; die Herrenjagd schädigte die wehrlosen Bauern immer mehr. Dazu kamen die Abgaben an die Herren, die Steuern für den Staat und die schlechte persönliche Behandlung, die körperliche Züchtigung. Die Ermordung eines Edelmannes, eines Verwalters oder Brandstiftung waren nicht selten die Antwort. Besser war die Lage im Westen, aber doch mit großen Unterschieden,



Ländliches Gericht im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.



wie ja schon früher (vgl. S. 267). Da waren die kümmerlichen Gebiete der ausgesprochenen Klein-, selbst Zwergwirtschaft, in der man bis zur Ziege als Haustier heruntergekommen war, namentlich in Mitteldeutschland und dem Südwesten, in Ländern also, in denen auch politisch die größte Zersplitterung, infolgedessen wieder größere Bedrückung des Landmannes durch die kleinen Herren herrschte. Anderswo hielt sich der Bauer auch jetzt besser. Am Niederrhein und in Westfalen, ferner in Ostfriesland gab es noch genug freie Bauern, aber auch im Süden, in Oberösterreich und Oberbayern, ganz vereinzelt übrigens selbst im Osten (z. B. im Kulmer Land); doch auch in diesen Gegenden hatten viele unter vermehrten Lasten zu leiden. Es gab anderseits freilich noch wirklich aristokratische Bauern. Weitaus am besten stand es in den dem Reich entfremdeten Gebieten, in der Schweiz und in den Niederlanden: hier hatte überhaupt noch das eigentliche Volk das Übergewicht. Es ist also immer wieder die landschaftliche Verschiedenheit zu berücksichtigen. Anderseits fehlten unter den Herren wohlwollende und einsichtige Elemente immerhin nicht ganz. Wichtiger ist die aus dem Staatsinteresse hervorgehende, zunehmende fürstliche Fürsorge für die Bauern, wie sie z. B. für den Osten Friedrich Wilhelm I. von Preußen zeigte. Charakteristisch ist auch Herzog Ernsts des Frommen „Bauernkatechismus". Im übrigen ist selbst in dieser schlimmsten Zeit der Landmann der Bewahrer alter Volkssitte (s. die obenstehende Abbildung), alter Eigenart, alten Geistesgutes geblieben: auch gegen die Aufklärung hatte er das später noch zu verteidigen. Überhaupt ist der hervorstechendste Zug die Zähigkeit, durch die der Bauer diese ganze Zeit zu überwinden vermocht hat.



Maitanz. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

Den Bauern gegenüber ist die *Position der Bürger* trotz allen Niederganges auch in dieser Zeit eine unvergleichlich *bessere* (s. die Abbildung S. 334). Sie ist zwar nicht allgemein nach derjenigen der gewaltig aufstrebenden Hamburger oder auch der Leipziger, Frankfurter, Nürnberger zu messen, die Verhältnisse waren oft genug, trotz des Luxus, gedrückt, besserten sich aber in größeren wie in kleineren Städten doch allmählich.

Charakteristisch ist auch die noch keineswegs abgestorbene Festesfreude. Da waren die Schützenfeste, die Jahrmärkte mit zahlreichen Schaubuden, die Handwerkerfeste. In den Ballhäusern trieb man das Ballspiel. Das Gewerbe ist technisch vielfach noch auf der Höhe und trotz aller Fortschrittsunlust keineswegs überall verfallen. Die Mißstände im Zunftwesen waren freilich groß (vgl. S. 262). Ihre notwendige Reform beschäftigte auch die Reichstage; einzelne Fürsten versuchten systematischer als früher diese Mißstände zu beseitigen, aber ohne wesentliche Erfolge. Dieselbe Rückständigkeit zeigte die Stadtverwaltung selbst. Der Bürger, nunmehr, von den Reichsstädten abgesehen, nur noch Untertan, hatte den Sinn für das große öffentliche Wesen verloren, ging in seinen kleinen Interessen und in seinem Familienleben auf und wurde zum *Philister*, zum Krähwinkler, auch in den kleinen Reichsstädten mit ihrem ganz kleinbürgerlichen Charakter, weniger natürlich in den großen und in jenen bedeutenden Handelsstädten. Er vergaß seine alte Wehrhaftigkeit. Kleinlichkeit, Mißgunst, das Korrelat der Servilität, Freude an Klatsch und Verleumdung waren für diese Sphäre bezeichnend. Alles Selbstgefühl schwand: „forchtsamb und kleinmüthig zu seyn“, schrieb Ludwig von Baden aus Augsburg an den Kaiser, „ist unter den Burgern eine durchgehende Krankheit“. Das bessere Bürgertum zeigte anderseits ein gewisses Vorwärtsstreben, das sich damals freilich vor allem in jenem unschönen Drängen nach oben äußerte. Auch in dem Streben nach der fremden feinen Bildung steckten wesentlich äußerliche Motive. Überdies stellte man sich dabei höchst ungeschickt an, und die ängstliche Übertreibung, das Zuviel der Komplimente kommt namentlich auf Rechnung des Bürgerstandes. Das *vornehme Bürgertum* wetteiferte überhaupt mit dem Adel, so, freilich in lokal sehr verschiedenem Maße, im Luxus, z. B. im Halten von Bedienten und ihrer zunehmenden Vermehrung und Spezialisierung, im Kleiderprunk und in Tafelfreuden, im Protzen mit prachtvollen Kutschen, mit vergoldeten und samtgefütterten Schlitten usw. Vor allem ahmte es aber jene Kavaliererziehung nach und bevorzugte daher ebenfalls die Erziehung der Kinder durch Hofmeister, die schließlich ganz allgemein wurde. Es bildete sich allmählich überhaupt ein völliges „Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht“ aus, das sich, wie nachmals Goethe schilderte, „von Tage zu Tage vermehrte“. Überaus groß war die Hofmeisterliteratur; Gellert las später sogar über die „Eigenschaften



*Handel und Verkehr im 18. Jahrhundert.* Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt“, Würzburg 1710. Vgl. Text S. 333.



eines Hofmeisters“ ein Kolleg. In allen guten Häusern wurde im 17. und 18. Jahrhundert der Hofmeister eine stehende Figur. Im übrigen war, wie wir sahen, für den vornehmen Bürgerssohn der Adelsbrief und der Zutritt bei Hof das freilich nur von Einzelnen zu erreichende Endziel. Das modische Lebens- und Bildungsideal auch des Bürgers war jedenfalls, ein rechter „*galanter*“ und „*politischer*“ Mann zu werden, d. h. der französierte feine Weltmann. Immer zahlreicher wurden die jungen Leute, die „dermahleins Hof- und Weltleute und keine Pedanten oder Schulfüchse agiren“ wollten. Wie nach v. Rohr die meisten Menschen ihre „Handlungen nach dem Wohlstand und dem Gefallen der Höhern einrichteten“, so war „vielen mehr an der galanten als an der soliden Gelehrsamkeit“ gelegen.

---

Das *ganze neue Kulturideal* war nun aber im Grunde ein *Produkt des französischen Einflusses*, der jetzt alle anderen fremden Einflüsse zurückdrängte. Die Weltherrschaft Frankreichs und seiner höfisch-aristokratischen Kultur (vgl. S. 311) hatte begonnen. Am Kaiserhofe herrschte zwar noch im 18. Jahrhundert die steife spanische Etikette, und neben stark französiertem Wesen Einzelner, das erst unter Theresias Gemahl, Franz, ganz durchdrang, blieb in Wien viel von italienischer Art, auch italienischer Grazie heimisch. Aber im allgemeinen überwog im späteren 17. Jahrhundert in Deutschland der an sich (vgl. S. 293 ff. und 303 f.) längst vorhandene französische Einfluß völlig, der nun ja auch Holland, England, Italien usw. in seinen Bann zog und auf die deutschen Höfe nicht nur von Paris her, sondern etwa auch über den ganz französierten Hof der Stuarts wirkte. Insofern, nicht bezüglich des Beginnes des französischen Einflusses überhaupt, hat Leibniz recht, wenn er sagt: „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden [des ersteren Instrument ist übrigens noch lateinisch abgefaßt] hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen.“ Die junge Generation habe Deutschland „der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht“. Seit Ludwig XIV. stieg auch die Zahl der den französischen Hof besuchenden deutschen Vornehmen ungemein. 1716 waren einmal bei Lise Lotte, der Herzogin von Orleans, 29 fürstliche und adlige deutsche Herren zugegen. Charakteristisch für die Zunahme des französischen Einflusses ist die Entwickelung jener Alamodesatire (vgl. S. 304). Bei Lauremberg richten sich die Partien in freiem Verse noch gegen das ausländische Wesen allgemein, die wohl einer späteren Periode angehörenden Alexandrinerpartien aber nur gegen das Französische. Ein gleicher Unterschied läßt sich bei Logau in den Epigrammen vor und nach 1648 wahrnehmen. Zur Verbreitung des französischen Einflusses speziell im Bürgertum trugen neben dem höfischen Beispiel und der Wirkung der Reisen die zahlreichen Réfugiés bei (vgl. S. 319), die nicht nur höhere wirtschaftliche Kultur, sondern auch französische Sitten und Sittenlosigkeit übertrugen und den Gebrauch der französischen Sprache förderten. Will man eine Stelle aus Christian Thomasius' Schrift „Von Nachahmung der Franzosen“ wörtlich nehmen, so wäre die fremde Sprache in die weitesten Kreise gedrungen. „Bei uns Teutschen“, sagt er nämlich, „ist die Frantzösische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genung reden.“ In Wahrheit freilich beherrschten selbst vornehme Damen sie nicht durchweg. Aber es war überhaupt, soweit es möglich war, *die Kultur Frankreichs von den Deutschen übernommen*. Unter den großen Änderungen in Deutschland ist, wie derselbe Thomasius bemerkt — und ganz ähnlich äußerte sich schon 1655 Ägidius Henning in seinem „Mischmasch“ —, „nicht die geringste, daß, da für diesem

die Frantzosen bey denen Teutschen in keine sonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Frantzösisch seyn muß. Frantzösische Kleider, Frantzösische Speisen, Frantzösischer Haußrath, Frantzösische Sprache, Frantzösische Sitten, Frantzösische Sünden, ja gar Frantzösische Krankheiten sind durchgehends im Schwange".

Diese Kultur hat aber, wie betont, den Deutschen wirklich modernisiert: in erster Linie wurde damals die moderne gesellschaftliche Bildung übernommen. Auf der Grundlage der gesellschaftlichen Kultur der italienischen Renaissance und noch im 17. Jahrhundert italienisch beeinflußt, dann unter starker spanischer Einwirkung, hatte sich in Frankreich gegen 1650 eine neue eigenartige Blüte der Gesellschaftskultur entwickelt, die nicht nur am Hofe, sondern auch in den Salons gepflegt wurde. Das Freie, Individuelle, Persönliche der italienischen Renaissance war abgeschliffen durch das Übergewicht der nun ausgebildeten Gesellschaft als solcher, was die gesellschaftliche Anlage der Franzosen erleichterte, aber auch durch den spanischen Einfluß, den wir auch die alte französische Lebhaftigkeit selbst in seinen Bann schlagen sahen (S. 311), und der jetzt eine Herrschaft der Regel, der allgemeingültigen Norm herbeiführte. Wie im Staat der absolute Wille des Herrschers, in der Literatur der Klassizismus, in der Sprache die Akademie, so gab in der Gesellschaft des nun ganz autoritativ gerichteten Frankreichs der Hof allein den Ton an. Durch ihn erhielt die Gesellschaft auch einen großartigeren Hintergrund als an den kleinen Höfen Italiens, er wirkte aber auch als einziger Hof viel maßgeblicher als eine Mehrzahl von Höfen. Die spanische Steifheit konnte anderseits die gallische Leichtigkeit, Freundlichkeit und Heiterkeit auf die Dauer doch nicht unterdrücken, so daß die französische Gesellschaftskultur einen überaus anziehenden Charakter erhielt, wozu die selbstverständliche gefällig-elegante, anmutig-einfache Art und der natürliche Takt wie die galante Ritterlichkeit der Franzosen wesentlich beitrugen. Diese Kultur eroberte damals nun Deutschland. Aber es ist klar, daß hier in erster Linie die Äußerlichkeiten übernommen wurden. Die Regeln und Formen, der Ton unserer guten Gesellschaft stammen aus jener Zeit, aus Frankreich. Wenn man ein Anstandsbüchlein aus dem späteren 17. Jahrhundert durchblättert, etwa die aus dem Französischen übersetzte „Höflichkeit der heutigen Welt", wird man ganz die heutigen Redensarten, die Verwendung der Worte „Ehre", „sich beehren" usw. finden. Auch die heutigen Tischsitten sind erst damals üblich geworden. Vor allem änderten sich damals die Eßgeräte. Das spitze Messer, mit dem man früher namentlich das Fleisch zum Munde führte, wurde oben rund. Dafür setzte sich die heute unentbehrliche Eßgabel durch, die, immer als ein Gegenstand der Ziererei angesehen, im Mittelalter in Byzanz, auch schon in Italien vorkam, von Italien später nach Frankreich drang, aber zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch arg verspottet wurde. Auch Moscherosch rechnet sie zu den welschen Possen. Im 17. Jahrhundert wurde sie drei-, später auch vierzinkig. An dem französischen Hofe wurde sie übrigens erst um 1650 eingeführt, eroberte dann aber alle Welt. Seit dem 16. Jahrhundert war der Löffel, seit alten Zeiten im Gebrauch, zum Eßgerät geworden, zum Eßlöffel mit breitem Stiel wurde er aber erst im 17. und entwickelte sich im 18. in allerlei sonstigen Formen (Kaffeelöffel usw.). Speiseteller für jeden Einzelnen waren schon im 16. Jahrhundert allgemeiner geworden, in der Mitte des 17. Jahrhunderts kamen die tiefen Suppenteller auf. Die Art des Essens wurde so sehr viel sauberer. Der größeren Feinheit der Tischsitten entsprach die der Speisen, deren sich die französische Kochkunst schon länger bemächtigt hatte. Überhaupt trat an Stelle des quantitativen Luxus mehr der qualitative. Die Essensstunde wurde nach vornehmem Muster übrigens



immer später gelegt, zunächst auf 1 Uhr. Die neue gesellschaftliche Bildung hat den Deutschen nun auch von dem unflätigen und grobianischen Wesen des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts zurückgebracht, vor allem von der damit im Zusammenhang stehenden wüsten Trinkfreude. Je mehr ein Hof italisiert oder, wie in der Regel, französiert war, um so weniger hatte das Trinken an ihm die alte Stätte. Das zeigte gegen 1600 schon der Württemberger Hof. Es ist charakteristisch, daß gerade früh von französischem Einfluß berührte Fürsten wie der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und der feingebildete Landgraf Moritz von Hessen, jener als Patron, dieser als Stifter, 1601 an einem Mäßigkeitsorden (gegen „das Vollsaufen") für den hohen Adel beteiligt waren; allerdings folgte man dem älteren Muster des Ordens vom goldenen Ring (vgl. S. 231). Immerhin waren den Ordensmitgliedern als Höchstmaß noch je sieben Becher nach zwei Mahlzeiten am Tage erlaubt. Auch außerhalb der Höfe erstrebte man größere Mäßigkeit. Jak. Balde wendet sich in seiner „Congregatio Macelentorum" gegen die Trunksucht, ebenso später Chr. Weise. Gegen Ende des Jahrhunderts meint Leibniz, „jetzt komme dieses tumme laster allmählich ab" (vgl. S. 364). Weiter wirkten die neuen Anstandsregeln, selbst die neue Tracht höchst erzieherisch. „Wer die große Perücke trug", sagt Freytag, „später gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein still halten, wildes Auffahren, gewaltsames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht wehrte, der Frau dreist nahezutreten, konnte Reifrock und Corset sie umschanzen."

Das Gute der fremden Bildung lag eben darin, daß sie dem Deutschen die so notwendige Verfeinerung, mochte dieselbe auch nur ein Firnis, keine natürliche Erscheinung wie bei den Franzosen, sein, ferner eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Natürlichkeit und Lebensgewandtheit gebracht hat. Daher empfahl Thomasius bewußt die Nachahmung der Franzosen: „denn sie sind doch heut zu tage die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein rechtes Leben zu geben". Und mit Recht zog er „ihre ohnerzwungene ehrerbietige Freyheit" „einer affectirten bauernstoltzen gravität" vor. Ähnlich meint Leibniz: „Man stelle unsern haushalt, unsere taffel, unsere gegenwärtige manierlichkeit gegen die vorige einfalt und urteile dann, an welcher Seite mehr Wiz sei." Höchst wichtig ist sodann die Verweltlichung durch die französische Bildung, mochte sie auch viel Frivolität in sich schließen. Ohne die neue Weltlichkeit ist der freie Geist unserer klassischen Zeit nicht denkbar. In das Geistesleben kam überhaupt ein frischer Zug. Diese freilich nicht den Franzosen allein verdankten geistigen Fortschritte werden uns noch im Zusammenhang (S. 350ff.) beschäftigen.

Mehr noch als die von den Modernen bekämpfte pedantische Gelehrtenbildung betonte nun aber die neue Modebildung den Gegensatz zum Volkstümlichen, schon weil sie selbst (vgl. S. 331) als willkommenes Unterscheidungsmittel von den niedriger stehenden Schichten galt. Dazu kam der tiefe innere Gegensatz alles wahrhaft Volkstümlichen zu einer überfeinen gesellschaftlichen Kultur. Das Volkstum wagte sich nicht mehr hervor. Anderseits wurde es als plebejisch, pöbelhaft mit Verachtung, ja mit Ekel zurückgewiesen — eine betrübende und gefährliche Erscheinung. Trotz dieses Gegensatzes hat die modische Bildung übrigens schließlich viel größere Kreise ergriffen als die gelehrte, gerade weil die höfische Gesellschaft bei aller Exklusivität ihrer Zeit ein Vorbild war.

Aber die neue Kultur hat für den deutschen Menschen auch sonst viel Unheilvolles gebracht. Die Zunahme der Sittenlosigkeit wird da mit Recht besonders gern hervorgehoben. Man kennt den Zug meist nur aus der schönen Literatur, die ja in der Regel allzusehr als Quelle für Sittenschilderungen herhalten muß, aus den sinnlich-schwülstigen „amoureusen"

Tiraden eines Hofmannswaldau, eines Lohenstein und anderer. Bezeichnend ist aber, daß diese angeblich den Frauen huldigenden Poesien mit ihrer noch dazu geschmacklosen Detailmalerei weiblicher Reize und mit ähnlichen Zutaten bei den vornehmen Frauen so großen Beifall fanden. Ein höchst bedenkliches langes Gedicht von Besser erregte bei Sophie von Hannover, der es Leibniz mitteilte, lebhaftes Interesse. Auch die Unmoralität wurde Mode. Was von den Höfen (S. 315) gesagt wurde, gilt allgemein. Man wurde jetzt unter dem Deckmantel äußerer Feinheit und bei zur Schau getragener Prüderie frivol, zweideutig, laszív. Die naive Derbheit früherer Zeit, bei der niemand etwas fand, war zweifellos gesünder. Dieser derbe Zug aber, der sich doch nicht bannen ließ, kam jetzt als unverhüllter




Stammbuchblatt von 1655. Nach einem Stammbuch (Nr. 13) in der Universitätsbibliothek zu Jena. Die französische Überschrift lautet übersetzt: Mut, Mut! eine gute Heirat wird alles gutmachen.

Schmutz, als Gemeinheit zum Vorschein. Namentlich die männliche Jugend exzellierte in witzig sein sollenden Unanständigkeiten und Zoten. Zeugnis dafür sind die Briefe etwa von Nürnberger Jünglingen schon aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Zeugnis die studentischen Stammbücher (s. die obenstehende Abbildung), deren Verse in erster Linie von der Liebe oder besser amour, von „Jungfrauen", „Weibern", „Huren" handeln, etwa so: „Es leben die Weiber, so hörner auffsezen, so kan sich noch mancher Bursche ergözen", wie es noch nach 1730 heißt. In den studentischen Kreisen, bei denen zunächst ohne Zweifel auch die zügellosen Sitten und die Zotenlust der Soldateska nachwirkten (vgl. S. 349), trat dieser Zug allerdings sehr viel unverhüllter hervor als in den höfischen Kreisen und vielleicht auch noch mit einer gewissen Opposition gegen diese. Es gibt auf einigen Bibliotheken, z. B. in Jena, ganze handschriftliche Mischbände, die um 1700 und noch später von Studenten gesammelt worden sind und von schmutzigen Liedern, Geschichten, Zeichnungen usw. wimmeln. Die Berliner Bibliothek besitzt eine derartige Liedersammlung, die sogar erst zwischen 1747 und 1749 von einem Studenten, dem Freiherrn von Crailsheim, zusammengebracht worden ist. Ein



Beweis für die tiefe Unmoralität mancher Kreise auch im späteren 18. Jahrhundert ist nun aber, daß der Baron diese Handschrift mit vielen Liedern darin, die nach dem Ausdruck ihres Durchforschers „von beispielloser Lüsternheit, pöbelhafter Gemeinheit und leider geradezu viehischer Wollust Zeugnis ablegen", nachmals seiner Tochter zum „Present" machte, und daß diese manche Lieder recht naiv glossierte. Es entspricht das älteren Schilderungen Abrahams a Santa Clara von den frühreifen Mädchen. Der höfisch Gebildete ging sonst den nackten Unanständigkeiten ebenso wie den groben Worten aus dem Wege: an Verfänglichkeiten und obszönen Andeutungen dagegen fanden diese Kreise Gefallen. Auch hier bekam aber der neue Ton vor allem den jungen Mädchen schlimm, die ohnedies durch das noch zu schildernde französische galante Wesen jetzt zu „demütig bedienten" „schönen Gebieterinnen" (Weise) geworden waren und in der Konversation von nichts als Liebe hörten. Daß bei den so beliebten Hochzeitsgedichten ein Haupteffekt die geschlechtlichen Anspielungen waren, ist auch charakteristisch; und niemand hörte diese wohl lieber als die Brautjungfern.

Moralisch nicht viel besser erscheint das damalige Geschlecht in weiten Schichten nach der Seite des Charakters. Man huldigte der äußerlichsten Welt- und Lebensklugheit. Zum Teil hängt das mit einem allgemeinen Zuge dieser nichts weniger als schwächlichen Zeit zusammen. Das kräftige Vorwärtsstreben äußerte sich nicht nur in jenem mehr idealen Kultureifer, sondern auch in sehr praktischer, egoistischer Weise. Im Staatsleben tritt eine rücksichtslose, nur das Recht des Mächtigeren anerkennende realpolitische Richtung bezeichnend hervor. Im Grunde ist es freilich die alte mittelalterliche selbstherrliche Machtgier der Fürsten (vgl. Bd. I, S. 186 f., 294 f., 377), die aber unter dem Einfluß der Renaissance nun mehr machiavellistisch gefärbt, anderseits durch den großen Krieg wieder zu gewaltsamen Mitteln, durch den Absolutismus zu größerem politischen Ehrgeiz, zur Setzung höherer Ziele geführt ist. Der Große Kurfürst ist durchaus ein Typus des machtlüsternen, gewandten, rücksichtslosen, aber auch kühnen und tatkräftigen Realpolitikers: seine stolzen nationalen Worte sind zum Teil nur berechnet gewesen. Eine erschreckende Skrupellosigkeit findet sich allgemein bei den harten, klugen, diplomatischen, sich gegenseitig an der Nase herumführenden Staatsmännern der neuen Schule, den „machiavellistischen Räten", wie sie eine Flugschrift von 1678 nennt. Aber eine vom eigenen Vorteil geleitete, berechnende Klugheit ist nun das Prinzip auch des privaten Lebens weiter Kreise geworden, zum Teil im Zusammenhang mit der Verbreitung jenes Hofideals, jenem Drängen nach oben, jener Wertschätzung von Rang und Titel. Mit unglaublicher Ideallosigkeit verband sich völlige Charakterlosigkeit, jene infame, immer eigennützige Selbsterniedrigung vor jedem Hochstehenden (vgl. S. 331). Der Grundzug der allgemeinen Lebensauffassung war jetzt die barste Äußerlichkeit, der niedrigste Nützlichkeitsstandpunkt. Mit beinahe zynischer Offenheit wird in den systematischen Klugheitslehren, z. B. der sehr bezeichnenden „Schmiede des politischen Glücks" von Bessel (1672), das Fortkommen in der Welt nur auf eine niederträchtige Gunstbuhlerei gegründet. Mit der Äußerung Bessels, der junge Mensch müsse „sich möglichsten Fleißes bemühen, daß er bey Fürsten und Herrn bekannt werde, und bedacht seyn, wie er ihre Gnade erlangen möge", stimmen briefliche Urteile junger Nürnberger schon aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überein, daß „an eines vornehmen Mannes guter Rekommandation und Beförderung [nach Empfehlungsschreiben, die die heutigen Zeugnisse vertraten, fand eine förmliche Jagd statt] einem jungen Menschen sehr viel gelegen" sein, daß man überhaupt „sich bei jedermann insinuieren" müsse, daß man „heutigen Tages sich

Bettelns nicht zu schämen habe". Nicht anders lauten briefliche Ratschläge des sonst trefflichen Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen Sohn, daß man „alles tun müsse, um der Leute Gewogenheit beizubehalten", nicht anders lautet Leibnizens Urteil: „Hochgestellter Männer Bekanntschaft und Freundschaft ist heute die Grundlage des Vorwärtskommens." Wie sehr man sich dabei vom äußeren Rang imponieren ließ, zeigt dieses geistig so hoch stehenden Mannes Befriedigung über „das Glück, wo er auch hinkomme, daß vornehme Leute ihn kennen lernen und an sich zu ziehen getrachtet".

Die Unehrlichkeit und Eigennützigkeit dieser devoten Gesinnung aber erhellt aus vielen Beispielen. Höchst naiv schreibt einmal Luise von Degenfeld ihrem Sohn, Caprera könne in Wien beim Kaiser etwas für ihn tun, „damit man auch vor die Devotion zu denselben auch was Ergötzlichkeit hätte". Solche Gesinnung negiert natürlich jede Überzeugungstreue. Sehr bezeichnend heißt es in dem „Bürgerlichen Complimentirbüchlein" von Civilis Gratianus (1727): „Hänge den Mantel nach dem Winde, soweit es christlich ist", und in einem älteren „Complementirbüchlein" von P. Lucius: „Nun muß man auch riechen nach der Hof-Luft, woher dieselb am meisten wehet, dahin man sich zu wenden hat, damit man immer Gnaden-Luft behalte." Der Zeit hat nun freilich das Auge für die Heuchelei, die hinter der Gunstbuhlerei steckte, nicht gefehlt. Mit dem Ausdruck „Fuchsschwanz" ward dieser Zug früh bezeichnet, und schon Satiriker wie Moscherosch eiferten gegen die „Fuchsschwänzer". In Sprichwörtern, in Hausinschriften und sonst kehrte sich auch das Volk zuweilen gegen die „Fuchsschwänzerei". Vor allem wurde das diese Art großziehende Hofleben satirisch durchgenommen, besonders von Logau, der selbst am Hofe gelebt hatte. Für den redlichen und freimütigen Mann ist nach ihm am Hofe keine Stätte. Als aufrechter Mann verachtet er das Buhlen der Schmeichler um „Hofegunst". Abraham a Santa Clara ist von gleichem Freimut gegenüber dem Hofleben beseelt. Rist kehrt das Christliche heraus und meint, „es sei unmöglich, daß einer zu gleicher Zeit ein guter Christ und ein verständiger Hof- und Weltmann sein könne". Aber das rechte Kind der Zeit gewann aus jener Opposition gegen die Fuchsschwänzerei nur die Mahnung zu größerer Vorsicht: ein Briefsteller empfiehlt, die Schreiben so einzurichten, daß „der Fuchsschwanz nicht durchgucket". Das Hauptmittel der Gunstbuhlerei blieb die ödeste Schmeichelei. Daher auch die Lobsucht unter den Gelehrten, daher die Häufung der höflichen Gratulations- und Dedikationsschreiben, der höflichen „Besuchsschreiben". Was man neben der Schmeichelei, die „vornehmlich an den Höfen im Schwange", für Mittel anwandte, lehrt jenes Büchlein von Bessel: da „sucht man seine Beförderung durch Heyrathen vornehmer Bedienten [d. h. Beamten] Töchter oder Anverwantinnen", weiter „durch Beschenck- und Besteckung vornehmer Bedienter", was bezüglich des Erfolges als „zweifelhafte" Art hingestellt, aber, „mit Maße und gutem Vorbedacht" geschehend, doch empfohlen wird. „Kluge Staatsmänner" sollen „die Gunst" des „Favoriten" des Herrn zu erlangen suchen usw.

Unendlich wuchs zugleich die Schätzung von Rang und Titel. Sie machten den Wert des Menschen aus, der höhergestellte Mann war dieser Zeit auch immer der bessere. Die Fürsten, deren Sprossen jetzt übrigens Prinz und Prinzessin und nicht mehr Junker und Fräulein hießen, gingen mit einem Streben nach Rangerhöhung voran: bei ihnen bedeutete der höhere Titel den Schein größerer Macht und damit zum Teil diese selbst. Aber ähnliches Streben beseelte alle Welt. Logau beklagte die zahlreichen Standeserhöhungen nach dem Kriege. Von der fieberhaften Sucht nach dem Adel sodann sprachen wir schon



(S. 329 f.). Von dem beglückenden Nimbus des Hofes ferner wollte nun selbst der Handwerker profitieren. Erst als „Hofbäcker" und „Hofschuhmacher" glaubte er etwas Rechtes zu sein. Die scheinsüchtigen Menschen führten ein allgemeines, aber wegen seiner Allgemeinheit wieder unwirksames „Avancement im Titel" herbei. Die Titel der oberen Klassen wurden von den folgenden in Beschlag genommen. Die Grafen nahmen den Titel der Fürsten: Hochgeboren, an; der Adel wollte nicht mehr edel, sondern hochedelgeboren heißen; der Bürger nannte sich edel und vest, wohledel und gestreng wie einst der Ritter. „Der Titul Erbar und Ehrsam seyn", heißt es bei Harsdörffer, „ist nunmehr auff die Bauersleute gekommen." Übrigens hat sich diese Aneignung höherer Prädikate bis zur Gegenwart fortgesetzt, wofür das Hochwohlgeboren, im 17. Jahrhundert für Grafen neu erfunden, bezeichnend ist. Das Ganze entsprach der von den Luxusordnungen vergeblich bekämpften Sucht, „um eingebildeten Ansehens willen" den Luxus des höheren Ranges nachzuahmen. Eine tödliche Beleidigung war damals die nicht genügende Beachtung der gebührenden Titel. Bei Fürsten war das wegen mancher Konsequenzen noch verständlich. Die geplagten Sekretäre hatten für solche Finessen die Courtoisiebücher, Nachfolger der alten Formelbücher. Nach Daniel Eremita, der einer florentinischen Gesandtschaft angehörte, war der Landgraf von Hessen z. B. über die ihm im Begleitschreiben beigelegte Excellentia statt Celsitudo sehr böse. Lise Lotte freute sich demgegenüber an der freien französischen Art: „Man gibt selten tittel in Frankreich." In Deutschland aber ging diese schon von Lauremberg verspottete nunmehrige Übertreibung alter deutscher Ehrsucht sogar tief nach unten. Nach Weise wollten „auch geringe Leute dergestalt venerirt seyn, daß man offt durch einen wintzigen Titul die beste Insinuation erhalten kann". Titel- und Rangfragen führten daher nicht nur an den Höfen, auf den Reichstagen, bei feierlichen Akten, sondern auch in kleinen Kreisen zu ewigem Zank und Streit, etwa wegen der Reihenfolge beim Hochzeitszug zur Kirche — ein schroffes Beispiel, wo die Altdorfer Stadtschreiberin deswegen die ganze Stadt und Nürnberger Patrizier dazu in Bewegung setzt, findet sich in meiner „Geschichte des deutschen Briefes". Bei dem ganzen Titelwesen waren im übrigen die allerfeinsten Einzelheiten zu beobachten: ein Doktor der Rechte hatte andere Ansprüche als einer der Medizin, ein graduierter Diakonus andere als ein nichtgraduierter usw.

Ebenso unfranzösisch war die servile Höflichkeit, die damals als ein so treffliches Beförderungsmittel angesehen wurde. Feine Höflichkeit lag dem groben und zum Teil noch immer tölpelhaften Deutschen im Grunde durchaus nicht; so kam man eben zur „Complimentierart". Schon 1643 definierte der „Unartig teutsche Sprach-Verderber" das nun „sehr gemein gewordene" Wort Kompliment als „Gepräng (gut teutsch Auffschneiderey, Betrug, Heucheley). Wann ist aber bei den Teutschen jemahl mehr Prangens, Auffschneidens und Betrugs gewesen, als eben jetzunder, da das Wort Complimente aufkommen ist?" Die Folge der Ungeeignetheit des Deutschen für jene feine Höflichkeit war eben Künstlichkeit, Übertreibung, Unnatur. Das fiel den Fremden früh auf. So unterscheidet schon 1620 der Italiener Panfilo Persico in seinem „Secretär" von der einfachen, freien Weise der Franzosen, denen Anmut und Grazie mehr sei als alle Verbrämung, die demütige Umständlichkeit der Deutschen, die sich nicht genug tun könnten in Titeln und Zeremonien und der ängstlichen Beobachtung der Formen. Das Abstoßende lag einmal in jener schweifwedelnden Servilität und weiter in der nunmehr gerade von dem französischen Klassizismus bekämpften schwülstigen Ausdrucksweise. Diese bereits (vgl. S. 292) erörterte, das

Geschraubte, Bombastische, „Geschmückte“ liebende Art erschien in Deutschland besonders lange als das Feine und hat gerade in der höfischen Konversation und im Briefstil, in dem nun, wie Harsdörffer einmal sagt, „mehr flüssende Beredsamkeit, ausgesuchtere Wort und weitschweiffigere Umstände“ verlangt wurden, ihre Hauptpflege gefunden. Die Schmeichelei konnte in dieser Sprache den Gipfel erklimmen. Die Konversation, die man freilich nicht nach den karikierenden Komödien, auch nur zum Teil nach den Komplimentierbüchern beurteilen darf, zu beherrschen, war ja ein Haupterfordernis für die „galante“ Welt und hatte nach Gracian „vielen mehr Nutzen gebracht als alle sieben freye Künste zusammen“: sie bestand jetzt sehr oft eben nur in schwülstigen Komplimenten, wie z. B. Weise ausdrücklich bestätigt. Daher mußte man sich ständig darin üben: „dannenhero ein zukünfftiger Politicus Ursache hat, bey guter Zeit solcher Uebung nachzudenken“. Man bereitete sich oft gewissenhaft vor. Komplimente ließ der Informator seine Zöglinge memorieren; die zahlreichen Komplimentierbücher (s. die nebenstehende Abbildung) gaben vielen die erwünschte Stütze. Weise hat sogar als Lehrstück für Schüler eine „Complimentierkomödie“ geschrieben. Gewiß war das alles im Grunde eine Mode, aber eine von vielen sehr ernst genommene und allmächtige. Übrigens änderte der servile Geist der Zeit auch die Anrede. Statt des direkten Fürwortes brauchte man die unvertrauliche dritte Person Singularis (er; sie) und noch lieber „der Herr“ usw., auch im Familienverkehr (der Herr Vater wolle, Ihr wünsche ich, Demselben berichte ich). Dann ging man noch weiter, machte den anderen zu einer Mehrheit und gebrauchte die dritte Person Pluralis, wie Talander ausdrücklich sagt: in Anlehnung an den Hofstil. Wenn nun auch, wie wir noch (S. 362 f.) sehen werden, der französische Einfluß — „in frantzöschen brieffen macht man keine complimenten nicht“, schreibt einmal Lise Lotte — eine größere Kürze der Komplimente herbeiführte, der Grundzug der deutschen Höflichkeit blieb derselbe. Man war nicht nur niedrig servil und gänzlich unaufrichtig — denn der wahre Geist der Zeit war ein höchst unzufriedener, krittelnder, räsonierender, wie ihn die Flugschriften oft zeigen —, sondern vor allem auch ausgesprochen künstlich und unnatürlich.




Titelblatt eines Komplimentierbüchleins des 17. Jahrhunderts. Nach den „Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum“ 1892.

Die neue Bildung bedeutete für den Deutschen überhaupt eine totale **Verbildung**. Und diese Verbildung beeinflußte sein ganzes Fühlen und Empfinden. Im Barock wollte man ja mit dem Schwulst an sich starkes Fühlen zum Ausdruck bringen, aber das Überschwengliche machte den Gefühlsausdruck eben zu einem manierierten, also unwahren und



unechten. Im Deutschen erhielt er aber zugleich bei der Unbeholfenheit und der Pedanterie des Deutschen einen grotesken und lächerlichen Charakter. Gerade in Deutschland fand nun aber der Schwulst, wie eben betont, die liebevollste und am längsten dauernde Pflege. Zahlreiche Beispiele für die **Unnatur des Gefühlsausdrucks** bieten die Briefe, vor allem die auf die Hofromane und Komplimentierbüchlein gestützten Liebesbriefe. Besonders bezeichnend sind aber die geschwollenen Äußerungen des Schmerzes. Zwar die Trauercarmina und Epicedia, die „Herzschmerzlichen März-Trauer-Thränen“, „Doppelten Klagecypressen“ usw., die sich in der damaligen Blütezeit der äußerlichen, aus der Renaissance stammenden Gelegenheitsdichtung breit machten, und deren Überschwenglichkeit mit dem Range des Leidtragenden stieg, rührten selten von den Betroffenen selbst her, aber diese haben doch an solchen unnatürlichen und phrasenhaften, ihnen untergelegten Gefühlsäußerungen sicherlich Gefallen gefunden. Zugleich Verfasser ist aber z. B. ein Immanuel Rango, der 1700 seinen verstorbenen Oheim, den Professor Rango in Greifswald, unter anderem also besingt: „Der Vater ist dahin! Wer wollte hier nicht weinen? Wer nehrt in seiner Brust ein diamanten Hertz? Es geht das Bocks-Blut vor an Krafft den Kiesel-Steinen, Drum wirkt dis Thränen-Blut bei tausend Seelen-Schmertz.“

In der eigentlichen **Literatur** verursachte schon der von Frankreich übernommene, dem deutschen Ausdruck von vornherein Steifheit verleihende Alexandriner eine starke Verwendung von schmückenden Adjektiven und Attributen, ein Einherstolzieren der Worte. Unter den literarischen Gattungen spiegelte vor allem die galante Lyrik jenen Mangel an ursprünglichem Empfinden, jene Künstlichkeit wider, während wir im „Gesellschaftslied“ wie im Kirchenlied — insbesondere hat Paul Gerhard tiefer Empfindung kraftvoll-einfachen und ergreifenden Ausdruck gegeben — innigere Töne öfter erklingen hören und in der Tragödie wenigstens Gryphius Kraft und Tiefe des Gefühls verraten hatte. Selbst in jener fabrikmäßig hergestellten Gelegenheitspoesie hatte früher ein Simon Dach, der sie wie einen Frondienst übte, doch auch Töne inniger Empfindung angeschlagen, wie er sie am schönsten in seinem schlichten Lied „Anke von Tharau“ fand. Der typische Dichter aber war „Dichter“ noch immer im Sinne der schulmäßig erlernten lateinischen Renaissancedichtung, er dichtete nach der Regel, nach Opitzscher Vorschrift, er brauchte für seine wortreichen Elaborate zwar einige Phantasie, aber keine Leidenschaft, er „verfertigte“, wie Riehl gut betont, im Schweiße seines Angesichts, wie wir hinzufügen können, seine Gedichte, und die Musiker „verfertigten“ dazu die Musik. Freilich ging in der kirchlichen Musik gleichzeitig die Entwickelung von einem schon bedeutenden Meister wie Schütz zu dem unendlich viel größeren Bach (vgl. S. 403). Das „hölzerne Reim- und Tongeklapper“ suchten noch um 1740 nur die oben charakterisierte Schlüpfrigkeit, obwohl daneben sich damals schon eine lehrhafte Moral breit machte, und ein gequälter Witz weniger langweilig zu gestalten. Gerade das Zurücktreten des früher so blühenden naiven **Humors** ist ein weiteres Zeichen der Unnatur. Geschwunden ist er freilich nicht. Das zeigt auch in der Literatur die Linie von dem „Simplicissimus“ Grimmelshausens und den Scherzspielen des Gryphius zu dem volksbuchartigen satirischen Roman Reuters „Schelmuffskys Reisebeschreibung“. Und wenn der Humor auch sonst, vor allem bei vielen Frauen gesunder Art, wie Lise Lotte, und beim niederen Volk noch seine Stätte und auf der Bühne der Hanswurst ein großes Publikum hatte, so war er doch bei den „Gebildeten“ jener affektierten Witzelei, die das Unanständige bevorzugte oder sich gelehrt ausstaffierte und mit geistreich sein sollenden Wortspielereien arbeitete, gewichen.

Das Wort „Schimpf“, eigentlich Scherz, erhielt nun, da man die volkstümliche Laune nicht mehr liebte, seine heutige Bedeutung, wie damals auch gemein (d. h. allgemein) erst vollends „gemein“ in unserem Sinne wurde (vgl. S. 266).

Verbildung zeigt weiter besonders das Verhältnis zur umgebenden Natur. Das Naturgefühl war bis dahin jenes herzlich-naive gewesen, das noch Luther in so hervorragendem Maße besaß (vgl. S. 122), keineswegs etwa, trotz der zackigen, wilden Hintergründe der Bilder, ein romantisches, tieferes: die Alpen waren ein „gräulich und langweilig Gebirg“, und nur die fruchtbare Landschaft galt als schön. Jetzt jedoch ist man viel unempfänglicher für die einfachen Reize der Natur. Wieder darf man freilich nicht generalisieren. Lise Lotte wird „einen schönen Garten eher müde als einen wilden Wald oder Wiesen mit Weidenbäumen und Bächen“. Aber wenn sich auch in der Literatur bei Grimmelshausen naiver Natursinn findet und später das Kirchenlied ähnliche Töne anschlägt, wenn auch Rist, freilich in lehrhafter Weise, die Freude an Blumen und Bäumen als schönste hinstellt, so laufen sonst die dichterischen Naturmalereien auf phrasenhaftes, schwulstiges, später nüchternes Wortgepränge, auf künstlich-gelehrte Verwendung eines antiken Apparats, auf Nachahmung des sentimentalen Schäfergetändels des Auslandes hinaus. Diese aus der Renaissance stammende, in Italien und Spanien in Roman und Drama entwickelte Schäferdichtung, die aus der Hyperkultur hervorging und ein erstes Flüchten zur Natur, freilich zu einer unnatürlich und konventionell gestalteten, darstellt, übertrug als reines Bildungsprodukt erst Opitz nach Deutschland. Allmählich gehörte das gezierte Schäfertum aber ständig zur galanten Gesellschaft, unnatürliche Verkleidung der Sehnsucht nach der Natur. Naturfreude äußert sich sonst in der gesteigerten Wertschätzung des Gartens, der freilich mehr, wie ja schon früher (vgl. S. 99), ein Ort der Geselligkeit ist. Im 17. Jahrhundert werden Einladungen zu Gartenfesten immer häufiger. Eine beliebte Versammlungsstätte des Königsberger Dichterkreises war Alberts Garten mit seiner „Kürbislaube“. Man freut sich jetzt auch mehr am Spazierengehen und -fahren. Bei einem



Französischer Garten. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 345.



Aufenthalt Christian Adolf von Anackers in Hamburg 1733 fährt man in einem Lustschiff auf der Alster spazieren. Aber er wird auch mehrfach in Gärten geführt: „wir sahen unterschiedl. gärten, welche mit den schönsten alléen, statuen, parterre, Wasserkünsten und Cascaden gezieret“. Hier sieht man alsbald wieder die Verbildung: es ist der schon (S. 7 und 18) geschilderte französische Garten (s. die Abbildung S. 344) mit seiner Zurechtstutzung der Natur und seinem künstlichen Beiwerk, der den Menschen damals zusagt.

Eine geschmacklose Vergewaltigung der Natur zeigte nun auch das Tragen der zuerst am französischen Hofe (um 1620) beliebt gewordenen Perücke (s. die untenstehende Abbildung). Sie kam mit der französischen Tracht, die nach dem erneuten Eindringen zu Anfang des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 293 und 303) nach dessen Mitte zu dauernder Herrschaft gelangt war und, von anderen Einzelheiten, der Weste, dem kurzen Beinkleid, den seidenen Strümpfen, dem Galanteriedegen, abgesehen, im Grunde den modernen, aus der Soldatentracht hervorgegangenen, in der Taille anliegenden, später offenen Rock mit Ärmelaufschlägen usw. brachte; die alamodische martialische Weise (vgl. S. 303 f.) trat aber jetzt zurück. Die „Staatsperücke“ entsprach dem pomphaften, schwülstigen, gespreizten Geist der Zeit. Sie zierte bezeichnenderweise auf den Denkmälern selbst die Fürsten, die — auch bezeichnend — als römische Imperatoren dargestellt waren. Gemäß der noch zu schildernden Geschmacksentwickelung überhaupt wurde sie freilich nach anfänglich wilder Gestaltung seit 1670 immer regelmäßiger, übrigens nach dem Stande differenziert. Sie machte die Haltung des Trägers durch den das beliebte Blond vortäuschenden Puder immer gezierter; der jetzt dreieckige Hut mußte nunmehr unter dem Arm getragen werden. Mit infolge des Puders schwand auch die anfängliche Größe der Perücke. Die Lockenmasse zwang man schließlich wegen ihrer Lästigkeit, nach dem Vorbild französischer Offiziere, hinten in einen Haarbeutel, den dann wieder der militärische steife Zopf verdrängte. Schon 1663 schrieb Rango über die Geschichte der Perücke, ein Stoff, der dann beliebt blieb. Charakteristisch ist noch die Beseitigung des natürlichen Bartwuchses (s. die Abbildung S. 346), der anfangs wenigstens in winzigen Flecken am Kinn, unter der Unterlippe und zuletzt noch unter der Nase geduldet war.



Perückenmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. I, Würzburg 1699.

Es ist klar, daß das geschilderte äußerliche Gebaren der Zeit zu keinem generell absprechenden Urteil über die damaligen Menschen führen darf. Daß überhaupt gegenüber der neuen feinen Bildung die alte volkstümliche Art nicht völlig schwand, werden wir später (S. 373 ff.) sehen. Aber von dieser Unterströmung abgesehen, beobachteten wir doch eben schon (S. 344) gegenüber der herrschenden Unnatur vereinzelte Züge natürlicher Empfindung. Deutsche Innerlichkeit lebte vor allem auf religiösem Gebiet weiter, und vom Pietismus

werden wir (S. 378) eine Reaktion gegen die höfische äußerliche Kultur ausgehen sehen, ebenso von einer mystischen Richtung (S. 377 f.) hören. Gegenüber der betonten Charakterlosigkeit ist auf jene Opposition gegen die Fuchsschwänzerei und das Hofleben (vgl. S. 340) zu verweisen. Überhaupt hielt sich doch ein gut Teil innerer Tüchtigkeit und ernster Lebensauffassung bei hoch und niedrig. Sittliche, biedere und fromme Grundsätze tragen z. B. die Instruktion, die der Kanzler Wolff von und zu Totenwarth für seinen auf die Universität gehenden Sohn 1630 ausarbeitete, sie kennzeichnen auch spätere ähnliche Anweisungen schon modernerer Leute, ebenso die väterlichen Briefe, wie etwa die des Hamburger Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn in Lissabon um 1680. Vor allem blieb der alte Familiengeist in seiner Gemütswärme ziemlich unangetastet. Ein Fürst, Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, schenkte 1674 seiner Gemahlin ein Gebetbuch mit der Widmung: „Bitte bey Lesung dißes Buches wolle Mein Aller Liebstes Hertz dessen nicht vergessen, welcher gewiß mit trewem bestendigem Hertzen ist vndt bleiben wirt Meines Allerliebsten Engelshertz trewester gantz eigener gemahel bis in den thodt.“



Der Barbier. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 345.

---

Eine erfreuliche Ergänzung zu jenen Schattenseiten bietet weiter das Geistesleben, das freilich der Äußerlichkeit auch nicht ermangelte. Wir werden sehen, wie sich trotz aller Verfallserscheinungen ein außerordentlicher Reformeifer verheißungsvoll geltend machte. Zunächst ergab sich trotz der Verknöcherung der humanistischen wie der protestantischen Ideen aus ihnen fortgesetzt eine Stärkung des individualistischen Geistes. Eine persönliche Überzeugung trat nun immer häufiger hervor, ihre Verteidigung wurde immer origineller. Freilich unserem Blick erscheint noch vieles über einen Kamm geschoren: aber trotz aller Scheu vor dem Auflehnen gegen das Autoritativ-gemeinsame hegten zahlreiche Einzelne, wenigstens im stillen, eigene Ideen und vertraten sie oft begeisterungsvoll, meist freilich auch in krausem, verschnörkeltem Gedankengang. Gerade das Phantastische des Barocks und die Willkür des Rokokos stimmen zu dem „eigensinnigen Trotz auf die möglichst barocke Persönlichkeit“, der „Neigung zur individuellen Karikatur“, wie sie Riehl hervorhebt, und so darf er auch „keine Zeit so reich an genrehaften humoristischen Originalen, die sich eine Welt für sich allein bauten“, finden wie jene. Für die Betonung der Persönlichkeit war uns schon früher (vgl. S. 196) die Pflege des Porträts bezeichnend. Immer zahlreicher wurden die Selbstbiographien, die das Kleinste bei dem werten Ich berücksichtigten; immer mehr suchte der Einzelne sich in der Konversation wie in Briefen hervorzutun, bis dann im späteren 18. Jahrhundert die Persönlichkeit auch im Stil völlig durchbrach.



Ein weiteres charakteristisches Moment im Geistesleben ist der zunehmend intellektualistische Zug. Das rationalistische Element der Renaissance tritt nun mit stärkerer Wirkung hervor, in Deutschland, wie wir noch sehen werden, vor allem infolge fremder Einflüsse, des holländischen und des französischen. Der sich anbahnenden Verstandesherrschaft kam die Äußerlichkeit der Zeit entgegen. Weiter aber macht sich jetzt ein immer wieder die menschliche Entwickelung bestimmendes Moment geltend, das der Reaktion: gegenüber der erregten Stimmung des Barocks (vgl. S. 288), gegenüber dem übertriebenen Wesen, dem Schwulst setzt eine Periode nüchterner Kälte ein, naturgemäß vom Verstande geleitet. Hatte in dem bombastischen, effektreichen Wortgepränge trotz aller Manier immerhin einiges Feuer und Phantasie gesteckt, so war doch die Scheinsucht (vgl. S. 289) immer mehr das Entscheidende geworden. Die berechtigte Opposition gegen die Gekünsteltheit, die Unwahrscheinlichkeit führte jetzt zur völligen Nüchternheit, zuerst in Frankreich, dann auch in Deutschland. In Frankreich, einer Hauptstätte der Renaissancekultur, hatte sich auch im Barock immer eine reinere und klarere Unterströmung der Renaissancebildung gehalten: sie wuchs jetzt zum strengen Klassizismus aus. Er unterwirft mit jenem schon (S. 336) erörterten, allgemein für Frankreich charakteristisch gewordenen Zwang der Autorität das Geistesleben, insbesondere die Literatur, der aus der Antike abgeleiteten Regel. Das formale Element wird erneut zur Hauptsache. Die formale Regel, die äußere Gesetzmäßigkeit, herrscht, wie wir (S. 311) sahen, nicht minder im gesellschaftlichen Leben wie im Geschmack (französischer Garten). Das Ideal wird die Korrektheit (auch in der Sprache), womit die Persönlichkeit, schließlich die Innerlichkeit überhaupt ausgeschaltet, zugleich freilich auch jener Schwulst wie alle Unnatur zurückgedrängt wird. Die Natürlichkeit wird nun zur Norm, aber eine eingeengte, dem französischen Gesellschaftsmenschen angepaßte Natürlichkeit, die die rhetorische Phrase keineswegs ausschließt, sondern sogar kultiviert. Jedenfalls erwuchs aber in Frankreich unter dem Feldgeschrei „Vernunft und Natürlichkeit“ eine hohe literarische Blüte. In Deutschland hat erst Gottsched, mit Hilfe des französischen Klassizismus, eine literarische und allgemeingeistige Hebung versucht (vgl. S. 385 ff.): zunächst waren hier vollständige Plattheit und nüchternste Trivialität die Folge der neuen Strömung, die schließlich ebenso geschmacklos waren wie der Schwulst, den in Deutschland zuerst Wernigke bekämpfte. Aber immerhin war diese Nüchternheit der erste Schritt von der herrschenden Unnatur und Gezwungenheit zurück zur Natur. In der Literatur ist der typische Autor damals Christian Weise (vgl. S. 356 f.), der Rektor von Zittau, trotz gewisser volkstümlicher Züge (vgl. S. 374) durch und durch nüchtern und äußerlich, auf den Nutzen bedacht und lehrhaft, wie er denn auch die Poesie als plattes Versedrechseln zum Lehrgegenstand machte. Im gelehrten Leben ist ein nüchterner Zug gleichfalls unverkennbar. Ihn förderte der Aufschwung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, auf den noch (S. 353 f.) zurückzukommen sein wird. Die Neigung zur Mathematik (vgl. S. 350), diesem Mustergebiet der Herrschaft von Gesetz und Regel, begünstigte die Klarheit der Auffassung wie des Ausdrucks.

Derselbe äußerliche, verstandesmäßige Geist der Zeit zeigte sich uns bereits in ihrem ausgesprochenen Nützlichkeitsstandpunkt, in dem realpolitischen Sinn der Staatsmänner, in der gemeinen Weltklugheit, die (vgl. S. 339 f.) zum Prinzip der ganzen Lebensauffassung geworden war. Dieser Standpunkt beherrschte nun auch das geistige Leben. Rein auf den Nutzen, das Lernen, war z. B. das Reisen (vgl. S. 326 f.) angelegt. Indes hat

dieser Standpunkt doch zu einer Revision des bisherigen gelehrten Wesens geführt, das des wirklich Unnützen die Hülle und Fülle in sich barg. Am meisten kamen einer Nutzbarmachung des Wissens noch die polyhistorische Neigung und der außerordentliche gelehrte Sammeleifer schon des 16. Jahrhunderts entgegen. Ursprünglich um die seit der Humanistenzeit so geschätzte Eloquenz inhaltlich rasch und bequem zu fundamentieren, entstanden immer zahlreichere und immer umfangreichere Kompendien, die alle möglichen Wissensmaterien, jetzt meist ohne Krönung durch die Theologie, zusammenfaßten. Es waren zum Teil wüste Stoffsammlungen, nur selten systematisch geordnet, wie es Theodor Zwingers „Theatrum humanae vitae" war. Im 17. Jahrhundert kam in diese Enzyklopädien auch ein spezifisch didaktisch-technischer Zug, wie ihn die Sammelarbeiten des Comenius und Morhofs „Polyhistor" zeigen. Morhof hat aber auch das Ideal des Polyhistors persönlich verkörpert und es überhaupt zum Bildungsideal machen wollen. Die polyhistorische Neigung ging auch durch das ganze Zeitalter: überall stopfte man solchen meist ungeordneten, zusammengerafften Wissensstoff hinein. Manche der damals sehr wichtigen Briefsteller z. B. tragen in ihren Mustersammlungen völlig enzyklopädischen Charakter — wieder tritt hier jener Zusammenhang mit der Rhetorik hervor —; so der „Teutsche Secretarius" von Harsdörffer. Er hat Abteilungen wie diese: „Nachsinnige Juristische, Historische und Politische Briefe", „aus der Sittenlehre", „aus der Naturkündigung" und behandelt Themata wie die folgenden: „Lob (Verachtung) des Landlebens, Vom Schachspiel, Von einem Zweikampff, Erkundigung bey einem Arzt, woher die, so von der Spinne Tarantula gestochen werden, zu tanzen pflegen." Die Zahl der polyhistorischen Kompendien, die polyhistorische Verbrämung des Unterrichts erklären auch das überall hervortretende Prunken mit allerlei Wissenstand, die gelehrten Anspielungen in Briefen, Reden, Gedichten, namentlich in der so üppig wuchernden Gelegenheitspoesie. So beglückwünscht Paul Fleming den Komponisten Heinrich Schütz zur Wiederherstellung seiner Mutter unter anderem so:

„Ist's nicht so, berühmter Schütze?
Deine Mutter war wie schon
An der schwarzen Lethenpfütze
Und dem bleichen Phlegethon.
Charon, der erblaßte Mann,
Schrie sie schon ums Fährgeld an."

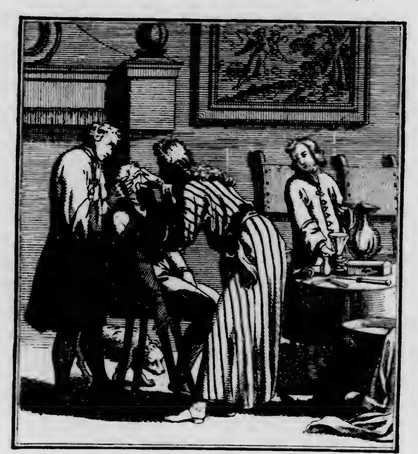
Weit fruchtbarer als solche Verwendung gelehrten Vielwissens war jene schon früher (S. 250) erwähnte gelehrte Sammeltätigkeit. Dieser Zug wuchs nun ungemein. Jetzt begann, mit Paulsen zu sprechen, das „Zeitalter der Observationen und Thesauren, der Gronovius und Graevius, der Conring und Schurtzfleisch, der Morhof und Fabritius. Das Altertum wurde Museumsobjekt." Es entstanden große Sammlungen historischen Materials, von Urkunden und Chroniken. Derselbe Sammeleifer zeigte sich in der häufigeren Anlegung öffentlicher Bibliotheken wie in dem wachsenden Umfang der privaten. Es kam der Beruf des Bibliothekars auf, ebenso der des Antiquars. Man sammelte Handschriften, Briefe berühmter Männer, wie Camerarius es tat, Münzen, Medaillen — Lise Lotte hatte 1721: 957 Medaillen —, Kupferstiche, Bilder, Porzellan; auch Privatleute legten jene schon (S. 281 ff.) berührten „Kunstkammern" und Naturalienkabinette immer häufiger an. J. D. Major meint 1674, daß auch „mittel- und niedrigere Stände sich nicht mäßigen können, einen Versuch zu tun, allerhand ... Kunst-, Antiquitäten-, Schatz- und fürnehmlich Naturalien-Kammern ... aufzurichten". Neben dem Unsystematischen und Kritiklosen bleibt dabei der Hang zum Kuriosen bezeichnend (vgl. S. 281 ff.), wieder eine Folge jener Wertschätzung von Äußerlichkeiten. Daraus erklärt sich auch die literarische Behandlung



mannigfacher entlegener Themata oder kleiner Gleichgültigkeiten des privaten Lebens. Die Anfänge kulturhistorischer Interessen tragen zunächst diesen „kuriösen" Charakter.

Kamen diese Seiten des bisherigen Geisteslebens der neuen Strömung entgegen, so hatte es andere, die es als im höchsten Grade reformbedürftig zeigten. Es waren alle jene Seiten, die die französierten Leute unter dem Namen der „Schulfüchserei", der „Pedanterie" zusammenfaßten. Es war der ganze, auf das Formalistische gerichtete, unter der Herrschaft des humanistischen Lateins stehende, immer noch theologisch orientierte neuscholastische Betrieb. Es war die mit lauter Äußerlichkeiten durchsetzte, eingebildete Gelahrtheit, deren beste Seite ein emsiger, dicke Bände fabrizierender Fleiß, deren Kehrseite die Abhängigkeit von den Vorgängern, das naive Abschreiben war. Sie stand immer noch unter dem Zeichen der humanistischen lateinischen Eloquenz, der Phrase: die ganze Einrichtung der Schulen wie der Universitäten, die Deklamationen und dramatischen Schulaufführungen, die Disputationen und Kolloquien beförderten die Massenanwendung der lateinischen Reden, Carmina usw., alles in widerwärtiger Schuldressur erlernt und von den Kundigen mit schwülstiger Gespreiztheit von sich gegeben, wie es schon Gryphius im „Horribilicribrifax" durch den Schulmeister Sempronius mit seinen Zitaten und Phrasen verhöhnte. Dabei nahm die einstige Wertschätzung der Klassizität der Form mehr und mehr ab. Die Pflege des Griechischen wurde gegen das 16. Jahrhundert immer mehr beschränkt und konzentrierte sich wesentlich auf das Neue Testament. Um so mehr Gewicht wurde wieder, wie zur Zeit der Scholastik, auf den theologischen und philosophischen Disputationsbetrieb gelegt. Die Philologie, nunmehr mit einem Nimbus umgeben, blieb doch klein gegenüber der Theologie, bei der wie bisher die Dogmatik und die Polemik im Vordergrund standen. So kam es, daß Leibniz vorschlagen konnte, die Universitäten am besten ganz verfallen zu lassen, daß Thomasius schrieb, es herrsche „zum Exempel in der Philosophie anstatt der Logik eine grobe Zankkunst, anstatt der natürlichen Gottes-Lehre dumme, aber dabei tollkühne und ketzermacherische Grillen, anstatt einer echten Sitten- und Regimentslehre unnütze Pedantereien, damit man nicht einen Hund hätte aus dem Ofen locken können, oder handgreifliche jesuitische Lehren". Die Kirche wieder stand unter der Herrschaft eines erstarrten orthodoxen Pfaffentums, das in alter Streitsucht und Verfolgungsleidenschaft, wie sie z. B. Calixtus erfuhr, aufging und das Gemüt einengte und abstieß. Die Beschränktheit und geistige Unfreiheit zeigte sich sodann nach wie vor in der wüsten Hexenverfolgung, harmloser in den trotz der gemachten Fortschritte (vgl. S. 251 f.) weiterdauernden naturwissenschaftlichen Wahnmeinungen zum Teil ergötzlichen Charakters. In der Medizin und erst recht in der verbreiteten Quacksalberei (s. die Abbildung S. 350) spukte immer noch viel Abergläubisches herum — abergläubisch in unserem Sinne, nicht in dem jener Zeit —, ganz abgesehen von dem abergläubisch verbrämten Aderlaß (vgl. S. 112). Die Kalender behielten übrigens noch bis ins 19. Jahrhundert die Tafeln für diesen bei. Wie früher schädigten zunächst auch jetzt noch das gelehrte Leben oft gewisse moralische Schwächen der Professoren wie der Studenten. Bei jenen zeigten sich oft Faulheit, Geldgier, zum Teil aus ihrem mangelhaften Einkommen erklärlich, und charakterlose Liebedienerei, bei diesen ein auf die Spitze getriebener Pennalismus und die alten rohen und wüsten Sitten, die Rauf-, Spiel- und Trunksucht, die in der feineren Zeit immer abstoßender wirkten, freilich auch ein Stück mittelalterlicher Kraft und Derbheit fortpflanzten, vermischt mit dem soldatischen, auch die Renommiersucht hinzufügenden Erbe des Dreißigjährigen Krieges — „Itzt ein Student, balde ein Soldatt" heißt es 1631 in

einem Stammbuch. Unzucht und Zotigkeit herrschten allgemein. Klagte schon 1631 ein Jenaer Student über das dortige „üble und bäurische“ Leben, so steigerte gerade Jena diese Seiten noch besonders. Im Äußeren unsauber, selbst vor Diebstahl nicht zurückscheuend, Branntweintrinker, war mancher Student geradezu ein Abschaum. Den besten Einblick in dieses Treiben geben Dürrs „Geschichte Tychanders“ von 1668 und Happels „Akademischer Roman“ (Ulm 1690). Daß erfreulichere Seiten aber vorhanden waren, wurde schon früher (S. 249) betont. Häuslicher Sinn ferner war bei den Gelehrten, die sich oft eines großen Kindersegens erfreuten, nicht selten. Anderseits blieb ihnen eine große gesellschaftliche Ungewandtheit eigen, wie sie denn auch dem Franzosentum in den Sitten am längsten widerstanden.



Der Okulist (Augenarzt, Starstecher, meist Quacksalber). Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 349.

Aber dieselbe Zeit zeigt nun doch auch, zunächst im Ausland, das Heraufziehen eines neuen Geistes, einer neuen geistigen Grundstimmung. Das Entscheidende ist die Wendung auf das Leben, die Gegenwart, auf die Natur, daraus ergibt sich immer mehr ein Zurücktreten der rein kirchlichen Orientierung des Geisteslebens, d. h. des eigentlichen mittelalterlichen Charakteristikums, daraus ergibt sich zum Teil aber auch ein Zurücktreten des Faktors, der bisher am meisten im Sinne einer geistigen Säkularisation gewirkt hatte, des von der Renaissance gepriesenen Altertums. Wir werden sehen, wie hierin Bacon vorangegangen ist. Bacon ist aber auch sonst von entscheidender Bedeutung, freilich nur in programmatischer Beziehung. Er bekämpft die Vorherrschaft der reinen Spekulation ohne die Grundlage der Erfahrung. Die Erfahrung wieder ergibt sich aus der eindringlichen Beobachtung der Natur, der Entdeckung ihrer Geheimnisse. Mit deren Beherrschung wird der Mensch zum Herrn der Natur, und damit ist der Fortschritt der Menschheit gegeben. Diese neue Richtung auf die Natur sollte für die Folgezeit von größter Bedeutung werden. Bacon hat im übrigen die Methode der Induktion, das fördernde Grundprinzip der neueren Naturwissenschaft, nur schärfer betont als manche Vorgänger. Dieses Prinzip drang anderseits nur langsam durch und spielte in der Naturwissenschaft eine gewisse Rolle erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Methode, die zunächst und noch lange das ganze Denken beherrschte, war die mathematische, die gerade den gegensätzlichen, den deduktiven Charakter trägt. Die stärkere Betonung der Mathematik stammt schon aus der Renaissance (vgl. S. 253), in ihrer nunmehrigen Bedeutung — eine Vorbedingung dafür war ihre begriffliche Ausgestaltung — spiegelt sich jenes Hervortreten des intellektualistischen Geistes, jene Hingabe an die Verstandesarbeit und die Freude an glatten, mechanischen, gesetzmäßigen Ergebnissen durchaus wider. Die ganze Welt wird zum Rechenexempel und zur einheitlichen mathematischen Konstruktion; die Philosophie löst sich vom theologischen Denken



zunächst eben durch das mathematische: alles läßt sich nun vortrefflich ableiten und unumstößlich gestalten. Aus dieser mathematischen Grundrichtung der Zeit zogen auch die Naturwissenschaften, insbesondere die Mechanik und die Astronomie, größten Gewinn. Gerade die Naturwissenschaften befanden sich damals (vgl. S. 353) in immer größerem Aufschwung. In Zusammenhang mit diesem Drang nach Erkenntnis der Natur steht nun ein Zurückgehen auf das Natürliche überhaupt, eine Betonung des Rechtes der menschlichen Natur, d. h. vor allem des natürlichen Lichtes (lumen naturale), der menschlichen Vernunft, gegenüber der Kirche mit ihrem Offenbarungsglauben, gegenüber der irrationalen Gestaltung von Staat und Gesellschaft. Die umwälzenden Gedanken der natürlichen Theologie und des Naturrechtes gewinnen damals Macht über die Geister. Die Elemente des neuen „natürlichen“ Systems, das sich auf ursprünglich gegebene, eingeborene elementare Begriffe wie auf Naturtriebe stützt, darf man mit Dilthey auf die Antike, auf die Beeinflussung des Humanismus durch die Stoa, zurückführen. Melanchthon war in Deutschland der Mann, der eben von der antiken, im Mittelalter fortgepflanzten Philosophie zu dem neuen Geist hinüberleitete und die rationalen Elemente der Antike wie auch des Mittelalters in seiner freilich nur den Glauben stützenden Philosophie vermittelte: tiefe innerliche Frömmigkeit und die Richtung auf eine natürliche Auffassung der Welt waren bei ihm noch ungeschieden.

Entscheidend wird nun aber die Weiterentwickelung des aus der Renaissance stammenden rationalistischen Geistes insbesondere seit Erasmus in Holland. Der schon auf anderen Gebieten von uns (S. 318) beobachtete starke Einfluß Hollands sollte nun auch im Sinne der geistigen Befreiung wirken. Einen freieren Geist mußte schon der politische Freiheitskampf der Holländer fördern, ebenso aber auch die blühende kaufmännische Kultur mit ihrem weiten Horizont. Dazu kam nun die Hingabe an die Renaissancebildung, teils an alte Traditionen (vgl. S. 185f.) anknüpfend, teils von Frankreich, einer Hauptstätte dieser Bildung, her befruchtet (Berufung Scaligers nach Leiden). Ruhmvoll entwickelte sich in Holland eine neue, lebendig erfaßte Philologie und Altertumswissenschaft, aber auch eine eifrige Pflege humanistischer Bildung in weiten Kreisen. Es erblühte eine nationale Dichtung im Renaissancegeist, die auch auf Deutschland wirkte (Vondel auf Gryphius; ihre Theorie auf Opitz). Diese Bildung verband sich nun in Arminius mit einer von diesem vertretenen freieren theologischen Richtung, die eine schon von Coornheert angebahnte rationalistisch-natürliche Religionsauffassung pflegte, freilich von dem Altcalvinismus heftig bekämpft wurde. Arminianer und humanistisch gebildet zugleich war dann Hugo Grotius, an den sich nicht ganz zutreffend der Ruhm der Begründung eines nicht mehr mittelalterlich-scholastischen natürlichen Rechtes knüpft. Immer schärfer wehte in Holland trotz aller Gegnerschaft eine freie Luft, hierher flüchteten viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten, oft Träger freieren Geistes oder Beförderer humanistischer Bildung. Auch Bayle kam später hierher. Descartes ferner, der große Neuerer in der Philosophie, freilich ein Katholik, lebte lange in Holland. So konnte hier schließlich der als Atheist verschriene, scharfe und klare Denker Spinoza erstehen, der auch eine natürliche Ethik begründete. Im übrigen entwickelten sich in Holland zugleich wieder die Naturwissenschaften immer höher, wichtige Instrumente wurden erfunden, die Medizin blühte auf. Immerhin trat Holland als geistig führendes Land allmählich vor dem gleichfalls protestantischen England zurück. Die natürliche Religion baute dort Herbert streng rationalistisch weiter aus, Hobbes begründete erst recht eigentlich

das rationalistische Naturrecht, Cumberland vertrat eine natürliche Sittlichkeit, Locke begründete den psychologischen Empirismus und kämpfte zugleich für eine naturgemäße Erziehung.

So war denn ein neuer Geist über die europäische Kulturmenschheit gekommen: Vernunft und Natur waren die großen Leitworte geworden, die Zeit der Aufklärung setzte ein. Man sah nicht, daß das, was man für natürlich und ursprünglich hielt, doch erst vom Verstande als solches konstruiert war, daß man mit der vernunftmäßigen Konstruktion von Staat und Gesellschaft der natürlichen Entwickelung vielfach Gewalt antat. Nichts war charakteristischer als die rationalistisch-mechanische Auffassung, daß der Staat ein Produkt vernünftiger Überlegung von lauter selbständigen Individuen und durch einen Vertragsschluß derselben begründet sei. Aber man hatte doch das berechtigte Gefühl, über das bisherige Geistesleben wirklich hinausgekommen zu sein, man fühlte sich bewußt modern und huldigte dem Fortschritt. Jetzt beginnt die wirklich neue Zeit. Man war freilich zugleich, darin doch wieder den kirchlich befangenen Menschen ähnlich, von einem innigen Glauben an die Kraft der neuen Wahrheiten und die Allmacht der Vernunft beseelt. Fast inbrünstig erfaßte man vor allem jenes Zauberwort Natur. Nicht zufällig verbreitete gleichzeitig die französische weltmännische Kultur das Ideal der Natürlichkeit in der Literatur und in der Gesellschaftssprache. Und das 18. Jahrhundert wandelte, wie wir noch sehen werden, durchaus in diesen Bahnen weiter. Von der äußeren Natürlichkeit der Franzosen schritten Engländer und Deutsche zu einer tieferen, freilich zunächst sentimental erfaßten, dann ging man weiter zum ganz Ursprünglichen, empfand das Künstliche der Kultur und pries die Volkspoesie und Homer, bis der englisch beeinflußte Rousseau das Evangelium „Zurück zur Natur!“ mit aufwühlender Wirkung verkündete. Schließlich drang der natürliche Standpunkt auch in der Wirtschaft durch (Physiokraten).

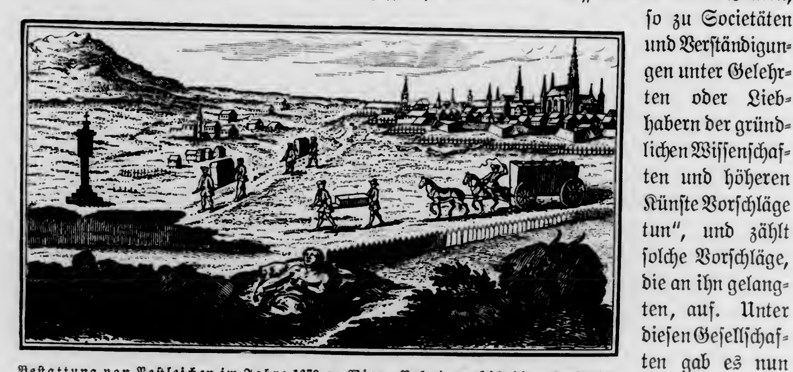
Die Anfänge der ganzen Bewegung haben sich auch in Deutschland in einzelnen Köpfen früh geltend gemacht. Grotius hatte deutsche „Vorläufer“. Auf den Schultern von Grotius und Hobbes, über jenen hinausschreitend und zwischen ihm und Hobbes vermittelnd, stand dann ein Deutscher als einflußreicher Förderer des Naturrechts, neben Leibniz der erste wirklich bedeutende Geist dieser Zeit, Samuel Pufendorf. In seinem großen systematischen, über das engere Naturrecht hinausgehenden Werke „Über das Natur- und Völkerrecht“ (De jure naturae et gentium) wird das Joch der Theologie energisch abgeschüttelt und das durch die Vernunft aus der Natur der Menschen herzuleitende natürliche Gesetz als bestimmend hingestellt. Einem seiner heftigsten Gegner, dem Jenaer Professor Veltheim, gegenüber hat Pufendorf einmal seine Meinung über die bisherige Weltanschauung klargelegt. „Es ist besser, nichts zu wissen, als nur Scholastik zu wissen.“ „Und wenn Velthemius mir entgegenhält, daß ohne Scholastik die protestantischen Theologen nicht mit den Päpstlichen streiten können, so erwidere ich, daß es mir gleichgültig ist, mit was für einem schmutzigen Gewande die Theologen ihr Wissen umhüllen. Keinenfalls aber folgt daraus, daß das Naturrecht dieselben Lappen zu brauchen hat; denn diese Wissenschaft ist nicht erfunden, um mit den Päpstlichen zu streiten, sondern die Handlungen der Menschen und Völker zu prüfen und zu erforschen.“ Daß Pufendorf von Karl Ludwig von der Pfalz lange vor seinem Hauptwerk nach Heidelberg berufen, daß von diesem Fürsten, freilich erfolglos, selbst der „atheistische“ Spinoza begehrt wurde, zeigt bereits die geistige Freiheit gerade einzelner Fürsten (vgl. S. 318). Im ganzen freilich drang die neue Strömung gegenüber dem immer noch überwiegenden kirchlichen Geist wie dem religiösen Sinn der Deutschen nur langsam



durch (vgl. jedoch S. 363), wie ja übrigens auch in Holland und England die Gegnerschaft kirchlicher Kreise sehr stark war.

Die große Masse selbst der besseren Köpfe in Deutschland blieb bei dem scholastisch zurechtgestutzten System der Aristotelischen Naturphilosophie, wie sie an den starren Dogmen der theologischen Orthodoxie festhielt. Aber wenn die Weltanschauung durch die neuen Ideen noch kaum beeinflußt wurde, so waren doch die erheblichen sachlichen Fortschritte, die man gerade auch in Deutschland seit langem in der Naturwissenschaft gemacht hatte, von Bedeutung. Sie hatten die Beobachtung geschärft und das vernunftmäßige Erkennen gefördert. Bereits hatte sich dem Italiener Galileo Galilei der Deutsche Johann Kepler, der freilich nicht von allen geistigen Nebeln frei war, ebenbürtig zur Seite gestellt (vgl. S. 253). Die spekulative Naturbetrachtung trat auch in Deutschland vor der Experimentalphysik mehr und mehr zurück. Nicht minder machte sich hier jener allgemeine Aufschwung der Mathematik bemerkbar, an der das Interesse überdies durch den französischen Bildungseinfluß und die Richtung der Zeit auf das Nützliche gestiegen war (vgl. S. 317), und die auch im Unterrichtswesen nunmehr eine größere Rolle spielte. Bezeichnend ist eine Äußerung Balthasar Schupps: „Wenn ich“, sagt er, „Karls des Großen Reichthum hätte, wollte ich dem Mathematico 3000 Reichsthaler geben, damit er diese scientias also excolire in deutscher Sprache, daß alle Handwerksleute dieselbe lernen und ihre Handwerke dadurch perfectioniren könnten. Dem physico wollte ich auch 3000 Thaler geben, daß er gedächte, ich will die Physik also excoliren, daß die Bauern mehr von mir lernen können, als die Gelehrten aus des Aristotelis Physik bisher gelernt haben.“ Dieser immer stärkere Zug zum Praktischen äußerte sich nun auch in wichtigen Erfindungen, wie derjenigen der Luftpumpe durch den in Holland gebildeten Otto von Guericke, weiter aber seit langem in der Blüte und dem Fortschritt der mechanischen Künste. Die in Deutschland erschienenen mechanischen Schriften, wie etwa Zeisings „Theatrum machinarum“ (1636), sind wesentlich von italienischen Werken abhängig: aber die Leute der Praxis waren dafür um so originaler. Nürnberg war ihr Mittelpunkt. Dort, wo man schon im 14. Jahrhundert das Drahtziehen erfunden hatte, war der Sitz der bewunderten Taschenuhrfabrikation, dort der Herstellungsort allerlei kleiner mechanischer Künsteleien und Spielwerke; dort erfand Hans Hautsch, „ein inventiöser und künstlicher Mann“, Selbstfahrer, eigenartige Feuerspritzen und dergleichen. Solche Interessen ergriffen nun die weitesten Kreise, hoch und niedrig. Dieser zeichnete sich nach einer Vorlage eine Sonnenuhr an sein Haus, jener erfand eine kleine wirtschaftliche Erleichterung oder eine kleine Vorrichtung im Hause. Sehr liebte man die Anwendung der Mechanik zu Überraschungen und Geheimnissen (verborgene Türen in den Wänden, Geheimfächer in Schränken). Der Regensburger Reichstag sah 1651 mit lebhaftestem Anteil den Versuchen Guerickes mit seiner Luftpumpe zu, Fürsten und große Herren ließen sich, freilich mehr aus Neigung zum „Kuriösen“, in einem anatomischen Theater die Zerlegung eines Leichnams vorführen, wie der Jenaer Professor Rolfinck dergleichen am Hofe zu Weimar zeigte. Die Anatomie wurde jetzt überhaupt nicht mehr mit Scheu angesehen, und anatomische Schulen förderten eine auf Beobachtung beruhende Kenntnis. Freilich stand die Medizin noch lange auf niedriger Stufe: den großen Seuchen gegenüber (s. die Abbildung S. 354) war man noch immer machtlos (vgl. S. 110 f.). Der Botanik dienten die seit Ende des 16. Jahrhunderts immer häufiger, namentlich bei Universitäten angelegten botanischen Gärten; die botanischen Werke gewannen in ihren Abbildungen an Deutlichkeit durch die nun angewandten Kupferstiche.

Aber mehr und mehr gingen die Fortschrittsbestrebungen doch auch aus veränderter Grundanschauung hervor. Schon der neben Kepler mit Ehren zu nennende und selbst in England gefeierte Joachim Jungius, der 1622 in Rostock eine naturforschende Gesellschaft (societas ereunetica) begründete, wollte wie Bacon „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung erforschen ..., alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückführen, durch eine richtige Unterweisung fortpflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen vermehren". Jungius, dessen Bedeutung Goethe später gepriesen hat, vertrat also eben den methodischen Fortschritt. Um die Mitte des Jahrhunderts waren ähnliche Bestrebungen dann weiter verbreitet. Entsprechend dem allgemeinen Kultureifer erblühten damals die gelehrten Gesellschaften: Leibniz spricht einmal von den „vielen wackeren Leuten, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höheren Künste Vorschläge tun", und zählt solche Vorschläge, die an ihn gelangten, auf. Unter diesen Gesellschaften gab es nun namentlich auch naturforschende, wie das 1652 von J. L. Bausch aus Schweinfurt gegründete Collegium naturae curiosorum, aus dem dann die Kaiserlich Leopoldinische Akademie hervorging.



Bestattung von Pestleichen im Jahre 1679 zu Wien. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich, wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. V. Vgl. Text S. 353.

Alle diese geistigen Strömungen drängten nun auch auf eine völlige Veränderung der Bildungsziele. Den leitenden Hauptgedanken hatte Bacon bereits angegeben. Es war die Wendung vom Wort zu der Sache, von unfruchtbarer Spekulation und der Dialektik zur Wirklichkeit und zum Leben, zum praktischen Fortschritt. Dieser Realismus, der vor allem den Unterricht und die Erziehung umgestalten sollte, verband sich bei Bacon folgerichtig mit einer Bekämpfung nicht nur der formalen und posierenden humanistischen Bildung, sondern auch der überragenden Autorität des Altertums selbst. Er war nicht blind gegen die geistigen Leistungen der Alten, aber die bessere Erfahrung und Naturkenntnis war bei den Neueren, und diese sollten ihre Weltanschauung und die Einrichtung ihres Daseins danach und nicht nach den antiken Traditionen gestalten. Solche Gedanken wirkten nun vor allem auf Wolfgang Ratichius (Ratke) und den von diesem angeregten Comenius. Sie finden sich auch schon vor Ratke bei anderen, z. B. Eilhard Lubinus in Rostock. Späterhin ist dann V. Andreä besonders zu nennen. Sie alle sprachen aus, was viele empfanden: der „schulfüchsische" Lateinunterricht müsse gründlich reformiert werden; die Autoren nur zum Abpflücken von Phrasen und Sentenzen zu benutzen, die Grammatik zum A und O zu machen



und doch nach vielen Jahren des Unterrichts nur ein wenig Latein stottern zu können, das könne nicht der richtige Weg sein. Man empfahl den natürlichen, der Entwickelung des Kindes entsprechenden, auch kürzeren Weg, nach Analogie der Erlernung der modernen Sprachen, der Muttersprache vor allem. „Omnia juxta methodum naturae", sagte Ratichius. Man schlug also wieder einen völligen Wandel der Methode vor, und weiter drängte man ganz in Bacons Sinne auf die Realien, auf den Sachunterricht. Solche Ideen verbreiteten sich rasch, das zeigt das allgemeine Interesse, das die 1612 öffentlich vorgebrachten Reformvorschläge des Ratichius fanden. Wichtig ist auch die Betonung der vom Humanismus zurückgedrängten Muttersprache: hier lag ein nationales Moment (vgl. S. 306). Daher unterstützten auch die fürstlichen Protektoren der puristischen Bewegung Ratichius' Pläne besonders, so Ludwig von Anhalt, dessen Förderungsversuch freilich scheiterte. Comenius suchte vor allem durch Schulbücher, namentlich den „Orbis pictus", zu erreichen, daß „die Jugend eher zu den Sachen, in deren Erkenntnis die Weisheit besteht, komme und in der Folge besser für die Aufgabe des Lebens vorbereitet werden könne". Das formale Element war bei ihm freilich noch stark genug. Auch als Gegner des klassischen Heidentums berührt er sich mit Bacon, ist aber nicht von dessen modernen Motiven durchdrungen, sondern zeigt sich fast als mittelalterlichen Eiferer. Er beklagt, daß jetzt die größten Gelehrten, selbst Theologen, nur die Larve von Christus, Blut und Geist von Aristoteles und dem übrigen heidnischen Schwarm hätten, und spricht von heidnischem Götzendienst in den Schulen. Auch nicht einmal um der Sprache willen solle man die unreinen Klassiker, die elenden Parasiten und Possenreißer, lesen, und auch die makellosen, Cicero, Vergil, seien blinde Heiden, die vom wahren Gott ablenken. Wenn man die modernen Gedanken des Comenius damit zusammengebracht hat, daß er auf calvinistischen Universitäten sich bildete, so vertritt er in religiöser Beziehung jedenfalls keinen freien Geist, wie ja auch der Calvinismus selbst doch überwiegend ein starres Antlitz zeigt. Freilich ist Comenius von Toleranz- und ausgeprägten Humanitätsideen beseelt. Er stellt als das zu erstrebende Hauptziel „das Heil der Menschheit" hin; „das Ansehen der Personen, der Sprachen, der Sekten soll hierbei gänzlich beiseite gesetzt werden". Gegen die Neuerer wurde nun naturgemäß die Autorität der Antike zornig verteidigt. Aber eine Depossedierung des Humanismus, für die auch das Verschwinden der antikisierten Namen bezeichnend ist, war unausbleiblich. Die Renaissancebildung äußerte immerhin ihren Einfluß auf die moderner werdende Welt noch in vieler Beziehung und in bedeutendem Maße weiter. Am unbedingtesten bestand die Autorität der Antike im Recht. Das römische Recht blieb noch lange sakrosankt.

Der neue Realismus entsprach im übrigen all den beobachteten Zeitströmungen, der Nüchternheit und dem praktischen Nützlichkeitsstandpunkt, der Weltklugheit und dem weltmännischen Grundzug der höfischen Bildung wie dem durch die Naturwissenschaften und die mechanisch-mathematische Richtung geschärften Tatsachensinn. Das Schlagwort der neuen Bildung, „Realia", war schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aufgetaucht. Nach einer Klage des Philologen Fr. Taubmann wurden die feinen wortreichen Latinisten von jüngeren Gelehrten spöttisch die „verbales" genannt, während diese sich selbst die „reales" nannten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war dann das Wort allgemein verbreitet und überall das Stichwort des Bildungsfortschrittes. Von diesem Geist war eben auch die Kavaliererziehung durchdrungen mit ihrer (S. 327 f. erwähnten) nun allgemein gewordenen Bevorzugung der modernen Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften, der

Geographie, die Riehl in seiner Studie über den „Homannischen Atlas", jenes Zeugnis der Begeisterung für die „Landcharten", mit Recht als ein „Lieblingsstudium der gebildeten Welt" jener Zeit bezeichnet, der neueren Geschichte, der Exerzitien und Künste. Unter den letzteren ist noch die Kupferstecherei (s. die untenstehende Abbildung) als modische Beschäftigung von Studenten, überhaupt der höheren Stände hervorzuheben. Friedrich I. von Preußen hat sich z. B. als Kurprinz 1672 damit abgegeben. Es fehlte dieser Kavaliererziehung sogar jene Betonung der Muttersprache nicht: die Hofmeisterliteratur forderte nach dem Vorbilde der Franzosen Übung in der heimischen Sprache, Talander „Professoren der Teutschen Eloquenz". Charakteristisch und ganz im Sinne Bacons war weiter die Abneigung gegen die Philosophie, d. h. gegen die scholastische Logik und Metaphysik. Wenn nach v. Rohr die Hofleute die Philosophie überhaupt „vor ein nichtswürdiges und verächtliches Studium", den Philosophen für „einen Arlequin" hielten, so war die Opposition gegen jenes neuscholastische Wesen allgemein, gegen die „Definitionen und Divisionen und andere sterilen Speculationen", gegen die „Ausbrütungen" des Aristoteles — um dessen Autorität tobte der Kampf besonders — oder „eines faulen Münchs". Allenfalls ließ man noch ein wenig Studium der Logik gelten. Groß war in solchen Angriffen der derbkräftige (vgl. S. 374), aber dennoch die höfisch-weltliche Bildung schätzende Balthasar Schupp. „Ein ehrlicher, gewissenhafter, in der Welt erfahrener und nicht im Schulstaub aufgewachsener Politicus", das war sein Bildungsideal. Schupp bedauerte tief, seine Jugend mit dem logisch-scholastischen Disputierkram verzettelt zu haben, wandte sich auch wieder gegen die Wertschätzung der Antike. In seiner Abneigung gegen alles unnütze Wissen, in der Verfechtung jenes praktischen Standpunktes ging Schupp übrigens bis zu törichter Übertreibung. So meint er, die Lahn schiffbar zu machen, habe mehr Wert, als durch das Teleskop ferne Sterne zu suchen.



Der Kupferstecher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Ziemlich ausgesprochen ist der neue Geist bei einem um die Bildung der Deutschen verdienten Mann, den man meist nur als Dichter nennt, bei Christian Weise. Wir hörten von ihm schon (S. 347) als Bekämpfer des Schwulstes, aber was er der in künstlicher Leidenschaftlichkeit schwelgenden Unnatur entgegensetzte, war nicht Natur, sondern Plattheit. Er ist der Mann der nüchternen Lehrhaftigkeit und des gesunden Menschenverstandes, seine Ideale sind ganz die für die äußerliche Zeit typischen: das Hauptschlagwort, das er, ein vergröbernder, ungewandter, aber auch spießbürgerlicher Vermittler Graciansher Lehren (vgl. S. 311f.), besonders in Schwung brachte, war das freilich schon vor Gracian um 1610 in Deutschland gebräuchliche Wort „politisch", das die von jenem Geschlecht erstrebte Weltklugheit in sich begriff. Aber in dem Zittauer Rektor steckte überhaupt der moderne Zug.



Indem er, der einstige Hofmeister, wie auch andere Schulmänner, durch Ausbau der Lateinschulen (Gotha, Weißenfels) der neuen Kavalierbildung mehr als bisher Rechnung trug und eine gefällige Bildung für das Leben erstrebte, beschnitt er den hohlen und steifen Pedantismus jener Schulen. So hat er denn vor allem zur geistigen Hebung des Adels, insbesondere des ihm zuströmenden sächsischen, beigetragen. In der Einwirkung auf diesen ähnelt er, wie in anderen Beziehungen, dem freilich ungleich einflußreicheren Gellert. Wie dieser steckte er sonst ganz in der Sphäre des damals allerdings kulturell wichtigen „gebildeten" kursächsischen Bürgertums (vgl. S. 390f.), und wie dieser war er nicht nur der große Schulmeister, sondern auch der Berater weiter Kreise. Wie alle die Neuerer trat Weise für die Muttersprache als Unterrichtssprache ein, aber er hat die spätere Stellung des Deutschen im Unterricht erst recht eigentlich begründet: er verfaßte für die ja auch schon früher gepflegte „deutsche Oratorie", also den Unterricht im mündlichen Ausdruck wie insbesondere im Briefstil und im galanten Versemachen, maßgebende Lehrbücher. Hier erinnert er an die lateinische Eloquenz der Humanisten. Die Unterrichtsmethode im Sinne der pädagogischen Reformer hat er sehr gefördert. Charakteristisch ist ferner wieder seine Schätzung des nützlichen Wissens: „wir lernen nicht darum, daß wir wollen in der Schule vor gelehrt angesehen seyn, sondern daß wir dem gemeinen Leben was nütze werden". Der „Admiration der Antiquität" tritt er daher ebenfalls gegenüber: „man kennet das ietzige Seculum wol, da unter den Gelehrten selbst wenig darauf dencken, wer der Stürmer aus Odrysen, der Majen leichtes Kind, Latonen Sohn und andre gewesen seyn" — die antike Mythologie hatte seit Opitz auch die deutsche Dichtung völlig erobert —, solche „hohen Worte" verstünde „kein Mensch". Dem entspricht sein entschiedenes Eintreten für die „Realia" im Schulunterricht: „es ist manches Ingenium", sagt er einmal, „dabey verdorben oder zurücke gesetzt worden, weil es allzulange auf die realia hat warten müssen". Die Anhänger des Alten fanden bei ihm natürlich mehr „vanität" als „solidität und Weisheit".

---

So ist es denn völlig verkehrt, unsere Periode als eine Zeit trüben Verfalles anzusehen. Überall finden sich energisches Vorwärtsstreben, kräftiges Lebensgefühl, starke geistige Arbeit, neue Anregungen, neue Ideen. Der entschiedene, bewußte Fortschrittsdrang, der gewaltige, oft noch in naive Formen gekleidete Eifer, die Kultur der Deutschen zu heben, die reformerische, auf das wirklich Nutzbringende gerichtete und doch schwärmerische Gesinnung der Zeit verkörpern sich vor allem in einzelnen universalen, ideenreichen Persönlichkeiten. Da ist einmal Johann Joachim Becher, bei dem die praktisch-ökonomischen Ideen im Vordergrund stehen, und der zugleich Vertreter jener ins Weite gerichteten, mit den wirklichen Verhältnissen zu wenig rechnenden Kolonialideen und Handelspläne war. Wirtschaftliche Gesichtspunkte leiten auch die pädagogischen Reformabsichten, die er wie alle Welt hegt. Weit universaler noch ist dann Leibniz. Ein Mann von ungeheurer Vielseitigkeit, verkörpert er die ganze Fülle des Strebens der Zeit, freilich auch das Halbe, Wunderliche, Naiv-Utopische. In Charakter und Lebensanschauung ein Typus der Hofkultur, zeigt Leibniz doch, wieviel Förderliches auch in dieser Kultur steckte; völlig der französischen Kultur zugetan, ist er doch ein Gegner Frankreichs und verbindet mit Anregungen, die ihm das Ausland gab, großartige nationale Ziele, strebt aber weiter hinaus in die Ferne der Welt- und Menschenbesserung überhaupt. Das neue Bildungsideal vertritt er durchaus: ein Welt- und Hofmann soll der junge Deutsche werden; nicht auf Logik und Scholastik,

sondern auf realia ist die Jugend zu leiten, und zwar in deutscher Sprache; neben der lateinischen werden die modernen Sprachen betont; das Reisen wird empfohlen und so fort. Ebenso will Leibniz besonders die modernen Wissenschaften gegenüber der auch von ihm bekämpften humanistischen, überhaupt der zunftmäßigen Gelehrsamkeit heben und das allgemeine Interesse für die gesamten Naturwissenschaften, für die mechanischen Künste, für die Medizin, die „Agricultur" noch vermehren. Trotzdem es ihn vor allem zu den vornehmen Kreisen zieht, denkt er an Hebung der allgemeinen Bildung, an Popularisierung der Wissenschaft; er berichtet gern, daß „unlängst ein gelehrter Mann in Hamburg vor Kaufleute, Schiffleute, Künstler und andere in Deutsch mathematische Lectionen gehalten". Aber weiter drängt er nun immer wieder zu neuen Fortschritten, wobei er freilich über Pläne und Entwürfe nicht hinauskommt: es sollen technische Erfindungen gemacht werden; die Deutschen sollen, als für die realen Wissenschaften und die „Erkenntnis der Natur" besonders begabt, die mechanischen Künste zur Blüte bringen; da sollen Kanäle und Bergwerke angelegt, „Feldbau, Manufacturen und Commerzien verbessert", das Versicherungswesen gefördert, eine Kommission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen" errichtet werden; da soll endlich die sittliche Kultur gehoben werden und eine politische Reform Deutschlands eintreten. Aber weiter dringt nun sein internationaler Zug, sein Kosmopolitismus hervor. Seine politischen Reformpläne richtet er auch auf Europa, er denkt ferner an die Förderung eines internationalen wissenschaftlichen Verkehrs durch eine Zeichensprache, an Verbreitung des Christentums unter den Heiden usw.

Bei ihm treten auch die zunächst vor allem im Calvinismus erwachsenen *Toleranzgedanken* und die *Unionsideen* stark hervor, die überhaupt damals Europas edle Geister durchdrangen. Allerdings gewahrt man noch nach dem Westfälischen Frieden eine starke *Propaganda des Katholizismus*, der z. B. erst jetzt die habsburgischen Lande völlig wiedergewann; man liest in den Briefen der Zeit viel von Erfolgen der planvoll vorgehenden Jesuiten, von „schändlichem Abfall" eines Bruders, Vetters und dergleichen, namentlich von Übertritten vornehmer, von den Jesuiten mit Vorliebe bearbeiteter Herren. Man meinte freilich, wie ein Konvertit, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, entrüstet anführt, bei letzteren gewöhnlich, sie seien „aus einigem interesse catholisch worden", und in der Tat mochten die Bischofsstühle, die Pfründen und Versorgungsmöglichkeiten der alten Kirche den hohen wie den armen niederen Adel oft genug reizen und auch Gelehrte locken. Der jetzt besonders von der alten Kirche entfaltete Glanz, das Auftreten ihrer vornehmen Hierarchie waren in einer so äußerlichen Zeit auch wirksam. Der Katholizismus des Barocks (vgl. S. 289) war dem Leben mehr zugewandt als der zum Teil öde Protestantismus. Inneren Drang zum Übertritt brauchen wir also selten anzunehmen, am wenigsten eben bei den Konvertiten aus protestantischen Fürstenkreisen, obgleich z. B. Ernst von Hessen-Rheinfels, der auch Leibniz zum Übertritt aufforderte, bei allen äußeren Rücksichten stark theologisch gerichtet und der erwähnte Braunschweiger ein überzeugter Mann, dabei kein Eiferer war. Bekannte Konvertiten sind Kurfürst August von Sachsen sowie der Romanschreiber Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Aus der Masse der übergetretenen Staatsmänner, Gelehrten, selbst Geistlichen seien Johann Christian von Boyneburg und Angelus Silesius, letzterer gemütlich durch die lutherische Orthodoxie nicht befriedigt, erwähnt. In Boyneburg lebten jene unionistischen Gedanken der besten Geister. Sie waren überhaupt bei vielen Konvertiten von Einfluß, wie anderseits der Katholizismus mit den Einheits- und Versöhnungsideen Lockfang trieb.



Jene edlen Vermittelungsbestrebungen des Calixtus, die die orthodoxe lutherische Kirche ihrerseits heftig bekämpfte, fanden ja gerade bei der protestantischen Laienwelt den besten Boden, wie auch protestantische Fürsten die beiden getrennten protestantischen Kirchen zu vereinigen strebten, so Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Große Kurfürst. Viele Fürsten übten überhaupt Toleranz, vor allem die reformierten, so der freilich ganz weltmännisch gerichtete Karl Ludwig von der Pfalz (vgl. S. 352), der in dem neugestalteten Mannheim einen Tempel der Eintracht für alle Konfessionen plante, so die Brandenburger. War auf deren Haus nach einer Äußerung schon von 1609 „alle Hoffnung und aller Trost der Abtrünnigen gestellt", so erklärte Johann Sigismund 1613 bei seinem Übertritt zur reformierten Kirche ausdrücklich, keinen Gewissenszwang ausüben zu wollen. Vom Großen Kurfürsten sind mehrfache Äußerungen der Toleranz bekannt, er war auch kein Freund der eifernden und streitenden Theologen und bekämpfte die Bevormundung der Universitätslehrer durch die Geistlichkeit. Jene schließlich vergeblichen Unionsversuche hingen eben mit der toleranten Stimmung der Zeit zusammen, die freilich vor allem durch die neuen aufklärerischen Ideen gefördert wurde. Inmitten dieser irenischen Bestrebungen, die vereinzelt auch bei Katholiken Beifall fanden, stand nun wieder Leibniz, der zuerst durch die Boyneburgischen Versuche darauf hingelenkt wurde. Wie viele Hof- und Staatsmänner religiös wenig interessiert, faßte er die Sache vom kulturell-politischen Standpunkt auf und wurde zum tätigen Unterhändler bei den bezüglichen, von den Fürsten freilich nur aus Machtrücksichten unternommenen, schließlich doch erfolglosen Verhandlungen.

Immer lag ihm am *allgemein-menschlichen Gewinn*, er gehörte, wie er an Peter den Großen schrieb, nicht zu denen, „die auf ihr Vaterland oder sonst eine gewisse Nation erpicht sein, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts". Anderseits hat er sich doch als kräftigen Patrioten gezeigt, freilich je nach den Neigungen seines fürstlichen Herrn. Die Förderung seiner Ideen erwartete Leibniz im Sinne der Zeit einerseits von gesellschaftlichen Organisationen, die ja damals (vgl. S. 354) eine allgemeine Erscheinung waren — seine Gründungen sind die Berliner und die Petersburger Akademie —, und weiter vor allem von den Höfen, von den großen Herren, zu denen er eifrig Beziehungen suchte (vgl. S. 340) und vielfach fand. Und das war ja auch damals der einzig praktische Weg. Leibniz zeigte gerade, daß der bis dahin öfter auch in der Politik eine Rolle spielende Gelehrte jetzt nur noch Einfluß hatte, wenn er den führenden Adel zum Muster nahm und ein Weltmann wurde. An huldigenden Schmeicheleien hat es Leibniz dabei nie fehlen lassen. Seine Endziele hat er freilich nie erreicht. Er war überhaupt vielfach seiner Zeit voraus, z. B. in seinen Gedanken über vergleichende Sprachforschung, über internationale naturwissenschaftliche Beobachtungen, er ging anderseits oft über die Grenzen des Möglichen weit hinaus, besaß keine Ausdauer, war zu vielseitig und vielgeschäftig.

Seine *größte Bedeutung* für uns liegt aber darin, daß *er zuerst eine selbständige deutsche Philosophie* geschaffen, als erster Deutscher nicht lange nach den ausländischen Begründern neuer philosophischer Systeme zu einer unabhängigen Weltanschauung gekommen ist und damit auch das Ausland, dem man sonst nacheiferte, zur Anerkennung zwang. Deutsch ist in seiner Anschauung der spezifisch individualistische wie der idealistische Grundzug. In dieser seiner erst später durch Wolff, und zwar nicht auf Grund der wesentlichsten Elemente, systematisierten und zur eigentlichen Philosophie der deutschen Aufklärung gewordenen Philosophie bleibt die Religion in ihrer Bedeutung unangetastet. Aber wenn ihn

das Volk mit seinem Instinkt Löwenix (Glaubenichts) nannte und seinem Sarge kein Geistlicher folgte, so deutet das darauf hin, daß die Keime einer kritischen Stellungnahme bei Leibniz doch vorhanden waren. Trotz aller Vermittelungsmerkmale bleibt das Wesentliche die geistige Erfassung des Seins und des Lebens wie der Moral mittels der Vernunft, mittels selbständigen Denkens. Aber die Geistesarbeit dieses Deutschen gipfelt gleichwohl in der Versöhnung der moralischen und der natürlichen Welt, von Religion und Vernunft.

Es ist unhistorisch, in der Übernahme der fremden Bildung nur Schädigung und Erniedrigung zu sehen. Vielmehr hat die deutsche Bildung dadurch die Bewegungs- und Entwickelungsmöglichkeit gewonnen, die zur Erreichung eigener höherer Ziele nötig war. In Deutschland hat die allmähliche Befreiung von dem bisherigen theologisch-scholastischen Joch zunächst die Hingabe eben an die weltlich-höfische französische Bildung herbeigeführt, freilich im Zusammenhang mit dem stärkeren Eindringen jener naturrechtlichen Strömung. Es ist ein vollständig französierter Mann, der allgemeine Konsequenzen befreienber Art zuerst in Deutschland gezogen hat, der von den naturrechtlichen Ideen erfüllte Christian Thomasius. Auf ihn hat man auch zur Blütezeit der Aufklärung die Anfänge der deutschen Aufklärung zurückgeführt, obwohl man als den eigentlichen Vater derselben Christian Wolff (vgl. S. 380) anzusehen hat. „Thomasius", schrieb Gedicke 1794 in der „Berlinischen Monatsschrift", „bewirkte nach Luther die zweite höchst nötige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohltäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir alle verdanken ihm einen großen Teil unserer intellektuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurteile und des Aberglaubens." Ein solches Urteil hat Berechtigung, wenn wir die Wirkung des Thomasius in die Breite berücksichtigen, die Beeinflussung der Gesamtbildung. Schon vor Thomasius sind befreiende Gedanken auch in Deutschland ausgesprochen worden, Schupp hatte gelegentlich die Trennung des status scholasticus vom status ecclesiasticus für die Vorbedingung guter Schulen erklärt, von Pufendorf ist Thomasius unmittelbar abhängig. Er steht ferner an Bedeutung für die allgemeine Geistesgeschichte hinter dem älteren Leibniz durchaus zurück, aber in dem Punkt, worauf es damals ankam, hat dieser vorsichtig zurückgehalten.

Thomasius hat zunächst mit vollem Nachdruck das neufranzösische Bildungsideal des Weltmannes als heilsam für die Deutschen (vgl. S. 337) anerkannt, nicht aus modischer Ausländerei, sondern um nationaler Ziele willen. In seinem Programm „Von Nachahmung der Franzosen" setzt er es bewußt dem pedantischen, „schulfüchsischen" bisherigen Bildungsideal gegenüber. Seine Forderung ist, „daß man sich auf honnêteté, Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und galanterie befleißige: denn wenn man diese Stücke alle zusammensetzt, wird endlich ein parfait homme Sâge oder ein vollkommener weiser Mann daraus entstehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kan". Der Gegensatz gegen die theologische Fundamentierung der bisherigen Bildung tritt hier nur mittelbar hervor, indem eine freie weltliche Bildung gepriesen wird. Unmittelbar wird aber wieder die lateinisch-scholastische Gelahrtheit bekämpft, die „den Kopff voll unnöthige Grillen und Sophistereien hat", sich mit der lateinischen Sprache verpanzert und die „schönen" und „nützlichen" Wissenschaften verachtet. Mußte der Inhalt eines solchen Programms Aufsehen machen, so war auch seine Form von großer Bedeutung. Es war das erste Universitätsprogramm in deutscher Sprache. Freilich hatte schon im 16. Jahrhundert in Deutschland ein Tilemann Hevelingh, wiederholt ein Paracelsus (vgl. S. 252) deutsch

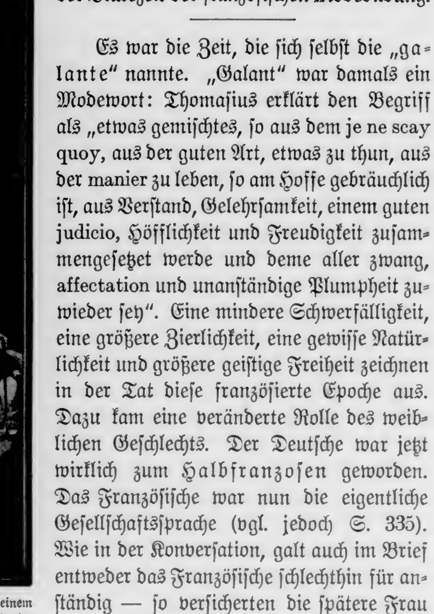


gelesen, es scheint ferner, als ob zu Thomasius' Zeiten auch Buddeus in Jena deutsche Vorlesungen gehalten habe: aber wie dem auch sei, des Thomasius Schritt war ein außerordentlicher Bruch mit dem Herkommen und wurde als solcher von der Zunft empfunden. Man hielt, wie Thomasius sagt, „das ehrliche schwarze Brett" für „beschimpft". „Ein solcher Greuel sei nicht erhöret worden, weil [so lange] die Universität [Leipzig] gestanden." Aber diese Einführung der Muttersprache in die „Gelahrtheit" war doch ebenso wie die nunmehrige Hochschätzung des gesunden Menschenverstandes im Grunde die Vorbedingung für alle popularisierende, aufklärerische Arbeit. Und wie Thomasius so „der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg bahnen" und derselben auch „Leute, die sonsten einen guten natürlichen Verstand haben", teilhaftig machen wollte, so diente ähnlichen Zielen noch ein weiterer, ebenso wie jener andere wieder den Franzosen nachgetaner Schritt, die Begründung einer wissenschaftlichen, aber populär gerichteten Zeitschrift in deutscher Sprache, seiner 1688 zuerst herausgekommenen, zwei Jahre mit öfter verändertem Titel erschienenen monatlichen „Gedanken über allerhand Lustige und Nützliche Bücher und Fragen", die sehr einschlugen und bald Nachahmungen hervorriefen. Der Kampf gegen den Pedantismus wird hier vor dem großen Publikum wirksam fortgesetzt. Heftigste Gegnerschaft und Verfolgung blieben nunmehr nicht aus. Trotzdem hatte Thomasius als Universitätslehrer, insbesondere in Halle, wo seine Aufnahme den Anstoß zur Eröffnung einer Universität gab, große Erfolge, namentlich wieder bei der vornehmen Jugend.

Von Thomasius den Beginn der Aufklärung herzuleiten, dazu hat aber vor allem sein Auftreten gegen die erstickende Vorherrschaft der Theologie und sein Kampf gegen den damals noch sehr maßgebende Schichten beherrschenden Aberglauben geführt. Für den Geisterglauben sei etwa an Äußerungen Veit Ludwig von Seckendorffs im „Christenstaat" erinnert. Indes man pflegt doch in beiden Beziehungen das Verdienst des Thomasius zu überschätzen. Er ist zwar in der Ausgestaltung des natürlichen Rechts und seiner Scheidung von der Moral über seinen Vorgänger Pufendorf (vgl. S. 352) hinausgekommen. Dessen Schriften hatten zunächst, wie Thomasius sagt, „die dunklen Wolken", welche anfangs noch „seinen Verstand verfinsterten", verjagt. Er hat seine neugewonnenen Anschauungen dann in Leipzig in Vorlesungen über Grotius und Pufendorf mit einer Kühnheit vorgetragen, die die Theologen zu seinen heftigsten Gegnern machte. Er schied Theologie und Philosophie aufs schärfste. Aber doch ist er weit davon entfernt, so etwas wie ein Freidenker zu sein. In Halle hat er es lange mit den Pietisten gehalten. Nach dem Bruch mit ihnen hat er ihre äußerlichen Untugenden ebenso scharf bekämpft wie den Druck der herrschenden Orthodoxie. Den Glauben und die Schrift jedoch griff er nicht an. Wohl aber hat er immer die Gewissensfreiheit verfochten und aller Ketzerrichterei und Ketzerverfolgung gegenüber Toleranz verkündet. Mit noch größerer Wärme hat er sich gegen die grausamen Hexenprozesse gewandt, gegen die ja (vgl. S. 243) eine stille Gegenströmung längst bestand, selbst in richterlichen und Regierungskreisen. Die endliche Abschaffung der „Malefizgerichte" hat Friedrich der Große wesentlich als Verdienst des Thomasius gepriesen. Gleichwohl hat Thomasius, der auch von des Holländers Bekker Werk „Te betoouerde Weereld" (bezauberte Welt) wesentlich angeregt zu sein bekannte, nur die schlimmen äußeren Begleiterscheinungen des Wahns bekämpft, wie er denn auch für Abschaffung — aber für eine allmähliche — der von Leibniz noch für unentbehrlich gehaltenen Folter in allen Kriminalprozessen (s. die Abbildung S. 362) eingetreten ist. Den zugrunde liegenden Wahnglauben selbst hat Thomasius indessen durchaus geteilt.

Immerhin hat sein Eifer wie später die Aufklärung überhaupt bewirkt, daß in den protestantischen Gebieten die Hexenverfolgung viel eher eingedämmt wurde als in den katholischen, wo insbesondere in Bayern im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts die Epidemie sogar gewaltig anschwoll. So ist denn der Standpunkt des Thomasius im ganzen doch ein beschränkter, wenn er auch z. B. im Gegensatz zu Leibniz nicht von den Höfen, sondern von der Freiheit allen Fortschritt erwartete. Seine aufklärerische Arbeit war eine ziemlich oberflächliche, sein Geschmack niedrig, seine Sprache ungewandt und mit Fremdwörtern gespickt: er entsprach auch nur den Anforderungen seiner Zeit, der Blütezeit der französischen Modebildung.





Folterungsszene im 18. Jahrhundert. Nach einem Kupferstich von Johann Michael Mettenleiter (geb. 1765) im Königl. Kupferstichkabinett zu München. Vgl. Text S. 361.

---

Es war die Zeit, die sich selbst die „*galante*“ nannte. „Galant“ war damals ein Modewort: Thomasius erklärt den Begriff als „etwas gemischtes, so aus dem je ne scay quoy, aus der guten Art, etwas zu thun, aus der manier zu leben, so am Hoffe gebräuchlich ist, aus Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höfflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzet werde und deme aller zwang, affectation und unanständige Plumpheit zuwieder sey“. Eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Zierlichkeit, eine gewisse Natürlichkeit und größere geistige Freiheit zeichnen in der Tat diese französierte Epoche aus. Dazu kam eine veränderte Rolle des weiblichen Geschlechts. Der Deutsche war jetzt wirklich zum *Halbfranzosen* geworden. Das Französische war nun die eigentliche Gesellschaftssprache (vgl. jedoch S. 335). Wie in der Konversation, galt auch im Brief entweder das Französische schlechthin für anständig — so versicherten die spätere Frau Gottsched ihre Lehrmeister, „es sey nichts gemeiner als deutsche Briefe“ — oder allgemeiner, bis 1730 etwa, eine deutsch-französische Mischsprache, bei der die eingestreuten französischen Wörter und Wendungen, die französische Anrede, Grußformel, Adresse usw. das Gespräch oder den Brief eigentlich als französisch hinstellen und das Deutsche entschuldigend verstecken. Diese völlige Hinneigung zum Französischen hat nun im Laufe der Zeit auch die Einfachheit, Klarheit und Natürlichkeit der „netten“ französischen Sprache wirken lassen, wenngleich sich viele nur mit den Äußerlichkeiten begnügten. Der Geschmack der auch in Deutschland gelesenen französischen Klassiker wurde vorbildlich. Schließlich ist so der deutsche Ausdruck selbst geschult worden. In der den Franzosen widerstrebenden Komplimentierart wurde man ebenfalls weniger geschmacklos und kürzer. Thomasius empfiehlt für Komplimente, sie sollen „so kurtz als immer möglich und hingegen desto nervoser seyn“.



Und Rohr meint: „Die kurtzen Complimens, wann sie dabey manierlich abgefaßt, sind heutiges Tags fast mehr beliebter als die weitläufftigen.“

Das Wesentliche der galanten Bildung war sodann der *weltmännische und weltliche Zug*. Im ganzen ist ja, wie betont, ein frommer Geist für Deutschland noch lange das Charakteristische. Moscherosch fürchtet von den Reisen in fremde Lande besonders eine Ansteckung von „der heydnischen Abgötterei, ich sage dem Wälschen Atheismo“. Dieses Wort wurde auch weiterhin leicht auf freiere Gedanken angewandt. Auch Leibniz warnt vor dem französischen Atheismus. Aber gleichwohl hatte wenigstens eine unkirchliche Stimmung zunächst die feine Gesellschaft immer stärker ergriffen. Um 1650 war der feinere Landedelmann zwar noch fromm, aber dem zelotischen und polemischen Wesen der Pfaffen abhold, tolerant gegen freigeistige Ausländer und Andersgläubige, als Evangelischer namentlich gegen Katholiken. Die Kavalierreise gerade brachte aber in den Adel, überhaupt in die besseren Kreise immer freiere Ansichten, die sich bei dem lockeren Genußleben und bei der jetzigen Neigung, alles leicht zu nehmen oder zu verspotten, dann besonders rasch einbürgerten. 1680 schreibt Kortholt wieder den Reisen den Import „jener törichten und ungeheuerlichen Religionsideen“ zu: „solche Menschen pflegen dann einen Herbert, Hobbes und Spinoza, diese geschwornen Religionsfeinde, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit prahlerischem Eifer allen Freunden und Genossen zu empfehlen“. 1701 sieht eine von Löscher gegründete Zeitschrift das Unheil schon fortgeschritten: vor zwanzig Jahren habe noch nicht eine so schlimme Literatur alle Buchläden gefüllt, und damals habe man noch „mit Erstaunen angehört, was vor Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Bücher im allzu freien Holland anrichtete“. Über die allmähliche Verbreitung der Schriften Spinozas hatte selbst Thomasius geklagt. Merkwürdigerweise drangen freie Ansichten auch ins niedere Volk, vielleicht durch die Dienerschaft vornehmer Leute, aber auch schon seit langem infolge der Kriegsdienste oder sonstigen Aufenthalts im Ausland wie der Berührung mit fremden Kriegsscharen schon im Dreißigjährigen Kriege und später. Jedenfalls waren nach einem Zeitgenossen um 1700 einfache Bürger in Breslau religiös ganz indifferent, freigeistige Ansichten „unter dem gemeinen Volk fast häufiger als unter den Gelehrten“ und „unter hundert Bürgern vielleicht nicht einer, der anders dachte“. Aber von alledem abgesehen, für galante Leute war eine Mißachtung kirchlicher Formen — beim Beten falteten sie z. B. die Hände nicht — oder sogar *Religionsspötterei Mode* geworden. Talander klagt einmal über die Einbildung, „daß ein junger Mensch denket, das stehe galant, wenn er in die Kirche kömmt, den Hut fein trotzig à la mort bleue nach dem linken Ohr drücket, kein Gebet thut und sich an heiliger Stätte in Lachen, Reden und Gebehrden der größten Freiheiten gebrauchet“. Aufs schärfste wurde weiter von den galanten Leuten jener *Gegensatz zur Schulfuchserei* betont: „So soll ein Galanthomme auch kein Pedante seyn.“ Überhaupt verbannte man nun alles Grübeln, auch alles melancholische Wesen. Man zog nach Thomasius „eine vergnügliche Lebens-Art“ einer „verdrießlichen und pedantischen“ vor. *Galante Leichtlebigkeit* setzte sich tändelnd über die Sorgen, den Ernst des Lebens hinweg. Dieses heiter und zierlich schön zu gestalten, wurde das Ideal: die Dekoration des Lebens rückte ganz in den Vordergrund.

Jetzt gelangte jenes Streben nach *Verfeinerung der Lebenshaltung* (vgl. S. 336 f.) auf seinen *Höhepunkt*. Wie man sich im Geschmack äußerst vorgeschritten vorkam, wie man auf das Altfränkische spöttisch herabsah, wie Thomasius es lächerlich fand, wenn er „von

dem Frantzösischen Sprachmeister an des Schottelii teutsche Sprachen Schul, von dem Dantzmeister auff die Kirmessen, von unsern Mode Schneidern an einen Dorffstörer oder von denen Köchen, so die Speisen wohl zuzurichten wissen, auff die altväterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrey mit Biere und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wolte", so war man in der Art, sich zu geben, dem Grobianismus völlig entronnen, und auch die alte Völlerei kam immer mehr aus der Mode (vgl. schon S. 337). In einem Leipziger Kochbuch der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird z. B. der stärkere Verbrauch von Tee und Kaffee in „galanten Compagnien" mit der zunehmenden Enthaltsamkeit sonst zusammengebracht. „Es fangen auch", heißt es weiter, „bereits die Deutschen an, sich des Vollsaufens zu schämen, wie denn in Leipzig anitzo gebräuchlich, daß auf Hochzeiten und Gastereyen beim Gesundheittrincken ein jedweder nach seinem Belieben sich selbst viel oder wenig einschenken darf." Anderseits kam jetzt von Frankreich auch der Schaumwein, erst seit dem Feldzug von 1792 Champagner genannt.



„Das Coffehaus." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Aber jene gerade damals Deutschland erobernden nicht alkoholischen Getränke hatten überhaupt große Bedeutung für die gesellige und geistige Kultur. Wie alles Neue und Feine kamen sie, der Kaffee, der Tee und die Schokolade, nach Deutschland vor allem über das bewunderte Frankreich, wo sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hofgesellschaft erobert hatten. Lise Lotte, die Deutsche von guter, alter, derber Art am Pariser Hofe, ist entsetzt über „dießes zeug", das sie auch für ungesund hält: „ich nehme mein leben weder thé, caffé noch chocolatte" (was ihre Verwandten in Hannover und der Pfalz schon taten), „was ich aber wohl eßen mögte, wäre eine gute kalteschal oder eine gute biersub". So mochten den modischen Getränken gegenüber auch viele in Deutschland selbst denken, lernten sie aber bald schätzen. Außerhalb der höfischen Kreise trugen zur Verbreitung des wichtigsten Getränkes, des Kaffees, vor allem die Kaffeehäuser (s. die obenstehende Abbildung) bei, deren erstes 1671 in Marseille errichtet worden zu sein scheint. In Deutschland verbreiteten sie sich aber auch unter englischem Einfluß: das norddeutsche „Coffee" (Koffi) weist auf England und Holland als Vermittler. 1680 wurde das erste deutsche Kaffeehaus von Bontekoe, einem holländischen Arzt und Apostel des Kaffees und Tees, in Hamburg errichtet. Im Süden, in dem später der Kaffee aber nie so sehr Boden gewann wie in Kursachsen und im Norden — der Tee eroberte vor allem den Nordwesten —, folgten solche Kaffeehäuser bald, so 1683 in Wien, 1687 in Nürnberg, 1692 in Frankfurt, wo 1698 bereits drei vorhanden waren. In Leipzig schritt 1697 der Rat gegen die „ungebührlich Thee- und Caffee-Stuben" wegen mancher zweifelhaften Dinge (weibliche Bedienung, Hasardspiel) ein. Bald überwanden die Kaffeehäuser jedoch diese Angriffsperiode. Die



literarische oder gar die politische Rolle, die sie in Frankreich und England gespielt haben — Michelet und Macaulay haben sie geschildert —, war ihnen in Deutschland bei weitem nicht beschieden. Aber auf die Hebung des geselligen Verkehrs und die Erweiterung der Interessen wirkten sie auch hier bedeutend. Statt des unflätigen Wirtshaustreibens früherer Zeit entfaltete sich ein ganz anders geartetes Leben. Der „politische" Galanthomme las im Kaffeehaus die kuriösen Zeitungen, woran sich ein politisches, sich wesentlich mit dem allein interessanten Ausland beschäftigendes Gespräch knüpfte; man spielte weiter dort stundenlang Billard oder die neuen feinen Kartenspiele, vor allem das gepriesene L'hombre, und vergnügte sich an dem erst jetzt recht in Blüte kommenden Tabakrauchen.

Der indianische Brauch des Rauchens kam schon im 16. Jahrhundert nach England, von dort nach Holland, wo bald die besonders beliebten Tonpfeifen verfertigt wurden, und zu Anfang des 17. verbreitete er sich auch, immer, wie noch lange, unter vielfältigen Angriffen und Verboten, in Frankreich. Englische Hilfstruppen des Winterkönigs, niederländisch-spanische, überhaupt fremde Kriegsvölker brachten die Sitte, und zwar als „Trinken" (Rauchen), „Essen" (Kauen), „Schnupfen", nach Deutschland, wo sie aber in dem mit Holland und England verkehrenden Hamburg bereits Ende des 16. Jahrhunderts Fuß gefaßt hatte. Um 1650 rauchten schon die Bauern wie das niedere städtische Volk. Gleichzeitig begriff man den Wert des Anbaues der Pflanze (vgl. S. 2 f.) wegen seiner finanziellen Erträge. Anderseits wurde das Rauchen und Schnupfen vielfach verboten, und Geistliche eiferten heftig von der Kanzel dagegen. Demgegenüber warben andere, so wieder jener Bontekoe, für „das nie satt gepriesene Rauch-Kraut": nichts sei „dem Leben und der Gesundheit so nöthig und dienstlich". Auch in Deutschland änderte die Literatur den anfangs (schon bei Moscherosch) polemischen Ton (s. die obenstehende Abbildung) in Lob und Preis des Tabaks. 1719 erschien ein Sammelwerk: „Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback", und unter den nun zahlreich auftretenden poetischen Aposteln des Knasters ragte Johann Christian Günther mit seinem „Lob des Knaster-Tobacks" hervor. Übrigens rauchten auch nicht wenig Frauen. Für sie wie überhaupt für die vornehme Gesellschaft war aber der Tabaksgenuß in der Form des Schnupfens beliebter: „Vergiß den Rauchtoback ... und nimm dafür Rapee, wie ihn der Stutzer nimmt", mahnt die Göttin der Mode bei Zachariä. Die Dose, bald auch ein Gegenstand des Luxus, ward der galanten Welt, mit Einschluß der weiblichen, unentbehrlich. Die Verbindung des Rauchens mit dem Kaffeegenuß — schon der Holländer Blancard bringt beides in seinem Werk: „Haustus Polychressti Oder: Zuverlässige Gedancken vom Thée, Coffée, Chocolate Und Taback" (1705) zusammen — wurde besonders durch jene Kaffeehäuser gefördert. Ebenso machten im deutschen Hause im späteren 18. Jahrhundert das Kaffeeschälchen und die Pfeife, mit denen bald Luxus getrieben wurde, die wahre Gemütlichkeit aus.




Teil eines Spottbildes auf den Tabak (17. Jahrhundert): „Crafft, Tugent und würckung des hochnutzbarlichen Tabac durchs ABC gezogen", wiedergegeben bei Henne am Rhyn, „Deutsche Kulturgeschichte", 2. Auflage, Bd. II.

Man denke an Vossens Dichtungen! „Laßt die Grillen immer schwärmen, setzt ein Schälgen Kaffe drauf und steckt ein Pfeifgen an: so hört die Unruh auf" hieß es schon früher.

Verehrerinnen des Kaffees im Hause waren vor allem die Frauen, die sich bald einer Kaffeeleidenschaft hingaben, zum Morgenkaffee den am Nachmittag fügten und dem Genuß auch in den früh verspotteten Kaffeekränzchen huldigten. (Gesellige, oft recht üppige Frauen- wie Männerkränzchen, natürlich ohne Kaffee, kennen wir schon aus dem 16. Jahrhundert. Wer das nächste Mal bewirten mußte, erhielt dabei einen Kranz aufgesetzt.)

Der Kaffee wie der Tee haben also den Bier- und Weingenuß, der ja natürlich nicht aufhörte (s. die untenstehende Abbildung) — gerade um 1730 zählt ein Leipziger eine Unzahl von beliebten lokalen Biersorten mit den alten humoristischen Namen auf —, stark zurückgedrängt. Der wie der Tabak von der Poesie bis etwa 1730 hoch gepriesene Kaffee hatte weiter eine nicht geringe Bedeutung für die aufblühende **geistige Kultur** des 18. Jahrhunderts. Er hat die Sitten mildern, den Geist schärfen helfen. Für das Zeitalter der Literatur und der Humanität sind auch der einsame Kaffee des Schöngeistes und Poeten oder die gefühlvolle Unterhaltung anregenden literarischen Kränzchen bei Kaffee und Knaster (Klopstock, Ramler) mit Voraussetzung. Und wenn man auch später gegen die Kaffeeseuche loszog, gewährte doch noch gegen 1800 der Kaffeegarten mit seiner heiteren und gemütlichen Atmosphäre ein erfreuendes Bild. In der galanten Zeit überwog aber die Bedeutung des Kaffees für die feine gesellschaftliche Konversation: der Kaffee- und Spieltisch vereinigte die galanten Damen und Herren zu artiger Unterhaltung. Man brachte später auch die Einrichtung der Visitenstube mit dem von der Hausfrau häufig erwarteten Kaffeebesuch in Zusammenhang, obgleich die „Putzstube", die „Prang- und Audienzstube" wohl älter ist.


„Der Wein- und Bierschenk." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Überhaupt hat die feinere Zeit gerade die **Wohnung** nicht nur der Vornehmen, sondern auch der besseren bürgerlichen Schichten eleganter und weniger einfach gestaltet, als es, von patrizischen Prunkhäusern abgesehen, im 17. Jahrhundert die Regel war. Neue Häuser zeigten nach außen allerdings nüchterne Einfachheit, vor allem die französische Regelmäßigkeit; ganze Reihen waren völlig gleichmäßig gebaut. Die erste Etage erhielt bei feineren Häusern den Hauptschmuck (Ornamentrahmen der Fenster, zwischen und unter den Fenstern weiterer Zierat, insbesondere über der Haustür). Das Palais der Vornehmen wurde auch sonst Muster: überall breite Treppen, hohe Zimmer mit Flügeltüren, große, Licht einlassende Fenster mit Tafelscheiben anstatt der vielen kleinen runden oder viereckigen Scheiben, parkettierte Fußböden, dekorative Decken (statt Holz Stuck und Malerei), bemalte Tapeten — die Holztäfelung, hinter der sich viel Ungeziefer verbarg, war schon im 16. Jahrhundert zum Teil



wieder den Wandbehängen (nunmehr Ledertapeten, kostbare Damast- und Samttapeten) gewichen, im 17. kamen die billigen Papiertapeten auf —, dazu die schon im 17. Jahrhundert allgemeiner verbreiteten Fenstervorhänge, endlich schöne Kronleuchter, große Spiegel und Uhren — beides mit Vorliebe aus Frankreich bezogen wie so viele Industrieartikel —, Kamine und Nippesschränke. Die feinere Ausstattung entsprach der nun angenommenen höfischen Gesellschaftstracht, dem Tressenrock, den seidenen Hosen und Strümpfen, der Stutzperücke, dem dreieckigen Hut und dem Degen der Herren — das Waffentragen war durch Ordnungen nunmehr dem Bürger, wie seit langem dem Bauern, verwehrt —, ebenso dem noch (S. 372) zu schildernden Kostüm der Damen. Die teure Seide wurde der bevorzugte Stoff, Spitzen wurden mehr als je verwendet, dazu Stickereien, goldene Tressen usw. Diese Welt bedurfte vor allem der Gesellschaftszimmer, die die alte, alle versammelnde große Familienstube in den Hintergrund drängten, des Boudoirs für die Damen und eigener Putz- und Ankleidezimmer für ihre nun notwendige umständliche Toilette. In der eigentlich vornehmen Welt war das natürlich alles reicher und großartiger ausgebildet.

Diesem Bedürfnis nach Eleganz entsprach nun jener wesentlich französische Stil, den wir (S. 314) aus der Barockarchitektur nach der Seite des Einfacheren, weniger Pomphaften und weniger Weiträumigen sich entwickeln sahen — überhaupt hatten in Frankreich immer die einfacheren Formen der Renaissance das Barocke eingeschränkt —, in dem auch die Räume für die eigentliche Geselligkeit vor den Paradesälen betont wurden, das **Rokoko**. In Deutschland zeigen den Stil, der aber weniger ein Architekturstil als ein Stil der Inneneinrichtung ist, zahlreiche Paläste (Würzburg, Nymphenburg, Bonn usw.) sowie kleine vornehme Gartenschlößchen, die seinem Wesen noch mehr entsprechen (Sanssouci, Wilhelmstal usw.). Feine Dekoration ist sein eigentliches Feld, entsprechend den Tendenzen der ganzen galanten Zeit. Ihre Zierlichkeit und feine Manier wie ihre Koketterie, Laune und Willkür prägen sich auch in diesem Stil aus, das dem Pathetischen Abholde, das Matte, Gedämpfte gleichermaßen. Die Eleganz liebt nicht das bisherige grelle Nebeneinander bunter Farben, diese selbst auch nicht, ebensowenig das früher gleichfalls beliebte feierliche spanische Schwarz, sondern zarte, verwaschene Farben, Rosa, Blaßgelb, Hellgrau, Wasserblau. Das Rokoko ist in Deutschland der Stil der Blütezeit der französierten Bildung und währte hier länger als in Frankreich selbst, bis etwa 1770. Es war in Frankreich entstanden aus einer Reaktion gegen den erstarrten, langweiligen, prunkhaft-zeremoniellen Glanz des Hofes Ludwigs XIV. Die Periode der dekadenten Regentschaft verschmähte die Großartigkeit des Barocks und zog dem öffentlichen theatralischen Pomp in weiten Sälen den feinen Duft zierlichen Privatlebens in intimen Räumen, der monumentalen die kleine Kunst, dem Zwange der Zeremonie, dem ausgestopften Heldentum und der verschnörkelten, allegorischen Manier der geistigen oder künstlerischen Darbietungen eine ungenierte, freiere, einfachere, verständlichere, feinere Unterhaltung vor. Ja es kam schon ein Zug zur Natürlichkeit hinein, freilich noch in der älteren künstlichen Form des Schäfertums (vgl. S. 344). Das Rokoko machte dabei auch den ländlichen, uralten, breitrandigen Strohhut, den Schäferhut, zum Gegenstand der eleganten Mode. Charakteristisch ist aber jene Vorliebe für kleine Schlößchen in natürlicherer, in parkartiger Umgebung. In diesem Zuge zur Natur (vgl. auch S. 344f.), so gesucht er meist scheint, klingt schon ein neuer Gefühlston an, wie sich anderseits in der neuen Rolle der Frau (vgl. S. 369ff.), überhaupt in dem femininen Charakter des Rokokos die Wendung zu einem weicheren Gefühlsleben zeigt.

Das erst nachmals in verächtlichem Sinne als für einen abgetanen Stil angewandte Wort „Rokoko“ mag mit rocaille, dem zackigen, unregelmäßigen Stein- und Muschelwerk, das, vielleicht von den Silberschmieden zuerst ausgebildet, ein wesentliches Element dieses Stiles ist, zusammenhängen und zeigt dann gerade wieder die Wichtigkeit des Dekorativen. Der Hauptzweig des Rokokos war durchaus die kunstgewerbliche Kleinkunst. Sie bewährt sich in der Plafonds- und Wändedekoration, bei den Möbeln und dem porzellanenen Kleingerät. Bei den Möbeln tritt an Stelle des Schnitzwerkes die Marketerie; neue kostbare Holzarten, besonders Mahagoni, werden verwendet, dazu Elfenbein, Schildkrot und anderes; die Möbel werden glänzend poliert und mit vergoldeter Bronze beschlagen; vor allem erhalten sie durch das neue Ornament und die Vorliebe für geschweifte Linien eine Fülle neuer Formen. Die im Barock zu kolossalen Dimensionen gelangten Schränke werden jetzt überhaupt zierlicher, weisen das Ornament auch nur in feiner Beschränkung auf. Die aus Frankreich gekommene Kommode, für die die geschwungenen Formen besonders charakteristisch sind, bietet Ersatz für die jetzt endgültig verdrängte Truhe. Das leichte, zierliche, plastisch so mannigfach zu gestaltende Porzellan (vgl. S. 319) sodann gibt erst das rechte Gerät für die feine Welt und mit seinen puppenhaften Schäferinnen und Menuettfiguren — das graziöse, zierliche Menuett war der charakteristische Tanz — den rechten Schmuck des Boudoirs. Alles wird mit liebenswürdiger Grazie behandelt, Stoffe wie Motive werden in freier Komposition verwendet. Die beliebte Kartusche, das überall angebrachte Feld mit dekorativen Malereien, Stickereien usw., wird völlig launenhaft umrandet. Die Symmetrie wird verbannt, auch bei den Möbeln; die Bank z. B. wird zum unregelmäßigen Polstersitz. Alles Leere und Steife schwindet, wenn auch eine gewisse Kälte bleibt, die Flächen werden belebt durch leichte Dekorationen, verdeckt durch die zahlreicher gewordenen Möbel, und weiter füllt das Zimmer jenes zum galanten Wesen passende Kleingerät, Nippessachen, Bronzegruppen, Uhren, Vasen, Porzellanfiguren und weiche Pastellbilder. Das Intimste und Feinste der Wohnung wird aber das Boudoir, in dem die nun zu ganz anderer Rolle gelangte Frau herrscht, der Raum des tête-à-tête, der Causerie, vornehm, bequem, niedlich.

In grellem Widerspruch zu der Feinheit des Rokokos, zu dem ästhetischen Wesen des galanten Menschen, steht die mangelhafte Körperpflege, und gerade die Franzosen haben den Rückgang der mittelalterlichen Reinlichkeit, der durch den Verfall des Badewesens (vgl. S. 107) eintrat, am wenigsten aufgehalten. Schon in der Kammerordnung des Herzogs Wilhelm V. von Bayern von 1589 ist beim „Ankleiden“ zwar vom Abreiben des Körpers mit Tüchern die Rede, sonst aber nur vom „Händwaschen“ und „Mundwassernehmen“. Auch später wischte man wohl das Gesicht mit nassen Tüchern ab, wusch sich aber sonst nicht. Nur die Hände wurden bei dem trotz der neuen Eßgeräte (vgl. S. 336) oft noch unsauberen Essen bei und nach Tische wie sonst öfter gewaschen. Das Frauenzimmerlexikon von 1739 kennt daher nur ein Gießbecken und eine Gießkanne. Freilich erwähnt es die Badestube im Hause, die auch sonst bestätigt wird, während die öffentlichen Badestuben für das niedere Volk bestimmt waren, übrigens schon seit Beginn des 17. Jahrhunderts kaum noch vorkamen. Häufiger Wechsel der Leibwäsche ferner war keineswegs üblich, diese war auch oft zerrissen, während man nach außen in Glanz strahlte. Natürlich ergab sich so — vom niederen Volk, das in Schmutz und Ungeziefer verkam, gar nicht zu reden — ein übler Körpergeruch selbst bei feinen Leuten, und gerade deswegen kam das Parfümieren so in Flor. Alledem entspricht die Unreinlichkeit der eigentlichen Wohnräume, in die man auch selten frische Luft hereinließ. Dagegen machte



man Fortschritte in der dem Mittelalter ganz abgehenden Bequemlichkeit des Wohnens. Ein eigentlicher Komfort entwickelte sich allerdings erst im 19. Jahrhundert. Aber man wollte doch jetzt schon in den Wohnungen alles „commode“ haben, freilich nach den Begriffen der Zeit: wie eng und dumpf waren z. B. oft die Schlafräume etwa in kleinen Schlössern und Landhäusern. Häufig noch mangelhaft genug, obwohl fortgeschritten, waren die Heizeinrichtungen, was das Tragen des Pelzes im Hause erklärt.

Einen wichtigen Wandel hat, wie schon angedeutet, diese Zeit nach französischem Vorbild in der Stellung der Frau herbeigeführt. Seit dem Ausgang des Mittelalters war die deutsche Frau auf das Haus beschränkt gewesen (s. die untenstehende Abbildung), durchaus



Frauenarbeit im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

zu ihrem Glück. Denn als seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts der alamodische Ton in die Männerwelt fuhr, das Äußerliche, Unnatürliche, sank die Frau zwar meist noch tiefer in den Augen der Herren der Schöpfung, weil sie es ihnen an modischer Bildung nicht gleichtat — eine Nürnberger Bürgerin scheute sich z. B., ihrem jungen Schwager mit ihrem „unformlichen Weiberschreiben“ vor Augen zu kommen —, aber sie bewahrte, wie gerade die Frauenbriefe zeigen, die alte gute Art, Natürlichkeit und Gemüt, auch wirklichen Humor. Neben der Susanna Behaim um 1640, die in meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ zu neuem Leben erweckt worden ist, stehen andere bürgerliche sowie adlige und fürstliche Frauen, später ist vor allem (vgl. S. 373) die volkstümlich derbe Lise Lotte von der Pfalz (s. die Abbildung S. 370) zu nennen. Eine Änderung des weiblichen Niveaus trat im 17. Jahrhundert zum geringen Teil zunächst durch die damals noch herrschende gelehrte Bildung ein. Die Frage, ob Frauen sich mit gelehrten Dingen beschäftigen dürften, war ein beliebtes Thema der Humanisten gewesen im Zusammenhang mit jenen Erörterungen über die Inferiorität der

Frauen überhaupt, die aber schon Agrippa von Nettesheim (vgl. S. 164) und gegen 1600 Simon Gedicke und andere lebhaft bestritten. Später trat eine ganze Reihe von Verfechtern der geistigen Befähigung der Frauen auf, z. B. Joh. Sauerbrei. Praktisch war die Frage schon überflüssig geworden durch die gelehrten Frauen, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts zunächst in dem Musterland der humanistischen Gelehrsamkeit, in Holland, gezüchtet wurden, wie Anna Maria von Schurmann. Diese weiblichen Wunder wurden dann auch eine modische Erscheinung in der deutschen gelehrten Welt, und da die fürstliche Erziehung zum Teil noch dem gelehrten Ideal des 16. Jahrhunderts huldigte — einen Einblick in die geistigen Interessen einer Fürstin nach 1600 gewährt z. B. das Verzeichnis der Bücher der Kurfürstin Sibylle von Sachsen —, finden sie sich sogar in fürstlichen Kreisen (Luise Amöne von Anhalt, Antonia von Württemberg, Sophie von Braunschweig). Gegen 1700 war die Erscheinung so stark, daß eine ganze Literatur darüber unterrichtete (Meuschen, „Schau-Bühne Durchläuchtigst-Gelehrter Dames"; Paullini, „Hoch- und Wohlgelahrtes Teutsches Frauenzimmer" und andere Werke). Dieser Kultus des „gelehrten Frauenzimmers", der 1707 sogar zum Gedanken einer Jungfernakademie führte und später noch von Gottsched stark betrieben wurde, war im Grunde eine Folge der preziösen Richtung der Beherrscherinnen der französischen Salons, gestaltete sich nur wieder deutsch-pedantisch. Die Strömung hat ihre vernünftige Mäßigung in den noch (S. 384) zu besprechenden späteren Bemühungen um Hebung der Frauenbildung gefunden, hat aber die große Mehrheit der deutschen Frauen überhaupt nicht berührt.



Lise Lotte von der Pfalz (1652—1721). Nach dem Kupferstich von Marie Horthemels (Gemälde von Hyacinthe Rigaud, 1659—1743). Vgl. Text S. 369.

Viel mehr wirkte auf diese jetzt der Anreiz der „galanten" Bildung. Den Frauen Bildung, wenn auch eine enzyklopädische, auf leichte modische Weise beizubringen, hatte sich bereits Harsdörffer nach italienischem Muster in seinen „Frauenzimmergesprechspielen" mit Erfolg bemüht. Nun aber machte die neufranzösische Kultur, die nach der gesellschaftlichen Seite hin völlig von den Frauen bestimmt wurde, ihre Ansprüche auch an die deutschen Frauen, zunächst der vornehmen Welt, geltend, die aber nur unvollkommen sich wenigstens der Äußerlichkeiten bemächtigten und, von Charme und Esprit weit entfernt, die geistige Seite in der geschilderten Komplimentierart erschöpft glaubten. Gleichzeitig, das war die Hauptsignatur eben der galanten Zeit, umgab die französierte Männerwelt die Frauen mit einem modischen Nimbus, wie sich das schon in den schwülstigen Huldigungen des 17. Jahrhunderts ankündigte. An höfischen Festtafeln, wie 1700 zu Cassel, ward nun „eine so genanndte bunte Reihe" innegehalten, die galante Konversation mit Damen wurde der



Hauptzweck der Geselligkeit und das Courmachen (s. die untenstehende Abbildung) obligatorisch. Und das ging in weite Kreise. „Was gehen nun da für galanterien vor?" eifert Thomasius. „Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer oder doch an deren statt die Magd oder die Katze zu grüssen?" Er verspottet die aus Romanen zusammengesuchten Liebesbriefe wie „die galanten Nachtmusiken". Der Liebesduft, der die Zeit erfüllte, hat zum Teil ziemlich bedenklich auf die durch das neue Gesellschaftsleben früh verbildete Jugend gewirkt: der neben den frühreifen Mädchen auftretende Knabe, der in Liebe erglüht, oft zur reifen Frau, die Figur des Cherubin, ist freilich im wesentlichen französisch. Damals stieg aber zugleich die Achtung vor der natürlichen Begabung der Frau. Thomasius wollte seine moderne Bildung „einem Frauenzimmer" wie einer „Mannsperson" beigebracht wissen und versprach sich bei den Frauen „mehr Succes", weil sie nicht wie die Männer von Jugend auf mit der pedantischen Gelehrsamkeit, dem Latein, „geplackt" seien. Der (S. 367) erwähnte feminine Charakter des Rokokos prägt sich im übrigen nicht nur in der nunmehr bedeutenden Rolle des weiblichen Geschlechtes aus, er zeigt sich auch in der Haltung der Männerwelt. Wenn man bei der Frau im Zeitalter des Barocks, soweit sie überhaupt hervortrat, männliche Züge, gravitätische Würde usw. gefunden hat, so hat man mit noch größerem Recht bei den Rokokoherren weibliche Züge festgestellt. Nicht kräftige Männlichkeit gilt etwas, sondern feine Zierlichkeit des Benehmens. Und ganz wie in der französierten Minnezeit (vgl. Bd. I, S. 335) erhält auch das Äußere der Männer etwas Weibisches. Man trägt keinen Bart (vgl. S. 345), man schmückt sich nach Kräften, verwendet z. B. Spitzen in starkem Maße, man ist auf eine enge Taille bedacht usw. Freilich lag das alles den deutschen Kavalieren viel weniger als den französischen.



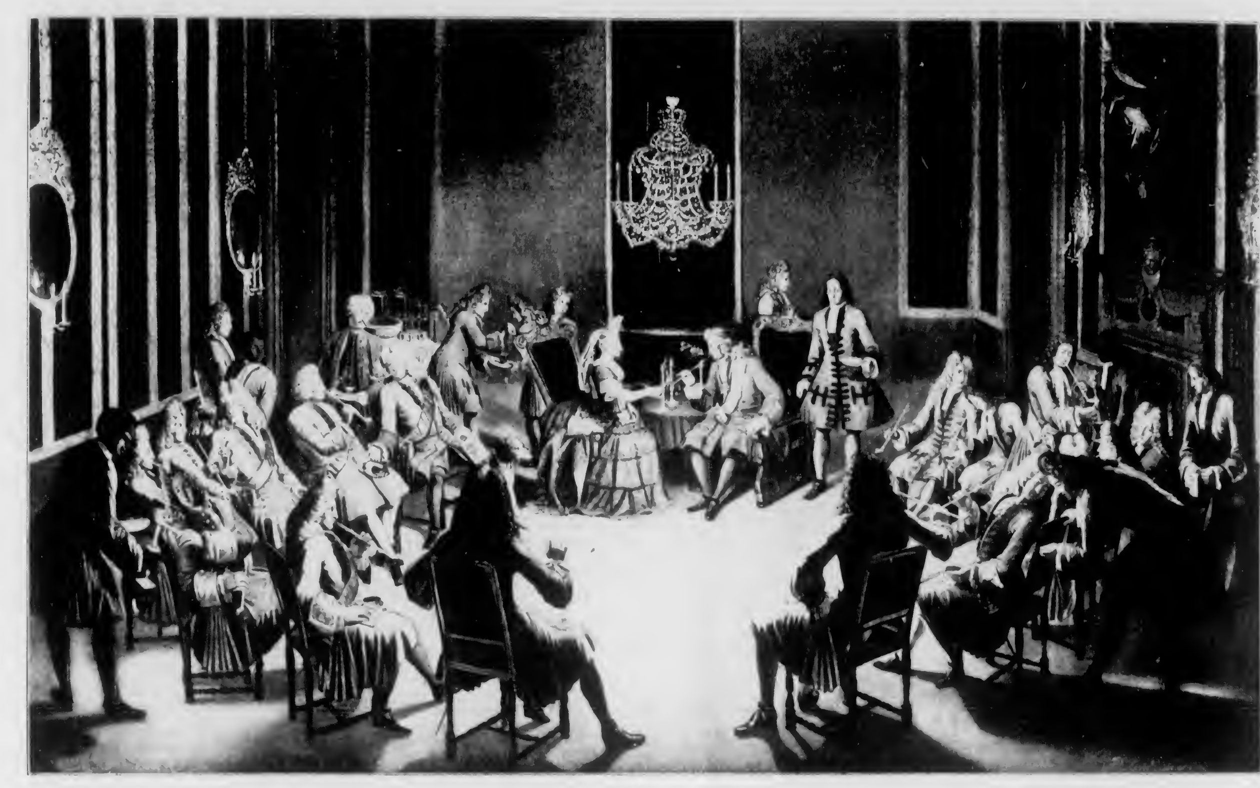
Studentenliebe in der „galanten" Zeit. Aus einem Stammbuch (Martin Nr. 10) der Universitätsbibliothek zu Jena.

Das „galante Frauenzimmer" seinerseits kam in Deutschland, wie gesagt, seinem französischen Vorbild nicht entfernt nahe. Vor allem war das anziehendste Moment der Rokokoart, die Grazie, den deutschen Frauen und Mädchen meist versagt. Das machte sich schon in der äußeren Erscheinung geltend, die ja damals von der größten Wichtigkeit war. Mühe genug haben sich die deutschen Frauen freilich mit ihrer modischen Toilette gegeben. Ein Hauptteil ihres Tagewerkes vollzog sich am Putztisch (s. die Abbildung S. 372), bestand in dem Anziehen des komplizierten, nach vielfachem Wechsel im 17. Jahrhundert nunmehr

ganz veränderten Kostüms, im Schminken und dergleichen. Ein wichtiges Stück der Kleidung war der anfangs namentlich in Spanien beliebte Reifrock, den schon 1646 Moscherosch im „A la mode-Kehraus" verhöhnte, der aber dann eine Zeitlang zurückgetreten war; darüber kamen Seidenkleid und Schlepprobe. Der abstehende Reifrock ließ die Enge der durch das Korsett eingeschnürten Taille — den Leib drängte die Planchette, „das Marterholz", zurück — noch mehr zur Geltung gelangen. Das Mieder war, wie meist bei Schnürung, tief ausgeschnitten. Auf dem Kopf thronte ein durch Drahtgestell und Wülste hervorgebrachter hoher, gepuderter, mit Spitzen oder Schleifen gezierter Haaraufbau (Fontange). Gesicht, Nacken und Hals „zierte" das Schönpflästerchen, die ebenfalls schon von Moscherosch verspottete Mouche aus schwarzem Taft, deren richtige Anbringung zur Nuancierung des Ausdrucks eine feine Kunst war; ihretwegen blickte die Schöne immer wieder in den Spiegel. So erschien die Dame, auf engen Atlasschuhen mit hohen Stöckeln einhertrippelnd, im Salon. Anderseits ist für das Rokoko die leichte, kokette Negligétracht mit dem Spitzenhäubchen charakteristisch. Eine große Rolle spielte jetzt der Fächer. Der vor allem in Spanien ausgebildete Faltfächer hatte die Federbüschel der Renaissance verdrängt, die indes schon weniger massig geworden waren, verlor aber nun das Spanisch-Steife, wurde in durchbrochener oder eingelegter Arbeit oder mit Malereien geschmückt höchst zierlich und zart gestaltet und diente dem koketten Spiel der Liebelei. Dem diente ebenso die Tabaksdose, die man freilich vor allem auch zum wirklichen Schnupfen (vgl. S. 365) mit sich führte. „Tabak, beliebte Kost der Nasen, Galanter Hände Zeitvertreib", heißt es einmal. Gern brachte die modische Dame, wenn sie nicht galante Romane las, ihre Zeit am Spieltisch, am L'hombretisch zu. In den Jahresrechnungen reicher Hamburger oder Leipziger spielten die Posten für das Spielgeld der Frau eine große Rolle, ebenso wie für fürstliche Damen bestimmte Summen dazu ausgeworfen wurden. Das Hasardspiel blühte überhaupt in der ganzen Zeit (s. die Abbildung S. 373). Etwas Französisch parlieren, Spinettspielen und Ariensingen



Ankleidezimmer eines „galanten Frauenzimmers". Titelbild zu Amaranthes' „Frauenzimmerlexikon", Leipzig 1715. Vgl. Text S. 371.



Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen in der heutigen Drap d'or-Kammer des Berliner Schlosses.

Nach dem Ölgemälde von P. K. Leygeb., im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

gehörten schließlich auch zu den Anforderungen an die rechte Dame. Gegen dies galante Frauenzimmer haben später die moralischen Wochenschriften den Kampf eröffnet. Daß sie Erfolg hatten, lag aber wesentlich daran, daß ein großer Teil der Frauen die galante Strömung nicht mitmachte, sondern die alte gesunde Art in eine bessere Zeit hinüberrettete.

Und das ist nun schließlich überhaupt zu betonen, daß auch sonst, freilich zugleich in unerfreulichen Zügen, das alte deutsche Wesen in der galanten Zeit und über sie hinaus vielfach weiterbestand. Ein kernhafter Mann wie Logau zog auch gegenüber der das Volkstum bedrängenden fremden modischen Verfeinerung die Schattenseiten des alten Wesens vor: „Bleibt beym sauffen! bleibt beym sauffen! saufft ihr Deutschen immerhin! Nur die Mode, nur die Mode last zu allen Teuffeln ziehn!" Ein andermal heißt es bei ihm: „Um Deutschland stand es noch so wohl, da Deutschland nur war gerne voll, als da es Trügen, Buhlen, Beuten gelernet hat von fremden Leuten." In Wahrheit blieb auch trotz der (S. 364) erwähnten Zurückdrängung das „Vollsaufen" noch in Übung und schwand sogar von galanten Höfen nicht ganz, von dem biertrinkenden, oft berauschten Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu schweigen, das übrigens in feiner Form schon unter Friedrich I. (s. die beigeheftete Tafel „Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen") existierte. So hielt sich das Trinken an dem Hofe Augusts des Starken, dessen Kavaliere namentlich bei Anwesenheit von Polen ihre alte Zechkraft bewährten, so an dem zu Stuttgart, wo ein Würzburger Geheimrat Sieger im Kampf mit den dortigen Hofleuten blieb, so an dem zu Heidelberg, wo dem trunkfeindlichen Pöllnitz (vgl. S. 325) arg zugesetzt wurde, so namentlich an den der Frauen ermangelnden geistlichen Höfen, wie zu Fulda und Würzburg und nach Chesterfield noch um 1750 zu Mainz und Trier. Von den Universitäten wurde schon (S. 349 f.) gesprochen, und wenn auch später Studenten in die Kaffeehäuser gingen, blühte doch vielerorten, wie es der 1744 erschienene Zachariäsche „Renommist" für Halle und Jena beweist, das alte Treiben weiter. Betrunkene waren selbst in guten Kreisen keine seltene Erscheinung und „trunkene Weiber" auch nicht. Daß sodann volkstümliche Derbheit sich bis in die höchsten Kreise erhielt, deuteten wir schon (S. 312) an, namentlich zeigt das aber das Beispiel Lise Lottes (vgl. S. 369), aus deren Briefen köstliche naturfrische Beispiele angeführt werden könnten. Freilich sucht sie etwas in solchen Derbheiten, und die fürstlichen Verwandten werden sich wohl daran erfreut haben. Trotzdem sie am französischen Hofe gar nicht ungern weilt, ist sie ferner eine bewußte Anhängerin alten deutschen Wesens gegenüber der modischen Französelei und versteht die „Fantasei der ehrlichen Deutschen" nicht, die ihre Muttersprache hintansetzen und fremde Sitten und Unsitten nachahmen. Dabei weiß sie (vgl. S. 341 f.) die guten Seiten der



Das Spielhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 372.

Franzosen gegenüber der damaligen gezierten Art der Deutschen wohl zu schätzen; anderseits freut sie sich, daß das alte Trinklaster abnimmt. Derbheit zeigt weiter der ehrlichdeutsche originelle und allem höheren geistigen Leben ebenso wie dem ganzen französierten und seinen Wesen abgeneigte, kleinbürgerlich-hausväterliche, einfach-fromme Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der sogar bei einigen anderen Fürsten eine wenig glückliche Nachahmung fand. Es ist die Art des Albrecht Achilles, wenn er bei der Geburt der fünften Tochter schreibt: „man muß sie versaufen oder zu Nonnen machen, Männer kriegen sie nicht alle". Ähnlich geartet war Rudolf August von Braunschweig, der die französische Modebildung haßte, gern Plattdeutsch sprach, aber auch vor der Heirat mit einer Barbiertochter nicht zurückscheute, wie Leopold von Dessau nicht vor der mit einer Apothekertochter. Eine gewisse Bewahrung älterer volkstümlicher Neigungen zeigen übrigens die an den Höfen sogar besonders beliebten, schon im 16. Jahrhundert vorkommenden „Wirtschaften", bei denen der Hof Bauer oder Handwerker spielte und in die natürliche Welt flüchtete, sich auch derb benahm. Ferner besuchte wohl der Hof öfter noch volkstümliche Feste, Schießen, Erntefeste usw. Die Hofnarren der Fürsten ferner, die freilich immer witzloser wurden, verschwanden auch nur langsam: der letzte starb 1763. Voltaire nannte das Hofnarrentum „einen Rest von Barbarei, die in Deutschland länger gedauert hat als anderswo". Der Hanswurst, ein Überbleibsel des alten Volksschauspiels, wurde erst durch Gottsched (vgl. S. 390) von der Bühne verbannt.

Auch in der Literatur, die im ganzen eine künstliche Bildungsliteratur nach ausländischen Mustern war, fehlte eine volkstümliche Richtung nicht. Freilich war sie von den Gebildeten und Feinen mißachtet. Schon Th. Hock, der die „Kunst des deutschen Carmen" zur Blüte bringen wollte, beklagte 1601 den Geschmack an den kunstlosen leeren Fabeln, d. h. den Volksbüchern, den Dichtungen Fischarts usw. Aber die Volksbücher und Schwänke blieben die literarische Nahrung des niederen Volkes noch lange, und ganz erstarb ja schließlich auch das Volkslied nicht. Lise Lotte denkt in Paris der alten Volkslieder: „Ach Scheiden, bittres Scheiden" usw. ebenso wie des Märchens vom Däumling und anderer. Eine volkstümliche Schöpfung der Zeit selbst war dann Grimmelshausens „Simplicissimus", der den Feinen wie den Gelehrten aber gleichfalls nicht zusagte. Die Gattung der Schelmenromane überhaupt mit ihren „ärgerlichen Possen" war z. B. Harsdörffer höchst unsympathisch. Volkstümliche Elemente finden sich auch bei Rist, etwa in seinen komischen Zwischenspielen, weiter in der satirischen Dichtung, vor allem Laurembergs (vgl. S. 304), und später bei Reuter (vgl. S. 343), selbst bei Christian Weise, der gerade in den „Volks- und Rüpelszenen" noch am natürlichsten ist, übrigens auch gelegentlich das Volkslied preist. Volkstümliche Neigungen zeigt aber besonders stark Balthasar Schupp, sowohl als Satiriker wie vor allem als Prediger. Die Hamburger Amtsgenossen klagten, daß er „Schwänke, Fabeln, Satiren, lächerliche Geschichten predige und in Druck gebe". Gerade deshalb war er aber beim Volke sehr beliebt, wie er sich anderseits um dessen Hebung mühte. Auch in seiner Anschauungsweise ist Schupp oft volkstümlich-naiv. Immerhin unterscheidet er sich doch von dem gleichfalls höchst volkstümlichen berühmten katholischen Prediger in Wien, dem Augustiner Abraham a Santa Clara, der es viel mehr auf drastische Komik anlegte, im übrigen es aber ernsthaft genug mit seinen Strafpredigten meinte. Er pflanzt noch die Art der großen mittelalterlichen Volksprediger fort. Daß endlich in der Lyrik das deutsche Element der Innerlichkeit nicht ganz fehlt, sahen wir schon (S. 343). Weit mehr zeigt



dieses freilich die damalige volkstümliche Dialektdichtung Süddeutschlands, besonders Österreichs, in die Hartmanns Sammlung uns jetzt einen Einblick gewährt. Bei den Bauern blühten auch noch die alten volkstümlichen geistlichen Spiele.

Wohl zu unterscheiden von dieser volkstümlichen Unterströmung — solche Unterströmungen werden von vielen zu sehr generalisierenden Geschichtsschreibern nur allzuoft übersehen — ist der bewußt nationale Geist, der die Zeit beseelt. Konnte das volkstümliche Wesen sich nur schwer vor der neuen Kultur halten, so bestimmt dieser nationale Geist trotz aller Anlehnung an das fremde, vor allem das französische Vorbild die neuen Kulturmenschen oft sehr stark. Daß in der ganzen Fremdsucht auch das Streben nach Hebung des eigenen Volkes, dessen Rückständigkeit man empfand, steckt, sahen wir schon (vgl. S. 286). Der brennende Kultureifer, der das fremde Vorbild zu erreichen strebt, geht ebenso aus nationalen Motiven hervor wie die warmherzige Opposition gegen die Fremdsucht. Immerhin stehen die Feinde des Fremden an nationalem Fühlen voran. Welche Liebe zum Deutschtum zeigt z. B. das freilich überschwengliche Wort des um die Hebung der deutschen Sprache bemühten Rist von der „teutschen Heldensprache, welche an reiner Vollkommenheit, Majestät und Pracht, Zierde und Lieblichkeit ihresgleichen unter der Sonne nicht findet". Aber diese keineswegs ganz erfolglosen Bemühungen um die Reinheit der deutschen Sprache und die Schaffung einer nationalen Literatur, wie sie die Puristen (vgl. S. 306) vertraten, wurzelten nicht im Volke: sie waren einmal von Italien beeinflußt, anderseits handelt es sich wesentlich um eine gelehrte Bewegung nach dem Vorbild der ihre Muttersprache pflegenden holländischen Gelehrten. Opitz, als Poet wie als Neubegründer einer nationalen Literatur durchaus Renaissancegelehrter und von Italienern, Franzosen und Holländern abhängig, war es auch als eifriger Bekämpfer der „Verachtung der deutschen Sprache" im „Aristarchus", einer lateinisch geschriebenen Abhandlung. Das politische wie das kulturelle Nationalbewußtsein hat ja gerade dem Humanismus viel zu verdanken. Auf Hutten (vgl. S. 193) geht auch der Arminiuskult zurück. Er entwickelt sich recht erst im 17. und 18. Jahrhundert. Im 16. war zunächst der nationale Stolz das Grundmotiv, und Frischlin ließ in seiner lateinischen Komödie „Julius redivivus" Hermann die technischen und gelehrten Leistungen der neuen Deutschen preisen. Weiterhin erschienen diese aber als ihrer Vorfahren unwürdig. In Rists „Friede wünschendem Teutschland" (1647) wie bei Moscherosch beklagt Arminius neben Ariovist und anderen die jämmerlichen Zustände und die unnationale Gesinnung der Nachfahren. Aufs neue äußert sich dann der nationale Stolz leidenschaftlich, wenn auch in barocker Form, in Anknüpfung an die Gestalt des Armin in Lohensteins „dem Vaterlande zu Liebe" geschriebener „sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte" „Großmüthiger Feldherr Arminius usw." (1689/90). Steckt auch in diesem Preis deutschen Heldentums dieselbe Künstelei wie in dem puristischen Preis der „uralten teutschen Heldensprache", so hat doch erst Lohenstein den Arminius dauernd zum Nationalhelden gemacht und so zur Hebung des Nationalgefühls erheblich beigetragen. Auf seine Anregung geht noch Johann Elias Schlegels Drama, das die zahlreichen späteren Arminiusstücke eröffnete (1740), zurück, ohne freilich seinerseits gleichstark in nationalem Sinne zu wirken. Im 17. Jahrhundert hat die schöne Literatur überhaupt vielfach die deutsche Vergangenheit den Gebildeten näher gebracht und nationalen Geist gefördert. Dem entspricht das Interesse der Gelehrten an der deutschen Geschichte und ihrer Aufhellung, ebenso dasjenige an der alten deutschen Literatur, das hin und wieder, z. B. bei Opitz, begegnet.

Daß auch das politische Nationalgefühl in jener so oft als unnational hingestellten Zeit wenigstens theoretisch sehr lebendig war, wurde schon (S. 306) betont. Auch hier wirkt zum Teil das von den Gelehrten gepflegte Ideal der alten Deutschen. So mahnt Hippolytus a Lapide einmal, „gut aufrichtig alte Teutsche“ zu sein. Wenn die wirklichen Verhältnisse die Fürsten so oft als rücksichtslose Sonderpolitiker, nicht nur als Feinde Habsburgs, sondern auch als Verbündete oder Pensionäre Frankreichs zeigen, so ist darüber nicht immer einfach abzuurteilen. Viele haben auch eine unabhängige Stellung gegenüber Frankreich bewahrt, ja es fehlt nicht an Franzosenhaß und ebenso nicht an ernsthafter Reichsgesinnung. Nichts wurde eifriger in politischen Schriften ventiliert als das Heil des Vaterlandes. Über die Flut dieser Schriften macht sich Weise in den „Klügsten Leuten“ lustig: „Mich dünckt, wenn man die Bücher nehme, welche pro salute Germaniae geschrieben würden, und machte an der Polnischen Gräntze einen Hauffen daraus, der Türcke sollte [ihn] in sechs Jahren nicht durchlesen, und alsdann möchte man die Scribenten Defensores Patriae nennen.“ Auch auf wirtschaftlichem Gebiet suchte man ja im Sinne des Merkantilismus trotz der massenhaften Einfuhr französischer Waren unabhängig vom Ausland zu werden (vgl. S. 319) und die begehrten Waren selbst herzustellen.

Ähnliches gilt von der Kultur überhaupt. Die Einsichtigen unter den Bewunderern der vorgeschrittenen französischen, überhaupt der fremden Bildung wollten durch die Einbürgerung derselben ihrem Vaterlande dienen. Leibniz und Thomasius wollten mittels der Kultur des Auslandes, der sie anhingen, eine höhere deutsche Kultur heraufführen, und darin zeigt sich zugleich das in dieser Zeit äußerer nationaler Schwäche noch immer lebendige deutsche Selbstbewußtsein, das Deutschland zu einer höheren Rolle berufen weiß. Seine nationalen Ziele hat Leibniz einmal so umschrieben: „Die Lust und Liebe zur Weisheit und Tugend bei den Teutschen hefftiger zu machen, die Schlaffenden zu wecken und dem Feuer, das sich bereits in vielen trefflichen Gemüthern, bey dem liebreichen Frauenzimmer und tapferen Männern entzündet, neue Nahrung zu schaffen.“ Leibniz war wegen seiner Charakterschwächen nicht der Mann, diese Ziele zu erreichen. Und auch des Thomasius praktischer angefaßte Kulturarbeit konnte einen entscheidenden Umschwung noch nicht herbeiführen. Aber neue Männer nahmen die Arbeit auf und gelangten zum Ziel, zur Begründung einer nationalen Kultur.

---

## VI. Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand. Geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa.

Erstaunlich sind die Fortschritte, die der Deutsche in den letzten 160 Jahren gemacht hat. Unsere Generation hat das „Volk der Dichter und Denker“ zu einer politisch und wirtschaftlich mächtig entwickelten Nation sich auswachsen sehen. Aber das Recht zu jener von einem Engländer den Deutschen gegebenen, von anderen anfangs mehr spöttisch verwendeten Bezeichnung Dichter und Denker, die selbst Gebildete gern für eine von jeher den Deutschen gebührende halten, ist auch erst jung erworben. Das Urteil Sebastian Francks im 16. Jahrhundert: „Ein Teutschen kennt man bei seiner Thorheit, Unfleiß, Onsorg, Sauffen und Kriegen“ begann erst sehr allmählich seine Geltung zu verlieren. Der Deutsche wuchs an der Hand des Fremden: aber er mußte zunächst durch jene Epoche der Verbildung, in der freilich sehr viele fruchtbare Keime gelegt wurden, hindurchgehen. Gustav Freytag hat sehr treffend die ganze Zeit bis 1848 die Periode der Sehnsucht genannt, und man kann jene Verbildung für eine erste Form dieser Sehnsucht nach etwas Fehlendem im deutschen Leben ansehen. Aber daß man weiter, daß man aus der Verbildung wieder heraus mußte, diese Erkenntnis wurde allmählich allgemein. Immer schärfer zeigte sich jene Sehnsucht nunmehr gegenüber der Äußerlichkeit gerade der neuen Bildung, von der hinweg man sich ins Innere flüchtete.

Wir haben festgestellt, daß auch im 17. Jahrhundert eine innerliche Unterströmung, die deutsche Pflege des Gemüts, lebendig blieb (vgl. S. 343, 346). Auch in dem höheren geistigen Leben fehlt es nicht an Spuren der Reaktion gegen den zunächst durch den Renaissancegeist geförderten rationalistischen Grundzug der Epoche. Sie sind schon im 16. Jahrhundert — ganz abgesehen von dem alten, auch mit der Renaissance sich verbindenden okkultistischen Zuge (vgl. S. 201) — erkennbar in dem verfeinerten Empfindungsleben und der mystischen Gedankenwelt einzelner Köpfe, die einer pandynamistischen, theosophischen Naturphilosophie huldigen. Man könnte in gewisser Beziehung schon Sebastian Franck nennen, in anderer Hinsicht wieder wegen seiner religiös-naturphilosophischen Ideen den Paracelsus. Sie wirken zum Teil auf die eigentlichen Vertreter eines theosophischen Pantheismus, auf den über alles Konfessionelle hinauskommenden, freilich unsystematischen Valentin Weigel (gestorben 1588), dessen Schriften zum Teil erst später von anderen herausgegeben wurden, und auf den enthusiastischen, „innerlich erleuchteten“, Gott in der Wunderwelt der Natur erkennenden Jakob Böhme (gestorben 1624), der zu einem wirklichen spekulativ-philosophischen System gelangte. Es sind Erscheinungen tiefer seelischer Erregung. Indessen trat diese pandynamistische Strömung im 17. Jahrhundert gegenüber dem Rationalismus und dem neuen Realismus immer mehr zurück, wenn auch weiter begeisterte Anhänger Böhmes, wie Gichtel,

und schwärmerische Träger geheimen Wissens, wie Quirinus Kuhlmann, auftraten und der Chiliasmus dauernd Erregung verbreitete. Anderseits flüchtete sich der Mystizismus vielfach in Geheimbündelei, wie die Rosenkreuzer und andere Formen einer immer wieder auftauchenden, an sich viel älteren Strömung zeigen.

Wichtiger aber ist die rein *religiöse* Seite der innerlichen Strömung. Soweit das innere Christentum und seine Bewährung im Leben und nicht die theosophische Spekulation in Frage kommt, hat Weigel auf Arndt (vgl. S. 305) gewirkt. Arndt mit seiner starken Betonung des inwendigen Gottesdienstes als des einzig wahren läßt die Rolle des *Herzens* hervortreten, die später so bedeutsam wurde. In dieser Beziehung wie in der Wendung auf wirkliche Seelsorge und praktisches Christentum ist dann Spener der Schüler Arndts, dessen mystischen Neigungen er aber nicht folgte. Speners Wirksamkeit wurde schon durch ein allgemeines Bedürfnis der Zeit begünstigt, die von der Erstarrung und Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, der zänkischen Polemik der Orthodoxen immer mehr abgestoßen wurde. Wir sahen auch schon (S. 305), wie der Dreißigjährige Krieg den inneren Menschen gewaltig erschüttert und ihm an das Herz gerührt hatte. Indessen ist die religiöse Gefühlsströmung im 17. Jahrhundert doch nicht auf Deutschland allein beschränkt: es ist an das englische Quäkertum, an die Bewegung von Port-Royal und an Pascal in Frankreich, vor allem an die durch Labadie hervorgerufene Bewegung in der niederländischen reformierten Kirche zu erinnern. Labadie hat den deutschen Pietismus geradezu vorbereitet.

In Deutschland war das Bedürfnis nach innerer Erhebung und Tröstung, wie gesagt, immer mehr gewachsen, ohne daß ihm die offizielle Kirche gerecht wurde. Bei den Katholiken zeigte sich die Stimme des Herzens, tiefer Empfindung schon bei Spee, trotz aller Verschnörkelung und zeitgemäßen Überladung seiner geistlichen Minnelieder, später noch schärfer bei Angelus Silesius, aber auch in der Erbauungsprosa, so in dem gefühlsreichen „Leben Christi" des Paters von Cochem. Bei den Protestanten ging die Strömung immer mehr ins Breite und mündete im *Pietismus*. Es war eben die aufs Praktische gerichtete Persönlichkeit Speners, die sie aus dem Vereinzelten und Geheimen heraushob und sie auf weite Laienkreise reformatorisch wirken ließ. Das „Herz" ward ausdrücklich von ihm betont; im kleinen Kreise häuslichen Charakters sollte die Seele erhoben, der innere Mensch geweckt werden und die eifrige Lektüre und einfache Auslegung der Bibel das Hauptmittel dazu sein. Nachdrücklich wurde das allgemeine Priestertum der Laien gefördert. Es bildeten sich nach dem Muster der collegia pietatis, die Spener seit 1670 in seinem Hause abhielt, bald überall Konventikel, die den Kultus des Inneren mit Inbrunst pflegten. In den Kreisen der Gelehrten mit dem Zentrum Halle und der Bürger, aber auch beim Adel — Seckendorff, Uffenbach, Canitz, Zinzendorf seien besonders erwähnt — fand die neue Richtung guten Boden. Ihre Hauptträger wurden jedoch die Frauen, bei denen die sonst so arg zurückgesetzten Gemütskräfte am meisten lebendig geblieben waren: jetzt traten viele aus ihrem häuslichen Kreise nicht um äußeren gesellschaftlichen Tands willen, wie ihre galanten Genossinnen, sondern gleichsam als Trägerinnen einer innerlichen Mission wirksam heraus. Bürgerliche und adlige Frauen, die von der galanten Welt nichts wissen mochten, namentlich ältere unverheiratete Damen, die sich nicht wie ihre katholischen Schwestern ins Kloster zurückziehen konnten, fanden nun Entschädigung für ihre bisherige Abgeschlossenheit in dem neuen Gefühlskultus, besonders auch durch eine Art genossenschaftlicher Organisation. Der *Brief*, in der politischen und galanten Welt schon ein so wichtiges Mittel, förderliche Bekanntschaft zu pflegen, wurde



auch für den Austausch der Gefühle, wofür ihn schon die mittelalterlichen Mystiker und nach ihnen katholische Klosterleute wohl immer, wenn auch in geringerem Maße, benutzt hatten, überaus wichtig: Spener und später Francke machten vor allem durch ihn Propaganda. „Erbauliche correspondence" verband nun Vertriebene oder sonst entfernt Wohnende mit der Heimat, verband Frauen untereinander, Frauen und Männer. Man schrieb selbst an persönlich Unbekannte, auf deren anregende Korrespondenz man durch andere aufmerksam geworden war. Der Ton dieses schriftlichen wie des Verkehrs der frommen Seelen überhaupt — man machte sogar weite Reisen, um Gleichgesinnte aufzusuchen, — ist bald ein überschwenglicher geworden. Die sich aus dem Kultus des Inneren, aus der Beachtung aller Regungen, Gefühle, Einfälle ergebende Selbstbeobachtung, im übrigen eine sehr folgenreiche Erscheinung, die auch gefühlvolle Tagebücher hervorbrachte, führte, namentlich bei den Frauen, zur Aufregung. Die *Träne* begann eine Rolle zu spielen. Überhaupt begleiteten die Strömung sofort krankhafte Auswüchse muckerischer, anderseits oft sinnlicher Natur. Man neigte auch etwas zur Wundersucht, zu geheimnisvoller Traumdeuterei, glaubte an Eingebungen und dergleichen. In der Ausdrucksweise wurde zugleich jener von der galanten Welt schon bekämpfte Schwulst konserviert, nur ins Geistliche übertragen: aber er entsprach doch meist wirklicher Gefühlserregung. Freilich entwickelte sich bei dem Durchschnitt eine starke Manieriertheit des Gefühlsausdrucks, der Redeweise und des Benehmens, zugleich eine hochmütige innere Überhebung über die Weltkinder. Zur galanten Welt befand man sich überhaupt im scharfen Gegensatz. Es war übertrieben, wenn man das Leben zur Betstube machte, die Freuden der Welt gänzlich verwarf, den Luxus, die Feste, den Tanz, die Musik, das Theater: aber es war doch der Ausdruck einer Reaktion gegen das allzusehr in Weltlust aufgehende französierte Treiben. Man ignorierte zum Teil sogar die sonst so ängstlich beachteten Standes- und Rangunterschiede. Jetzt zuerst kamen Adel und Bürgertum, letzteres freilich im servilen Gefühl ihm angetaner Ehre, einander näher. So liegen im Pietismus, der in allen Ständen und Gegenden Anhänger hatte, Elemente des Reformerischen. Insbesondere wurde aber die von ihm herbeigeführte Verinnerlichung und Gefühlspflege durch ihre spätere Überleitung auf das weltliche Gebiet, zunächst in der krankhaften Form der Empfindsamkeit (vgl. S. 392), außerordentlich folgenreich.

---

Aber der vorwärtsstrebende Verstandesmensch jener Zeit bemerkte diese Keime einer inneren Wiedergeburt nicht. Obgleich der Kampf des Pietismus gegen die herrschende orthodoxe Theologie nur eine andere Seite des Kampfes war, den die freiere geistige Richtung gegen das Pfaffentum führte — freilich widerstrebte der Pietismus später ebenso der Wolffschen Philosophie —, sahen die modern Gebildeten im Pietismus bald nur das Überschwengliche, Schwärmerische, das an den alten Schwulst erinnerte, und weiter nur das Frömmelnde, den pietistischen Unfug. Das machte sie den Pietisten feind, trotz deren heftiger Befehdung durch die Orthodoxen, weswegen z. B. Thomasius anfangs für sie eintrat. Was welt- und fortschrittsfreudig und in Siegeshoffnung eine bessere Zukunft, eine höhere Kultur erstrebte, das sammelte sich unter anderen Fahnen, unter denen der *Aufklärung*. Wir werden sogleich sehen, daß in der deutschen Form dieser europäischen Bewegung das religiöse Moment keineswegs ausgeschaltet ist, und wenn sich das durch den Pietismus geförderte religiöse Gefühlsleben mit den Ideen der Aufklärung bei vielen verband, wenn anderseits der Glaube an die gepriesene Vernunft vielfach fast zum religiösen Glauben ward,

so zeigt sich in dieser Stärke des religiösen Bedürfnisses wieder die deutsche Innerlichkeit Aber das Charakteristische sind doch die Diesseitigkeit und das verstandesmäßige Moment, beides an sich bereits im Renaissancegeist liegend. Der Verstand war es, von dem man alles Heil erwartete. Verstandesmäßig war zunächst jene Betonung des Natürlichen, die Strömung des Naturrechtes und der natürlichen Religion (vgl. S. 351 f.) wie die Forderung des natürlichen Denkens und Sprechens, das man mit dem Nüchternen und Platten beinahe gleich faßte (vgl. S. 347). Verstandesmäßig war bis zu einem gewissen Grade aber auch das Streben der Aufklärer nach moralischer Besserung (vgl. S. 382), obwohl in ihm doch wieder der innerliche Zug überwiegt. Die Grundlage der gesamten Aufklärung war die totale Reformbedürftigkeit der Zeit. Aber man darf bei der deutschen Aufklärung die Fortdauer jenes nationalen Eifers, die Kultur Deutschlands zu heben (vgl. S. 376), nicht übersehen. Man erstreckte diesen Eifer, wie ebenfalls schon früher, auf die wirtschaftliche Hebung des Vaterlandes, wobei man sich mit der merkantilistischen Politik der Fürsten zum Teil berührte. Ein wichtiges Charakteristikum der Aufklärung ist endlich, von der politischen Seite dabei noch abgesehen, die Wendung zum Volk, d. h. damals zunächst zum Bürgertum. Man will die allgemeine Bildung heben, geistige Fortschritte des ganzen Volkes herbeiführen. Hier hatte in Deutschland schon Thomasius die Wege gewiesen.

Der große Apostel dieses neuen Geistes wurde jetzt aber Christian Wolff. Er, der in Halle, von Leibniz empfohlen, Professor wurde, als Thomasius nach den Zeiten der Verfolgung dort eine glänzende Stellung einnahm, zeigt, daß man über diesen doch rasch hinausgekommen war. Die Bedeutung Wolffs als Philosoph von Fach interessiert uns hier nicht: die größte Bedeutung hat er vor allem für seine Zeitgenossen gehabt. Er hat das große Publikum philosophisch, d. h. unabhängig von der Theologie, denken gelehrt — selbst Bauern haben nach seiner Behauptung seine Logik gelesen. Er hat dadurch die Fesseln der Theologie, in deren Bann doch bisher alles höhere Denken mehr oder weniger befangen war, mit gelöst. Er, der Mann der trockenen Nüchternheit, war recht eigentlich der Mann der mittelmäßigen Geister; seine Klarheit, Glätte und Ordnung waren für sie geschaffen und beförderten die Lehrbarkeit seiner Anschauungen. Der Gebrauch der Muttersprache, für den schon Thomasius gekämpft hatte, war nun selbstverständlich. Das war die einfache Folge jener Berücksichtigung der breiten Masse. „Kaum hub man an", dichtete später Gottsched, „auf deutsch zu lehren, zum Trotze der Lateiner-Zunft: gleich stieg der Wahrheit Glanz zu Ehren, der Pöbel selbst bekam Vernunft!" Aber wenn das Deutsch des Thomasius sich von dem modischen Sprachgemisch nicht entfernte, so schrieb Wolff ein ganz reines, einfaches und leichtes Deutsch. Die Ziele der Aufklärung im eigentlichen Sinne traten bei Wolff auch in den Schlagworten scharf hervor: er wollte die Menschen heben, erziehen durch die Bildung des Verstandes und die Pflege der Tugend oder Moral. Überaus charakteristisch ist eine Äußerung Wolffs über seine Absichten in den „Vernünfftigen Gedancken von Gott, der Welt usw.": „Wer die gegenwärtigen unglückseelige Zeiten erweget", heißt es da, „der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. ... Da ich von Jugend auf eine grosse Neigung gegen das Menschliche Geschlechte bey mir gespüret, so daß ich alle glückseelig machen wolte, wenn es bey mir stünde, habe ich auch mir niemahls etwas angelegener seyn lassen, als alle meine Kräffte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten." Wolff gilt als Popularisator Leibnizens, schon sein Schüler Bilfinger hat den Ausdruck „philosophia Leibnitio-Wolffiana" eingeführt: aber



erst Wolffs systematische Behandlung der mehr aphoristisch angedeuteten Anschauungen Leibnizens hat doch eigentlich eine unabhängige Philosophie in Deutschland geschaffen. Auch fehlt es durchaus nicht an erheblichen Abweichungen Wolffs von Leibniz. Wolff suchte zuerst bewußt die „Vernunft" in eine selbständige Stellung gegenüber der Religion zu bringen. Aber wie schon Leibniz mit seiner idealistischen Philosophie gewißlich nicht auf dem Boden der materialistischen, mechanischen englisch-französischen Aufklärung stand, so hat auch noch Wolff dieser gegenüber sich durchaus ablehnend verhalten. Er hat weder von der „abgeschmackten Freidenkerei der Engelländer" noch von dem „einreißenden Deismus, Materialismus und Skepticismus der Franzosen" etwas wissen wollen. Er suchte die ganze Welt aus der Vernunft herzuleiten — „vernünftige Gedanken" verkünden schon die Titel seiner Schriften fast regelmäßig —, aber die „Hauptsätze der Religion" darf die Philosophie nicht antasten. Mit den Wundern wie mit der Offenbarung fand er sich durchaus ab. Vernunft und Glaubenswahrheiten lassen sich vereinigen.

Eben diese kompromißartigen Lehren entsprachen so recht der Stimmung des deutschen Bürgertums, das mit Stolz vernünftig denken, aber doch den Glauben bewahren wollte. Sie haben auch dem Auslande über die Maßen zugesagt: Wolff glaubte sogar selbst, in Frankreich durch seinen Einfluß den der Engländer zurückdrängen zu können. Und wenn diese Lehren ihn auch zu Anfang starken Verfolgungen, nunmehr zumal von seiten der Pietisten (Francke), aussetzten, wenn sogar Thomasius, freilich mehr wegen der ihm unsympathischen methodischen Art Wolffs, gegen ihn agitierte, so sind seine Ansichten doch überraschend schnell an die Universitäten, überhaupt in den allgemeinen Bildungsstand gedrungen. Wolff konnte sich als Reformator der Menschheit vorkommen. Seine Schriften wurden in alle Kultursprachen übersetzt, er wurde Mitglied auswärtiger Akademien, wie er im Inlande mit Ehren überhäuft wurde. Fürsten wie Minister, protestantische Theologen wie Jesuiten waren unter seinen Anhängern. Auf den Kathedern saßen bald überall Wolffianer; bis 1737 zählte Ludovici schon 107 schriftstellernde Wolffianer. Es gab ganze Gesellschaften seiner Anhänger, wie die von Manteuffel 1736 gestiftete Gesellschaft der Alethophilen; es wurde alles so wolffianisch, daß er selbst vor leeren Bänken las. So konnte 1740 Johann Christian Edelmann spöttisch schreiben: „Wer weiß nicht, daß die Wolffsche Philosophie gegenwärtig die à la mode Philosophie ist, die schier unter allen Gelehrten, ja sogar unter dem weiblichen Geschlecht dergestalt beliebt worden, daß ich fast glauben sollte, es sei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenschheit) unter diesen schwachen Werkzeugen eingerissen." Wolffs Weisheit war Schulweisheit geworden und blieb es lange. Zu tiefen Auffassungen waren die Menschen dieser Periode noch nicht reif: Wolffs aller Mystik entbehrende Weltanschauung ließ sich so leicht erfassen. Alles war klar, einfach und der großen Masse verständlich.

Auch jener Nützlichkeitsstandpunkt (vgl. S. 347), die früh hervorgetretene praktische Form rationalistischen Geistes, läßt sich bei Wolff erkennen. Alles ist vom gütigen Schöpfer zum Nutzen der Menschen geschaffen. Namentlich spätere Anhänger Wolffs suchten überall in der Natur nach dem Zweck, um so die göttliche Weisheit zu preisen. Aber die Vernunft soll auch das sittliche Handeln beherrschen: sie „lehret uns, was wir tun und lassen sollen". Die Moral sollte von der Theologie völlig unabhängig sein. Es leuchtet freilich durch diese freie Auffassung die alte Äußerlichkeit doch noch hindurch: Wolff verkündete, wenn auch manche wertvollen Elemente in seiner Ethik stecken, nur eine sehr hausbackene Sittenlehre. Gleichwohl war in dieser „Moral" ein sehr wichtiger Gegensatz zu der höfischen Periode

gegeben. Nicht nur der Verstand, auch die *Tugend* sollte nach Wolff zunehmen: das war das allgemeine Ziel jener Generation. Eine *neue Sittlichkeit*, eine neue innere Bildung sollten die Menschen erlösen aus der verderbten und charakterlosen Atmosphäre der Perückenzeit. Die überall gepredigte „Klugheitslehre“, die allerdings auch Wolff im Grunde noch nicht ganz aufgibt, sollte von einer tieferen „Sittenlehre“ verdrängt werden. Indem Wolff aber besonders das Familienleben zu bessern suchte und die bedenklichen modischen Anschauungen über die Ehe bekämpfte, gegen Luxus und Verschwendung eiferte, berührte sich der Breslauer Rotgerberssohn mit einer allgemeinen sittlichen Reformbewegung, deren Wichtigkeit bisher nicht genügend betont worden ist, und deren Träger das erstarkende Bürgertum der Zeit war. Man faßt die „Aufklärung“ falsch auf, wenn man in ihr nur ein geistiges Vorwärtsstreben sieht: ebenso wichtig ist der durch sie bedingte *moralische Fortschritt*. Der geistige Fortschritt konnte zum Teil mit Hilfe der neufranzösischen Hofkultur errungen werden, der moralische nur, indem man dieselbe Bildung, die für den inneren Menschen so unheilvoll war, aufs schärfste bekämpfte.

Aber der Anstoß dazu kam doch zum guten Teil nicht aus nationaler Kraft, trotz der (S. 373 f.) betonten gesunden Unterströmung im Zeitalter der Perücke. Er kam vielmehr von *England*. Seit sich dort namentlich unter französischem Einfluß im 16. Jahrhundert eine reiche Renaissancekultur, jedoch in eigenartiger Form, entwickelt hatte, war die geistige, politische und wirtschaftliche Kultur ständig fortgeschritten. Die geistige Befreiung im 17. Jahrhundert, die Bewegung des Naturrechts und der natürlichen Religion, hat ebenso wie der Aufschwung der Naturwissenschaften in England einen ihrer Hauptausgangspunkte (vgl. S. 351 f.). Die empiristische Philosophie Lockes, des typischen Vertreters der englischen Aufklärung, wirkte trotz Leibniz auch in Deutschland, führte z. B. schon bei Thomasius jene Abwendung von den Pietisten herbei. Von den Einflüssen des englischen Deismus und der Freidenkerei — Lockes Schüler Toland wurde zuerst als Freidenker bezeichnet — wird noch (S. 408 f.) die Rede sein. Sie wurden für Deutschland zumeist durch die von England in ihren Hauptideen abhängige französische Aufklärung vermittelt. Umgekehrt war in England eine Reaktion gegen die namentlich unter den Stuarts eingedrungene französierte höfische Kultur und ihre bedenklichen Begleiterscheinungen entstanden. Sie wurde von dem frondierenden Adel, vor allem aber vom Bürgertum getragen. Sie führte eine Gesundung der Sitten, des Geschmackes und eine Hebung des nationalen Selbstgefühls herbei, sie machte England selbst zum gelobten Land der bürgerlichen Lebensanschauung. Auf Deutschland wirkte auch diese Strömung, bezeichnend genug, zunächst wieder durch die französische Literatur, die sich dem englischen Einfluß früh geöffnet hatte und an dem höfischen, konventionellen Treiben nunmehr scharfe Kritik zu üben, Rückkehr zur Einfachheit und Natur zu predigen begann, zum Teil aber auch unmittelbar. Hamburg wurde durch seinen lebhaften Handelsverkehr, Niedersachsen durch den Umstand, daß der Kurfürst von Hannover zugleich König von England geworden war, englischer Einwirkung besonders zugänglich.

Im Zusammenhang mit der englischen Moralphilosophie wie mit den auf die Vernunft gegründeten, aufs Praktische gerichteten Erziehungsideen Lockes war in England die Verbesserung der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände ein allgemein erstrebtes Ziel geworden. Ihr dienten einmal Vereinigungen, die „Societies for the reformation of manners“, die man auch in einigen deutschen Orten (z. B. Berlin, Nürnberg) nachzumachen suchte. Ihr dienten weiter die sogenannten „*moralischen Wochenschriften*“, von denen namentlich



Addisons „Spectator“ eine ganz außerordentliche Bedeutung gewann. Auch sie erweckten in dem reformbedürftigen Deutschland bald Nachfolger. Es war eine *Literatur für das Bürgertum*, und so ist es erklärlich, daß dort, wo bürgerliches Selbstbewußtsein sich noch am besten erhalten hatte, die ersten Versuche der Nachahmung gemacht wurden. Zunächst eben in dem englisch beeinflußten Hamburg, wo 1713 der „Vernünfftler“, 1718 die „Lustige Fama“, seit 1724 aber der sehr wichtige, in Einzelheiten oft ohne weiteres den „Spectator“ nachahmende „Patriot“ erschien. Als eigentliche Begründer der Gattung in Deutschland gelten aber die 1721 im Süden, außerhalb des Reiches, im freien Zürich erschienenen „Discourse der Mahlern“. Sie betonen ausdrücklich den Anschluß an den „Spectator“, an den sie folgende Widmung richten: „Nachdem das Gerücht von dem Nutzen und der Zierlichkeit, mit welchem Ihr Eure Entdeckungen über den Punkt der Sitten Eurer Insel begleitet habt, ganz Europa durchgelaufen, haben sich in einem Winkel desselben Menschen zusammengefunden, welche von der starken Begierde, ihrer Nation zu dienen, sich haben verleiten lassen, eben dasselbe zu versuchen, was Ihr bei der Eueren so glücklich ausgeführt habt.“ Die „Discourse“ zündeten vor allem, und überaus zahlreich entstanden in deutschen Städten ähnliche Zeitschriften, die nun nicht mehr die höfische Gesellschaft, das Ausland und die großen Potentaten, sondern das Bürgertum zum Gegenstand, freilich auch der Kritik, hatten, seine Reform als wichtigstes Ziel hinstellten. Die meisten erschienen in Mittelpunkten wie Hamburg (bis zum Schlusse des Jahrhunderts beinahe 100) und Leipzig, aber auch kleinere Städte, insbesondere eben im Hannoverschen, Hannover selbst, Göttingen, Celle usw., hatten ihre Wochenschrift. Deutschland brachte so weit mehr Wochenschriften (über 500) hervor als England. Von den Leipzigern konnte 1727 bereits Gottscheds „Biedermann“ äußern: „Ihr seid es etliche Jahre her gewohnt, liebe Landes-Leute, daß ihr wöchentlich ein paar moralische Blätter durchleset.“ Die Hauptzeitschriften fanden auch außerhalb ihrer Erscheinungsorte außerordentliche Verbreitung. So meinte Gottsched: „Von den französischen Grenzen bis nach Moskau sind ohngefähr 300 deutsche Meilen; soweit wird der Patriot hochgeschätzt.“ Ebenso charakteristisch für den weitverbreiteten Reformeifer ist die allgemeine Mitarbeit an den Wochenschriften. Hinter den „Discoursen“ steckte ein ganzer Kreis, hinter dem „Patrioten“ die Elite des Hamburger Bürgertums, die Patriotische Gesellschaft. Kritiken, Reformvorschläge, Bitten um Rat liefen von überallher ein. „Die Menge der Briefe wächst täglich an“, heißt es einmal in Gottscheds Frauenzeitschrift, den „Vernünftigen Tadlerinnen“.

Das englische Muster hat diese deutsche Literatur freilich nicht erreicht. Die freiheitliche Luft, das nationale Selbstgefühl, die größere politische Reife, die altenglische humoristische Laune gaben den englischen Schriften, die auch literarisch und stilistisch auf einem viel höheren Niveau standen, selbst bei Betrachtung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens einen zunächst nicht einzuholenden Vorsprung. Die Folge war ein simpler, nüchterner, breit-moralisierender, spießbürgerlich beschränkter, schablonenhafter Charakter der meisten deutschen Wochenschriften, bei denen schon die große Zahl zur Verwässerung führte. Die Fernhaltung der Politik ließ bei ihnen auch von Anfang an die literarischen Dinge zu sehr im Vordergrund stehen. Aber ihr Ziel war doch ein großes, es war recht eigentlich die *Umwandlung des deutschen Menschen*. „Unser Gegenstand“, heißt es im „Maler der Sitten“ (1746), „ist der Mensch mit allem, was zu dem Menschen gehört.“ Vor allem richteten die Reformer, abgesehen von der geistigen Aufklärung, der Bildung des Verstandes, dem Kampf gegen den Aberglauben, Aufgaben, die auch sie als die ihren ansahen, ihr Augenmerk

auf die heranwachsende Generation, also auf die Erziehung, die nicht mehr von äußeren Rücksichten und Eitelkeiten, sondern von Vernunft und Natur diktiert sein sollte. „Die fast durchgehends bey uns versäumte oder vielmehr ganz irrig angestellte Kinderzucht", sagt z. B. der „Patriot", „ist die erste und mächtigste Ursache unsers mannigfaltigen Unglücks." Hier Besserung durchzusetzen, war nur mit Hilfe der Mütter möglich; immer und immer wieder wurde daher zunächst auf eine Frauenerziehung hingearbeitet. Mit großem Eifer wurde das (S. 371 f.) geschilderte modische „galante Frauenzimmer" bekämpft und ganz richtig erkannt, daß mit dem Wachsen der galanten Strömung unter der noch gesunden deutschen Frauenwelt Haus und Familie aufs ernstlichste gefährdet waren. Dem großen, der alten Art treu gebliebenen Teile der Frauen mangelten aber, wie die Reformer wohl einsahen, allzusehr die geistigen Interessen. Der „Patriot" klagte, daß man die Töchter „in der dicksten Unwissenheit aufwachsen lasse". So ergab sich neben dem Kampf gegen die Modetorheiten, die Äußerlichkeiten und die Sittenlosigkeit der galanten Frau auch jene schon früher (vgl. S. 370) hervorgetretene, auf bessere Frauenbildung gerichtete Bewegung; auch A. H. Francke, von Fénelon beeinflußt, hatte bereits auf eine Reform der Mädchenerziehung hingearbeitet. Man unterschätzte die gesunde Art der meisten Frauen dabei aber nicht: ihren „guten, natürlichen Verstand" erkannte der „Patriot" ausdrücklich an. Dem entsprach der Widerhall, den die Reformzeitschriften, so namentlich die „Vernünftigen Tadlerinnen" Gottscheds, in der deutschen Frauenwelt fanden. Mit guten, aber auch gebildeten Hausfrauen, wie man sie sich wünschte, war indessen das Familienleben noch nicht völlig gebessert: dazu gehörte neben sittlicheren Anschauungen über die Eheschließung — so betonen schon die „Discourse der Mahlern" die freilich für die ganze Vergangenheit geltende Tatsache, daß „die meisten Ehen nicht aus Liebe geschlossen werden" — auch eine Reform der Männerwelt und damit die Abkehr von dem ganzen äußeren Treiben der galanten Leute. Scharf wurden die verschiedenen Typen des galanthomme kritisiert, ferner die allgemeine Modesucht, die Leerheit der Komplimentierart wie die Rang- und Titelsucht.

Die nationale Strömung des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 375 f.) setzte sich in der entschiedeneren Bekämpfung des Franzosentums fort. Man wollte weder französische Moden noch eine französische Färbung der Sprache. Man drang eifrig auf deren Reinheit. Ganz im Sinne der Aufklärung war die Pflege einer allgemein verständlichen Sprache. Der „Patriot" wollte ausdrücklich auch für Handwerker und Bauern schreiben. Daß man immer stärker auf Natürlichkeit des Ausdrucks hinarbeitete, hatte freilich wieder das Vorbild der Franzosen (vgl. S. 362) bewirkt. Aber es war ein Protest gegen die herrschende Unnatur überhaupt, wenn der „Patriot" sagt: „Wer unnatürlich denkt, muß auch notwendig unnatürlich schreiben." Er spricht auch schon nach Addisons Vorgang (vgl. S. 395) von „unnatürlichen Künsteleien" der Gärten. Noch wichtiger war die allerdings nur sehr schwache Wendung auf die Charakterreform des Deutschen. Wenn der „Patriot" einmal sagt: „Die Verdienste der Person sind's, die einen wahrhaft groß machen", wenn er, wie auch einmal der „Biedermann", den Adelshochmut kritisiert und Zweifel andeutet, ob „der bloße Geburtsadel in sich was vollkommenes sey", wenn er sogar ausspricht: „Ein Handels-Mann von Credit und Ansehen hat Zweifelsohne weit größere Ehre und besitzet viel mehr vom wahren Adel als ein wilder, verschwenderischer Junker", so äußert sich darin schon hamburgischer Bürgergeist. Aber weitere Konsequenzen wurden nicht gezogen, die bedenklichen Seiten der Hofgesellschaft als solcher, die öffentlichen Zustände wurden nicht berührt. Die eben erwähnte



Zeitschrift Gottscheds, „der Biedermann", wurde sogar dem Hofpoeten König, dem „gelehrten Kenner aller gründlichen und galanten Wissenschaften", dem „geschickten und artigen Hofmann", zugeeignet. Trotz alledem bedeutete diese moralische Arbeit doch eine sittliche Kräftigung des Bürgertums. Sie blieb auch keineswegs auf die Wochenschriften beschränkt. „Jedermann will heutiges Tages ein Moraliste seyn", heißt es 1732 in Faramonds „Gedanken über die Eitelkeit der Welt".

Sehr beteiligt an der Arbeit der Wochenschriften, Herausgeber der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des weit bedeutenderen „Biedermanns" war ein Mann, der um den Aufschwung der damaligen Deutschen überhaupt die größten Verdienste hat und in letzter Linie auf eine Erneuerung der gesamten deutschen Kultur wie des nationalen Lebens ausging, der aber seine Hauptarbeit weniger in den Dienst der sittlichen Reform als in den der geistigen Bildung unter dem Zeichen der Verstandesherrschaft gestellt hat, Johann Christoph Gottsched. Dieser nüchterne und klare Ostpreuße führte sich zunächst ganz im Geiste der Zeit mit einer Abhandlung im Sinne der Wolffschen Philosophie ein, gründete dabei die Moral viel schärfer als Wolff, von dem er sich später noch in vielen anderen Beziehungen unterschied, auf den Verstand und erwartete von der größeren Bildung auch die moralische Besserung. Dann folgte seine Beteiligung an den moralischen Wochenschriften ebenso zeitgemäß. Wie Thomasius der zopfigen lateinischen Gelahrtheit feind, griff er aber nun weiter jenes von Wolff wie von den Wochenschriften schon geförderte, ja man kann sagen, vom ganzen Publikum als notwendiges Arbeitsfeld erkannte und fast mit Begeisterung gepflegte Gebiet als seine besondere Domäne heraus, die Förderung der stark reformbedürftigen Muttersprache nach der reinen und korrekten Seite hin. Vor allem mußte die sprachliche Zersplitterung beseitigt, weiter auch eine bestimmte Rechtschreibung zur Geltung gebracht werden usw. Wenn später die Leuchten unserer Literatur auf den angeblichen steifen Pedanten herabsehen konnten, so durften sie nicht vergessen, daß er vor allen ihnen die Möglichkeit, zu einer literarischen Höhe zu klimmen, gegeben hat. Freilich darf man auch nicht die Vorarbeit des 17. Jahrhunderts, der Puristen usw., für die Hebung und Handhabung der deutschen Sprache, für die Förderung der Ausdrucksfähigkeit übersehen. Thomasius und Leibniz hatten dann schon erheblich zur Ausbildung der Prosa beigetragen. Daß freilich Gottsched das Deutsch des Thomasius (vgl. S. 362) ebenso wie das noch angreifbarere Pufendorfs anfangs gelobt hat, ist schwer verständlich. Dagegen bedeutete Wolffs Prosa (vgl. S. 380) einen erheblichen Fortschritt. Aber Gottsched vollendete doch erst die Gewinnung einer wirklich reinen und geordneten deutschen Sprache und war dabei zum Teil ein Führer zu Neuem. In der aus dem älteren collegium poeticum hervorgegangenen Leipziger „Deutschübenden Gesellschaft" wurde er bald das Haupt und machte die nunmehrige „erneuerte Deutsche Gesellschaft" zu einem wichtigen Faktor des deutschen Geisteslebens überhaupt; wesentlich durch ihn breitete sich ein Netz ähnlicher, von Leipzig beeinflußter „deutscher Gesellschaften" über Deutschland aus, die übrigens doch auch wieder als Pflegestätten geistiger Kultur und allgemeine Reformbünde und ebenso wie ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert, die Fruchtbringende Gesellschaft z. B., nicht nur als Sprachgesellschaften aufzufassen sind. Vor allem wirkte Gottsched auch durch seine sprachlichen Schriften, durch Kritik, durch Aufstellung von Musterautoren und Regeln, ferner durch seinen eigenen, früh bewunderten Stil wie durch seinen ausgedehnten Briefwechsel. Er setzte die obersächsische Sprache als maßgebend für die Schriftsprache und damit erst völlig die sprachliche Einheit

durch. Seine Hauptforderung für die Korrektheit, zugleich freilich ein Zeichen der Abneigung des Vorkämpfers der Bildung und Kultur gegen das Ursprüngliche und Volkstümliche, war Freiheit vom Dialekt, von Provinzialismen, weiter Reinheit von Fremdwörtern und vor allem „Natürlichkeit und Vernünftigkeit". Die von ihm bekämpften Schreibarten waren der galante Hofstil und der unglaublich unnatürliche, formelle und verschnörkelte Kanzleistil, den er mit Recht barbarisch nannte. Die Verbreitung einer neuen Schreibart war, wie er selbst sagt, „der gereinigten Weltweisheit [Wolff] und der dadurch sehr beförderten Art, natürlich zu denken, mancherlei wöchentlichen Schriften [also den moralischen Wochenschriften], die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten zur Absicht gehabt, nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden", zu verdanken. Man sieht immer den Zusammenhang aller Reformbestrebungen. Klar, logisch und natürlich ist so die Sprache geworden; sie blieb freilich zunächst noch immer unfrei und im Grunde ein gelehrtes Produkt: immer sollte eben der Verstand, nicht die Eigenart und das Gefühl herrschen.

Und mit diesem starren, zeitgemäßen Rationalismus suchte nun der Sprachreformator auch eine neue deutsche Literatur ins Leben zu rufen. Die Herrschaft des Rationalismus in der Literatur, die Opitz begründet hatte, die Verbannung alles Irrationalen, führte Gottsched zu den äußersten Konsequenzen. Aber seine auf Vernunft und Natur, Ordnung und Regel gerichtete und am französischen Klassizismus orientierte Arbeit geschah doch ebenso wie diejenige auf dem Gebiete der Sprache vor allem aus nationalem Fühlen und Streben heraus. Diese starke nationale Ader zeigt sich auch in seinem Interesse für die ältere deutsche Literatur. Er ist es gewesen, der die Beschäftigung mit dieser aus einer gelehrt-antiquarischen zu einer literarischen Angelegenheit gemacht hat. Was man von altdeutschen Denkmälern kannte, ging auf die Stücke zurück, die gleich nach Beginn des 17. Jahrhunderts Goldast, durch rechtsgeschichtliche Studien darauf geleitet, ans Licht gezogen hatte. Das Interesse des 17. Jahrhunderts an der alten deutschen „Heldensprache" hatte auch sonst die gelehrte Bekanntschaft mit alten Literaturdenkmälern, damals wesentlich der vormittelhochdeutschen Zeit, gefördert. Jetzt wandte sich das Interesse der mittelhochdeutschen Zeit zu, namentlich durch die Schweizer, d. h. Bodmer. Aber dieser war eben von Gottsched mit angeregt worden, und wenn sich nun Bodmer aus anfangs sehr geringen Kenntnissen heraus zum Herausgeber der Minnelieder, der „schwäbischen" Poesie, wie er sie in altem Stammesgefühl benannte, später auch mittelhochdeutscher Epen, unter anderem der Nibelungen, entwickelte, so zeichnete er sich freilich durch große Begeisterung und Erfolge aus, aber Gottscheds Verständnis und Kennerschaft waren größer. Den wahren Wert dieser Poesie schätzte Bodmer kaum, wie er auch der Volkspoesie nicht das richtige Verständnis entgegenbrachte. Hingeleitet war er auf die ältere Poesie wesentlich durch Addison (vgl. S. 398), der für die ältere englische Literatur und die Volkspoesie Verständnis zu erwecken gesucht hatte. Übrigens blieben bei dem französierten Zeitgeist und der Feindschaft der Aufklärung gegen das Mittelalter Gottscheds wie Bodmers Anregungen ohne wesentliche Folgen. Auch für Hans Sachs, den schon Thomasius geschätzt hatte, der aber sonst als Typus eines ungebildeten üblen Reimschmieds galt, hatte Gottsched etwas übrig, wenigstens stammt aus seiner Schule eine Biographie des Hans Sachs von Ranisch.

Die Verdienste Gottscheds um die neue deutsche Literatur nun sind sehr bedeutend. Er hat recht eigentlich erst die hohe literarische Kultur des 18. Jahrhunderts vorbereitet und ermöglicht. Es war im Grunde ein Renaissanceideal, das zunächst Opitz in deutscher Form



hatte verwirklichen wollen. Wie bei den Humanisten gewinnt die schöne Literatur die Bedeutung eines Brennpunktes der geistigen Interessen überhaupt, wie bei jenen ist die Poesie, nun die deutsche, zunächst ein Produkt und ein Teil der gelehrten, dem Volkstümlichen abgewandten Bildung. Diese Gleichsetzung des Dichters und des Gelehrten werden wir noch im späteren 18. Jahrhundert nachwirken sehen (vgl. S. 402). Gottsched und Gellert blieben auch als Dichter Professoren. Immerhin hatte sich der bisherige gelehrte Charakter der schönen Literatur in der galanten Zeit einigermaßen verloren, aber sie war durchaus äußerlich und künstlich geblieben. Das Versemachen wurde nach wie vor schulmäßig erlernt und geübt, zumal der Massenverbrauch von Gelegenheitsgedichten, über den schon Opitz und Dach (vgl. S. 343) klagten, andauernd stieg. Die Trauer- und Hochzeitscarmina, die Carmina bei Universitäts- und Schulfeiern, das gegenseitige Sichansingen bei Versammlungen der deutschen Gesellschaften, vor allem auch die Huldigungsgedichte an Fürsten und große Herren setzten viele Federn in Bewegung. Das Hauptziel der galanten Zeit, sich gesellschaftlich beliebt zu machen und vor allem sein äußeres Fortkommen zu fördern, konnte gerade durch huldigende Verse gut erreicht werden, und so empfiehlt auch Christian Weise den jungen Strebern, „etliche Nebenstunden mit Verseschreiben zuzubringen". Für viele wurde die Sache einfach Geschäft: man wollte Geld oder eine Anstellung erlangen oder sonst fortune machen. Und der Hofpoet Besser versichert, daß „die Dichtkunst nicht allein zu seinem Glück am meisten beigetragen, sondern ihm auch die meisten Einkünfte gebracht habe". Das war eben ein Hauptgrund der dichterischen Epidemie, die damals alle Welt ergriff. Der Gehalt dieser Literatur entsprach ihrer Äußerlichkeit: eine gewisse Gewandtheit des Reimens, Effekthascherei mit Hilfe von klingenden Phrasen und frivolen, meist künstlichen Witzeleien, noch immer einiger gelehrter Apparat, namentlich gesuchte Vergleiche aus der Antike, auch meist noch eine durch den „Hofstilus" gegebene hochtrabende Getragenheit — das sind die bezeichnenden Merkmale. Anderseits blühte die schon (S. 337 f.) berührte lüsterne Unterhaltungsliteratur, die zum Teil sogar jenes moralisch-reformerische Element zum Aufputz benutzte. Mit persönlichem und lokalem Klatsch, mit dem Pasquill also, verbanden sich schmutzige Obszönitäten, so z. B. in Picanders Zeitschriften, wie den „Nouvellen", oder dem „Poetischen Post-Reuter" von Neubert. Und wenn nun auch der durch die natürliche Strömung bekämpfte und unter anderem durch die Satiren Neukirchs lächerlich gemachte Schwulst wich, so war die platteste Nüchternheit (vgl. S. 347) die Kehrseite. Nur ein Dichter



Bühne zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Aus einem Stammbuch (Martin Nr. 10) der Universitätsbibliothek zu Jena. Vgl. Text S. 388.

dieser Zeit fand natürliche, frische Töne echter Empfindung, Johann Christian Günther. Wenig erfreulich sah es auch auf dem Theater (s. die Abbildung S. 387 und die untenstehende) aus, das ja im 17. Jahrhundert allmählich aus den Händen der fremden „Comödianten“ (vgl. S. 286) in die deutscher Wandertruppen übergegangen war. Vor der italienischen und französischen, auch der deutschen Oper trat überdies das Schauspiel sehr zurück. Es bot neben den schwülstigen historischen oder biblischen „Hauptaktionen“ den Zuschauern als begehrte Nachkost derbe Possen, „lustige Nachkomödien“, bei denen der in Roheiten und Gemeinheiten sowie in faden Wortwitzen exzellierende „Pickelhering“, der Hanswurst, die wichtigste Person war; er beteiligte sich auch bei den Hauptaktionen.

Bei seinen nationalen literarischen Reformbestrebungen hatte nun Gottsched doch wieder, ebenso wie die Wochenschriften das englische Vorbild, ein fremdes Muster im Auge, die hochstehende, freilich ganz jenem autoritativen Regelzwang (vgl. S. 336) unterworfene französische Literatur. Frankreich war nun einmal das führende Kulturland. Auch Thomasius hatte zum Zweck der Hebung der deutschen Kultur die Franzosen als Vorbilder hingestellt. Und ähnlich dachte jetzt der von einem feinen Bildungsideal erfüllte Bewunderer der französischen Kultur, der Preußenkönig Friedrich, der Gottscheds Absichten pries und ihn, den sächsischen Schwan, le cygne Saxon, ermunterte, der Führer Deutschlands zu literarischer Kultur zu werden. Seinerseits hatte Gottsched einst an den Kronprinzen Friedrich als den künftigen Schützer der Künste und Wissenschaften in Deutschland appelliert, ohne aber besonderen Eindruck zu machen. Gottsched war im übrigen nichts weniger als ein Französling, vielmehr ein deutschgesinnter Mann. Wenn er die Franzosen als Muster empfahl, so war das ein Mittel zu höherem Zweck. Er gerade hat später davor gewarnt, „ewig bey unsern Nachbarn in die Schule zu gehen und sich unaufhörlich auf eine sclavische Nachtretung ihrer Fusstapfen zu befleissen: so glaube ich, daß es nunmehr Zeit sey, unsere eigene Kräfte zu versuchen und die freyen deutschen Geister anzustrengen, deren Kraft gewiß, wie in andern Künsten und Wissenschaften, also auch in der theatralischen Dichtkunst unsern Nachbarn gewachsen, ja überlegen seyn wird“. Gottsched durfte aber zunächst um so mehr an die französische Literatur anknüpfen, als diese in Deutschland allgemein gelesen, die französische Sprache von vielen gesprochen wurde. „Ich befinde mich hier in Frankreich“, konnte Voltaire später aus Potsdam schreiben, „man spricht nur unsere Sprache.“ Daß aber diese Literatur nicht das geeignete Vorbild für Deutschland sein konnte, das übersah Gottsched wie der große Friedrich. Beide bemerkten und priesen nur die formalen Vorzüge und verkannten die dem Formalen widerstreitende Eigenart des Deutschen ebenso wie die Unmöglichkeit formaler Vollendung für eine erst aufstrebende Kultur.



„Der Comödiant.“ Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711.



Der Erfolg konnte nur ein äußerlicher sein: eine allerdings notwendige und heilsame formale Schulung. Gottsched wollte die Poesie zu einem Klassizismus führen, wie es Boileau in Frankreich getan hatte. Mit theoretischen, aus der Antike abgeleiteten Regeln wollte er eine nationale Literatur schaffen und sah nicht, wieviel schädlicher als auf französische Geister der autoritative Zwang auf deutsche wirken mußte. Aus der Vernunft sollten wieder diese Regeln begründet werden. Die Poesie ward zu einem Teil der rationalistischen Wolffschen Philosophie. Es war zwar anzuerkennen, daß Gottsched den noch immer herrschenden Lohensteinschen und Hofmannschen Schwulst (vgl. S. 292, 338, 343) scharf bekämpfte, aber er sah diesen Schwulst, wie schon Weise und andere, überall, wo Phantasie und starkes Gefühl zum Ausdruck drängten, er fand ihn auch bei dem von dem Schweizer Bodmer übersetzten Milton.

Mit Bodmer und Breitinger geriet er dann in den bekannten ästhetisch-literarischen Streit. Die Geltung des Irrationalen, des Wunderbaren war der Kernpunkt. Für Gottsched war das Wunderbare bei den Alten, bei Homer, oder bei Ariost als „unwahrscheinlich“ verwerflich, und gleichermaßen bekämpfte er es eben bei dem jetzt gepriesenen Milton, zu dem Bodmer wieder durch Addison (vgl. S. 386) geleitet worden war, und dessen Engels- und Teufelswelt die Schweizer zur Verteidigung des Wunderbaren geführt hatte. Als Bewunderer Miltons überhaupt auf die englische Literatur gelenkt, hatte Bodmer gelegentlich auch dessen großen Landsmann, den „engelländischen Saspar“ (Shakespeare), und seinen „sommernächtigen Traum“ gelobt und ihn gleichsam für Deutschland entdeckt, ohne ihn aber wirklich zu kennen. Auf Shakespeare war schon die von Frankreich abhängige deutsche Bildungswelt ein wenig durch das anfängliche, später völlig widerrufene Lob desselben seitens Voltaires, der ihn auch gelegentlich nachahmte, hingelenkt worden. 1741 erschien nun eine dilettantische Übersetzung des „Julius Cäsar“ durch den preußischen Gesandten in London, v. Borck, natürlich ganz in klassizistischem Gewand, in Alexandrinern. Eben dieses Stück, das einzige, das ihm von Shakespeare auf diese Weise bekannt wurde, erregte Gottscheds heftigen Zorn. Ein Dichter, der den klassizistischen Regeln so ins Gesicht schlug, war für ihn völlig verdammenswert. Freilich brachten 1742 seine eigenen „Beiträge“ eine Kritik jener Übersetzung durch Johann Elias Schlegel, der bei allem Tadel doch ein Gefühl für die Wucht Shakespearescher Kunst erkennen ließ und vor allem auf die Wahrheit seiner Charaktere hinwies, die später von Nicolai besonders betont wurde. Gottsched, der seit etwa 1730 der Beherrscher des deutschen Geisteslebens geworden war, freilich zugleich immer mehr Gegner und Feinde fand, geriet mit den jüngeren Zeitgenossen allmählich vollends in Widerspruch. Der an den Streit mit den Schweizern knüpfende Kampf kam auf seinen Höhepunkt, als ein neues, einheimisches Genie, der für Milton begeisterte junge Verfasser des „Messias“, erstand und von Gottsched heftig befehdet wurde. Im übrigen ist Gottscheds Auffassung der Dichtkunst durchaus keine niedrige. Ein Feind der öden Reimerei und schulmäßigen Nachahmung, sucht auch er nach den inneren Gesetzen der Poesie, und die große Lehrmeisterin ist auch ihm die Natur. Daß Gottsched bis zu einem gewissen Grad echte dichterische Qualitäten würdigte, zeigt sein Urteil über Günther (vgl. S. 388), dessen „natürliche Fähigkeit zur Dichtkunst unstreitig eine der allerbesten gewesen sei, die jemals ein Deutscher gehabt habe“. Aber Gottscheds vernunftmäßige Auffassung der Poesie konnte doch nur zur Herrschaft der Mittelmäßigkeit führen, mußte jedem höheren Schwung im Wege stehen.

Kurzsichtig war seine bildungsstolze Abneigung gegen das Volkstümliche. Das „Märchen von D. Fausten“, das „lange genug den Pöbel belustiget“, sah er als „Alfanzerei“

an. Von der Bühne gelang es ihm den Hanswurst zu verdrängen. Aber wenn Möser und Lessing das, gewiß mit Recht, beklagt haben, so ist doch an die Pöbelhaftigkeit zu erinnern, die (vgl. S. 388) diese Figur damals kennzeichnete. Mit dem von der Neuberin inszenierten Theaterspektakel gegen den Hanswurst hat Gottsched übrigens nichts zu tun. Anderseits war Gottsched von einer tiefen Liebe zum deutschen Volke beseelt. Wie er mit seiner Arbeit für die deutsche Sprache und Literatur seinem Volke dienen wollte, so waren auch seine eifrigen Bemühungen um die dringend notwendige Reform der Bühne in letzter Linie von den edelsten volkserzieherischen Absichten geleitet. Es ist bei den damaligen Zuständen der Bühne außerordentlich viel, wenn Gottsched die hohe Aufgabe ins Auge faßte, die „Schaubühne“ zu „einer Schule des Volkes“ zu machen. Freilich war er ganz von jenem klassizistischen Ideal beherrscht: er wollte „den Geschmack, der in den griechischen und römischen Schauspielen herrschet, wieder herstellen“. Aus der Gegenwart konnte er aber für dieses immerhin hohe und edle Ziel keine anderen Muster nehmen als die französischen Stücke: wir sahen schon (S. 388), warum das französische Muster überhaupt nahelag. Seiner Energie gelang es auch, die französischen Trauerspiele und Lustspiele durchzusetzen, die sich von Leipzig aus bald im ganzen Norden verbreiteten. Gerade Leipzig, wo sich, abgesehen von Wien und Berlin, das deutsche Schauspiel gegenüber der von Gottsched bekämpften prunkvollen, gänzlich äußerlichen, fremden Oper noch am besten gehalten hatte, wo man in der Neuberin sogar eine höchst brauchbare Leiterin besaß, bot ihm ein vortreffliches Feld für seine Arbeit.

Leipzig war überhaupt ein Zentrum Deutschlands und hätte am ehesten auf die Bezeichnung einer deutschen Hauptstadt Anspruch gehabt. Wirtschaftlich war es durch seine Messen, als Vermittelungspunkt für den Handel mit dem gesamten Osten, auch als Vertriebsort der Erzeugnisse der sächsischen Industrie zu größter Bedeutung gelangt, literarisch außerordentlich wichtig geworden als Hauptsitz des Buchhandels, der immer mehr auch die literarische Produktion, zumal die der Zeitschriften, dorthin zog. Dazu kam seine vielbesuchte Universität, die die Mitglieder zu literarischen Gesellschaften stellte. Es war endlich ein Brennpunkt der feinen gesellschaftlichen Kultur der galanten Zeit, nicht nur ein „Pleiß-Athen“, sondern auch ein „Klein-Paris“: „Du fällst mir“, dichtete Hunold, „schöner Ort, vor allen andern ein, So offt nur mein Gemüth an was Galantes denkt.“ In der „kurtzen Nachricht von der Stadt Leipzig“ (1709) heißt es: „Höffligkeit und guter Verstand haben bey einem Leipziger gleichsam ihre beständige Wohnung genommen.“ In dem Hamburger Lustspiel „Der Bookesbeutel“ von Borkenstein wird die sächsische feine Kultur ausdrücklich dem groben Hamburgertum gegenübergestellt. Die feine Welt gab sich gern, namentlich zur Zeit der Messen, dort ein Stelldichein; und selbst die damals rohe Studentenwelt nahm im galanten Leipzig feine Manieren an und bildete sich etwas darauf ein. Zachariä läßt in seinem „Renommist“ dem wüsten Jenaer Raufbold die Göttin der Mode erscheinen und also zu ihm sprechen: „Sey nur ein Leipziger; verwirf die schlechte Tracht, die dich hier lächerlich und Schönen schrecklich macht..., verabscheu' von nun an die ungezog'nen Händel, sprich zierlich und galant und rieche nach Lavendel.... Dann will ich festlich Dich zum Petitmaitre schlagen. Du sollst, ein neuer Held, Dich vor die Schöne wagen.“ Für die Entfaltung des gesellschaftlichen Luxus bot wieder der Wohlstand des Bürgertums die Grundlage, anderseits hatte die Leichtlebigkeit und Vergnügungssucht doch in der Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit des Bürgerstandes ein Gegengewicht, so daß gerade in Leipzig sich auch ein guter Boden für jene moralische Reformarbeit (vgl. S. 383) bot. Man muß nun aber überhaupt



die Bedeutung Kursachsens (vgl. S. 308) für die Kultur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark betonen. Industriell stand es z. B. an der Spitze. Neben Leipzig blühte ferner Dresden, das „Elbflorenz“, das in der galanten Zeit auch als Wirkungsort des führenden Hofpoeten König eine gewisse literarische Rolle spielte, weiter als Sitz des prachtliebenden Hofes die höfische Kultur der Zeit am glänzendsten darstellte, vor allem aber auch das künstlerische Leben durch seine Prunkbauten, wie den Zwinger, und durch jene hervorragenden Sammlungen (vgl. S. 315) weit über Sachsen hinaus befruchtete. Dieser künstlerische Einfluß zeigte sich später in der Anziehungskraft Dresdens auf tüchtige Maler (Mengs, Öser, Graff), selbst auf solche aus Frankreich und Italien (Silvestre, Hutin, Canaletto), wie in der Wirkung auf Winckelmann. Für die Gestaltung Leipzigs hinwiederum zum literarischen Zentrum hat nun aber, trotz aller Vorerscheinungen ähnlicher Art, niemand mehr Bedeutung gehabt als Gottsched, der selbst Leipzig als „der Musen ersten Sitz“ gefeiert hat. Er hat von dort aus eine wirkliche literarische Organisation geschaffen, es zum maßgebenden Ort für die hochdeutsche Sprache, zum Orakelort der Kritik, zum Ausgangspunkt nationaler geistiger Bestrebungen gemacht. Indessen, es kam eine Zeit, wo in Leipzig und damit in Deutschland ein anderer als der einst allmächtige Gottsched gepriesen und gesucht und dieser ignoriert, sogar verhöhnt wurde, bis ihn ein größerer Kritiker, Lessing, vollends tot machte. Es war natürlich, daß Friedrich der Große, als er sich über die von ihm mißachtete deutsche Literatur orientieren wollte, dies in Leipzig tat. So beschied er 1757 den großen, von ihm selbst (vgl. S. 388) besungenen Gottsched zu sich. Drei Jahre darauf ließ er aber den Professor Gellert kommen, den er dann noch öfter sah. Sein Urteil: „das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched“, war schon das Urteil der Zeit überhaupt, freilich kein ganz gerechtes.

---

Der Übergang von Gottsched zu Gellert bedeutete erst den völligen Bruch mit einer wesentlich auf das Äußerliche gerichteten Zeit. In diesem äußerlichen Geist war noch das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, trotz aller seiner Fortschritte, mit dem galanten ersten Viertel verwandt gewesen. Dabei sei von der höfisch-geschmeidigen Art, die auch Gottsched wie die meisten seiner Zeitgenossen trotz einiger gegenteiliger Anwandlungen erkennen läßt, ganz abgesehen: seine Verbindung mit den Höfen, sein an Leibniz erinnernder Verkehr mit vornehmen Adligen kann sogar als Zeichen der Annäherung zwischen Adel und Bürgertum auf geistigem Gebiet, wie sie der Pietismus auf religiösem herbeiführte, angesehen werden, anderseits ließ auch noch Gellert an Devotheit nach oben nichts zu wünschen übrig. Die Verwandtschaft der Zeiten zeigt sich vielmehr in der andauernden einseitigen Schätzung der äußeren Verstandeskultur. Man kann diesen einseitig rationalistischen Zug in alle Gebiete hinein verfolgen, selbst bis in die Kriegskunst, bei der es z. B. nach dem kursächsischen Dienstreglement von 1753 darauf ankam, die Bataille zu meiden und den Kriegszweck durch klug ersonnenes „scharffsinniges“ Manövrieren zu erreichen. Bei Gottsched (nicht bei allen Moralreformern) war, wie wir (S. 385) sahen, sogar die Erziehung zur Tugend nur auf intellektuelle Bildung gegründet. In die Tiefe ging die allgemeine Gegenbewegung zunächst noch nicht: aber breit und bald krankhaft und ohne Halt und Schranken setzte gegenüber jener bloßen Verstandeskultur die Vorherrschaft einer Gewalt ein, die Gottsched kaum schätzte, die des Herzens. Das vom Verstand nie ganz unterdrückte Gefühlsleben trat nun immer ungestümer hervor. Wir haben oben (S. 377 f.) die ältere innerliche Strömung verfolgt. Auf die Spuren einer eigentlichen Sentimentalität im 17. Jahrhundert

sei hier nicht näher eingegangen, auf die künstliche Sentimentalität der Schäferpoesie ist schon früher (S. 344) hingedeutet worden. Eine gewisse Gefühlsweichheit und Empfindelei liegt dann auch sonst über der Welt des Rokokos (vgl. S. 367). Gleichzeitig aber hatte das religiöse Gefühlsleben im Pietismus (vgl. S. 378 f.) eine starke, bald übertriebene Pflege gefunden. Jetzt kam nun die große Wendung des Gefühlslebens vom religiösen auf das weltliche Gebiet, auf das Leben und die Natur: damit setzte die Zeit der Empfindsamkeit ein. Ein wenig Sentimentalität trug bereits die Arbeit der moralischen Wochenschriften, denn die notwendige Beschränkung auf die privaten Dinge, der Mangel an öffentlichen großen Interessen wandte den Blick bald stärker auf die Innenwelt und ließ die Sehnsucht des Herzens zuweilen laut werden. Der ausgesprochene Apostel des „Herzens“ aber, der Hauptträger eines mehr weltlichen Empfindungslebens, wurde der Mann, der die Arbeit der Wochenschriften fortsetzte, der gefühlvolle Erzieher zur Tugend und Moral, Gellert. Sehr bezeichnend sind die ersten Worte der „moralischen Vorlesungen“, die er an der Universität Leipzig hielt: „Die Absicht... geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo sie den Verstand als eine Wissenschaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt..., sondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo sie das Herz rührt, bildet und bessert.... Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Teile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Ansprüche des Herzens und die Stimme der innerlichen Empfindung und des Gewissens... vortragen und erläutern kann.“ Unzweifelhaft war auch Gellerts Gefühlspflege, seine sanfte, oft hypochondrische Rührseligkeit zunächst religiös begründet und berührte sich mit den Einflüssen des Pietismus. Er war Pfarrerssohn und eigentlich selbst Theolog, blieb auch trotz aller Aufklärung, die er durchaus vertrat, trotz seiner Anerkennung der Weltlichkeit, trotz seines Lustspieles „Die Betschwester“ immer tief religiös. Seine geistlichen Lieder waren zum Teil Oden für das Herz, die freilich nicht durch ursprüngliche Kraft wirkten, sondern mit Hilfe erbaulicher Betrachtung das Gefühl wecken wollten. Gerade die große Rolle des religiösen Bedürfnisses, die trotz der Abwendung von der orthodoxen Kirche in dieser aufklärerisch-reformerischen Zeit immer wieder zu betonen ist, erklärt zum Teil den außerordentlichen Einfluß Gellerts. „An Gellert“, urteilte man einmal, „die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publico beinahe eins.“ Daß man dabei aber nicht dogmatisch gebunden war, zeigt Gellerts Ansehen selbst im katholischen Deutschland.

Gellert förderte nun weiter auch seinerseits die nationale Bildungsarbeit, die sich mehr und mehr auf jene Pflege einer reinen und natürlichen Sprache und Schreibart konzentrierte, nach besten Kräften und ward durch seinen graziösen, leichten, behaglichen, aber korrekten Stil ein allgemein verehrtes Vorbild. Auch für seinen Einfluß war es höchst wichtig, daß er seinen Sitz zu Leipzig hatte. Erst dadurch wurde er der populärste Schriftsteller Deutschlands oder, wie ihn die Nachrufe bei seinem Tode priesen, „ein Lehrer Deutschlands, ein Lehrer für ganz Europa, ein Lehrer des menschlichen Geschlechts“. Die Verehrungsausbrüche bei seinem Tode gingen selbst seinem begeisterten Biographen Cramer zu weit. Sein außerordentlicher Briefwechsel mit hoch und niedrig, alt und jung, Mann und Weib gibt Kunde von der Bedeutung dieses Typus der Harmlosigkeit, Kindlichkeit und tugendhaften Lebensfreude in der deutschen Kulturgeschichte und zeugt zugleich von dem freilich nicht sehr tief gehenden allgemeinen Drang, sich zu bilden und sich zu bessern. Gellerts Arbeit galt in erster Linie wieder dem Bürgertum, er war aber auch dem niederen Volke



ein Freund und diente, nach Rabener, „einem geringen Manne mit größern Freuden als einem vornehmen“: anderseits zeigte er doch schon, und noch mehr als Gottsched, den Einfluß des geistig regen Bürgertums auf den Adel. Fürsten und Herren wetteiferten, ihm Geschenke zu machen; adlige Studenten suchten ihn besonders häufig auf; adlige Minister, Offiziere, Damen begehrten seine Korrespondenz. Wie gesagt, fand er auch eine große Gemeinde unter den Katholiken. Überhaupt war seine Popularität ganz ungeheuer, und Gegner hatte er gar nicht: erklärt wurde das schon bald nach seinem Tode eben durch seine Mittelmäßigkeit. Namentlich der Jugend und den Frauen, für die und unter deren eifriger Mitwirkung auch Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen“ geschrieben waren, hatte er es angetan. „Die Verehrung und Liebe“, sagt Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich.“ „Vater Gellert“ nannte ihn eine Leipzigerin. Die Frauenwelt, die er gern in ihren Schwächen, aber immer anmutig und liebenswürdig schilderte, war aber auch ein Hauptobjekt seiner Tätigkeit, und wenn ihn Danzel darum den Frauenzimmerlichen genannt hat, so ist vielmehr der richtige Blick Gellerts dafür anzuerkennen, daß die beste Stütze aller inneren Reform das einfache, nicht verbildete Gemütsleben der Frauen war. Ihr Herz und ihre Natürlichkeit schätzte er noch viel höher als schon einzelne Wochenschriften. Den Brief einer „niedrigen Mutter“ empfahl er einmal vornehmen Damen als Muster: die Frauen hielt er als solche von vornherein für befähigt, natürlich zu schreiben.

Die Frauen und Mädchen waren es nun auch, die an dem weiteren Durchdringen eines weichen und „empfindlichen“ Gefühlslebens den größten Anteil gehabt haben. Zündeten Gellerts Oden gerade bei ihnen, so fand auch die erhabene, in die Tiefe gehende, fortreißende Dichtung des jungen Klopstock besonders bei ihnen begeisterten Widerhall. Wie sich die Schweizer für Milton vor allem als religiösen Dichter begeistert hatten, so wurzelte der ebenfalls für Milton schwärmende Klopstock in den religiösen Gefühlsstimmungen, die auf den Pietismus zurückgingen, und die Begeisterung für seinen „Messias“ hatte neben dem nationalen vor allem einen religiösen Untergrund. Aber das Feuer seiner Schwärmerei und der lyrische Schwung des Gefühlsausdruckes, die Kunst, tiefe Stimmung zu erwecken, gingen über die Gellertsche Rührseligkeit weit hinaus. Klopstock bedeutete eine große Etappe in der Entwickelung des Gefühlslebens, und er gerade leitete die eigentliche Überschwenglichkeit durch seine Oden vom religiösen auf das weltliche Gebiet oder, wie die Gottschedianer meinten, „die herrnhutische Schwärmerei“ von der Religion auf die Poesie hinüber, so sehr das Übersinnliche das Grundelement auch seiner weltlichen Dichtungen blieb. Dem Fluge seiner hohen, idealen Phantasie und der überströmenden Gefühlsfülle, die sich um die klare Gestaltung der Gedanken nicht weiter kümmerte, suchte auch die staunende Menge zu folgen. Die literarische Welt begann ihn nachzuahmen — sein Schwung wirkt bis zu den eigentlichen Klassikern nach —, und die „Seraphiker“ machten sich bald unangenehm bemerkbar. Selbst im Verkehr kam bereits die neue gefühlvolle Art zum Vorschein. Statt sich steif zu begrüßen, begannen selbst Männer sich zu umarmen und zu küssen, wie die Leipziger Gründer der sich von Gottsched emanzipierenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, die Gellert anhingen, und zu deren Mitarbeitern Klopstock gehörte. Echte Klopstocksche Jünger waren später die jugendlichen Mitglieder des Göttinger Hainbundes mit ihrem „Bundesgelübde“: „Religion, Tugend, Empfindung!“; bei ihnen gesellten sich dann unklare Freiheitsschwärmerei und Deutschtümelei wieder nach Klopstocks Muster hinzu.

Bei Klopstock trat nun weiter besonders in den Oden in schöner Form ein stimmungerregendes Element hervor, das für die Entwickelung des neuen Innenlebens in weltlicher Richtung von größter Bedeutung war, ein starkes Naturgefühl, eine wirkliche Naturbegeisterung. Ihn, der in körperlichen Übungen und freiem Naturleben von Jugend auf groß geworden war, kennzeichnete ein tiefes Mitleben mit der Natur: sie gewährte ihm die höchste Freude. Bekannt ist seine Begeisterung für den Eislauf (s. die untenstehende Abbildung). „Eislauf", sagt sein Freund Cramer, „predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers ... eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter." Den Winter, den man einst nur von der unwirtlichen Seite ansah, pries er auch in Gedichten; doch findet sich eine dichterische Verherrlichung des Winters und seiner landschaftlichen Reize schon früher bei Brockes wie bei den Engländern (Thomson). Einem Manne wie Gottsched war dergleichen fremd, aber es ist bezeichnend, daß dieser schon seiner Frau ihre Naturschwärmerei gelegentlich vorhalten mußte. Gerade sie zeigte, wie wohl manche Frauen ihrer Zeit, bereits eine hohe Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur, war dabei freilich noch ein wenig steif: ihr „Geist ergötzt sich an den vortrefflichen Werken der Natur".



Schlittschuhlauf. Aus Abraham a Santa Clara, „Hup und Pfuy der Welt", Würzburg 1710.

Aber jener allgemeine Drang zum Natürlichen (vgl. S. 352) machte sich jetzt auch im Landschaftsgefühl immer mehr bemerkbar. Mehr verstandesmäßig ist noch die Art von Brockes. Seine detaillierte Beschreibung der Landschaft zeigt die Zunahme des Interesses an ihr, zugleich aber die noch herrschende pedantische Äußerlichkeit. Brockes, der auch ein feineres Farbenempfinden bewährt, steht übrigens schon unter dem Einfluß der holländischen Malerei wie der englischen Dichtung. Anderseits bleibt er im Bann der linearen französischen Gartenkunst (vgl. S. 7 und 18). Das bisherige höhere Landschaftsgefühl, längst entwickelt, knüpfte sich für die von der Renaissancebildung ausgegangenen Menschen eben zunächst an eine künstliche Formung, eine Stilisierung der Natur, an den Garten. Wir haben (S. 344 f.) von der älteren Gartenfreude, die zum Teil auch einfache, bescheidene Seiten zeigt, schon gesprochen. Überhaupt fehlte ja auch der Verstandeszeit nicht die einfache Naturfreude, die zu allen Zeiten lebendig war. Die Vorliebe für den damaligen Garten mit seinen geometrischen Linien und Figuren entsprach dem rationalistischen Geist der Zeit, die Freude an seinem Ertrag jenem ausgeprägten Sinn für die Nützlichkeit (vgl. S. 347), der sich weiter in der Gleichsetzung



von fruchtbar und schön (die wir auch bei Italienern des 16. Jahrhunderts finden), in der Schätzung der Felder, der Wiesen, überhaupt der Kulturlandschaft, vor allem der wohlangebauten Ebene, etwa der Lombardischen, äußerte. Die Holländische Landschaft wurde entsprechend dem allgemeinen Einfluß Hollands (vgl. S. 318 f.) die Modelandschaft. Man übertrug überhaupt, wie Kammerer nachgewiesen hat, das Gartenideal auf die freie Landschaft. Der Reiz der „perspektivischen Verkürzung der geraden Linien" — die Perspektive im Garten durch lange gerade Wege auf ferne Punkte (vgl. S. 18) soll freilich, wie Walzel betont, jene nur im Ausschnitt sichtbare Ferne gleichsam in den Garten einbeziehen — ergab jene Freude an den Alleen (vgl. S. 20) und den von Bäumen begleiteten Kanälen, die man gerade Holland gern nachmachte. Auch als man später der Bergwelt näherkam (vgl. S. 396), legte man an diese zunächst Gartenmaßstäbe, bewunderte vor allem die Wasserfälle, weil man in ihnen die Wasserkünste der Gärten wiederfand, verglich die Berge mit Pyramiden usw.

Wie man anfangs die Berge durchaus nicht schätzte, so hatte man überhaupt keinen Sinn für das Große und Erhabene in der Natur, so auch noch viel später nicht für die See, ja für das Gewaltige der eigentlichen weiten Ebene ebenfalls nicht. In der bevorzugten „ebenen" Gartenlandschaft war doch immer der anmutige Wechsel das Wesentliche, und mehr als die völlige Ebene wird die wellige Landschaft, die Unterbrechung der Fläche durch kleine Hügel geschätzt. Das Stichwort der Zeit für die erwünschte Landschaft ist „angenehm"; daneben spricht man von „feiner und lustiger" Gegend. Dieses idyllische Empfinden, immer, wie gesagt, mit dem Sinn für das Nützliche von Garten und Feld verbunden, hatte nun in der Welt der Bildung seit langem eine stark konventionelle Färbung durch jenes auf die Renaissance, d. h. in letzter Linie auf die Kulturüberreiztheit der Antike zurückgehende Schäferideal der Aristokratie (vgl. S. 344) erhalten. Die grüne Flur, der grüne Hain, der bunte Frühling, die kühle Quelle und der hüpfende Bach sind neben dem schäferlichen Kostüm und dem antiken Apparat die dazugehörigen Requisiten in Kunst und Dichtung. Im Rokoko, da man eine Art jener Kulturüberreiztheit nicht mehr nur in der Einbildung empfand, verriet das Ganze wirklich eine sentimentale Sehnsucht nach der freien Natur. Der immer stärkere Gefallen an der freien Landschaft, freilich einer solchen idyllischen, „zierlichen" Charakters, ließ dann eine Abneigung gegen den steifen französischen Garten entstehen. Sie zeigt sich (unter englischem Einfluß) deutlich bei Hagedorn, dessen Landschaftsgefühl aber noch durchaus das schäferlich-konventionelle ist. „Die Reizung freyer Felder beschämt der Gärten Pracht", heißt es bei ihm. So sucht man den Garten, die stilisierte Landschaft, selbst zur freien Landschaft zu gestalten. Schon gegen 1720 beginnt sich der nach der landschaftsgeschichtlichen Seite bereits (S. 19) geschilderte englische Garten in seinen ersten Etappen zu verbreiten. Addison vor allem hatte ihm in England den Boden bereitet. In Frankreich trat dann Rousseau für ihn ein. In Deutschland setzte er sich gegen den französischen Garten, dessen gerade Linien Salomon Geßner bereits verwirft, nur langsam durch; erst in den siebziger Jahren ist das völlig gelungen. Seine theoretischen Hauptverfechter waren hier J. G. Sulzer und Hirschfeld. Man leitete ihn früher irrtümlich zum Teil von dem ebenfalls unregelmäßigen, aber malerischeren chinesischen Garten her, von dem man durch Missionare Kunde erhielt, und den später Chambers näher schilderte und auch einzubürgern suchte. Aber schon vor Chambers hatte Kent (vgl. S. 19) als maßgebender praktischer Vertreter des englischen Gartenstils gewirkt. Freilich blieben auf diesen die Chinoiserien bei der schon vom Rokoko herstammenden Bewunderung chinesischer Einrichtungen nicht ohne Einfluß.

Weiter erhielt nun das Gebirge seine Stelle im landschaftlichen Empfinden. Man schätzte zwar die „ebene", mit Alleen durchzogene Gegend, die man früher auch zur Anlage von Lustschlössern, wie Nymphenburg oder Schwetzingen (obgleich Heidelberg so nahe war), wählte, noch lange, aber man fand den Harz oder den Schwarzwald nicht mehr „betrübt", die Sächsische Schweiz nicht mehr „furchtbar", wie 1716 Lady Montague, der dann Dresden „wunderbar anmutig in einem schönen großen Platze" erschien. Schon 1696 gab es in der Schneekoppenbaude ein Fremdenbuch. Brockes erklärte die „rauhen Höhen" des Harzes für schön, und bald bestieg man den Brocken, „um die Sonne aufgehen zu sehen". Ja man nannte auch das Hochgebirge allmählich nicht mehr „greulich und langweilig" wie im 16. Jahrhundert. Freilich hatte es schon unter hochgestimmten Italienern der Renaissance und dann im 16. Jahrhundert unter den Schweizern selbst begeisterte Bewunderer desselben gegeben, wie Conrad Gesner oder Aretius. Anderseits verrät das Alpengedicht H. R. Rebmanns (Räbmans), das „poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen, nemlich deß Niesen vnd Stockhorns" (1606), nichts von landschaftlichem Empfinden. Sinn für die Schönheit der Alpen zeigt aber Johann Jakob Grasser und später, nach 1700, Johann Jakob Scheuchzer. Langsam kam man also seit dem 17. Jahrhundert der Bergwelt näher, die Höhe imponierte zunächst, man staunte (vgl. S. 395) die Wasserfälle an. Aber auch der Dichter der vielgelesenen „Alpen" (1729), Haller, ist keineswegs in die wesentliche Schönheit der Alpen seelisch eingedrungen, obwohl er später über die bloße Beschreibung hinaus ihre Eindrücke zum Inneren in Beziehung setzte, behandelte sie vielmehr idyllisch und moralisierend. Aber er hat doch die Alpennatur einem allgemeinen, geradezu europäischen Publikum näher gebracht und erst recht eigentlich den Wandel von dem an den Garten geknüpften Landschaftsgefühl zu einem erhabeneren herbeigeführt; er rief fast eine Begeisterung für das Gebirge, die sich auch in einer ausgiebigen Gebirgspoesie äußerte, hervor. Reisebeschreibungen um 1750, wie die J. G. Altmanns, enthalten häufiger bewundernde Äußerungen über die Pracht der Gletscher und anderes. Haller wurde noch viel gepriesen, als er schon lange überholt war. Das geschah durch den wahren Entdecker der Hochgebirgsromantik, Rousseau (vgl. S. 415).

Im ganzen ist zunächst das Naturgefühl noch nicht völlig rein und frei, oft künstlich und immer noch mit gelehrtem Apparat verquickt. Der Wald, in der Perückenzeit nicht geschätzt, ist auch in der Zopfzeit noch kaum wieder entdeckt, die Waldlyrik steht der wahren Natur des Waldes noch fremd gegenüber. Der Einfluß jener schäferlich-idyllischen Richtung äußert sich noch in der phantastischen Auffassung ferner fremder Landschaften, etwa der Südseeinseln, deren wilde Bewohner wie freundliche Kinder, rosengeschmückt in arkadischem Frieden dahinlebend, in Kalendern und sonst dem nun schwärmerisch gewordenen Publikum vorgeführt werden. Für diese idyllische Richtung, die Bescheidenheit des Ganzen wie für das Nachwirken des alten Nützlichkeitsstandpunktes ist auch die Schätzung des Landlebens bezeichnend, wie sie bei Gleim, überhaupt den Anakreontikern, bei Ewald von Kleist, der sonst, den Engländern folgend, einen weiteren Fortschritt zu innigerem Naturgefühl herbeiführt und einen großen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübt, hervortritt. Das Sanfte, „Angenehme", steht noch lange im Vordergrund, bis eben Klopstock kräftigere, aber auch stark überschwengliche Töne anschlägt. Vor allem ist die Naturschwärmerei wieder religiös gefärbt; das zeigen Gellert, Gleim, auch Kleist und wieder Klopstock. Die „weise", die „unfehlbare" Natur wird wie eine Göttin angesehen: mit religiöser Inbrunst glaubt man an ihre Vollkommenheit. Die Allmacht des Schöpfers wird bewundert, man beginnt bei einer Harzaussicht um 1750



Gellerts Lied „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" anzustimmen. Es steckt zugleich immer noch das lehrhafte Element, die Naturbetrachtung darin: wirkliche Stimmung, von gewaltiger Empfindung getragen, aber die Schilderung auch wieder unbestimmt, neblig und allgemeiner machend, kommt, wie betont, wesentlich erst bei Klopstock zum Vorschein.

Indessen wird allmählich für das Naturgefühl eben jener Zug der wichtigste, der überhaupt für das neuerwachte Gefühlsleben, ähnlich wie bei demjenigen der dem Kindesalter entwachsenen Jugend, vor allem bezeichnend ist, die Empfindsamkeit. Das Idyllische kehrt das negative Element, das in ihm steckt, stärker heraus, die Flucht in die friedliche Einsamkeit vor der Kultur, der Gesellschaft, vor dem Hof und der Stadt. Der innerlich Kranke sucht Genesung am reinen Busen der Natur, er sucht Beruhigung, Erlösung in stillen Tränen, versunken etwa in den Anblick des sanften magischen Mondlichtes. Geßners Idyllen tragen solchen Charakter. Überhaupt mischt sich in die Wonne der Natur die Sehnsucht, das Weh, das im Menschen bei ihrer Betrachtung nunmehr erweckt wird, so bei Ewald von Kleist. Das Wesentliche ist die innigere Inbeziehungsetzung der eigenen Seele zur umgebenden Landschaft; Klopstock bedeutet auch hier eine Etappe. Namentlich düstere Naturbilder wirken nun stark, die Nacht, ihre „Todesstille", der Sang des Wächters: „Leiser, dumpfer tönt es hier in der bangen Seele mir, nimmt den Strahl der Hoffnung fort, wie den Mond die Wolke dort" (Jacobi). Man wird durch die Gefühle, die die Natur erweckt, zum Weinen gebracht. Klopstock wandelt nach Cramer „am Bache und weint", er „geht aus im Lenze auf den Blütengefilden, und sein Auge fließt von Tränen über". Woher diese Stimmung? Wurde sie durch die wachsende Naturliebe gefördert, so war sie doch nicht von ihr verursacht. Warum weinten die Leser bei der Lektüre des „Messias", bei der Lektüre des Homer? Warum vergoß man Tränen, wenn man am seligsten war? Schon der Pietismus war immer mehr in krankhafte Gemütserregung ausgeartet: indem man sich, wie z. B. Hallers Tagebuch zeigt, fortwährend selbstquälerische Vorwürfe machte, Sündhaftigkeit in seinem Leben überall fand, geriet man in melancholische Stimmung, die sogar, wie z. B. bei dem jungen Buddeus in Jena, zum Selbstmord führte. Auch Gellert hatte namentlich später aus religiösen Gründen starke Beunruhigungen über sein „Elend und seine Strafwürdigkeit". Aber wenn bei ihm sonst das Weltliche sein Recht fand, wenn er einer schwermütigen Korrespondentin sogar empfahl, sich vorzuhalten: „Deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst", so gibt uns doch gerade sein Briefwechsel Zeugnis von der weiten Verbreitung der Melancholie, namentlich auch im weiblichen Geschlecht. Oft wird ihm die Frage vorgelegt, ob man sich dem Hange zur Schwermut überlassen dürfe; er muß die Meinung eines Mädchens, deren „allzu empfindliches Herz" von der Ehe nichts wissen will, bekämpfen. Aber eben seine Betonung des „guten, empfindlichen Herzens" förderte doch die ganze Stimmung: er selbst spricht einmal von einer freundschaftlichen Stelle eines Rabenerschen Briefes an ihn, „die ihn beinahe vor Empfindung getötet habe". Es war der natürliche Überschwang eines neuen, anfangs ungewohnten Innenlebens, zum Teil, wie auch bei Gellert selbst, versetzt mit einem unreifen, selbstgefälligen Prunken mit den neuen Empfindungen, ja mit Scheinsucht und Unnatur (vgl. S. 401). Vortrefflich spiegelt sich die Stimmung in dem Briefe eines jungen Mädchens an Gellert wider: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermut geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Tränen nehmen muß, um dasselbe

zu erleichtern." Weiter aber preist sie die Lektüre als ihren „liebsten Zeitvertreib" und zeigt, daß gerade die wachsende Beschäftigung mit der Literatur das Gefühlsleben noch steigerte: „Ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann."

Die Empfindsamkeit ist allein aus der Entwickelung des deutschen Menschen heraus nicht zu verstehen: wieder wirkte auch ein fremdes Vorbild und tat recht viel zu der Weichheit der deutschen Seele hinzu. Es kommt hier der schon (S. 382) berührte Einfluß Englands in Betracht. Mehr und mehr griff eine Anglomanie um sich, unter deren Bann auch Rousseau steht, und die, von Frankreich weiter verbreitet, gerade der kulturellen Hegemonie Frankreichs in Europa ein Ende machen sollte. Die ganze Geisteshaltung der Engländer schien der französischen überlegen. Schon 1725 stellte B. L. v. Muralt in seinen „Lettres sur les Anglois et les François" den bon sens der Engländer über den bel esprit der Franzosen. Bereits sahen wir (S. 382f.) auf sittlich-gesellschaftlichem Gebiet jene vom englischen Bürgertum getragene Reformbewegung für Deutschland maßgebend werden, vor allem durch den einflußreichen „Spectator" Addisons. Aber Addisons Anregungen erstreckten sich auch auf das Gebiet des Geschmacks (Umgestaltung des Gartens, vgl. S. 395) und der Literatur. Die Miltonbegeisterung der Schweizer (vgl. S. 389) stammte von ihm, und ebenso verdankten diese ihm jene Hinleitung auf die mittelalterliche Literatur und die Volkspoesie (bei Addison natürlich Englands). In letzterer Beziehung hat er auch auf Klopstock gewirkt. Es steckte in alledem ein Zug zu größerer Ursprünglichkeit, zu wahrer und natürlicher Empfindung, eine Abwendung von den Idealen der französierten Gesellschaftskultur. Eine ähnliche Strömung vertritt Defoes „Robinson", der ungemein zündete und eine gewaltige europäische Robinsonliteratur hervorrief. Der Einfluß der englischen Literatur nach der Seite des Empfindungslebens äußerte sich zunächst stärker in jener idyllischen Richtung. Noch herrschte auch in England selbst die verstandesmäßige Art und der französierte klassizistische Geschmack durchaus vor. Pope war der große Literaturbeherrscher. Aber er wirkte auf Deutschland nicht nur als philosophischer Lehrdichter, so auf Haller, der auch selbst in England geweilt hat, sondern vor allem eben als idyllischer Naturschilderer, so auf Brockes und Hagedorn in Hamburg, das ja durch seine alten Handelsbeziehungen zu England ständig englische Einflüsse erfuhr (vgl. S. 382). Hagedorn, der auch in seiner heiteren Dichtungsart von den Dichtern Prior und Gay beeinflußt wurde, war ebenfalls in dem „glückseligen England" gewesen. Auch Thomson, immer noch klassizistisch gerichtet, aber durch seine frischen, freilich allzu eingehenden Naturschilderungen dem idyllischen Zuge der Zeit aufs glücklichste entgegenkommend, hat später Brockes beeinflußt. Dieser hat auch seine „Jahreszeiten" übersetzt. In dieser Form haben sie dann Ewald von Kleist angeregt und gefördert. Der Zug zu einfacher Natürlichkeit, zur idyllischen Natur war dem französischen Geist, wie er sich im Rokoko darstellte, durchaus nicht fremd (vgl. S. 367): aber wie England mehr und mehr in einen politischen Gegensatz zu Frankreich geriet, so drängte seine Wesensart auch zu einer inneren Reaktion gegen den in der französischen Kultur vorwaltenden Geist der Äußerlichkeit. Herz und Empfindung wurden die Stichworte der englischen Literatur, und wie sie dadurch anfangs selbst auf Frankreich wirkte, so mußte sie viel mehr auf das innerlich verwandte und nicht minder



auf jene notwendige Reaktion hindrängende Deutschland wirken. Man hat nun freilich darauf aufmerksam gemacht, daß die Empfindsamkeit doch auch in Frankreich selbst einen ihrer Ausgangspunkte habe. Sterne, von dessen Bedeutung für die Entwickelung der Empfindsamkeit wir noch hören werden, hat gelegentlich geäußert: „ich führe meine Sache ganz à la française" und damit das Sentimentale gemeint. v. Waldberg hebt ferner als empfindsamen französischen Autor Baculard d'Arnaud hervor („Épreuves du sentiment", 1742) und weist auf sonstige entsprechende literarische Erscheinungen hin.

Jedenfalls war für Deutschland der englische Einfluß in erster Linie bestimmend. Richardson mit seinen bürgerlichen Tugend- und Lasterromanen war der zeitgemäße weltberühmte Vertreter der neuen weichen Stimmung, die immer mehr zum Rührseligen führte. Gellerts Korrespondenz bestätigt den Einfluß Richardsons (und des gleich zu erwähnenden Young) auf ihn selbst und zeigt dessen Verbreitung im sonstigen Publikum. Unter Richardsons Einfluß steht Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G." und manches Werk anderer Autoren bis zu Hermes' „Miß Fanny Wilkes". Aber er äußert sich auch bei Lessing (in dem bürgerlichen Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das freilich mehr von Lillo abhängig ist), gelegentlich (in einem Drama) bei Wieland, selbst bei Goethe. Auch der letzte Roman Richardsons, „Grandison", wurde zur Lieblingslektüre der lesewütigen Deutschen. Nachahmungen Richardsons finden noch viel später ihr Publikum. Aber ebenso hat die gesunde Reaktion gegen ihn, die der humorvolle Wirklichkeitsschilderer Fielding vertrat, in Deutschland ihren Einfluß geübt. Wieland folgte diesem Muster, und auch bei dem erwähnten Hermes wirkte es. Anderseits schrieb sich nun wieder jene Verdüsterung der Stimmung zum Teil von England her, von Young. Klopstock hatte (vgl. S. 393) die Anregung zu seinem „Messias" nicht zum wenigsten jenem älteren gewaltigen Engländer, Milton, dessen „Verlorenes Paradies" ihn ebenso „natürlich wie voll Majestät" dünkte, verdankt. Aber seine Schwermut und seine Todesgedanken, die sich später immer mehr mit seinen frischen Naturgefühlen eigenartig mischten, sind wohl mit den „Nachtgedanken" Youngs, mit dem er in freundschaftlicher Korrespondenz stand, zusammenzubringen, wenn auch beide vielleicht an sich denselben Weg wandelten. Diese „Nachtgedanken", freilich erst 1760 übersetzt, hatten in Deutschland überhaupt ein größeres Publikum als in England selbst, wenigstens nach Ansicht des englischen Gesandten in Berlin. Vor allem begann aber damals Sterne zu wirken, und gerade die eigentliche Periode der Empfindsamkeit, die der Gellertschen Rührseligkeit folgte und zum Sturm und Drang leitete, wird auf ihn zurückgeführt, wie auch das Wort „sentimental", auf Lessings Vorschlag mit „empfindsam" übersetzt, von seiner „sentimental journey" stammte. Es war, wie Sterne sagt, „eine ruhige Reise des Herzens nach der Natur und nach solchen Regungen, welche aus ihr entspringen", in ihrer von den üblichen belehrenden Reisebeschreibungen ganz abweichenden subjektiven, amüsanten Art nicht ohne französische Vorläufer. Aber anders als jene wirkte sie vor allem durch die Herzenstöne des weichen Empfindens, freilich in einer für Sterne charakteristischen Mischung mit weltmännischer Lebenslust. Sternes Buch wurde in Deutschland auch stark nachgeahmt (J. G. Jacobi, Schummel, Knigge, M. A. v. Thümmel). Goethe meint, da er von dem krankhaften Fieber spricht, das er mit dem „Werther" nicht erregt, sondern aufgedeckt habe, Sternes Einfluß auf den „Ursprung und Fortgang" einer „gewissen Sentimentalität", die sich zu der schönen ästhetisch-literarischen Entwickelung gesellt habe, „weil der Bezug nur auf's Innere ging", dürfe man nicht verkennen. „Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so teilte sich

sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte.“ In der Tat gab z. B. Sternes Mönch Lorenzo Anlaß zur Verbreitung der Lorenzodosen, die gleichsam das Ordenszeichen eines sanften Tugendbundes waren. Und Lichtenberg bestätigt, daß Sternes „warmes, gefühlvolles Herz... unter uns Deutschen zum Sprichwort geworden“ sei. Die zunehmende Rührseligkeit zeigte sich nun auch in jenen sentimentalen Zutaten des englischen Gartens (vgl. S. 19), die wesentlich zu seiner Schätzung beitrugen: mit Gewalt sollte der Wandelnde Stimmung empfinden und weich werden. Anderseits sei noch an die Wirkungen des idyllischen „Vicar of Wakefield“ auf das deutsche Gefühlsleben (Goethe) erinnert. Vor allem kommt aber gerade für die Entwickelung der Empfindsamkeit der von Macpherson angeblich nur herausgegebene, in Wahrheit unter Verwertung gälischer Gedichte selbst ersonnene „Ossian“ in Betracht, der ungeheuer einschlug. Herder wünschte ihn als „Lieblingsdichter junger epischer Genies“, Werther liest Lotten kurz vor der Katastrophe aus ihm, dem „Herrlichen“, vor. Neben den tiefen Herzenstönen wirkte hier wieder die Anregung des Naturgefühls, die Schilderung einer nebelhaften, durch Starrheit und Öde Schwermut weckenden Natur. Gerade die Wirkung des „Ossian“ verstärkte jene melancholische Naturbetrachtung, die aus der Natur nicht Heiterkeit und Friede, sondern Wehmut und Seelenschmerz schöpfte.

So zog denn wie eine ansteckende Seuche durch die Gemüter der Menschen jene immer zunehmende empfindsame Strömung; sie wuchs sich zu einer modischen Plage aus, ging freilich bei vielen nicht tiefer als die galanten Allüren der abgelaufenen Periode. Insbesondere ergaben sich ihr die Frauen völlig. „Unsere heutigen Mädchen“, urteilte Wieland, „sind, Gott sei's geklagt, fast durchgängig auf Schwermut und Empfindsamkeit gestellt.“ Die Frauen, denen die galante Zeit wieder gesellschaftlichen Nimbus, der Pietismus einen größeren gemütlichen Einfluß gegeben hatte, waren schon bei den moralischen Reformern wie bei Gellert und den „Bremer Beiträgnern“ der bevorzugte Teil des Publikums geworden. Die Hebung ihrer Bildung war ein Hauptziel der Schriftsteller. Mit dem immer engeren Verhältnis der Frauen zur Literatur stieg auch diese Bildung, zugleich jedoch mit der Empfindsamkeit der Gefühlskult und weiter der Einfluß des Weiblichen überhaupt, unter dem noch die Klassiker und Romantiker standen. Vor allem erhielt aber eben die empfindsame Epoche einen vorwiegend weiblichen, unmännlichen Charakter. Mit dem Leben wurde man nicht mehr fertig; auf seine unangenehmen Seiten reagierte man immer empfindlicher. Der Selbstmord griff seitdem grassierend um sich. Auch diese Manie schrieb Goethe zum Teil jener Lebensüberdruß verbreitenden ernsten, moralisch-didaktischen englischen Poesie zu; „allem diesem Trübsinn“ habe dann Ossian „ein vollkommen passendes Lokal“ gegeben. Aber immer wirkte doch auch das Unbefriedigende der damaligen Zustände: das Innere ist geweckt, strömt über, die Wirklichkeit drückt, engt ein, tötet. „Von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen“ — da mochte nach Goethe mancher zum Lebensüberdruß kommen. Sein „Werther“, in dem er sich selbst von solcher Stimmung befreite, schlug ungeheuer ein. „Die Explosion“ war „deßhalb so mächtig, weil die junge Welt schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deßwegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam“. Solche Stimmung, die wir hier schon etwas vorgreifend schildern, obwohl sie



einer erst später (S. 416) zu beobachtenden neuen Phase des Gefühlslebens entsprang, ging denn auch über die bisherige bloße Tränenseligkeit weit hinaus. Allerdings wuchs diese ihrerseits zum völligen Kultus der Tränen aus. Man weinte schon bei der Lektüre freundschaftlicher Briefe, beim Wiedersehen, beim zärtlichen tête-à-tête. Man fand am Weinen geradezu Genuß. Der junge Claudius wünschte von Gerstenberg anstatt süßer Tändeleien „lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man so recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Träne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird uns die Tränen besser herauslocken können als Sie?“

Sehr bald hatte sich freilich bei der Gefühlsseligkeit das Unwahre und Unnatürliche jedes Überschwanges gezeigt; es zeigte sich um so stärker, je mehr die Sache Mode wurde. Schon bei der moralischen Bewegung war viel Unwahrheit hervorgetreten. Die „Tugend“ wurde mehr im Munde geführt als geübt: die äußerliche Weltklugheit blieb immer noch Hauptmaxime, und die Sittlichkeit gewann wenig. Wie „kläglich“ und niedrig ist etwa die Liebes- und Heiratsgeschichte Johann Salomo Semlers, die Gustav Freytag uns wieder vorgeführt hat! Wie sittlich anstößig ist der Inhalt der „Schwedischen Gräfin“ von Gellert trotz aller „tugendhaften“ Umhüllung! Ganz ähnlich war es von Anfang an mit der Rührseligkeit bestellt. Schon die Pietisten hatten einen eigenen gefühlsmäßigen Apparat, bei dessen Anwendung man schwerlich das Entsprechende immer fühlte. Und so gab es auch im Kultus des Herzens eine stereotype Ausdrucksweise, die genau so modisch war wie vorher die galanten Redensarten und Gebärden. Die Träne und der freundschaftliche Kuß waren dabei zwei Hauptrequisiten. Die Tränen kamen nur allzu leicht; anderseits brauchen die Tränen, von denen man schrieb, nicht immer geflossen zu sein. Die exaltierten Beteuerungen zärtlicher Freundschaft und Liebe waren auch häufig nur Phrasen. Man trieb Effekthascherei, vor allem auch mit den gefühlsseligen Briefen und Tagebüchern, für die man nichts sehnlicher wünschte als recht viele Leser. Entsprechend drängte sich auch in jenen natürlich sein sollenden englischen Garten viel Künstlichkeit und theatermäßige Spielerei durch mancherlei Zutaten (vgl. S. 19). Und als das Gefühlsleben nun immer tiefer und wühlender wurde, als man, wie wir noch (S. 415 f., 419) sehen werden, in der Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Natur im Banne Rousseaus den subjektiven Wallungen freiesten Lauf ließ, in der Zeit der Stürmer und Dränger, da war wieder in dem genialischen Gebaren der jungen Titanen mit den vielen O's und Ha's nur allzuviel Hohles und Nachgemachtes.

Noch eine bedenkliche Seite hatte der Gefühlsüberschwang: er stärkte den alten, durch die Verstandeskultur nur zurückgedrängten und noch jetzt durch die Aufklärer heftig befehdeten Zug zum Geheimnisvollen und Wunderbaren. Es erwuchsen nun über die älteren Mystiker hinaus das ins Geniale gedrehte Prophetentum eines Lavater, dem viele begeistert anhingen, die Geisterkunde eines Jung-Stilling; es erhob sich der „große Magus des Nordens“, der tiefgründige Hamann (vgl. S. 413). Aber es trat zugleich das alte Magier- und Schwarzkünstlertum wieder in die Erscheinung. In der Schweiz wallfahrtete man zu dem wundertätigen Teufelsbanner Pfarrer Gaßner in Klösterle und dem Harnschauer Michael Schuppach in Langenau. Theosophie ferner und Visionarismus, namentlich auf Grund der Lehre Swedenborgs, Magnetismus (Mesmer) und Hellseherei standen in Blüte. Noch immer glaubte man an die Goldmacherkunst, selbst Männer wie Georg Forster und Semler. Die vornehme Welt lag im Banne des geheimnisvollen Grafen Saint-Germain und ganz Europa in dem des großen „ägyptischen“ Schwindlers Cagliostro, zu dem übrigens auch Lavater,

„dem scharfklugen und scharfurteilenden Genius Saeculi“ zum Trotz, zeitweise bewundernd aufschaute, ebenso wie er für Gaßner und Mesmer eintrat. In der feinen Gesellschaft war bei diesem Treiben auch ein gewisses genußsüchtiges Raffinement mit im Spiel. Wenn seit längerem (vgl. S. 378) mystische Strömungen schwärmerische Geister zu Geheimbünden trieben, so mußten diese nunmehr stark zunehmen, und die Unterdrückung verdächtiger Meinungen durch den Absolutismus tat auch das ihre dazu. „Nie hat sich der Sectengeist tätiger gezeigt“, heißt es in den achtziger Jahren in der „Reichstagszeitung“, „als in unseren Tagen, welche man die aufgeklärten nennt.“ Diese geheimen Gesellschaften gediehen besonders im rheinischen Westen und in Bayern (Regensburg). Aber diese Geheimbündelei lief zum Teil auf Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit oder einfach auf Schwindel und Betrug hinaus. „Erscheinungen“ und dergleichen spielten dabei wieder die Hauptrolle.

---

Aber wenn man für diese ganze Strömung, die auch die Verbreitung der später (S. 409) zu besprechenden Freimaurerei begünstigte, zum Teil das aufgeregte Gefühlsleben verantwortlich machen kann, so muß man die segensreichen Wirkungen des neuen Innenlebens auf die mit ihm in enger Wechselwirkung (vgl. S. 398) stehende literarische Entwickelung um so höher einschätzen. Auf der einen Seite erwuchs gerade aus dem neuen Gefühlsleben eine innere Hebung dieser Literatur, auf der anderen aus dem allgemeinen Bedürfnis nach Anregung des Gefühls eine vermehrte literarische Produktion. Jene äußerliche Versemacherei (vgl. S. 387) wurde als „nützliche“ Tätigkeit noch lange eifrig betrieben, qualitativ freilich an Wert steigend: die Gelegenheitsdichtung galt für das ganze Leben nach wie vor als unentbehrlich; noch Goethe hat bekanntlich reichlich Gelegenheitsgedichte gemacht. Aber zum Dichten trieb immer stärker der innere Drang, anderseits nahm in den höheren Interessen des ganzen Volkes bei dem Mangel an öffentlicher Arbeit, an politischer und sozialer Betätigung die Literatur immer mehr den Hauptplatz ein. Bezeichnend sind die damaligen Vornamen. Hatte der Pietismus die künstlichen Fürchtegott, Gotthelf, Traugott gebracht, so begannen nun immer mehr Namen literarischen Ursprungs sich zu verbreiten, namentlich fremde, Charlotte, Babette, Fanny, Mary, Nelly. Dem Ossian ist Malwine entnommen. Die Einseitigkeit und die Allgemeinheit des literarischen Interesses haben eben die Schnelligkeit, den schönen Flug der Entwickelung unserer Literatur wesentlich mit hervorgerufen. Vor den sich an den Verstand wendenden Wissenschaften, welche die Vorherrschaft der Theologie im geistigen Leben gebrochen hatten, trat nun die gefühlsmäßige Richtung geistiger Betätigung in den Vordergrund, d. h. die schöne Literatur, in deren Gewand zum Teil schon die moralischen Reformer zu wirken gesucht hatten. Alle Welt verlangte von der Literatur eben Anregung des Gefühls, und die Dichter wieder wetteiferten, Gefühl zu zeigen. Jenen Stich ins Gelehrte (vgl. S. 387) behielt die Literaturpflege freilich noch lange (s. die Abbildung S. 403). Die Bücherliebhaberei, der Eifer, eine Bibliothek zu sammeln, das beliebte Aufsuchen der Buchläden (s. die Abbildung S. 405) beim Eintreffen der Novitäten von der Messe, richtete sich auf gelehrte Zeitschriften, philosophische, theologische, geschichtliche Werke, auch die sehr populäre naturwissenschaftliche und praktisch-ökonomische Literatur einerseits und die schöngeistige wie poetische Produktion anderseits gleichermaßen und ohne sie irgendwie zu trennen. Es ist bezeichnend, wenn noch Sulzer in seinem Tagebuch über eine 1775 getane Reise von einem Besuch Goethes berichtet: „Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken



sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten.“ Allmählich zeigte sich aber ein Gegensatz zwischen dem gelehrten und dem schöngeistigen Wesen. Das begeisterte Deklamieren, das Herumtragen von Dichtwerken in der Tasche zeigte die neue Macht des Gefühls. Die schöne Literatur wurde nun zur „Herzenssache“ der Nation, sie wurde es vollends in der späteren Zeit. Von dem Deutschen um 1785 konnte Freytag sagen: „Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig.“

Noch auf ein anderes wichtiges Gebiet äußerte das neue Gefühlsleben höchst fruchtbare Einflüsse, das war die Musik. Die Musik ist das eigentliche Kunstgebiet der Deutschen. Auf ihm kann sich die Innerlichkeit in ihrer ganzen Fülle ausgeben, hier hat auch die Einfachheit und Schlichtheit des Gefühls ihre Stätte.



„Der Poete.“ Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 402.

Charakteristisch ist, daß wieder (vgl. S. 392 f.) das religiöse Gefühlsleben zuerst zu innigem musikalischen Ausdruck drängte. Höchst wirksam hatte sich die Frömmigkeit des Protestantismus in den heute wie damals lebendigen Melodien der Kirchenlieder zum Ausdruck gebracht. Und auch im 17. Jahrhundert diente so die Musik innigem religiösen Fühlen. Bereits hatte sich auch in höheren musikalischen Kunstformen Heinrich Schütz als Meister religiös beseelter Musik bewährt (vgl. S. 314), bis dann im 18. Jahrhundert die Kraft religiösen Gefühls zu den innigen und tiefen Schöpfungen Johann Sebastian Bachs führte. Wir wissen heute diesen Gewaltigen zu schätzen, nachdem er lange Zeit nicht genug gewürdigt war. Seine seelische Tiefe und Innerlichkeit, seine Charakterisierungskunst wie seine Phantastik, aber auch der Humor, der in seiner neben der kirchlichen nicht zu vergessenden weltlichen Musik hervortritt (Kaffeekantate), sind vor allem Zeichen der hier zum edelsten Ausdruck gelangenden deutschen Art. Bach gegenüber steht der damals weit mehr anerkannte Händel zurück, aber seine Oratorien, großartig-prächtige, dramatisch bewegte Tonschöpfungen, behalten ihre außerordentliche Bedeutung. Allmählich kam nun auch die deutsche weltliche Musik auf eine größere Höhe. Freilich erfreute sich das galante Musizieren, das um 1700 in der vornehmen Welt trotz einer bei den Verstandesmenschen, z. B. bei Locke, hervortretenden Herabsetzung der Musik als Kunst stark Mode war, noch lange besonderer Pflege in dilettantischen Vereinen (collegia musica), etwa in studentischen und kaufmännischen Kreisen, namentlich um die Mitte des Jahrhunderts, übrigens unter Vermeidung des schweren konzertierenden Stils und unter Bevorzugung der italienischen Symphonie. Noch blühte die italienische Oper, die in Dresden unter August III., auch von Deutschen wie Hasse gepflegt, einen Mittelpunkt fand. Zunächst errang sich neben ihr das deutsche Singspiel einen Platz, gerade in Leipzig, wo Gottsched die Musik

eben erst von der Bühne gejagt hatte, und fand, immer noch ein Stück Rokokomusik, alsbald vor allem durch Hiller erfolgreiche Pflege. Dann aber eroberte sich die deutsche Musik auch die große Oper. Der bis dahin italienische Opern komponierende Gluck brach 1767 durch seine „Alceste" gründlich mit dem verschnörkelten, durch verstandesmäßige Regeln verkünstelten und auf Kunststücke der Sänger berechneten italienischen Stil und erstrebte neben „edler Einfachheit" — damit ein musikalischer Vorgänger unserer klassischen Dichtung — vor allem den Ausdruck des Gefühls. Wieder beobachten wir so die Säkularisierung ursprünglich religiösen Gefühlslebens. Auf diesen noch herben Meister, der seine Verwandtschaft mit Klopstock unter anderem in tiefempfundenen Kompositionen von dessen Oden zeigte, konnte Mozart (vgl. S. 426) folgen. Und schon hatte in Wien, dem Mittelpunkt eines neuen Musiklebens, Haydn auch die Instrumentalmusik vertieft. Seine Sonaten und Symphonien hoben sich nach steifen und spröden Anfängen zu schwungvoller Erhabenheit, zeigten aber zugleich frische, volkstümliche Naivität. In diesem frischen Ausdruck der Empfindungen, insbesondere jenes idyllischen Naturgefühls (vgl. S. 395 f.), erhebt er sich weit über die damalige Dichtung. Bei ihm erhält auch die harmlose, weltlich gewandte Frömmigkeit des deutschen Rationalismus (vgl. S. 408) ihren schönsten Ausdruck.

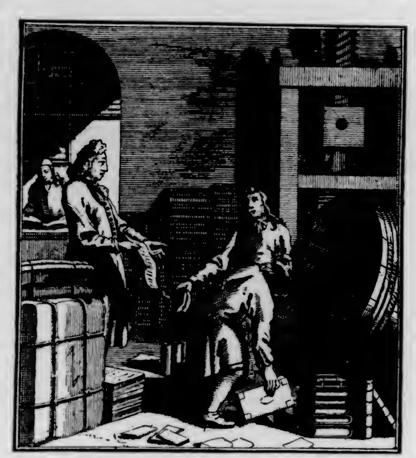
Auf Haydn sollen die viel im Elternhause gesungenen Volkslieder besonders gewirkt haben, und das Lied vor allem war es auch, das sich unter dem Einfluß des neuen Gefühlslebens als Ausdrucksmittel der Stimmung und Empfindung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einer besonderen Schätzung erfreute. Das seit langem im Hause gepflegte Lied hatte sich von dem polyphonen, kunstvoll aufgebauten kontrapunktischen Kirchengesang allmählich emanzipiert: der ursprünglich einstimmige, dann mehrstimmige Gesang gründete sich schon auf eine melodietragende Stimme unter harmonischer Begleitung anderer Stimmen. Gern sangen namentlich die Frauen aus ihrem Arienbuch, begleitet vom Spinett oder Klavier, doch auch zur Flöte und Laute. Längst beliebt waren die „Gesellschaftslieder", nicht immer anständigen Charakters. Aber im Zeitalter der Perücke überwog beim Kunstlied zunächst doch jene allzu nüchterne und das Wesen der Musik verkennende Handhabung: wie die Verse (vgl. S. 343) wurden auch die Melodien dazu in äußerlichster Weise „verfertigt", vor allem in Nachahmung der italienischen Arien. Jetzt verschwand dieses äußerliche Treiben vor einem gefühlsmäßigen, im Grunde an das innige Volkslied anknüpfenden neuen Liede, das, vor allem zum Klavier gesungen, zärtliche Freundschaft und Liebe kündend, das deutsche Haus beherrschte. Jenes so beliebt gewordene Singspiel war im Grunde auch nur eine Aneinanderreihung schnell volkstümlich werdender Lieder. Wieder aber zeigt sich die Steigerung des Gefühlslebens: dem weichlichen Geist der Zeit entsprachen nach Riehls gutem Ausdruck die „butterweichen Adagios der Tageskomponisten", die „alle schönen Seelen in Rührung schmelzen" ließen.

---

Hatte nun das neue Empfindungsleben die ältere Verstandesrichtung gänzlich beiseite gedrängt? Keineswegs. Zwar die Entdeckung des Herzens galt für das ganze Geschlecht, aber die von Wolff beeinflußte Richtung der nüchternen Vernünftigkeit, immer eng mit reformerischen Ideen verknüpft, ließ sich doch ihr Recht nicht nehmen: sie entwickelte sich zur eigentlichen Aufklärung, zum Teil in unbefangener Mischung mit dem empfindsamen Geist der Zeit, zum Teil in direktem Gegensatz dazu, später freilich von dem Geniewesen der Sturm- und Drangperiode arg bedrängt. Ausschließlich hatte der Überschwang überhaupt nie geherrscht. Einmal blieb der alte epikureische, teilweise frivole Zug stark lebendig



und fand nach den Anakreontikern einen großen literarischen Vertreter in Wieland, der sich von dem überschwenglichen, seraphischen Wesen Klopstocks, in dem er sich schon mit Eifer versucht hatte, abwandte und leichte Lebenslust als Ideal proklamierte. Hatte er einst Uz und Genossen als „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus" und „Bande epicureischer Heiden" angeschwärzt, so schrieb er 1762 an Zimmermann: „Ich habe aufgehört, Schwärmer, Ascet, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen." Er, der Verfasser des „Don Sylvio" und der „Komischen Erzählungen", war nun Epikureer aus Prinzip, und bald fand er Nachfolger, die wie Heinse weit über ihn hinausgingen. Überhaupt ist der sinnlich-frivole Zug in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dauernd erkennbar. Der feine und weltmännisch-gewandte Wieland, der, ein letzter Vermittler, am meisten von allen Deutschen sich dem Geist und Geschmack der Franzosen näherte, hatte gerade durch diesen Zug auch im deutschen Adel Gefallen an deutscher Dichtung verbreitet. Aber Wieland hatte überhaupt ein sehr großes Publikum, und er, der heute Vergessene, hat noch lange als der eigentliche deutsche Klassiker gegolten. Denn mit jenem weltmännischen Zuge ist seine Bedeutung nicht entfernt erschöpft. Er nähert sich nicht nur in seinem Geschmack den Franzosen, sondern auch in seiner leichten, klaren und graziösen Sprache. Eben durch sie verdrängte er aber gerade die französische Gesellschafts- und Literatursprache erst völlig. Die deutsche Sprache erfuhr durch ihn eine künstlerische Durchbildung und erhielt zugleich eine Ausdrucksfähigkeit, die sie erst für die Handhabung durch Goethe geschickt machte.



Der Buchhändler. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 402.

Wichtig und folgenreich war sodann gegenüber dem Gefühlskult ein mit der Aufklärung zusammenhängender nüchterner Realitätssinn, dessen größter Vertreter Lessing wurde. Überhaupt kam in das deutsche Leben gegenüber dem einengenden Mangel an öffentlichen Interessen, der den Kultus des Inneren wesentlich mit hervorrief, gegenüber dem Druck und der Misere der politischen und sozialen Zustände, auch gegenüber der abstrakt vaterländischen Begeisterung Klopstocks, der einen Friedrich II. nicht verstand, vor allem mit Hermann und den Cheruskern operierte, die Wirklichkeit mit idealen Bildern verdeckte und allzu hohen Wert auf die geistige Höhe der damaligen Deutschen legte, ein reales Moment durch die mächtige politische Persönlichkeit eben Friedrichs des Großen. Es galt das auch für die Literatur, in welche nach dem bekannten Ausspruch Goethes „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges kam". Übrigens kannten Dichter wie Gleim und Lessing Friedrichs Heer aus eigener Erfahrung, wenn sie auch nur als Sekretäre von Generälen dabei waren. Die Frage, ob überhaupt ein Krieg in neuerer Zeit geeignet ist, das literarische Leben nachhaltiger zu befruchten, sei

nebenher als eine keineswegs sogleich zu bejahende hingestellt. Man hat den friderizianischen Einfluß auf das gesamte Empfinden der Deutschen wie auf die Kräftigung freieren Geistes insbesondere wohl überschätzt: immerhin war Friedrichs Auftreten für viele die Lösung von einem Bann, und seine Manneskraft, die alle Gegner überwand, wurde zum allgemein bewunderten Ideal, das gegenüber den sonst gepriesenen den Vorzug realer Existenz hatte. Es waren nicht nur seine Preußen, die opferfreudig für ihn kämpften und starben oder daheim darbten und litten, nicht nur die Protestanten, die den König schon früh als Schützer der Bedrängten ansahen: auch viele Ausländer jubelten über jeden Sieg des Helden und trauerten über seine Niederlagen. Vor allem befriedigte es aber doch das sich seit langem theoretisch geltend machende nationale Streben, daß hier ein Deutscher so gewaltig gegenüber dem sich in jeder Beziehung überlegen fühlenden und auch immer noch bewunderten Frankreich triumphierte. Viel hatte Deutschland von den Franzosen gelernt: aber die nach der galanten Zeit als notwendig erkannte Emanzipation von der französischen Kultur, die sich in den sprachlichen Bestrebungen, in der Arbeit der moralischen Wochenschriften und ebenso in derjenigen des von den Franzosen innerlich durchaus nicht abhängigen Gottsched (vgl. S. 388) ankündigte, war allmählich eine Forderung der Besten des Volkes geworden. Klopstock hatte bereits mit seinem „Messias", der die dichterische Leistungsfähigkeit der Deutschen beweisen sollte, zugleich im Namen der Religion offen das Franzosentum bekämpft.

Freilich derselbe Friedrich, der die Franzosen bei Roßbach schlug, stand ganz im Banne der französischen Philosophie und Literatur (vgl. S. 407): aber auch ohne ihn schritt die Abwendung von den Franzosen fort, und am meisten half dazu Lessing, der gerade mit den Waffen des Verstandes die Herrschaft des französischen klassizistischen Regelzwanges in Deutschland vernichtete. Die Vorzüge der französischen Komödie ließ er mit Recht gelten, aber er zeigte durch seine „Minna von Barnhelm" praktisch, daß jetzt auch ein Deutscher ein gutes Lustspiel schaffen konnte, nicht mehr nur eine plumpe Posse, sondern ein feines Kunstwerk, zugleich voll Leben und Wahrheit und von nationaler Luft erfüllt. Diese letztere war aber die friderizianische Atmosphäre. Wenn Friedrich also mittelbar den nationalen Geist doch förderte, so ist die Förderung des realen durch ihn von den Zeitgenossen selbst erkannt worden. Aus der Berliner Luft konnte Sulzer an Gleim schreiben: „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstocks ihren Ursprung verdankt." Und selbst Bodmer nannte später Friedrich „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt". Realer Geist ist unter den Eindrücken der Zeit und der Umgebung vor allem eben in Lessing, dem Träger einer mit Recht als realistisch bezeichneten Poesie, lebendig geworden. Eine ganz andere Natur als Klopstock, der pietistisch-religiösen Strömung unzugänglich, kritisch veranlagt, eine eifrige und nach Freiheit dürstende Kampfnatur, ernst-verständig und doch dem Leben offen, war Lessing nach Scherers Ausdruck „ein Mann in einer weiblichen Epoche". So wenig bei Friedrich dem Großen Spuren der allgemeinen Sentimentalität, etwa im Ausdruck des Schmerzes beim Verlust eines geliebten Freundes, fehlen, so wenig hat sich Lessing der Rührseligkeit der Zeit ganz entziehen können, wie das vor allem jene englisch beeinflußte „Miß Sara Sampson" zeigt, aber seine Gefühle erscheinen selbst in dieser bald überwundenen Epoche doch schon tiefer, leidenschaftlicher, und das Tragische hebt sich bei ihm weit über die bloße Rührstimmung empor. Er war auch der erste wirklich freie Schriftsteller, er ist es vor allem in Berlin geworden. Er hat am edelsten das neue Berlin verkörpert.



Berlin war zunächst unter Friedrich Wilhelm I. merkwürdig geworden. Das war ein König, so gar nicht im Sinn der prunkvollen Zeit und der feinen französierten Bildung (vgl. S. 374), ganz wie ein bürgerlicher Hausvater um seinen Staat besorgt, sich um jedes Detail kümmernd, äußerst sparsam, von früh bis spät arbeitend, schroff und energisch, ein Tyrann, mit dem Allheilmittel Disziplin den Staat regierend und der Schöpfer der besten damaligen Verwaltung bei aller Feindschaft gegen das „Schreiberkrop", vor allem aber ein Soldatenkönig durch und durch. Militärischer Geist war seit dem Großen Kurfürsten in Brandenburg heimisch, jetzt wurde er zum soldatischen Fanatismus. Und vom einseitigen König ging er auf die Hauptstadt über, deren Bevölkerung zum großen Teil auch aus Soldaten bestand. In einem französisch geschriebenen Bericht von 1723 heißt es: „Auch die gewöhnliche Unterhaltung unserer Gelehrten, Geistlichen, Bürger und selbst unserer Damen dreht sich nur um militärische Dinge." In dieser Militärstadt nun, dem Sitze der Nüchternheit und Ordnung, in der aber auch seit langem ein wirklich protestantischer und in konfessionellen Dingen toleranter Geist durch die Herrscher gepflegt wurde (vgl. S. 359), war nun der Feuerkopf Friedrich König geworden, der, ganz Anhänger der französischen Bildung und Aufklärung, den von ihm noch für Barbaren gehaltenen Deutschen durch dieses Muster zu einer feinen Kultur verhelfen wollte (vgl. S. 388) und allen geistigen Dingen und freien Regungen größtes Interesse entgegenbrachte, dabei selbst eifrig literarisch produzierte. Gewaltig wandelte sich die Atmosphäre des Hofes und allmählich auch die der Hauptstadt, der mehr als die an den Hof gezogenen Ausländer (Maupertuis, d'Argens, La Mettrie und vor allem Voltaire) einige geistig bedeutende jüngere deutsche Kräfte, nach Berlin berufen oder freiwillig gekommen, ein Relief gaben. Aber die Nüchternheit des Milieus, der scharfsinnige, kühle, kritische Geist und die Spottlust der Norddeutschen im Verein mit der ausschließlich französischen Richtung des Königs und seiner Ignorierung der deutschen Literatur ließen das neue geistige Leben eben mehr im Sinne der aufklärerischen Verstandesarbeit sich entwickeln. Für Empfindsamkeit war hier zunächst kein Ort, wie anderseits dem empfindsamen Geist der Zeit gerade die kriegerische Ader des preußischen Herrschers und Volkes anfangs (vgl. jedoch S. 406) nur Entsetzen verursacht hat. Berlin wurde nun der gegebene Sitz der Aufklärung und löste in dieser Beziehung Leipzig ab, dem es schon unter Friedrich I. durch Heranziehung von dort vertriebener Kräfte Konkurrenz gemacht hatte, wie Preußen Kursachsen politisch zurückdrängte. Einst das Zentrum des gelehrten wie des galanten Wesens (vgl. S. 390), war Leipzig jetzt dem modischen Kultus des Herzens zugetan, und der Gegensatz zwischen sächsischem und preußischem Wesen war so bezeichnend, daß er, häufiger behandelt, in feiner Form auch in Lessings „Minna von Barnhelm" wiederkehrt. In Berlin erblühte ein neues kritisch-literarisches Leben: es begannen literarische Zeitschriften, freilich immer nur wenige Jahre hindurch, zu erscheinen; in der Akademie wetteiferte französischer und deutscher Geist; Schriftsteller wie Mendelssohn, Nicolai, Lessing begannen sich zu verbinden und organisierten Einfluß zu üben; vor allem hat Lessing Berlin geistig selbständig gemacht. Zu alledem hat der König ohne Zweifel einen gewissen Anstoß gegeben. Als Nicolai die „Litteraturbriefe", den neuen Mittelpunkt der Berliner kritischen Kräfte, insbesondere Lessings Organ, gründete, hat er, wie er später schrieb, an den König gedacht: „Der König spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen." Als Lessing nach Berlin zurückkehrte, freute er sich, nunmehr offen und nicht nur den Bekannten ins Ohr sagen zu können, „daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist".

Hier in Berlin erlebte die Aufklärung nunmehr ihre eigentliche Blüte. Die Zeit stand seit langem unter dem Zeichen des Rationalismus. Christian Wolff war in Deutschland sein eigentlicher Begründer gewesen, aber dessen Stellung zum Glauben war doch noch sehr versöhnlich und vorsichtig gewesen (vgl. S. 381). Unter seinen Anhängern gab es nun bald erhebliche Meinungsverschiedenheiten, und über das Verhältnis von Philosophie und Theologie wurde hier kühner, dort zurückhaltender geurteilt. Durchgängig aber dachte man zunächst Glauben und Wissen versöhnen zu können, und wenn sich die einen bemühten, durch philosophische Deduktionen alle Dogmen, wie etwa das von der Dreieinigkeit, als vernunftgemäß zu erweisen, so gaben andere zwar den Widerspruch zwischen einzelnen Glaubenssätzen und der Vernunft zu, verstanden aber Vernunft und Offenbarung zu vereinigen. Diese beruhigende Mittelstellung wurde von der großen Mehrzahl der Gebildeten gegenüber den freidenkerischen Einflüssen des Auslandes, die sich in Deutschland auszubreiten begannen, mit Eifer festgehalten. Eine „vernünftige“ Frömmigkeit, die sich in erbaulichen Betrachtungen darüber erging, wie weise alles vom gütigen Schöpfer eingerichtet sei, die beim Anblick der Natur, bei einer „angenehmen“ Aussicht vom Bergesabhang, bei Gängen durch Feld und Wald in „sanfter“ Abendstimmung sich innig in religiöse Empfindung versenkte, die in den Schulen oder im Hause an die Erscheinungen in der Natur und ihre Gaben lehrhafte Hinweise auf Gott und an die Vorgänge des menschlichen Lebens Ermahnungen zur Ausübung der Tugend knüpfte, eine Frömmigkeit also, die mit Empfindelei und sanftem Herzen eine im Grunde weltliche, auf den Nutzen und die „Glückseligkeit“ der Menschen gerichtete Denkart und eine verstandesmäßige Befriedigung über die zweckvolle mechanische Konstruktion der Welt verband, sie war das Ideal dieser Generation. Entsprechend gestaltete sich zum Teil die Aufgabe der Dichter, auf solche Empfindungen war oft die Wirkung berechnet. Heinrich Brockes schon hatte in diesem Geist sein „Irdisches Vergnügen in Gott“ verfaßt, in dem er Gott pries, „der auf solche weise Weise alle Welt so herrlich schmückt“. Gellert, der Liebling des ganzen Volkes, gewährte in seinen geistlichen Liedern andächtige Erbauung ohne dogmatische Färbung. Gellert wie Klopstock nahmen eben die erwünschte Mittelstellung ein; frei vom Zwang der Dogmen, frei von pietistischer Frömmelei und Heuchelei, aber auch frei von der gefürchteten Freigeisterei, frei von Kaltherzigkeit, galten sie als Herolde der Empfindungen ihrer in der Mehrzahl religiös gesinnten Zeitgenossen. Die Begeisterung für Klopstocks „Messias“ war ein Protest gegen die Freidenkerei des Auslandes, und bei Klopstock selbst traten die poetischen und nationalen Ziele fast vor dem der Befriedigung „christlicher Gemüter“ zurück. Aber jene Freidenkerei zog gleichwohl über die schon (S. 382) geschilderten Ansätze hinaus ihre Kreise in Deutschland bereits stärker. Ein abenteuerlicher Gelehrter wie Dippel, der, ursprünglich orthodox, dann pietistisch, später scharf über die Pfaffen herzog und zum Teil weiter ging als die Rationalisten, wurde in der Sache durch seinen anfangs ebenfalls pietistischen Schüler Edelmann übertroffen, der die absolute Autorität der Bibel wie die Gottessohnschaft Jesu im eigentlichen Sinne anzweifelte. Bei ihm wirkten schon englische Einflüsse, wenn er auch später über diese hinauskam und zu Spinoza gelangte. Aber die Ansichten der englischen Freidenker, der Toland, Collins usw., mit denen sich die gelehrte Welt, teils referierend, teils polemisierend, mehr und mehr beschäftigte, wurden durch Übersetzungen allmählich auch weiteren Kreisen bekannt. Die schon im 17. Jahrhundert begonnenen Versuche der akademischen Theologen, die deistischen Glaubensfeinde zu widerlegen, hatten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer häufiger die gegenteilige Wirkung. Nach



Thorschmids Klage fanden freigeistige Schriften an den Höfen, im Bürgertum und unter den Offizieren immer eifrigere Leser. Auf Wolffianer, wie auf Siegmund Jakob Baumgarten, begannen die englischen Deisten stärkeren Einfluß zu üben, wenn sie auch gerade Baumgarten über seinen zahmen Rationalismus nicht hinausbrachten. Aber andere kamen weiter, und der große Wolff, dem sie, wie der spätere Oberhofprediger Sack, immer zunächst anhingen, mußte den Engländern das Feld räumen.

Und nun kam der Bewegung ein höchst wichtiger Faktor zu Hilfe: eben in Friedrich, dem Könige von Preußen, fanden die neuen Gedanken einen mächtigen Anhänger und Förderer auf dem Throne. Auch er hatte ursprünglich unter dem Banne Wolffs gestanden; er hatte dessen glänzende Rehabilitierung in Halle bewirkt. Aber Wolffs Stern verblaßte bald, wie bei vielen sonst, vor anderen Gestirnen, vor Locke, Newton, Bayle und namentlich vor Voltaire, der bekanntlich den unmittelbarsten Einfluß auf Friedrich gewann, wie er ja auch in Lessings erster Periode eine so wichtige Rolle spielte. Voltaire war der Hauptverkünder der neuen englischen Anschauungen (Lockes, Shaftesburys, Newtons), die er in dreijährigem Aufenthalt in England in sich aufgenommen hatte, für Frankreich gewesen, dessen offizielle Kreise freilich bei der engen Verbindung von Kirche und Staat und der bereits eintretenden Wendung der freien Köpfe auf die Politik solchen Regungen scharf entgegentraten. An Kühnheit und literarischer Gewandtheit ging er allerdings erheblich über seine Vorbilder hinaus. Er wirkte ebenso auf Deutschland, zumal persönlich während seines Aufenthalts in diesem Lande. Goethe bestätigt den ungeheuren Einfluß, den in seiner Jugend Voltaire auf Deutschland hatte. Voltaires Einwirkung auf Friedrich den Großen zeigt aufs neue, wie es vor allem die französierte Bildung der vornehmen deutschen Gesellschaft war, die freidenkerische Anschauungen einbürgerte. Mit Friedrich war der typische Herrscher der Aufklärungszeit auf den Thron gekommen, und wie er im Staatsleben und in der Wirtschaft sich als solcher zeigte (vgl. S. 442 ff.), so zog er, wenigstens theoretisch, auch alle Konsequenzen auf dem Gebiete des Denkens. Seine Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit mußte der Aufklärung in Preußen eine Heimstätte geben; begeistert hat ihn Kant deswegen gepriesen als den, „der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von seiten der Regierung entschlug“. Derselbe Kant nannte (1784) seine Zeit auch „das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs“. Eine solche Benennung hat freilich schon 1761 Thomas Abbt vorausgesagt, anderseits hat Lessing, der die gleiche Möglichkeit voraussah, eine solche Bezeichnung (wenigstens soweit die Literatur in Frage kommt) als Schmeichelei hingestellt. Friedrich war es ferner, der der Freimaurerei durch seinen Beitritt (1738) zu größerem Einfluß in Deutschland verhalf. Es war diese wieder ein Produkt englischer Einwirkung, wie denn auch in dem englisch beeinflußten Hamburg 1733 zuerst eine Loge in Deutschland gegründet wurde. Sie huldigte naturgemäß dem englischen Deismus. Indessen verbanden sich in Deutschland mit den sich nun verbreitenden Logen überhaupt alle vorhandenen Tendenzen der Aufklärung und der allgemeinen Reformbewegung; so scheinen die „deutschen Gesellschaften“ mit ihnen Fühlung gehabt zu haben. Menschenerziehung, Volksbildung, Verbreitung von Toleranz und Humanität waren Hauptgegenstände des freimaurerischen Strebens: neben Lessing, der der Freimaurerei hohe ideale Aufgaben zuwies, waren die besten Männer Logenbrüder, so Klopstock, so später Goethe. Viele freilich bestimmte nur jener schon (S. 401 f.) beobachtete Zug zum Geheimnisvollen. Im ganzen aber waren die Logen echte Organe der Aufklärung.

In Friedrichs Hauptstadt nun, in Berlin, lebte Nicolai, in Berlin lebten auch die Theologen Sack und Spalding, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat, Hauptvertreter des Rationalismus. Gerade sie zeigten ihn jetzt in der Form völliger Annäherung an die englischen Freidenker. Aber die Richtung einer gemäßigten Vernunftreligion wurde nun überhaupt in Deutschland allgemeiner: das Dogmatische wurde abgestreift, das Moralische stand im Vordergrund. „Gott, Unsterblichkeit, Tugend“ waren die großen Begriffe, an denen man sich genügen ließ. Von Friedrichs Religionsspötterei blieb man meist (siehe jedoch unten) entfernt, wie man anderseits eifrig den französischen Atheismus und Materialismus bekämpfte, z. B. der Naturforscher Haller und der Mathematiker Euler. Auch an der Offenbarung rüttelte man nicht. Aber die Lessingsche Erkenntnis, daß diese Richtung die „Leute unter dem Vorwande, sie zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen mache“, führte eine Reihe von Köpfen weiter. Man kam zur Kritik der Offenbarung selbst: am schärfsten trat dieser Standpunkt in den von Lessing 1774 bis 1778 herausgegebenen Wolfenbütteler „Fragmenten“ hervor, deren verstorbener, nicht genannter Verfasser Hermann Samuel Reimarus war, und die auf die gebildete Welt aufregendsten Einfluß übten. Auf ihren Inhalt — die Apostel sind nach dem letzten Fragment Betrüger, Erfinder der ganzen Auferstehungsgeschichte — ist hier so wenig näher einzugehen wie auf das später veröffentlichte Ganze der Reimarusschen Schrift. Zumeist wurden sie doch abgelehnt, und der unerschrockene Kämpfer für Wahrheit und geistige Freiheit, Lessing, der freilich selbst nicht allem zustimmte, stand ziemlich isoliert und wurde heftig angefeindet.

Indessen ging man in anderer Beziehung weiter: es breitete sich im Volk ein förmlicher Haß gegen die Kirche und ihre Glieder aus. Die Bezeichnung „Pfaffe“ erhielt besonders damals den verächtlichen Unterton; den „Pfaffen“ schrieb man auch alles Üble zu und machte sie für viele unerfreuliche Erscheinungen in der damaligen Gesellschaft verantwortlich. Freilich war die protestantische Geistlichkeit wie der katholische Klerus jener Zeit wenigstens zu einem Teile so geartet, daß auch ein Herder über sie scharf urteilte. Dazu kam, daß sich die Orthodoxen hartnäckig dem freien Zuge der Zeit verschlossen und krasser Intoleranz huldigten. Campe sah es als „Schuld der Geistlichkeit mit ihrem Buchstabenglauben und ihrer veralteten Form des Gottesdienstes“ an, daß „ein Dritteil der sogenannten ‚verfeinerten Gesellschaft‘ gar kein Christentum mehr habe, ja teilweise nicht einmal eine natürliche Religion, während zwei Dritteile des Volkes in Aberglauben und Unwissenheit beharren“. Dieses Urteil war nicht ganz unzutreffend. Dem Könige von Preußen standen seine Offiziere an freigeistigen Äußerungen nicht nach; für die gebildeten Kreise des Adels war Helvetius, wie Feder 1764 aus Erlangen berichtet, ein klassischer Autor; in dem höheren Bürgertum war man über kirchlich befangene Anschauungen längst erhaben; und nicht wenige unter den Geistlichen selbst waren völlig ungläubig. Bedenklich war, daß die Religionsspötterei noch mehr als früher (vgl. S. 363) ein modisches Element der Unterhaltung geworden war. In der Vorrede zu seinen „Räubern“ konnte Schiller 1781 das Folgende schreiben: „Auch ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten witzigen Köpfen mißhandeln und ins Lächerliche verzerren lassen.“

Eine solche Stimmung hatte indessen für das kirchliche Leben selbst auch eine gute Seite. Die konfessionellen Streitigkeiten traten, da sich niemand mehr für sie interessierte,



völlig in den Hintergrund. „Man hat endlich aufgehört“, schreibt einmal Georg Forster, „in guter Gesellschaft von den Zänkereien der Pfäfflein zu sprechen, und nun hören sie auch auf, sich zu zanken.“ Es kam vielmehr infolge der Bedrängung seitens der Aufklärer zu Annäherungsversuchen der gläubigen Anhänger verschiedener Konfessionen, wie zwischen Lavater und dem Bischof Sailer in Dillingen, wie in dem Kreise der Fürstin Galitzin. Nun lebten auch die alten unitarischen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 358 f.) wieder auf: auf katholischer wie auf protestantischer Seite dachte man an eine Wiedervereinigung der Konfessionen. Auf katholischer Seite ist besonders der Name des Paters Beda zu nennen; der Bischof von Fulda gab die Idee zu einer Gesellschaft „zur Verbindung der christlichen Religionsparteien“. Über die theoretische Erörterung kam man freilich nicht hinaus. Eine Folge solcher Annäherung war anderseits, daß gläubige Protestanten sich jetzt nicht selten in den Schoß der gefesteter erscheinenden „alleinseligmachenden“ Kirche, wie schon im 17. Jahrhundert, flüchteten. Am meisten Aufsehen erregte der Übertritt des Grafen Fritz Stolberg und der Winckelmanns. Doch entrannen auch jener Kirche einzelne Angehörige, sogar Mönche, wie Schad und Feßler, und später ein Bischof, der Graf Sedlnitzky.

Den Charakter gänzlicher Auflösung, den nach alledem das religiöse Leben zu tragen scheint, hat es trotz der angeführten Erscheinungen in Wirklichkeit doch nicht getragen. Viel Religiosität blieb bestehen, namentlich in den Pfarrhäusern, bei Landwirten, bei Handwerkern und anderen. Der Hauptzug der religiösen Anschauung der Gebildeten aber war immer noch die von Wolff auf Grund der idealistischen Leibnizschen Philosophie inaugurierte Vermittelung. Die „neumodischen“ Geistlichen („Neologen“), über deren „Flickwerk“ Lessing klagte, bildeten doch die Mehrzahl. Die Inkonsequenzen erklären sich vor allem daraus, daß gerade die Theologen selbst die Hauptträger der Aufklärung in Deutschland waren. In wunderlicher Mischung von Unklarheit und Kritik herrschte die „Vernunftreligion“ unentwegt und ist in ihrer deutschen, dem englischen Deismus durchaus nicht entsprechenden Form weiten Kreisen des Volkes noch lange teuer geblieben. In Deutschland wurzelte ja im Gegensatz zu England und Frankreich die Aufklärung im Bürgertum, das hinderte allen Radikalismus. Auch das mystische Element der deutschen Religiosität schwand in diesem Stadium keineswegs. Man fand sich in der Regel freilich mit den Übernatürlichkeiten, den Wundern auf irgendeine Weise ab, legte das Hauptgewicht auf den erhabenen Menschen Jesus und seine moralische Wirksamkeit, wie überhaupt beim Ganzen des Christentums der moralische Inhalt die Hauptsache wurde. Die Dogmen mußten sich der Vernunft anpassen; man säuberte nach „vernünftigen“ Anschauungen Gottesdienst und geistliche Lieder, wobei bekanntlich oft die unglaublichsten Geschmacklosigkeiten herauskamen, und suchte im Geiste praktischen Christentums die Predigt für die Besserung der Menschen und der Zustände, für die Volkserziehung nutzbar zu machen, selbst in ökonomischer Hinsicht.

Denn die weitere, nicht minder wichtige Seite der Aufklärung war (vgl. S. 380) immer die nationale Kulturarbeit, verbunden mit einer Popularisierung der Bildung, waren die volkserzieherischen Bestrebungen, Kenntnisse und Gesittung zu verbreiten, kurz jene Arbeit, die bereits Thomasius, die Wochenschriften, Gottsched, Gellert und andere, ja schon Comenius und Leibniz wirksam begonnen hatten. Moralische Wochenschriften erschienen zwar noch lange, sie fanden aber immer mehr Anfeindung wegen ihres niedrigen Niveaus. Nicolai beklagte im „Sebaldus Nothanker“, daß das Amt, für Ungelehrte zu schreiben, in Deutschland den Verfassern der „Insel Felsenburg“ (einer Robinsonade), den

Postillenschreibern und den moralischen Wochenschriften überlassen sei; es sei das eine Folge davon, daß bei uns die Sachkundigen im Gegensatze zu denen Frankreichs und Englands nicht populär zu schreiben verstünden: „sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres". Man sieht, die Ansprüche stiegen allmählich: gerade Nicolai hat ihnen gerecht zu werden gesucht. Es entstand jetzt eine Gruppe von Schriftstellern, die in ihren Bestrebungen, namentlich aber in ihrem Sinn für das Leben und die Wirklichkeit, über die Wochenschriften hinauswuchsen, die etwas despektierlich so genannten Popularphilosophen, die Abbt, Garve, Engel, Mendelssohn usw., von denen Mendelssohn der bedeutendste und am meisten eigentlicher Philosoph war. Ihr Ziel war vor allem Hebung der allgemeinen Bildung, Befreiung von Vorurteilen und rückständigen Einrichtungen. Die religiöse Aufklärung, der Kampf gegen das pfäffische Kirchentum, das dem neuen Geist immer noch widerstand, war zwar mit der Bewegung eng verbunden, aber keineswegs das charakteristische Moment. Überdies vertraten diese sehr nüchternen Denker auch gegenüber der leichtfertigen Religionsspötterei und dem Unglauben der französierten Gesellschaft nur jenen zahmen Deismus und platten Rationalismus, der weit hinter dem Standpunkt eines Reimarus zurückblieb.

Im übrigen aber stand das Programm schon der moralischen Wochenschriften, die Reform der deutschen Menschheit, nur mit tüchtigeren Kräften und unter größeren Gesichtspunkten erstrebt, durchaus im Vordergrund der Bewegung. Die Richtschnur gab immer der „gesunde Menschenverstand", der, wie Goethe sagte, „es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen". Auch jetzt blieb das Hauptmittel, auf das Publikum zu wirken, die Zeitschrift. Es war insbesondere die von Nicolai, dem Gründer mehrerer literarischer Zeitschriften, 1765 ins Leben gerufene „Allgemeine Deutsche Bibliothek", die in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trotz heftiger Gegnerschaft einen dominierenden Einfluß ausübte. Das Hauptziel, Bildung in weite Schichten zu tragen, die Gelehrsamkeit „nutzbar" zu machen, wurde von dem großen Kreise bedeutender Mitarbeiter aus allen Fächern, die hier über literarische Erscheinungen orientierten, eifrig hochgehalten. Noch mehr dem Volke zugewandt waren dann Sammlungen wie Johann Jakob Engels „Philosoph für die Welt", an dem auch Garve und Mendelssohn mitarbeiteten, vor allem aber die von Gedike und Biester gegründete „Berlinische Monatsschrift", die über die literarischen Anzeigen hinaus in das Leben hineingriff, dabei nicht nur Mendelssohn, sondern auch Möser und Kant zu ihren Mitarbeitern zählte. Ein Mann wie Nicolai freilich, der sich in höherem Alter wie ein Papst vorkam, starr an seinem nüchternen, vom Lessingschen Geist immer mehr entfernten Standpunkt festhielt und nicht nur dem Geniewesen und dem ungebärdigen Sturm und Drang, sondern auch der späteren großen Blütezeit unserer Literatur verständnislos gegenüberstand, mußte schließlich dem Spott anheimfallen. Das Tiefe und das wahrhaft Schöne konnte der Seichte nicht erfassen. An Goethe und Schiller übte er die ohnmächtige Kritik eines eitlen Mannes, der, einst berühmt, durchaus rückständig geworden war. Die „Xenien" machten den „plumpen Gesellen" völlig lächerlich. Auch Biester wurde nachmals von den Romantikern verhöhnt. Aber unvergessen sollten darum doch die Verdienste bleiben, die alle diese Männer um ihre Zeit gehabt haben. Und welchen sittlichen Fonds gerade Nicolai besaß, das zeigt ein besonderer Fall. In der Franzosenzeit hatte man ihn versehentlich seitens der Stadt nicht zu der auferlegten Kontribution herangezogen: da brachte er freiwillig eine große Summe, den Rest seines Vermögens, aufs Rathaus.

---



Der eben erwähnte Möser, der am meisten aus dem wirklichen Leben schöpfte, den nicht nur die „Berlinische Monatsschrift", sondern auch Goethe mit Franklin verglich, ist nun freilich mit der „Aufklärung" nicht in einem Atem zu nennen. Er, eine einsame Erscheinung, war vielmehr ihr größter Feind, soweit sie mit dem Verstand alles lösen und begreifen zu können glaubte, war auch all dem konstruierten, regelmäßigen und „vernünftigen" Wesen von Herzen abhold, opponierte dem aufgeklärten Staat und seiner zentralisierenden weisen Bureaukratie und glaubte nicht an die beglückende Fortschrittstheorie der Aufklärung. Konservativ, volkstümlich gesinnt und praktisch, betonte er die Wirklichkeit und die wahren Mächte der Entwickelung, erkannte vor allem, geschult durch die bunten Zustände seiner osnabrückischen Heimat, die Menschen und Verhältnisse der Gegenwart als etwas geschichtlich Gewordenes, stellte Bauerntum und Grundbesitz als wichtigste Faktoren hin und suchte zuerst Verständnis für unser eigentliches Volkstum zu verbreiten. In seiner Würdigung der von ihm freilich allzu hoch eingeschätzten germanischen Urzeit kam er über die unklare Klopstockſche teutonische Begeisterung weit hinaus, wie er seinen Patriotismus auf die praktischen Bedürfnisse des lebendigen Volkes und nicht auf abstrakte Theorien gründete. Er allein hatte auch Sinn für ein öffentliches Leben, polemisierte gegen die „ewige Sittenlehre" der Wochenschriften und verwies auf England, wo auch dem geringsten Manne das öffentliche Wohl am Herzen liege. Die Bewunderung der Verfassung Englands und seines freien, aber gesetzmäßigen politischen Lebens hatte sich im Zusammenhang mit jener Anglomanie (vgl. S. 398) zunächst in Frankreich verbreitet, vor allem durch Montesquieu und Voltaire, erklärt sich aber bei Möser aus einem längeren Aufenthalt in England selbst. Jedenfalls ist es verständlich, daß ein solcher Mann der jüngeren Generation, in der sich eine neue Reaktion gegen die Verstandeskultur vorbereitete, als Bundesgenosse erscheinen mußte. 1773 ließ Herder ein Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" erscheinen, das neben einer eigenen Abhandlung über die Notwendigkeit einer deutschen Volksliedersammlung und über die lebensvolle Größe eines wahren Dichters wie Shakespeare eine begeisterte, im Lob des Straßburger Münsters gipfelnde Apologie der gotischen Kunst von dem jungen Goethe enthielt, dazu aber auch Abschnitte aus Mösers „Osnabrückischer Geschichte" fügte. (Die vorromantische Vorliebe für die Gotik stammt übrigens wohl wieder aus England, das so vieles aus dem Mittelalter und so auch die Gotik nie ganz untergehen ließ; damals verbreiteten sich auch die gotischen Häuser in den Gärten.) Das Wehen eines neuen Geistes kündigte sich in diesem Büchlein an. Mehr als der seiner Zeit opponierende Möser verstand der rasch entflammte und entflammende Herder in die Weite zu wirken, selbst wieder nachhaltig beeinflußt von dem kraus und verworren aus der Fülle seiner Gefühlsglut auf die Ziele der Ursprünglichkeit, der Natur, der Leidenschaft weisenden „Magus des Nordens", dem großen Feinde der Vernunft, dem Herausgeber der „Sibyllinischen Blätter", von Hamann. Dieser, der 1774 im „Deutschen Merkur" ausdrücklich als Urheber der neuen Strömung hingestellt wurde, muß auch durchaus als solcher gelten. Auch bei ihm, dem Erwecker einer neuen Gefühlsphase, ist wieder (vgl. S. 392 f.) das religiöse Moment der Ausgangspunkt. Aber Herder war es, der das unklar Gefühlte auch vernünftig aufzuhellen und auseinanderzulegen wußte, der die neuen Ideen kritisch und zielbewußt erst wirklich faßte und lenkte.

Die Ideale der neuen Bewegung verbanden sich zum großen Teil mit dem Namen des eben erwähnten Meisters, der, einer anderen Nation angehörig, für die Deutschen seitdem fast zu einem ihrer Geistesheroen geworden ist, mit demjenigen Shakespeares. Sein Name

war neben der Antike auch Hamanns Stichwort: er hatte es wiederum auf Herder vererbt. Als „unsern Vater und Lehrer" hat Goethe den Engländer bezeichnet. Von Shakespeare, dessen erste Spuren in Deutschland wir bereits (S. 389) verfolgt haben, wußte man hier, wie angedeutet, noch am meisten durch Voltaires englische Briefe über die Tragödie. Dessen halbes Eintreten für Shakespeare war in späterer Zeit einer heftigen Verurteilung desselben vom klassizistischen Standpunkt aus gewichen. Aber in Deutschland war nicht mehr Gottsched maßgebend. In den Berliner Literaturbriefen fand Shakespeare einen Vorkämpfer in Lessing, der seine Anschauungen freilich erst später in der „Hamburgischen Dramaturgie" näher darlegte. Nicht die klassizistische französische Tragödie, sondern Shakespeare sei das richtige Muster für die Deutschen. Und was Lessing anfänglich Gottsched gegenüber sagte, das richtete er später an Voltaires Adresse. Aber für ihn blieb doch das Muster der Alten maßgebend: er rechtfertigt Shakespeare vor Aristoteles. Auch Shakespeare gehorche der Regel, aber sie entspringe seinem „Genie": er habe sich selbst die Form geschaffen. Inzwischen hatte Wieland, in der Hauptsache wieder von Voltaire angeregt und vor allem empfänglich für die zierlichen, launig-phantastischen Elemente bei Shakespeare, eine Shakespeareübersetzung (1762 bis 1766) erscheinen lassen: sie gab erst die Grundlage für die nähere Kenntnis des großen Engländers. Freilich war diese Übersetzung ihrer Form wie ihrem Geiste nach dem französierten Geschmack ihres Urhebers gemäß so unshakespearisch wie möglich, und in seinen „Noten" wahrte Wieland Shakespeare gegenüber die französischen Kunstregeln. Aber je näher die junge Generation gerade durch Wieland, auch durch das Eindringen englischer Schriften über Shakespeare, mit diesem bekannt wurde, um so mehr empfand sie die Unzulänglichkeit Wielands. Gerstenbergs Kritik in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766) war der maßgebende Ausdruck dieser Empfindungen. Er will Shakespeares Stücke nicht nach den Regeln der Tragödie, sondern als „Abbildungen der sittlichen Natur" beurteilt haben. Regeln gibt es für ihn so wenig wie für Homer. Denn beide sind „Genies". Das war das neue Stichwort, Gerstenberg hat es zuerst ausgegeben. Als „Genie" war Shakespeare freilich auch von Lessing gewürdigt worden, und, wie man meinen konnte, ganz im Geist der Neuerer als ein solches, „das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket". Aber der Geniebegriff Lessings war nicht der der neuen Generation. Für diese gab es überhaupt keine Regel. Das Formlose schien ihr gerade an Shakespeare das Charakteristische und Nachahmenswerte, die Regellosigkeit hatte Gerstenberg als Ideal aufgestellt. Das war es: nicht Regel, sondern ursprüngliches Genie, nicht Vernunft, sondern Leidenschaft, nicht Kunst, sondern Natur. Der Führer der Jungen freilich, Herder, war ihnen an Verständnis für ihren gefeierten Heros weit überlegen. Erst sein umfassender Geist hat mit empfänglichstem Gefühl das wahre Wesen Shakespeares, in das auch Lessing nicht gedrungen war, erschaut und offenbart, den eigentlich dichterischen Gehalt seiner Werke begriffen.

Es kam für die Neuerer darauf an, auch durch die eigene Produktion sich als wahre Jünger Shakespeares zu zeigen. Gerstenberg war das mit seinem „Ugolino" nur mäßig gelungen. Aber Herders Gedanken suchte der junge Goethe, sein Schüler, in die Tat umzusetzen, indem er den revolutionären „Götz" in die aufgeklärte Welt hineinprasseln ließ. Der „Götz" bedeutete, wie Schiller später anerkannte, den völligen Bruch mit der Regel. Er begeisterte die Jugend durch seine Sprache, die man in ihrer Naturwüchsigkeit als echt shakespearisch empfand. In ihm kamen aber auch jene nationalen Tendenzen Mösers und



Herders, die neue Schätzung der deutschen Vergangenheit, deutschen Volkstums und deutscher Art, zum Ausdruck, die Forderung der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", daß „deutscher Geschmack, deutsches Gefühl" in der deutschen Dichtung herrschen müsse, zur vollen Geltung. Es war ein nationales Stück. Einem Manne wie Lessing konnte der völlig regellose „Götz" freilich nicht als Ideal erscheinen, selbst Herder fand allzuviel Nachgemachtes darin, aber die junge Welt schwor darauf und noch mehr jetzt auf Shakespeare selbst. Vor allem in jener ungehemmt, in Wahrheit gesucht natürlichen, derben und formlosen Sprache glaubten sie das Wesen der Sache erschöpft. Wieder war es also das Vorbild der Engländer, das die Deutschen anregte. Aber der für die damalige deutsche Kultur von uns schon wiederholt (vgl. S. 382 f. und 398 ff.) als befruchtend erkannte englische Einfluß war auch sonst für die neue, auf Ursprünglichkeit gerichtete Strömung von größter Bedeutung. Ossian, dessen Wirkung auf das Gefühlsleben schon (S. 400) erwähnt wurde, aber noch mehr Percys Sammlung „Reliques of ancient English poetry" (1765) erweckten bei Herder, wohl wieder unter Hamanns Einfluß, jenen Sinn für das Volkslied (vgl. S. 413), in dem er die wahre Poesie des natürlichen Menschen, die Urpoesie sah. Auf den jungen Goethe übertrug er dann ähnliche Neigungen, wie sie sich in dem Sammeln elsässischer Volkslieder aussprachen. Auch die deutsche volkstümliche Ballade geht auf dies neue Interesse zurück. Ebenso war die Begeisterung für Homer, in dessen Dichtungen man über eine mit der älteren idyllischen Neigung zusammenhängende Odysseeschwärmerei hinaus die ursprünglichste Naturpoesie zu sehen glaubte, von England beeinflußt. 1759 hatte Young in seinen bald zweimal übersetzten „Gedanken über die Originalwerke" (Conjectures on original composition) Homer als „originalen Genius", als reine Natur hingestellt: wie er nur nach der Natur gedichtet habe, so müsse jeder wahre Dichter nicht nach Regeln, sondern nach seinem „Genie" schaffen. Weiter kommt dann noch eine Schrift von Wood („Essay on the original genius and the writing of Homer") von 1769 in Betracht. Übrigens wurde Ossian von Haller, Voß und anderen höher als Homer geschätzt, jener, der „Kaledonier", galt ja vielen, die Klopstock folgten, auch als echt „deutscher" Dichter.

Natur — das war ein weiteres, zum Teil übrigens mit „Genie" gleichbedeutendes Hauptstichwort der „Geniezeit", wie sie sich selbst, des „Sturmes und Dranges", wie man sie später nannte (vgl. S. 416). Die längst vorhandene Richtung auf die Natur (vgl. S. 352) kam nun über die Forderung der Natürlichkeit, die gerade auch von den Franzosen vertreten wurde, hinaus zu einem ganz anderen, inbrünstigen Naturbegriff. Und das verdankte man in erster Linie wieder einem Franzosen oder vielmehr einem französischen Schweizer, Rousseau. Aber nicht der französische Geist ist für ihn bezeichnend (wie für Voltaire), sondern eben sein Schweizertum und weiter seine Beeinflussung wiederum durch die Engländer. In seiner Gefühlsrichtung stand er z. B. unter dem Einfluß Richardsons, wenn er auch weit mehr verinnerlichte und tiefer ging; auch sein Grundgedanke, die Rückkehr zur Natur, ist englisch beeinflußt. Die von diesem Gedanken ausgehende Umwälzung der Erziehung, die er im „Émile" predigte, war schon durch Locke vorbereitet: aber auch hier kam Rousseau viel weiter. Rousseau hatte durch seine „Neue Héloïse" zu Beginn der sechziger Jahre in die Empfindsamkeit jene größere Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit hineingebracht, zugleich das sentimentale Naturgefühl (vgl. S. 394 ff.) durch seine stimmungsreiche Schilderung des Genfer Sees und der Alpenlandschaft unendlich vertieft und zum romantischen entwickelt, wieder dabei Schätzung des Wilden, Ursprünglichen gelehrt. Unendlich

wirkte er nun auf das junge Geschlecht. Jenes mit zündender Leidenschaft vorgetragene Evangelium von der Rückkehr zur Natur, die Abwendung von einer verdorbenen Zivilisation — als solche konnte die dekadente höfische Kultur namentlich in Frankreich wohl erscheinen — wurde mit Jubel begrüßt. Tief drangen seine Erziehungsideen, die den Menschen nicht planvoll abrichten, sondern ihn sich frei nach allen seinen Anlagen entwickeln lassen wollten, ein. Auch in der Lebenshaltung huldigten die jungen „Kraft-Genies“ dem von Rousseau geforderten Naturmenschentum, trugen sich loser, ließen das Haar wallen und schwärmten für kalte Bäder im Freien. Rousseaus Evangelium, die Bewunderung des Volksliedes, Shakespeares, Ossians, Homers — auch der griechischen Kunst kam man damals durch Winckelmann näher (vgl. S. 422 f.) und sah in ihr wieder kein Produkt von technischen Regeln, sondern eine freie Schöpfung des Volksgeistes —, eine entsprechende Auffassung des Alten Testaments, alles lief auf dasselbe hinaus: nichts Gemachtes mehr, sondern Natur, Original. Der Zug zur Urnatur ging nicht nur, wie sich von selbst versteht, weit über die Schäferspiele und „Wirtschaften“ hinaus, in denen sich die höfische Gesellschaft auf Augenblicke von ihrer Steifheit befreit hatte (vgl. S. 367 und 374), sondern auch über die idyllische, von Theokrit wie der Odyssee genährte Hirtenstimmung, die Salomon Geßner poetisch wiedergab. Die durch Rousseau gesteigerte Innensucht und Gefühlspflege anderseits ließ auch die Gellertsche Empfindsamkeit wie die seraphische Stimmung Klopstocks, selbst die allgemeine Melancholie und Tränensucht weit hinter sich: es kam zu jenen Explosionen, wie der (S. 400) erwähnten Selbstmordmanie; tiefer und tiefer geriet man eben durch Rousseau in ein aufgewühltes, zerrissenes Seelenleben. Schärfer als je ging man nun aufs Innere und lehnte die Außenwelt ab, verlor zugleich wieder den kaum erlangten Wirklichkeitssinn (vgl. S. 405 f.). Anderseits zeigte der neue Geist doch wieder eine Steigerung realistischen Sinnes zum Naturalismus, wie die Reformgedanken der Aufklärung zu Revolutionsgelüsten wurden.

Zunächst konnte die neue Richtung, deren Träger sich auch noch sehr absurd gebärdeten, das Alltäglichste mit den kraftvollsten Übertreibungen ausdrückten, sich immer als vulkanische, Ungeheuerliches wälzende Naturen gaben und daher (vgl. S. 401) wieder affektiert und unnatürlich wurden, auf den herrschenden Geist nur abstoßend wirken. Entrüstet über die neuen „Genies“, in deren Tun und Reden sich übrigens ein gut Teil Studentisch-Burschikoses, also weniger Aufsehen Verdienendes mischte, waren nicht nur die Nicolai und Genossen, gegen deren Nörglertum die zukunftssichere Jugend sich kräftig wehrte, nicht nur Wieland, sondern auch Lessing, der klare Kopf, der Bekämpfer der Gefühlsseichtigkeit und Schilderer wahrer Menschen. Er, der eigentliche Vernichter des französischen Klassizismus, der, mit scharfem Verstande künstlerisches Gefühl verbindend, die theoretischen Grundlagen des künstlerischen Schaffens zu finden und durch scharfe kritische Sichtung die Bahn für eine neue freie künstlerische Kultur freizumachen gesucht, in seiner „Emilia Galotti“ der Welt auch ein Beispiel des neuen deutschen Kunstdramas vor Augen geführt hatte, sah alle seine Arbeit ignoriert und klagte: „Die jungen Genies verscherzen mutwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit.“ Zu jenem Muster der Regellosigkeit, dem „Götz“, dem dessen Verfasser, von Shakespeare zu Rousseau wandelnd, alsbald den Lessing erst recht abstoßenden „Werther“ als Ausfluß jener explosiven Gemütsstimmung zur Seite setzte, kamen die Produkte des hohl deklamierenden Klinger, nach dessen kraftgenialem Drama „Sturm und Drang“ die ganze Richtung benannt worden ist, weiter der Wagner, Lenz usw. Nicht zu den eigentlichen Stürmern und Drängern gehörte der junge Verfasser der sonst von ähnlichen Ideen erfüllten „Räuber“. Ebenso



wirkte jene Richtung nur zum Teil auf eine norddeutsche freiheitsbegeisterte Schule, den Göttinger „Hain“ (vgl. S. 393), unter dessen „bardischen“ Mitgliedern Bürger, der bedeutendste, dem Einfluß des „Götz“ sich öffnete und, wieder durch die englische Ballade angeregt (vgl. S. 415), volksmäßige Töne eindrucksvoll anzuschlagen wußte, ein anderer, Miller, den „Werther“ durch den „Siegwart“ überwertherte und stark verwässerte. Auch die Schwärmerei für die deutsche Vergangenheit fand hier guten Boden. Die Hainbündler begeisterten sich auch erst wieder (vgl. S. 386) für die Minnesänger und die Nibelungen, die Klopstock und Wieland kühl gelassen und nur bei Herder warmes Interesse geweckt hatten, den Stürmern und Drängern aber nach Goethes Zeugnis wegen ihrer Sprache „zu weit ablagen“ und bei ihnen vor Hans Sachs, „dem wirklich meisterlichen Dichter“, zurücktreten mußten. Jetzt kamen die Minnesänger sogar in Mode. Die neue Bewegung sympathisierte endlich mit der dem Verstandesmäßigen abgewandten schwärmerisch-mystischen Richtung (vgl. S. 401), wie sie schon Hamann vertreten hatte, wie sie vor allem durch Lavater, dem der junge Goethe begeistert zugetan war, Ausdruck fand. Auch bei Lavater spielte das „Genie“, insofern als die göttliche Eingebung auch den Dichter erfüllt, eine Rolle. Den späteren Goethe hat die Unwahrheit und Selbstgefälligkeit des Lavaterschen Überschwangs freilich wieder abgestoßen. Ein wichtiges Moment war bei diesen Schwärmern die Pflege der Religiosität, die ja überhaupt, wie (S. 392 f.) betont, die Pflege des Gefühls immer erst hervorrief und förderte. Hier war wieder Hamann von Wichtigkeit, und sein Schüler Herder suchte in begeistertem Enthusiasmus der Aufklärung durch Belebung der Religion Abbruch zu tun und den Glauben gegenüber der Vernunft neu zu festigen.

War die neue Bewegung in diesem Kampf, in dem die Aufklärung übrigens siegreich blieb, wie in dem gegen die verstandesmäßige Kultur überhaupt zum Teil rückwärts gewandt, so waren ihre vereinzelten revolutionären Ansätze auf **sozialem und politischem Gebiet** eher im Geiste der vorwärts gerichteten Zeit. Die von Rousseau befruchtete Empörung über die sozialen Vorurteile und Mißstände rief so etwas wie ein soziales Drama hervor, zum Teil in ungeheuerlichster Form, wie Schillers „Räuber“. Auch in politischer Beziehung kam man über die zahmen Andeutungen der Aufklärung gegenüber der fürstlichen Willkür und der Überhebung der Vornehmen erheblich hinaus. Wesentlich von Klopstocks an ältere Strömungen (vgl. S. 375) anknüpfendem idealen Deutschgefühl und unklar demokratischem Freiheitsgefühl ging ein trotziges Aufbäumen gegen den Druck der Gegenwart aus. Der überaus starke Tatendurst, der sich viel lieber im Leben als in der Literatur ausgewirkt hätte, sah keine Möglichkeit der Befriedigung. Die politische Welt bot auch kein Tatenbild mehr, die Begeisterung für Friedrichs Siege war dahin, und dem genialen Kraftgefühl konnte das „tintenklecksende Saeculum“ nur Ekel einflößen. So ließ man seinem Drange wenigstens in Worten freien Lauf: die Klopstockschen Hainbündler lechzten nach Tyrannenblut; die klassische Bildung erzeugte jetzt die Begeisterung für die Republik und Römertugend, wie ja das antike Freiheitsideal schließlich auch in der französischen Revolution nachwirkte; Gestalten, die frei und ungebunden der Gesellschaft Trotz boten, wurden, idealisiert, zu romantischen Vorbildern, erst der längst dahingegangene Raubritter, dann der Räuber. Auch ein Mann wie Lessing gab durch seine „Emilia Galotti“ der Stimmung neues Feuer. Äußerer despotischer Zwang förderte sie, so in Württemberg. Schiller, der Zögling der Karlsschule, der von Karl Eugen gegründeten Militärakademie, setzte auf das Titelblatt seiner „Räuber“: „in tyrannos“. Und den Hintergrund von „Kabale und Liebe“ bildeten die beklagenswerten Zustände Württembergs.

Hier wurden auch der Sohn Johann Jakob Mosers, des tapferen Verfechters der ständischen Rechte, Karl Friedrich, für seine Angriffe auf den fürstlichen Despotismus und der Stürmer und Dränger Schubart, von klopstockschem Patriotismus und Begeisterung für Friedrich den Großen zugleich erfüllt, für seine „Fürstengruft" lange Jahre auf dem Hohenasperg eingekerkert. Das ganze stürmische Drängen blieb indes völlig ergebnislos, man beruhigte sich auch allmählich. Daß sich tiefere politische Interessen gleichwohl ausbreiteten, werden wir noch (S. 437f.) sehen. Eine ähnliche Beruhigung folgte der damals wichtigeren Gärung auf literarischem Gebiete. Man erkannte schließlich doch das Unmögliche der Regellosigkeit. Man lenkte zum Teil wieder in die alten Bahnen ein. Überdies steckten in der Bewegung trotz des Gegensatzes zur Aufklärung wieder dieser verwandte, sie fortführende Elemente genug, so daß z. B. Karl Hillebrand den Sturm und Drang als Fortsetzung der Aufklärung bezeichnet hat, wie denn die wunderliche Mischung des Ganzen das Charakteristische ist. Eines stellte sich doch heraus, nachdem man zur Ruhe gekommen war: man hatte an innerer Kraft bedeutend gewonnen.

Es war wirklich eine große „Gärung" gewesen, „eine Gärung aller Begriffe", wie Goethe sagte, sie war aber nur die letzte Etappe der „Gärung des Geschmacks" (Lessing), die mit der Empfindsamkeit, mit der Wendung zum Herzen, zum Gefühl begonnen hatte, weiter und weiter gediehen war und selbst durch einen Lessing nicht zum Stillstand kommen durfte, um die höchste Entfaltung der Innerlichkeit zu bewirken. Keine Zeit drang tiefer in das Innere und keine hob schönere Schätze aus dessen Tiefe. Der Verstand war dem Gefühl gewichen, aber dieses Fühlen vertiefte sich, und zugleich ward die Anschauung wichtiger als die Reflexion. Der Hauptgewinn war der Durchbruch des Subjektivismus. Seit dem 16. Jahrhundert war der Individualismus, ohne aber eine neue seelische Stufe zu bedeuten, fortdauernd gewachsen (vgl. S. 346), der Einzelne innerlich beständig freier geworden: aber wenn es der traditionellen geistigen Bindungen auch jetzt noch genug gab, so hatten die äußeren sogar zugenommen. Am wenigsten vermochte der Einzelne sich den sozialen Fesseln der schroffen ständischen Gliederung zu entziehen. Aber gerade die äußere Zwangswelt förderte eine stärkere Betonung und ein bewußtes Herauskehren des inneren Menschen. Schon die Pietisten pflegten die Beobachtung des eigenen Inneren und suchten mit ihrer Seele im Verkehr mit anderen Seelen zu glänzen. Mit der (S. 391ff.) geschilderten Rolle des Herzens wuchs dann die Selbstbeobachtung, die Selbstzergliederung und damit die Wertschätzung des eigenen Inneren: das Tagebuch ward wichtig als Dokument der Gefühle, des Herzens. Daher auch der Wandel der schon durch die bisherige Entwickelung stilistisch gehobenen Briefe zu Stätten der Gefühls- und Empfindungsmalerei. Daher anderseits die Fortschritte der Charakterisierungskunst bei den Schriftstellern, bis sie bei Lessing auf ihre Höhe gelangte. Daher jene von Lavater gepflegte Physiognomik: seine „Physiognomischen Fragmente" sollten, wie der Titel betont, „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" dienen. Aber je mächtiger man das Seelenleben kultivierte, um so stärker wurde der Drang, das eigene anderen zu enthüllen. Es war nicht allein die modische Effekthascherei, die Sucht, mit der Fülle der Gefühle zu glänzen, es war auch ein Drang zur Beichte, der Wunsch, anderen sein Inneres zu zeigen. Der Brief gerade wurde ein Hauptmittel; man gab dem anderen jetzt „Herzblut in Briefen", „Abdrücke der Seele"; der Brief galt als „Seelenbesuch". Nun ergab sich eine außerordentliche Steigerung des Briefverkehrs, zugleich wuchs der Umfang der Briefe ungeheuer. Auch das Tagebuch hielt man nicht mehr geheim,



sondern ließ es gern liegen. Aus demselben Bedürfnis ging der große Wandel der Selbstbiographie hervor. Rousseau hatte ihn eingeleitet: es kam nun auf die psychologische Analyse, die Zerfaserung des eigenen Inneren an; es war die Form der Beichte vor der vollsten Öffentlichkeit. Daher auch die „allgemeine Offenherzigkeit", von der Goethe spricht, die so groß war, „daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten". Daher die Berichte vom eigenen Inneren, von Seelenkämpfen seitens des Predigers auf der Kanzel, des Lehrers in der Schule.

Daher endlich der Freundschaftskultus der Zeit. Wenn man im Perückenzeitalter fortwährend „Bekanntschaften", „Korrespondenten" suchte, um äußere Förderung zu erlangen, so trieb jetzt die Sehnsucht nach Gefühlsaustausch zu einer wahren Freundschaftsmanie. Wie der Briefkultus war auch der Freundschaftskultus schon mit der empfindsamen Gellertschen Zeit erwachsen. Der Freund galt mit einem Ausdruck aus Richardsons „Grandison" als „zweites Gewissen". Die geschwätzige Freundschaftsversicherung dieser Zeit erfuhr eine Verinnerlichung durch Klopstock und wurde zum Freundschaftsenthusiasmus. Höchst affektiert und daher doch wieder äußerlich trotz allen Überschwangs waren dann die Zärtlichkeit, die Küsserei und sonstigen Läppischkeiten des Gleimschen Kreises: Herder nannte mit Recht diese ewigen Liebeserklärungen in Briefen zwischen Männern „faden Unsinn". Jetzt, im Sturm und Drang, wurde die Freundschaft wieder seelenvoller, die Exaltation nahm aber nicht ab. Die „Genies" warfen sich im Nu Gleichgestimmten als Freunde an die Brust. Die Hainbündler schlossen ihren Bund bei Nacht im Mondenschein und tanzten dabei um eine Eiche herum. Exaltation überall: nannte Stolberg Bürger seinen „liebsten Mitadler", so Hamann Jacobi seinen „Seelen-Jonathan". Am schlimmsten gebärdete sich Lavater. Man liebte es, schon bei einigermaßen freundschaftlicher Annäherung die Bezeichnungen der Blutsverwandtschaft Bruder, Schwester, Vater, Mutter anzuwenden. Wie rasch war man mit dem „Du" bei der Hand. Briefe zwischen Frauen und Männern, die freundschaftliche Empfindung ausdrücken sollen, nehmen sich zum Teil aus wie die schwärmerischsten Liebesbriefe. Bei einer ersten Begegnung geraten zwei gleichgestimmte Seelen vor Überfülle der Empfindung oft in Verwirrung wie zwei Liebende. Viele Einzelheiten über diese Strömung findet man in meiner „Geschichte des deutschen Briefes". Zwei charakteristische Szenen mag man auch bei Freytag nachlesen: wie Fritz Jacobi und sein Bruder bei einer Rheinreise sich gelegentlich um den Hals fallen und die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft segnen, und wie Wieland seine alte Freundin Sophie Laroche und ihren Gatten mit allem Aufwand von Gebärden und Tränen begrüßt.

Aber das Wesentlichste bei all solcher eigenen und wechselseitigen Erregung war doch eben die Entfesselung des eigenen Ichs, dessen Wertschätzung gerade in der Sturm- und Drangperiode auf ihren Höhepunkt kam. Wie man sich mit ungeheurem Selbstgefühl als „Originalgenie" hinstellte, wie man den rednerischen Kraftaufwand nur trieb, weil man jedes Wort für höchst bedeutend hielt, und wie mit den großen Worten wieder die Hochachtung der „Titanen" vor sich selber wuchs, so stellte man überhaupt das eigene Ich als souverän hin und verwarf, wenigstens theoretisch, jede Autorität und jede Fessel. Aber wenn nach der Genieperiode auch die Überschwenglichkeiten schwanden oder sich milderten, wenn man, gesunder geworden und geistig gewachsen, „mit Lächeln" darauf zurücksah: das Resultat, der Subjektivismus, war doch dauernd gewonnen. Die Natur z. B. blieb vor allem das Spiegelbild des eigenen Inneren. Die Schranken der Welt aber ignorierte man nach wie vor.

Immerhin konnte doch solche Stimmung nicht ohne jeden Einfluß auf das wirkliche soziale Leben bleiben. Vor dem Gefühlsdrang, vor dem Freundschaftsenthusiasmus fielen zum Teil dessen Schranken. Die Wertschätzung der schönen Bildung, das literarische Interesse, war der Faktor, der die Annäherung vermittelte. Schon die gelehrten, namentlich die naturwissenschaftlichen Interessen (vgl. S. 353) hatten Fürsten und Adel dem Bürgertum zum Teil näher gebracht, auch schon die sprachlich-literarischen (vgl. S. 306). Stärker wurde die Annäherung durch den Pietismus, aber auch durch die aufklärerische philosophisch-literarische Bewegung, z. B. die deutschen Gesellschaften. Mit Gottsched stand der ehemalige Minister Graf Manteuffel, der überhaupt gern mit Gelehrten Umgang hatte, in engem Verkehr und vertrautem Briefwechsel; er war ferner der Stifter jener wolffianischen Gesellschaft der Alethophilen (vgl. S. 381), beeinflußte übrigens auch den Kronprinzen Friedrich. Dann kam Gellert, der mit seinem ehrerbietigen, bescheidenen Wesen bei dem mitteldeutschen Adel einen großen Einfluß hatte (vgl. S. 393), mit und nach ihm die empfindsame Zeit, die aller Herzen aufschloß, vor allem eben durch die Poesie. Zwar blieb der vornehme Adel in seiner ganzen Lebenshaltung, in der Konversation wie im Geschmack durchaus französiert. Neben den gesellschaftlichen Interessen, d. h. oft bloßer Genußsucht, standen bei ihm politische und wirtschaftliche im Vordergrund. Es gab auch jetzt noch im Adel bildungsfeindliche Teile, und selbst in der Lebensart erreichten nur wenige das bewunderte französische Muster. Der alte Mozart spricht 1778 in einem Brief an seinen Sohn von der „schönen Lebensart" in Paris, „die ganz erstaunlich absticht gegen die Grobheit unserer deutschen Kavaliers und Damen". Ein sehr scharfes Urteil fällt über seine Standesgenossen ein aufgeklärter deutscher Edelmann selbst, Johann Michael von Loen, der 1752 ein Buch „Der Adel" schrieb. Bereits 1740 hatte er seinem Roman „Der Redliche Mann am Hofe" „Freye Gedancken von der Verbesserung des Staats" hinzugefügt. Darin heißt es: „Wenn man den heutigen Adel beschreiben wolte, so würde es vielleicht ein Gespötte heißen; man müste ihn lächerlich abmahlen, und die Wahrheit würde manchen allzu natürlich treffen: Wir wollen lieber schweigen, unsere Schande bedecken, uns rathen lassen und uns bessern." Seine eigene Anschauung kennzeichnen die Sätze: „Der ist der beste Edelmann, den Treu und Muth und Witz zum Ritter schlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel sich brüstet, ist Wind und Wahn und Einbildung." „Die Handlung ins Große hat ... nichts, das dem Adel zuwider ist." Freilich gönnten den großen Kaufleuten „das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den untersten Grad des Adels". Indessen wurde der Adel, freilich nach den Landschaften in verschiedenem Maße, den neuen Einflüssen allmählich zugänglich. Gerade bei dem Teil, der feinere französische Bildung pflegte, hatte schon der elegante Wieland (vgl. S. 405) zahlreiche Leser gefunden, und auch zu Lessing war der Schritt nicht allzu groß. Weiter kam man nur in bestimmten Gegenden, während der ostdeutsche Adel überhaupt zurückblieb. Der holsteinische Adel freilich hat wie seine Fürsten (vgl. S. 421) früh viel literarisches Interesse bewiesen. Für den märkischen Adel kann ein Wilhelm von Humboldt nicht als typisch gelten: dieser Adel hat dagegen später in der Zeit der Romantik sich stark in der Literatur betätigt. Zum Teil sehr empfänglich zeigte sich der thüringische Adel. In Österreich war es vor allem die Musik, die Adel und Künstler eng verband. Um noch einzelne adlige Anhänger der neuen Bildung zu nennen, so nahmen z. B. an der Klopstockverehrung besonders jene Grafen Stolberg teil, die überhaupt als Hainbündler mit den bürgerlichen Genossen aufs intimste verkehrten. Namen wie Knebel und Thümmel ferner sind bekannt genug.



Unter den Fürsten gab es aufgeklärte Köpfe seit längerer Zeit, aber sie hingen durchaus der französischen Aufklärung an. Man war tolerant, geistig empfänglich; in der Lebenshaltung verschmähte man vielfach den Prunk; der große „Philosoph auf dem Throne" teilte anderseits im Gegensatz zu seinem Vater nicht einmal die althergebrachten Jagdneigungen seiner Herren Confrères, verabscheute sie sogar. Aber selbst mehr der früheren Art zuneigende Fürsten, wie Karl Theodor von der Pfalz, begannen lebhaft höhere Interessen zu fördern, stifteten Kunstakademien und gelehrte Gesellschaften, Karl Theodor gründete sogar ein Nationaltheater. Eine persönliche Annäherung an die deutschen bürgerlichen Geistesgrößen zeigte nun vor allem Karl August von Weimar, der mit dem von Anna Amalie nach Weimar berufenen Wieland auf einem Leiterwagen fuhr und sich, von dem genialischen Treiben entzückt, mit Goethe in tollen Streichen gefiel. Aber wichtiger war, daß die Freundschaft mit diesem über die enthusiastischen Jugendjahre hinaus standhielt, und daß des Herzogs Residenz ein Mittelpunkt der größten deutschen Geister überhaupt wurde. Auch andere kleine Fürsten verhielten sich ähnlich: am Darmstädter Hof pflegte man schöngeistige Interessen, Graf Wilhelm von Bückeburg und Fürstin Pauline zu Lippe waren ihnen ebenfalls zugewandt, Georg von Meiningen verkehrte vertraut mit Merck und Sömmering, Peter von Oldenburg, sonst gerade kein Schwärmer, schätzte den Umgang mit Voß und Klopstock sehr, Karl Friedrich von Baden huldigte letzterem, wo er konnte, und korrespondierte eifrig mit Lavater. Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein war J. Baggesen in Freundschaft zugetan. An Schiller schrieben er und Graf Schimmelmann, bereit, ihm in der Not zu helfen, einen zartfühlenden Brief; er begann also: „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie." Der Erbprinz von Braunschweig pflegte mit einem Juden, mit Mendelssohn, freundschaftlichen Briefwechsel. Überschätzen darf man die Erscheinung, der auch (vgl. S. 444) entgegengesetzte gegenüberstehen, nicht: dauernd sind die Geistesheroen keineswegs der Stellung für würdig erachtet worden, die der Geburts- und der Schwertadel an den Höfen einnimmt.

---

Die schöne Bildung war es, die die Menschen einander näherte, sie, in deren Pflege die Zeit immer mehr aufging, die die einengende Wirklichkeit überall vergessen ließ. Ein Wetteifer, Schönes und geistig Bedeutendes zu schaffen, erfüllte die Geister; die größten unter ihnen, Goethe und Schiller, nun geläutert und gewachsen, lebten wie in einem idealen Reich, für das die politische Misere, der pfäffische Zelotismus, das deutsche Spießbürgertum und später das französische Jakobinertum gleichermaßen nicht existierten: es war eine „Periode, wo man durch schöne Gelehrsamkeit und subtile Gefühle die Privilegien der Aristokratie erhielt, das Recht, über dem gemeinen Leben des Volkes in reiner Höhe zu stehen und sich anstaunen zu lassen" (Freytag). Als „das höchste Gut und das allein Nützliche" konnte damals Friedrich Schlegel „die Bildung" preisen. Sie war denn auch das Hauptelement jener Richtung, die sich nach der leidenschaftlichen Gärung abgeklärt unter Herders Führung durchsetzte, und deren Leitgedanke die Humanität war. In der Schätzung der Bildung war diese Richtung durchaus Tochter der Aufklärung, wie sie es in den für sie charakteristischen Ideen der Toleranz war, und wie sie sich mit den älteren naturrechtlichen Ideen in der Betonung der natürlichen Rechte des Menschen berührte. Schon Gellert hatte die Keime menschenfreundlicher und toleranter Anschauungen in vieler Herzen gesenkt. Gegen den Druck, der auf den

Juden lastete, war Lessing schon 1749 in dem Lustspiel „Die Juden“ aufgetreten. Aber die neue „Humanität“ näherte sich auch sonst der Aufklärung, zumal diese sich höher denn je hob und in Kants kritischer Philosophie die Stimme des reinen Verstandes aufs eindrucksvollste laut wurde. Herder, der auch in seiner Abneigung gegen die Aufklärung nachließ, weniger enthusiastisch und erregt fühlen und sprechen lernte, sich, wie Goethe, an Spinoza zu bilden begann und die Theologie ein „liberales Studium“ nannte, pries Lessing nach dessen Tode als den „edlen Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter“. Und doch betonte derselbe Herder den großen Unterschied seiner Ideen von jener Weltanschauung: „Aufklären heißt nicht bilden; alle Aufklärungsanstalten verfehlen nicht allein, sie vernichten den letzten Zweck aller Bildung: Menschheit und Glückseligkeit.“ Er sah also einen völligen Gegensatz zu der von ihm gepredigten „Humanität“. Der Gegensatz ging auf die im „Sturm und Drang“ gewonnene und in der Humanität festgehaltene Erkenntnis zurück, daß es auf das Innere, auf das Ursprüngliche, auf die organische Entwickelung und nicht auf das Äußerliche, verstandesmäßig Erdachte und Geforderte, nicht auf die mechanische Konstruktion ankomme. Bildung ist auch nicht Verstandesschulung, äußere Aneignung nützlicher Kenntnisse, sondern volle und freie Entwickelung aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des ganzen Menschen. Rousseaus Evangelium wirkte in geläuterter Form weiter nach: das Ideal hieß aber nicht mehr nur Natur, sondern edle Kultur auf Grund der Natur. Die „schöne Individualität“, die „schöne Seele“ waren Zielworte für das neue Bildungsideal der Humanität, das in Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität“ systematisiert wurde, das auch die klassische Dichtung damals begeistert kündete. Es war ein aristokratisches, zugleich aber von vollstem Idealismus getragenes Ideal: nicht ein vollkommener Gelehrter, nicht ein vollkommener Hofmann — ein vollkommener Mensch sollte man werden. „Zur Nation euch zu bilden“, rief Goethe, „ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.“

Es war ein Ideal, das schon vorzeiten von den schönheitsdurstigen Griechen zum Teil ins Leben übertragen worden war. Das Griechentum wurde nun bewußt als das echte Menschentum den über geistige, konfessionelle, berufliche, soziale Fesseln hinausstrebenden Jüngern verkündet. Schon längere Zeit war neben der maßgebenden humanistisch-lateinischen Imitationsbildung den Griechen mehr Beachtung geschenkt worden, in den sächsischen Fürstenschulen, in Berliner Schulen wie an den Universitäten zu Leipzig, Halle und Göttingen. Herder nannte als um die Bekanntmachung der Griechen verdient vor allem „den unsterblichen Geßner, Ernesti und Klotz“. Weiter wäre Heyne in Göttingen zu nennen. Nicht minder spielte in der Literatur das Griechentum schon eine Rolle, bei den Anakreontikern, bei Wieland, dessen Griechen aber nach Scherers treffender Bemerkung eher den damaligen Franzosen glichen, auch bei Klopstock, der mit Erfolg griechische Versmaße anwandte, dem jedoch sonst die „bardischen“ Deutschen mehr am Herzen lagen. Lessing, von Johann Elias Schlegels und Pyras Bestrebungen zu schweigen, förderte mit bewußter Gründlichkeit das Studium der echten Griechen und suchte von ihnen Gewinn zu ziehen. Dazu kam jene schon bei Breitinger hervortretende, vor allem aber von den Engländern auf die Genieperiode (vgl. S. 415) übergehende Bewunderung Homers, der immer häufiger übersetzt wurde. Und endlich hatte, zunächst auf Öser fußend, Winckelmann epochemachend gewirkt und gelehrt, in die „edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Kunst einzudringen. Wieder zeigt sich jene Läuterung des Rousseauschen Evangeliums. An Stelle der Urnatur des unzivilisierten Menschen setzte man eine in Harmonie mit der Natur erwachsene Kultur eines Idealvolkes. Die



bisherige französische Vermittelung zertrümmernd und unmittelbar ins Land der Griechen „mit der Seele“ dringend, pries Winckelmann die Schöpfungen der Griechen als schöne Natur und erklärte ihre Kunstleistungen aus natürlichen Bedingungen, vor allem aus der Freiheit. So kam man denn eigentlich erst jetzt der wahren Antike näher, deren schöpferisches Element doch nicht die Römer, sondern die Griechen sind. Man wandte sich auch bewußt von der bisherigen, wesentlich äußerlichen Nachahmung, von der lateinischen Dressur ab. Herder, der Führer zu der neuen Bildung, zog die altdeutsche Barbarei der äußerlichen Romanisierung durch Karl den Großen wie durch die Renaissance vor; er beklagte die Fesselung unserer Bildung durch die lateinische Sprache, die lateinische Schule: „Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos lateinischen Erziehung! o könntet ihr Alle laut klagen!“ Die von ihm bekämpfte „unleidliche“ Nachahmung soll nun aber sogar den Griechen gegenüber nicht statthaben, wie es teilweise noch Lessing und Winckelmann, ja anfangs er selbst sich dachten. Ein Klopstock werde nie einem Homer gleichen. Führer zum wahren Menschentum vielmehr sollten die Griechen, eine „Schule der Humanität“ ihre „Kultur der Seele“ sein: was ein wahrer Mensch sei, sollte man von ihnen lernen und sich aus eigenem Volkstum frei dazu entwickeln. Von der griechischen Gesamtkultur galt für ihn, was er von der griechischen Kunst sagte: „wir wollen nicht sie, sondern sie soll uns besitzen“.

So wurde das Griechentum zum Ideal: man trieb einen wahren Kultus mit ihm und wandte sich in anderem Sinne als die Aufklärung vom Christentum ab. Schon der einst von der pietistischen Erziehung abgestoßene Winckelmann hatte sich „einen gründlich geborenen Heiden“ genannt. Dem „decidirten Nichtchristen“ Goethe stand nun das Griechentum selbst über dem Altdeutschen, die Antike allein ließ er jetzt neben der Natur als Lehrerin der Schönheit gelten, und Schiller, von den Freiheitsphrasen der römischen Antike herkommend, huldigte dem neuen Ideal der Schönheit begeistert in den „Göttern Griechenlands“ und den „Künstlern“. Hölderlin in Jena, das wie Weimar Hauptstätte des neuen Kultus war, trieb diesen bis zum religiösen Wahn und fühlte sich sogar in verzehrender Sehnsucht nach dem Ideal von dem barbarischen Deutschtum angewidert. Ein kritischer Kopf wie Schiller fand immerhin die Übertreibung der Strömung heraus („Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen, bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus“) und mahnte, eine „würdige Sache“ nicht zu kompromittieren. Die Gräkomanie beschränkte sich übrigens wiederum keineswegs auf Deutschland. In der Mode bereitete sich z. B. in Paris die spätere Robe à la grecque früh vor. Einer der überzeugtesten und ernstesten „Griechen“ war Wilhelm von Humboldt, der theoretisch das neue Ideal nach der ästhetischen Seite — diese war jetzt überhaupt die Hauptsache bei der neuen Renaissance — ausbaute und es im vertrauten Briefwechsel mit dem Philologen Wolf begeistert pflegte. Er hat dann später auch als Unterrichtschef in Preußen bewirkt, daß es auf die preußischen Universitäten wie die Gelehrtenschulen überging. Letztere eroberte es aber auch sonst, und zwar auf lange Zeit: „Wir sahen“, sagt noch Riehl von seinem Weilburger Gymnasium, „Griechenland als unsere zweite Heimat an; denn es war der Stammsitz der Kalokagathie, es war die Heimat des harmonischen Menschentums.“

Dieses aristokratische Ideal der Ausbildung der edelsten Seiten des Menschen in ausgeglichener, schöner Harmonie, das nun in die Erziehung einzog, blieb freilich in der Hauptsache bloßes Ideal: die Praxis blieb vielfach in den alten Zuständen stecken. Wie in dem Ideal auch neuere Ideen steckten, etwa diejenigen des im 18. Jahrhundert überhaupt einflußreichen

Shaftesbury, sei hier nicht ausgeführt. Betont sei nur, wie sich auch mit diesem Ideal wieder deutsche Innerlichkeit verbindet. Überhaupt stellte der deutsche Klassizismus des 18. Jahrhunderts erst die eigentliche Verbindung der längst wirksamen Renaissancebewegung mit dem deutschen Geiste dar, wie der französische Klassizismus bereits früher deren Verbindung mit dem französischen. Die im 16. Jahrhundert selbstverständlich gewordene äußere Renaissancebildung hatte überhaupt schließlich auch innerlich von den Menschen Besitz ergriffen. Der Renaissancegeist, ursprünglich von dem ihm im Grunde durchaus entgegengesetzten Protestantismus weit mehr als vom Katholizismus geknebelt (vgl. S. 216) und in der Hauptsache nur in seinen formalen Elementen wirkend, war in der Aufklärung, so wenig diese als bloße Fortbildung der Renaissance aufzufassen ist (vgl. S. 380), über den altkirchlichen Protestantismus Herr geworden und hatte ihn selbst innerlich umgestaltet. Der asketische Geist wird erst jetzt völlig von dem auf hohe innerweltliche Ideale gerichteten, von beglückendem Optimismus und freudigem Fortschrittsdrang getragenen Geist edler Weltlichkeit verdrängt: vor den alles beherrschenden Faktoren der Natur und der Vernunft war das Transzendentale mehr und mehr zurückgewichen, und die geistige Freiheit wird das Lebenselement der höheren Menschen, das Streben nach menschlicher Vollkommenheit ihr Leitstern. Aber man sucht nun die befreienden und humanen Ideen auch aus dem jetzt anders angesehenen Protestantismus herzuleiten, und die moderneren prinzipiellen Keime, die in der Tat in diesem lagen (vgl. S. 218), kommen nun erst zur Geltung. Jetzt wird der protestantische Geist erst eigentlich als der Geist freien Denkens und freier Forschung aufgefaßt. Nunmehr verbinden sich im Grunde Reformation und Renaissance.

Keineswegs war nun aber die Bewunderung der Antike damals allgemein, wie ja schon früher nicht (vgl. S. 354 f.). Auf eine Preisfrage der Berliner Akademie für 1797, welche Vorteile die Gegenwart aus der Kenntnis des Zustandes der Wissenschaften bei den Alten ziehen könne, antwortete D. Jenisch, der solche Vorteile sonst anerkennt, unter anderem: „Das Ansehen der Alten besonders in allem, was Wissenschaft betrifft, sinkt und sinkt für immer — zum Heil der Wahrheit und Kultur. Denn mit mutigeren Schritten eilt nun das vorurteilsfreie Genie dem glorreichen Ziel der Wahrheit entgegen." Hier äußert sich das moderne Bewußtsein der geistigen Selbständigkeit auch gegenüber der Antike, die seit der Renaissance die große Führerin zu geistiger Befreiung gewesen war. Zu dem „Neuhumanismus" geriet später auch die mit der Aufklärung zusammenhängende praktische Richtung auf die Realien (vgl. S. 355 f.) — 1708 hatte Semler in Halle auch realistische Kurse, 1747 Hecker in Berlin zuerst eine eigentliche Realschule gegründet — in einen entschiedenen Gegensatz, während noch griechisch gesinnte Leute wie Heyne und Geßner die „nützlichen Bürgerschulen" vermehrt wünschten und in der Bekämpfung der pedantischen Lateindressur und der Beherrschung der Schule durch die Kirche mit den Aufklärern übereinstimmten. Die ebenfalls für den „bürgerlichen Unterricht" eintretenden und die natürliche Religion predigenden sogenannten „Philanthropen" ferner waren durchaus aufklärerisch und trotz ihres Namens der auf die Griechen gestützten Humanität bei ihrer Abneigung gegen die Alten nicht verwandt. Sie waren in Anlehnung an die revolutionären Ideen Rousseaus zur Verwerfung aller äußerlichen Erziehung gekommen und priesen statt einer verweichlichenden und entsittlichenden Kultur ebenfalls die Natur, auf die auch alle Erziehung sich gründen sollte. In ihrer Wertschätzung der Leibesübungen, die übrigens nach Lockes Vorgang schon Sulzer 1746 betont hatte, kamen sie freilich wieder griechischen Idealen nahe. Auch sie wollten Vollmenschen



erziehen. Ihrer energischen Agitation gelang es nun, nicht nur ihre, Rousseaus Gedanken systematisierenden Lehren in weite Kreise zu tragen, zumal durch Lehrbücher, wie sie vor allem Basedows, an Comenius erinnerndes „Elementarwerk" vertritt, sondern auch Lehranstalten zur Verwirklichung ihrer Erziehungsideale zu gründen. So errichtete Basedow 1774 das vom Dessauer Fürsten unterstützte und bei den besten Köpfen Deutschlands Interesse weckende Philanthropin in Dessau, so gründeten Campe und Salzmann ähnliche Anstalten in Hamburg und Schnepfenthal. Daß man anderseits Irrtum und Scheinsucht in den Bestrebungen der Philanthropen fand, lehrt Schummels „Spitzbart, eine komitragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert" von 1779.



Preisverteilung. Nach einem Kupferstich von J. Mettenleiter (1760—1825) im Königl. Kupferstichkabinett zu München, wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. V.

„Pädagogisches Jahrhundert" war nun freilich eine durchaus zutreffende Bezeichnung. Seit jenen Reformern (vgl. S. 384) war das Interesse für die Erziehung nicht erloschen, und wenn die neuen Ideen so viele Literaten, Philosophen und Theologen sich unausgesetzt mit der Höherentwickelung des Menschengeschlechts beschäftigen ließen, so war für die Reform der Menschheit doch immer die Hauptvoraussetzung die Erziehung der Jugend. Sie blieb daher dauernd im Vordergrund der Erörterung. Zog in die gelehrten Schulen jenes neue Bildungsideal, so ging ein menschenfreundlicher, auf Menschenbildung gerichteter Zug, wie er sich etwa in der obenstehenden Abbildung ausdrückt, auch durch die übrigen Schulen, die einst den Charakter von Prügelanstalten getragen hatten. Um die Hebung der Volksschulen bemühte sich der aufgeklärte Staat unter Friedrich II., Maria Theresia usw., zeitweise unter Max Joseph auch in Bayern, durch gründlichere Vorbildung der Lehrer auf Seminarien, weniger kärgliche Besoldung der Lehrer, Vermehrung der Schulen, Durchführung der Schulpflicht, Druck auf die Edelleute behufs Besserung der ländlichen Schulverhältnisse, wobei freilich bei dem starken Widerstand praktisch nicht allzuviel erreicht wurde. Weiter traten aber begeisterte Reformer auf, so der treffliche märkische Edelmann Eberhard von Rochow, der seine philanthropischen Ansichten 1772 in dem „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute" niederlegte und

auf seinem Rittergute Reckahn und anderen Gütern vielbewunderte Musterschulen einrichtete. Später kam dann der edle, wieder auf Rousseau zurückgehende Pestalozzi, dessen Ideen eine Reform des gesamten Volksschulwesens einleiteten.

Es war eine herrlich strebende, von Idealen erfüllte Zeit, aber sie hat für die Geisteskultur der Deutschen auch Außerordentliches erreicht. Überraschend schnell waren die Deutschen seit dem ersten Drittel des Jahrhunderts fortgeschritten. 1781 schrieb Melchior Grimm, der Halbfranzose, der deutsche Vornehme über die zeitgenössische französische Literatur durch Bulletins unterrichtete, aber auch der deutschen Literatur den Boden in Frankreich bereitete, an Friedrich den Großen, es müsse sich in Deutschland ein großer Wandel vollzogen haben: es gebe jetzt gute deutsche Bücher, und von der alten rauhen, weitschweifigen Redeweise, wie sie vor 50—60 Jahren geherrscht habe, sei keine Rede mehr. Zur Zeit der Ausbreitung des Humanitätsideals kam die literarische Entwickelung auf ihren Höhepunkt. Die deutsche Dichtung, einst von fremden Mustern abhängig, wurde zur klassischen, wenn auch die Zeitgenossen, wie immer, die Mittelmäßigkeit der Höhe der klassischen Schöpfungen vorzogen. Eine neue, reife ästhetische Kultur, wie sie vor allem dem Freunde Schillers und Goethes, Wilhelm von Humboldt, vorschwebte, war in der Tat durch jene beiden Großen verwirklicht.

Auf dem Gebiete der bildenden Künste, für deren Pflege beide begeistert waren, und die namentlich Goethe immer aufs neue beschäftigten, hat die Zeit bei weitem nicht das gleiche erreicht. Hier machte sich noch immer, in Baukunst, Porträtmalerei und Plastik, viel höfischer Einfluß geltend. Es überwog der französische Geschmack; es blieb viel Konvention, äußerliches Wesen oder Ausgeklügeltheit und Allegorie. Auf der anderen Seite wurden aber auch gute alte Traditionen in der Technik wie in der Formgebung bewahrt. Die hohe Baukunst brachte recht Bedeutendes kaum hervor. In der Malerei wurde mehr geleistet, aber eine Höhe stellte weder der vielbewunderte, in Italien an großen Mustern geschulte, kosmopolitische Raphael Mengs noch der selbst in Frankreich anerkannte Johann Heinrich Tischbein dar. Einen stärkeren Umschwung zeigte erst Carstens unter dem belebenden Einfluß Winckelmannscher Ideen. In dem durch Winckelmann herrschend gewordenen Klassizismus steckte indessen doch auch sehr viel Äußerlichkeit und innere Unwahrheit. Dieser Kunst fehlte das warme, frische Leben. Und die Muster selbst waren im Original oder im Bilde auch nicht so zugänglich wie später: man machte sich trotz Winckelmann zum Teil ein der Wahrheit gar nicht entsprechendes Altertum zurecht. Gegenüber der hohen Kunst zeigte sich natürlich und lebensvoll im Kleinen der Radierer und Kupferstecher Chodowiecki.

In den bildenden Künsten und selbst in der so hoch stehenden Literatur ist echtes Künstlertum nicht so sehr Wirklichkeit geworden wie damals in der Musik (vgl. S. 403 f.). In Mozart hat Goethe selbst die Personifikation des wahren Künstlers erblickt, und Beethoven wieder repräsentiert das künstlerische Genie in seiner einsamen Größe: er verkörpert am höchsten deutsche Innerlichkeit, deutsche Geistigkeit in der Kunst. Erstaunlich, welche Größen die Deutschen gerade auf dem Gebiet der Musik hervorbrachten, nachdem eben erst die deutsche Musik in Bach einen Höhepunkt erreicht hatte. Mozart hat sich übrigens bewußt als Vorkämpfer deutscher Art gefühlt — des strebsamen Jünglings Gebet war: „daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache". Von demselben Kultureifer wie so viele andere Deutsche seit langem auf dem Gebiet des Geisteslebens, der Dichtung usw. beseelt, wollte er eine wirklich deutsche Oper schaffen. Er hat es getan: vor allem die „Zauberflöte" und der „Don Juan", die für Goethe Muster des Kunstschaffens waren, lassen die auch für Mozart zunächst



charakteristische, aber von ihm auf die Höhe der Schönheit geführte heitere Rokokomusik weit hinter sich und zeigen ihn als echtes Kind der Epoche idealer Humanität und klassischer Harmonie.

Hat der reifere Goethe der Musik eines Mozart volles Verständnis entgegengebracht, so war das Verhältnis Goethes und Schillers zur damaligen Wissenschaft ganz eng, vor allem zur Philosophie. Sie waren Dichter und forschende Denker zugleich, wie schon Lessing. Jener oben (S. 387, 402) betonte Zusammenhang zwischen Dichtung und Wissenschaft ist nun ein anderer, förderlicherer geworden: gewann die letztere in Form und Geschmack durch die Befreiung vom Pedantismus, so jene in ihrem geistigen Inhalt und Niveau. Die Vereinigung beider Interessen bedeutete eben die deutsche Bildung. Bereits die Aufklärung hatte einen Aufschwung des Geisteslebens und ein freudiges Fortschreiten in den Wissenschaften herbeigeführt. Das setzt sich nun fort. Das früher (vgl. S. 353) so starke mathematisch-naturwissenschaftliche Interesse trat jetzt erheblich zurück, war aber, wie Goethes Neigung zeigt, immerhin nicht verschwunden. Man wetteiferte hier nach wie vor mit dem Ausland. Die Namen des Mathematikers Euler, des Anatomen und Botanikers Albrecht von Haller, des Anatomen Blumenbach, des Mineralogen Werner beweisen die Bedeutung der Deutschen auch auf diesen Gebieten. Umwälzende Erfindungen und Entdeckungen, wie sie damals von Galvani, Volta, Franklin, Priestley ausgingen, fehlten freilich, obgleich einzelne Erfindungen (Blitzableiter, Telegraph) doch zuerst von Deutschen und dann von Ausländern noch einmal gemacht worden sind. Auf praktisch-ökonomischem Gebiet zeigten sich Fortschritte, die freilich die der Engländer im Maschinenwesen nicht erreichten. Im Vordergrund standen in Deutschland aber jetzt überhaupt mehr die idealen Zweige des Geisteslebens. Gerade das Zeitalter der Humanität brachte naturgemäß eine innere Hebung der nun erst zur selbständigen Wissenschaft erwachsenden klassischen Philologie, die vor allem von dem Manne, der sich zuerst als „Philolog" an einer Universität inskribieren ließ, von Friedrich August Wolf, dem Begründer einer „Altertumswissenschaft", ausging.

Aber wichtiger war noch die Philosophie. Durch sie, die seit Christian Wolff selbst in das große Publikum gedrungen und an dem geistigen Aufschwung des Bürgertums wesentlich beteiligt war, war die Theologie zurückgedrängt worden, und gegenüber der Aufklärung konnte diese trotz jener religiösen Reaktion (vgl. S. 417) auch weiterhin kein Terrain gewinnen, so wenig wie gegenüber dem „Heidentum" unserer klassischen Dichter (vgl. S. 423). Der Drang ins Innere fand seine Befriedigung eben in der Philosophie. Sie galt nun als die erste Wissenschaft. Das „philosophische Jahrhundert" wollte das Säkulum genannt sein, das nach Herder „sich den Namen Philosophie mit Scheidewasser vor die Stirn gezeichnet" hatte. Und nun war ein deutscher Philosoph aufgetreten, gründlich und schwer und darum wieder deutsch, ein Großer wie die Fürsten der Dichtung und der Musik, der die neuere Philosophie wahrhaft begründete, der kritische, Herderschem Ideenschwung abgeneigte Kant, der endgültige Vernichter des theologischen Dogmenglaubens, der den subjektiven Menschen auch theoretisch zum Maß aller Dinge machte, der aber, echt deutsch, auch dem Irrationalen sein Recht ließ. Und wie in der Aufklärung neben der Vernunft immer die Moral eine Rolle gespielt hatte, so kam ähnlich Kant seiner sittlich schwankend gewordenen Zeit durch ein neues inneres, in seiner philosophischen Konstruktion freilich angreifbares „Sittengesetz" zu Hilfe, durch den kategorischen Imperativ, das gewaltige „Du sollst" der Pflicht. Diesem Kantianismus waren viele wie einer Religion ergeben. Aber es drangen die Begriffe und Ausdrücke der kantischen Philosophie nun auch in die Sprache der Bildung,

in die schöne Literatur, selbst in den Elementarunterricht und die ländliche Predigt. Jene Vorherrschaft der Philosophie ist überhaupt für diese Zeit kaum zu überschätzen. Sogar in der Unterhaltung wollte man sie nicht missen und las philosophische Romane. Aber philosophische Gedanken griffen auch ins Leben hinein: auf Rousseaus Ideen wie auf die Gedanken des Naturrechts und der Aufklärung ging die französische Revolution mit zurück; ein unpraktischer Philosoph, Fichte, konnte später durch seine „Reden an die deutsche Nation" zur Wiedererweckung Preußens beitragen. Fruchtbar mußte dieser *philosophische Zug* endlich die *übrigen Wissenschaften* durchdringen, und gerade dadurch gewannen die Deutschen einen Vorrang (vgl. S. 430): man ging den Gesetzen und Bedingungen der Poesie, der Kunst nach und schwelgte in ästhetischen Erörterungen; man spürte dem Leben der Sprache nach und gelangte schließlich zu dem großen Bau einer neuen Sprachwissenschaft.

Man sah auch mit philosophischen Augen auf die Vergangenheit der Menschen und kam zu einer ganz anderen Auffassung der *Geschichte*, deren eigentlichen Aufschwung freilich erst das 19. Jahrhundert sah. Früher hatte im Zusammenhang mit dem theologischen Geist die Kirchengeschichte eine große Rolle gespielt, daneben die dem politisch-juristischen Interesse des 17. Jahrhunderts entsprechende Staats- und Rechtsgeschichte, die zugleich der ewigen Gier nach Mehr, den Erb- und sonstigen Ansprüchen der Dynasten diente und in der Erforschung höchst verzwickter Rechtsverhältnisse auch zur Urkundenbenutzung und Urkundenkritik kam. Letztere zog übrigens wieder von der Entwickelung der humanistisch-philologischen Textkritik und der in den konfessionellen Kämpfen ausgebildeten Bibelinterpretation Nutzen. Diese bis ins 18. Jahrhundert meist von Juristen geschriebene und gelehrte Staatsgeschichte wurde nun weiter unter dem Einfluß höfischen Geistes zur lobhudelnden Regentengeschichte, sie wurde anderseits im Zusammenhang mit jenem nationalen Zuge des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 375) zur Reichsgeschichte. Auch ein Jurist, aber ein von historischem Geist beseelter, war Johann Jakob Mascov (gest. 1761), in gewissem Sinne der Begründer einer wirklich deutschen Geschichtsschreibung und ganz von jenem nationalen Kultureifer erfüllt, den wir seit Ende des 17. Jahrhunderts sich ausbreiten sahen. Der eigentliche Wandel in der Geschichtsschreibung — wir folgen hier zum Teil Dilthey — hängt indessen mit der *Aufklärung* zusammen. Es ist durchaus nicht richtig, ihr geschichtlichen Sinn abzusprechen, wenngleich ihr wirkliche historische Kritik fehlte; ihr entstammte auch der Begriff einer *Kulturgeschichte*. Zunächst entwickelte sich eine neue Geschichtsschreibung im tonangebenden Auslande. Voltaire, Montesquieu, auch Turgot zeigten die neuen Ziele; Engländer, namentlich Hume und Gibbon, gaben die Muster der praktischen Ausführung. Die theologische Betrachtung schied ganz aus; rücksichtslos herrschte die Kritik der Erfahrung und der Vernunft. Jene Grundidee des „Natürlichen" kam auch in die Geschichte, der mit dem Aufschwung von Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie entwickelte Sinn für Gesetzmäßigkeit, kausale Verknüpfung und den großen Zusammenhang aller Dinge nicht minder. Weiter gewann man aus der lebendigen Gegenwart die großen Zielgedanken der *Kultur* und des *Fortschritts*. Wieder vor allem in Frankreich, Holland und England mit ihrer staatlichen Machtentwickelung, ihrem wachsenden Reichtum, der Blüte ihrer äußeren Kultur konnte sich ein stolzes Gefühl der erreichten Höhe entwickeln; man sonnte sich zugleich an der erlangten Gesittung, an der international geltenden feinen gesellschaftlichen Bildung und weiter an dem großen Aufschwung der europäischen Gelehrsamkeit, die unter dem Banner der Vernunft zu immer neuen Wahrheiten siegreich vordrang. Man hatte nun eben „Kultur", man empfand



den „Fortschritt" gegenüber der Vergangenheit. So gewann man die Richtgedanken für die Beschreibung der früheren Zustände von der Unkultur aufwärts. Ganz natürlich ergab sich durch die Aufstellung großer Zusammenhänge eine schon im 17. Jahrhundert wurzelnde universalistische Auffassung und weiter bei der immer stärkeren Rolle der geistigen Interessen die z. B. bei Voltaire hervortretende Betonung des menschlichen Geistes. Montesquieu sprach auch schon den Gedanken des Einflusses der natürlichen Umgebung, der Bedingtheit der eben deshalb überall verschiedenen Zustände durch Boden, Klima usw. aus.

Er wie auch Hume haben nun jenen Mann beeinflußt, der im übrigen über die doch durchaus von rationalistischer Konstruktion getragene Auffassung der Aufklärung hinauskam, *Herder*. Schon vor ihm hatte Möser (vgl. S. 413) dem verstandesmäßig postulierten Fortschritt der Kultur die bereits von Leibniz erschaute *organische* Entwickelung, den allgemeinen Abstraktionen die Fülle der Besonderheiten des geschichtlichen Lebens, die ihm in seiner Heimat klar geworden war, den Idealen der aufgeklärten Gegenwart die Berechtigung der mannigfaltigen, ganz anderen Verhältnisse der Vergangenheit, den äußeren Faktoren der Geschichte die Wichtigkeit des lebendigen Volkstums gegenübergesetzt und die verschiedenen Erscheinungen der menschlichen Kultur als natürliche, immer besonders geartete Erzeugnisse innerer ursprünglicher Kräfte und (ähnlich wie Montesquieu) des geographischen Milieus gefaßt. Systematischer betont nun Herder den großen Zusammenhang von Natur und Geschichte: von der Bildung der Erde und ihrer niederen Geschöpfe an sieht auch er organische Entwickelung bis zum letzten Glied, dem Menschen, dessen Geschichte ebenso von natürlichen Kräften bedingt ist. Die Auffassung des Menschen als organisches Wesen hatte wieder schon Hamann ausgesprochen. Aber wenn nun so ein wertbestimmender Endzweck geleugnet wird und jede Stufe ihre natürliche Berechtigung hat, so sieht doch auch Herder ebenso wie die Aufklärung einen Fortschritt sich vollziehen: es ist wieder die ihn und seine Zeit beglückende Idee der Humanität, zu der die Menschheit erzogen wird. Und ihre großen natürlichen Gruppen, die Nationen, stellen die verschiedenen Formen dieser Entwickelung zur Humanität — die idealen Betätigungen stehen naturgemäß bei Herder im Vordergrund — dar, eine der anderen im großen Bunde der Menschheit dienend. Herders Auffassung war — und daran ändert Kants kühle Kritik, der seinerseits alles auf die realen Interessen zurückführte, nichts — eine echte Frucht dieser großen Zeit deutscher Bildung.

Außerordentlich viel hat die Gesamterscheinung dieser neuen *Bildung* für Deutschland bedeutet. Sie stellte ein erstes die zerrissene Nation zusammenfassendes Band dar. Vor allem freilich die Dichtung, in der jetzt die seit langem begeistert gepflegte Muttersprache zu höchster Ausbildung und so wieder als ein nationales Gut höchsten Ranges zur Geltung kam. Diese Bildung war aber weiter die erste volle Blüte einer *eigenen Kultur*. Was war das Charakteristische dieses neuen Geisteslebens? Einmal seine Autonomie. Die kirchlich-religiöse Beeinflussung und Bindung der Geister, von der man sich im 17. Jahrhundert langsam zu emanzipieren begonnen hatte, war jetzt völlig abgestreift. Aber auch in dem neuen weltlichen Geistesleben blieb gleichsam ein religiöser Schwung. Dieser Schwung äußert sich vor allem in dem *Idealismus*, dem zweiten Charakteristikum, zugleich dem eigentlich Deutschen der damaligen hohen Geisteskultur. Und in der Tat ist dieser Idealismus, so wenig man auch bei ihm wie in den geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts überhaupt (wie erst recht der früheren Zeit), im Pietismus wie in der Empfindsamkeit wie im Geniewesen, in der Gräkomanie und später in der Romantik, eine große internationale

Strömung verkennen darf, etwas ausgeprägt Deutsches, und niemals sind aus dieser alten deutschen Anlage höhere Schöpfungen erblüht als gerade damals. Ohne Zweifel trug dazu die durch die einengende Wirklichkeit bedingte, anderseits durch das Stilleben der kleinen deutschen Geisteszentren geförderte einseitige Hingabe an die Gebiete idealer Betätigung (vgl. S. 427) wesentlich bei, wie anderseits die bereits in der Verstandeskultur hervortretende Ignorierung der Wirklichkeit und die Freude an Abstraktionen dauernd für die Deutschen gefährlich geblieben sind. Ein wesentlicher Zug des deutschen Idealismus ist der Universalismus, der Drang ins Allgemeine. Er gewann seine edelste Form in jener Humanität (vgl. S. 422 f.). Aus solchem idealen Geist erwuchs auch der vielgeschmähte Kosmopolitismus (vgl. S. 436 f.), leicht zu verdammen vom Standpunkt späterer Zeit aus. Politisch gewandt verderblich, hat der Drang ins Allgemeine seine fruchtbarsten Seiten in der Bereicherung der deutschen Bildung, besonders aber auf dem Gebiet der Wissenschaft gezeigt. Ein Franzose, Taine, hat gerade „das Vermögen, allgemeine Ideen zu entdecken“, als „moderne und deutsche Geistesform“ gepriesen: „Von 1780 bis 1830 hat Deutschland alle Ideen unseres Zeitalters hervorgebracht.“ „Keine Nation und keine Zeit haben jenes Vermögen in einem so hohen Grade besessen wie die Deutschen.“ In der Tat wurzelt in jener Zeit der idealen Bildung die mächtige Entwickelung, die die deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert nahm, mochte sie sich auch später besonders auf das naturwissenschaftliche Gebiet wenden. Die an fremden Mustern erwachsene Bildung war so eine durchaus nationale geworden. Hatten die Deutschen bisher bewundert, so galt die Bewunderung des Auslandes jetzt immer mehr ihnen. Erst seit dieser Zeit konnten die Deutschen das Volk der Dichter und Denker heißen (vgl. S. 377). Die bisher führenden Franzosen waren anfangs der Entwickelung mit Interesse gefolgt und hatten zum Teil, wie Fréron 1760, die „Kraft des Herzens“ bei Engländern (vgl. S. 398) und Deutschen als einen Faktor gewürdigt, der über den eigenen bel esprit den Sieg davontragen müsse. Von Haller bis zu Geßner und weiter bis zu Klopstock, selbst bis zum „Werther“ gingen die Franzosen mit, aber der „Götz“ und die „Räuber“ mußten ihnen unverständlich sein, und die dichterischen Schöpfungen, die dann nach der Klärung des Mostes folgten, waren ihnen zu tief. Ganz ähnlich war es auf dem Gebiet der Musik, wo sie Gluck und Haydn schnell würdigten, Mozart und gar Beethoven aber nur langsam begriffen.

Der Träger der neuen deutschen Kultur war die im Laufe der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts entstandene, in der Schule der Philosophie gebildete, vom Gefühlskultus zu schönen Empfindungen geleitete Schicht des „gebildeten Mittelstandes“, des Standes, in den nach Hegel „die gebildete Intelligenz und das rechtliche Bewußtsein des Volkes fällt“, der das eigentliche Publikum darstellte, dessen geistiges Ferment aber der seit dem 15. und 16. Jahrhundert aufgekommene, auf Universitäten gebildete Gelehrtenstand war. Diesem vor allem gehörten überall die Honoratioren der Städte an, Geistliche, Juristen, Ärzte, Lehrer; wesentlich aus den Gelehrten, den Beamten, den Geistlichen rekrutierten sich die Schaffenden, Schreibenden, Reformierenden. Zu ihnen kamen noch die wohlhabenden Kaufleute und Fabrikanten, überhaupt besser situierte Leute, z. B. Landwirte. Damit schwand einigermaßen die bisherige Exklusivität der Bildung, die auch als literarische Bildung zunächst jenen gelehrten Nimbus (vgl. S. 387, 402) getragen hatte. Im Gegensatz zu Frankreich und England war die Bildung ein Vorrecht bestimmter Kreise gewesen und blieb es zum Teil auch weiterhin. Anderseits kamen, wie denn überhaupt von einer festen Begrenzung dieses in anderem als im heutigen Sinne aufzufassenden Mittelstandes keine Rede ist,



Teile des Adels hinzu, dessen im Grunde freilich nur geringe Annäherung an das geistig führende Bürgertum wir schon (S. 420) beobachteten. Diese wesentlich bürgerliche Schicht also, die indes in manchen Zügen das Gedrückte des nachmittelalterlichen Bürgertums nicht abstreifen konnte und die damalige Literatur zum Teil entsprechend gefärbt hat, fühlte sich jetzt als Träger des Fortschrittes und der Kultur. „Wo käm die schönste Bildung her“, sagt Goethe, „wenn sie nicht vom Bürger wär?“ Diese Schicht, in der die klassische Dichtung empfängliche Seelen suchte und fand, deren Elite sich an den Schöpfungen der großen Musiker erhob, auf Kant schwor, dem Humanitätsideal anhing, die aber auch stolz auf ihre aufgeklärten Anschauungen und auf das ökonomische Gedeihen des Bürgers war, sie war von einem außerordentlichen Optimismus erfüllt, der die Schwächen der Zeit gern übersah und die häufigen resignierten Stimmungen rasch überwand. Der besonders der Aufklärung eigene Stolz darauf, wie weit man es gebracht habe — die Taten des aufgeklärten Staates werden uns noch (S. 442 ff.) beschäftigen —, spricht deutlich aus einer Gedenkurkunde von 1784, die sich 1856 in dem Turmknopf der Gothaer Margaretenkirche fand: „Unsere Tage“, heißt es da, „füllen den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Untätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt, Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin. Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstatt der Natur. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit; nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen. Hier habt ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit.“

---

Man kann nun freilich den besprochenen Charakter der deutschen Bildung dieser Blütezeit nicht als für alle deutschen Volksteile gültig hinstellen, von den französierten wie von den niederen Schichten ganz abgesehen. Die landschaftliche Verschiedenheit spielte auch jetzt wieder eine große Rolle. Wichtig für die eigenartige Geschichte der deutschen Bildung ist namentlich gegenüber der Bedeutung Nord-, vor allem aber Mitteldeutschlands eine gewisse Rückständigkeit des katholischen Südens, der einst kulturell die Führung gehabt hatte. Hamburg, Leipzig, Berlin, Göttingen und manche kleine nord- und mitteldeutsche Residenz waren schon längere Zeit die Brennpunkte der Kultur, alle durchaus protestantischer Färbung. Und die Protestanten fühlten sich jetzt auch als Träger geistigen Fortschritts (vgl. S. 424). Auch der Katholik Sonnenfels in Wien schrieb 1782 den Vorsprung des Nordens ausdrücklich der Reformation zu. „Mit unseren Katholiken“, seufzte ein evangelischer Pfarrer 1753 in Augsburg, „ist wenig anzufangen; die meisten bleiben dumm und grob.“ Das Zurücktreten der katholischen Länder im Geistesleben ist jetzt überhaupt allgemein zu beobachten. Die geistige Rolle Hollands und Englands überragte selbst diejenige Frankreichs, das nunmehr wesentlich durch englische Einflüsse, wie Voltaire und Rousseau zeigten, weiterkam. Spanien trat ganz in den Hintergrund, Polens Verfall war unaufhaltsam. Der Katholizismus hat zum Teil freilich der Aufklärung durchaus nicht feindlich gegenübergestanden. Jesuiten als Anhänger Wolffs lernten wir schon (S. 381) kennen; Wolff hat sogar selbst einmal dem Grafen Manteuffel gegenüber erklärt, daß

die Wichtigkeit seiner Philosophie „bisher fast niemand begreifen wolle außer verschiedenen Katholiken“. Aber hier mochte, zum Teil wenigstens, den Ausschlag geben, daß man mit den Waffen Wolffs gegen die englischen Freidenker gut streiten zu können hoffte. Wie für Frankreich, hat Wolff selbst seiner Philosophie eine solche Aufgabe auch für Italien zugedacht. Gegen den dort eingerissenen englischen „Materialismus und Skeptizismus“ habe man mit der „scholastischen Philosophie“ nichts machen können. „Daher hätte man sich mit Macht“, schreibt er 1739 an Manteuffel, „auf meine Philosophie legen müssen, weil man darinnen die Waffen gefunden, dadurch man diese Monstra bestreiten und besiegen kann.“

Indessen gibt es später doch auch wirkliche Einflüsse der Aufklärung auf den Katholizismus. Sie standen zum Teil im Zusammenhang mit den Machtbestrebungen des Absolutismus, mit der Staatsomnipotenz, die auf eine Beschränkung der päpstlichen Allgewalt hinarbeitete. Aus den Kreisen des Klerus selbst gingen derartig gerichtete Schriften hervor. In der Emser Punktation von 1786 proklamierten sogar geistliche Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg, freilich ohne dauernden Erfolg, die Verweisung des Papstes nur auf seine allerursprünglichsten Rechte. Im Josefinischen Österreich anderseits zog der aufgeklärte Herrscher durch Aufhebung von 700 Klöstern (s. die Abbildung S. 433), Vereinfachung des Gottesdienstes, Einschränkung der Prozessionen usw. auch praktische Konsequenzen aus seinen Anschauungen. Immer stärker wurden katholische Kreise innerlich, wenngleich meist nicht in dogmatischer Beziehung, von der Aufklärung angehaucht, wie es bei einer so allmächtigen Zeitströmung auch gar nicht anders sein konnte. Einmal gab es natürlich heimliche Freidenker, namentlich unter hohen Prälaten. Ferner las mancher katholische Geistliche bei dem damaligen Zurücktreten der konfessionellen Gegensätze (vgl. S. 411) auch die rationalistischen Schriften protestantischer Theologen häufig und gern. Kritische Ansichten, die sich offen hervorwagten, wurden freilich sofort unterdrückt. Aber ein freierer Zug war gleichwohl zu spüren. Hier empfahl man die Lektüre der Bibel oder verbesserte die Schulen nach philanthropischem Muster, dort berief man protestantische oder freigerichtete Professoren oder empfahl den Besuch der Universität Göttingen. Diese vorurteilslose Duldung war ein Ruhmesblatt insbesondere der geistlichen Fürsten des letzten Drittels des Jahrhunderts, der Erthals in Mainz und Würzburg, Dalbergs in Mainz usw. Übrigens war auch das Mönchstum selbst in seinem Hauptland Bayern nicht von jeder Ansteckung durch die Aufklärung frei geblieben. Schriften von Voltaire, Mosheim, Jerusalem, Baumgarten, die Wolfenbütteler Fragmente fanden, wie Bronners und Feßlers Beispiel zeigt, selbst in die Klöster Eingang. Bezeichnend ist endlich, daß die Gründung des der Aufklärung dienenden, durch die Jesuiten bald wieder gesprengten Illuminatenordens, der, nach dem Muster der Gesellschaft Jesu organisiert, seine geheimnisvollen Zeremonien der Freimaurerei entlehnte, überhaupt einen Ableger derselben darstellte, von einem früheren Jesuitenschüler, dem Kirchenrechtslehrer Weishaupt in Ingolstadt, ausging (1776).

Ganz anders war aber die Mehrheit des zum großen Teil wenig gebildeten niederen Klerus Süddeutschlands, insbesondere Bayerns, geartet. Er, der im engsten Zusammenhang mit dem Volke stand, der in dieser Zeit der Bekämpfung alter Volkssitte treu an ihr festhielt und darum volkstümlich war, hat es auch verstanden, die Aufklärung mehr oder weniger von der mittleren und niederen Bevölkerung fernzuhalten. Wir dürfen hier Riehls treffende Worte gebrauchen: „Diesen Priestern aus der guten alten Zeit machte die Wissenschaft in der Regel nicht viel Beschwerde, sie waren kapuzinerhaft volkstümlich, Bauern, die



geistlich studiert hatten, und deren höchst handfeste Auffassung des priesterlichen Berufes vortrefflich zu der handfesten Natur ihrer Beichtkinder paßte. Diese merkwürdigen Leute waren es, welche [man kann hinzusetzen: mit Hilfe eines ignoranten Beamtentums] zumeist dafür sorgten, daß das bayerische Volk vom 17. Jahrhundert ins 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben.“ Und diese Rückständigkeit beschränkte sich keineswegs auf das niedere Volk, die Bauern und Kleinbürger, die ja übrigens im Süden für die Haltung des Ganzen viel charakteristischer als im Norden und vielfach für die Sitte, namentlich die gesellschaftliche, maßgebend sind. Es hat vielmehr auch die gebildeten Schichten der große Wandel im deutschen Geistesleben, die nationale Blütezeit der Literatur nur zu einem geringen Teil berührt: Bayern, das noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts politisch und kulturell ein führendes Land gewesen war, ist im 18. Jahrhundert geistig isoliert und erstarrt. Die gesellschaftliche Kultur der galanten Zeit war hier auch nicht weit eingedrungen, der Verkehrston sehr derb. Gottscheds Bestrebungen sodann gewannen erst spät in Bayern Einfluß, ebenso diejenigen Gellerts — von den nachmaligen geistigen Führern Mittel- und Norddeutschlands nicht zu reden. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, das geistige Leben Bayerns zu heben. Dahin gehören die Bestrebungen der „Gesellschaft der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom“. 1759 wurde die bayerische Akademie der Wissenschaften gestiftet, die sich aber zunächst wesentlich auf die Erforschung der bayerischen Geschichte beschränkte.



Allegorie auf die Aufhebung der Klöster in Österreich. Nach einem Kupferstich des 18. Jahrhunderts im k. k. Kupferstichkabinett zu Wien. Vgl. Text S. 432.

Selbst in Österreich, das zwar in der Pflege der Musik sich auszeichnete, hat man trotz der Mühen Maria Theresias um die Besserung des Unterrichts, trotz Josephs radikalen Aufklärungsstrebens bei dem Fehlen eines einflußreichen Bürgertums weder dem französierten

oder italisierten Adel noch dem rückständigen Klerus dauernd Terrain abgewinnen können. Auch in Wien hielt man Gottsched noch um 1770 für einen großen Mann, und ebenso wurde hier Gellert noch gelesen und geschätzt, als er längst überwunden war. Zu Josephs II. Zeit zwar galt gerade Österreich als Hauptsitz der Aufklärung, der Herrscher wurde selbst in Norddeutschland bewundert, bald freilich beim Nachlassen und Scheitern der Reformen getadelt oder bemitleidet. Anderseits blieb auch das protestantische Württemberg, obgleich das Vaterland Schillers und Hegels, einigermaßen zurück. Wer von seinen Söhnen groß wurde, wurde es in einer nördlicheren Atmosphäre. In Schwaben wie in der Schweiz zeigte im übrigen der Protestantismus überhaupt einen bildungsfeindlichen Geist: dort Pietisten, hier Orthodoxe. Auch aus dem Südwesten war nun das frühere rege Geistesleben geschwunden. Freilich erhielt sich dafür hier wie im Süden überhaupt eine starke Volkstümlichkeit und Originalität des Denkens und Fühlens.

Diese paßte nun auch gar nicht zur damaligen Bildung, die wenig volkstümlich gerichtet und im ganzen daher durchaus unvolkstümlich war. Das niedere Volk ist von der früheren Mißachtung trotz der popularisierenden Bestrebungen der Aufklärung auch jetzt wenig befreit worden. Von einem sozialen Empfinden kann man eigentlich erst im 19. Jahrhundert reden. Aber selbst das kleine Bürgertum war von dem höheren, den bildungsstolzen „Gebildeten", scharf geschieden. Am allerwenigsten hat die eigentliche klassische Produktion unserer Dichter ein breites Publikum gehabt, wie sie ja selbst die Gebildeten nur sehr langsam erobert hat, während die Aufklärung allmählich wirklich in weite Schichten gedrungen war. Jenes Publikum war zur idealen Humanitätsbildung nicht reif. Jedenfalls schuf das neue geistige Leben der höheren Schicht eine immer größere innere Kluft zwischen dieser und jenem Spießertum, das nur sehr langsam folgte, aus seinen Kalendern die Weisheit von zwei Menschenaltern vorher schöpfte, in kleinlichen privaten Interessen aufging, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, von Beamten geschurigelt war, an alter Steifheit und unbehilflichen Verkehrsformen festhielt, grobe Genüsse liebte und in gehässigem Klatsch Befriedigung suchte. Mißachtung der praktischen, der Handarbeit seitens der Gebildeten kam hinzu. Darunter litt auch der Bauer. Anderseits suchte der aufgeklärte Staat gerade ihn als „nützlichen Untertan" wirtschaftlich zu heben. Für ihn waren ferner schon Volksfreunde und ökonomische Reformer in einer bauernfreundlichen Literatur eingetreten, wie vor allem wieder Möser, der in den Bauern überhaupt den Kern des Volkes sah, wie Hirzel 1761 in seiner „Wirtschaft eines philosophischen Bauers", später Pestalozzi in „Lienhardt und Gertrud", Rudolf Zacharias Becker in seinem „Not- und Hülfsbüchlein". Sogar die schöne Literatur hatte sich seiner wieder häufiger und nicht ohne Sympathie erinnert, so Gellert und Lichtwer, Voß und Claudius. Aber der ästhetisch-idealen Richtung der Humanitätszeit blieb der Bauer doch ein gleichgültiger Gegenstand. Und selbst die Aufklärer haben ihn zum Teil wegen seiner Dummheit verspottet. Soweit die Aufklärung sich aber um seine geistige Hebung mühte, hat sie kaum auf ihn gewirkt, zumal jene Besserung des Volksschulwesens (vgl. S. 425) oft nur theoretisch, der Lehrer ein untauglicher Handwerker oder alter Soldat war. Der Bauer bewahrte vielmehr die alte äußere Frömmigkeit, ja nicht selten die Empfänglichkeit für religiöse Mystik. Die pietistischen Landpfarrer hatten anders als die exklusiven Orthodoxen inneren Verkehr mit ihren Gemeindemitgliedern gesucht. Die rationalistischen Prediger ihrerseits strebten eifrig danach, die Bauern durch belehrenden Umgang moralisch zu bessern und geistig zu fördern. Aber von dem Vernunftglauben mochte der Bauer nichts wissen. Anderseits hat man mit Recht darauf hingewiesen,



daß wie von alters her, so noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts die Religion des Bauern vor allem in katholischen Gegenden mit dem agrarischen Dasein aufs innigste verknüpft ist, also eine stark weltlich-praktische Seite hat. Ganz verhaßt war dem Bauern der aufgeklärte Staat mit seiner Bevormundung und Reglementierung trotz allen Wohlwollens. Wo diese aufgeklärte Obrigkeit der „Völlerei" und der Festesfreude gegenübertrat, bewahrte sie in protestantischen Gegenden noch immer die theologisch-moralisierende Weise des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 234). Der Bauer hat trotzdem an seinen Sitten festgehalten, auch seine Bräuche, seine Sagen trotz der Aufklärung bewahrt, wie ihm anderseits der Staat das von ihm als unerheblich angesehene Gemeindeleben ließ. Der Bauer hinkte im übrigen der äußeren städtischen Kultur nach, nicht selten um Jahrzehnte, so in der oft eigenartig-schönen Hauseinrichtung. Im freien Dithmarschen zeigte der Pesel, das Festgemach, meist wundervolles Schnitzwerk und Getäfel, zum Teil noch aus der Renaissance. Die Tracht des Bauern konservierte häufig nur längst entschwundene städtische Moden. Sein nicht immer sympathischer Charakter, über den damals Garve Treffendes geschrieben hat, blieb der alte. Ebenso fand sich noch viel Roheit und wie noch bis in die Gegenwart nicht selten Unsittlichkeit. Die günstigen Schilderungen Mösers vom westfälischen oder andere von dem Oldenburger Bauern usw. treffen nur für die freieren Bauern zu. Meist bestand Herrendruck wie früher, namentlich in Mecklenburg und Vorpommern, wo, wie nach E. M. Arndt auf Rügen, das Bauernlegen (vgl. S. 266 f.) noch im späteren 18. Jahrhundert in unerhörter Weise betrieben wurde.

Spielte im ganzen das niedere Volk trotz aller Theorie kaum eine bessere Rolle als unter der Hofgesellschaft, so haben die Anhänger der neuen idealen Bildung mit jener trotz aller moralischen Reformen auch im Punkte der Sittlichkeit manche Ähnlichkeit behalten. Zwar das mittlere Bürgertum und noch mehr der kleine Mann zeigten die Wirkung des Pietismus und der moralischen Reformbewegung in einer durchschnittlichen Hebung der sittlichen Haltung. Noch besser war diese in den Pfarrhäusern auf dem Lande oder in Pächterfamilien; ebenso blieben große Teile der gefestigteren Bauernschaft bei alter Ehrbarkeit. Wiesen aber anderseits um 1800 die bei den hohen Kornpreisen und offenem Kredit oft sehr verschwenderischen Landjunker nicht selten ein Übermaß der früheren rohen Genußsucht und eine gewisse Freude an Laszivitäten auf, zeigte sich sogar eine starke sittliche Lockerheit in den reichen Kreisen mancher Handelsstädte, wie Hamburgs und Leipzigs, in genußfreudigen Hauptstädten wie Wien, wo die „Keuschheitskommission" Maria Theresias nur eine äußere Verdeckung sündigen Treibens erreichte, oder in Bädern, wie den schlesischen, blieb endlich die vornehme Hofgesellschaft meist in den alten Geleisen flatterhafter Galanterien, so stand es mit der Aristokratie der Bildung nur allzuoft am schlimmsten. Von der Fortdauer des epikureischen Zuges sprachen wir schon (S. 404 f.). Noch mehr wurde die Familiengeist und gute Sitte fördernde Arbeit der Reformer durch die Genieperiode mit ihrer subjektiven, Herkommen und ehrbare Sitte verachtenden Haltung beeinträchtigt. Aber auch in die klassische Zeit ging das geniale Waltenlassen der Leidenschaften hinüber. Weimar und Jena zeigten manch düsteres Bild, namentlich nach den eigentlichen „goldenen" Tagen. Goethes Freund, Karl August, gehörte zwar nicht selbst zu den schaffenden Geistern, aber sein Verhalten beweist doch, womit sich jene abzufinden wußten. Briefe Karl von Brühls an Seckendorff sprechen von dem „alten Sünder" und „den Krallen des Raubvogels". Und 1802 schrieb die allerdings verbitterte Karoline Herder aus Weimar: „den Baum seines Lebens sich hier zu pflanzen, dafür behüte Gott jeden Rechtschaffenen". Nach Jean Paul gab es in Weimar „keine Ehen";

„Gattinnen gelten nichts". Das traf noch mehr auf die Jenaer Romantiker zu: Friedrich Schlegel lebte mit der geschiedenen Dorothea Veit in „freier Liebe", August Wilhelm Schlegels geniale, wandelbare Gattin Karoline verließ diesen, um Schelling zu heiraten. Noch schlimmer war es in den geistig führenden, mit jüdischen Frauen eng liierten Kreisen Berlins, deren erschreckender Frivolität erst die große Katastrophe von 1806 den Garaus machte. Vom Minister Hardenberg bis zu dem großen Prediger Schleiermacher war die sittliche Laxheit allgemein, und ein frivoler Genußmensch wie Gentz, der sich selbst gelegentlich als „Gottverlassenen" bezeichnet hat, spielte bei den genialen Leuten eine bevorzugte Rolle. Wie allgemein der ungesunde Geist, der heute angeblich viel verbreiteter sein soll, damals war, zeigt eine Klage der „Zeitung für die elegante Welt" von 1805 über die Zunahme der Ehescheidungen, der Selbstmorde, des Tollwerdens. „Die neuen Grundsätze, welche alle Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens für Albernheiten erklären, die nur gemeine Seelen binden, und über die sich Geister höherer Art wegsetzen müssen, ... bewirken diese traurigen Ereignisse."

Der undeutscheste Zug dieser Gebildeten war ihr *Mangel an Familiensinn*. Wenn Reinbeck 1807 „seit einigen Jahrzehnten" eine „Abnahme" von „Häuslichkeit und Familiensinn" feststellt, so galt das gewiß nicht vom Bürgertum im ganzen, das gerade diese „Nationaltugend" rettete, sich an den familienhaften Ifflandschen Stücken vor der Schaubühne erbaute und die Hausmusik pflegte, galt auch im Gegensatz zu früher nicht von der höchsten Gesellschaftsschicht, der fürstlichen, die, wie später Pückler hervorhob, in neuerer Zeit am häufigsten „das Bild glücklicher Häuslichkeit" bietet, sondern eben von jenen Kreisen der Bildung. Übrigens hat der Zeit für das *Kind* und seine Art, trotzdem vor allem schon Rousseau das Recht des Kindes vertreten, übrigens auch Hamann ähnliche Gedanken ausgesprochen hatte, trotzdem dann Pestalozzi auftrat, das rechte Verständnis zum Teil gefehlt, freilich mehr in der französierten Schicht. „Ich ließ mir", schreibt die Gräfin Voß, „von meiner kleinen Karoline, welche ja nun bald sechs Jahre alt wird, die Tragödie Pénélope vorlesen, um ihr von früh auf Geschmack für diese Art von Lektüre zu geben." Ein Möser hatte gewiß Verständnis für Haus- und Familiensitte gehabt, und zwar ein tieferes als die moralisierenden Aufklärer Garve, Mendelssohn usw.; Voß gab traute Schilderungen des häuslichen Lebens: aber Riehl hat recht, wenn er trotz Goethes treffender Charakteristik der Hausfrau, der Familie in „Hermann und Dorothea" die Familie „nicht recht hoffähig bei unseren großen Litteratoren" nennt. Und das gilt von den Romantikern noch mehr.

Dieselbe *Gleichgültigkeit* hat die Humanitätszeit nun weiter im Gegensatz wieder zu Möser auch dem *Vaterlande* entgegengebracht, trotz Herders Interesse für das Volkstum, das bei Goethe später zurücktrat und erst von den Romantikern wieder aufgenommen wurde. Schon Lessing hat einmal „die Liebe des Vaterlandes" „aufs höchste" für „eine heroische Schwachheit" erklärt. Die Humanität war hierin der Aufklärung durchaus verwandt; anderseits fehlte es in beiden Lagern nicht an edlem Ausdruck nationaler Gefühle, die aber die Wirklichkeit ignorierten. Wollten die Philanthropen die Knaben zu „Menschen im allgemeinen" erziehen, so waren die Träger des Humanitätsgedankens für ein ideales *Weltbürgertum* begeistert, in dem sich die edlen und großen Geister aller Nationen vereinigen konnten. Gegen Ende des Jahrhunderts gab Chr. D. Voß in Halle eine Monatsschrift „Der Kosmopolit" „zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität" heraus. Freilich erklärte sich gerade bei feinfühligen Menschen solche Haltung auch aus der resignierten Stimmung, zu der sie die Zustände des Vaterlandes zwangen. Dem starken Unbehagen über den



Widerspruch zwischen ihrem hehren Ideal und der politischen und sozialen Wirklichkeit, der die große Unklarheit der Humanitätszeit mit verschuldet, konnten sie sich nur entziehen durch die Flucht in höhere geistige Regionen. Die Aufgabe, ideale Ziele praktisch durchzuführen, das theoretische nationale Fühlen im Dienste des Vaterlandes zu bewähren, wurde kaum in Erwägung gezogen. Tatkräftig waren die Menschen damals nicht, so wenig wie die schwankenden Helden unserer klassischen Schauspieldichtung. Wie man sich an großen Worten freute, mit schwärmerischen Gelübden und heißen Tränen alles getan glaubte, so zog man auch sonst den Schein der Wirklichkeit vor. Die politische Zersplitterung, der Druck des Absolutismus, die Quengeleien des Polizeistaates, die Qual spießrutenlaufender Soldaten, das Elend zahlloser Bettler, das dumpfe Dahinleben vieler von Frondiensten geplagter Bauern — alles das nahmen die meisten hin, als ob es so sein müßte, verschlossen davor möglichst die Augen, und die großen Geister flüchteten eben — vielleicht doch weiser, als die politisch begeisterten Kritiker des späteren 19. Jahrhunderts meinten — aus dem Gemeinen in ihr Reich des Wahren und Schönen. Bis zu welchem Grade der Geringschätzung vaterländischer Interessen man allerdings kam, zeigt der Eintrag Goethes in sein Tagebuch bei seiner Abreise von Karlsbad, nachdem eben die Gründung des Rheinbundes bekanntgeworden war: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bock, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reiches." Ein Mitarbeiten etwa in der Gemeinde war eines Gebildeten noch lange unwürdig, aber auch der ehrenbringende Staatsdienst befriedigte die wenigsten. Das Individuum steht dem *Staat* überhaupt feindlich oder verständnislos gegenüber. Nur den Preußen wurde allmählich, zunächst etwas gewaltsam, eine Staatsgesinnung, ein spezifisch preußischer, jedoch keineswegs irgendwie in einem Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit wurzelnder Patriotismus anerzogen. Aber im Grunde herrschte selbst der aufgeklärte Friedrich nur über „Sklaven".

---

Man darf indessen das *politische Interesse*, ganz abgesehen von dem (S. 417) erwähnten Tyrannenhaß und dem revolutionären Gebaren der Genieperiode, unter den Gebildeten nicht ganz ausschalten. Es war doch schon im 17. Jahrhundert stark gewesen (vgl. S. 328, 376); durch die neuen geistigen Strömungen zurückgedrängt, war es durch die Aufklärung zum Teil auch wieder neu angeregt, in der friderizianischen Zeit zudem vorübergehend mit realem Gehalt erfüllt worden. Das *Ausland* mit seinem entwickelten politischen Leben und die große europäische Politik blieben allerdings im Vordergrund des Interesses, und die dürftigen deutschen *Zeitungen*, die in kurzen Briefnotizen äußere Tatsachen und höfische Nachrichten brachten, standen den ausländischen weit nach. Ja sie traten als politische Organe der Deutschen selbst geradezu vor den französisch geschriebenen holländischen Zeitungen, die auch von deutschen Diplomaten zu ihren Preßmanövern namentlich gegen Preußen benutzt wurden, zurück. Zwar erklärte der junge Preußenkönig, die Gazetten nicht genieren zu wollen, obgleich er in Wahrheit bald einen harten Druck auf sie übte; zwar entstanden in Berlin neben der nun reichhaltigeren Rüdigerschen, später Vossischen, zwei andere Zeitungen, vor allem die Spenersche; zwar entwickelten sich in dem Verkehrszentrum Frankfurt a. M. günstigere Zeitungsverhältnisse, noch bessere, wirklich Niveau verratende in Hamburg: aber doch blieben die Zeitungen, die allerorten aufschossen, im ganzen, wie betont, dürftig, zumal nach Friedrichs Tode in Preußen noch härterer, systematischer Druck einsetzte und in Österreich, dessen Zeitungen am meisten rückständig waren, die unter Joseph II. gewährte größere

Freiheit nur episodische Bedeutung hatte. Bezeichnend für die Kläglichkeit der Zeitungen ist das Weiterexistieren geschriebener „Bulletins". Immerhin war das Interesse an den Zeitungen ein großes, gerade auch vom politischen Standpunkt aus, und von diesem Standpunkt aus hat auch Schlözer in Göttingen ein „Zeitungs-Collegium" gelesen oder zu lesen geplant, um seine Hörer zu kritischen Lesern der (heimischen und ausländischen) Zeitungen zu erziehen. Der Helmstedter Professor Bischoff meinte 1792: „Zahllose Tagblätter und Monatsschriften befrachten posttäglich die Felleisen, sind auf Toilette- und Arbeitstischen, in Klubsälen, Gasthöfen und Dorfschenken verbreitet." Er zieht hier auch die *Zeitschriften* heran, die ja seit langem blühten. Sie waren im 18. Jahrhundert zunächst auf das Moralische gerichtet gewesen (vgl. S. 382 f.), dann war das Literarische in den Vordergrund getreten. Es gab aber auch politische Zeitschriften, die, wichtiger als die Zeitungen, sich von den historisch-politischen Journalen schon der höfischen Zeit (z. B. der „Europäischen Fama") nunmehr durch einen neuen, freiheitlichen Charakter unterscheiden. Es waren vor allem Schubarts „Deutsche Chronik", die die inneren Zustände verspottenden Zeitschriften Weckherlins und als einflußreichste Organe diejenigen des Professors Schlözer, sein „Briefwechsel" und seine schließlich unterdrückten „Staatsanzeigen", von Wielands zugleich literarischem, nach Frankreich schielendem, aber sehr verbreitetem „Teutschen Merkur", Mosers „Patriotischem Archiv", Göckingks „Journal von und für Deutschland" zu schweigen. Gegen die öffentlichen Gebrechen und Mißstände, gegen Untertanenbedrückung und Fürstenwillkür, gegen Adelsprivilegien und Judenmißhandlung, gegen die Leibeigenschaft, aber auch gegen pfäffische Unduldsamkeit ging namentlich Schlözer, die „bête noire der Großen", vor, freilich mehr im allgemeinen und ziemlich vorsichtig. Scharf war er nur gegenüber den Zuständen in den Kleinstaaten und Reichsstädten. Seine Kritik war bei den Fürsten gefürchtet, aber auch geachtet. „Ihr ‚Briefwechsel'", schrieb ihm 1781 Herzog Karl von Meiningen, „wird überall gelesen und ist jetzt das einzige Buch, das so allgemeinen Nutzen stiftet und so manche gute Idee in dem Herzen eines wohldenkenden Regenten erweckt." Die patriotische und nationale Begeisterung, die vor allem bei Schubart (vgl. S. 418) hervortrat, konnte sich weniger praktisch betätigen und nur zur Hebung nationalen Sinnes im allgemeinen beitragen.

Denn wo gab es in Wirklichkeit eine deutsche Nation, ein deutsches Vaterland? Aus fast 300 souveränen Einzelterritorien war *das deutsche Reich* zusammengesetzt. Schon Hippolytus a Lapide hatte 1640, wie später Pufendorf und Leibniz, den wirklichen Zustand, daß das Reich nicht auf dem Kaiser, sondern auf den Ständen beruhte, auch theoretisch vertreten. Alles politische Leben spielte sich denn auch nur in den Einzelstaaten ab. Die Verfassung des Reiches nannte schon Oxenstierna eine nur von der göttlichen Vorsehung erhaltene Konfusion (confusio divinitus conservata). Die Machtstellung der Kurfürsten war seit langem durch die Wahlkapitulationen nicht allein bestätigt, sondern ihr Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches auch dauernd erweitert worden, so daß der Kaiser ohne sie fast nichts selbständig unternehmen konnte. Die Rechte des Kaisers beschränkten sich auf Verleihung des Adels und gewisser Pfründen sowie den Bezug der Judenschutzgelder; dazu kamen einige Leistungen der Reichsstädte. Er war zwar der oberste Lehnsherr der Fürsten, aber die geringe praktische Bedeutung der Belehnung zeigten ihre jetzige dürftige Form und die Vertretung des zu Belehnenden durch einen Gesandten. Wir sahen schon (S. 321), wie der Kaiser sonst an den Reichstag gebunden war, gegen dessen Beschlüsse ihm freilich ein Veto zustand. Der Reichstag war indes selbst immer mehr zu einem Faktor



ohne Bedeutung geworden. Nunmehr nicht aus den Ständen selbst, sondern aus den Gesandten und Räten zusammengesetzt, war er ein Bild der Zopfigkeit und Umständlichkeit, seine schleppenden Beratungen erschöpften sich in Rangfragen und dergleichen, und die Gesetzgebung des Reiches trat nun vollends hinter der der Einzelstaaten zurück. Von den Reichsorganen, die in einer kräftigeren Zeit entwickelt waren, wurde selbst das Reichskammergericht, dessen Räte überdies von den Ständen ernannt wurden, nicht immer respektiert, noch weniger der Reichshofrat, eine wirklich kaiserliche Instanz, die vor allem auch Recht sprach; die bunt zusammengesetzte Reichsarmee war einfach lächerlich. Eine gewisse Reform hinsichtlich der überlebten Grundlagen des Lehnsheeres hatte man freilich durch die Gliederung des Heeres nach den „Kreisen" des Reiches versucht. Zum „Reich" rechnete der norddeutsche Sprachgebrauch überhaupt nur den Südwesten und Süden. „Deutsch" nannten sich etwa die Bürger der Reichsstädte, die anderen waren Österreicher, Bayern, Sachsen, Preußen. Die Einzelstaaten also waren die eigentlichen Machtfaktoren, auch der Kaiser besagte wirklich etwas nur als Herr seines Hausstaates, der zugleich der führende katholische Staat war, Österreichs; mit ihm wetteiferte nur das protestantische, nun mächtig gehobene, aber ziemlich isolierte Preußen, nach dem in Haß oder Nachahmungssucht alle Welt sah.

Nach *preußischem* Muster gewannen die anderen Staaten auch immer mehr den Charakter von *Militärstaaten*, wie denn jetzt die von Moser angegriffene Gewohnheit der Fürsten aufkam, Uniform zu tragen. Die fürstlichen Söldner waren zum *stehenden Heer* geworden (vgl. S. 320), in Preußen insbesondere durch den Großen Kurfürsten, der das Unternehmertum der Obersten, die ihre Stellen kauften und die Leute in ihrem Namen warben, abschaffte und die Werbung im Namen des Staates einführte, die Offiziere selbst ernannte und sich verpflichtete. Der eigentliche Vollender war aber König Friedrich Wilhelm I. Schon unter Friedrich I. war die Deckung des Soldatenbedarfs, der bei den politischen Aspirationen der Fürsten und den kriegerischen Zeiten allgemein stieg, durch Aushebung aus nichtseßhaftem Volk vorübergehend versucht worden. Friedrich Wilhelm I. setzte mit energischem Druck das *Kantonsystem* durch, das die niederen Bürger und Bauern militärpflichtig machte, wobei aber von einem bewußten Hinarbeiten auf eine allgemeine Wehrpflicht keine Rede ist. Denn das Kantonsystem beruht gerade auf einer ungleichen Behandlung der Stände. Aber diese Rekrutierung, die z. B. Sachsen erst gegen Ende des Jahrhunderts einführen konnte, deckte bei der Verhaßtheit des Militärdienstes, dem man sich auf alle Weise entzog, den Bedarf bei weitem nicht, sie galt auch als Schädigung der „nützlichen Untertanen", und die *Werbung*, namentlich im Ausland, mußte selbst für Preußen, erst recht für die anderen Staaten, noch lange die Soldaten liefern. Man darf die damaligen Heere nicht vom heutigen Standpunkt aus ansehen: vor allem fehlte das nationale Moment durchaus. So international wie die Soldateska des großen Krieges waren die späteren Heere nicht mehr, aber *fremde Elemente* waren massenhaft vertreten. Der eigentliche Berufssoldat, der Offizier, betrachtete sein Metier bisher wie der damalige Künstler oder Gelehrte: er folgte jedem, der ihn rief. Der berühmte Heerführer Marschall Friedrich von Schomberg war nacheinander in niederländischen, schwedischen, französischen, portugiesischen, brandenburgischen und englischen Diensten. So gab es auch die verschiedensten Nationalitäten unter den Mannschaften, wenn auch die Landeskinder jetzt überwogen. Man betrieb die Werbung mit den unerlaubtesten Mitteln, selbst mit Gewalt. Führte die Jagd Friedrich Wilhelms nach „langen Kerlen", die ihm andere norddeutsche Fürsten nachmachten, zum Aufgreifen von

Studenten, so wurden während der Kriegsnöte Friedrichs selbst Schüler zu Soldaten gepreßt. Im Auslande, wo man zur Werbung der Erlaubnis des Landesherrn bedurfte, lockte man die Leute durch List, machte sie betrunken usw. (s. die untenstehende Abbildung). Den Hauptfang tat man in den Reichsstädten. Dabei nahm man die schlechtesten Elemente unbesehen. Ein so zusammengebrachtes Heer konnte nur durch äußerst strenge Zucht bei der Fahne gehalten und dressiert werden: die harten Strafen, wie das Gassenlaufen (s. die Abbildung S. 441), schreckten viele doch nicht von der Desertion ab. Soldat zu werden, war außer dem disziplinierten und nunmehr (vgl. S. 407) auch militärisch fühlenden Brandenburger dem ehrbaren Bürger etwas Undenkbares. Die rohen Sitten jener schlechten Elemente vermehrten die

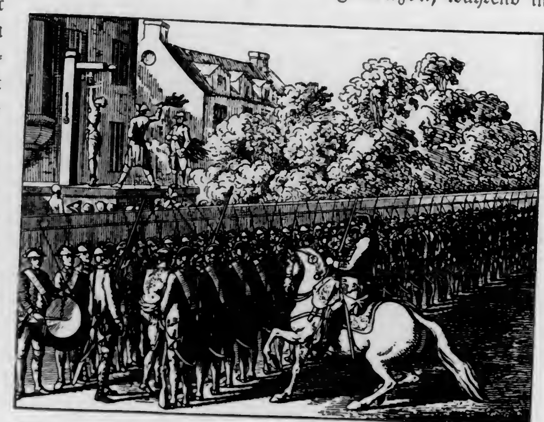


Soldatenwerbung. Aus v. Fleming, „Der vollkommene Teutsche Soldat" (Leipzig 1726), wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I.

Mißachtung der Truppe und den Gegensatz zwischen Soldaten und Bürgern. Ein solcher Gegensatz bestand aber auch zwischen den letzteren und dem Offizierstand. Dieser ergänzte sich in Preußen, von der wenig geachteten Artillerie, den Husaren und den Füsilieren abgesehen, nur aus dem Adel, namentlich dem armen, dessen Söhne als Kadetten auf Kosten des Königs erzogen wurden, der aber auch viele Opfer für den König brachte. Nur langsam legte der Offizier seine schlechten Sitten ab, zeigte seinen Übermut gelegentlich durch das Prügeln von Bürgern, galt jedoch in Preußen wie in Österreich immer als erster Stand. Musterhaft war in Preußen die Ausbildung, der Drill: die Fremden betrachteten die Potsdamer Wachtparade als Sehenswürdigkeit. Kleinere Fürsten ahmten die Äußerlichkeiten gern nach, gingen aber zum Teil über die bloße Spielerei doch hinaus, wie denn die gräflich lippe-schaumburgische Kriegsschule, die eigenartige Schöpfung des Grafen Wilhelm, einen Offizier wie Scharnhorst erzogen hat. Preußens Heer war allgemein bewundertes Vorbild, zugleich aber durch seine Zahl allen anderen überlegen. Friedrich der Große hat in Kriegszeiten ein Heer von 200000 Mann zusammengebracht.



Aber die Unterhaltung des Heeres kostete Geld. Man wurde dieser Kosten wegen, z. B. in Preußen, auf anderen Gebieten, unter Friedrich Wilhelm I. auch im Hofwesen, sparsam, oft knauserig. Sie vermehrten den Steuerdruck, der überdies durch Privilegien und ungleiche Verteilung härter als heute war; sie führten zu einer Sucht, die Staatseinnahmen auch sonst zu steigern, sei es durch Monopole und Regalien, sei es durch Münzmanöver, sei es durch die sehr üble und viel beklagte Einnahmequelle des Lottos, sei es, daß man das Heer selbst als Einnahmequelle benutzte und für Subsidiengelder dem Ausland beisprang. Mit Recht hebt Heigel als bezeichnend hervor, daß die Subsidiengelder von den Nationalökonomen als regelrechte Einnahmen berücksichtigt wurden. Nur wenige Staaten, wie Preußen, Sachsen, auch Gotha, besonders Baden, hatten indes geordnete *Finanzen*, während in Bayern, Württemberg, der Pfalz usw. die Kalamitäten noch durch die alte verschwenderische Hofwirtschaft gesteigert wurden und weiter auch zu schlechter und unregelmäßiger Besoldung der gerade in den Kleinstaaten unglaublich zahlreichen Beamten, zum Verkauf der Ämter, die man sich anderseits durch Gunstbuhlerei verschaffte, führten. Das hatte wieder ein neues Übel, eine Ausnutzung der Beamtenstellen durch Annahme von Bestechungen, Hinterziehung von Staatseinnahmen —



Stäupung und Gassenlaufen. Nach einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki (1726—1801), wiedergegeben in den „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I. Vgl. Text S. 440.

von $7\frac{1}{2}$ Millionen Gulden Einnahmen aus Steuern, Gefällen usw. in Bayern gingen fast zwei auf die „Erhebung" derselben darauf —, kurz, eine schlimme, zugleich mit umständlichem Formalismus, Faulheit und Tyrannei nach unten verbundene Beamtenwirtschaft zur Folge, wie sie für Bayern der Ritter von Lang in ihrer ganzen Gemeinheit und Perfidie abschreckend geschildert hat, von deren Gegenbild wir aber alsbald hören werden.

War in Preußen der Militärstaat mit seiner ganzen Härte und Diszipliniertheit aufs vollkommenste ausgebildet und als solcher ein Gegenstand des Abscheus für den hochgesteigerten Individualismus des geistigen Deutschlands wie für den Schlendrian und die „Freiheit" namentlich der kleinsten Glieder des „Reiches", so war der militärische Faktor nirgends so sehr in den Dienst des *politischen Machtstrebens* gestellt wie eben in *Preußen*. Seit dem Großen Kurfürsten arbeiteten die Herrscher zielbewußt an der Größe ihres Staates. Die Vorbedingung war eben ein starkes Heer als Machtmittel, eine andere die Konsolidierung und Zentralisierung des Staatswesens durch eine einheitliche Verwaltungsorganisation mit Hilfe eines zuverlässigen Beamtentums wie durch die innere Zusammenschweißung der auseinanderliegenden, gänzlich disparaten und einander fremden einzelnen Landesteile unter

Beseitigung alles ständischen Einflusses, soweit er störend wirken konnte. Eine letzte Vorbedingung war aber die Leistungsfähigkeit der Untertanen: daher die unablässige Sorge der Herrscher um die innere Hebung des Landes, um das Wohl der einzelnen Stände, um gute Wirtschaft, wie sie hervorragend schon Friedrich Wilhelm I. zeigt. In Friedrichs, seines Sohnes, Hand wurde dieser Militär- und Beamtenstaat neben dem von seinem Vater gesammelten, für Kriegs-, d. h. Machtzwecke bestimmten Schatz dann zu dem wirksamen Instrument, um in der Tat eine größere Machtfülle zu erringen. Aber es galt auch, zumal bei der übergroßen Anspannung und der drohenden Erschöpfung der Kräfte, dauernd den preußischen Staat auf seiner Höhe zu erhalten und weitere Fortschritte zu ermöglichen. An dieser Aufgabe hing Friedrich mit seinem ganzen Sein, für den Staat lebte und arbeitete er unausgesetzt. Aber eine entsprechende Gesinnung und Betätigung verlangte und erzwang er von seinen Untertanen. Mit dem Despotismus des absoluten Herrschers und mittels einer ständigen Aufsicht einerseits, mit dem gehobenen Bewußtsein des Anhängers der Aufklärung, das Beste aller zu wollen, und der Selbstsicherheit des zeitgenössischen Rationalismus anderseits machte er systematisch mit wohlabgewogener Verteilung der Rechte und Pflichten der einzelnen Stände seinen Staat zu einem Pflichtstaat, dessen Mechanismus freilich versagen mußte, sobald die alles treibende Kraft, der König selbst, nicht das Vorausgesetzte leistete. Eben dieses mechanische System imponierte der Zeit, weiter aber genoß Preußen unter allen Umständen den Ruhm einer vortrefflichen Verwaltung und der Rechtssicherheit seiner Untertanen.

Vor allem wurde es jetzt zum Muster des „aufgeklärten Staates“. Den Typus des aufgeklärten Herrschers finden wir im 17. Jahrhundert schon vorbereitet — es sei an Karl Ludwig von der Pfalz erinnert. Aber als der eigentliche Bahnbrecher des aufgeklärten Staates gilt eben Friedrich der Große (vgl. S. 409). Sein Beispiel hat auf manche andere Fürsten, namentlich die protestantischen, unmittelbar gewirkt, sogar auf seine Gegnerin Maria Theresia, noch mehr auf Joseph II. Seinen Ruhm verdankt er einmal seinem aufgeklärten und freien Standpunkt gegenüber dem kirchlichen Geist: wie die Aufklärung durch die von ihr vertretene geistige Emanzipation von der Kirche zwar durchaus nicht, wie wir sahen, ausschließlich, aber doch ganz wesentlich charakterisiert ist, so bildet dieses Moment auch einen wichtigen Zug bei den aufgeklärten Herrschern, und gerade hierin eiferten Friedrich andere Fürsten nach. Aber es war gerade auch bei ihm mit dieser freien und toleranten Haltung doch wieder Intoleranz verbunden, nunmehr gegenüber der Kirche und den „Pfaffen“. Jedenfalls war es mit der früheren Beeinflussung des Staates durch die Kirche vorbei. In politischer Beziehung vertrat Friedrich durchaus die naturrechtlichen Ideen der älteren Aufklärung, wenn auch nur theoretisch. Auch für ihn beruhte die Gewalt des Fürsten auf einem (angenommenen) Vertrag (vgl. S. 352): aber dieser Vertrag erschien ihm unwiderruflich und hemmte in keiner Weise seinen Absolutismus. Von einem Mitwirken der Untertanen ist keine Rede, so wenig wie von ihrer Anerkennung als freie Individuen. Er, der König, regiert allein. Auch sonst harmonierten Friedrichs Ideen nicht immer mit seinen Handlungen (vgl. S. 437 bezüglich der Zeitungen): die bürgerlichen Bewunderer der englischen Verfassung haben ja ebenso eine Übertragung derselben auf Deutschland praktisch niemals für möglich gehalten. Aber — und hier liegt das weitere Moment, das Friedrich zum Muster des aufgeklärten Herrschers macht, alles geschieht bei ihm zum Wohle des Ganzen, wobei freilich jenes staatliche Machtstreben entscheidend mitspricht. Anderseits wird gerade durch ein solches Ziel bei einem von seinem edlen Wollen und seiner besseren Einsicht überzeugten Herrscher das despotische



Regiment nur noch verschärft. Im ganzen bleibt für die aufgeklärte Haltung der Fürsten der allgemeine Zug der Zeit, die europäische Herrschaft der französischen Bildung und Philosophie maßgebend. Katholische Fürsten mochten auch in der Begünstigung der Aufklärung eine Waffe gegen hierarchische Übergriffe und Machtgelüste ihrer Kirche sehen. Jedenfalls wurde der Typus des aufgeklärten Herrschers immer allgemeiner, im Ausland wie in Deutschland. Von weltlichen Fürsten sind zu nennen: Max III. Joseph von Bayern — später unter einem anderen Max Joseph suchte der Minister Montgelas das „finstere“ Bayern in sich überstürzendem Eifer wirklich zum aufgeklärten Land zu machen —, Friedrich August der Gerechte von Sachsen, Karl Friedrich von Baden, Ernst Ludwig von Gotha usw.; von geistlichen die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Bamberg. Selbst die Anhänger des früheren Treibens, gegen die Stücke wie „Emilia Galotti“ und noch schärfer „Kabale und Liebe“ heftige Anklagen schleuderten, fanden sich nicht mehr modern. Karl Eugen von Württemberg (vgl. S. 316) zog mit seinem 50. Geburtstag einen anderen Menschen an, wurde sparsam und sorgte für sein Land. Immerhin gab es auch später noch schlimme Exemplare von Fürsten. Der Nachfolger des trefflichen, kunstbegeisterten Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, der Herzog Karl August, war ein sittenloser Verschwender schlimmster Art; für das von ihm errichtete Schloß Karlsberg, dessen luxuriöse Pracht es zum „achten Wunder der Welt“ machte, brauchte er 14 Millionen Gulden. Sein kleines Ländchen stürzte er in Armut und Schulden; und es war wie eine Strafe des Himmels, als er durch die französische Revolutionsarmee seines Landes beraubt wurde und alle seine Prunkbauten der Verwüstung und dem Feuer anheimfielen. Das Hofleben selbst behielt anderseits auch jetzt allgemein die alten Züge, den Stempel der Charakter- und der französischen Sittenlosigkeit. Sogar der Hof Friedrichs II. war darin nicht anders als die übrigen.

Der extremste und begeistertste aufgeklärte Herrscher war der für alles Edle und Humane empfängliche Joseph II. Schon seine Mutter war trotz übergroßer Frömmigkeit für Abstellung mancher kirchlichen Mißbräuche, z. B. für Beschränkung der Feiertage, eingetreten, hatte aufklärungsfreundliche Männer wie Sonnenfels begünstigt und vieles im staatlichen und wirtschaftlichen Leben zu reformieren gesucht. Ihr Sohn aber, von Rousseau herkommend, begierig, Friedrich zu übertreffen, scheiterte an der Höhe seiner Ziele wie an seiner Voreiligkeit, seinem Übereifer und dem Mangel an Menschenkenntnis. Gegenüber dem Wühlen und Anstürmen der aus dem früheren Schlendrian gerissenen Beamten, des seiner Sonderrechte beraubten Adels, des Klerus konnte der auch in der äußeren Politik wenig erfolgreiche Kaiser sein Werk schließlich selbst nicht ungeändert behaupten. Er starb als „der Unglücklichste unter den Lebenden“, wie er sich schon 1789 bezeichnete. Bei ihm war übrigens das auch dem aufgeklärten Herrscher vom Absolutismus überkommene Moment der Willkür besonders hervorgetreten, das ja ebensowenig bei Friedrich dem Großen fehlte.

Das Wesentliche der neuen Auffassung war das Zurücktreten der persönlichen Vorteile und Liebhabereien des Herrschers, die Anerkennung der Pflicht, für das allgemeine Wohl zu sorgen. Wie sich Friedrich als den ersten Diener des Staates bezeichnete, so nannte Joseph II. sich ähnlich den „ersten Verwalter des Staates“. Der Bischof von Würzburg meinte, der Fürst sei für das Volk da. Die Staatskasse war erst seit Friedrich nicht mehr vorwiegend für die persönlichen Bedürfnisse der Fürsten bestimmt. Entsprechend mußte sich gegenüber jenem häufigen gewissenlosen Treiben der Beamten (vgl. S. 441) die Auffassung des Beamtentums ändern. Die Beamten wandelten sich in mehreren Staaten aus fürstlicher

Willkür preisgegebenen „Bedienten", wie sie anfangs hießen, zu den eigentlichen Trägern des aufgeklärten Staates. Es gab gute Köpfe unter ihnen, die an dem Problem, Aufklärung und Humanität auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, eifrig arbeiteten, freilich in glücklichem Optimismus oft allzu rasch mit der Lösung fertig waren. Nominell ging freilich alles von dem Fürsten aus. Das war in einer Zeit, wo auch die Vertreter der Kirche wie der gelehrten Bildung vor Serenissimus immer submissest erstarben, wo auch der Reformer sich alle Fortschritte, der Industrielle und Kaufmann sich alle Förderung nur vom Fürsten ausgehend dachte, nur natürlich. Ernsthafte Fürsorge für die Regierten und Voranstellung des allgemeinen Wohles gegenüber dem Vorteil der Fürsten oder (vgl. S. 441) dem eigenen hat anderseits den preußischen Beamten Friedrich II. meist erst beigebracht, nachdem sein Vater, der sie freilich noch als willenlose Werkzeuge behandelte, ihnen Pflichttreue, Gehorsam, Disziplin, aber auch Korpsgeist eingeimpft und ihr äußeres Ansehen wie ihre äußeren Verhältnisse gehoben hatte. Auch andere Beamtenschaften in Nord- und Mitteldeutschland, so die hessische, kamen auf eine Stufe, die sie von dem süddeutschen Durchschnitt höchst vorteilhaft unterschied. Hannover und Braunschweig zeichneten sich übrigens schon im 17. Jahrhundert durch ihre Verwaltung und ihre Beamten aus. Besonders war der neue Staat auf besseren Rechtsschutz und die persönliche Sicherheit der Untertanen bedacht. Die Richter wurden zur Unparteilichkeit und Unbeeinflußbarkeit erzogen, die Unabhängigkeit der Gerichte gesichert, die Strafen gemildert, die Tortur beseitigt. Die Justizgesetze sollten überhaupt im Sinne der Vernunft erneuert werden. Friedrich hat das neue, ganz im Geist der Aufklärung und der Humanität gehaltene preußische Landrecht, das erst nach seinem Tode fertig wurde, wenigstens angeregt. Wichtig war sodann die Aufhebung persönlich drückender Verhältnisse, vor allem auf dem Lande. Der Bauer war überdies für den Ersatz des Heeres wie als Hauptzahler der Kontribution, die im wesentlichen die Steuerform für das Land darstellte wie die Akzise die für die Stadt, dem Staat unentbehrlich: deshalb schützte man ihn vor allem (vgl. S. 449). Hier gelang bei dem Widerstand der Herren freilich nichts Ordentliches.

In sozialer Beziehung blieb es überhaupt ziemlich beim alten. Der Fürstenstaat hatte nur die politischen Aspirationen der Stände gebrochen, sonst an den gesellschaftlichen Unterschieden, an der sozialen Gliederung durchaus festgehalten. Den Adel entschädigte er gerade durch die gesellschaftliche Bevorzugung, die dann auch eine solche im Staatsdienst mit sich brachte. Der Adel bewahrte daher um so leichter und noch im Beginn des 19. Jahrhunderts im ganzen die alte Exklusivität. Jene Annäherung an das Bürgertum durch die neuen geistigen Interessen (vgl. S. 420) hatte sehr wenig praktische, allgemeinere Konsequenzen. In den öffentlichen Anzeigen unterschied man noch lange zwischen einem „hohen Adel und verehrtem Publikum". Im Theater trennte eine Schranke oder Schnur noch häufig die feine Gesellschaft von der Rotüre. Auch jetzt wehrte sich anderseits der alte Adel mit allen Mitteln gegen Eindringlinge. Wie der hohe Adel die vom Kaiser ernannten Fürsten und Grafen, wie die Reichsfreiherren die Freiherren von Kaisers Gnaden nur unter bestimmten Voraussetzungen als Genossen ansahen, so verschloß sich die Ritterschaft mit ihren Domkapiteln usw. den Neuadligen. Außer in der Gesellschaft behauptete der Adel auch im Staatsdienst, wie gesagt, meist noch die alten Vorrechte und okkupierte die höchsten Verwaltungsstellen, so besonders in Hannover, während in Preußen schon seit dem Großen Kurfürsten Bürgerliche nicht selten Minister und sonst höhere Beamte wurden. Friedrich Wilhelm I. mißtraute überhaupt dem Adel, wie er ja auch noch dessen ständische Machtansprüche energisch bekämpfte („ich ruiniere die



Junkers ihre Autorität"), hat den Adel aber zum Offiziersdienst bekehrt. Friedrich der Große wieder betonte dessen Privilegien wie überhaupt die Abstufung der Stände nach Rechten und Pflichten und brachte in die höchsten Beamtenstellen auch nur ausnahmsweise einen Bürgerlichen. Dafür verlangte er aber vom Adel besondere Leistungen für den Staat.

Eine besondere Bedeutung hat diese Zeit für die Stellung der Juden gehabt. Seit dem 16. Jahrhundert, in dem noch Luther heftig gegen sie aufgetreten war, hatte man ihre Zinsgeschäfte weniger durch Gewalttaten als mit Ordnungen, auch von Reichs wegen, bekämpft. Eine späte Verfolgung fand noch 1614 in Frankfurt a. M. statt. Eine neue Quelle der Bereicherung erwuchs den Juden anderseits in den Heereslieferungen, schon im 16. Jahrhundert, vor allem aber seit dem Dreißigjährigen Krieg. Weiter dienten sie nun den viel brauchenden Fürsten als Geldgeber, wurden daher immer häufiger von den Fürsten gut behandelt: es kam gegen 1700 oft vor, daß den glänzenden jüdischen Hochzeiten fürstliche Gäste zusahen. In Berlin, wo die Juden unter den Christen wohnten, erhielt der Vorsteher ihrer Gemeinde von Friedrich I. das Recht, einen Degen zu tragen. In den Kreisen der Bildung aber bewirkten dann mehr und mehr die Ideen der Aufklärung eine freundlichere Haltung. Dafür war wichtig, daß im Judentum selbst, innerhalb dessen die östlichen Elemente im Gegensatz zu denjenigen spanisch-portugiesisch-niederländischen Ursprungs sehr tief standen, sich trotz des Widerstandes des talmudischen Rabbinertums eine an den Namen Moses Mendelssohns knüpfende Bewegung ausbreitete, die deutsche Sprache und Bildung bei den Juden heimisch zu machen suchte. Mendelssohn stand auch in freundschaftlichem Verkehr mit bedeutenden Christen, mit Lessing vor allem, ferner mit Hamann, Herder und Kant. Der große König dagegen konnte erst durch den Marquis d'Argens bewogen werden, dem trefflichen Mann ein Schutzprivilegium zu verleihen. Er wollte die Zahl der Juden nicht vermehrt wissen. Praktisch hielt er eben an der alten Ordnung, soweit sie ihm im Staatsinteresse zu liegen schien, sehr häufig fest. Aber in vielen Staaten und Städten ließ man doch immer mehr von den alten Beschränkungen in Vergessenheit geraten. Die öffentliche Meinung trat überdies immer lebhafter für deren Aufhebung ein. Lessings schon 1749 erschienene „Juden" (vgl. S. 422) fanden in den achtziger Jahren zahlreiche dramatische Nachfolger; 1781 erschien von Dohms eindrucksvolle Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden". Gleichzeitig gewährte Joseph II. in praktischer Beziehung erhebliche Befreiungen und Rechte, wollte die Juden dafür freilich in den öffentlichen Schulen erzogen und dem Heere eingereiht wissen, behielt überdies das Schutzgeld bei. Am wirkungsvollsten war dann die Zeit der französischen Revolution und Napoleons, in der die in Frankreich durchgesetzte bürgerliche Emanzipation der Juden auch in den Rheinbundstaaten, im Königreich Westfalen usw. durchdrang. Allgemein war sonst die Toleranz in Glaubenssachen. Nur gegen die Kirche selbst war man oft intolerant, so bei der Aufhebung der Klöster. Hier war dem Staate die Stimmung der Aufklärung sehr willkommen, um in ein seinen Einflüssen noch am meisten entzogenes Gebiet schärfer einzugreifen, weiter aber von der gut bewahrten wirtschaftlichen Macht der Orden durch Säkularisation für Staatszwecke zu profitieren. Er konnte dabei die Nutzbarmachung dieses Besitzes für das allgemeine Wohl als Motiv anführen.

---

Gerade in wirtschaftlicher Beziehung war auch die Fürsorge des aufgeklärten Staates sehr ausgedehnt. Hier setzte man aber nur die Traditionen der älteren Periode des absoluten Fürstentums (vgl. S. 317ff.) fort, hatte jetzt freilich immer zugleich das Glück des

einzelnen Individuums im Auge. Eben zum Zweck der Beglückung äußerte sich daher auf wirtschaftlichem Gebiet jene überall bevormundende und die Vorsehung spielende Vielregiererei, die ebenfalls schon aus jener Zeit stammte, besonders stark. Reglements wurden in Hülle und Fülle erlassen; überall traf man Maßnahmen, hier zur Beschränkung, dort zur Hebung. Aber man blieb doch immer vor allem vom Staatsinteresse geleitet: die Hauptsache war, daß der Staat auf die Untertanen, die Steuerzahler, angewiesen, deren Wohlstand also eine Staatsnotwendigkeit war. Dies übertrieben planmäßige Verwaltungssystem scheute ferner nirgends vor künstlichen Mitteln zurück, hat aber doch, zumal unter dem Einfluß besserer theoretischer Kenntnisse, viel Segensreiches geschaffen und den Grund zu neuem Aufschwung gelegt. Das deutsche wirtschaftliche Leben wandte sich aber auch jetzt nur langsam von den mittelalterlichen Formen ab. Wie man in Haus und Gesellschaft um 1750 noch an viel altem Brauch, an zeremoniellen Verkehrsformen, an strenger Regelung des Haushalts, an der alten Art der Gesundheitspflege, z. B. hinsichtlich bestimmter Aderlaßtage, festhielt, wie aber daneben oft ein freierer Geist an alledem zu rütteln begann oder sich in der Zeit der Originalgenies kühn darüber hinwegsetzte, wie weiter in den auch am Tage verschlafenen Städten, deren stille Straßen zur Nachtzeit der Nachtwächter (s. die nebenstehende Abbildung) hütete, die Mauern und Tore, die Kirchen und manche öffentlichen und privaten Gebäude des Mittelalters meist noch dastanden, aber ohne Anteil betrachtet, vernachlässigt, auch abgebrochen oder nüchtern verändert (vgl. S. 454) wurden: so war es auch auf wirtschaftlichem Gebiet.



„Die Rädelwacht." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Das Gewerbe, krampfhaft an der verknöcherten Zunftverfassung und alten, nun nicht mehr verstandenen Bräuchen und Formen festhaltend, immer kleinlicher und fanatischer sich zugunsten weniger abschließend, war doch eben wegen solcher Rückständigkeit bereits seit längerem den Eingriffen und mildernden Maßnahmen der Landesherren (vgl. S. 263) ausgesetzt, wie es an den Gerichten keine Stütze für seine Intoleranz fand und seine alten Bräuche und Feste dem „aufgeklärten" Geschmack nicht behagten. Die Leistungen wurden auch kritischer angesehen. Möser, der sich sonst an dem Fortbestehen der alten Grundlage des Handwerks, der Zunft, freute, fand an „fast aller deutscher Arbeit" der Zeit „etwas Unvollendetes". Immerhin muß man eine gewisse gute Tradition auch damals noch anerkennen. Die fremden Manufakturisten anderseits, deren Einwanderung die Fürsten auch jetzt (vgl. S. 318f.) auf alle Weise begünstigten, Karl VI. und Maria Theresia wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., verfeinerten den Geschmack und trugen durch ihre Fabriken zugleich zur Weiterbildung der vom Zunftwesen emanzipierten großindustriellen Gewerbsformen bei. Die merkantilistischen Fürsten, die Industrie und Handel staatlicherseits oft in



Treibhauskultur züchteten, aber auch durch ihre eigenen Bedürfnisse besonders die Luxusindustrie förderten, kamen der privaten Großindustrie, wenigstens in den größeren Staaten und in bestimmten Grenzen, entgegen und sahen wie Friedrich II. die Anlage von „Fabriquen" als „eine sehr gute Sache" an. Aber das Ganze war doch, wie von Below betont, immer noch eine „Abweichung vom normalen Zustand der Dinge". Dieser blieb der Handwerksbetrieb, die Kundenproduktion, wie denn überhaupt der Merkantilismus im ganzen nur die Formen der mittelalterlichen Stadtwirtschaft weiterbildete (vgl. S. 272, 319). Auch die eigentliche alte, von den Zünften diktierte geschlossene Stadtwirtschaft ist in manchen Städten bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bewahrt worden. Der industrielle Betrieb — größere



Maut. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

Bedeutung hatten damals noch die Leinenmanufaktur, wie die ganze Textilindustrie überwiegend Hausindustrie, und die Metallindustrie — behielt daher meist einen künstlichen Charakter. Am wenigsten noch in Sachsen mit seinen natürlichen Vorteilen, den Bodenschätzen und seiner den Handel, damit also den Absatz der Industrieerzeugnisse begünstigenden Lage. Der sächsische Handel versorgte den slawischen Osten, vermittelte aber auch zwischen Norden und Süden.

Auch der Handel ging nur langsam zu moderneren Formen über. Man schätzte zwar den Handel im merkantilistischen Zeitalter hoch, man erörterte auch theoretisch immer eifriger seine Förderung. Im ganzen bestanden aber noch immer die alten, ihn hemmenden Verhältnisse, die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel und Straßen (vgl. S. 450) wie deren Unsicherheit (vgl. S. 451) — mit Vorliebe bediente man sich daher auch der Wasserstraßen, an denen Deutschland ja keinen Mangel hat, —, die Zersplitterung des Münz-, Maß- und Gewichtswesens wie die arge Münzverschlechterung, weiter vor allem das raffiniert ausgebildete Zollwesen (siehe die obenstehende Abbildung); auch jene mittelalterlichen Bindungen des

Stapelrechts und des Gästerechts dauerten in letzten Spuren noch bis ins 19. Jahrhundert fort. Die Landesherren suchten freilich die Reste dieser Rechte schon zu beseitigen, arbeiteten ferner nachdrücklich auf die Minderung der Zölle in fremden Territorien hin, führten auch Zollkriege, aber innerhalb ihres eigenen Gebietes ließen sie die Zölle ruhig bestehen. Den Großhandel förderten sie wohl durch Begünstigung der Messen, aber er blieb im ganzen auf die eigene Kraft angewiesen und wuchs nur langsam, war auch von dem ausländischen Handel mit seinen Kolonialwaren und den französischen Luxuswaren durchaus abhängig und im ganzen reiner Zwischenhandel. Allzusehr unterschätzen darf man ihn gleichwohl nicht. Natürlich konnte die alte Handelstüchtigkeit der Städte nicht wieder zurückgerufen werden; besonders im Süden und Westen waren viele zu Ackerstädten herabgesunken, die überhaupt in Deutschland weit überwogen. Hamburg freilich, das durch die Verbindung mit England sich einst vor dem allgemeinen Rückgang bewahrt hatte (vgl. S. 258), gedieh wie früher durch seinen überseeischen, besonders Kolonialprodukte einführenden Verkehr und hatte wohl auch ziemlich allein einen großstädtischen Charakter. Frankfurt a. M. blieb ein großer Vermittelungs- und Umschlagsort, insbesondere für französische Modewaren, ebenso Leipzig (auch Breslau) im Osten, beide durch ihre Messen florierend. Der westöstliche Durchgangshandel war überhaupt der wesentlichste Teil des Handels. Auch Nürnberg hob sich etwas durch den lebhaften Absatz seiner Kurz- und Spielwaren und pflegte wie Augsburg noch den italienischen Handel. Dieses aber war sehr gesunken, obwohl noch Weberei und Metallgewerbe betrieben wurden. Ulm, das noch einigen Handel in Leinwand bewahrte, wollte schon sein Landgebiet verkaufen. Köln lag ganz danieder, „ist heruntergekommen und verfällt“, schrieb 1748 Hume; es war ein Mittelpunkt für Mönche und Bettler, die zu Tausenden die Straßen belagerten. Zum Teil hatte hier der unduldsame Geist der katholischen Majorität gegenüber den wirtschaftlich leistungsfähigen Protestanten schädigend gewirkt. Jedenfalls waren die Manufakturen, von den Bandfabriken etwa abgesehen, außerordentlich zurückgegangen, und der Haupthandelszweig war die Spedition der niederländischen Waren nach Deutschland und der deutschen nach Holland. Dagegen blühte in der altberühmten Handelsstadt jetzt der Gartenbau. An der Küste hatten, von Hamburg abgesehen, einige Bedeutung Emden, Bremen, Rostock, Stralsund, Stettin. In Ostelbien florierte insbesondere der Handel mit Getreide, auch Holz und anderen Rohstoffen.

In der Landwirtschaft war erst recht alles beim alten: trotz Besserung im einzelnen hatte sie ganz den früheren, d. h. mittelalterlichen Charakter. Den rechten Anhängern des Merkantilismus galt anderseits die Landwirtschaft nicht mehr als die wirtschaftliche Hauptgrundlage: ihr Sinnen war auf die Industrie gerichtet. Aber tatsächlich war die Landwirtschaft noch durchaus diese Hauptgrundlage — einseitig theoretisch wird sie als solche dann von den Physiokraten hingestellt —, und die Gesamthaltung Deutschlands war überwiegend agrarisch; von der Zahl der Ackerstädte war eben die Rede. Noch war auch der Adel in seiner überwiegenden Mehrheit im Gegensatz zum französischen landsässig, und ein erheblicher Teil der adligen großen Besitzer trieb Eigenwirtschaft, ein anderer führte freilich lediglich das Herrenleben im Stil des ancien régime, im Schutze seiner Privilegien. Im Betriebe machte man bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts keinerlei erhebliche Fortschritte: die Dreifelderwirtschaft herrschte, soweit nicht gar noch primitive Feldgraswirtschaft in einzelnen Gebieten bestand, ungebrochen; die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse und Lasten, oft noch verschärft, dauerten weiter, bis herab zu den drückenden Jagdfronden; der Flurzwang hielt noch immer die stumpfe



Bevölkerung zu den Arbeiten an. Auch die schon länger betätigte landesherrliche Fürsorge (vgl. S. 333 und unten) bewegte sich innerhalb der Schranken der alten Agrarverfassung. Immerhin gewannen gewisse Maßnahmen der Fürsten doch einige Bedeutung, auch in dem vom adligen Großgrundbesitzer beherrschten Osten. Aber man rüttelte wie auf gewerblichem Gebiet allmählich doch stärker an den alten Zuständen. Man erkannte jetzt die Fronden und die persönliche Abhängigkeit der Bauern als grundsätzliches Übel. Es war in dieser Beziehung in Westdeutschland mit seinen meist nicht großen Grundherrschaften, die von ihren auf Herrenland sitzenden Bauern nur bestimmte Lieferungen und Dienste beanspruchten, besser als im Osten mit seinen Gutsherren (vgl. S. 332), die mit ihren persönlich abhängigen Bauern die ausgedehnten Flächen des Herrengutes bewirtschafteten und noch immer (vgl. S. 435) den eigenen Besitz durch „Bauernlegen“ vergrößerten. Entsetzlich waren die ländlichen Zustände überhaupt noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders in Mecklenburg. In Preußen hatte der Staat, der die Bauern (vgl. S. 444) brauchte, das Bauernlegen schon seit längerem verhindert. Für die Domänen in Ostpreußen hatte sodann bereits Friedrich Wilhelm I. die Leibeigenschaft aufgehoben, d. h. soweit damals solche überhaupt bestand — es handelt sich um nicht erblich angesetzte Abhängige, die zu allen Diensten bereit sein mußten. Friedrich der Große dekretierte in ganz Pommern die Aufhebung der Leibeigenschaft, freilich ohne Erfolg. Ebenso dachte Maria Theresia an Reformen, und Joseph II. kam gleichfalls zur Aufhebung der Leibeigenschaft, zunächst in einigen Kronländern, dann allgemein. Andere Fürsten, wie der Oldenburger Herzog und Karl Friedrich von Baden — dieser unter dem Einfluß der physiokratischen Lehre Quesnays, die auch Befreiung der Bauern als Hauptträger der Wirtschaft von allen Lasten forderte, im übrigen zunächst wenig Einfluß übte —, hoben die Fronden für ihre eigenen Güter auf, worin indessen einzelne Edelleute, wie schon 1688 ein Graf Rantzau, nach 1750 der Graf Stolberg, vorangegangen waren. Selbst in Mecklenburg dachte die Regierung an Reformen, und einige mecklenburgische Gutsherren haben 1783 und 1790 ihre Leibeigenen zu Zinsbauern mit festem Zins gemacht. Überhaupt verbreitete sich nun die theoretische Überzeugung von der Notwendigkeit einer Änderung der agrarrechtlichen Verhältnisse immer mehr. Die Befreiung der ländlichen Bevölkerung von ihren Lasten und Diensten, daneben die Schädlichkeit der Latifundienwirtschaft an sich, wurde ein immer häufiger behandeltes Thema. 1775 veröffentlichte die Hamburger Patriotische Gesellschaft ein „Schreiben eines vornehmen holsteinischen Gutsherrn, darin die Abschaffung der Hofdienste auf seinem Gut und die Folgen dieser Veränderung nach einer 20jährigen Erfahrung beschrieben werden“. 1793 ging v. Münchhausens Schrift „Vom Lehnherrn und Dienstmann“ dem ganzen System zu Leibe.

Eben die Abhängigkeitsverhältnisse sowie der Flurzwang hinderten bei den Bauern auch zunächst die Durchführung einer theoretisch geforderten rationelleren Wirtschaft — darüber später (S. 478) mehr —, während die großen Güter leichter dazu übergingen: die geringen Wirtschaftserträge und die Fortschrittsunlust der Bauern hatten nach Thaer ihren Grund nur in jener Verfassung, „die den Bauern immer ärmer, stumpfsinniger und träger werden läßt“. Immerhin wurden die ökonomischen Fortschritte allmählich größer. Eben in reinwirtschaftlicher Beziehung war doch auch jene Fürsorge des Staates von Bedeutung. Man empfahl neue Kulturen (Tabak, Maulbeerbäume, Kartoffeln; vgl. S. 16 f.), kümmerte sich um die kleinsten Betriebseinrichtungen, zog wieder, namentlich wegen der Entvölkerung durch die Kriege, fremde Kolonisten heran, nahm Meliorationen und Trockenlegungen vor (vgl. S. 9 f.). Da

das Weiderecht auf der Brache den namentlich auf kleinen Gütern betriebenen Anbau von Gemüsen und Handelsgewächsen, aber auch den besonders erwünschten Anbau der Futterpflanzen (vgl. S. 16) erschwerte, suchte man von oben jenes abzuschaffen. Immerhin nahm der letztere doch zunächst mehr auf großen Gütern als bei bäuerlichen Betrieben zu. Damit hob sich die Viehzucht, und es wurde eine intensivere Düngung der Äcker ermöglicht, damit wieder ein wirklicher Fortschritt der Landwirtschaft eingeleitet. Wegen des Wollabsatzes hatte sich zudem die Schafzucht sehr gehoben, und die Pferdezucht blühte. Übrigens war der Export von Getreide bei dem starken Getreidebau namentlich der großen Güter im Osten damals sehr erheblich. Endlich war man schon in der vergangenen Periode zu lebhafterer Pflege der Landwirtschaftslehre, sogar an den Universitäten (Thomasius), gekommen. Seitdem war die landwirtschaftlich-ökonomische Literatur sehr gewachsen; es entstanden auch landwirtschaftliche Zeitschriften, gegen Ende des Jahrhunderts schon landwirtschaftliche Vereine.

Wenig nur änderten sich die Verkehrsverhältnisse. Die Landstraßen waren vielfach noch in bedenklichem Zustand, auch die wichtigeren, so daß der Frachtfuhrmann, der damals seine Blütezeit hatte (vgl. S. 21), das Fahren auf ihnen in Kenntnis ihrer „Eigenarten“ als seine besondere Kunst betrachtete. Daher wollte er auch anfangs von den neuen glatten Chausseen (vgl. S. 20f.) nichts wissen. Die Reiselust war übrigens keineswegs gering. Sie ging aber, wie schon früher (vgl. S. 327), in erster Linie, soweit nicht praktische Zwecke in Frage kamen, aus dem allgemeinen Kultur- und Bildungseifer hervor, wie denn auch den Handwerker nach wie vor der Eifer, etwas Rechtes zu lernen, auf die Wanderschaft trieb. Die Reisen der Höherstehenden sind noch immer nicht Vergnügungs- und am wenigsten Erholungsreisen, sondern Bildungsreisen. Der Kreis der Interessen ist dabei ein sehr weiter. Sammlungen und Bibliotheken, Sehenswürdigkeiten aller Art werden nach genügender Vorbereitung mit großem Eifer besichtigt, man studiert die politischen und ökonomischen Verhältnisse, auch schon Land und Leute und tritt mit dem Volk in Berührung. Gegen Ausgang des Jahrhunderts gefällt man sich dabei immer mehr in der Kritik. Der Landschaft schenkt dann die Romantik stärkere Beachtung. Ein nicht immer erfreuliches Kapitel einer Reise bildeten, wie schon früher (S. 327) betont, neben den Straßen die Wirtshäuser, dazu kam die gleich zu erwähnende Unsicherheit, endlich die Schererei durch den Polizeistaat mit seinem Paßwesen usw. Recht mangelhaft war das Postwesen, dessen Schwerfälligkeit bekanntlich noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Börne verspottet wurde. Die ordinäre Post ohne Seitentüren diente mehr dem Transport von Gütern als von Reisenden, die dadurch äußerst drangsaliert wurden, fuhr langsam und machte viele Stationen. Die besseren Reisenden nahmen daher Extrapost, deren freie Plätze man dann gern mit anderen Reisenden zu besetzen suchte, oder benutzten einen eigenen Wagen. Bei stärkerem Verkehr zwischen zwei Punkten hatte man auch für das gewöhnliche Volk Landkutschen, die etwa alle zwei Wochen verkehrten. Fuhr der Reisende nur langsam, so war auch der Brief lange unterwegs, von Frankfurt a. M. bis Berlin z. B. neun Tage, kostete auch erhebliches Porto, zumal er oft auf Umwegen ging, um möglichst lange in dem Gebiet der betreffenden territorialen Post zu bleiben.

In hygienischer Beziehung wie hinsichtlich der allgemeinen Fürsorge, die das Zusammenleben der Menschen erfordert, kam man auch nur langsam aus dem Mittelalter heraus, obgleich die Obrigkeiten in polizeilichen Erlassen jenes noch übertrafen. In den meisten Städten herrschte der alte Schmutz, auch machte sich der agrarische Charakter vieler derselben — in Berlin hatte erst der Große Kurfürst die Schweine von den Straßen verbannt,



und nicht einmal endgültig — noch immer geltend. Ebenso griff der gewerbliche Betrieb noch oft auf die Straße über. Die Feuersgefahr war wie früher überaus groß, und den Bürgern wurde immer wieder Vorsicht eingeschärft. Die Mittel der Bekämpfung des Feuers waren durch die Feuerspritzen und deren Vervollkommnung besser geworden. Noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein mußte freilich das Wasser durch die ledernen Feuereimer, die in der langen Kette der Bürger von Hand zu Hand gingen, herzugebracht werden. Einen großen Fortschritt machte das 18. Jahrhundert mit der Durchführung der Feuerversicherung (Feuersozietäten). Die öffentliche Beleuchtung, die in den Residenzen und den großen Handelsstädten schon länger, wenigstens für die Hauptstraßen, in Berlin wieder seit dem Großen Kurfürsten, eingeführt war, war doch auch jetzt in den mittleren Städten nicht allgemein, bestand zudem nur in trübe brennenden Öllaternen. Der von Frankreich beeinflußte Sinn der Aufklärung für das Regelmäßige, Mechanische, Zahlenmäßige sowie die bessere Ordnung der Verwaltung führten im späteren 18. Jahrhundert zur Numerierung der Häuser (erst nach Bezirken, dann im 19. Jahrhundert früher oder später straßenweise). Damit verschwanden außer z. B. in der Schweiz die Hausnamen und (außer an Wirtshäusern und Apotheken) die Hauszeichen, soweit solche überhaupt üblich gewesen waren. In Erfurt war man übrigens schon 1690 zur Hausnumerierung gekommen.



Das Spinnhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. II, Würzburg 1711.

Stark gefährdet war noch immer die öffentliche Sicherheit durch ein ausgedehntes Verbrecher- und Räubertum, das durch die staatliche Zersplitterung überdies gefördert wurde, und das man vergebens durch Maßregeln und Strafen sowie durch Errichtung von Gefängnissen und Zuchthäusern einzudämmen suchte. Letztere hatten ursprünglich mehr einen erziehlichen Zweck, waren aber schon zum Teil mit den eigentlich für die schweren Verbrecher, vor allem weiblichen Geschlechts, bestimmten Spinnhäusern (s. die obenstehende Abbildung) zusammengefallen. Die Räuber rekrutierten sich vornehmlich aus den unzähligen Bettlern und Vagabunden, die noch wie im Mittelalter die Straßen belagerten, die ländliche Bevölkerung, namentlich die Pfarrer, tribulierten und oft auch durch Drohung mit Brandstiftung zu Gaben zwangen. Wie mangelhaft die öffentliche Sicherheit war, wie massenhaft die Bettler und fahrenden Leute das platte Land heimsuchten, hat für Mecklenburg neuerdings H. Witte gezeigt. Solche Plage gedieh aber besonders wieder in dem zersplitterten reichsritterlich-reichsstädtisch-stiftischen Südwesten; vor der Polizei rettete sich das Bettlervolk durch Übertritt in andere Gebiete. Anfangs waren in ihm sogar noch verarmte Adlige, Pfarrer, Lehrer und Studenten vertreten, wie 1747 die Baden-Durlachsche Regierung angibt. Groß blieb die Zahl der abgedankten Soldaten, auch der ein frommes Mäntelchen umnehmenden Gauner. 1784 nennen die schwäbischen Stände unter den auswärtigen Bettlern „Convertiten, Sieche, Waldbrüder, angeblich italienische Geistliche, Prinzen vom Berge Libanon, Officiers mit ihren

Frauen und Töchtern, Kammerdiener, Kutscher, Schreiber, Brandcollectanten, polnische Betteljuden". Bei den damaligen Zuständen, den Kriegsnöten, der häufigen Rechtsunsicherheit für die Schwächeren, dem auf dem niederen Volke lastenden Steuerdruck, den geringen Löhnen, herrschte aber auch vielfach eine tiefe unverschuldete Armut, die durch fast periodische, den Hungertyphus mit sich bringende Teuerungen, wie in den siebziger und achtziger Jahren, noch verstärkt wurde. Gerade diese Verhältnisse haben aber die Notwendigkeit einer Reform der Armenpflege, ungeachtet der großen allgemeinen Wohltätigkeit, erkennen helfen. Man erörterte dieselbe literarisch, wie Garve und Basedow; es bildeten sich „Armengesellschaften"; die private Wohltätigkeit wurde zentralisiert und obrigkeitlich geleitet, während wieder Private sich in den praktischen Dienst dieser Armenpflege stellten. Die Regierung ging dem Betteln schärfer zu Leibe, man baute die Arbeitshäuser weiter aus usf.

Neben dem starken, mit den heutigen Zuständen nicht zu vergleichenden Elend in den niederen Schichten, die sich aber bei besserem Einkommen häufig der Unmäßigkeit und leichtsinniger Vergnügungssucht hingaben, herrschte Kärglichkeit genug auch im Leben der anderen Kreise, anderseits aber der alte grelle, mehr als heute nach außen hervortretende Luxus, der sich trotz allen Niederganges schon deshalb erhalten hatte, weil alle Klassen krampfhaft auf äußerliche Reputation hielten. Bei dem gerade auch im Bürgertum herrschenden Kastengeist durfte man sich im Auftreten nichts vergeben. Oft mochte dabei der Eindruck, den Lady Montague zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte, daß hinter der Eleganz Schmutz und Armut stecke, auch jetzt zutreffen. Lokal war die Art der Lebenshaltung natürlich sehr verschieden. Hier München mit seiner massiven Genußsucht, dort Wien mit seiner üppigen Schlemmerei und äußerem, aber meist falschem und unsolidem Glanz, hier Dresden mit starkem Kleiderprunk, aber zugleich mit häuslicher, kleinbürgerlicher Sparsamkeit, dort das nüchterne, militärische Berlin mit großer Einfachheit auch der sehr exklusiven obersten Klassen, dabei nicht geringem bürgerlichen Wohlstand, allgemeiner Arbeitsamkeit und viel geistigem Interesse. Bei den größeren Reichsstädten fand die Montague noch alte solide Behäbigkeit. Hume, der 1748 nach den von ihm gesehenen westlichen und südlichen Landschaften Deutschland überhaupt sehr günstig beurteilte („es gibt kein schöneres Land in der Welt"; „voll von gewerbfleißigen, rechtschaffenen Menschen"), hatte von Nürnberg „den Eindruck, daß Gewerbfleiß und Zufriedenheit vorherrschen" (vgl. S. 448). Gleichwohl hatten diese Städte meist an innerer Solidität des Wohlstandes stark verloren, und das machte den Luxus zum Teil ungesund. Beobachter um 1730 heben Vergnügungssucht für Augsburg und Protzenhaftigkeit der Patrizier für Nürnberg hervor. Wieder anders waren die norddeutschen Handelsstädte, deren Frauen und Jugend schon die „moralischen Wochenschriften" Verschwendung vorwarfen, die im ganzen aber zu ihren Tafelfreuden und dem z. B. für Danzig erwähnten „behaglichen Komfort" das nötige Geld hatten. Endlich gab es die höfisch gefärbten kleinen Residenzen und die vielen spießbürgerlichen Mittel- und Landstädte. Im ganzen war aber das alltägliche Leben ziemlich überall auf einen einfachen Ton gestimmt, und der Luxus drängte sich wie früher meist nur bei großen Festlichkeiten, Hochzeiten, Taufen usw., hervor. Der grobe Aufwand bei diesen wie ihre Ausdehnung waren indes jetzt schon bedeutend eingeschränkt, wie anderseits mit der Aufklärung, wenigstens aus der Stadt, viele alte Hochzeits-, Tauf- und Begräbnissitten schwanden, ebenso die schwülstigen „Carmina" (vgl. S. 343). „Stille" Hochzeiten galten nun als fein. In der Nahrungsweise waren die vornehmen Kreise ganz von der französischen Küche abhängig, während die mittleren an



ihrer landschaftlichen Küche festhielten. Letztere war äußerst differenziert. Hamburg und das ewig schleckende Wien waren mit Mitteldeutschland oder mit Berlin nicht zu vergleichen.

Die üppige Geselligkeit des Bürgertums des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 227) war in den gedrückten Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts stark zurückgegangen, aber in reichen Kaufmannshäusern etwa keineswegs erstorben. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Neigung zu Prunkgesellschaften mehr moderner Art im Bürgertum stark zu, und um 1800 wird z. B. in Schlesien, aber auch sonst, über die luxuriösen „Abfütterungen", bei denen man zunächst am Spieltisch saß und dann üppig tafelte, und gleichzeitig über den Rückgang der bescheidenen häuslichen Geselligkeit geklagt. Aber die letztere bestand immerhin. Es gab wie früher Familienkränzchen, es gab die Kränzchen eigens für Damen, insbesondere die Kaffees, ferner jetzt auch Leseabende und dergleichen. Neben der älteren Geselligkeit in den eigenen Gärten gab es jetzt eine solche in öffentlichen Kaffeegärten; sie spielte sich äußerst harmlos an den einzelnen Familientischen oder im Lustwandeln in schmalen Gängen bei Musik ab. Im 19. Jahrhundert wurden aus den Kaffeegärten Biergärten. Sehr stark war jetzt überhaupt die öffentliche Geselligkeit entwickelt. Bälle für die bessere Gesellschaft, meist Maskenbälle und Redouten, gab es um 1800 auch in kleineren Städten in großer Zahl. Damals wie noch später blühten auch die Kasinos, die Harmonien, Sozietäten, Ressourcen. Große Gartenfeste, etwa in den zum Teil recht luxuriösen Badeorten, waren sehr beliebt, ebenso Schlittenpartien. In den immer noch ängstlich bewahrten steifen Formen, in der übertriebenen Komplimentierart nach französischem, in Wahrheit freilich ganz anders geartetem Muster zeigte sich nach wie vor der ausschlaggebende Einfluß der eigentlich allein eine feinere Gesellschaftskultur pflegenden höfischen Kreise auf das Bürgertum. Eine schlimme Begleiterscheinung der Gesellschaften war noch lange die stark entwickelte Spielleidenschaft, die in alle Kreise gedrungen war und für die verschiedensten Orte immer wieder hervorgehoben wird. Wir haben schon von der Spielsucht, auch der Damen, zur Rokokozeit (S. 372) gehört, und auch jetzt huldigten dem Spiel nicht am wenigsten wieder die Frauen. Der Spieltisch gehörte zu jeder feinen Gesellschaft, und aus den Kartenspielen mit mäßigem Gewinn (L'hombre, Whist, Pikett, Tarock, Boston) wurde bei hohem Spiel leicht Hasard. Auf der anderen Seite wurden aber auch die harmlosen Gesellschaftsspiele damals eifrig betrieben: in freundschaftlichem und im Familienkreise sang man wohl auch noch bei Tisch oder nachher nach alter Weise einen Rundgesang. Freilich kam der leichte Grundzug der Zeit auch bei den Gesellschafts- (Pfänder-) Spielen wie bei ihren Vorläufern, den Schäferspielen, zum Vorschein. Die Hauptsache war das Küssen. Das tadelte die Zeit auch gar nicht. Wohl aber waren die sittenstrengeren Elemente damals über die gegen 1800 einreißenden neuen „wilden" Tänze, den Walzer und den Galopp, entrüstet. Zu den würdigen bisherigen Tänzen und dem zierlichen Menuett boten sie allerdings einen argen Gegensatz, aber ihr Siegeslauf war nicht aufzuhalten. Im übrigen gewann die gesellschaftliche Unterhaltung mit der zunehmenden Entfaltung unserer literarischen Kultur in feingeistigen Kreisen allmählich einen anderen Charakter, in Weimar etwa. Auch das schon ältere „Theaterspielen" als gesellschaftliche Unterhaltung erhielt zum Teil einen höheren, literarischen Anstrich.

Wo Wohlstand vorhanden war, prägte er sich naturgemäß auch in der Wohnung und der häuslichen Einrichtung aus, aber weniger als heute. Soweit man neue Häuser baute, waren sie geräumiger und bequemer als früher, äußerlich allerdings meist nüchtern und wegen ihres hellen Kalkanstriches langweilig. Gegen den malerischen Schmuck mittelalterlicher

Häuser (gemalte Hauszeichen usw.) war man durchaus. Man übertünchte alles. 1770 befahl die Regierung der Stadt Freiburg i. B., zu Ehren der einziehenden Maria Antoinette „die vorigen Mahlereien“ den Blicken zu entziehen „und insgesamt frisch weis anzuweiseln“. Auch die Zimmerwände waren meist getüncht, doch zog man immer mehr die freilich sehr geschmacklos gemusterten Papiertapeten oder in reichen Häusern die schon älteren Ledertapeten (vgl. S. 367) vor, ebenso wie man statt des meist vorkommenden sandbestreuten, unangestrichenen Bretterfußbodens z. B. in Wien Parkettböden hatte. Das Bild, das wir aus der untenstehenden und den Abbildungen der Seiten 455, 458, 459, 462 und 463 von dem besseren bürgerlichen



Hof eines bürgerlichen Wohnhauses. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Hause und seinen Räumen um 1740 gewinnen, wird im ganzen auch noch für spätere Jahrzehnte zutreffen. Gegen den Komfort der Engländer, Holländer und Franzosen stand der deutsche allerdings zurück, am wenigsten noch in Patrizierkreisen der Handelsstädte. Dort gab es anderseits unter Möbeln und Gerät manches historische Prachtstück. Sonst waren die jetzt meist geradlinigen Möbel einfach, aber solid; gegen 1800 wurde Mahagoni (vgl. S. 368) allgemeiner; beliebt blieb die Verzierung der Möbel mit Bronze. Vorhänge, jedoch aus einfachem Mull, wurden allmählich üblich; Teppiche, auch kleinere, waren noch selten; die Wandspiegel waren, soweit sie vorkamen, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt. Die „gute“ Stube hatte gepolsterte Stühle; hier stand auch auf Tischen oder Kommoden das noch immer sehr beliebte, oft kostbare Porzellanzeug (Figuren und Tassen), oder man hatte die Servante mit Glas-, Porzellan-, Silbersachen. Stolz war man auf viel gutes Küchengeschirr aus Kupfer oder Zinn sowie auf viel feines Leinenzeug. Mäßig blieb die Beleuchtung, von festlicher Kerzenbeleuchtung abgesehen. Die Lampe schwelte und roch unangenehm. Ein brauchbarer Docht kam erst gegen Ende des Jahrhunderts auf, allmählich auch der Glaszylinder. Ein Zeichen der Vornehmen



war wie in Frankreich der Besitz einer Equipage. Eben dies Moment hielt jene ab, mit dem damals sich stärker verbreitenden Parapluie — der ursprünglich sehr unförmliche Regenschirm hatte schon eine längere Geschichte — einherzugehen. Man wollte nicht mit den gewöhnlichen Menschen verwechselt werden. Dem Vornehmen geziemte im übrigen eine zahlreiche Dienerschaft, wie seit alters. Zum einzelnen Kavalier aber gehörte mindestens der Lakai.

Ähnlich wie mit der sonstigen Lebenshaltung war es auch mit der Tracht. Während man beim äußeren Auftreten oft Luxus trieb, der Herr in der Gesellschaft in bordiertem und galoniertem Rock aus feinem Stoff, mit seidenen Strümpfen, mit feingestickter Wäsche, mit



Flur eines bürgerlichen Wohnhauses. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

steifer Frisur, die Dame noch bis gegen Ende des Jahrhunderts in Reifrock und Seidenkleid, auf Stelzschuhen und mit dem gepuderten hochragenden Haaraufbau erschien, trug man sich im Hause einfach und ungezwungen und ging mit Vorliebe im „Schlafrock“ umher. Anderseits war die Tracht von den Einflüssen des vernünftigen und gesunderen Zeitgeistes nicht unberührt geblieben. Hatte der Pietismus für seine Anhänger die dunklen Farben gebracht, bewirkte der preußisch-militärische Geist bei empfänglichen Gemütern eine Vorliebe für den einfachen Rock und soldatische Stiefel wenigstens im alltäglichen Leben und bei der jungen Welt für den Zopf, während die alte an der Perücke festhielt, so gestaltete die Genieperiode die Tracht freier, man ließ das Haar wallen oder schränkte den Zopf zum Miniaturzöpfchen ein. Das neue Griechentum endlich führte eine gesucht natürliche Mode vor allem bei den Damen herbei: die hoch unter dem Busen gegürtete, viel von der Büste freilassende, faltige Tunika und die freie Haartracht, die den Chignon verdrängte; man band das Haar hinten straff in den Knoten à la grecque zusammen. Doch kam diese griechische Tracht — die Wespentaille

war schon vorher mit einigem Erfolg bekämpft worden — erst auf dem Umwege über Frankreich (vgl. S. 423), wo sie eine Zeitlang die Mode der Revolution war. Auch bei den Männern führte diese eine freiere, demokratische, aber unschöne Tracht, weiten Rock, lange Hose, unförmliches Halstuch, sowie eine wilde Haartracht ein. Die lange Hose ist seitdem geblieben, ebenso die kurze Weste und der Frack, während die im 19. Jahrhundert stark wechselnde Frauentracht bald wieder die ältere schädliche Sitte des Schnürens, später die hohen Schuhabsätze, auch eine Art Reifrock (Krinoline) aufnahm. Seit der Revolution blieben ferner die bunten Farben bei der männlichen Tracht verbannt.

---

Es versteht sich von selbst, daß sich die Wirkungen der französischen Revolution nicht nur in solchen Dingen äußerten. Das politische Interesse war, wie wir (S. 437) sahen, schon bedeutend gewachsen und wurde durch die Vorgänge in Frankreich erst recht gesteigert, ebenso wie die politischen Schriftsteller kühner wurden. Es standen auch nicht nur Schlözer, der aber schon 1790 zum allgemeinen Erstaunen wieder „abfiel", nicht nur der für die „Neufranken" schwärmende Schubart und der exaltierte Weckherlin, nicht nur der alte freiheitsbegeisterte Klopstock, wenigstens anfangs, auf seiten der Revolution, sondern fast die gesamte deutsche Bildung, während z. B. die Kaufmannswelt zunächst geschäftliche Nachteile von der Unordnung fürchtete. Goethe hat den Enthusiasmus geschildert, den die Anfänge der Befreiung, die Verkündung der Menschenrechte vor allem, hervorriefen; „die französische Revolution", meinte Archenholtz in der „Minerva" entsprechend, „verdrängt durch ihr gewaltiges Interesse alles". Goethe selbst stand wie Schiller, seinen ästhetischen Idealen treu, abseits. Aber Bürger, Voß, Kant (in aufrichtiger und festbleibender Überzeugung), Fichte, die beiden Jacobi, Wieland, Herder (der sich zum Ärger Goethes höchst unvorsichtig äußerte), Hölderlin, Jean Paul und viele andere waren begeistert, die Führer der Aufklärung vor allem, zumal Campe; gegnerische Stimmen, wie die des Arztes Zimmermann, verschwanden. Der Aufklärung, in weitestem Sinne gefaßt, mußte die Revolution als Erfüllung ihrer Ideale erscheinen, wie diese denn in der Tat in ihren Ideen durchaus in der bisherigen, insbesondere von England ausgehenden, zuletzt durch die Amerikaner praktisch gestalteten geistigen Bewegung wurzelte. Die aufklärerischen Theologen waren am meisten enthusiasmiert. „So viel ich alte und junge Theologen nach modernem Schnitt habe kennen lernen", meint Reichard, „so viel Demokraten und Verteidiger der französischen Revolution habe ich kennen lernen." Große Begeisterung herrschte ferner namentlich in den Universitätskreisen. Weiter ging die Bewegung in das mittlere Bürgertum, zumal im Westen, wo man sich über die Ausschreitungen der adligen Emigranten empörte. Anderseits schwärmten auch Adlige, von denen ein Teil trotz jener Exklusivität schon länger eine Freiheit von sozialen und geistigen Vorurteilen (vgl. S. 420) zur Schau zu tragen liebte, für die Revolution. Aristokratische Damen trugen z. B. dreifarbige Bänder. Ebenso gab es Anhänger der Revolution an den Höfen, wie zu Düsseldorf oder Gotha, wo die Herzogin die Büsten der Revolutionshelden in ihren Gemächern hatte. Aber wenn die Musik der Potsdamer Gardes du Corps das „Ça ira" blasen konnte, wenn der Minister Graf Hertzberg dem Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, der an Königs Geburtstag die Revolution pries, lebhaft applaudierte, übrigens nach seiner Verabschiedung selbst in einer Rede in der Berliner Akademie 1791 die Revolution sympathisch beurteilte, so sah man die vollendete Harmlosigkeit dieser ganzen Begeisterung. Sie war rein theoretisch und lebte vor allem in dem geistigen Deutschland. Zu einer



revolutionären Volksbewegung waren die Deutschen weder ihrer Anlage nach geneigt noch bei ihrer Religiosität und ihrem tief eingewurzelten Respekt vor Fürst und Adel bereit. Überdies war der Druck der Zustände bei weitem nicht so schlimm wie in Frankreich. Zwar gab es, von dem eigenartigen Schicksal Georg Forsters abgesehen, manche Ansätze zu ernsterer Bewegung, etwa an Universitäten, auch in Hamburg; radikale Draufgänger drängten in zahlreichen Brandschriften zu Taten; hie und da versuchten die Bauern die Steuern zu verweigern, oder es kam sonst zu bäuerlichen Unruhen gegen die adligen Herren: aber das waren Episoden, und jene Macher waren meist jugendliche oder zweifelhafte Elemente, die ehrbaren Bürger und die Gebildeten wollten von Gewalt nichts wissen. Ja, mit den aufsteigenden Greueln der Revolution schlug bei vielen die anfängliche Begeisterung in das Gegenteil um, wie bei Klopstock, Herder, Wieland, Johann Georg Jacobi. Die Anschauung der Führer unserer Humanitätsbildung aber spiegelten Schillers Worte in der Einleitung zu den „Horen" wider: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

Die Stimmung Schillers, soweit sie Abkehr vom öffentlichen Leben ausdrückte, war aber auch, freilich ins völlig Philisterhafte gewendet, die Stimmung weiter, besonders mittlerer Schichten. Ganz allgemeine oder sehr kleine private Interessen waren da allein mächtig: die Schaubühne mit bürgerlichen Rührstücken war diesen Menschen die Welt in derselben Zeit, da die Stürme der Revolution und dann der bedrohliche Aufstieg Napoleons Europa erschütterten. Der Traum vom ewigen Frieden konnte gerade damals anderseits selbst einen so scharfen Kopf wie Kant lebhaft beschäftigen. Ein Mann wie Napoleon sodann fesselte unsere ästhetisch gerichteten Dichterfürsten durch seine gewaltige Größe. Im Süden und Westen aber, in den Rheinbundstaaten sah die Aufklärung mit Befriedigung die Hand einer zentralisierenden, bessernden, nach der Vernunft verfahrenden, das Bestehende mißachtenden Verwaltung: an Napoleon dachten diese Kreise, insbesondere auch die durch ihn befreiten Juden, noch lange mit Bewunderung zurück. Und dieselbe Zeit erlebte den Höhepunkt unserer klassischen Dichtung, deren edelste Erzeugnisse gerade damals einander folgten, unberührt von all den Erschütterungen der Gegenwart. Mit dem Philistertum freilich war diese Welt nur in der Teilnahmlosigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben zusammenzubringen, sonst blieb sie ihm absolut feindlich: „von Philisternetzen" zu befreien, war gerade Goethes Drang.

Aber eben durch Napoleon sollten nun doch andere Zeiten über Deutschland kommen. Er wurde wider Willen der große Aufrüttler der Deutschen, vor allem der vor ihm zusammengebrochenen Preußen. Der Staat Friedrichs hatte nach dessen Tode seinen militärischen Nimbus vorerst behalten. Zunächst wurde aber sein Ruhm als Muster des aufgeklärten Staates erschüttert: 1788 kam das Wöllnersche Religionsedikt, das freilich noch einer gewaltigen Opposition begegnete. Von oben her wurde in Preußen jetzt eine Strömung protegiert, die sich in das gleiche geheimnisvolle Gewand (vgl. S. 402) kleidete wie die von ihr bekämpften Freimaurer und Illuminaten. Es waren die „Rosenkreuzer", die Vertreter einer mystischgläubigen Richtung, die auch mit okkultistischen Mitteln (Geistererscheinungen usw.) arbeitete. Aber die Wöllner und Bischofswerder waren nicht allein unfriderizianische Erscheinungen: dieser preußische Staat, der 1795 in der Abwendung vom Kriege sein Heil suchte, ging

überhaupt seinem Verfall entgegen, bis er eben 1806 mit einer unerhörten Raschheit zusammenbrach. Man hatte trotz mancher Besserungen im einzelnen allzusehr an den Formen festgehalten, die für Friedrich II. paßten, aber nicht ohne weiteres für alle Staatsleiter. Wie weit sonst innere Sünden, Pflichtvergessenheit höherer, trotz aller Aufklärung charakterloser Beamten, wie sie in bitterer Form öffentlich der Oberzollrat v. Held angriff, wie weit Rückständigkeit des Heerwesens, Überschätzung des Drills, Konservierung abständiger Generäle, hochmütige Überhebung des Offizierkorps, wie sie etwa Berghaus für Münster in scharfer Weise bloßstellt, zum Verfall beigetragen haben, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Das alte Preußen, der harte Pflichtstaat, hatte sich überhaupt gerade in seinem dem rationalistischen System entsprechenden mechanischen Aufbau überlebt. Die neue idealistische

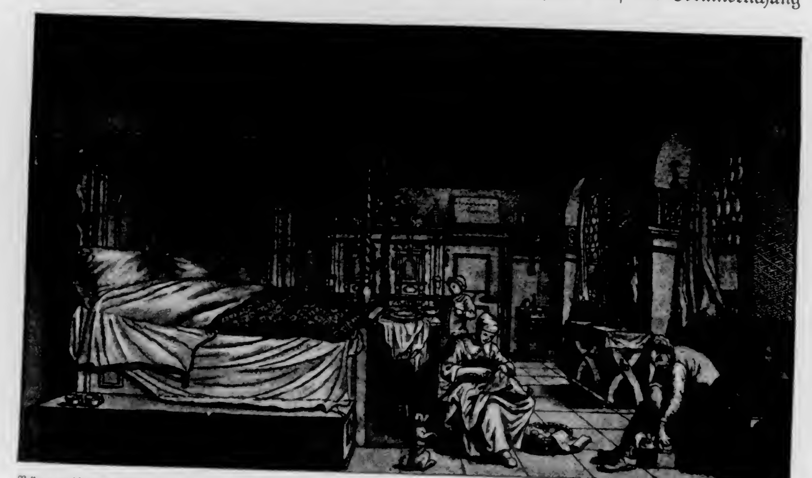


Bürgerliches Wohnzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

Geisteskultur der klassischen Zeit pochte an seine Pforten und hatte auch schon manche Köpfe für sich gewonnen. Für Goethe erweckte die Romantik Verständnis, die Berlin seit August Wilhelm von Schlegels Vorlesungen über Literatur und Kunst im Winter 1801/02 erobert hatte. Freilich wirkte eben die Romantik viel stärker auf Berlin als der Klassizismus; ihr erschloß sich auch, wie wir (S. 420) sahen, zum Teil der märkische Adel; es bildete sich bald ein Bund romantischer Dichter, der Nordsternbund usw. Aber es handelt sich hier weniger um die literarischen Richtungen als um die idealistische Weltanschauung, wie sie die Humanitätsbildung vertrat, und wie sie die Romantik zum Teil vermittelte. Die Anhänger jener Bildung teilten mit den Aufklärern die Neigung, die Wirklichkeit zu ignorieren. Man war zu großen Geistesschöpfungen, zu universalen, die Menschheit umspannenden Ideen aus der Enge und Beschränktheit kleinster Verhältnisse heraus gekommen. Man setzte und ordnete autonom, unbekümmert um die reale Welt und ohne praktische Wirkung. Da gab die französische Revolution ein unerwartetes Bild von der Umsetzung umwälzender Ideen in die Wirklichkeit: aber von ihm sahen wir die geistige Welt sich erschreckt abwenden. Auf Haltung und Richtung des öffentlichen Lebens blieb die Humanitätsbildung nach wie vor ohne Einfluß.



Nun kam die Napoleonische Zeit der schweren Not. Diese Not gerade machte die höheren Kräfte Preußens frei. Jetzt bot sich den Anhängern der Humanitätsbildung in Preußen, die zum Teil hoch genug standen, ein verheißungsvolles Betätigungsfeld, und mit der Möglichkeit der praktischen Durchführung großer sittlicher und kultureller Ideen gewann der bisher unpraktische Idealismus einen ernsthaften Charakter. Wilhelm von Humboldt zeigt es vor allem, wie nun auch die regierenden Gewalten mit dem neuen Geist erfüllt wurden: die Frucht seiner Bestrebungen ist die Universität Berlin. An ihrer Gründung hatte auch Schleiermacher mitgeholfen, der schon früher in Berlin durch seine Predigten und durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ auf eine Verinnerlichung



Bürgerliches Schlafzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

und sittliche Vertiefung des Lebens hingearbeitet hatte und nun aufs neue in solchem Sinne auf weite Kreise wirkte. Aber bei dem Wiederaufbau Preußens darf man doch auch die Einflüsse der ebenfalls praktischer gewordenen Aufklärung nicht vergessen. In den Neuschöpfern von Staat und Heer wie in der beteiligten Bureaukratie lebte neben Kantischem Geist der Drang der Aufklärung zu moralischer wie ökonomischer Besserung. Ebenso ist eine Haupttendenz der Reformer, die größere Berücksichtigung des Volkes, der Untertanen, die nun, aus passiver Stellung gehoben, vor allem in den Gemeinden zur Selbstverwaltung stärker herangezogen wurden — den Städten gab diese die Städteordnung vom 19. November 1808 —, zwar erst durch die französische Revolution denkbar geworden, die mit der Gewohnheit, alle Initiative von oben zu erwarten, aufgeräumt hatte, aber gleichwohl durchaus im Geiste der Aufklärung. Aufklärerisch waren auch die Lösung persönlicher Fesseln, die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit in dem Edikt vom 9. Oktober 1807, die Abschaffung adliger Privilegien wie die Begabung der Juden mit dem Bürgerrecht durch die Städteordnung und die Erklärung Friedrich Wilhelms III., daß sie „für preußische Staatsbürger zu achten“ seien. Nach Hardenbergs Wort sollte eben „dasselbe von oben her“ gemacht werden,

„was die Franzosen von unten auf gemacht haben". Die Reformen Steins und Hardenbergs — der feurige Stein war der eigentlich treibende Geist — haben freilich bei dem Widerstand der Privilegierten doch nicht ganz durchgeführt werden können: dazu kam es, und teilweise in anderer Form, erst nach 1848. Am erfolgreichsten war zunächst die Beseitigung der Mißstände in der Armee, die Schaffung eines Heeres aus Landeskindern, eines Volkes in Waffen, die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Bürgertum und Militär.

Was die führenden Männer in Adel und Bürgertum und auch im Bauernstande vorwärtstrieb, das war in erster Linie der seit Friedrich gewonnene, eigentümlich preußische, stark militärisch durchsetzte Patriotismus (vgl. S. 437), jetzt entflammt durch den Haß gegen die Fremdherrschaft. Aber weiter wird nun doch ein Moment wichtig, das die engere Verbindung des vielgehaßten Preußens mit dem übrigen Deutschland nicht nur auf geistigem, sondern auch auf politischem Gebiete erkennen läßt, die Erfüllung mit deutschem Geist. Wenn E. M. Arndt noch 1804 behaupten konnte, daß der preußische Staat „allem, was teutsch heißt, fremd war und noch ist", so änderte sich das sehr. Daß ein Deutscher aus dem „Reich" und ein für deutsche Art begeisterter Mann wie der Freiherr vom Stein Einfluß auf die Geschicke Preußens gewann — Hardenberg war ebenfalls kein geborener Preuße wie auch Scharnhorst und andere nicht —, war ein bedeutsames Moment. Zur inneren Wendung auf das Nationale trug aber vor allem die Wirksamkeit Fichtes bei, des einstigen Kosmopoliten, der noch 1804/05 in seinen Vorlesungen in Berlin diesen Standpunkt vertreten hatte, bald darauf aber anderen Sinnes geworden war und 1807 in seinen „Reden an die deutsche Nation" das Nationalitätsprinzip recht eigentlich theoretisch begründete. Es waren ideale Gedanken, die er vortrug, aber der praktische Zweck war doch zunächst die Beförderung der Vaterlandsliebe in dem niedergeworfenen Preußen. Fichtes Bezeichnung „Deutschheit" weist im übrigen schon auf die Wichtigkeit, die bei ihm, dem doch so individualistisch Gesinnten, der Begriff des „Volkstums" — das Wort selbst prägte erst Ludwig Jahn 1810 —, des Volkscharakters, überhaupt des Volkes hatte: niemals sind einem Volke so edle, aus seiner Eigenart erwachsende Aufgaben zugewiesen worden wie den Deutschen von Fichte. Wie anderseits das Vaterlandsgefühl vor dem kosmopolitischen Humanitätsideal bisher noch zurückstand, zeigt eine Äußerung selbst von Ernst Moritz Arndt aus dem Jahre 1805: „Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch zu sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische." Im nichtpreußischen Deutschland wurde der bedeutsame Wiederaufbau kaum recht bemerkt; in der Rheinbundsphäre hatte selbst der Fall Preußens nicht sonderlich beunruhigt. Anderseits breitete sich in Deutschland überhaupt eine stärkere nationale Stimmung aus: aber mit praktischen Zielen hatte diese nichts zu tun, sie war mittelalterlich verbrämt, sie war, wie ja in Preußen zum Teil auch, romantisch.

---

Die Romantik ist eine um 1800 einsetzende Bewegung, eine Umwälzung, die gerade vom Standpunkt der deutschen Kulturgeschichte aus eine besondere Wichtigkeit hat. Sie wächst sich im 19. Jahrhundert zu einer internationalen Strömung aus, wie es vorher der Klassizismus in stärkerem Maße gewesen ist: aber repräsentiert dieser das die nördlichen Völker erobernde römisch-romanische formal-ästhetische und rationalistische Element, so jene das selbst von den Romanen, insbesondere den Franzosen, schließlich ersehnte befreiende Element der Innerlichkeit, das als spezifisch germanisch angesehen werden darf. Die zunächst nur eine literarische Richtung bedeutende Romantik leitet einen neuen Kulturabschnitt in geistiger

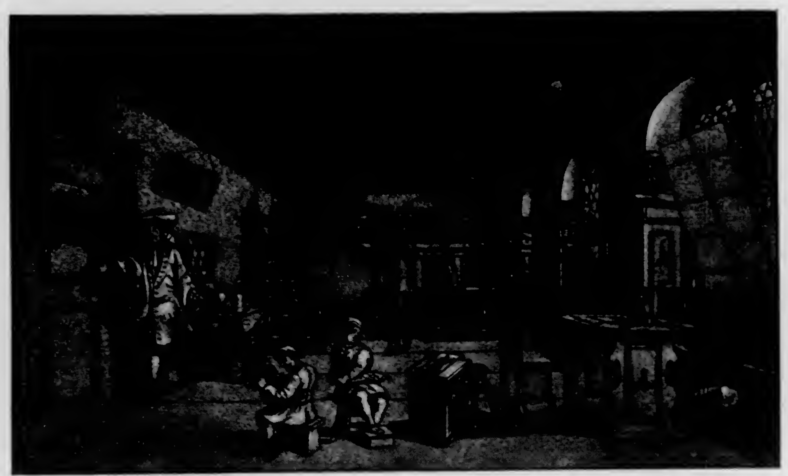


und künstlerischer Beziehung ein, eben als germanische Reaktion gegen die Renaissance und deren von der Aufklärung aufgenommene, freilich mit anderen Elementen gemischte und teilweise national modifizierte Grundtendenzen. Diese Reaktion ist nicht nur auf die Formel „Gefühl gegen Verstand" zu bringen, so sehr wir noch das Gefühlselement, übrigens mit gewissen Einschränkungen, zu betonen haben werden. Es handelt sich vielmehr auch um einen anderen Begriff der Freiheit. Die geistige Befreiung, das große Hauptziel der Aufklärung, hatte man nicht zuletzt, wenn auch nicht allein, mit den durch die Renaissance gewonnenen geistigen Waffen der Antike gegen den kirchlichen Geist des Mittelalters zu erstreiten gesucht, weiter hatte sich allmählich das antike politische Freiheitsgefühl in den Köpfen mehr und mehr festgesetzt und, mit neuen Elementen gemischt, schon zu praktischen Konsequenzen geführt. Aber alles stand auf rationalistischer Grundlage, es waren Abstraktionen und Konstruktionen, die meist weder dem Leben noch der menschlichen Natur gerecht wurden. Die mechanische, trotz aller Betonung des Individuums gleichmacherische Art aber widerstrebte dem germanischen Freiheits- und Persönlichkeitsgefühl. So kam der Gegensatz: deutsches Mittelalter gegen Antike (und Moderne) zustande. In der Betonung der Religion vereinigte sich diese Reaktion mit jener Gefühlsreaktion. Dem Konstruierten aber setzte man, wie einst Möser und Herder (vgl. S. 429) und auch der Klassizismus, das Organische gegenüber.

Es waren überhaupt Tendenzen, die in anderer Form schon im „Sturm und Drang" (vgl. S. 415 ff.) aufgetreten und von den Klassikern zum Teil wieder aufgegeben waren. Die Reaktion der Innerlichkeit, die doch schon die Grundlage der ganzen deutschen Höherentwickelung im 18. Jahrhundert war, geht, wie wir (S. 391 ff.) sahen, überhaupt weit zurück, von der Belebung des Sinnes für das Wunderbare nicht zu reden. Aber wenn wir dabei schon starke englische Einflüsse beobachten konnten (vgl. S. 398 ff.), so hat man neuerdings auch für die spezifisch mittelalterliche Seite der Romantik die englischen Vorgänger besser gewürdigt, Richard Hurd („Letters on Chivalry and Romance", 1759), der auch zuerst das „Gotische" (vgl. auch S. 413) dem „Klassischen" gegenüberstellte, und vor allem Thomas Warton („Observations on the Faerie Queene of Spenser", 1752). Könnte die Romantik als eine Fortsetzung des „Sturmes und Dranges" erscheinen, so haben Ricarda Huch und Walzel die unterscheidenden Momente schärfer betont, die weniger bei den Spätromantikern als den eigentlich richtunggebenden Frühromantikern hervortreten. Diese selbst haben auch gar nicht von den „Stürmern und Drängern", sondern von Goethe angeregt zu sein behauptet. Es handelt sich um die verschiedene Stellung zur Vernunft. Bei den temperamentvollen „Stürmern und Drängern" ist alles Gefühl, Enthusiasmus, Leidenschaft, die Vernunft wird verspottet: ein Mann aber wie Friedrich Schlegel ist denkender Gefühlsmensch, er reflektiert über seine Gefühle, er analysiert sie. Indessen darf man nicht übersehen, daß dieser Unterschied doch schon in abgeschwächterem Maße zwischen Hamann und Herder besteht, der auch schon (vgl. S. 413) bestrebt ist, das bloß Gefühlte mittels der Vernunft zu klären. Die ständige Gefühlsanalyse bei den Romantikern ist, wie Walzel mit Recht hervorhebt, vor allem der Kunstbetrachtung und der tieferen Erfassung der Religion zugute gekommen.

Auf jeden Fall bleibt das Gefühlsmoment für die Romantik besonders charakteristisch; hier liegt eben ihr eigentlich deutscher Zug. Freilich handelt es sich um ein sehr verfeinertes Gefühlsleben, um eine nur dem fortgeschrittenen Kulturmenschen eigene starke Sensibilität (man denke etwa an das feine Klang- und Farbenempfinden einzelner Romantiker). Dafür tritt natürlich der Wille erheblich zurück, trotzdem die Subjektivität ins

Maßlose geht und das Ich keine Schranken kennt. Ungehemmt waltet die Phantasie und läßt den Geist ungebunden ins Weite schweifen. Dieser Drang hängt mit der von Walzel als Wesenszug der Romantiker hingestellten „Sehnsucht nach dem Unendlichen" zusammen. Man kann auch schlechthin die Sehnsucht, das Resultat der Disharmonie zwischen einem überschwenglichen Gefühlsleben und der unbefriedigenden Wirklichkeit, als das gefühlsmäßige Charakteristikum der Romantiker ansehen; fremd war sie wieder schon den „Stürmern und Drängern" nicht. Diese Sehnsucht, das unbehagliche Gefühl der „Leere, die Ausfüllung sucht" (Fichte), dieses Suchen nach der „blauen Blume", aus einem starken Gefühlsleben hervorgehend, steigert dasselbe wieder ständig. Sie führt zugleich zur Ignorierung der Wirklichkeit, des Lebens und setzt alles in Poesie um. Diese wird das allein Wahre und Wirkliche. Daher



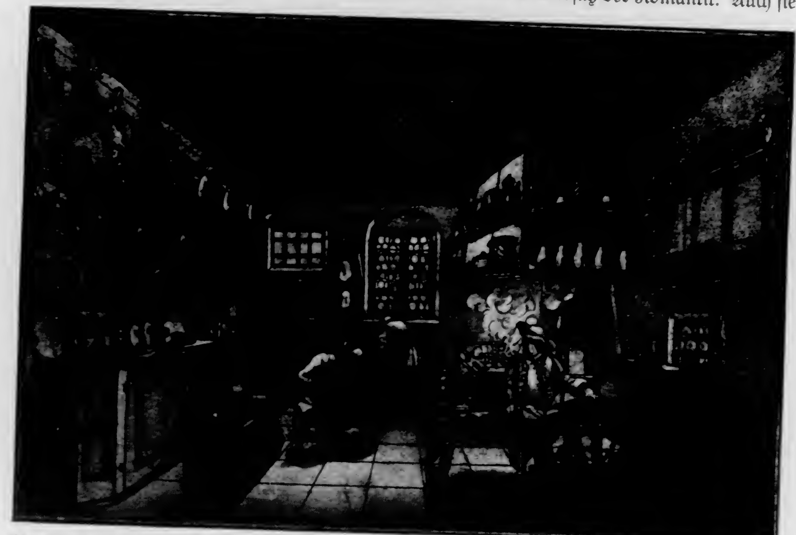
Bürgerliches Wohn- und Arbeitszimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

denn auch die große Wichtigkeit der Mythologie, die nicht mehr, wie bisher, einen bloßen äußeren Apparat bedeutet, sondern zu einem inneren Hauptelement wird, das poetische und das philosophische Sehnen zugleich befriedigt. Das Poetische besteht nun besonders im Traumhaften, Phantastischen, Tollen, Geheimnisvollen, Unbestimmten, Ahnungsvollen. Man hat neuerdings das mystische, bis zum Okkultistischen gehende Element der Romantik und damit ein gut Teil der Wendung zum Mittelalter auf unmittelbare oder mittelbare Einflüsse der geheimen Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgeführt, und gewiß ist der Faden der mystischen Tradition seit dem Mittelalter niemals ganz abgerissen. Jene Sehnsucht treibt weiter von der Gegenwart fort zur Vergangenheit, eben zum Mittelalter, sowie zur fernen Fremde, zum Orient, nach Indien, d. h. wieder auch zum Wunderbaren, Phantastischen. Hat die Wunderwelt an sich eigentlich Tieck mit seinen vor allem den Zauber des Waldes heraufführenden Naturmärchen entdeckt — die „mondbeglänzte Zaubernacht" deutet auch auf die neue Stimmung, die die Romantik in das Naturgefühl brachte —, so geht jene



folgenreiche Wendung zu dem von der Aufklärung und den Griechenbewunderern verachteten Mittelalter, dessen Schätzung später als der bezeichnendste Zug der Romantik erschien, auf den gemütsreichen Wackenroder zurück, der, wesentlich wieder an Herder anknüpfend, von künstlerischen Interessen geleitet, sich in ein Idealbild vom Mittelalter hineinlebte und dieses durch Tieck den übrigen Romantikern, Schlegel und Novalis vornehmlich, vermittelte.

Jene Sehnsucht ist es endlich, die die Romantiker geistig so beweglich macht, sie von einem Extrem ins andere fallen läßt. So kommt es, daß die Romantik so mannigfaltige und oft einander widersprechende Züge trägt, und auch theoretisch ist das bewußte Betonen der Widersprüche, das Pendeln zwischen Gegensätzen eine Art Grundsatz der Romantik. Auch sie



Bürgerliche Küche. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

will, wie schon der „Sturm und Drang" und wie auch der Klassizismus, allseitige Menschen, aber sie findet die Ganzheit des Menschen nicht in der von den Klassikern erstrebten Harmonie, einem unerreichbaren Ideal, sondern eben in der Differenziertheit. Diese von Walzel hervorgehobene proteusartige Beweglichkeit sichert auch die größte geistige Freiheit, bewirkt das unbekümmerte Sicherheben über die Regel, die Norm, das im Leben zur Nichtachtung der Anschauungen der „Philister" führt. Gegenüber sittlicher Zucht und gesellschaftlichem Zwang, freilich zugleich gegenüber der hausbackenen, oft nur äußerlichen Moral der Aufklärer pries man, wie Schlegel in der berüchtigten „Lucinde", die „Freiheit von Vorurteilen". Auch in diesem Sichausleben berührte man sich wieder mit dem „Sturm und Drang", aber wenn man zum Teil, wie jene Jenaer und Berliner Kreise (vgl. S. 435 f.) zeigen, in genialer Liederlichkeit lebte, so haben die Anschauungen der Romantiker gegenüber etwa denjenigen Heinses doch Maß und Grenze. Man erhebt sich weiter auch über das eigene Ich, dessen Unzulänglichkeit man trotz allem Subjektivismus erkennt, wie über jene idealen Süchte, von

denen man weiß, daß sie nie Wirklichkeit werden. Das ist die angeblich befreiende romantische Ironie, die kundtut, daß alles relativ ist, daß die Errungenschaften des Menschengeistes von ihm selbst wieder in Frage gestellt werden können. So störte man auch in einer dichterischen Schöpfung gelegentlich plötzlich die Illusion. Für den pathetischen Schiller hatte man nur Hohn. Der frei schweifende, phantastische Geist der Romantik ergriff nun bei dem (S. 427) beobachteten befruchtenden Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Dichtung allzusehr auch die erstere, stellte die Intuition über die Untersuchung und führte zu „verwegenen Begriffsdichtungen", wie Scherer die den kritischen Geist Kants beiseite schiebenden, hier die Natur, dort alles geistige Leben begreifenden konstruktiven Systeme Schellings und Hegels nennt. Immerhin sind diese als Leistungen deutscher Spekulation bewundernswert. Übrigens hat Schelling jenen Begriff des Organismus erst eigentlich ausgebaut. Wieder mit den Tendenzen des „Sturmes und Dranges" berührte man sich in dem von neuem aufgenommenen Kampf gegen die platte Vernunftreligion: aus anfänglich unkirchlichem Geist kam man zu einer religiösen Wiedererweckung, deren edelste Frucht Schleiermachers Gefühlsreligion war. Freilich wandte man im Zusammenhang mit dieser religiösen Stimmung und der Vorliebe für das Mittelalter dem Katholizismus oft starke Sympathien zu. Daß man, wiederum in Herders Geist, im gefühlsmäßigen Drang zum Naiven Sinn für das Volkstümliche hatte und ihn in für alle Zukunft fruchtbarer Weise pflegte, war der beste Gewinn und bedeutete auch die Abkehr vom Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts.

Diese wichtige bewußte Wendung zum Volkstum, überhaupt zum nationalen Geist trat bald nach Beginn des neuen Jahrhunderts ein, vor allem seit der Pariser Reise Friedrich Schlegels (1802/3), auf den damals der Rhein mächtigen Eindruck machte. Mit demselben Zeitpunkt beginnt recht eigentlich die Rheinromantik, nachdem man im 17. Jahrhundert den Rhein freilich schon als königlichen Fluß und deutschen Strom in Ehren gehalten, im 18. aber ihn fast nur als Ort, wo unsere Reben wachsen, gepriesen hatte. Jetzt verband sich in der Rheinverherrlichung mittelalterliche Burgenromantik und vaterländische Begeisterung. Die Hingabe an das Mittelalter im allgemeinen, an das „Romantische" (Romanisch-christlich-germanische) überhaupt, wurde immer mehr zur ausschließlichen Betonung des Germanischen. Jetzt begann das bewußte Streben, eine germanische Renaissance herbeizuführen. Jetzt erfuhr das schon ältere (vgl. S. 386, 417), während der antikisierenden Humanitätsperiode aber zurückgetretene Interesse an der altdeutschen Literatur eine gewaltige Neubelebung. Hatte Myllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhunderte" (1782—84) nur noch die Beachtung einiger Gelehrten gefunden, so wurde jetzt diese Literatur, für die die Romantiker zunächst nur als für etwas Fernes und Fremdes, wie sonst für entlegene Literaturen, sich interessierten, der Minnesang, die Nibelungen und weiter die Edda, als Mittel zur Erweckung der Vaterlandsliebe, ja der Erneuerung der deutschen Kultur angesehen. Wie A. W. Schlegel schon 1797 empfahl, gab man daher die „alten Gedichte" nicht einfach heraus, sondern modernisierte und adaptierte sie einigermaßen, so der von Wackenroder auf die altdeutsche Literatur gelenkte Tieck 1803 die „Minnelieder aus der schwäbischen Vorzeit", die großen Erfolg hatten, so 1807 v. d. Hagen das Nibelungenlied. Friedrich Schlegel begründete 1812 sein „Deutsches Museum", um „die vielfachen Schätze unsrer alten Sprache, Geschichte und Kunst immer mehr zutage zu fördern zu helfen": sie „nicht bloß für die Gelehrten und einige Liebhaber, sondern allgemein zugänglich und verständlich für alle" zu machen, „damit eine neue Belebung der gesamten deutschen Sprache, Kunst und Erkenntnis aus der ursprünglichen Quelle erfolge". Mit dem nationalen Interesse verband sich das ästhetische, und auch die zeitgenössische Dichtung wurde beeinflußt. Das geschah aber vor allem durch die nunmehrige Schätzung volkstümlicher Poesie, die übrigens ganz jenem romantischen Begriff des „Poetischen" entsprach. Die Anfänge eines Interesses für das Volkslied liegen ja weiter zurück (vgl. S. 415): auch hier schieden sich die Geister des „Sturmes und Dranges" und der Aufklärung, wie denn Friedrich Nicolai jenes Interesse durch einen „feynen, kleynen Almanach" usw. parodierte. Überhaupt waren Herders wie Mösers Bestrebungen später von der unvolkstümlichen und mittelalterfeindlichen Denkart der Aufklärung, wie sie etwa Adelung z. B. in seinem Urteil über jene Sammlung Myllers erkennen ließ, wieder sehr zurückgedrängt worden. In Herders Sammlung waren nun gerade die deutschen Volkslieder nur wenig vertreten. Sie wieder ans Licht zu ziehen, mühte man sich seitdem mehrfach. Die Erfüllung brachte jetzt die Romantik in der Sammlung von Arnim und Brentano: „Des Knaben Wunderhorn" (1805). Es war eine recht sonderbare Auffassung vom Volkslied, die sich hier offenbarte; willkürliche Umgestaltung, eigene Dichtung, Unvolksmäßiges war mit echtem Volksgut unkritisch verbunden, die romantischen Tendenzen (katholisches Mittelalter usw.) traten stark zutage, und die wahre Grundlage für die Kenntnis des deutschen Volksliedes bot erst Uhlands Sammlung: aber den gewaltigen Anstoß zu allem Späteren gab doch eben dieses „Wunderhorn". Zugleich wirkte es, wie gesagt, stark auf die damalige Dichtung. Die schwäbische Dichterschule (Uhland und Kerner) und weiter Eichendorff, Heine waren in ihrem volkstümlichen Sang wie in ihrer altdeutsch-romantischen Färbung wesentlich durch jene Sammlung bestimmt.



Keineswegs ist dieser siegreichen, aber oft unwahren und anempfundenen, in Widersprüchen sich erschöpfenden, in Übertreibungen sich gefallenden romantischen Strömung die Aufklärung völlig erlegen. Nicolai zwar starb (1811) verhöhnt und mißachtet, aber wie der Rationalismus sich in geistlichen Kreisen noch Jahrzehnte hindurch hielt, so hat vor allem das Bürgertum sich noch lange in den Bahnen der Aufklärung bewegt, und gerade seine immer entschiedener durchgesetzte Geltung, sein politischer und wirtschaftlicher Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts haben auch auf moralischem Gebiet eine stärkere Wertschätzung bürgerlicher Ehrbarkeit und eine Hebung des Familiensinnes bewirkt, d. h. wichtiger Züge der älteren Aufklärung. Romantik und Aufklärung haben sich in gewisser Weise auch gemischt. An dem Geiste, mit dem das deutsche Volk in die Freiheitskriege ging, hatten sie beide Anteil, freilich auch andere Strömungen, die Kantische moralische Zucht, der edle Schwung der Griechenbegeisterung und Schillerscher Idealismus.

Die Freiheitskriege waren das große Ereignis, welches zu einer völligen Läuterung der Nation, zu einer endlichen allgemeinen Hinwendung zum nationalen Leben, zur gesunden Bewährung der politischen Kräfte und zu einer weniger einseitigen Pflege geistiger Interessen zu führen schien. In Preußen war schon eine rein politische Bewegung entstanden: in Bünden und Vereinen, wie dem Tugendbund, wurde über die Befreiung des Vaterlandes debattiert. Aber über die schwärmerischen und unklaren Schwätzer wurden kräftigere Geister schon unwillig: Kleist nahm sie in der „Hermannsschlacht" ein wenig mit, in jenem gewaltigen dramatischen Aufruf zur Abwerfung des Fremdenjochs, zur Rache. Dann kam der Krieg, und das gesamte, seit Jahrhunderten in öffentlichen Dingen sich passiv verhaltende Volk brach nun in lodernder, alle Schranken überspringender Begeisterung los. Auch der Süden, der anfänglich noch von „dem Krieg im Norden" reden mochte,

wurde schließlich mitgerissen. Das gewaltige Erlebnis der Freiheitskriege hatte nicht jenen wohl zu erwartenden Erfolg: das mündig gewordene Volk wurde für das öffentliche Leben, für das es nun, im Kriege gereift, seine Wünsche vorbrachte, nicht als urteilsfähig angesehen. Die nationalen, jetzt durch eine öffentliche Meinung vertretenen Ideale galten bald vom Standpunkt gerade der kräftigeren Einzelstaaten als gefährlich. Die politischen Interessen und Forderungen des Volkes, denen in Süddeutschland bereits der Erlaß von Verfassungen entgegengekommen war, wurden zurückgedrängt. In Preußen wurde Hardenbergs Einfluß gebrochen, wenn dieser auch im stillen in manchem preußischen Beamten nachwirkte; andere kehrten wieder den herrschsüchtigen bevormundenden Geist von ehedem hervor. Das preußische Wehrgesetz vom September 1814, das mit der allgemeinen Wehrpflicht, einem übrigens schon in ältere Zeiten zurückzuverfolgenden und praktisch zuerst von Graf Wilhelm zu Lippe durchgeführten Gedanken, und der Organisation der Landwehr die volkstümliche Umgestaltung der preußischen militärischen Tradition dauernd festlegte, hatte auch noch außerhalb Preußens Eindruck gemacht. Aber nicht lange nach dieser großen gesetzgeberischen Handlung schwand der Geist der großzügigen, auf das Wohl des Ganzen gerichteten Reformen. Im Süden aber wurden Versuche gemacht, jene Verfassungen wieder abzuschaffen. Ruhe und Ordnung, die man, wie natürlich, nach der durchlebten Periode der Erschütterungen und Stürme allgemein ersehnte, meinte man im Schutze des alten absolutistischen Regiments im Bunde mit der gläubigen Kirche am besten gesichert und sah durch alle freiheitlichen Regungen und die Forderung der politischen Betätigung des Volkes die Schrecken der Revolution aufs neue heraufbeschworen. Eine Reaktion von oben, die namentlich Metternich, der Lenker des gänzlich in Stickluft gehaltenen Österreichs, förderte, drängte die freien Köpfe in eine unfruchtbare und versteckte oder verdeckte Opposition, tat aber das ihre, um die Verstimmung und Kritik immer stärker werden zu lassen. Von Klarheit der neuen, gefährlich erscheinenden politischen Ideale war freilich keine Rede: Aufklärung, Revolutionsstimmung, Mystik und Romantik wirbelten dabei durcheinander, die Freundschaftsbegeisterung der Kriegskameraden mischte sich mit den Verbrüderungsideen der Humanität, das neue Teutschtum und der Welschenhaß hatten noch etwas von Klopstockscher Art in sich. Von einem Sinn für die Wirklichkeit war auch wenig zu spüren. Man war durch die Vergangenheit an hohe ideale Gedankenflüge gewöhnt, und ohne Rücksicht auf die realen Verhältnisse von der unbeschränkten Vernunft diktierte Forderungen grundstürzenden Charakters zu erheben, hatte die Aufklärung gelehrt. Dazu kam das Stürmische, Unreife jeder neuen Bewegung, wie sie jetzt die Wendung zum öffentlichen, zum politischen Leben darstellte. Immerhin war der romantische Beisatz zunächst der bezeichnendste: ihn zeigten vor allem die Jünglinge mit ihren altteutschen christlichen Gefühlen und ihrem altteutschen keuschen Äußeren.

Eben in der Jugend, obgleich sie durch die Kriegszeit reifer geworden war, herrschte auch die stärkste Unklarheit der Begriffe. Sie, vor allem die studentische Jugend, war nun Hauptträgerin der neuen Freiheitsideale, durch die Neigung zu großen Gesten und lärmendem Gebaren zugleich aber Gegenstand bedrohlicher Fürsorge seitens der Regierungen. Sie war das freilich schon geraume Zeit gewesen. Neben einem stärkeren Auftreten landsmannschaftlicher Verbindungen, des „Nationalismus“, gegen den die Behörden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts schärfer einschritten, war für diese Zeit das studentische Ordenswesen, das mit jenem schon älteren Zuge zu geheimen Gesellschaften, später auch mit der Freimaurerei zusammenhing, charakteristisch geworden: die verfolgten Landsmannschaften gingen



zum Teil ebenfalls in diesen Orden auf. Gegen das Ordenswesen kämpften die Behörden indes gerade am meisten: es wurde schließlich ein Gutachten einer Reichskommission eingeholt, zumal auf jenes auch die damaligen französischen revolutionären Ideen merkbaren Einfluß gewannen. Eben dieser Umstand führte nun aber wieder zur Emanzipation der Landsmannschaften von den Orden und zu einer Stärkung ihres partikularistischen kleinlichen Wesens. Da setzte die nationale Richtung zur Zeit des Napoleonischen Joches ein. Von dem sogenannten „Deutschen Bunde“ wurde unter Anteilnahme Jahns und Fichtes schon 1810 der Gedanke einer allgemeinen „Burschenschaft“ erwogen, 1814 kamen selbst in die Landsmannschaften deutschvolkstümliche Regungen, es traten patriotische Bünde auf, wie die Jenaer Wehrschaft, die Gießener deutsche Lesegesellschaft, die Tübinger Teutonia, bis dann am 12. Juni 1815 in Jena, das schon in der Entwickelung des bisherigen studentischen Lebens eine führende Rolle gehabt hatte, unter Auflösung der Landsmannschaften die deutsche Burschenschaft mit den Farben der Lützower Jäger gegründet wurde. Es war eine rein patriotische, dabei von christlichem Geist und sittlichen Reformideen wie von der Sehnsucht nach der blauen Blume durchdrungene Bewegung, die zwar manche Torheiten und Fehler im Gefolge hatte, auch ernster als einst die Tiraden der Kraftgenies zu nehmen war, der jedoch staatsumstürzende Tendenzen durchaus nicht lagen. Radikale Elemente waren vorhanden, aber ihrer Propaganda bereitete gerade erst die mißtrauische Haltung der Regierungen den Boden, bis dann nach der diesen erwünscht kommenden Tat Sands die Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, die Burschenschaft aufgelöst wurde und Männer wie Jahn, Arndt, Görres, dessen „Rheinischen Merkur“ schon Napoleon als fünfte Großmacht bezeichnet hatte, gehässiger Verfolgung anheimfielen. Es begann die Demagogenhetze. Drängte diese Reaktion unabhängige Naturen völlig in zürnende Resignation, viele Jünglinge in radikale, geheime Bünde, so bewirkte das Vorgehen der Regierungen positiv wieder ein Übergewicht der alten unpolitischen Passivität. Die Frage der politischen Betätigung brachte schon in die burschenschaftlich gesinnten Studenten eine Spaltung: ausdrücklich unpolitische Tendenz proklamierten die neuen „Korps“. Entsprechend gestaltete sich überhaupt die Stimmung weiter Kreise. Nur keine Politik: die wurde nicht einmal von den Regierungen gemacht, Deutschland war wieder in die Hand der großen europäischen Kabinette gegeben, der neue „Deutsche Bund“ ein haltloses Produkt. Zugleich schwand der warmherzige Ton des Verkehrs, der noch einige Zeit nach den Kriegen geherrscht hatte, dahin.

---

So unbehaglich war es sonst gar nicht nach 1815 in Deutschland. Es ist die Zeit, der man den Namen der Biedermeierzeit gegeben hat: es wurde viel gearbeitet, munter gesungen und gedichtet, freilich auch geschwärmt und geweint oder blasiert gewitzelt. Tüchtige Leute fehlten nicht. Zwar das Leben wurde einfacher und ärmlicher als vorher. Die Kriegslasten und Kontributionen, die Wunden, die die Kontinentalsperre schlug, hatten Handel und Wandel gelähmt, das Land entvölkert, viel Wohlstand ruiniert und manchen Besitzenden zu kleinen Entsagungen geführt, wie denn Ludwig von Vincke Huflattich statt Tabak rauchte. 1816 auf 1817 hatte es auch eine große Hungersnot gegeben, und die Bettlerplage schwoll noch einmal gewaltig an. Aber demgegenüber fehlte es nicht an Gegenbildern. Die Seehandelsstädte hatten von der Kontinentalsperre auf ihre Art Gewinn gezogen. Es gab ferner Leute, die als Kriegslieferanten oder als Finanziers reich geworden waren. Die Kriegsentschädigungen nach dem Frieden brachten viel Geld ins Land, nach Preußen 100 Millionen

Frank. Sehr lohnend war jetzt die Landwirtschaft, die aus der immer stärkeren Ausfuhr (vgl. S. 450) Gewinn zog. Es kam sogar zu einer Spekulation in Gütern, deren Preise rasch stiegen, worauf dann allerdings in den zwanziger Jahren nicht ohne Nachwirkung der Änderung der gutsherrlichen Verhältnisse (vgl. S. 449, 459) und unter dem Einfluß der vermehrten Kostspieligkeit des Betriebes wie des Sinkens der Getreidepreise eine landwirtschaftliche Krisis folgte. Um diese Zeit ebbte überhaupt alles wieder ab. England überschüttete schon lange Deutschland mit seinen Waren, Frankreich erholte sich rasch und konkurrierte ebenfalls. Die landwirtschaftliche Ausfuhr ging wieder zurück, das Geld wurde knapper, der Verdienst sank überall. So kam man auch wirtschaftlich zu einer resignierten, unfrischen Stimmung. Beschränktheit der Verhältnisse, die an der Kraft des Einzelnen zehrte, war die Signatur der Zeit. Noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts herrschte durchaus das Stilleben der letztvergangenen Jahrhunderte. Noch gab es keine Industrieviertel in den Städten, keinen lebhaften Geschäftsverkehr, keinen Straßenlärm. Nur aus den Häusern und Höfen von Handwerkern, wie der Schmiede oder der Böttcher, schallte zuweilen lautes Hämmern und Klopfen. In kleinen Städten lagen Markt und Straßen auch am Tage verschlafen da. Die Stadt als Ganzes war wenig gegen das Mittelalter verändert: der einstige Drang zu monumentalen Bauten, zu großen Kirchen und prächtigen Rathäusern war den Bürgern längst vergangen. Häufig verfiel und verkam altes schönes Gut, noch immer hatte man an mittelalterlichen Resten meist keine Freude (vgl. S. 453f.). Die älteren Häuser waren anderseits zum Teil durch neue, regelmäßige Bauten in französischer Art ersetzt (vgl. S. 24). In der öffentlichen Hygiene hatte man noch immer wenig Fortschritte gemacht. In die Rinnsteine der schlecht gepflasterten und noch schlechter beleuchteten Straßen wurde selbst in Berlin noch schlimmer Unrat ausgeleert. In einigen Städten hatte regeres Leben zur Erweiterung unter Niederlegung der Mauern geführt (vgl. S. 24). Meist war aber der Umfang der Stadt noch auf den alten, von Mauern umgürteten Raum beschränkt, und der Turmwächter (Stadtkure) konnte sie bequem in seiner Obhut halten. An den Toren achteten die Wächter auf Zollpflichtiges und sonst Verdächtiges und untersuchten mißtrauisch die Pässe der Fremden, deren Ankunft im übrigen regelmäßig ein Ereignis war. Nachts wurden die Tore geschlossen, und in den Straßen waltete der Nachtwächter. Vor den Toren hatte man wie früher seinen Garten, in dem man Erholung suchte (vgl. S. 24).

Die erwähnte dürftige Einfachheit gerade der Biedermeierjahre zeigt auch die Wohnung. Wie es damals im Hause aussah, kann noch heute ein Blick in das Weimarer Goethehaus lehren: als Besitz eines gutsituierten berühmten Mannes weist es wohl in seiner Einrichtung viel Schönes und von künstlerischem Geschmack Zeugendes auf, aber Goethes Arbeits- und Schlafzimmer würden heute kaum dem kleinen Manne genügen. Auch sonst zeigten die Möbel damals meist große Einfachheit, auf Schmuck und Zierat, von kleinen Kranzgewinden und dergleichen abgesehen, wurde verzichtet, die zugespitzten Tisch- und Stuhlbeine erscheinen ärmlich. Die geradlinigen, steifen, immerhin klaren Formen des Empire, aus der antikisierenden Richtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts geboren und von dem antikrepublikanischen Geist der Revolution ausgebildet, kamen solcher Einfachheit entgegen. Sie blieben auch in der Mittelschicht bewahrt, als die feine Welt sich nach 1815 dem neuen französischen Geschmack zuwandte, der nun das Rokoko mit seiner zur Zeitstimmung passenden Gedämpftheit und Schnörkelhaftigkeit (aber ohne seine liebenswürdigen Eigenschaften) zurückbrachte. Im ganzen ist die Biedermeierkunst nicht ohne volkstümliche Tendenzen. Die



notgedrungene Einfachheit des Lebenszuschnittes hatte ein stärkeres Hervortreten der schlichten bürgerlichen kunstgewerblichen Aufgaben gegenüber der monumentalen Kunst zur Folge, eine gleichmäßige, bescheidene künstlerische Betätigung der Handwerker, bei denen ältere gute Traditionen zudem von der Kleinkunst des Rokokos her durchaus nicht ausgestorben waren. Die Handwerker haben damals sogar sehr feine Dinge geschaffen. Es ergab sich ein deutschbürgerlicher, wesentlich von Kunsthandwerkern getragener Stil, eben der Biedermeierstil. Alles war auf jene einfachen, billigen Formen eingearbeitet, und daher hatte man gerade Stil. Gute, alte, freilich internationale Traditionen der Technik wie des Geschmackes herrschten auch noch in der Malerei, die fremde Einflüsse zwar auch jetzt zeigte, sie aber gut zu verarbeiten wußte. Der bessere Bürgerstand wie der Adel gaben noch in großem Umfange Porträtaufträge, und so blieb eine dauernde Schulung der Maler und ein Konnex mit dem Leben bestehen. Die Porträts selbst aber atmen die traulich familienhafte Stimmung, den würdigen Ernst der Biedermeierzeit wie oft auch das Zarte, Innige und Gefühlsmäßige romantischen Wesens. Echte Zeitstimmung verraten auch die Interieurs. Von den romantisch beeinflußten, oft wundervollen Landschaften wird noch (S. 470) die Rede sein. Die Schönheit der Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist uns erst wieder durch die deutsche Jahrhundertausstellung klar geworden.

Die Zeit charakterisiert nun freilich ein Anwachsen jener schon (S. 434, 457) berührten Philisterhaftigkeit, die nur für das kleine eigene Wohl besorgt war: solches Stilleben wurde von der herrschenden Reaktion auch am liebsten gesehen. Man spann sich — eine romantisierende, in die Ferne schweifende großzügige Richtung ging indessen, von den nationalen Ideen ganz abgesehen, immer daneben her — wieder völlig in seine beschränkte Umwelt ein. Die kleine Residenz oder Universität und die deutsche Kleinstadt überhaupt mit ihrer verschlafenen Atmosphäre, aber auch mit ihrer Behaglichkeit, anderseits wieder mit ihrem niedrigen Klatsch bedeutete noch immer vielen die Welt. Die Originale waren aber auch nicht ausgestorben, ebenso nicht die Eigenbrötler. Dazu kam der Individualismus der einzelnen Gruppen und Kreise, der einzelnen Orte, der Stämme. Wie die bisherige deutsche Geschichte, die äußere wie die innere, viel mehr von den Stammeseigentümlichkeiten beeinflußt ist, als man meint, so war auch jetzt noch trotz der nationalen Bewegung die Stammesart das Charakteristische und wurde liebevoll gehegt. Die beste Seite war die freilich nicht durchweg herrschende Familienhaftigkeit, die besondere Pflege jenes echtdeutschen gemütlichen Zuges, die ja freilich auch wieder zum Teil eine beschränkte Lebensauffassung und Lebensführung bedingte. Aber aus diesem Geiste sog doch der Einzelne die rechte Kraft; in ihm wurzelte die Arbeitsamkeit, die diese Generation auszeichnet. Der Familiengeist, durch die Reformer des 18. Jahrhunderts gestärkt (vgl. S. 384), in unserer literarischen Blütezeit wieder mannigfach beeinträchtigt (vgl. S. 436), war kräftig genug, um sich auch durch die ähnlichen Tendenzen der Romantik und später der revolutionierenden politischen Köpfe nicht zurückdrängen zu lassen. In der Geselligkeit hielten sich freilich vielfach die für die Zeit um 1800 (S. 453) hervorgehobenen unsoliden Züge. Wir können die behagliche Sphäre der deutschen Familie, wie für das 18. Jahrhundert durch die Stiche Chodowieckis, so für das 19. Jahrhundert noch durch die gemütvoll schildernden Zeichnungen Ludwig Richters uns wieder vor Augen führen. Jenen Geist verrät auch die Beliebtheit der Ifflandschen moralisierenden Stücke. Sonst war der literarische Geschmack der breiten Schichten höchst mittelmäßig. Kotzebue und Lafontaine wurden durch Raupach und Clauren bei dem entzückten Publikum abgelöst.

Dem Philistertum war nun zwar die *Romantik* todfeind, aber echte Menschen konnte doch keine Richtung weniger erziehen als sie. Gewiß hatte die Kriegszeit kernhaftere Züge in sie hineingebracht: hell klangen die patriotischen Dichtungen Körners und des tüchtigen Arndt. Die Schwäbische Dichterschule bedeutete einen Ruck zum Gesunden, Uhland „gewann" der Romantik auch „die Formstrenge zurück" (Scherer). Dem großen Einfluß der Romantik hat sich selbst Goethe zeitweise nicht entziehen können: der zweite Teil des „Faust" wie der „Westöstliche Diwan" sind dafür Zeugen. Aus der Romantik gewann auch die *Wissenschaft* immer neue, fruchtbare Anregungen. Die Universität Berlin wurde der Mittelpunkt dieser romantisch gerichteten Wissenschaft: es erblühte vor allem die Germanistik, die deutsche Altertumswissenschaft, die Jakob Grimm zu strenger Wissenschaftlichkeit führte, während die romantischen Bemühungen vorher (vgl. S. 464) aus der Wiedererweckung der altdeutschen Kunst und Literatur vor allem Gewinn für das nationale Leben ziehen wollten; aus Schlegels indischen Studien, aus dem tiefen Eindruck dieser neuentdeckten Welt erwuchs das Interesse für das Sanskrit, und Bopp begründete die vergleichende Sprachwissenschaft. Wie sich ferner von der Begeisterung der Romantiker für das Mittelalter und die alte Kaiserherrlichkeit, die sich z. B. in den nunmehrigen Stauferdramen spiegelte, wohl verbindende Fäden zur späteren Reichsbegeisterung ziehen lassen, so hat auch die Geschichtswissenschaft der Romantik viel zu verdanken. Ihr entstammt das Sichhineinversetzen in die Seele der Vergangenheit, die objektive Behandlung derselben. Höchst fruchtbar erwies sich die nunmehrige geschichtliche Auffassung der Dinge anstatt der rationalistischen: überall wurde das Werden verfolgt, im Recht wie in der Sprache wie in der Religion. Der *Kunst* ist die Romantik weniger zugute gekommen. Zwar die Musik zog aus dem starken Gefühlsleben Nahrung — das zeigen die Schöpfungen Karl Maria von Webers, die zugleich Zeugnisse der romantischen Richtung auf das Mystische, Zauberhafte wie auf das Volkstümliche sind. Anders steht es aber mit dem Einfluß der Romantik auf die *bildende Kunst*, so tiefe Einblicke man durch sie in das Wesen der Kunst gewann (vgl. S. 461). Die Richtung auf die deutsche Vorzeit, auf die altdeutsche christliche Kunst und die Erfüllung mit deutschem, freilich idealisiert-deutschem Gehalt war in nationalem Sinne ein Gewinn. Das Ziel, zu einer wirklich deutschen Kunst zu kommen, sich nicht nur von dem seit langem herrschenden französisch-italienischen Einfluß, sondern von dem noch immer nachwirkenden Renaissancegeist, von der neuen klassizistischen Mode zu befreien, war groß. Aber man verlor je länger je mehr den immerhin durch jene Einflüsse geschulten Formensinn und zerstörte die gute technische Tradition des Kunstschaffens, das infolge der Bedürfnisse der Vornehmen wie des Bürgertums noch im Leben wurzelte. Jene allzu starke Gefühlspflege, die Unkörperlichkeit wie die phantastische Sehnsucht nach dem Unbestimmten konnten der Formgebung vorwiegend nur schaden. Und wenn auch durch die Romantik die Überwindung einer rein höfischen und der Zug zu einer volkstümlichen Kunst tatsächlich erheblich gefördert worden sind, wenn ferner das feine landschaftliche Empfinden der Romantik zu dem bedeutenden Aufschwung der Landschaftsmalerei unzweifelhaft beigetragen hat und die nie ganz erstorbene bürgerlich-deutsche Kunst, wie wir eben sahen, in der Biedermeierzeit eine gewisse Blüte erlebte, so hat doch die romantische Richtung als solche eher auflösend und zerstörend gewirkt. Denn ihre deutsch-christlichen Tendenzen waren selbst ein Produkt der Bildung und nicht des Lebens, und an die Stelle der älteren Tradition wußte sie nichts Festes, Erreichbares zu setzen.

Es bestätigte sich überhaupt zum Teil Goethes Wort, daß im Gegensatz zum Klassisch-Gesunden „das Romantische das Kranke" sei. Die *Ungesundheit* zeigte sich in der auch



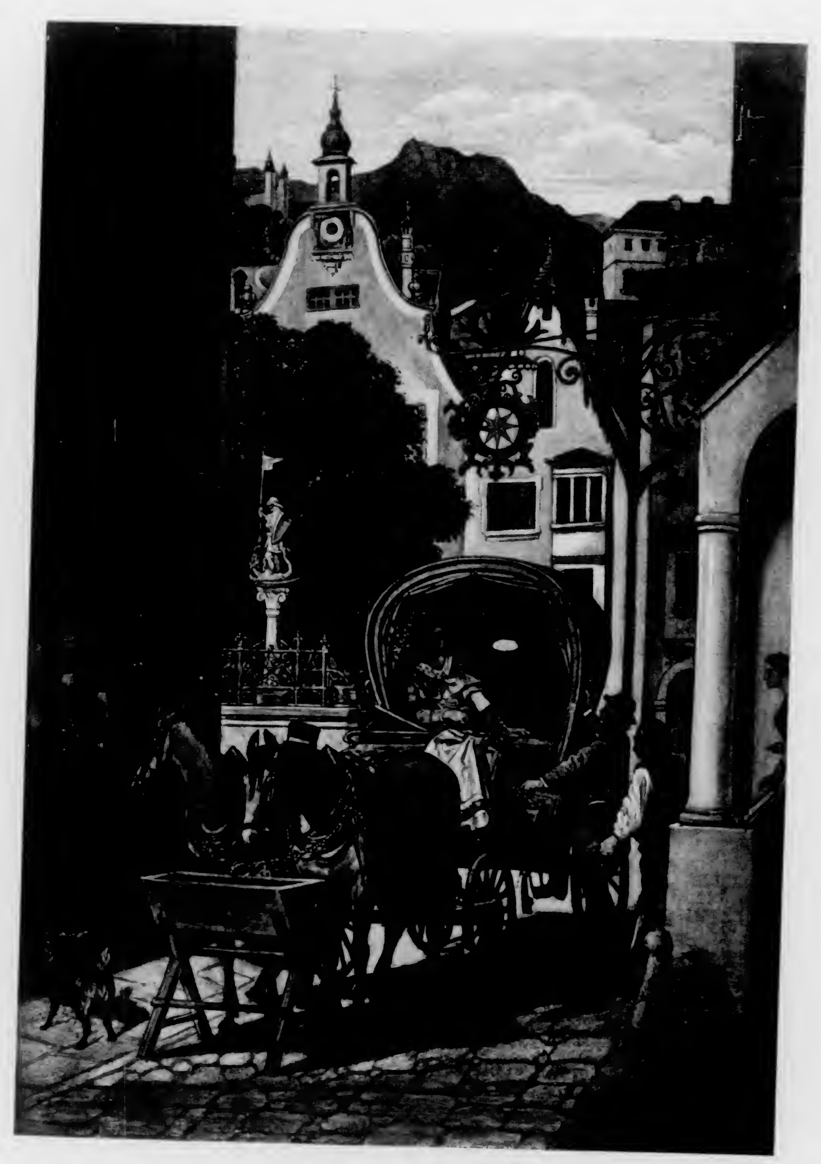
von der neuen historischen Rechtsschule unterstützten, die Reaktion fördernden Staatslehre der Romantik. Sie zeigte sich auch im religiösen Leben, dessen neue Erweckung (vgl. S. 464) später nicht zu einem Weiterwandeln auf den Wegen Schleiermachers, sondern zu muckerischen und orthodoxen Velleitäten und zu katholisierenden Tendenzen führte. Sie zeigte sich vor allem in der Unfähigkeit, das Leben mit den gepriesenen Anschauungen in Einklang zu bringen. Daher der häufige Mangel an Willenskraft und Energie, daher die praktische Unbeholfenheit bei aller Bildung, Humanität und Toleranz, daher überall Resignation, daher aber zugleich Charakterlosigkeit und leichtes Beugen unter die Macht der Verhältnisse. Das lassen nicht nur die Staatsmänner und Beamten erkennen, die in Preußen übrigens zum Teil ihre Tüchtigkeit aufs neue glänzend bewährten, sondern ebenso die Gelehrten, die noch systematisch bewiesen, daß das Mangelhafte so sein müsse, Philosophen wie Hegel, Juristen wie Savigny, auch die Historiker. Daher schließlich wieder trotz jener Deutschtümelei das Vergessen eigener Art und die Bewunderung alles Fremden. Sehr bald verbreitete sich unter diesen Umständen, namentlich in Berlin, eine Dekadenzstimmung, „eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen", wie Menzel sagte, verbunden mit Frivolität, Effekthascherei, Geistreichigkeit und Blasiertheit. In moralischer Beziehung stand die Zeit noch immer wenig hoch, und das gilt von der ganzen vormärzlichen Periode. Nicht völlig unzutreffend ist ein Urteil Theodor Fontanes über die „gute alte Zeit": „Die Scheidung in echt und unecht, in reell und unreell, in anständig und unanständig hatte damals noch nicht stattgefunden; alles, mit verschwindenden Ausnahmen, war angesteckt und angekränkelt." Aber auch die Kritik hatte wenig Gesundes, nichts Reinigendes und hatte überdies einen ganz unfreien Charakter. Das Fehlen einer freien Presse brachte das Versteckte, Gequälte, die Anspielung hoch.

Dazu kam nun weiter das durch die Zurückdrängung der politischen Ideen wiederhergestellte *Übergewicht der ästhetischen und literarischen Interessen*, die ja freilich auch während der Napoleonischen Zeit und während der Befreiungskriege nicht abgenommen hatten, wie sich denn auch die patriotische Begeisterung wieder in einer überaus reichen dichterischen Produktion äußerte. Für die abermalige literarische Einseitigkeit war überdies wie früher die geringe Entwickelung der materiellen Kultur, die Dürftigkeit der Zeit, die von selbst auf geistige Freuden hindrängte, die eben auch aus dem Mangel erklärliche Unempfänglichkeit für den Reichtum des äußeren Lebens in erster Linie von Bedeutung. Man wurde jetzt aber unkörperlicher als früher: die *Idee* saß nach Heine auf dem Throne, und Schattenküsse und Düfte der blauen Blume waren Gegenstand des Sehnens. Mächtig blühten die literarischen Zeitschriften wie die schöngeistigen „Almanache" usw. Überhaupt dichtete und schrieb alle Welt, bei der stark verbreiteten literarischen Kultur auch gar nicht übel und unter gewandter Handhabung aller möglichen Formen. Es gab ferner eine ganze Reihe wirklich beachtenswerter Dichter und Literaten, aber doch wurde nach Goethes 1831 gesprochenem richtigen Wort „in höherem Sinne wenig geleistet". Oberflächlichkeit und Seichtigkeit waren oft das Charakteristische. Es rächte sich eben, daß diese ganze Literaturpflege nicht mit dem Leben verbunden war. Heine suchte in den deutschen Blättern vergeblich „die Momente eines Volkslebens" und fand „nichts als litterarische Fraubasereien und Theatergeklätsche". Die Theaterleidenschaft wuchs ungeheuer, von der Opernsängerin Sontag wurde in Berlin bis zum Überdruß geträtscht, theatralische Aufführungen wurden noch mehr als im 18. Jahrhundert (vgl. S. 453) gesellschaftliche Lieblingsunterhaltung. Ebenso wurde überall vorgelesen und deklamiert, in der Gesellschaft wie zu Hause, auch in niederen Kreisen, und für sich

verschlang man noch viel mehr, bis herab zu den romantischen Ritter- und Räubergeschichten. Die gesellige Unterhaltung kam zum Teil, wie schon in den geistig hochstehenden Kreisen des 18. Jahrhunderts, auf ein sehr hohes Niveau. Es gab in Berlin so etwas wie Salons, in denen geistreiches Wesen eine freilich vielfach künstliche Pflege fand. Dieser schöngeistige Charakter der Zeit rief gerade auch in Berlin eine eigene breitere gesellschaftliche Unterhaltungsform hervor, die „ästhetischen Tees". Bei alledem spielte das Gefühl eine wesentliche Rolle: es wurde jetzt überhaupt mehr als je gepflegt. Auch die Träne hatte ihre Herrschaft noch nicht verloren. Das „Entsagen und Flennen" war noch immer in Übung, wenn auch Heine bereits darüber spottete.

Aber mählich wandelte sich doch die Stimmung. Eben Heine, ganz Romantiker, wird zum Gegner der Schule, er, der „letzte und abgedankte Fabelkönig". Mit jenem charakteristischen Zuge der Romantik, der Ironie, wendet er sich gegen sie selbst; die seelenvolle Stimmung zerstört er plötzlich durch einen schneidenden Mißton, durch ein grinsendes Hineinsehen häßlicher Wirklichkeit. Die Welt tritt in ihre Rechte, aber zunächst sieht er nur Unerfreuliches, das Spott, Hohn, witzige Kritik herausfordert. Die innere, ganz subjektive Stimmung aber steht unter dem Zeichen völliger Unbefriedigtheit und Zerrissenheit: der Byronsche Weltschmerz geht auf Heine über. Um dieselbe Zeit nimmt aber die Kritik auch schon realistische Formen an. Börne beginnt mit ätzender Feder zu schreiben; lebendig und klar, läßt er nur noch politisches Denken und Tun gelten. An Heine und Börne knüpfte dann später das „Junge Deutschland" (vgl. S. 474) an, das dem Rückschlage eines kräftiger gewordenen politischen Lebens, überhaupt eines realeren Sinnes gegen Reaktion und Romantik zu literarischem symptomatischen Ausdruck verhalf. Diese Schriftsteller waren, sogar wo sie dichteten, immer politisch gerichtet. Sie wandten sich aber eben auch gegen die poetische, jedoch unnatürliche und unkörperliche bisherige Atmosphäre, schlugen freilich im Preise natürlicher Sinnlichkeit, wie das meist geschieht, auch gleich über die Stränge. Aber diese Richtung war nur die Begleiterscheinung eines allgemeinen Umschwunges, der viel tiefer gehen sollte als irgendeiner vorher. Nicht nur die Romantik schwand dahin, sondern die ganzen Bildungsverhältnisse der alten Zeit. 1841 sah Friederike Krickeberg in einem Briefe an Tieck bereits auf „jene schöne Zeit" zurück: „Welch ein geistreiches Treiben war damals unter der jungen Welt." Es schwand aber überhaupt das alte Leben, die patriarchalische Geschlossenheit des Daseins; es schwanden die feinen Züge rücksichtsvoller Höflichkeit, die freilich oft mehr äußerlich als innerlich war, es schwand die Zierlichkeit der Formen, es schwand die dem Inneren wohltuende Gemütlichkeit und Behaglichkeit des Lebens, wie sie etwa ein Bild wie die Schwindsche „Hochzeitsreise" (siehe die beigeheftete Tafel) uns als etwas längst Verlorenes vor die Seele führt. Es ging überhaupt das in edelster Weise mit dem Namen Goethes bezeichnete Zeitalter der idealen Kultur, der Poesie und der Philosophie, dahin, und ein neues, reales, freilich (vgl. S. 473) gerade von Goethe ersehntes Zeitalter, in dem Wirtschaft und Politik die bestimmenden Mächte waren, brach an. Die Führer zur neuen Zeit sind zunächst noch innerlich mit der älteren Periode verbunden und schöpfen aus dieser geistige Kraft und innere Kultur: aber mit der fortschreitenden Entwickelung steigt die Wertschätzung der äußerlichen Faktoren, gegen die erst neuerdings die notwendige Reaktion langsam einzusetzen beginnt.

---



Die Hochzeitsreise.

Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind, in der Schackschen Gemäldegalerie zu München, wiedergegeben in der „Schwind-Mappe" des „Kunstwarts" (München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag).

## VII. Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.

Eine Reaktion gegen die bisherige „Ideologie" war vonnöten. Goethe mit seinem weitschauenden Blick hat bereits auf diese Notwendigkeit hingewiesen. Er bezeichnete Eckermann gegenüber seine Zeit als „eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Inneren heraus auf die *Welt*. ... Könnte man nur den Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und *mehr Tatkraft*, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung [aus den damaligen Verhältnissen] zuteil werden." Die Deutschen haben diesen Schritt zur Welt getan: zum Staunen des Auslandes, das sich gewöhnt hatte, die einstigen „Barbaren" als Träger einer hohen geistigen Kultur, politisch und wirtschaftlich aber als quantité négligeable anzusehen, zeigten sie ihre Kraft nun auch auf praktischem Gebiet und vollendeten den kulturell längst begonnenen nationalen Aufstieg durch die Erringung der politischen Einheit und einer gewaltigen militärischen Machtstellung wie durch außerordentliche wirtschaftliche Leistungen. Bereits 1844 sah ein Franzose, Burat, die Wendung: „Es ist nicht mehr das träumerische, tiefsinnige Deutschland. ... Es ist ans Werk gegangen." Im Zusammenhang mit einer allgemeinen wirtschaftlichen Umwälzung änderte sich das deutsche Leben von Grund aus: an Stelle der Innerlichkeit trat eine neue blendende *Epoche der Äußerlichkeit*, des äußeren Fortschrittes, die zunächst freilich, wie eben (S. 472) angedeutet, noch mit ideellen Momenten durchsetzt war.

Der Umschwung begann mit dem mächtigen *Hervortreten der unterdrückten politischen Ideale*, wozu wesentlich das Vorbild des wieder maßgebenden Auslandes, Frankreichs und Englands, beitrug. Die Julirevolution war der entscheidende äußere Anstoß. Hegel sah schon im Dezember mit Scharfblick die über das Politische hinausgehenden Konsequenzen: „Gegenwärtig hat das ungeheure politische Interesse alle anderen verschlungen — eine Krise, in der alles, was sonst gegolten, problematisch gemacht zu werden scheint." Der Liberalismus mit dem von Spanien geholten Namen war in Süddeutschland schon bald nach den Freiheitskriegen als Partei in die Erscheinung getreten, und gerade der *Süden* hatte wieder eine Zeitlang *die führende Rolle* im deutschen Leben übernommen. Hier war man, wie (S. 466) erwähnt, bald zu Verfassungen gekommen, ganz entsprechend dem französierten Charakter dieser Staaten als einstiger Rheinbundstaaten: nur in Württemberg war altes Volksrecht bei den Kämpfen die Parole, und hier stand auch ein Romantiker wie Uhland im Kampf um die Freiheit. In den neuen Kammern trat dann jener Liberalismus auf, der, im letzten Grunde ein Kind der Aufklärung und des aufstrebenden bürgerlichen Geistes, lehrhaft wie jene, oft philisterhaft wie dieser war, mit seinem ausgesprochenen Partikularismus

gegenüber dem „rückständigen“ Norden auch wieder im Volke wurzelte und zunächst nicht eigentlich national, wie damals die Romantik, fühlte, vielmehr den Kern seiner mit starkem Aufwand von Phrasen und in schwärmerischer Art vorgetragenen Anschauungen eben Frankreich entlehnte. Es war der wesentlich romanische rationalistische Geist, die auf ihr Recht auch im Staat pochende Vernunft, aber mit Gefühl vertreten. Diese Gefühlspolitik blieb noch lange charakteristisch. Immerhin fehlte diesen warmherzigen und formlosen Süddeutschen die blasierte Geistreichigkeit vieler damaligen Norddeutschen, bei denen liberale Ideen anfangs in geringerem Maße eine Stätte fanden. Daher hielt man den süddeutschen Liberalismus für weniger künstlich, als er war, während doch gerade Preußen mit seinen Reformen nach 1806 viel früher einen, freilich nicht weiter verfolgten Weg zu einer organischen modernen Entwickelung betreten hatte. Nach 1830 wurden nun diese süddeutschen Kammerführer, wie Rotteck in Baden, überall gefeiert. Heftige Kämpfe entbrannten in den Kammern. Auch in Hannover, Kurhessen, Sachsen gab es jetzt eine Verfassung. Nun wirkte auch jenes ganz französisch denkende, im Grunde kosmopolitische „Junge Deutschland“ mit seinem Witz, seiner scharfen Kritik, und die Gärung verbreitete sich auch im Norden mehr und mehr. Die Kammerdebatten in Frankreich schienen jetzt interessanter als Theater und Romane, die Zeitungen wuchsen über das kleine Quartformat hinaus, erschienen häufiger und füllten sich mit Politik, soweit es die drückende Zensur zuließ. Wie radikal im Süden aber auch schon die Masse geworden war, zeigten die drohenden und wilden Reden beim Hambacher Fest von 1832. Die durch solche Ausbrüche noch geförderten Reaktionsbestrebungen Österreichs und Preußens — der Deutsche Bund, in dem die Vorwärtsdrängenden alles Rückständige verkörpert sahen, war nur ihr Organ —, die eben erwähnte, noch verschärfte Zensur und sonstige Polizeimaßregeln brachten zwar eine allgemeine Stagnation zuwege, dem „Jungen Deutschland“ trat man mit Bundesverboten entgegen, die süddeutschen Parteiführer wurden beseitigt, aber vernichtet konnte die neue Bewegung nicht mehr werden.

Auch die seit den Freiheitskriegen mehr geträumten *nationalen Einheitsbestrebungen* spielten nun eine größere Rolle, jetzt mehr und mehr in Verbindung mit den liberalen und demokratischen Ideen, und gewannen zugleich an Klarheit, obwohl wieder das Gefühl noch stark mitwirkte. In Baden hatte schon Welcker den Antrag gestellt, daß man sich für eine deutsche Nationalvertretung verwenden solle; beim Hambacher Fest redete Wirth auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands, Paul Pfizer wies anderseits bereits weitblickend auf die preußische Hegemonie als auf die einzige Lösung der „deutschen Frage“ hin, suchte aber zunächst das Nationalbewußtsein überhaupt zu schärfen; die Rheingelüste Frankreichs zeitigten 1840 einen nationalen Sturm. Große Versammlungen brachten jetzt die Gelehrten aus allen deutschen Gauen, die Naturforscher schon seit 1822, einander näher. Mächtiger wirkte auf die Beseitigung trennender Schranken noch der einsetzende wirtschaftliche Aufschwung und die Hebung des Verkehrs; am meisten hatte das geschmähte Preußen durch die mit maßvoller Klugheit bewerkstelligte Gründung des Zollvereins getan. Dazu kam endlich eine tiefe nationale Erregung durch die schleswig-holsteinische Frage. Die freiheitlichen Ideen aber drangen in derselben Zeit aus den geistigen Kreisen einerseits immer mehr in die eigentlich bürgerlichen, je mehr infolge jenes noch zu erörternden wirtschaftlichen Aufschwunges deren Wohlstand und soziale Bedeutung und damit ihr Selbstbewußtsein stieg, anderseits gewannen sie mehr Resonanz durch die jetzt entstandene Masse der Arbeiter. Es mußte um so sicherer zu einer gewaltsamen Entladung kommen, je starrer die Regierungen in der Knebelung der Bewegung



das Heil suchten. So brach, wieder durch den Anstoß von Frankreich her, die *Revolution von 1848* herein. Mit ihr wurde *die alte Zeit endgültig begraben*. Auf den begeisterten brüderlichen Rausch, auf die ideale, trotz „narrenhafter“ Züge tiefernste und beglückende Schwärmerei dieses „Völkerfrühlings“ folgte zwar alsbald der Gegenschlag der alten Gewalten: das freie und einige Deutschland blieb wieder ein Traum, aber der Sieg des realen politischen Lebens über die einseitig literarisch-ästhetischen Neigungen und Betätigungen sowie die Wandlung des absoluten Staates in den Verfassungsstaat waren dennoch entschieden.

Indessen mit der politischen Bewegung ist der Umschwung bei weitem nicht erschöpft. Auch auf anderen Gebieten war man dem romantischen Geist und der Gefühlsherrschaft zu Leibe gegangen, so auf *religiösem*. Das religiöse Leben, durch die Romantiker, wie wir sahen, neu erweckt und in seiner Bedeutung für das Innere des Menschen wieder stark betont, hatte durch die ernste Zeit der schweren Not und der Freiheitskriege eine neue Kräftigung hinsichtlich des Glaubensbedürfnisses wie der die Gefühlsseite ergänzenden sittlichen Grundierung erfahren, aber wir beobachteten bereits (S. 471) die schädliche Richtung, die die religiöse Entwickelung genommen hatte, so daß später Schleiermacher selbst, der Mann der Versöhnung von Dogma und freier Forschung, dagegen auftrat. Eine immer unduldsamere protestantische Orthodoxie übte ihre Herrschaft im Bunde mit der sie begünstigenden politischen Reaktion, ebenso wie gegenüber aufklärerischen und toleranten Strömungen die gläubige Richtung im Katholizismus neu erstarkt war, dessen äußeres Ansehen als legitimste Kirche überhaupt durch die Reaktion mächtig wuchs. Da erhob sich der kritische Verstand aufs neue. Von der Hegelschen Schule her kamen die Köpfe, die wieder an die im 18. Jahrhundert begonnene kritische Untersuchung der Heiligen Schrift herangingen, vor allem Strauß, der zuerst selbst ganz in Mystik und Romantik befangen gewesen war. Sein „Leben Jesu“ (1835) prüfte von der Hegelschen Auffassung des Mythus her die biblische Überlieferung und wollte in den Hauptteilen der Schrift Produkte eines mythenbildenden Gesamtgeistes erweisen, während man bisher trotz aller Umdeutung immer noch an der geschichtlichen Wahrheit der Wunder festgehalten hatte. Das Buch erregte nicht nur die Theologen, deren ganze Schriftstellerei sich fast nur noch darum drehte, sondern auch das große Publikum. Wenngleich die Hauptstimme die des Entsetzens war, so war doch in all den rationalistischen, romantischen und orthodoxen Nebel ein scharfer Luftzug gekommen, zumal Straußens Angriff später in bezug auf die Quellenkritik durch Baur und die Tübinger Schule wirkungsvoll ergänzt wurde. Es kam zur Bildung einer radikalen Hegelschen Linken, deren Organ die „Hallischen Jahrbücher“ waren. In schärfster Weise ging das „Junge Deutschland“ mit allen Waffen des Witzes und der Leidenschaft gegen die Religion vor. Über den im Grunde gar nicht radikalen Strauß schritt dann Bruno Bauer weit hinaus, ebenso die anthropologische Religionsphilosophie Feuerbachs, dessen „Wesen des Christentums“ 1841 erschien.

Der Geist des *Realismus*, der bei Feuerbach bereits zum Materialismus wurde, der Wirklichkeitssinn, war schon seit langem am meisten auf einem Gebiete mächtig gewesen, das ihn auch am nötigsten brauchte, auf dem der *Naturwissenschaften*. Unter dem metaphysisch-spekulativ-phantastisch-ästhetischen Geiste hatten sie am meisten gelitten: eine Emanzipation von der Naturphilosophie wurde zum Bedürfnis. Während um 1800 in Deutschland auf naturwissenschaftlichem Gebiete — außer in der Erdkunde vor allem durch Alexander von Humboldt — kaum noch Fortschritte gemacht wurden, begann seit den zwanziger Jahren ein außerordentlicher Aufschwung der Mathematik, auf deren Gebiet erst jetzt

die Größe eines Gauß verstanden wurde, wie der Physik, der Chemie, der Biologie usw. gerade in Deutschland. Fraunhofer, Robert Mayer, Liebig und andere trugen zu ihm bei, aber auch alle Fortschritte des Auslandes wurden verständnisvoll begrüßt und benutzt. Im ganzen war es eine internationale Bewegung, die schon zu Ausgang des 18. Jahrhunderts — es sei an Lavoisier, den Vater der neueren Chemie, Priestley, Cavendish usw. erinnert — begann, die in letzter Linie aber doch auf jenen Aufschwung der Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert (vgl. S. 353 f.) zurückging. Und wie damals in der Verstandeszeit die Naturwissenschaften im Vordergrunde des Interesses auch der Höfe standen, so begünstigten auch jetzt die Machthaber gern diese unpolitische Betätigung, wie Fürst Metternich, wie Napoleon. Noch um 1840 gab es bei Hofe zuweilen naturwissenschaftliche Vorträge zum Nachtisch, und die Experimente erfreuten die Herrschaften wie im 17. Jahrhundert. Man ahnte noch gar nicht den Umschwung, den diese als Harmlosigkeiten angesehenen Dinge im ganzen materiellen, geistigen und sozialen Leben hervorbringen sollten. Und wenn sich in jener lesewütigen Zeit auch der „Kosmos" von Humboldt einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute, so war das zwar immerhin ein Zeichen stärkeren naturwissenschaftlichen Interesses, aber gelesen wurde das Werk vor allem, weil es zugleich ein literarisches Buch war, in Form und Inhalt noch den Stempel der philosophisch-ästhetischen Bildung der Humanitätszeit trug. Des einsetzenden Umschwunges der Zeit war sich auch das kosmoslesende Publikum nicht bewußt.

Die mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts beginnende Anwendung der exakten Wissenschaften in der Praxis, die Gewinnung einer wissenschaftlichen Grundlage für diese anstatt einer empirischen und damit des Weges zu methodischem, nicht mehr zufälligem Fortschreiten, ist die erste und wichtigste Basis der modernen materiellen Kultur geworden: nur die theoretischen Errungenschaften der Naturwissenschaften haben diese noch nicht dagewesene Beherrschung der Natur durch den Menschen ermöglicht. Aber die Forscher arbeiten jetzt auch weniger als Jünger reiner Wissenschaft, sondern mehr im Bunde mit der Praxis und in ihrem Dienste. Auf der anderen Seite kommt wesentlich von den Naturwissenschaften her die auch die übrigen Wissenschaften wie das Geistesleben überhaupt beeinflussende und befruchtende Idee der Entwickelung, deren Geltung durch die rapiden Fortschritte der äußeren Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders befördert wurde. Auf jenen Errungenschaften nun beruht das neue große internationale Zeitalter der Technik, das, wie Sombart gut betont, die Maschine wie das chemische künstliche Verfahren bewußt an Stelle des Persönlichen, des Menschen, überhaupt des Organischen, des Tieres usw. setzte, die Verkehrsmittel dadurch ebenso wie die Bedingungen der Produktion von Grund aus änderte und eine gewaltige Ära der Industrie ins Leben rief. Gerade die Technik machte erst naturwissenschaftliche Entdeckungen wie auf dem Gebiete der Chemie (vgl. S. 479) recht nutzbar. Es begann damit eine neue, überaus rasch vorschreitende Lebensepoche für alle Völker, deren weitere Entwickelung nicht abzusehen ist. Die Plötzlichkeit und Rapidität der Wandlung ist es auch vornehmlich, die die Unruhe und Unerquicklichkeit der modernen Kultur hervorgebracht hat.

In erster Linie auf wirtschaftlichem Gebiete hat vielfach seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Umwälzung stattgefunden, wie sie bisher ganze Jahrtausende nicht größer gesehen haben. Erst damit erfolgte der definitive Bruch mit der alten Zeit, ja man kann zum Teil sagen, mit dem Mittelalter. Das Land, das allen anderen voraus war, und dem insbesondere Deutschland zunächst langsam nachhinkte, war England. Hier erblühte



schon im 18. Jahrhundert eine mehr moderne Textilindustrie, hier, auf der von den Kriegen der Revolution und der Napoleonischen Zeit nicht unmittelbar berührten Insel, konnte man sich auf den Ausbau der Industrie und die Ausdehnung zumal der überseeischen Handelsbeziehungen legen, während die anderen europäischen Länder von Kämpfen widerhallten. Insbesondere nutzte man gerade damals die neue Kraft des Dampfes aus: schon 1810 gab es 5000 Dampfmaschinen. Der lange Friede nach 1815 sicherte dann den gewonnenen Vorsprung: mächtig hob sich der Bergbau, Kohle und Eisen wurden zuerst in England zu Zeichen der neuen Zeit, hier kamen die Eisenbahnen auf, hier erstand zuerst der moderne Großunternehmer, hier entwickelte sich zuerst der Industriestaat. Erst am englischen Muster schulten sich die Deutschen: es war ja ein Volk, das schon vorzeiten seine Kräfte auch auf realem, praktischem, wirtschaftlichem Gebiet in glänzender Weise bewährt hatte, bei dem jetzt nach der intensiven Richtung auf das geistige, abstrakte Gebiet überdies eine gewisse Reaktion, eine Wendung zum Praktischen, Konkreten nur natürlich war. Wir werden sehen, wie Deutschland, ebenfalls zum Industriestaat geworden, schließlich seit Ausgang des 19. Jahrhunderts dem Lehrmeister ganz nahekam und ihn zum Teil überflügelte, nicht nur in der Fabrikation des Stahls oder der Eisenbahnschienen, worin England einst voranstand, oder in anderen Industrien, sondern auch im Schiffbau und weiter vor allem in der Organisation der Schiffahrt, die wieder mit der außerordentlich zunehmenden und England beeinträchtigenden Beteiligung Deutschlands am Welthandel und dem Überseegeschäft in Zusammenhang stand.

Von alledem war um 1830 noch nichts zu spüren. Damals sah es in Deutschland wirtschaftlich noch fast ebenso aus wie zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Noch immer war Deutschland wesentlich agrarisch: auf dem Lande wohnten gut drei Viertel der gesamten Bevölkerung, der landwirtschaftliche Beruf zählte weitaus die meisten Angehörigen. In den Städten wurde von Ackerbürgern, aber ebenso von Gewerbsleuten nach wie vor viel Landwirtschaft getrieben. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse überstiegen noch den heimischen Bedarf, so daß sie neben den Rohstoffen in der Ausfuhr (vgl. S. 468) weit voranstanden, während die Industrie dank den billigen Arbeitslöhnen zwar eine Reihe von „Fertigfabrikaten" (wie Leinwand, Woll- und Baumwollwaren, Holz- und Kurzwaren) ausführte, Deutschland sonst aber „in zwei der bedeutendsten Industriezweige (Garn- und Eisengewinnung) noch durchaus vom Auslande (mit seiner vorgeschrittenen Herstellungsweise) abhängig" war (Sombart). Die noch am meisten blühende Textilindustrie war wie früher (vgl. S. 447) in der Hauptsache Hausindustrie. Es wurde überhaupt noch viel im Hause produziert. Die Spinnstube spielte noch eine Rolle. Anderseits befriedigten Störarbeiter den Bedarf der Bauern an Schuhen und Gewändern; auf dem Gute kam man mit den notgedrungen sehr vielseitigen Gutshandwerkern aus. Selbst in der Stadt ward noch viel im Hause gebacken, geschlachtet (gesalzen, geräuchert), gesponnen und geschneidert: es wurden Lichte gegossen oder gezogen und Seife gekocht. Die in solcher Weise wirtschaftende, sparsame Hausfrau stammte wie die spinnenden Töchter noch ganz aus dem Mittelalter und ist heute, in dieser Form wenigstens, verschwunden. Handel und Verkehr waren immer noch auf keiner hohen Stufe; die Großindustrie war noch immer spärlich. In den Städten überwogen die Handwerker, die, trotz der bisherigen Eingriffe im ganzen in alter Weise organisiert, auf zahlreiche Spezialgewerbe verteilt, monopolberechtigt dasaßen, vor den übrigens ebenfalls handwerksmäßig gearteten Kaufleuten und Händlern ganz außerordentlich. In einer Straße einer mittleren

Stadt gibt es heute oft mehr Materialwarenhändler als damals in der ganzen Stadt. Die geringe Entwickelung des Verkehrswesens (vgl. S. 450), die Schwerfälligkeit der Personenpost, die Umständlichkeit des Gütertransportes, die Langsamkeit der Briefbeförderung, die immer noch mangelhaften Wege — die Chausseen waren nicht viel zahlreicher geworden —, die alten Zollplackereien, die Münzzersplitterung sollen hier nicht aufs neue geschildert werden.

Und nun der große wirtschaftliche Umschwung. Auch die damals im Vordergrund stehende Landwirtschaft hat, wie von der Goltz bestätigt, „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts größere Veränderungen durchgemacht als in dem ganzen Jahrtausend vorher". Ein großer Reformator war zunächst der Hannoveraner Albrecht Thaer (geboren 1752) gewesen, der, vielfach an die entwickeltere englische Landwirtschaft anknüpfend, den Übergang von dem rein erfahrungsmäßigen traditionellen Betrieb zu einem systematischen, theoretisch begründeten „rationellen" herbeiführte. Vor allem wirkte er durch die praktischen Erfolge seiner Musterwirtschaft weithin, auf große Güter wie später auch auf bäuerliche. Gegenüber der Dreifelderwirtschaft betonte er den rationellen Fruchtwechsel (vgl. S. 14), studierte auch bereits die künstliche Düngung usw. Hatte er schon die Wichtigkeit des Studiums der Naturwissenschaften, der Chemie für den Landwirt erkannt, trotzdem er immerhin nicht ganz von der bloßen Empirie loskam und gewisse praktische Errungenschaften ohne wissenschaftliche Begründung blieben, so wurde die eigentliche Umwälzung dadurch herbeigeführt, daß die Landwirtschaft ganz unter den Einfluß der Naturwissenschaften geriet. Liebig vor allem schuf für die Bodendüngung und die Viehfütterung eine auf der chemischen Untersuchung der Pflanzen beruhende feste Grundlage; der künstliche Dünger machte auch geringere Böden ertragreicher. Die landwirtschaftliche Technik nahm, naturgemäß unter Voranschreiten der größeren Besitzer, einen außerordentlichen Aufschwung; die Erzeugnisse mehrten sich und wurden gleichzeitig besser. Eine wesentliche Vorbedingung der modernen Wirtschaftsweise waren aber jene übrigens auch von Thaer geförderten, meist allerdings erst nach 1848 durchgeführten Agrarreformen, die persönliche Befreiung der abhängigen Bauern (vgl. S. 449), die Auflösung des Gemeinbesitzes und die Zusammenlegung der Äcker (vgl. S. 14f.). Freilich wurde damit zugleich die Klasse beweglicher ländlicher Arbeiter geschaffen, zumal viele Bauern die sich nach ihrer Befreiung aus der nunmehr selbständigen Wirtschaftsführung und dem geänderten Betriebe ergebenden Schwierigkeiten, wozu noch niedrige Kornpreise kamen, nicht bestehen konnten. Ein Gegensatz der Arbeiter zu den sich in ihrer großen Mehrzahl behauptenden Bauern entwickelte sich nur allmählich; je schneller sich die letzteren aber hoben und mit Selbstbewußtsein erfüllten, seit 1830 etwa, um so schärfer wurde er und war um die Mitte des Jahrhunderts völlig ausgebildet. Indessen gibt es naturgemäß verschiedengestellte Gruppen ländlicher Lohnarbeiter; überdies sind sie wesentlich auf den Osten mit den großen Gütern beschränkt. Im Westen ist die Scheidung zwischen Bauern und Arbeitern nicht vorhanden. Eine Krise hatte übrigens auch der ländliche Herrenstand durchzumachen. Ganz abgesehen von den Folgen jenes Niederganges der zwanziger Jahre (vgl. S. 468), war es schwer, den Fortschritten der Betriebsweise zu folgen, weil zunächst dazu Geld nötig war: aber es gelang doch, und bis 1850 hoben sich die großen Gutsbesitzer, die meist erst jetzt wirkliche Landwirte geworden waren, bei dem erneuten Steigen der Getreidepreise, bei den hohen Einkünften besonders aus der verbesserten Schafzucht (Wollgeld) stetig. Die Fortschritte der Rübenzuckerfabrikation (vgl. S. 17), die sich in Deutschland erst seit den zwanziger Jahren recht belebte, ließen große Gebiete zum Rübenanbau



Eisenwalzwerk.

Nach dem Gemälde (1875) von Adolf Menzel, in der Nationalgalerie zu Berlin (Photographie der Photographischen Gesellschaft ebendaselbst).

übergehen und so zu Wohlstand gelangen. Immerhin kamen seit geraumer Zeit bei dem Geldmangel des Adels doch auch viele Güter in bürgerliche Hände. Obgleich die Landwirtschaft nach alledem in der allgemeinen Umwälzung beinahe voranging, auch in ihrem technischen Betriebe die Maschine immer mehr Eingang fand, obgleich namentlich in jüngerer Zeit weitgreifende Organisationen geschaffen, ferner das Ausstellungswesen und der landwirtschaftliche Unterricht gepflegt wurden und so neue Ideen sich immer weiter verbreiteten, ist sie schließlich doch dasjenige Gebiet geblieben, auf dem das Alte sich noch am meisten behauptet hat. Die Gründe liegen in letzter Linie in der Natur der Landwirtschaft überhaupt.

Für den Umschwung auf den anderen Gebieten sind zunächst die äußeren Momente desselben kurz zu charakterisieren. Das Wesentlichste ist die massenhafte Verwendung der Maschine. Sie ist es, die recht eigentlich den gesamten Umschwung hervorgerufen, die Fabrikindustrie zu ihrer heutigen Bedeutung gehoben und die Erzeugung billiger Massenware ermöglicht, den Verkehr und auch das soziale Leben umgestaltet hat. Dampfmaschinen kannte freilich schon das 18. Jahrhundert, sie wurden seit 1785 sogar schon in Deutschland selbst gebaut, waren gleichwohl noch in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu England (vgl. S. 477) hier nur in beschränktem Maße in Gebrauch. Das Königreich Sachsen hatte 1846: 197 Dampfmaschinen. Man mußte vor allem im Maschinenbau erst über die bloße Überlieferung der Technik hinauskommen, man mußte in der Eisengewinnung und Eisenbearbeitung (siehe die beigeheftete Tafel „Eisenwalzwerk") Fortschritte machen. Dazu kam allmählich eine Ersetzung der bei steigender Eisenbearbeitung immer teuereren Holzkohle durch Kokes als Schmelzmaterial und des immer knapperen Holzes durch die Kohle als Heizmaterial. Kohle und Eisen wurden die Stichworte der neuen Zeit. Zum industriellen Umschwung hat weiter ganz wesentlich die Entwickelung der chemischen Wissenschaft beigetragen, die auch eine eigene, ganz neue chemische Industrie in allen möglichen Arten hervorrief. Diese schafft wahre Wunder: sie versteht teuere und begehrte Dinge, wie Seide oder Edelsteine, künstlich herzustellen; sie zaubert aus Abfallstoffen neue Produkte hervor. Aus den Kokesgasen bei der Leuchtgasfabrikation wird Teer gewonnen und weiter die Menge der wichtigen Teerfarben. Außerordentliche Bedeutung hat diese Herstellung künstlicher Farben erlangt. Der natürliche Indigo wird mehr und mehr verdrängt, wie schon der Krappbau dahin ist. Die Chemie trug ferner zu den zum Teil gleichfalls enormen Wandlungen des Beleuchtungswesens bei, die aber ebenso physikalischen Errungenschaften zu danken sind. Gasbeleuchtung war zwar schon vor 1800 versuchsweise eingeführt worden, und Gaslaternen brannten schon 1828 in Berlin, diese Beleuchtungsart dehnte sich jedoch nur langsam aus. Die häusliche Beleuchtung aber machte erst in den dreißiger Jahren Fortschritte, zunächst nur durch verbesserte Kerzenfabrikation (Stearin statt Unschlitt), anderseits durch die Erfindung der Phosphorzündhölzchen; seit 1859 ersetzte das Petroleum das Öl der Lampe. Dann begann das schon 1822 entdeckte elektrische Licht mit den der Dynamomaschine verdankten Fortschritten der Elektrotechnik sich mächtig zu entwickeln.

Es sei davon abgesehen, den technischen Aufschwung aller möglichen Industrien, die rasche Entwickelung neuer Industrien — die deutsche Automobilindustrie z. B., die 1901: 1809 Fahrzeuge und Zubehörteile herstellte, brachte 1910: 30984 Fahrzeuge und Zubehörteile hervor — zu schildern: wir greifen vielmehr auf die Dampfmaschine zurück und wenden uns zu ihrem Einfluß auf den Verkehr. Von England ging die Dampfeisenbahn aus, deren

allgemeine Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Schon 1845 wurden in Deutschland 2131 km befahren, bald entwickelte sich, auch im Zusammenhang mit jenem Aufschwung der Eisenindustrie, das neue Verkehrsmittel in ungeahnter Weise. Weniger rasch drang das Dampfschiff vor, obgleich schon 1818 ein solches auf der Weser fuhr. Über das Segelschiff hat es erst um 1890 das Übergewicht erlangt. Jenes hatte dank der neuen Technik bis gegen 1870 sogar eine bedeutende Entwickelung. Eine Menge technischer Verbesserungen, Maschinenbetrieb für allerlei Vorrichtungen usw., kommen dabei in Betracht; auch die Verdrängung des Holzes als Baumaterial durch das Eisen, wieder infolge der neuen Rolle desselben, gilt für Segel- wie für Dampfschiffe. Letztere machten dann den Fortschritt vom Rade zur Schraube. Der steigende Verkehr und die immer vollendetere Technik des Schiffbaues führten anderseits auch zu immer größeren Schiffen, wie sie die Vergangenheit nie gesehen hat. Die Gegenwart erlebt eine außerordentliche Blüte der deutschen Seegeltung, die die großen Zeiten der Hansa weit hinter sich läßt. Die Engländer, die sich gewöhnt hatten, in dem Deutschen einen harmlosen Binnenländer zu sehen, und die noch 1861, wie es damals wenigstens Palmerstons Organ, die „Morning Post", tat, den Deutschen „das Genie, das Weltmeer zu durchqueren", ein für allemal absprachen, glaubten Zeichen und Wunder zu sehen. Gerade für die Seeschiffahrt gilt wieder, daß die neue Technik in kurzer Zeit eine größere Umwälzung hervorbrachte als die ganzen Jahrtausende vorher. Es gilt aber überhaupt vom ganzen Verkehrswesen, vor allem eben wegen der Eisenbahnen. Doch wurden auch die älteren Verkehrswege, die Chausseen und Kanäle, vermehrt und erfuhren zahlreiche technische Verbesserungen; die Flüsse wurden reguliert. Einen außerordentlichen Fortschritt brachte nach Entdeckung des Elektromagnetismus sodann für den Nachrichtenverkehr der elektrische Telegraph, der seinen Vorgänger zu Anfang des Jahrhunderts, den optischen Armtelegraphen, weit übertraf. Einem deutschen Physiker, Reis, wird die anfangs vernachlässigte Idee des Telephons verdankt, das, 1876 von Bell erfunden, gegen Schluß des Jahrhunderts eine außerordentliche Entwickelung nahm. Um diese Zeit hat dann schließlich die Elektrizität auch als bewegende Kraft für die Verkehrsmittel ihren Siegeslauf begonnen.

Wie hat das alles das äußere Leben umgestaltet! Wenn Industrie und Technik eine Menge Genußmittel und Güter verbesserten und verbilligten, Wohnung, Kleidung, Beleuchtung, die äußeren Lebensbedingungen der Städte und vieles andere vervollkommneten, so griff die Umwälzung der Verkehrsmittel durch Heraufführung eines neuen, schwärmerisch gepriesenen *Zeitalters des Verkehrs* aufs einschneidendste in das wirtschaftliche und öffentliche wie in das private Leben ein. Die Eisenbahnen haben übrigens selbst auf das Frachtfuhrwesen und die Binnenschiffahrt nicht schädigend, sondern belebend gewirkt, ebenso den Chausseebau nur gefördert. Die Verkehrsumwälzung vor allem hat die rasche Steigerung der modernen Zivilisation herbeigeführt. Enorm ist der Reise- und Briefverkehr gewachsen. Der gesamte Verkehr wurde nicht nur außerordentlich beschleunigt, vielmehr auch namentlich für die Güter verbilligt, und die Verkehrsorganisation wurde gerade in Deutschland, dessen militärischer Geist sie überhaupt zur besten in der Welt machte, immer zuverlässiger. Erst jetzt konnte die *Post*, zu deren Reform zuerst Rowland Hill 1840 den Anstoß gab, auf die gewaltige Höhe ihrer gegenwärtigen Organisation für den Nachrichten-, Paket- und Geldverkehr gebracht werden und die Masse ihrer Anstalten den Segen der Schnelligkeit und Billigkeit überallhin verbreiten. Mit ihrer Hilfe ist dann wieder die „*Presse*" zu ihrem jetzigen Einfluß wie zu ihren technischen Fortschritten gekommen. Die Entwickelung der Zeitungen kam besonders auch dem *Handel*



zugute, vor allem weil damit die gewaltige Ausdehnung der heute unentbehrlichen Reklame möglich wurde. Für den Handel hatte übrigens bereits die Gründung des Zollvereins eine Erlösung bedeutet und ihm wie der Industrie den Segen eines großen einheitlichen Wirtschaftsgebietes zuteil werden lassen. Von den Vorteilen, die dem Handel aus der Entwickelung der Verkehrsmittel erwuchsen, der Erleichterung der Korrespondenz, der Proben- und Warenversendung, braucht nicht erst gesprochen zu werden. Anderseits erfuhren die Geschäftsformen des Handels tiefen Wandel. Messe und Markt verloren an Bedeutung, mit den Messen auch ein Teil des binnenländischen vermittelnden Großhandels: dafür wurde nun der Geschäftsreisende ein wichtiger Faktor. Auch die Industrie gewann unmittelbar von der Umwälzung des Verkehrs durch den mächtig steigenden Bedarf, namentlich der Eisenbahn, an Maschinen, Wagen und Baumaterial, weiter aber durch die Möglichkeit rascheren und vermehrten Absatzes. Kulturell am wichtigsten jedoch ist die ausgleichende, verbindende, Kultur verbreitende Wirkung des keine Fernen mehr kennenden Verkehrs. „Er treibt und hebt unsere Kultur", sagt Riehl, „in früher nie geahnter Weise."

Das Zeitalter der Technik, der Kohle, des Eisens, des Verkehrs ist nun aber vor allem ein *Zeitalter der Arbeit*, der praktischen, technischen Arbeit. Die *Industrie* zog immer mehr Menschen aus der landwirtschaftlichen Sphäre in ihren Bann, die Zahl der auf industriellem Gebiet Tätigen stieg außerordentlich. Es bildeten sich ganze Industriegebiete, vor allem in den durch ihre Bodenschätze begünstigten Gegenden, die schon früher eine freilich ungleich geringere industrielle Betätigung hervorgerufen hatten; da etwa, „wo der Märker Eisen reckt", oder in Oberschlesien, wo sich gegenüber dem älteren Berg- und Hüttenwesen bereits unter Führung des Staates seit Ende des 18. Jahrhunderts, insbesondere aber wieder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine gewaltige Montanindustrie entwickelte. Der wohlmeinende Erwecker der oberschlesischen Montanindustrie, der Freiherr von Reden, erhoffte 1787 für die zurückgebliebenen halbslawischen oberschlesischen Gebiete, daß „belebte Industrie, schnellere Zirkulation und Kultur diesen ungeachteten Winkel zur Perle der preußischen Krone und dessen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen umschaffen werden". Für die Entstehung der Industriegebiete wurden in neuerer Zeit natürlich neben den bekannten Erzlagerstätten usw. die zum Teil neu erschlossenen mächtigen Kohlenlager von Wichtigkeit. Und immer schneller sollte produziert werden, die Arbeit wurde härter, für Unternehmer und Angestellte aufreibender. Die Betätigung auf dem neuen Arbeitsfelde erleichterte das Prinzip der Freiheit des Individuums, das sich auf wirtschaftlichem Gebiet eher Bahn brach als auf politischem. Die Befreiung von zünftischen Schranken, vom monopolistischen System setzte sich, von Adam Smith bereits theoretisch gefordert, zuerst in Frankreich zur Zeit der Revolution durch, wurde dann in den Rheinbundstaaten durchgeführt, weiter auch bei den großen Reformen 1810 und 1811 in Preußen, während andere deutsche Länder zum Teil noch recht lange das Alte konservierten. Jedenfalls war die Gewerbefreiheit, das Prinzip der freien Konkurrenz, für die mächtig einsetzende industrielle Betätigung unerläßlich und förderte sie unzweifelhaft. Der fähige Mann hatte jetzt freies Feld. Anfangs freilich blieb immer noch der Staat der leitende und die Großindustrie fördernde Faktor, erst allmählich regte sich der private Unternehmungsgeist.

Aber dadurch wurde auch der Einfluß eines neuen Faktors auf die Arbeit rege, des *Kapitals*, dessen vorheriges Anwachsen in Deutschland hier nicht weiter verfolgt sei. Das „*kapitalistische Unternehmertum*", das Charakteristikum der modernen Industrie,

müssen wir mit Sombart, dem wir hier zum Teil folgen, als *treibende Kraft* der neuen wirtschaftlichen Entwickelung ansehen. Das Kapital begünstigte zunächst den charakteristischen Zug des neuen Wirtschaftslebens zur Vereinheitlichung und Vereinfachung, den maschinellen Großbetrieb; es drängte aber weiter die persönlichen und technischen Faktoren immer mehr zurück: nur *ein* Interesse, das rein kapitalistische, begann in den Vordergrund zu treten. Ermöglichte das Kapital einerseits die neue Entwickelung, so erfuhr es anderseits mit ihr immer weitere Vermehrung. Eben durch den wirtschaftlichen Aufschwung, durch die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat war nicht nur der Wohlstand weiter Kreise bedeutend gestiegen — das beweist unter anderem die gewaltige Höhe der Sparkasseneinlagen —, sondern es erwuchs auch eine große Schicht reicher, zum Teil sehr reicher Leute — man denke an die Montanindustriellen. Diese Anhäufung von Geldbesitz trug auch in sich schon eine Tendenz zu immer größerer Vermehrung. Aber dieses kapitalistische Unternehmertum war nur denkbar, wenn es eine immer steigende *Masse von Arbeitern* zur Verfügung hatte. Die Vorbedingung dafür war die starke *Zunahme der Bevölkerung* seit den dreißiger Jahren, die überhaupt die in einem aufsteigenden Zeitalter nötigen frischen Kräfte hergab, sich im übrigen aus der neuen großen wirtschaftlichen Bewegung selbst, aus dem langen Frieden nach 1815, aus der Abnahme großer Epidemien und anderen Gründen erklärt. Eine weitere Vorbedingung war die Mobilisierung größerer Teile der ländlichen Bevölkerung infolge jener Existenzschwierigkeiten, die (vgl. S. 478) gerade die Agrarreformen herbeiführten, zum Teil auch infolge schlechter Ernten. Die ländliche Hausindustrie ferner wurde durch die Fabriken geschädigt. Durch diese ländliche Not wurde freilich auch die schon früher im Gange befindliche Auswanderung stark gesteigert, die nach der Mitte des Jahrhunderts überhaupt allgemeiner um sich griff. Aber jene Bevölkerungszunahme machte solche Minderung wieder wett. Das *kapitalistische System* — die Organisation des Kapitals in „unpersönlichen" Aktiengesellschaften usw. sei nur gestreift — zeigt sich nicht nur in der Montan-, Maschinen- und chemischen Industrie, überhaupt auf gewerblichem Gebiet, auf dem es, mit bestimmten notwendigen Ausnahmen, das Handwerk stark zurückdrängt und die Fabrik als Organisation des maschinellen Großbetriebes immer mehr in den Vordergrund stellt, es zeigt sich am schärfsten in dem neuerlichen Zusammenschluß der einzelnen industriellen Unternehmungen zu Kartellen, Ringen, Trusts; nicht minder aber im Verkehrswesen, so schon früh bei den Eisenbahnen, die weniger der Staat als das Kapital baute und entwickelte, bei der Seeschiffahrt in der Umwandlung der Reederei, aber ebenso bei der Binnenschiffahrt wie beim Fracht- und Personentransportwesen in gesellschaftlichen Organisationen, selbstverständlich auch im Handel, selbst im Detailhandel, wie die Warenhäuser beweisen. Daß mit dem Siegeszuge des Kapitalismus endlich die Stätten, in denen alle Fäden des neuen Systems zusammenlaufen, die Großbanken, eine völlige Umgestaltung erfuhren und eine selbständige, ganz neue hochstrebende Entwickelung nahmen, soll hier nicht weiter ausgeführt werden, ebenso nicht die entsprechende Wandlung des Effektenbörsenwesens. Betont sei nur noch, daß all das Moderne in der Wirtschaft die alten Formen zwar zurückgedrängt, aber doch nicht ganz vernichtet hat.

Eine interessante Erscheinung in dem neuen Wirtschaftsleben ist die, daß sich, in Deutschland zunächst seit 1870, trotz mancher empfindlicher Rückschläge das Tempo der Entwickelung immer mehr steigerte, insbesondere seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Für die außerordentliche Entwickelung gerade der deutschen Industrie kommen



schließlich noch einige besondere Momente in Betracht. Ohne Zweifel hat das wirtschaftliche Leben von der militärischen Erziehung der Nation durch die allgemeine Wehrpflicht, insbesondere aber von dem oft so unangenehm empfundenen stärkeren Einfluß des militärischen Preußentums großen Vorteil gehabt. Schon für das Verkehrswesen hoben wir die Wichtigkeit der straffen Ordnung und der Pünktlichkeit hervor. Vor allem zeichnet aber das außerordentliche Organisierungsvermögen, das der Deutsche jetzt mehr als je zeigt, gerade unsere Industrie vor der ausländischen aus. Und auch die geistige Hebung der unteren Klassen, die große Fürsorge für die Volksschule hat der Industrie ein intelligenteres Arbeitermaterial verschafft, als es andere Nationen besitzen.

Das neue Wirtschaftsleben, insbesondere die neue kapitalistische Produktionsweise, hat naturgemäß große Wirkungen auf das *soziale* Leben ausgeübt. Die fortschreitende Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat brachte zunächst eine räumliche Umschichtung der Bevölkerung hervor und bewirkte durch die Festsetzung der Industrie in Verkehrsmittelpunkten, wozu dann auch andere Faktoren traten, einen vermehrten *Zug in die Städte*: im Jahre 1871 belief sich die ländliche Bevölkerung auf 63,9 Prozent, die städtische auf 36,1 Prozent, die Städte von 2000 Einwohnern an aufwärts gerechnet; im Jahre 1910 aber sind die betreffenden Zahlen 39,98 und 60,02. Diese Zunahme der *städtischen* Bevölkerung, die schon nach 1850 einsetzte, ging eben Hand in Hand mit einem Übertritt immer zahlreicherer Arbeitskräfte von der landwirtschaftlichen zur (Handels- und) gewerblichen Tätigkeit, welch letztere sich ihrerseits immer mehr differenzierte. Jener Bedarf der Industrie an Arbeitern und der Anreiz städtischer Vergnügungen wurden in ihrer Wirkung noch verstärkt durch die (S. 482) berührte Armut auf dem Lande. Besonders befördert wurde die Wandlung zudem durch die Entwickelung der Verkehrsmittel und die Freizügigkeit. Die Mehrzahl der Deutschen wurde also zu Städtern, eine ganz neue und für die kulturelle Gesamthaltung höchst wichtige Erscheinung. Die eigentlichen Zentren der neuen materiellen Kultur wurden nun aber, wieder ein kulturgeschichtlich höchst bedeutsames Moment, die *Großstädte*, die auf Kosten des Landes und der kleinen Städte wie große Beulen am Volkskörper besonders seit 1870 immer mehr anschwollen. Die Städte über 100 000 Einwohner sind von acht im Jahre 1871 auf 48 im Jahre 1910 gestiegen, die großstädtische Bevölkerung von 4,8 Prozent der Gesamtbevölkerung im Jahre 1871 auf fast 21 Prozent im Jahre 1910. Weder die physische Volksgesundheit ist, wie die Rekrutierungsergebnisse zeigen, dadurch gewachsen, noch die innere Gesundheit. Viele Großstädter sind z. B. der Natur völlig entfremdet (vgl. S. 496). Man ist heute auf solche Gefahren aufmerksam geworden und hat vor allem den Wohnungsverhältnissen die notwendige Beachtung zugewandt. Das Bedenkliche ist eben, daß der Zuwachs sich wesentlich aus der wenig oder nichts besitzenden Masse rekrutiert. Bei ihr kann man in der Tat fast von einem „modernen Nomadentum" reden. Heute sieht man die Notwendigkeit ein, eine größere Seßhaftigkeit wieder herbeizuführen. In der beteiligten Masse selbst macht sich ein innerer Drang zu ihr bereits geltend.

Auch des Proletariats Wachstum ist ein Produkt der neuen Entwickelung, und das führt uns auf deren Einfluß auf die *innere soziale Struktur* des Volkes überhaupt. Das seit dem 18. Jahrhundert zunächst auf geistigem und ein wenig schon auf wirtschaftlichem Gebiet aufsteigende *Bürgertum* hatte mit dem Jahr 1848 sich auch politisch zur Geltung gebracht, und obwohl wieder eine rachsüchtige Reaktion einsetzte, an der politischen Emanzipation des Bürgertums, dessen wirtschaftliche Macht zudem gerade in diesen nach außen

hin friedlichen Jahren gewaltig stieg, war nicht zu rütteln. Politische und rechtliche Privilegien des Adels gab es theoretisch nicht mehr, die ständischen Unterschiede sollten in dem Begriff des allgemeinen Staatsbürgertums aufgehen, die Mitwirkung des Volkes im Staatsleben war durch eine Verfassung gesichert. Weniger zunächst dem niederen Volk als eben dem damals gern als Demokratie bezeichneten Bürgertum kam der Konstitutionalismus zugute. Die Macht des Bürgertums stieg nun weiter mit der kulturellen Rolle seiner Sitze, der Städte, die die Höfe als Kulturzentren wieder ganz zurückdrängten, vor allem aber mit der diese Rolle bedingenden neuen wirtschaftlichen Entwickelung. „Unsere ganze Zeit", konnte Riehl sagen, „trägt einen bürgerlichen Charakter." Weiter hat sich nun aber eben durch den Kapitalismus eine entsprechend gefärbte Klasse als charakteristisch moderne Form des Bürgertums herausgebildet, die namentlich von der gegnerischen Klasse des Proletariats als *Bourgeoisie* bezeichnet wird. Den eigentlich kapitalistischen Typus repräsentieren jene großen Unternehmer, die mit der neuen Entwickelung zahlreich aufgetretenen Großindustriellen, Großhändler und Bankiers. Sie suchen als *neue Aristokratie des Geldes* neben die der Geburt zu treten, streben nach Einfluß im Staat, auch beim Herrscher, lassen ihre Söhne als Kavaliere erziehen, glänzen mit ihrem Reichtum nach außen und geben sich exklusiv, ahmen mit einem Wort dem alten Adel vollkommen nach, wie sie auch zum Teil die Nobilitierung erreichen. In bedenklicher Weise beeinflußt diese an sich gar nicht große Klasse auch die Haltung der sonstigen höheren bürgerlichen Schichten: die kapitalistische Färbung der Universitätslehrer beginnt schon beklagt zu werden, wie auch bei höheren Beamten, Offizieren usw. immer mehr Wert auf „Vermögen" gelegt wird. Es ist noch gar nicht so lange her, daß selbst in Berlin die Lebenshaltung der Gebildeten verhältnismäßig einfach war und man auf das Protzentum der Börsianer mit einer gewissen Verachtung sah: heute sind weite Kreise davon angesteckt. Jene reiche Schicht unterscheidet sich theoretisch von der übrigen „guten Gesellschaft", deren Grenzen seit der geistigen Emanzipation des Bürgertums viel weiter nach unten gerückt sind, und die alle Gebildeten, höheren Beamten usw. mit umfaßt, nicht, wenn sie auch durch ihren Reichtum faktisch sich heraushebt. Wohl aber ist es ihrem Drängen nach oben zuzuschreiben, daß der Begriff des *Mittelstandes*, der einst auf das höhere, namentlich das gebildete Bürgertum ging (vgl. S. 430), mehr und mehr herabgedrückt wurde. Jetzt beansprucht das kaufmännische und gewerbliche *Kleinbürgertum* für sich ausschließlich diese Bezeichnung, bedenkt mit ihr aber auch den Bauern. Lebt schon in den gebildeten Berufen, beim nicht begüterten Adel eine erhebliche Abneigung gegen die kleine, aber mächtige Schicht des reichen Bürgertums, so ist solche Abneigung eben in diesem unkapitalistischen, an den handwerksmäßigen Formen der bisherigen Wirtschaft hängenden „Mittelstand" noch viel ausgeprägter. Es sind die alten Klassen, die immer noch ihre Bedeutung haben, die Handwerker und kleinen Kaufleute, die mittleren Bauern. Freilich gehören zu diesem Mittelstand auch reicher gewordene Elemente (Hausbesitzer, Wirte usw.).

Wenig hat die neue Aristokratie der alten Herrenklasse, dem *Adel*, schaden können. Trotz der Mischung mit dem Bürgertum überhaupt, trotz der Aufhebung der Privilegien ist sein soziales Übergewicht wie die gefestigte äußere Stellung wenigstens des grundbesitzenden Adels geblieben, ebenso seine politische Macht infolge der Okkupierung eines großen Teiles der Regierungsstellen. Mit der neuen Geldaristokratie hat er sich so weit verbunden, als es zur Auffrischung der Vermögen durch gute Heiraten nötig schien. Jene ist nicht imstande gewesen, sich als selbständige Herrenschicht auszubilden, und richtet nun ihr ganzes Streben darauf,



in die alten aristokratischen Kreise hineinzukommen: diese ziehen daraus nur den Vorteil ständiger finanzieller Stärkung. Vor der brutalen Macht einer Geldaristokratie, wie sie in Amerika herrscht, hat zunächst die Stellung des alten Adels Deutschland geschützt.

Hat die neue kapitalistische Bürgerschicht, insbesondere die international gefärbte Haute Finance, immerhin einen großen, wenn auch mehr im stillen wirkenden Einfluß auf das öffentliche Leben, so hat eine starke äußere Bedeutung schon durch ihre Masse die ebenfalls infolge der kapitalistischen Entwickelung entstandene entgegengesetzte Schicht gewonnen, die sich auch bewußt als gesonderte Klasse in Gegensatz zu der *ganzen*, wie wir sahen, keineswegs einheitlicher gewordenen übrigen Gesellschaft stellt, das anfangs „vierter Stand" genannte Proletariat. Es ist der Hauptteil von dem, was die Masse heißt, aber durchaus nicht dasselbe. Das heutige Auftreten der *Masse* an sich geht zunächst auf jene außerordentliche Zunahme der Bevölkerung (vgl. S. 482), die jetzt mehr als doppelt so groß ist wie vor hundert Jahren, zurück und beruht auf der wirtschaftlichen Hebung weiter Kreise und dem Wachsen ihrer Lebensansprüche. Die Masse wurde bedeutungsvoll durch die politischen Errungenschaften des Volkes, die Abschaffung der Privilegien, die allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte, insbesondere das im neuen Reich demokratisch gestaltete Wahlrecht, wie durch die volksfreundliche Grundstimmung des in der Aufklärung und der Humanität wurzelnden bürgerlichen Liberalismus und der Kreise der Bildung. Diese Bedeutung der Masse, die also nicht nur die niederen, sondern auch große Teile der mittleren Schichten umfaßt, ergab die *Demokratisierung* unseres öffentlichen Lebens, freilich bei weitem nicht in dem Maße wie bei anderen Völkern, die Demokratisierung des Verkehrslebens (Eisenbahnen, Straßenbahnen), der Tracht, die wenigstens bei den Männern nüchtern und farblos geworden ist und die Standesunterschiede nicht mehr ausprägt, auch, trotz jener neuen aristokratischen Ansätze, des gesellschaftlichen Lebens sowie der Bildung. Diese Demokratisierung der Bildung, auch der künstlerischen, durch Zehnpfennigliteratur und billigste Kunstreproduktionen, durch Zeitungen und Journale bedeutet zugleich eine *Nivellierung des inneren Menschen*. Für das Volksganze wird diese, ebenso wie die Angleichung der Sitten, der Trachten usw., durch das Übergewicht der Stadt über das Land herbeigeführt, wodurch trotz allen neuerwachten Interesses für das Volkstum dieses wie das echte Bauerntum stark bedrängt werden.

Während also die Erscheinung der „Masse" für die moderne Kultur überhaupt charakteristisch ist, ist das *Proletariat*, an das sich jene Bezeichnung leicht heftet, ein bestimmter Sonderbegriff. Es setzt sich vor allem aus den im Dienst der kapitalistischen Unternehmer stehenden Lohnarbeitern zusammen, wozu dann sonstige Lohnarbeiter, kleinste Händler und Handwerker, kleine Ackerbauer — schon Riehl hat das Bauernproletariat eingehend behandelt — sowie deklassierte Elemente aus allen anderen Schichten kommen. Das eigentliche Proletariat ist erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der kapitalistischen Wirtschaft erwachsen. Es gab zunächst die nötige Masse für die Revolution von 1848, überhaupt für den bürgerlichen Liberalismus her, von dem es sich nur allmählich emanzipierte. Zwar hatte schon um 1840 das tatsächlich vorhandene soziale Elend (vgl. die Schilderung Lists S. 486) manchem Veranlassung gegeben, sich theoretisch mit dem „Pauperismus" stärker zu beschäftigen, und die Not der durch die englischen Fabriken bedrängten Hausarbeiter, insbesondere der Weber, rief erst recht Teilnahme hervor. Aber das Volk selbst blieb mehr passiv: zu einer breiteren sozialistischen Strömung kam es nicht. Wie die Versuche Heines und dann Lorenz von Steins vor 1848, die Deutschen mit dem französischen Sozialismus bekanntzumachen,

auf die niedere Bevölkerung überhaupt nicht wirken wollten, übrigens auch sonst außerhalb bestimmter, von Stein immerhin bereits stark beeinflußter Kreise meist gleichgültige Leser fanden, wie ferner das von Friedrich Engels, dem Sekretär des internationalen Kommunistenbundes, verfaßte „Manifest der kommunistischen Partei" im Volk keineswegs zündete, so war noch zu Anfang der sechziger Jahre, obgleich nun der „Fabrikarbeiter" immer mehr geworden waren und über Aussaugung und Druck schon stark geklagt wurde, das Auftreten des ursprünglich zur Fortschrittspartei gehörigen Lassalle doch keineswegs von besonderen Massenerfolgen begleitet. Aber aufgerüttelt waren die Arbeiter nun doch. Erst jetzt konnten die längst ausgesprochenen Ideen des revolutionären Theoretikers Marx stärker eindringen. Es setzte eine immer mächtigere kollektivistische Reaktion gegen den bisher herrschenden Individualismus, der sich wirtschaftlich zum brutalen Egoismus gesteigert hatte, ein, es entstand die Sozialdemokratie als Partei. Ihr eigentlicher Aufschwung kam erst nach 1873, nach dem großen Krach, der ersten Mahnung an die kapitalistische Wirtschaft, sie erlangte dann mittels des Reichstagswahlrechts und der straffen Disziplinierung ihrer Anhänger eine immer größere politische Bedeutung und schließlich verblüffende Erfolge. Es ist eine ausgesprochene Partei des Kampfes. Sie vertritt zwar, unter Aufnahme älterer utopistischer Ideale und zum Teil auf den politischen Forderungen sowie der Aufgeklärtheit des früheren demokratischen Bürgertums fußend, doktrinär wie dieses, neben ihren kollektivistischen Anschauungen einen politischen Radikalismus, zugleich alles, was man für moderne Weltanschauung ausgibt: sie streitet aber vor allem für die wirtschaftliche und soziale Emanzipation des arbeitenden Proletariats und erstrebt die Vernichtung der „kapitalistischen Gesellschaft". Die marxistische Theorie selbst spielt nur bei den Führern eine Rolle, bei der Menge wirken neben utopischen, unklaren, oft freilich mit religiöser Inbrunst gepflegten Idealen meist rein materielle Triebe, der alte Haß gegen die Reichen usw. Für das „soziale Elend" des vierten Standes wird jedenfalls allein der Kapitalismus verantwortlich gemacht.

Dieses übertrieben geschilderte soziale Elend ist im neueren Deutschland nie so groß geworden wie in den Ländern mit älterer Industrie; das heutige reicht überdies an das Elend der niederen Klassen in vormärzlicher Zeit nicht heran. 1844 hat Friedrich List in der „Allgemeinen Zeitung" eine (von Ehrenberg zitierte) freilich zu schwarz gemalte Schilderung der Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung entworfen. Unter „notwendigsten Lebensbedürfnissen" verstehe man „in vielen Gegenden Deutschlands Kartoffeln ohne Salz, eine Suppe mit Schwarzbrot, zur höchsten Notdurft geschmälzt, Haferbrei, hier und da schwarze Klöße. Die, welche sich schon besser stehen, sehen kaum in der Woche einmal ein bescheidenes Stück frisches oder geräuchertes Fleisch auf ihrem Tisch, und Braten kennen die meisten nur vom Hörensagen. Ich habe Reviere gesehen, wo ein Hering, an einem an der Zimmerdecke befestigten Faden mitten über dem Tische hängend, unter den Kartoffelessern von Hand zu Hand herumging, um jeden zu befähigen, durch Reiben an dem gemeinsamen Tafelgut seiner Kartoffel Würze und Geschmack zu verleihen." Man kann manches zur Bestätigung solcher Darstellung anführen. Fr. J. Neumann hat vor längerer Zeit die Lage der unteren, besonders der ländlichen Klassen in Preußen bis 1848 geschildert, und es ergibt sich ein abschreckendes Bild. Nach dem Statistiker Schubert (1847) war „in der Provinz Preußen ein Drittel der ländlichen Bevölkerung nur auf die Kartoffeln angewiesen, und sie hat auf Brot als gewöhnliche Tagesnahrung verzichtet". In der Kassubei kannten 1852 „unter 80 Schulkindern nur drei Brot aus eigenem Genusse". Dazu kam die Branntweinpest, die übrigens bis in die höheren



Stände hinaufreichte. Eine starke Verbesserung der Lebenshaltung der unteren Klassen ist alledem gegenüber unleugbar, sie ist durch das Steigen der Löhne ermöglicht worden, die sich im Durchschnitt seit jener Zeit etwa verdreifacht haben. Die Preise sind zwar auch erheblich, namentlich neuerdings, gestiegen, aber verdreifacht haben sie sich nicht. Es ist ja überhaupt nicht das Elend an sich, sondern der Widerspruch der Lage mit den gepriesenen Idealen der neuen Zeit, das bewußte Empfinden dieses Widerspruches, das die sozialistische Bewegung so stark werden ließ. Der Glaube, daß die Freiheit der Menschen auch auf wirtschaftlichem Gebiete das möglichste Glück bringen und jedenfalls keine anderen Unterschiede als die der verschiedenen Tüchtigkeit entsprechenden ergeben würde, ist erschüttert worden. Der wirtschaftlich Starke wird immer stärker, die Großbetriebe werden immer zahlreicher. Nicht größere Gleichheit, sondern schroffere Gegensätze zwischen reich und arm, zwischen Unternehmer und Arbeiter, nicht größere Freiheit, sondern beinahe Knechtschaft, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich, nicht bessere geistige Betätigung des Individuums, sondern Ertötung des geistigen Lebens durch mechanische Maschinenarbeit; dabei aber fortwährendes Verkünden von Humanität und Gerechtigkeit, prinzipielle Verpönung der Bevormundung des Individuums, eifrige Popularisierung der Bildung und Bemühung um bessere Volksbildung, starke Pflege der Kritik durch die Zeitungen, die zugleich Stoff zum Vergleichen bieten, — das Empfinden solcher Widersprüche, das reizt die Leute vor allem zum Kampf. Kampfgerüstet steht nun aber auch der Kapitalismus da. Überall ist aber Organisation für den Kampf notwendig, den der Einzelne nicht durchfechten kann. Das ist es überhaupt: der Individualismus hat zwar durch einzelne starke Persönlichkeiten auch in der neuen Entwickelung seine Rolle behaupten können, die wirtschaftliche Freiheit hat geradezu autokratische Bank- und Industriekönige heraufkommen lassen, aber auch sie sind heute nur mächtig als Beherrscher großer Organisationen gleicher Interessen. Und dieser Zusammenschluß der gleich Interessierten in freien Verbänden, ihre Solidarität ist überhaupt die Signatur des sozialen und wirtschaftlichen Lebens geworden, nicht nur ein Charakteristikum der Arbeiterklasse (Gewerkschaften). Der Wille und das Interesse der Einzelnen werden gewaltig zurückgedrängt.

Der Sozialismus und sein Einfluß auf die Masse, ein Ergebnis der modernen wirtschaftlichen Umwälzung, ist eine Erscheinung, die bei allen Kulturvölkern wiederkehrt. Diesen internationalen Charakter trägt aber überhaupt die moderne technisch-industrielle Entwickelung. International ist auch die Konzentration der Bevölkerung in den Großstädten, international nicht minder die moderne Zivilisation überhaupt (nicht Kultur — die ist immer etwas Nationales). Ob man in Indien oder in Madeira oder in Berlin oder in Neuyork ist, ein bis zur Monotonie gleiches Drum und Dran des äußeren Lebenszuschnittes kann der Hotel-„Kulturmensch" überall finden. Der exotische Gentleman befolgt die rasch wechselnde Parole der Mode gerade so gut oder so schlecht wie der Parvenü in Berlin. Aber auch über diese gleichgültigen, rein äußerlichen Dinge hinaus ist doch durch den modernen Weltverkehr und die ständig gesteigerte gegenseitige Beeinflussung der Kulturvölker eine starke Angleichung der Kulturverhältnisse zu beobachten, die denn auch bereits zu erfolgreicher Propaganda für eine Weltsprache geführt hat. Es gibt heute, von der immer vorhanden gewesenen Internationalität der Wissenschaft ganz abgesehen, wirklich eine Art Weltkultur. Aber solche Tendenzen hindern weder die Reibungen unter den Völkern, noch können sie die Bedeutung der nationalen Kultur ernstlich zurückdrängen. Von dem starken Anwachsen des nationalen Zuges gerade in Deutschland werden wir noch hören. Auf der anderen Seite hat jene

Weltkultur nichts mit der gesinnungslosen Ausländerei zu tun, die sich neuerdings namentlich in deutschen Großstädten mit ihrem aus „Geschäftsrücksichten“ entspringenden Kriechen vor den Fremden breitmacht. Heutzutage ist namentlich Englisch oder Amerikanisch Trumpf.

Noch eins ist für die Sozialdemokratie charakteristisch und zugleich wieder ein freilich nicht durchweg gültiges Charakteristikum des modernen Geistes überhaupt: ihre völlig *rationalistische Haltung*. Sie teilt diesen Zug mit ihrem Todfeind, dem Kapitalismus, der Welt und Menschen überhaupt nur als ein kaltblütig zu lösendes Rechenexempel ansieht. Daß derselbe Geist die Welt der Technik beseelt, ist klar. Von ihm sind ebenso die Naturwissenschaften beherrscht, und ohne Zweifel haben sie ihm allein die immensen Fortschritte zu danken, die sie gemacht haben. Mit der Vernunft meinen manche heute die Welträtsel gelöst zu haben. Dieser Geist ist es gewesen, an dessen Durchdringen wir überhaupt den Beginn der eigentlichen Neuzeit knüpfen mußten. Und wie auf das Gefühl von der Allmacht der menschlichen Vernunft die subjektive Haltung des modernen Einzelmenschen zurückgeht, ebenso wie die vor keiner Autorität Halt machende Kritik, so ist diesem Gefühl ebenso die die moderne Zeit wie schon die Aufklärung (vgl. S. 428 f.) charakterisierende Idee der immer höheren Entwickelung der Menschheit aus eigener Kraft zuzuschreiben, die so viele beglückende und treibende Idee des *Fortschritts*. Er soll das Ziel der Wissenschaft sein, die ja bereits so viel zu ihm beigetragen hat, ihm soll der Staat, die Gemeinde, der Einzelne dienen. Das Bewußtsein des Fortschritts gegenüber der Vergangenheit ist gerade in unserer Zeit mit ihren glänzenden Errungenschaften, wie sie oben geschildert worden sind, besonders lebendig. Aber immer wieder muß betont werden, daß diese Errungenschaften doch im wesentlichen äußere sind. Von einer geistigen Größe unserer Zeit kann trotz ihrer Selbstgefälligkeit keine Rede sein.

Ohne Zweifel ist aber mit dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands und dem größeren und allgemeineren Wohlstand eine außerordentliche *Steigerung der Lebenshaltung* verbunden gewesen, ganz abgesehen von dem immer zunehmenden Luxus der Reichen; gerade die niederen Klassen haben, wie wir eben sahen, an dieser Steigerung ihren erheblichen Anteil. Freilich hat die neue Zeit auch viele Nachteile in dieser Beziehung im Gefolge gehabt — es sei etwa auf die durch äußeren Prunk nicht behobenen Unannehmlichkeiten vieler großstädtischen Mietswohnungen verwiesen. Die Vorfahren hatten doch trotz dürftigerer Verhältnisse manches, was wir heute entbehren, und erhielten anderes leichter und billiger. Man darf endlich den Wert der Einfachheit an sich nicht vergessen. Es ist falsch, auf das früher im höheren Bürgerstande verbreitete Streben nach möglichster Billigkeit mitleidig herabzusehen. Es fragt sich, ob der kapitalistisch erzogene und gesinnte Teil der heutigen Beamten und Offiziere dasselbe leistet und leisten kann wie die einfache und sparsame frühere Generation.

Das führt uns auf die *Schattenseiten der neuen materiellen Kultur*, die schon in den sozialen Verhältnissen hervortraten, wozu man weiter noch die geringere Sicherheit der wirtschaftlichen Existenz vieler Menschen fügen könnte. Man kann aus der Industrie- und Verkehrskultur aber auch unmittelbare Schädigungen herleiten: die Zerstörung der Naturschönheit (vgl. S. 22), die Verpestung der Luft durch giftige oder widerliche Ausdünstungen, die allgemeine Rauchplage, die Verunreinigung der Flüsse und Bäche durch Abwässer, den Lärm der Maschinen, der die Nerven ruiniert, dazu Tod und Verderben, wie sie der gepriesene Verkehr bringt. Immer kühnere Leistungen und Erfindungen, aber auch größere Gefährdung von Menschenleben, immer massenhaftere Ausnutzung der Verkehrsmittel und immer



gesteigerte Schnelligkeit, aber gleichzeitig Häufung von Katastrophen. Welche Opfer fordert die Eisenbahn, das Dampfschiff und selbst die Straßenbahn! Automobile, mit echt moderner Herzenshärte oft rücksichtslos geführt, bringen Unheil den Unbeteiligten wie den Beteiligten. Mit der Gewalt der ausgenutzten Kräfte hebt sich die Schwere der Katastrophen, wenn die Beherrschung jener versagt oder gehemmt wird. Auf der anderen Seite ist die Kühnheit und Todesverachtung der Menschen, wo es die Erreichung neuer Ziele gilt, wahrhaft bewundernswert — das zeigt die Eroberung der Luft durch Luftschiffe und Flieger. Die Masse der Unfälle hat überdies ein eifriges Streben hervorgerufen, die immer weiter fortschreitende Technik auch zur Verhütung derselben zu benutzen, wie man ebenso jenen anderen Plagen wohl mehr und mehr zu Leibe gehen wird. Ferner stehen den Schädigungen durch die erwähnten Begleiterscheinungen der modernen Kultur ihre segensreichen Errungenschaften auf dem Gebiet gerade der öffentlichen Hygiene gegenüber. Überhaupt scheint schon der Kulturfortschritt an sich, wie man neuerdings statistisch nachzuweisen versucht hat, eine längere Lebensdauer zu verbürgen.

Vorzugsweise nach der Schattenseite liegen die Einflüsse, die die neue Kultur auf den *inneren Menschen* ausgeübt hat. Die hochentwickelte Zivilisation gefährdet die Kultur. Zunächst äußerte sich der neu einsetzende Realitätssinn, insbesondere auch wieder der Aufschwung der Naturwissenschaften in jener gesunden Reaktion gegen das ältere schemenhafte, teilweise krankhafte literarisch-ästhetische Getriebe, weiter aber auch in einer Reaktion gegen alles Spekulative und auf das Allgemeine Gerichtete. Das traf namentlich die metaphysische *Philosophie*, die seitdem dauernd im Ansehen gesunken ist. Keineswegs kam aber die deutsche Philosophie um allen Einfluß. Anders freilich als der das ganze deutsche Geistesleben der vormärzlichen und teilweise auch noch der späteren Zeit philosophisch bestimmende Hegel wirkte der Philosoph für Weltleute, Artur Schopenhauer, der Feind der Universitätsphilosophie, der Vertreter einer pessimistischen Weltanschauung. Eben diese schlug ein, durch die Zeitumstände, die unerquickliche Stimmung eines Übergangszeitalters begünstigt, nicht das philosophische System Schopenhauers, das in der Fachphilosophie aber schließlich doch nachwirkte. In ähnlicher Weise kam dann die Weltanschauung Nietzsches, der, ursprünglich von Schopenhauer beeinflußt, später gerade eine optimistische Reaktion gegen den Pessimismus darstellte, offenen und latenten Regungen und Empfindungen vieler entgegen. Der Mann von Geist und aristokratischem Gefühl erhob sich gegen die gleichmacherische demokratische Zeitgesinnung. Aber der Verfechter des unbedingten Herrenstandpunktes im geistigen Gewande des modernsten Subjektivismus kam nicht nur zum enthusiastischen Preise des Rechts des heroischen Individuums zur Macht, sondern auch zur völligen Negierung der alten zwingenden Autorität der Menschheit, des Christentums und seiner Sklavenmoral.

Mit jener Mißachtung der transzendentalen Philosophie ging eine einseitige Betonung des *Wertes der exakten Wissenschaften* parallel. Man kam vielfach zu rein materialistischen Anschauungen, was ja wieder zu dem Aufschwung der materiellen Kultur paßte. Gegenüber der Entwickelung der Geologie, Physiologie und Biologie wie den Erfolgen der Physik und Chemie erschienen die Geisteswissenschaften rückständig, vor allem auch die klassische Philologie, während man der aufblühenden modernen Philologie immerhin praktischen Wert beimaß. Die Antike, bisher bei allen Wandlungen ihrer Auffassung und trotz ihrer wiederholten Bekämpfung ein Hauptelement des Geisteslebens, ward mehr und mehr zum reinen Objekt historischer Forschung und Betrachtung. Dahin schwand nun das neugriechische

harmonische Humanitätsideal, das noch in der Zeit der preußischen Erhebung im Anschluß an seine Adoption durch die Universitäten zur Reorganisation des „Gymnasiums" geführt hatte. Gegen das Übergewicht der klassischen Sprachen im Unterricht erhob sich eine immer stärkere Opposition; die Betonung der „Realien", die schon im 17. Jahrhundert eingesetzt hatte (vgl. S. 355), gewann in den Anforderungen der neuen Zeit einen ganz anderen Rückhalt. Der Kapitalismus wie die Technik förderten nicht nur den einseitigen Intellektualismus und Rationalismus (vgl. S. 488), sondern auch den Amerikanismus, den Utilitarismus. Aber Industrie und Technik ziehen nun durch ihre Bedeutung überhaupt die Interessen der geistig Begabten stark an und entfremden sie den idealen Zweigen des Geisteslebens: es sind nicht immer mehr die besten Köpfe, die diesen ihr Leben weihen, und das erklärt die neuerdings geringere Höhe der Leistungen auf diesen Gebieten. Dazu trägt aber auch die moderne, an sich vielfach förderliche Spezialisierung der Wissenschaften bei, das Zurücktreten der allgemeinen Ideen und Ziele. Es ist auch eine Art Einfluß des technischen Geistes, der sich in dieser Entwickelung äußert. Der Gelehrte ist heute nur allzuoft ein Techniker, stolz auf seine Methode und Routine, die auch vulgäre Geister zu Ansehen und Ehren bringt. Dem entspricht die übertriebene Wertschätzung des Formalen. Dazu kommt nun eine äußere Beeinträchtigung der alten Rolle der Universitäten durch die berechtigten Ansprüche der Technik auf eigene Bildungsorganisationen. Man kam weiter überhaupt zur Degradierung dessen, was man früher Bildung nannte. Der Glaube an die Allmacht der Wissenschaft ist freilich groß, aber das Jagen der Theorien, der rasche Wechsel der wissenschaftlichen Moden haben auch wieder zu Mißtrauen und Zweifel, zur Interesselosigkeit geführt. Gelehrte Bildung gilt jedenfalls vielen als durchaus unfruchtbar. Die alten akademischen Würden sind heute auch stark entwertet.

Anderseits geht nun aber die Zeit, wie erwähnt, darauf aus, „Bildung" in Masse durch Vorträge, Büchereien, billige Literatur zu verbreiten. Unendlich ist die Zahl der Schriftsteller, auch der schriftstellernden Gelehrten gewachsen. Vor allem ist die Zeitung ihre Domäne. Aus ihr strömt denn auch eine Fülle von Belehrung oder geistiger Unterhaltung tagtäglich in das alles verschlingende Publikum. Aber ist damit wirklich für den inneren Menschen viel gewonnen? Die Bildungsverbreitung, soweit sie nicht nur Geschäft ist, verfolgt auch zum guten Teil lediglich jene wesentlich praktischen, heute in der theoretisch demokratischen Zeit viel stärker geförderten Ziele der einstigen Aufklärung. Diesen Zielen ist heute vor allem das niedere Volk zugetan, das ja überhaupt Strömungen, die von den oberen Schichten später zu ihm durchsickern, länger bewahrt, wie lange z. B. die Sentimentalität. Auch die jetzt in der Masse verbreitete Unkirchlichkeit ist nur ein verflachter und verallgemeinerter Abklatsch der einst bei den Gebildeten überwiegenden Stimmung, die ihrerseits neuerdings zum guten Teil einer wiedererwachten, manchmal freilich nur modischen Religiosität gewichen ist. So ist die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, schon im Bürgertum zur Halbbildung verflacht, in noch oberflächlicherer Form in die Masse eingedrungen. Keineswegs fehlt es dieser aber an wirklichem inneren Bildungsdrang, dem jene neueren Volksbildungsbestrebungen doch auch wieder entgegenkommen. Freilich ist dieses im niederen städtischen Volk zum Teil durch die Sozialdemokratie verbreitete Streben nach höherer Bildung durchaus nicht volkstümlich gefärbt. Im Sinne des echten Volkstums ist ja die Sozialdemokratie überhaupt keine Volkspartei, sondern eine radikale moderne städtische Kulturpartei rationalistisch-dogmatischen Charakters. Ihre „Kultur" ist die technisch-wirtschaftliche



Kultur, und so geht auch die Interessenwelt der städtischen Masse ihrer Betätigung entsprechend meist, nicht immer, in der technisch-industriellen und in der materiellen Sphäre auf. Der intellektualistische Charakter der modernen Kultur im Zusammenhang mit den imponierenden Erfolgen der Naturwissenschaft hat anderseits jenen überhaupt für die moderne Zeit bezeichnenden Glauben an die Allmacht des Wissens besonders auch in den niederen Klassen nach anfänglicher Verständnislosigkeit lebendig werden lassen und sie vor allem mit einem unbegrenzten Respekt vor dem Wissen und mit gewaltigem Eifer, es zu erringen, erfüllt. Freilich herrscht auch im Volke meist die heute in den oberen Klassen überwiegende praktische Auffassung der zu erlangenden Bildung, des äußeren Könnens als Mittel guten Fortkommens wie die Schätzung nur der „nützlichen" Wissenschaften. Die Mißachtung z. B. der historischen Betrachtungsweise ist sehr bezeichnend. Die Abneigung gegen tiefere Geistesbildung entspricht im übrigen der herrschenden materiellen Kultur, die, wie einst im 15. und 16. Jahrhundert, weit eher künstlerische Interessen fördert, wie auch die Musik, zumal nachdem sie sinnlichere Formen angenommen hat, zur Lieblingskunst geworden ist.

Freilich die große Zeit der deutschen Musik ist dahin. Auch im 19. Jahrhundert war wiederum ein gewaltiger, in der Größe seines Stils unerreichter Meister dieser echt deutschen Kunst aufgetreten, Richard Wagner, in gewissem Sinne noch von der Romantik beeinflußt, anderseits der Vater der „modernen" Musik, insofern wieder der Genius, der seiner Zeit zu künstlerischem Ausdruck verhalf, aber dennoch kein Freund der modernen Kultur, dieser „Lügengeburt der mißleiteten Menschheit", einer Kultur, von der er für die von ihm ersehnte wahre deutsche Kunst kein Heil erwartete. Auch für die bildenden Künste hat sie nicht das Heil bedeutet. Sie erfuhren vielmehr stark schädigende Einflüsse des modernen Zeitgeistes. Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus achtbare Kunstpflege (vgl. S. 469) wurzelte noch im Leben; man besaß ferner einen ererbten Geschmack und immer noch gute technische Tradition. Bereits hatte eine wirklich deutsche Kunst zu erblühen und zu erstarken begonnen, war indes durch die kalte, fremde, neoklassizistische Richtung, die zur „offiziellen Kunst" wurde, zurückgedrängt worden. Dann aber kam das Zeitalter der Industrie, der Massenfabrikation, des Ersatzes echten Materials durch Surrogate, der Scheinsucht, die mit billigem Talmi Echtes vortäuschen wollte. Die fortschrittsbegeisterte Zeit verursachte Unruhe und Neusucht und diese wieder ein Abschneiden auch der letzten spärlichen Tradition. Bei dem Mangel an schöpferischer Kraft kam man so zu einem Durchhetzen durch alle Stile der Vergangenheit. Das mit dem wirtschaftlichen Aufschwung und dem oft rasch erworbenen Reichtum sich einstellende Protzentum führte zugleich zu einer widerlichen und geschmacklosen Prunksucht, der dann eben gewisse frühere Stile besonders willkommen waren. Heute ist man wieder, trotz allen Strebens nach einem neuen Stil immer noch nicht eigenartig geworden, bei dem Punkt, bei dem voreilig die Entwickelung unterbrochen wurde, angelangt, beim Biedermeierstil, wenigstens kein ungesundes Zeichen. Man sucht diesen Stil auch, dem neuen Reichtum gemäß, gediegener zu gestalten; seine Einfachheit kommt anderseits dem Streben nach kühler Sachlichkeit, in dem Baukunst und Kunstgewerbe neuerdings in Reaktion gegen die übliche unsolide Aufmachung das Heil suchen, entgegen. Jener moderne Geist der Technik schließlich kann gerade dem Künstler nichts schaden. Große Künstler sind selten zugleich Menschen von großer geistiger Bedeutung gewesen: sie waren vor allem gute Techniker. Der Deutsche ist im übrigen für die bildende Kunst im ganzen zu wenig formal begabt, zu geistig, zu innerlich.

Nichts hat nun unter dem rationalistischen, technischen Geist unserer Zeit mehr gelitten als eben das Innenleben. Eine neue Periode der Äußerlichkeit ist angebrochen: man hat mit Recht von einer Verödung des Gemüts gesprochen, zu der die an sich berechtigte Reaktion der realen Kräfte gegen den einseitigen Idealismus, gegen das übertrieben gepflegte Gefühlsleben geführt hat. Der Rückschlag bedeutete eben auch ein neues Ausschalten des Gemütes, des Herzens. Der praktisch-industrielle Erwerbsgeist der Zeit arbeitete in gleicher Richtung. Rücksichtslosigkeit und Brutalität brachte der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, die Hast des neuen Erwerbslebens mit sich. Der smarte Geschäftsmann nennt sich Realpolitiker. Denn Realpolitik ist auch sonst das Ideal geworden. Die kriegerischen Großtaten Preußens und Deutschlands ließen viele unter Geringschätzung von Ideenkram und Sentimentalität die äußeren Erfolge als allein wichtig ansehen. Nun standen die Doktrinäre und Professoren von 1848 als Schwätzer da. Auf den gewaltigen Bismarck beruft sich eine neue Schule von kleinen Machtpolitikern, die in ihrer Weltenstürmerei doch wieder nichts weniger als Realpolitiker, sondern echte, idealistisch gesinnte Deutsche sind. Machtpolitik soll auch im Leben gelten. Die heute als erwünscht bezeichnete korpsstudentische Erziehung, die sich überhebende, an bestimmte Formen sich klammernde, kühle Menschen erzieht, ist so äußerlich wie möglich. Zum Beherrscher der wirklichen Welt, zum fest und sicher auftretenden Manne soll der früher schüchterne und linkische Deutsche nach englischem und amerikanischem Muster werden: aber das Streben nach äußerem Schneid verdeckt nur allzuoft den inneren Unwert, und das neue Leben erzieht immer häufiger nicht Charaktere, sondern charakterlose Streber, denen das äußere Fortkommen mit bewährten Mitteln das einzige Ziel ist. Eine Scheinsucht, gleich der im Zeitalter der Perücke, ist aufs neue über die Menschen gekommen. Aus deren Verkehr miteinander ist anderseits die frühere Höflichkeit und Rücksicht mehr und mehr geschwunden (vgl. S. 472). Treibt dazu gleich der heutige Massenverkehr mit seinem Drängen und Hasten, so hält doch auch innerlich der moderne Mensch jene Formen für überwunden und rückständig. „Man" ist heute nur höflich gegen Leute, die einem nützen können, gegen alle anderen rücksichtslos. Aber die allgemeine Ellbogenpolitik geht weiter, man achtet auch der Freundschaft und Kameradschaft nicht, wenn es das Fortkommen gilt, man ignoriert neidvoll auch das hohe Verdienst — das Geld nie — und schätzt nur Leute von eigenem Kaliber. Eine berechnende Lebensauffassung ist allgemein geworden. Geradezu ängstlich wird zumeist die charaktervolle Persönlichkeit gefürchtet und gemieden.

Zu alledem trägt die einseitige Wertschätzung der wirtschaftlichen Interessen und ihre alles beherrschende Rolle bei. Musik und Theater werden da häufig nur als sinnliche Zerstreuung nach hastiger Arbeit angesehen, von höherer Geisteskost will man oft gar nichts wissen (vgl. S. 491). Aber dieselbe Strömung hat dann auch zur Zurückdrängung der früheren rein politischen Ideale, deren Pflege man jetzt vielfach lächerlich findet, geführt. Diese politischen Interessen, die einst die schöngeistigen verdrängten, und deren drohendes Übergewicht Schiller schmerzlich beklagte, sind nun den noch viel stärker aufregenden, viel häßlichere Leidenschaften weckenden wirtschaftlichen Interessen gewichen, deren Verquickung mit der Politik dann wieder die wahrhaft Gebildeten von dieser abstößt, weil sie nunmehr die großen Gedanken und Ideen vermissen läßt. Noch viel vergeblicher möchte heute ein Schiller die betörte Menschheit von dem „beschränkten Interesse der Gegenwart", jetzt dem wirtschaftlichen, zur „Fahne der Wahrheit und Schönheit" zurückzurufen suchen. Eine wirklich politische Kultur scheint sich aber in Deutschland trotz der großen politischen



Errungenschaften des 19. Jahrhunderts und der Gewinnung eines regen politischen Lebens überhaupt nicht entwickeln zu können. Wenn man die Abwendung von der Politik nicht nur, wie die Materialisten, mit der wirtschaftlichen Sättigung der Bourgeoisie (während die Arbeiterklasse infolge ihres Drängens nach politischer Macht noch von einem lebhaften politischen Interesse beseelt ist), sondern auch mit den letzten Konsequenzen des Liberalismus und Individualismus erklärt, die zur Regierung des Staates, ebenso wie die Nietzschesche Philosophie, führen, so übersieht man, daß die gleiche Wirkung in England und Frankreich doch nicht statt hat: es muß doch an Deutschland liegen. Einmal denkt die „Gesellschaft" noch heute in Deutschland vielfach unkonstitutionell. Die Anschauung von den „Kerls" im Reichstag ist verbreiteter, als man denkt. Der deutsche Philister aber kennt überhaupt kein wirkliches Interesse am Staat, er weiß nichts Genaues von der Verfassung usw.

Eine erfreuliche Erscheinung bietet demgegenüber die Zunahme und kräftige Pflege des Nationalgefühls, die ja freilich der bei allen Völkern im 19. Jahrhundert erkennbaren Steigerung des Nationalitätsprinzips entspricht, aber sich doch zunächst durch die kriegerischen Erfolge Preußen-Deutschlands, durch die Begründung eines mächtigen Deutschen Reiches erklärt. Das neue Nationalgefühl ist nicht immer sehr tief, aber es wurzelt jetzt wirklich im Volke, und wenn auch jene Pflege des nationalen Gedankens nur allzuoft reichlich äußerlich ist, auch wohl mit ihm zuweilen politischer Mißbrauch getrieben wird, so hat sich doch die Lebendigkeit der nationalen Idee oft genug in erhebender Weise gezeigt. Daß es auch bei uns zu chauvinistischen Auswüchsen gekommen ist, darf, wenn man die allgemein gesteigerte nationale Empfindlichkeit der heutigen Völker bedenkt, nicht wundernehmen. Auch die erfreulich gewachsene Schätzung des deutschen Wesens, des Volkstums hat zu einer gewissen Überspannung der germanischen Idee geführt. Außerordentlich fest wurzelt heute der nationale Gedanke übrigens gerade auch bei den Fürsten. Es zeigt sich, daß der Bundesstaat, wie er 1871 gestaltet wurde, die rechte deutsche Staatsform ist, daß die völlige Unifizierung für Deutschland nichts taugt und die deutsche Einheit durch den staatlichen Individualismus nicht ohne weiteres gefährdet zu sein braucht.

Man kann nicht sagen, daß die neue wirtschaftliche Kultur aller höheren, veredelnden Momente entbehrt. So hat die Arbeit, die jetzt zum Teil ja im Übermaß geleistet wird, einen noch moralischeren Charakter erhalten als früher. Das Bewußtsein des Schaffens und Arbeitens an sich ist jetzt für viele das erhebendste Gefühl. Aber es wird teilweise wieder beeinträchtigt durch die Hast, mit der viele Arbeit geleistet wird. Die Ruhe und die Behaglichkeit früherer Zeiten sind dahin. Eben jener fieberhafte Erwerbssinn, die heiße Konkurrenz, die Sorge um den kommenden Tag und die Unsicherheit des Daseins im wirtschaftlichen Leben, in dem häufig äußerste Tätigkeit, fieberhafte Aufmerksamkeit, größte Ausnutzung der Zeit vonnöten sind, hetzen die Menschen dahin. Und diese Hast teilt sich auch vielen mit, bei denen kein äußerer Zwang vorliegt. Selbst das Vergnügen, die Unterhaltung wird zur hastigen Arbeit, zum technischen Spezialistentum, zum Sport. Dessen Pflege ist im übrigen ein Zeichen des stark wachsenden englischen Einflusses, der auch unsere gesellschaftlichen Sitten (Five o'clock tea) und Spiele (Football, Lawntennis) färbt und aus unserer edlen Jagd eine sportsmäßige Schießerei macht.

Jene Hast des ganzen Lebens aber, die am meisten bei den Amerikanern, den typischen Vertretern der modernen materiell-industriellen Kultur, ausgeprägt ist, hat, verbunden mit dem Verkehrs- und Maschinenlärm, dem Pfeifen, Zischen, Hämmern, mit der Schnelligkeit

und dem vermehrten Gebrauch der Verkehrsmittel, mit der häufigen Änderung der Wohnung und auch des Wohnsitzes, mit jenem Kampf ums Dasein, endlich mit der starken Genußsucht und der ewigen Jagd nach Neuem, auch das Nervenleben, vor allem bei der großstädtischen Bevölkerung, außerordentlich beeinflußt, zum Teil sicherlich schädlich, zum Hauptteil aber in der Richtung einer steigenden Anpassung der Nerven. Man kommt, wie man treffend bemerkt hat, von der Neurasthenie allmählich zur Neurosthenie. Immerhin ergibt sich eine starke Reizbarkeit und Empfindlichkeit, anderseits ein Bedürfnis nach Anreiz der Nerven, das auch das geistige und künstlerische Schaffen und Genießen beeinflußt. Das musikalische Ohr z. B. liebt nicht mehr das Schlichte, Ruhige, Getragene, sondern das Komplizierte, technisch Raffinierte, dabei den äußersten Lärm der Instrumente sowie eine das Innere gewaltsam erregende Stimmung.

Noch einen besonderen Zug der modernen Kultur müssen wir erwähnen, das stärkere Hervortreten der Frau. Um die Frauen und ihre geistige Hebung hatte sich bereits das 18. Jahrhundert lebhaft bemüht (vgl. S. 384, 393), und ihr Einfluß ging bereits weit über das gesellschaftliche Gebiet hinaus: gegenüber der einstigen Mißachtung (vgl. S. 163 f.) kam es zu einer Art geistiger Frauenherrschaft (vgl. S. 400). In Frankreich gelangte man zur Zeit der Revolution zu grundsätzlichen Forderungen, zur Aufstellung von Frauenrechten, und auch in Deutschland trat damals als Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Frauen Theodor von Hippel auf. Dergleichen hatte zunächst keine Folgen. Aber die tatsächliche Rolle der Frau blieb auch im 19. Jahrhundert sehr groß. Sie äußerte sich um 1820 in enthusiastischer Anbetung von Sängerinnen und Tänzerinnen, dann im Kultus geistreicher Frauen, wie Bettinas und der Rahel, weiter in der Menge der Schriftstellerinnen der dreißiger Jahre wie in der sich damals leicht ergebenden Beteiligung von Frauen an der Politik, aber auch in dem Gebaren der Emanzipierten der vierziger Jahre, die in Männertracht umhergingen, Zigarren rauchten und in Bierhäusern kneipten. Das waren noch keine eigentlichen Frauenrechtlerinnen. Sie suchten nach dem Muster der George Sand vielmehr die persönliche Beschränkung der Frau in Leben und Gesellschaft zu bekämpfen. Aus der Gegenwart mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Nöten heraus ist aber die heutige Frauenbewegung erwachsen, vor allem aus den Nöten der Frauen der mittleren, zumal der gebildeten Schichten. Die einstige starke hauswirtschaftliche Betätigung der Hausfrau wie der Töchter (vgl. S. 477) war dahin. Die Töchter waren berufslos. Die Schwierigkeiten der Existenzsicherung wie die wachsenden Ansprüche in gesellschaftlicher Beziehung minderten die Heiratslust der Männer. So mußten sich die unbemittelten Töchter aus jenen Schichten selbst Erwerbsmöglichkeiten erobern — in den unteren war die Frauenarbeit längst hergebracht. Die Vorbedingung war eine geeignete Ausbildung, und hierfür geschah seit der Mitte der sechziger Jahre Bedeutendes durch eigene Organisationen der Frauen. Weiter erstrebte man mit Erfolg eine bessere wissenschaftliche Bildung der Mädchen und entsprechende Berechtigungen, um auch in die bisher den Männern vorbehaltenen höheren Berufe eintreten zu können. Gleichzeitig ging die Bewegung immer mehr auf das Grundsätzliche: man forderte die völlige Gleichberechtigung mit den Männern. Mit dem zunehmenden Drängen der Frauen in die Berufsarbeit wie mit der Betonung ihrer Selbständigkeit in der Welt erhielt aber das weibliche Geschlecht zum Teil härtere, männliche Züge. Ganz äußerlich zeigt sich das z. B. in der steilen und großen Schrift heutiger junger Mädchen gegenüber der früheren zierlichen, liegenden Frauenschrift. Im ganzen trug die Bewegung ein ideales, aber auch



ein allzu abstraktes, wieder mit jenem einseitig rationalistischen Zuge der Zeit zusammenhängendes Gepräge. Daneben traten manche unerfreuliche und unerquickliche Erscheinungen auf. Heute dringt die Erkenntnis durch, daß die bisherige Bewegung allzusehr die weibliche Eigenart und damit die deutsche Familie, die ohne die Frau nichts ist, gefährdete, und daß das rechte Ziel in der richtigen Abmessung der männlichen und weiblichen Arbeitsgebiete liegt.

Das Bild, das so von den Grundrichtungen der modernen Kultur entworfen ist, möchte manchem in diesem oder jenem Zuge heute bereits nicht mehr zutreffend erscheinen: schon bereiten sich Strömungen vor, die uns einer neuen Kultur zuzuführen scheinen. Aber auch an sich bedarf dieses Bild noch mancher Ergänzung. Man darf niemals einen bestimmten Zeitcharakter zu einseitig betonen. Immer gibt es Gegen- oder stille Unterströmungen. Alte, selbst älteste Elemente existieren weiter, und ein plötzliches Zerreißen des Vorhangs zeigt oft, daß die alten Mächte keineswegs tot sind. Es gibt z. B. trotz der Unrast der Gegenwart auch noch idyllische Menschen, die sehr viel Zeit haben. Das Neue siegt oft nur scheinbar. Das zeigt sich selbst im wirtschaftlichen (vgl. S. 482), noch mehr im sozialen Leben; weiter im geistigen Leben, wo naturwissenschaftlicher Materialismus, Monismus, stärkere Kirchlichkeit, mystischer Aberglaube (Spiritismus) nebeneinander gedeihen, in der Politik, wo Polizei- und Knebelgeist, intensiver Reformdrang, Indifferenz und fanatischer Revolutionsgeist gleichermaßen bezeichnend sind. Trotz der widerwärtigen Erscheinungen sittlicher Verwilderung namentlich in den Großstädten bei hoch und niedrig ist vielleicht doch von einer moralischeren Lebensauffassung weiter Kreise zu sprechen als früher (vgl. S. 471). Auf dem Gebiete des Charakters haben wir neben der typischen Streberei und Grundsatzlosigkeit, neben dem Opportunismus der Politiker scharfe Betonung der eigenen Überzeugung, die freilich oft nicht lange vorhält, oft auch zum Unheil gereicht. Neben jener Herzenshärte gedeiht noch mit Doktrinarismus versetzte Gefühlsweichheit, die die Verbrecher als Kranke schonen möchte und vom ewigen Frieden träumt. Sie steckt auch zum Teil in dem sozialen Versöhnungs- und Reformgeist, der im übrigen aber die natürliche Reaktion gegen jene sozialen Schattenseiten darstellt und aus wirklichem sozialen Empfinden der überzeugten christlichen Kreise um 1840 herum geboren ist. Die soziale Reformbewegung hat jetzt sowohl den Staat wie weite Privatkreise ergriffen, und wenn sie anfänglich zum Teil auch aus Furcht hervorgerufen worden ist, wenn die soziale Betätigung zum Teil nur von äußeren Rücksichten (Orden- und Titelsucht) geleitet oder einfach Mode ist, sich anderseits wieder überschlägt, so zeugt das Ganze doch auch von einem unmodernen inneren Zug der Güte.

Aber die Mächte der Innerlichkeit erheben auch sonst wieder ihr Haupt. Wie wir es in der deutschen Entwickelung immer wieder beobachten konnten, fordert jede herrschende allgemeine Strömung nach einiger Zeit eine Reaktion heraus. Der Materialismus der Gegenwart weicht langsam einem neuen Idealismus. Schon glaubt man diesem gegenüber mahnen zu müssen, bei aller berechtigten Zurückdrängung der allzu starken Erwerbsinteressen die materiellen Güter nicht zu sehr zu unterschätzen. Gegenüber dem nivellierenden Massengeist, der Herrschaft der Technik, Methode und Routine, kurz gegenüber der Zerstörung des Persönlichen gibt sich das brennende Sehnen nach einer Persönlichkeitskultur immer deutlicher kund. Gegenüber dem Spezialistentum regt sich wieder der deutsche Drang nach Universalität. Gegenüber dem allzu selbstbewußten Intellektualismus wird man sich wieder der Unerklärlichkeit der „Welträtsel“ bewußt. Das Irrationale gewinnt wieder an Geltung. Das von der materiellen Kultur unbefriedigte innere Bedürfnis hat schon längst eine

Wiederbelebung des religiösen Geistes hervorgerufen, wenn auch das starre Festhalten der Kirche am Dogma eine Versöhnung vieler notgedrungen ungläubigen oder skeptischen Gebildeten mit ihr unmöglich macht. Für andere wieder wird die Kunst zum Quell höherer beglückender Empfindung — davon wird noch die Rede sein. Zu alledem kommt nun die *kulturmüde* Stimmung, die eine hochentwickelte Zivilisation regelmäßig erzeugt, wie schon im Rom der Kaiserzeit. Die Schattenseiten, die wir oben an unserem gepriesenen Zeitalter der Technik und Industrie objektiv kritisch hervorhoben, brachten manchen schon früh zu einer subjektiven feindlichen Gemütsstimmung. Wie schon Wagner von „dem Industriepestgeruch städtischer Zivilisation" sprach, so war Bismarck „am wohlsten" „weit weg von der Zivilisation". Man empfindet heute jene Nachteile der technisch-industriell-großstädtischen Kultur immer allgemeiner. Man sieht keine wirkliche Verbesserung, keine Verschönerung des Daseins, sondern nur Einbuße. Man findet, daß diese Kultur trotz aller ihrer wunderbaren Leistungen dem Inneren keine befriedigenden Werte bietet, daß mit ihr eine innere Leere, ein Mangel an Freude und echtem Leben, auch an Freiheit verbunden ist. Man sehnt sich nach der innerlich gesichert erscheinenden Welt der Vorfahren. Insbesondere die Zeit unmittelbar vor dem Hereinbrechen der modernen Kultur, die, vom Glanz der Klassiker und Romantiker noch bestrahlt, anscheinend harmonische Menschen in altväterischer Ruhe das Leben genießen und zierlich gestalten sah, erscheint vielen in freilich falschem idealen Licht.

Aber vor allem ist für diese Strömung der zumeist aus der inneren Bedrückung hervorgehende *Zug zur Natur* charakteristisch, der im Grunde die Absage an die moderne Kultur bedeutet. Gewiß beruht er zum Teil auf jener Übersättigung, auf der Blasiertheit reicher Kreise, die immer neue Reize suchen muß, um die innere Leere auszufüllen. Gewiß ist er anderseits eben durch die modernen Mittel des Verkehrs begünstigt worden, die das Reisen, die Sommerfrische weitesten Kreisen ermöglicht haben, und gewiß zeigt auch die damit gegebene demokratisch-plebejische Färbung des Ganzen nur die Fortsetzung des sonstigen Stumpfsinnes auch auf Reisen (Trinken, Skatspielen, Ansichtskartenschreiben): aber er bleibt trotz alledem ein Zeugnis des Wandels. Man empfindet vor allem immer stärker, wie die Großstadt, die ihre Bewohner wegen des teuren, zum Spekulationsobjekt gewordenen Grund und Bodens in hohen Steinhäusern zusammenpferdht, die Menschen der Natur entfremdet. Zuerst in dem industriestaatlichen England lernte man wieder die Ruhe des Landes, die Gesundheit der Landluft, die wohltätigen inneren Einflüsse der ländlichen Umgebung, die feinere, auch den künstlerischen Sinn fördernde Kultur des eigenen Hauses, des Landhauses schätzen. Diese immer stärkere, dem bisherigen Zuge in die steinerne Stadt entgegengesetzte Flucht aufs Land, die Freude auch des kleinen Mannes an irgendeinem Stück Acker oder Garten, die Betonung des Heimatlichen, der Bodenständigkeit in Kunst und Literatur, die Reformbewegung in der Tracht, die oft freilich mißverstandene, meist von Laien gepredigte naturgemäße Lebensweise, dies und anderes zeugt von der Sehnsucht nach der Natur. Mit ihr hängt auch die neuere Bewegung gegen die Zerstörung der Natur durch die technisch-industrielle Kultur (vgl. S. 26) zusammen. Wieder in England hat man zuerst danach gestrebt, die Schönheiten der heimischen Natur vor weiterer Minderung zu bewahren. Diese beinahe international gewordene Forderung des Heimatschutzes hat nun besonders in unserem Vaterland gezündet. Aber die Bewegung erstreckt sich nicht nur auf die Erhaltung der Naturdenkmäler, etwa charakteristischer Basaltkuppen oder Felsbildungen, die durch Steinbrüche gefährdet werden, oder der Reste bestimmter Landschaftsformen (Bruch,



Heide usw.), nicht nur auf die Wiederbelebung der durch die Verkoppelung und die „rationelle" Wirtschaft nüchtern gestalteten ländlichen Fluren (vgl. S. 15) durch Busch und Hecke, nicht nur auf den Schutz des ebenfalls unter dem Nützlichkeitsprinzip leidenden Waldes, sondern auch auf den Schutz der geschichtlichen Heimat, auf die möglichste Erhaltung des alten Stadtbildes, das moderne Verkehrsrücksichten arg geschädigt haben, der alten Tore, Mauern, Bauten, die früher allzu eilfertig niedergerissen wurden, ebenso auf die Erhaltung und Erneuerung des deutschen Dorfes mit seinen landschaftlich charakteristischen, also naturgemäßen Häusern, die zum Teil schon vor der kahlen, einförmigen städtischen Proletarierbauweise zurückgetreten waren. So verbindet sich in der Bewegung mit der Sehnsucht des Kulturmenschen nach der Natur ein neuerwachter Sinn für unsere Vergangenheit, der zum Teil wieder romantische Züge annimmt, aber auch jener überall zu spürende Aufschwung nationalen Fühlens (vgl. S. 493), der hier die alte Liebe zur deutschen Heimat, zum deutschen Boden neubelebt, endlich ein Erstarken künstlerischen Geistes, der unseren Vorfahren in höherem Grade zu eigen war.

Nimmt man hinzu, daß der Zug zur Natur selbst auf ein ästhetisches Empfinden mit zurückgeht, so könnte die Meinung mancher, daß ein neues *ästhetisches Zeitalter* anbreche, an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Ohne Zweifel durchdringt z. B. der Sinn für Form und Farbe jetzt mehr und mehr die kunstgewerbliche Tätigkeit bis zum Reklamebild herab. Es ist nicht mehr ganz so wie zu Riehls Zeiten, der meinte, daß wir nicht in einem künstlerischen, sondern in einem kunstgelehrten Zeitalter lebten. Aber es ist alles doch nur vereinzelt. Jene Erscheinung im Kunstgewerbe ist zum guten Teil äußerlich, künstlich gefördert. Vor allem, die *heutige Kunst* hat trotz all ihres Strebens keinen wirklichen Boden in der Nation. Sie *entbehrt des Stils*, weil die ganze Nation eines gemeinsamen höheren Fluidums entbehrt, das nach entsprechender selbstverständlicher Formgebung drängt. Der modernen Kunst, dem Produkt der modernen Nervenkultur, die feiner, raffinierter empfindet, feiner, zugespitzter sieht, die zugleich eine durchaus aus dem materiellen städtischen Milieu erwachsene nervöse Sinnlichkeit zeigt, mangelt es auch, was sich ebenso in der Musik, in der Literatur kundgibt, an ursprünglicher Kraft zu wirklich großen Schöpfungen. Immerhin geht durch die neue, im Gegensatz zu den rechnenden und weltzufriedenen industriellen, beamteten und gelehrten Banausen ideal fühlende, durch und durch subjektivistische, aristokratisch angehauchte Generation ein Drang, aus dem modernen Leben und Empfinden auf Grundlage einer verfeinerten Auffassung der Natur, in voller Würdigung einer höheren geistigen Bildung, in eifrigem Konnex mit dem wissenschaftlichen Streben, überall auf die organischen Kräfte zu gehen, ein neues, ästhetisch gerichtetes Menschengeschlecht erstehen zu lassen.

Aber werden wir so eine *wirklich deutsche Kultur* gewinnen? Sie ist die Sehnsucht vieler heutigen Deutschen, wie von einer solchen schon Richard Wagner erfüllt war. Neben jener Kulturmüdigkeit einerseits, dem kurzsichtigen Kulturstolz, wie herrlich weit man es gebracht habe, anderseits gibt es heute einen regen Kultureifer, hervorgegangen aus dem Empfinden, daß den Deutschen an einer wirklichen nationalen Kultur noch manches fehle. Zu ihrer Gewinnung genügen nicht die wirtschaftlichen und materiellen Errungenschaften, nicht die Höhe der Technik und Industrie: dazu gehören innere Faktoren. Die großen Kulturtaten werden immer nur von einzelnen Genies vollbracht, und nicht gering ist die Zahl der deutschen Kulturheroen. Durch sie ist der einstige Ruf der Deutschen als Barbaren der Bewunderung gewichen, die das Ausland den Leistungen der Deutschen in Musik, Dichtung und Wissenschaft

und nun auch auf den realen Gebieten des Lebens hat zuteil werden lassen müssen. Aber die Höhe eines Kulturvolkes ist auch nach der Gesamtkultur zu beurteilen, nach dem Maße, wie weit die Kultur auf der Eigenart des Volkes beruht, und wie weit sie das Volk durchdringt. Kein Zweifel, daß höhere Kultur immer nur auf einen Teil des Volkes beschränkt bleiben wird, bei Franzosen und Engländern so gut wie bei uns Deutschen, kein Zweifel, daß bildungsfeindliche und bildungsunzugängliche Elemente in jedem Kulturvolk in großer Zahl vorhanden sind, nicht nur in den niederen Schichten, kein Zweifel anderseits, daß in der allgemeinen elementaren Volksbildung Deutschland jenen ihm einst überlegenen großen Kulturnationen sogar voransteht, was freilich für eine wirkliche Volkskultur nicht allzuviel besagen will: aber in einer Beziehung zeigt das deutsche Volk gegenüber den Franzosen und Engländern und selbst den Holländern oder Dänen ein entschiedenes Manko. Ihm mangelt ein höherer Lebensstil. Mag sein, daß die in diesem Buch oft hervorgehobene Innerlichkeit der Deutschen und die oft allzu einseitige Pflege der idealen, der geistigen Kultur der Pflege einer Lebenskultur widerstreben. Ohne Zweifel ist auch, wovon in diesem Buche ebenfalls oft die Rede war, die künstlerische Ader des Deutschen, sein ästhetisches, sein Formempfinden — von der echt deutschen Kunst der Musik ist hier nicht die Rede — nicht so ausgebildet wie bei anderen Völkern, was übrigens gegen jene ästhetischen Kulturpolitiker spricht. Und drittens widerstrebt der Individualismus der Deutschen der „soziablen" Art der Franzosen und der Gleichförmigkeit der Engländer, läßt ihn in der gesellschaftlichen Kultur meist nur den lästigen Zwang sehen. Jedenfalls geht den Deutschen von jeher die Grazie ab; die Vernachlässigung der Formen auch im Äußeren, in der Kleidung, ist beinahe Tradition bei den Deutschen, und gerade deshalb stehen sie auch heute noch bei jenen Völkern wenigstens im Rufe halber Barbaren. Die Erkenntnis dieses Mangels hat die Deutschen wiederholt zur Anpassung an den Lebensstil jener feiner gesitteten Nationen mit ihrer älteren, wirklich national gewordenen Kultur geführt, auch zur bloßen Nachahmung, vor allem der französischen Gesellschaftskultur, während man sich heute mehr der englischen nähert. Das ist ein falscher Weg: aus der Eigenart eines Volkes kann allein sein Lebensstil herauswachsen. Einen gewissen traditionellen Lebensstil hat freilich der Deutsche, aber er ist nicht der feinste und wesentlich aufs Materielle und „Gemütliche" gerichtet. Vielleicht mag ein deutscher Lebensstil aus dem heute stark überwiegenden militärischen Geist der Nation einigen Nutzen ziehen: aber die Hauptsache muß doch die innerliche Art der Deutschen bleiben. Der höhere deutsche Lebensstil wird kommen, wenn wir ein dem ganzen Volk gemeinsames Kulturideal besitzen werden. Möge es eine nahe Zukunft erstehen lassen.

---

# Register.

II = Band II; Ziffern **ohne** Zusatz einer römischen Zahl bezeichnen Band I. Hauptstellen in längeren Zahlenreihen sind **fett** gedruckt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Geschichte der Französischen Literatur,*** von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** *Zweite Auflage.* Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . je | 10 | — |
| ***Weltgeschichte der Literatur,*** von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je | 10 | — |
| ***Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker,*** von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit 1361 Abbildungen im Text und 162 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 3 Halblederbänden . . je | 17 | — |

## Wörterbücher.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Konrad Duden.*** *Achte Auflage.* Gebunden, in Leinen . . . . . . | 1 | 60 |
| ***Orthograph. Wörterverzeichnis der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Konrad Duden.*** *Zweite Auflage.* Gebunden, in Leinen . . . . . | — | 50 |
| ***Handwörterbuch der deutschen Sprache,*** von Dr. ***Daniel Sanders.*** *Achte Auflage* von Dr. ***J. Ernst Wülfing.*** Geb., in Leinen . . | 10 | — |

## Verschiedenes.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Moderne Technik.*** Die wichtigsten Gebiete der Maschinentechnik und Verkehrstechnik allgemeinverständlich dargestellt und erläutert durch zerlegbare Modelle. Herausgegeben von Ingenieur ***Hans Blücher.*** Mit 1391 Abbildungen im Text und 15 zerlegbaren Modellen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . ***(Die „Moderne Technik" ist auch in 11 selbständigen, einzeln käuflichen Sonderabteilungen erschienen.)*** | 40 | — |
| ***Das Gerichtswesen des Deutschen Reichs.*** (Die Oberlandesgerichtsbezirke, mit farbiger Karte. — Die Amtsgerichte mit zuständigen Obergerichten und Gerichtstagen. — Die Gerichts- und Forstgerichtstagsorte mit ihren zuständigen Amtsgerichten. — Übersicht der Schutzgebietsgerichte. — Gerichtsverfassung und Gerichtskosten.) Geheftet . . . . . . . . . . . . . . . . . . | — | 75 |

## Meyers Klassiker-Bibliothek.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| **Arnim**, herausgeg. von *J. Dohmke*, 1 Band | 2 | — |
| **Brentano**, herausg. von *M. Preitz*, 3 Bände | 6 | — |
| **Bürger**, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band | 2 | — |
| **Chamisso**, herausg. von *H. Tardel*, 3 Bände | 6 | — |
| **Eichendorff**, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände | 4 | — |
| **Freiligrath**, herausg. von *P. Zaunert*, 2 Bände | 4 | — |
| **Gellert**, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band | 2 | — |
| **Goethe**, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden . . . | 30 | — |
| — große Ausgabe in 30 Bänden . . . | 60 | — |
| **Grabbe**, herausgegeben von *A. Franz* und *P. Zaunert*, 3 Bände . . . . . . | 6 | — |
| **Grillparzer**, herausg. von *R. Franz*, 5 Bände | 10 | — |
| **Gutzkow**, herausgeg. von *P. Müller*, 4 Bände | 8 | — |
| **Hauff**, herausg. von *M. Mendheim*, 4 Bände | 8 | — |
| **Hebbel**, herausg. von *Fr. Zinkernagel*, 6 Bände | 12 | — |
| **Heine**, herausgeg. von *E. Elster*, 7 Bände . | 16 | — |
| **Herder**, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände | 10 | — |
| **E. T. A. Hoffmann**, herausg. von *V. Schweizer* und *P. Zaunert*, 4 Bände . . . . | 8 | — |
| **Immermann**, herausg. von *H. Maync*, 5 Bände | 10 | — |
| **Jean Paul**, herausg. von *R. Wustmann*, 4 Bde. | 8 | — |
| **Kleist**, herausgegeben von *E. Schmidt*, 5 Bde. | 10 | — |
| **Körner**, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände | 4 | — |
| **Lenau**, herausg. von *C. Schaeffer*, 2 Bände | 4 | — |
| **Lessing**, herausg. von *G. Witkowski*, 7 Bde. | 14 | — |
| **O. Ludwig**, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bände | 6 | — |
| **Mörike**, herausgeg. von *H. Maync*, 3 Bände | 6 | — |
| **Nibelungenlied**, herausg. von *G. Holz*, 1 Bd. | 2 | — |
| **Novalis u. Fouqué**, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd. | 2 | — |
| **Platen**, herausgegeben von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*, 2 Bände . . . . . . | 4 | — |
| **Reuter**, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände . . . . | 10 | — |
| — große Ausgabe, 7 Bände . . . . | 14 | — |
| **Rückert**, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände | 4 | — |
| **Schiller**, herausgegeben von *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden . . . | 16 | — |
| — große Ausgabe in 14 Bänden . . . | 28 | — |
| **Shakespeare**, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung. Bearbeitet von *A. Brandl.* 10 Bände | 20 | — |
| **Tieck**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände | 6 | — |
| **Uhland**, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände | 4 | — |
| **Wieland**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände | 8 | — |

—— *In Leineneinband; für Halbledereinband sind die Preise um die Hälfte höher.* ——

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021091650

